Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

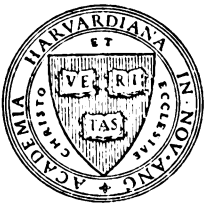
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Widener Library
3 2044 098 826 498
HD WID

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK
For the purchase of German books

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

(with gd.) for T.P.
P Germ 359.1

Das Deutschtum

Fritz Gerlich / Entwickelt sich die Menschheit?
Max Kloß / Der Allgemeinwert technischen Denkens
Adolf Dirr / Der Deutsche
Otto Stählin / Militärische Jugenderziehung
Ludwig Kemmer / Frauenhilfe
Wilhelm Kosch / Vergangenheit und Zukunft des Deutschtums in Österreich
Josef Hofmiller / Das Deutschland der Frau von Staël
Franz Koch / Feldgraue Gedanken zur Schulreform
Max Graf Bethusy-Huc / Brief aus dem Feld
Bruno Walter / Kunst und Öffentlichkeit

Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, Oktober 1916
Vierteljahr 4 M
Einzeln 1.50 M

B-
Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
APR 7 1924
LIBRARY
HUGO REISINGER FUND

Duncker & Humblot, Verlagsbuchhdlg., München und Leipzig

Soeben erschien:

Werner Sombart

Der moderne Kapitalismus

Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart

Zweite, neugearbeitete Auflage

Erster Band

Gr. 8° XXVI, 919 S.

Ein halbes Menschenalter nach dem Erscheinen der ersten Auflage dieses seit 10 Jahren vergriffenen, viel gepriesenen und viel befehdeten Werkes, das den nachhaltigsten Einfluß auf die Nationalökonomie der letzten 15 Jahre ausgeübt hat, liegt nunmehr der erste, fast tausend Seiten starke Band der zweiten Auflage vor. Von dem früheren Text ist kaum ein Zehntel wieder verwendet. Das neue Werk versucht ein Bild von der wirtschaftlichen Gesamtentwicklung der europäischen Völker von ihren Anfängen bis zur Gegenwart zu geben, in den unermeßlichen Reichtum der Einzelerscheinungen einzuführen und durch systematische Strenge den Überblick in jedem Stadium der Darstellung zu bewahren. Es ist ein mächtiges gelehrtes Werk, mit dem ganzen Rüstzeug der modernen Geisteswissenschaften gearbeitet, und gleichzeitig das großzügigste Kompendium und Lehrbuch der Nationalökonomie nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Der erste Band enthält neben einer begrifflich grundlegenden Einleitung die Darstellung der vorkapitalistischen Wirtschaft und der historischen Grundlagen des modernen Kapitalismus, während der ganze, umfangreiche zweite, völlig neugeschriebene Band, der sich im Druck befindet und im Jahre 1917 erscheinen wird, der Darstellung des Wirtschaftslebens im Zeitalter des Frühkapitalismus gewidmet ist. Ein dritter, später erscheinender Band soll dann die Vollendung, das Zeitalter des Hochkapitalismus schildern.

Preis 20 Mark. **In Halbpergament geb. 23 Mark.**

Digitized by Google

Das Deutschtum.

In diesem und späteren Heften soll der Versuch gemacht werden, einige unveränderliche Züge deutschen Wesens festzuhalten. Wir glauben, daß im allgemeinen Völker sich so wenig verändern wie Einzelpersonen und halten alle jene Erklärungen für oberflächlich, die aus zeitlichen Umständen das Wesen erklären wollen. Wir erklären nicht die geringen politischen Fähigkeiten der Deutschen aus dem kurzen Bestehen des Deutschen Reiches, sondern umgekehrt das kurze Bestehen des Deutschen Reiches aus den geringen politischen Fähigkeiten des deutschen Volkes; ja sogar die ungünstige geographische Lage Deutschlands ist vielleicht nicht Ursache, sondern Folge unpolitischer Eigenschaften. Erst aus dem Krieg haben wir die deutsche Geschichte verstehen gelernt; mit Schrecken sahen wir, daß die Gefahren, die für den Fortbestand des Deutschtums in diesem selbst gelegen sind, schon immer vorhanden waren, und unsere Besorgnisse gelten nicht etwa nur dem Handeln einzelner Staatsmänner, sondern auch dem zustimmenden Verständnis, das dieses Handeln bei Millionen findet. Wir sehen, daß die Neigung nach innen unduldsam und mißtrauisch, nach außen duldsam und vertrauend zu sein, schon immer vorhanden war. Daß das deutsche Volk schon immer dasjenige war, das den größten soldatischen Mut und die geringste Zivilkourage gehabt hat, woraus sich jene gefährliche Verbindung der starken Fäuste mit den schwachen Köpfen ergibt. Daß es schon immer ein kurzes Gedächtnis hatte für erlittene Unbilden wie für erwiesene Wohltaten. Die Undankbarkeit für große Männer jeder Art, verbunden mit unvergleichlichem Reichtum an solchen Männern. Der größte Aufschwung in der Stunde höchster Not verbunden mit der größten Sorglosigkeit in allen anderen Zeiten. All diese Eigenschaften stehen nicht dem befruchtenden Walten des Einzelnen für die Menschheit entgegen,

Digitized by Google

aber dem Bestehen und Gedeihen des Staates. Die Gefahr ist, daß die Welt am deutschen Wesen genesen und die deutsche Macht an ihm zugrunde gehn wird. Uns ist die Macht kein letztes Ziel, sondern nur das Mittel um das Deutschtum zu erhalten; aber viele von uns, denen Politik und Militärwesen bis zum Krieg als etwas Äußerliches erschien, sehen jetzt ein, daß jene innere Stimme und jene Tragik, die in unsern großen Künstlern leben, auch in einem Tirpitz leben und daß erst der Ernst, die Treue und der Mut, die unsere Truppen und Marineleute im Krieg beseelen, im politischen Leben dem Deutschtum zum vollen Durchbruch verhelfen würden. Welche Gefahren ihm drohen, werden in der naheliegenden Gegenwart nur wenige sehen, insbesondere in unserer jetzigen Gegenwart, nach einer Periode des Aufschwungs, von dem Martin Spahn erst kürzlich im Hochland gezeigt hat, in welchem Umfang er Werk eines Einzelnen, Bismarcks, ist, des Widerspiels aller jener unpolitischen Eigenschaften, und wie wir mit den Resten und Fortwirkungen seiner Staatskunst diesen Krieg bestehen. Deutlicher wird das Wesen eines Volkes im Rückblick auf Zeiten, mit denen uns nicht die Irrungen und Leidenschaften des Tages verbinden, also durch die Geschichte (zu der wir beim kurzen Gedächtnis des deutschen Volkes alles rechnen, was länger als drei Wochen zurückliegt). Es sei daher der Blick in die Vergangenheit gelenkt, nicht um der Vergangenheit, sondern um der Zukunft willen.

Digitized by Google

Entwickelt sich die Menschheit?

Von Fritz Gerlich, Assessor am K. Kreisarchiv in München.

Mit diesem Kriege ist eine Wissenschaft wieder zu Ehren gekommen, von der man vorher in breiten Kreisen nur mehr mit einer gewissen Geringschätzung sprach: die politische Geschichte. Viele, die sicher seit ihrer Schulzeit kein Geschichtswerk mehr zur Hand genommen haben, lesen heute jede Untersuchung über das geschichtliche Werden der kriegführenden Mächte mit solcher Andacht und Ausdauer, daß man darin ein Zeichen der allgemeinen Wiederbelebung des historischen Sinnes hat sehen wollen. Ja es ist sogar schon der Hoffnung Ausdruck gegeben worden, es möchte sich aus diesem geschichtlichen Interesse sogar geschichtlicher Sinn und politisches Denken in Deutschland entwickeln. Wir haben jedoch in der Geschichte unseres Volkes gerade vor hundert Jahren schon einmal die Erfahrung machen können, daß größtes geschichtliches Interesse und völlig ungeschichtliches Denken in der Politik durchaus friedlich nebeneinander hergehen können. Daher bietet die neuerwachte Teilnahme an der geschichtlichen Entwicklung der Gegenwart an sich noch keineswegs eine Bürgschaft für eine historisch-politische Betrachtung der Zeit, wenn wir nicht über neugieriges Interesse an den Tatsachen hinaus vordringen zum Verständnis für die treibenden Kräfte und die Methode.

Alle Nutzanwendung geschichtlicher Erfahrungen setzt voraus, daß wir die Geschichte gemäß ihren eigenen Denkprinzipien betrachten. Haben wir das in der Gegenwart getan? Sind wir heute freier von einer vorgefaßten Meinung als unsere Vorfahren vor hundert Jahren? Der Historiker möchte diese Fragen verneinen. Ihm will scheinen, als sähen wir Zeitgenossen ebenso durch eine Brille wie jene aus der Aufklärung und Romantik. Nur hat die Brille, durch die wir Gegenwart und Vergangenheit sehen, einen anderen Namen. Sie heißt: Entwicklungsidee.

Wir Menschen des ausgehenden 19. Jahrhunderts sind gewohnt, den ganzen Prozeß des Geschehens — nicht nur in der Menschheit, sondern in der gesamten organischen Welt — als eine ständig fortschreitende Entwicklung von niederer zu höherer Daseinsform anzusehen. Die logische Natur dieser Idee ist hier für uns gleichgültig, für uns kommt nur die Tatsache ihrer Wirkung in Frage. Und da müssen wir sagen, daß sie das Denken der Zeitgenossen in außerordentlichem Umfange beeinflußt. Ja, sie übt ihre Wirksamkeit auch dort, wo der ihr Unterliegende keine Ahnung von dieser Beeinflussung hat. Ihre weltpolitische Ausdeutung aber hat diese Idee in der Vorstellung von der Entwicklung zu einem höheren Menschentum gefunden, wie sie der ganzen internationalistischen Kulturgemeinschafts- und Weltfriedensidee zugrunde liegt.

Der Weltfriedensinternationalismus hegt den Glauben, daß es möglich sei, aus den in die verschiedensten Nationalitäten gespaltenen Menschen dieser Erde eine große, durch Kultur und Sitte verbundene Gemeinschaft zu machen, innerhalb welcher alle bisher durch Kriege ausgetragenen Nationalitäten- und Interessengegensätze durch Rechtsspruch erledigt werden. Diese Vorstellung von einer kommenden Menschheitsgemeinschaft ist an sich schon erheblich älter als die angeblich naturwissenschaftliche Entwicklungsidee. Sie entstammt der Aufklärungsperiode. Ein klassischer Vertreter dieser Ideen ist der Zeitgenosse und An-

Digitized by Google

hänger Adam Smiths, der englische Staatsmann Thomas Pownall, der sie in einem Mémoire adressé aux Souverains de l'Europe 1780 schon ganz in der gleichen Weise — mit internationalen Kongressen, Schiedsgerichten usw. — entwickelt, wie die Pazifisten der Gegenwart. Sie liegt auch dem einen wissenschaftlichen Kinde dieser Periode — der Nationalökonomie — teilweise heute noch im Blute. Hinter der Lehre vom Freihandel und der internationalen Arbeitsteilung verbirgt sich der Glaube an die internationale Menschheitsgemeinschaft genau so wie heute hinter der „Friedensbewegung". Das ist eine Tatsache, auf die schon Friedrich List nachdrücklich hinweist. Diese Abstammung aus der Aufklärung wirkt heute noch weiter. Ihr verdanken die internationalistischen Vorstellungen ihren aller geschichtlichen Erfahrung widersprechenden Charakter. Oder richtiger gesagt: Nur der absolute Mangel an jeder geschichtlichen Einsicht machte es der Aufklärung möglich, einen solchen jeglicher geschichtlichen Erfahrung widerstrebenden Gedanken zu konstruieren. Die neue naturwissenschaftliche Theorie von der Entwicklung der organischen Welt aber brachte diesen Vorstellungen eine neue Glaubensunterlage und machte sie dadurch fähig, auch heute wieder Wirkungen auszuüben. Das „Wie" ist höchst einfach. Ein wenig Aufmerksamkeit bei der Diskussion mit einem Vertreter dieser internationalen Friedens- und Verständigungsidee schon verrät das ganze Geheimnis. Wenn man die Durchführbarkeit des Ideals im Hinblick auf die geschichtlichen Erfahrungen der Vergangenheit bezweifelt, so wird man sofort darauf aufmerksam gemacht, daß diese Heranziehung der Geschichte einen Trugschluß und Irrtum enthalte: Man übersähe den Unterschied zwischen dem Grade der Kultur- und Menschheitsentwicklung der Vergangenheit und Gegenwart. Diese Entwicklung mache es unmöglich, die Erfahrungen der Vergangenheit auf die Gegenwart anzuwenden. Im früheren Stadium der Entwicklung sei die Verwirklichung der Friedensidee allerdings nicht möglich gewesen, heute aber sei sie möglich. Und dann kommt als Beweis dieser Möglichkeit die Aufzählung einer ganzen Reihe internationaler Verständigungen, angefangen von der Genfer Konvention über das Rote Kreuz bis zu den Haager Friedenskonferenzen und den deutsch-englischen Verständigungsverhandlungen.

Gegen alle Einwände von der Natur des Rechtes und der Natur des Menschen wird stets der erste Glaubensartikel dieser Sekte ins Treffen geführt: Wir entwickeln uns zu einem höheren Menschentum. Dieser Einwand schlägt — ganz folgerichtig gedacht — jegliche Möglichkeit der Anwendung von Lehren der Geschichte aus dem Felde. Denn eines ist in der Tat logisch unbestreitbar: Ändert sich die menschliche Psyche, entwickelt sich die Menschheit wirklich zu einer höheren Daseinsform, so ist eine Anwendung der Lehren der Vergangenheit auf die Gegenwart natürlich ausgeschlossen, denn ihre Anwendbarkeit setzt die Gleichheit der Psyche voraus. Damit kommen wir zu dem springenden Punkt: Angewandte Geschichte hat zur methodischen Voraussetzung, daß das psychische Phänomen Mensch ewig gleich sei; mit andern Worten, daß der populärnaturwissenschaftliche Gedanke mit seiner Annahme einer Entwicklung zu höherer — also anderer — Menschheitsform für das Gebiet der Geschichte hinfällig ist.

Wir sind uns der Tatsache wohl bewußt, daß die Ablehnung der Gültigkeit der Entwicklungsideen für die Geschichte in den Augen vieler Zeitgenossen eine Absurdität ist. Deshalb hätten wir diesen Gedanken, dem wir bereits vor mehreren Jahren nach einer besonderen Richtung hin eine größere

Digitized by Google

Untersuchung gewidmet haben, wie damals so auch heute noch vorsichtig in der Form der Spezialuntersuchung gehalten. Aber die Bedeutung der Entwicklungsidee für die Bildung der politischen Vorstellungswelt läßt es als Pflicht erscheinen, ihn einmal im Zusammenhalt mit seinen Konsequenzen für die Bildung politischen Denkens in unserm Vaterlande zu erörtern.

Unsere Behauptung ist: Für die Geschichte hat die Entwicklungsidee in populärnaturwissenschaftlichem Sinne, d. h. im Sinne einer konstitutionellen Höherartung der Menschheit keine Gültigkeit. Die Geschichtsforschung kennt nur ein stets wesensgleiches psychisches Phänomen Mensch. Diese Behauptung ist jedoch nicht in dem Sinne zu verstehen, als bestritten wir die Charakterbesonderheiten der Rassen, beziehungsweise der aus Rassenmischungen hervorgegangenen Nationalitäten. Im Gegenteil! Für uns sind gerade diese nationalen Charakterbesonderheiten mit die wichtigsten Gestalter des geschichtlichen Verlaufes. Unsere Behauptung besagt vielmehr nur, daß diese Nüancierung der Menschheit nur eine — allerdings für den Historiker ganz besonders belangreiche — Erscheinungsweise des hinter ihr stehenden psycho-physischen Phänomens ist, das wir als Mensch bezeichnen. Dieses psycho-physische Phänomen Mensch ist behaftet mit einer Summe von Trieben, Denkfähigkeit, Eindrucksfähigkeit, Willen oder wie man sonst die uns wohlbekannten Eigenschaften heißen mag, die in ihrer Gesamtheit uns veranlassen, ihren Träger zum Unterschied von anderen Organismen eben als „Mensch" zu bezeichnen. In konsequenter Anwendung der Entwicklungsidee müßten wir dieses Phänomen Mensch nun als Produkt einer Entwicklung ansehen, die, mit den Protozoen beginnend, durch die ganze organische Welt hindurchgeht und im Menschen zurzeit das letzte Glied in der Reihe der Arten aufweist. Nach den Prinzipien der Entwicklungsidee gäbe es absolut keinen zwingenden Grund zu der Annahme, daß der heutige Mensch das letzte Glied, das Telos dieser rein teleologisch gedachten Entwicklung bleibe. Ganz im Gegenteil müßte vielmehr eben aus diesen Prinzipien heraus gefolgert werden, daß diese Entwicklung weiterschreitet. Allerdings können wir bis jetzt die Bildung einer derartigen höheren Art nicht feststellen, weshalb dem Entwicklungsgedanken von seinen politischen Anhängern — mit Ausnahme der Rasseveredler, die ihn überhaupt erheblich konsequenter denken — heute nicht so sehr eine somatische, als eine psychische Richtung gegeben wird. Sie suchen die Höherentwicklung heute vor allem auf psychischem Gebiete, indem sie — allerdings mehr in praktischen Lehren als in Bewußtheit ihres theoretischen Grundgedankens — eine Veränderung des Trieblebens der jetzigen Menschheit im Sinne einer Veredelung und steigenden Unterjochung durch den Intellekt annehmen. Die äußere Erscheinung dieses Prozesses ist ihnen die Entwicklung der „Kultur". Aus ihr — im Zusammenhalt mit der Theorie — entnehmen sie den Glauben, der Mensch werde sich in Kürze — wenn man nur die äußeren Bedingungen wie internationale Verträge, Schiedsgerichte, Friedenskongresse, Abrüstung usw. usw. herstelle — in seinem Wesen so ändern, daß er zu ganz neuen Formen des gemeinsamen Lebens komme. Als diese neuen Formen erwarten sie den ewigen Weltfrieden und die sonstige Verwirklichung ihrer Humanitäts- und Kultur- und Menschheitsgemeinschaftsideale.

Wollten die Anhänger dieser — wir dürfen wohl sagen — Weltanschauung sich in ihrer Werbetätigkeit auf die Darlegung ihrer theoretischen Glaubenssätze beschränken, so würde ihr Einfluß auf die Zeitgenossen gering sein. Ihre gerade

Digitized by Google

den Laien am stärksten packenden Argumente aber entnehmen sie einer oberflächlichen Betrachtung der Menschengeschichte, bei der sie äußere Erscheinungsformen mit innerem Wesen ständig verwechseln und sich ganz einer optimistischen Nützlichkeitsphilosophie auf rein rational-individualistischer Basis hingeben. Daher genügt es nicht, nur den theoretischen Unterbau, d. h. ihre Weltanschauung aufzudecken, wir müssen auch den praktischen Angelpunkt ihrer ganzen Stellung: die Annahme einer Veränderung — Entwicklung — des Menschen in teleologischem Sinne aus der Geschichte selbst heraus untersuchen.

Wir können Geschichtswissenschaft als die Betätigung von Rückschlüssen aus den Objektivierungen menschlicher Tätigkeiten und daraus erfolgende Konstruierung einer Vorstellung vom Lebensverlauf dieser Menschen bezeichnen. Als solche Objektivierungen — als die sogenannten Quellen — bieten sich uns die Funde an Werkzeugen, Waffen, Bauten, Kunstwerken und schriftlichen Aufzeichnungen aller Art. Niemals aber bietet sich uns ein Genosse der Zeit, in der diese Quellen entstanden sind, um uns Rede und Antwort zu stehen. Diese Feststellung klingt in ihrer Selbstverständlichkeit zunächst absonderlich. Aber gerade sie ist für das Verständnis des Ganzen besonders wichtig. Kein Zeitgenosse sagt uns, was er z. B. bei diesen Kunstwerken gefühlt oder mit jenen Geräten bezweckt hat — denn auch für die schriftliche Aufzeichnung gilt das gleiche: kein Zeitgenosse verrät uns, wie die Vorstellung eigentlich beschaffen war, die mit den Worten beziehungsweise Begriffen und Gefühlsbezeichnungen jener Schriftfunde seinerzeit verknüpft war. So bleibt uns nur der eine Weg: Wir sehen, aus welchen Gründen, mit welchen Gefühlsvorstellungen in der Gegenwart solche Objektivierungen menschlicher Tätigkeit — Quellen für die zukünftige Geschichtsforschung — geschaffen werden und übertragen diese Erfahrung auf die Vergangenheit. Wir nehmen von vornherein an, der Mensch der Vergangenheit sei ein vernunftbegabtes, mit einem, dem unsern gleichen Trieb- und Seelenleben behaftetes Wesen. Würden wir diese Annahme ablehnen, so gäbe es keine Geschichtswissenschaft, da dann die Quellen für uns stets stumm blieben.

Diese theoretische Voraussetzung der Geschichtswissenschaft — stete Wesensgleichheit des psychischen Phänomens Mensch — findet ihre Stütze in den Einzelerfahrungen der geschichtlichen Forschung. Jede — auch die älteste — Überlieferung menschlichen Geisteslebens offenbart uns stets einen Menschen, der uns gleich ist. So zeigt sich uns der Mensch der Frühgeschichte in seinen Zeichnungen und sonstigen Kunstschöpfungen als ein Wesen, das von der Außenwelt die gleichen Eindrücke der Erscheinungen empfängt wie wir. Denn er bildet sie in der gleichen Weise wieder. Seine Werkzeuge verraten uns dieselbe Methode rationalen Überlegens, die uns leitet. Sobald die Schriftlichkeit einsetzt, die uns sein Seelen- und Verstandesleben nicht mehr sozusagen indirekt, sondern direkt vermittelt, erweitert und spezifiziert sich nur das alte Bild. Die Psalmen der Bibel, die Gesänge des Homer, sie lassen auch unsere heutigen Empfindungszentren auf das stärkste mitschwingen; das Gesetzbuch eines Hammurabi, die Untersuchungen eines Plato und Aristoteles verraten dieselbe Denkweise und mindestens dieselbe Denkkraft, wie die der Gegenwart. Auch auf einem scheinbar ganz „modernen" Gebiet, der sogenannten kapitalistischen Wirtschaft zeigt sich das gleiche Bild. Gerade die uns so modern anmutenden Erscheinungen des Geldverkehrs — z. B. die Zahlung durch Bankinstitute mittels

Digitized by Google

Scheck — sind ein Erbe des frühen Altertums, das schon alle Institute unseres heutigen Handelsrechts nach gleichen Prinzipien ausgebildet hatte, soweit sie nicht, wie z. B. das Eisenbahntransportrecht, vermöge ihrer technischen Bedingtheit jener Zeit unmöglich waren. Wir mußten daher in unserer Untersuchung über „Geschichte und Theorie des Kapitalismus"[1]) uns unter dem Zwang der geschichtlichen Tatsachen entschließen, mit dem landläufigen Entwicklungsgedanken zu brechen und zu bekennen: „Die gegenwärtige Wirtschaft, die wir die kapitalistische nennen, ist wesensgleich mit der der Vergangenheit. Wenn trotz gleichen Zieles die Arbeitsprozesse nur im Handel die gleichen geblieben sind, in Industrie und Landwirtschaft aber weitgehende Verschiedenheiten aufweisen, so ist dies in dem Umstande begründet, daß der Handel als reiner Denkakt von äußeren Bedingungen frei ist, während Industrie und Landwirtschaft an den jeweiligen Stand der naturwissenschaftlichen Kenntnis gebunden sind. Vervollkommnungen in der Denkmethode aber sind, wie die Geschichte der Logik zeigt, seit der Antike nur noch äußerst selten geglückt, während die Weitung unserer Kenntnis und Erkenntnis seit dieser Zeit Fortschritte von außerordentlicher Tragweite gemacht hat. Die Veränderungen des Wirtschaftslebens seit der Antike beruhen daher kurz gesagt auf einer Mehrung unseres Wissens bei gleichbleibender Methode des Denkens."

Was wir hier von der einen Erscheinungsform menschlicher Geistestätigkeit, nämlich der Wirtschaft, feststellen, gilt ebenso von jedem anderen Gebiete. Es wäre daher falsch, wollte man aus dem Umstand, daß wir der Wirtschaft eine größere Beachtung schenken, den Schluß ziehen, als seien diese Prinzipien auf sie beschränkt. Die Gründe dieser Bevorzugung sind vielmehr persönlicher Natur: Als Wirtschaftshistoriker argumentieren wir natürlich am liebsten aus unserm Forschungsgebiet. Ebensosehr aber liegt uns angesichts der Wichtigkeit des Gegenstandes daran, den Schein zu vermeiden, als sei unsere Ansicht über die Entwicklung eine Theorie des Augenblicks, die Gefühlsaufwallung eines durch den Krieg Neubekehrten. Böte eine Monatsschrift den Raum, so könnte die Feststellung der steten Gleichheit der menschlichen Psyche ohne Schwierigkeit auch für jedes andere Geistesgebiet durchgeführt werden. Den naturwissenschaftlichen Entwicklungstheoretikern sind diese Erscheinungen auch nicht verborgen geblieben. Doch suchen sie die Wucht dieser Tatsachen dadurch zu beseitigen, daß sie behaupten, die Entwicklung des Menschen von niederen zu höheren Formen umfasse so viele Jahrtausende, beziehungsweise Jahrmillionen — mit Zahlen sind sie so freigebig wie Kitchener und Lloyd George —, daß eine so geringe Spanne Zeit, wie die geschichtliche Kenntnis sie umfaßt, gar keine Rolle spiele. Es sei wohl möglich, daß in dieser geschichtlichen Periode keine Veränderung mehr wahrnehmbar sei. Das hebe aber die Geltung des durch die Erdgeschichte bewiesenen Entwicklungsgesetzes auch für die Geschichte der Menschheit nicht auf. Wir wissen wohl, daß die exakten Naturwissenschaftler mit den Popularisierern dieser angeblich naturwissenschaftlichen Entwicklungsidee in der Tragweite und den Konsequenzen keineswegs gleicher Auffassung sind. Für den Historiker aber kommt vor allem — wie wir schon eingangs bemerkten — die Wirkung auf die Zeitpsyche, die Vorstellung, die sich die Zeitgenossen von dieser Idee machen, in Frage. Und hier sind die populärnaturwissenschaftlichen Schriftsteller, nicht die exakten Forscher bestimmend. Deshalb wollen wir uns hier über die „Be-

[1]) München, Duncker & Humblot, 1913.

Digitized by Google

weise" der Entwicklungstheorie auch gar nicht streiten, sondern ruhig die Behauptung hinnehmen, daß der Mangel einer Nachweisung der Entwicklung in der geschichtlichen Zeit für die Naturwissenschaften ohne Belang sei. Damit ist aber noch längst nicht bewiesen, daß das gleiche auch für die Geschichte zutrifft. Hier bleibt nach wie vor die Tatsache bestehen, daß eine Entwicklung in dem Sinne, wie die populäre Naturwissenschaft sie sich denkt, in der Geschichte und mit den Mitteln der Geschichte nicht erweisbar ist.

Aber behaupten wir da nicht etwas offenbar Absurdes? Beweist nicht gerade die Geschichte mehr als irgendeine andere Wissenschaft, daß die Menschheit sich entwickelt? Kein Vernünftiger wird doch im Ernst bestreiten wollen, daß die Kultur der Gegenwart eine völlig andere und auch viel höhere ist, als z. B. die der Babylonier, die wir vorher zum Vergleich heranzogen. Gewiß! Die „Kultur" ist eine andere. Die „Kultur" entwickelt sich auch. Aber dieser ganze Einwand von der „Kulturentwicklung" ist im Grunde nur Spiegelfechterei. Denn „Kultur"entwicklung und „Menschheits"entwicklung sind keineswegs identisch, so beliebt diese Gleichsetzung auch sein mag. Kultur ist objektivierte und dann aufgehäufte Erfahrung mit Einschluß des Erlebnisses, z. B. des künstlerischen, religiösen u. s. f. Kultur ist mithin das Produkt menschlicher Geistestätigkeit. Kulturentwicklung aber ist Mehrung des Schatzes an Produkten beziehungsweise Verbesserung derselben durch die Geistestätigkeit der einander folgenden Menschengenerationen. Es ist daher scharf zu scheiden zwischen Produkt und produzierendem Subjekt und der der heutigen Auffassung von Kulturentwicklung zugrunde liegende Rückschluß von der Änderung des Produktes auf eine Änderung des Kultur schaffenden Subjektes bedarf des Beweises. Dieser Beweis aber ist nicht zu erbringen, da die geschichtlichen Tatsachen sich gegenteilig aussprechen. Beispiele mögen diese Feststellung erklären.

Die griechischen Philosophen legen die Grundlagen der Mathematik. Einer — oder viele, was ganz gleichgültig ist — hat durch Nachdenken eine Feststellung gemacht; nehmen wir an, Pythagoras hat den nach ihm benannten Lehrsatz erfunden. Sobald er von diesem Ergebnis seiner Geistesarbeit seinen Zeitgenossen Mitteilung gemacht hat, ist die Tatsache der Erfahrung — das mathematische Gesetz des pythagoräischen Lehrsatzes — von der Person seines Entdeckers getrennt, also ihm gegenüber zum Nicht-Ich geworden, d. h. objektiviert. Von nun an kann die später die Erde bevölkernde Menschheit den Lehrsatz nehmen, wie man einen Stein nimmt, und mit seiner Hilfe weitere Erfahrungstatsachen — mathematische Gesetze — feststellen. Alle Entwicklung in der Mathematik besteht somit in weiter nichts als in einer ständig sich mehrenden Empirie. Ein anderes Beispiel: Archimedes entdeckt das „Gesetz des spezifischen Gewichtes". Wir wissen seitdem, daß die Anziehungskraft der Erde je nach dem Medium — Luft, Wasser —, in dem ein Körper sich befindet, gesetzmäßige Erscheinungen zeitigt. Wir wissen, daß hier Wechselwirkungen zwischen dem Gewicht und dem verdrängten Volumen Wasser bestehen, die die Möglichkeit geben, den Körper nach Willkür im Wasser schwimmen, schweben, sinken oder steigen zu lassen, und bauen unter Zuziehung anderer Erfahrungen, wie der Kraftmaschine usw. mit Hilfe dieses archimedischen Gesetzes das Unterseeboot. Ein anderes Beispiel: Wer hat uns das moderne Verkehrswesen, die moderne Industrie und damit die heutige „technische Kultur" gebracht? Die Mehrung unserer Kenntnisse von der Expansivkraft, die sich bei der Überführung von Kör-

Digitized by Google

vern aus einem Aggregatzustand in einen andern entwickelt, und damit die Kraftmaschine, die den gesamten Arbeitsprozeß umgewandelt hat, indem sie neben dem Tier dem Menschen eine Gehilfin wurde. Aber die ganze technische Entwicklung ist doch nichts als sich mehrende Kenntnis (Empirie) der Eigenschaften und Kräfte der Natur. (Siehe den Abschnitt „Die Kraftmaschine" in meiner Geschichte und Theorie des Kapitalismus, der zu zeigen unternimmt, wie die ganze technische Entwicklung im wesentlichen nur in einer Erweiterung unserer Kenntnis von der Natur besteht. Während die Antike nur Eigenschaften kennt, kennen wir jetzt auch deren Verwandlung in Kräfte.) Unsere heutige landwirtschaftliche „Kultur" aber ist im Grunde nur sich mehrende Kenntnis von der Pflanzen- und Tierphysiologie.

Aber nicht nur die Entwicklung der sogenannten „Materiellen Kultur" ist nichts weiter als sich mehrende Erfahrung. Auf dem Gebiete der Weltanschauung ergibt sich ganz das gleiche Bild. Die empirische Feststellung, daß die Erde sich um die Sonne und nicht umgekehrt die Sonne um die Erde dreht, bringt uns eine völlig neue Anschauung vom Weltall und damit den Aufschwung der modernen Philosophie. Sehen wir uns aber diese Philosophie selbst an, so finden wir auch wieder weiter nichts als griechische usw. Problemstellungen vermehrt, verbessert durch die Nützung der unzähligen Erfahrungen, die seitdem gemacht worden sind. In den Grundwerturteilen selbst ist nur eine Verfeinerung — Vertiefung — der Erkenntnis feststellbar, keine Änderung des Erkenntnisvermögens im Sinne einer höheren Menschlichkeit.

Wie sehr aber in den Lebensäußerungen des Menschen selbst — seinem Verhältnis zu Mensch und Umwelt — in Staat, Religion, Sitte usw. die Entwicklung fehlt, sehen wir an der unbestreitbaren Tatsache, daß das Griechenland des 5.—4. Jahrhunderts, das Rom des 1. Jahrhunderts v. Chr. um dieselben Probleme der staatlichen Organisation — Demokratie, Monarchie, soziale Fragen — rang wie wir (Pöhlmann). Welche „Entwicklung" haben wir aufzuweisen im Epos über Homer, in der religiösen Dichtung über die Psalmen, in der bildenden Kunst über Praxiteles usw.? Sehen wir von dem Teil der Erscheinungsform ab, der durch den jeweiligen Stand der Erfahrungen bedingt ist, so finden wir überall Menschen, die uns gleich sind, in gleicher Weise die gleichen Probleme zu lösen suchen. Stets denkt die Menschheit zweckmäßig. Nur müssen wir nicht verlangen, daß sie jeweils aus unserem Erfahrungsschatz heraus zweckmäßig denke. Sie kann es nur aus dem ihren heraus tun. Wir tun's aus ihrem Erfahrungsschatz heraus und damit aus alledem, was die Generationen, die vor uns lebten, erdacht, erarbeitet, objektiviert und uns als Erbe hinterlassen haben. Dieser Erfahrungsschatz beeinflußt natürlich auch die Sitte und das Recht. Manches läßt er bestehen, manches ändert er, paßt er der gemehrten Erfahrung vom Menschen und Leben an. Überhaupt ist die sich mehrende Erfahrung eine fast allmächtige Umgestalterin. Sie ändert die ganze „Kultur" ständig; nur ihren Schöpfer, den Menschen, als geistiges Wesen ändert sie nicht. Es wäre auch zu sonderbar, wenn das Produkt — die Erfahrung beziehungsweise Kultur — seinen Schöpfer ändern sollte.

So kommen wir zu der Feststellung, daß alle Kultur-„Entwicklung" nur eine Mehrung des Erfahrungsschatzes ist. Selbst auf dem menschlich-persönlichsten Gebiete in Sitte und Glaube trifft diese Feststellung zu. Was den Menschen

Digitized by Google

der Zeit vor 4000 Jahren vom Zeitgenossen unterscheidet, ist nicht eine höher geartete — entwickelte — Psyche, sondern es ist die gleiche Psyche mit den gleichen Fähigkeiten und Eigenschaften, aber vermehrtem Vorstellungsinhalte. Aber haben wir uns nicht doch in unserm Empfindungsleben „entwickelt", haben wir nicht ein viel feineres Empfinden als die Menschen vergangener Tage? Die Milde unseres heutigen Strafrechts, das Mitgefühl mit nichtmenschlichen Lebewesen unterscheidet uns doch offenbar von der Zeit der Carolina und noch früheren Zeiten. Die berühmte Szene der Odyssee, die uns das Wiedersehen zwischen Odysseus und seinem alten Hofhunde schildert, die Tierliebe so vieler Naturvölker allerdings zeigt uns, daß auch frühen Zeiten und primitiven Menschen das Mitgefühl mit Tieren nicht fremd gewesen ist. Und die uns so grausam anmutende Strafrechtspflege vergangener Tage beruht nicht so sehr auf größerer Roheit des Gefühls als auf einer Vorstellungswelt, der viele dieser Handlungen als vernünftiger und gerechter Rechtsvollzug erscheinen mußten. Immerhin könnte die heute tatsächlich geübte größere Milde gegen mich sprechen, wenn sie nicht — worauf mich Professor Paul Nikolaus Cossmann hinwies — doch im Grunde nur auf einer größeren Empfindlichkeit unseres Nervensystems durch die Kulturbeanspruchung — der berühmten „Nervosität" — beruhen würde, soweit sie nicht schon, wie eben gezeigt, in der Änderung unserer Vorstellungswelt ihre Ursache findet. Denn sobald die Grausamkeiten fern von uns vor sich gehen oder unser Interesse nicht berühren, sind sie uns zumeist höchst gleichgültig. Die Amerikaner z. B., die sich über die belgischen Greuel so entrüsten, finden keine Veranlassung die Lieferung von Kriegsmaterial zu unterlassen, obwohl viele Tausende dadurch um Leben und Gesundheit kommen. Und dieselben Amerikaner teeren und federn ihre Neger im eigenen Lande, ohne daß die Staatsgewalt die nötige Anstrengung zur Unterdrückung dieser „Greuel" macht. Wenn nun gar die Leidenschaft entfacht wird — wie bei Boxkämpfen usw. —, geht überhaupt jegliches Gefühl für Greuel und Grausamkeit verloren, weil die eine Vorstellung durch stärkere Reize anderer Art aufgehoben wird. Auch hier liegt also nicht eine Änderung oder Entwicklung der Psyche, sondern nur ein Kampf der Vorstellungsinhalte vor, der fast ausnahmslos gemäß den jeweiligen Interessen des Trägers entschieden wird. Die Amerikaner, die die Lasten der Wehrmacht durch Völkerrechtsverträge zu umgehen hofften, sind natürlich durch die Tatsache unangenehm berührt, daß solche Verträge — wie das belgische Beispiel zeigt — keinen tatsächlichen Schutz gewähren. Deshalb ihre Parteinahme für „Recht und Humanität". Ihre Geschäftsinteressen andererseits veranlassen sie, das „Recht" auf Kriegslieferungen ebenso als ein „Menschenrecht" zu betonen. Schon dieser Widerspruch zeigt, daß die Entrüstung über Grausamkeiten nicht einer „entwickelbaren" Psyche entspringt, sondern daß Vorstellungsinhalte und Interessen auch hier die Ursachen von Erscheinungen sind, die flüchtige Betrachtung als Wesensänderung ansehen möchte. Der Einfluß der sich ändernden Vorstellungsinhalte auf die Betätigung der Psyche — nicht die Psyche an sich — ist es, was hier in Erscheinung tritt. Die Psyche des Menschen der Hammurabizeit besitzt einen um die Erfahrungen der vier Jahrtausende (2100 v. Chr. bis 1916 n. Chr.) geringeren Vorstellungsinhalt als die des heutigen Menschen. Sie erscheint deshalb einem oberflächlichen Beobachter, der die Hilfsmittel des Denkens usw., die Erfahrungen, mit der Denkfähigkeit, dem Fühlen und der Methode verwechselt, roher und primitiver als die unsere.

Digitized by Google

Sowie wir aber die Verschiedenheit der Vorstellungsinhalte beziehungsweise Denkmittel mit in Rücksicht ziehen, verschwindet diese „Primitivität", und es erscheint die gleiche Psyche. Bildlich gesprochen: Nicht die Menschheit ändert sich, es ändert sich nur ihr Kleid, dessen Schnitt zeitlich — durch den Erfahrungsschatz — bedingt ist.

Andererseits tritt uns dort, wo der Vorstellungsinhalt der menschlichen Psyche ein gleicher ist, wie der von uns Menschen des 20. nachchristlichen Jahrhunderts, auch sofort dieselbe „Kultur" entgegen, unbeschadet ob zwischen uns und jener Zeit nur Jahrhunderte oder gar Jahrtausende liegen. Schlagende Beweise für die Richtigkeit dieser Behauptung bietet die buddhistische Kultur. Bekanntlich ging Buddha von der Gleichheit aller Menschen aus und lehrte eine ungemessene Milde und Menschenliebe; ja er erhob die Liebe zu den andern lebenden Wesen geradezu zur höchsten Tugend. Durch König Asoka (273—231 v. Chr.) wurde der Buddhismus in Vorder-Indien Staatsreligion und sofort begann sein Vorstellungskreis die Gestaltung des Rechtes auf das nachdrücklichste zu beeinflussen. Es wurde um des Grundprinzips von der Gleichheit aller Menschen willen der Versuch unternommen, das Kastensystem, die verschiedene Rechtsstellung der Geschlechter und viele andere Rechtsungleichheiten zu beseitigen. Im Strafsystem hinwiederum gewann der Gedanke der Milde und Liebe Raum. Es ist „vollkommen durchdrungen von dem Gedanken, den Täter zu bessern, ihn zu beschämen, ihn zu demütigen, ihn zur Reue und sittlicher Läuterung zu bringen." (Kohler.) Die Herrschaft des Buddhismus in Vorder-Indien blieb bekanntlich eine auf nur wenige Jahrzehnte beschränkte Episode. Seine Grundsätze kamen daher auch nicht zur vollen Wirkung einer Umgestaltung des Lebens. Vieles blieb in den Anfängen stecken oder wurde wieder ausgemerzt. In andern Ländern aber, z. B. in Tibet, konnte er sich voll zur Geltung bringen. So schuf er hier bereits im 13. Jahrhundert ein Kriegsrecht, in dem nach Kohler bestimmt ist, daß den Waffenlosen Pardon gegeben werden muß und daß es als feige gilt, den Wehrlosen, der seine Waffen abgegeben hat, zu töten; die Gefangenen sollen gut behandelt und die Parlamentäre als unantastbar betrachtet werden. Wer von den eigenen Leuten diese Grundsätze verletzt, soll bestraft werden. Wie sich schon an diesen wenigen Rechtssätzen zeigt, vertritt also dieses buddhistische Völkerrecht Tibets schon vor rund siebenhundert Jahren ganz die gleichen Grundgedanken von der Vermeidung unnötiger Grausamkeiten im Kriege, wie das vielgepriesene europäische Völkerrecht — vor dem Krieg.

Wie aber schon eingangs angedeutet wurde, ist mit der Anerkennung der steten Gleichheit des psychischen Phänomens Mensch sofort sowohl die Kompetenz wie die Schlüssigkeit der Erfahrungen der Vergangenheit für die Gestaltung der Gegenwart gegeben. Mit andern Worten: durch Anerkennung dieser Gleichheit gelangen wir zu der Möglichkeit einer „angewandten Geschichte". Der Ausdruck angewandte Geschichte könnte uns verleiten an angewandte Naturwissenschaft, nämlich die Technik, zu denken. Es mag aber gleich von vornherein vor Analogien mit der Naturwissenschaft gewarnt werden. Angesichts der Grundverschiedenheit von Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft können solche Analogien nur zu leicht zu falschen Vorstellungen führen. Denn der Mensch ist im Gegensatz zu den Objekten naturwissenschaftlicher Betrachtung ein mit freiem Willen begabtes Wesen. Sein Handeln unterliegt deshalb keineswegs jener Kausalität, die im Betrachtungsgebiet der Naturwissen-

Digitized by Google

schaften gilt. Es liegt uns daher durchaus fern, mit unserer Auffassung von der Wesensgleichheit des Menschen etwa jetzt ein System der Berechnung der Zukunft begründen zu wollen. Die Geschichte wiederholt ja nie die gleiche Situation, wie z. B. das naturwissenschaftliche Experiment. Ständig ändert sich die Szene für den Handelnden. Denn die Handlungen bestimmter Menschen vollziehen sich innerhalb der Kultur, die — wie wir sahen — eine ständig sich ändernde Summe objektivierter Handlungen und Erfahrungen ist. Dazu kommt — wie wir ebenfalls betonten, daß auch die Menschen in ihrer zeitlichen Folge insofern voneinander verschieden sind, als ihre Vorstellungsinhalte verschieden sind. Nur geistige Fähigkeit und Eigenart — Motive und Methode — bleiben sich gleich. So haben wir es in der angewandten Geschichte, ganz abgesehen von der Tatsache der Willensfreiheit der handelnden Subjekte, auch sonst noch mit einer Reihe nicht völlig exakt bestimmbarer Faktoren zu tun. Die natürliche Folge ist, daß eine Exaktheit im Sinne der Naturwissenschaft und Technik methodisch ausgeschlossen ist. Würde aber aus dieser Tatsache eine Wertlosigkeit der angewandten Geschichte gefolgert werden, so wäre das der gleiche Fehlschluß, als wollte man die sogenannte „Menschenkenntnis" als wertlos bezeichnen. Auch Menschen mit ganz hervorragender Menschenkenntnis sind keineswegs sicher, daß sie nicht einmal bei der Beurteilung eines gegebenen Falles irren. Nur wird das Irren bei ihnen nicht so häufig eintreten als bei Menschen, die jeder Menschenkenntnis bar sind. Auch methodisch ergibt sich die gleiche Situation zwischen Menschenkenntnis und angewandter Geschichte. Die Menschenkenntnis baut auf der Erfahrungstatsache auf, daß die Menschen sich in bestimmten Situationen jedesmal in annähernd der gleichen Weise verhalten, da sie alle in ihrem Trieb- und Seelenleben stets gleich sind. So beruht der Wert von beiden hauptsächlich im Ausschluß von möglichen Fehlern, ohne aber — wie die diplomatischen Erfolge Englands zeigen — sich in dieser negativen Nützlichkeit zu erschöpfen. Zur Verdeutlichung der praktischen Tragweite dieser so begrenzten Anwendung der Geschichte möchte ich mich hier auf die feinsinnigen Ausführungen Kerschensteiners im Maiheft 1915 beziehen. Kerschensteiner stellt fest, wie überraschend für viele unter uns die Haltung Englands im gegenwärtigen Weltkonflikt gekommen ist, obwohl wir bei genauerer Betrachtung der englischen Geschichte eigentlich auf diese Entwicklung hätten vorbereitet sein müssen. Er wirft dann die Frage nach dem Grunde dieser Überraschung auf: „Kannten wir diese Geschichte?" und beantwortet diese Frage selbst sofort dahin: „Wir kannten sie und kannten sie nicht. Hätten wir sie wirklich gekannt, so wären wir nicht aus allen Wolken gefallen, vom Kaiser und Kanzler an bis zum letzten Staatsbürger mit wenigen Ausnahmen."

Herr Dr. Kerschensteiner gestatte mir, daß ich eine kleine Korrektur an seiner Antwort vornehme, indem ich sage: Wir kannten die englische Geschichte wohl, aber wir zogen nicht die Nutzanwendung aus ihren Lehren. Und warum? Weil wir an die Schlüssigkeit dieser Lehren für die Gegenwart nicht glaubten, aus Gründen, die ich eben darzulegen mich bemüht habe. Wer die Agitation der internationalen Friedensgesellschaft und der deutsch-englischen Verständigung seit Jahren aufmerksam verfolgt und als Irreführung des deutschen Volkes über die Grundlagen seiner politischen Stellung in der Welt bekämpft hat, wird noch in guter Erinnerung haben, wie jeder Hinweis auf die Erfahrungen der Geschichte, speziell der Entstehung und Behauptung der englischen Weltmacht

Digitized by Google

wirkungslos an diesem doktrinären Entwicklungs- und Zukunftsglauben abprallte. Er wird auch mit Schmerzen haben feststellen können, wie die Abwehr dieser gefährlichen Utopien in der Presse immer schwächer und schwächer wurde und wie trotz der Erfahrungen der bosnischen Annexionskrise und der Balkankriege die öffentliche Meinung in Deutschland für diesen Gedanken immer mehr gewonnen wurde, bis wir im Sommer 1914 „aus allen Wolken fielen, vom Kaiser und Kanzler an bis zum letzten Staatsbürger mit wenigen Ausnahmen".

Diese Feststellung Kerschensteiners zeigt uns gewichtiger und klarer als unsere eigenen Worte es vermöchten, welch außerordentliche Bedeutung die Erfahrungen der Geschichte für ein Volk besitzen. Die furchtbaren Opfer, mit der wir unsere Selbsttäuschung heute austilgen müssen, dürfte uns die Lehre des Altmeisters der deutschen Geschichtsschreibung, Leopolds von Ranke, ins Gedächtnis zurückrufen, daß es die Vergangenheit ist, die das Werdende konstituiert. Die jüngste Vergangenheit — wenn wir die verflossene Kriegszeit so bezeichnen dürfen — aber lehrt uns vor allem eines: Unsere ganze Auffassung von der Menschheit und den Möglichkeiten ihrer Entwicklung ist falsch, falsch bis in die letzte Konsequenz. Als mit dem Mord von Serajewo der Krieg drohend wurde, hat Hinz und Kunz bei uns die kommende Mächtegruppierung erwogen, indem er mit rührendem Glauben an die Kraft rationaler Nützlichkeitserwägungen jeder fremden Macht ihren „wahren Vorteil" ausrechnete und so zu der Feststellung kam, daß alle Welt für uns Partei ergreifen müsse. Wir haben bitter genug empfunden, wie töricht und falsch diese ganzen Überlegungen waren. Dann, als der Krieg da war, kam die zweite Enttäuschung für uns: Der Zusammenbruch aller Kulturerrungenschaften. Wir erlebten einen Krieg ganz nach Art der merkantilistischen Handelskriege des 17. und 18. Jahrhunderts — eine Wahrscheinlichkeit, auf die Schmoller übrigens schon vor Jahren hinwies —, bei dem das stolze Gut der Kulturentwicklung des 19. Jahrhunderts — das Prinzip, daß der Kampf nur gegen die bewaffnete Macht des Gegners geführt werden dürfe — als unpraktisch kalt lächelnd über Bord geworfen und ein Raubzug gegen alles Privateigentum, ein Kampf gegen wehrlose Einzelpersonen unternommen, die Vernichtung aller Frauen und Kinder des Gegners öffentlich als Ziel hingestellt wurde. Wäre das Kriegsglück unsern Gegnern hold gewesen, so daß sie ihren in Zeitungen und Familienzeitschriften von Verantwortlichen und andern so glühend geschilderten Vernichtungszug hätte durchführen können, wir hätten einen zweiten Dreißigjährigen Krieg erlebt. Wir erlebten, wie England die Staatsmänner anderer Staaten bestochen hat und noch zu bestechen versucht, genau so wie es Ludwig XIV. getan, und wie der Meuchelmord heute genau so benützt wird wie zur Zeit der Renaissance.

Sind wir aber heute noch überrascht, wenn irgendeine neue Kulturwidrigkeit zu unserer Kenntnis kommt? Ich glaube kaum! Wir haben in dem letzten Jahr uns sehr eingehend mit der Geschichte unserer Gegner befaßt und wundern uns daher über nichts mehr als darüber, daß wir uns am 4. August 1914 gewundert haben.

So klingt unsere Betrachtung über Nutzanwendung der geschichtlichen Erfahrungen anscheinend pessimistisch aus: Wir glauben nicht an die Entwicklung zu jenen Menschheitsidealen, die einen Schiller so begeisterten. Allerdings nicht. Denn wir erinnern uns, daß das letzte Werk, das eben dieser Schiller uns schenkte, eine Verherrlichung des Nationalgedankens: Wilhelm

Digitized by Google

Tell war. Aber trotzdem sind wir keine Pessimisten. Gerade, weil wir uns nur von historischen Erfahrungen leiten lassen. Wir glauben, daß die Idee der Humanität innerhalb des Staatsverbandes weitgehend verwirklicht werden kann und — wie uns alle die herrlichen Erfahrungen des Krieges an Opferwilligkeit und werktätiger Nächstenliebe im deutschen Volkstum so recht überzeugend gezeigt haben — auch verwirklicht werden wird. An ihre Verwirklichung in der Gesamtmenschheit durch freien Entschluß aller aber glauben wir nicht. Hier wäre sie nur möglich, wenn die ganze Menschheit sich in die gleiche Situation begäbe, wie die eines Staates, nämlich über sich eine starke Staatsgewalt stellen würde. Der Einheitsstaat der Menschheit ist — wie Friedrich List mit Recht hervorhebt — die unbedingte Voraussetzung der internationalen Gemeinschaft. Ob er allerdings den Frieden wirklich verbürgen würde, ist auch angesichts der Interessenkämpfe innerhalb eines starken Staatswesens mehr als fraglich. Aber wir brauchen die „Wenn" und „Aber" dieser Utopie nicht zu verfolgen. Die geschichtliche Erfahrung lehrt uns, daß die Nationalstaaten weiter bestehen werden und stets vom Streben nach Unabhängigkeit und Geltung geleitet werden. So gibt es nur eine — auch schon von List betonte Möglichkeit: Die Nationalstaaten so stark zu machen, daß Furcht vor den entsetzlichen Folgen eines Krieges die Lust zum Kriege stets dämpft. Nur weil die Koalition unserer Feinde aus ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit die feste Bürgschaft ihres schließlichen Übergewichts entnahm, hat sie ihrem Haß, Neid und Eifersucht freien Lauf gelassen und den Vernichtungskrieg gewagt. Nur weil diese Überlegenheit ihnen die Sorge vor Sühne und Wiedervergeltung nahm, haben sie alles Recht und alle Menschlichkeit mit Füßen getreten. Diese Gründe für den Kriegsausbruch und die Art seiner Führung aber, so niederdrückend sie für den utopistischen Menschheitsbeglücker auch sein mögen, sind dem nüchternen Realisten geradezu eine Bürgschaft für die Möglichkeit des Rechtes und damit der Kultur und Humanität — in Verbindung mit dem Staate: „Staat und Recht gehören aufs engste zusammen; beide sind erforderlich, damit menschliches Gemeinschaftsleben seinen geordneten Verlauf gewinnen und die Menschheit auf den verschiedenen Punkten der Erde zur Entfaltung ihrer Kräfte zur Unterwerfung der Natur und Erzeugung aller Kulturwerte in Wirtschaft und Technik, in Wissenschaft und Kunst gelange." (Graf Hertling.) Gewiß ist das Recht als sittliche Idee nicht vom Staate gesetzt, es ist Gewissenspflicht auch dort, wo keine staatliche Macht seine Befolgung erzwingen kann und gerade dieser Krieg hat — sicher nicht nur bei uns, sondern auch beim Gegner — herrliche Beispiele des Gehorsams gegenüber dieser unerzwungenen sittlichen Pflicht gezeitigt. Aber derselbe Krieg hat uns auch gelehrt, daß die sittliche Idee als positives Recht für die Menschheit insgesamt und damit auch alle Kultur und Humanität nur Bestand hat im Schutz und Schirm des starken Staates. Ja wir können die Erkenntnis der Bedeutung des Staates als Schirmer der Kultur geradezu als wichtigste „Lehre der Geschichte" bezeichnen, die das große Zeitgeschehen dem deutschen Volke gebracht hat.

Digitized by Google

Der Allgemeinwert technischen Denkens.

Rede gehalten am 1. Juli 1916 beim Antritt des Rektorats an der Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin.

Von Professor Dr.-Ing. M. Kloß.

Fast zwei Jahre währt nun schon das gewaltige Völkerringen, für dessen Entscheidung von allen Seiten die unerhörtesten Kraftanstrengungen gemacht werden. Vor allem sind es die technischen Mittel, die in bisher nicht erlebter Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit der Kriegführung ein ganz besonderes Gepräge verleihen. Was hierbei insbesondere unsere deutsche Technik geleistet hat und täglich neu leistet, das ist jedem in diesem Kriege klar geworden. Diese Erfolge sind uns aber nicht mühelos in den Schoß gefallen. Sie sind die Frucht planmäßiger Forschung und rastloser Arbeit, und zwar nicht nur mechanischer, sondern in erster Linie geistiger Arbeit. Technisches Schaffen ist nicht möglich ohne technisches Denken. Dieses technische Denken ist aber keineswegs auf die Behandlung der eigentlichen technischen Probleme beschränkt. Wie die Technik selbst heute alle Gebiete unseres Lebens und alle Erwerbszweige mehr oder weniger durchdringt, so hat auch die Geistesrichtung, die ich mit den Worten: „Technisches Denken" bezeichne, über die Anwendung auf die reine Technik hinaus einen allgemeinen Wert.

Es erscheint mir daher wohl angebracht, diesen Allgemeinwert des technischen Denkens etwas zu beleuchten. Ihn erschöpfend darzustellen, dazu müßte man ein ganzes Buch schreiben. Hier, bei der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit, muß ich mich darauf beschränken, wie mit einem Scheinwerferstrahl kurz nach verschiedenen Richtungen hin zu leuchten.

Zunächst müssen wir uns aber klar werden über das Wesen technischen Denkens.

Das technische Denken umfaßt zunächst die Theorie, das „Schauen", das Beobachten. Wir müssen vor allem die Naturkräfte erkennen und müssen die Gesetzmäßigkeit der unter ihrem Einflusse sich abspielenden Vorgänge erforschen. Es ist also ein „anschauliches Denken", im Gegensatz zum begrifflichen Denken, wie wir es z. B. beim Juristen finden. Es ist aufgebaut auf Beobachtung und Erfahrung, ruht somit auf der Grundlage der Wirklichkeit und wird von dieser dauernd auf Richtigkeit geprüft. Denn wenn wir einen Träger einer Brücke oder einen Maschinenteil nicht richtig berechnen und konstruieren, so stürzt die Brücke ein, die Maschine versagt. Das technische Denken erzieht

Digitized by Google

daher zur Wahrheit, zur Gewissenhaftigkeit und zum Verantwortlichkeitsgefühl. Ein sehr wesentliches und wertvolles Ergebnis ist ferner die Erkenntnis, daß der einzelne Teil des Bauwerks oder der Maschine erst als Glied des Ganzen Bedeutung gewinnt.

Zum technischen Denken gehört aber noch ein zweites, wesentliches Kennzeichen: Die Anwendung der gewonnenen Erkenntnis, ihre Nutzbarmachung für die Bedürfnisse der Menschheit. Zur Theorie gehört die Praxis, oder ins Deutsche übertragen: zum „Schauen" gesellt sich das „Schaffen". Zum anschaulichen Denken kommt das gestaltende Denken. Mit der Erkenntnis paart sich der schöpferische Wille. Ohne diesen ist kein rechter Konstrukteur denkbar. Diese Gestaltungskraft hat der Techniker gemein mit dem Künstler. Das erkennt man am besten auf dem Grenzgebiet zwischen Technik und Kunst, in der Architektur.

Beiden, dem schaffenden Ingenieur und dem gestaltenden Künstler gemeinsam ist das Ziel ihres schöpferischen Willens, nämlich Werte zu schaffen zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit. Sie wollen der Menschheit dienen und sie weiter vorwärts bringen, jeder in seiner Art und mit seinen Mitteln. In diesem Sinne ist, um mit Werner Sombart zu reden, das technische Denken aus „heldischem Geiste" geboren, im Gegensatz zum händlerischen Geiste. Diese beiden grundverschiedenen, im gegenwärtigen Weltkriege um die Vormacht ringenden Weltanschauungen sind in einer trefflichen Schrift gekennzeichnet, die der deutschen akademischen Jugend gewidmet ist. Sie heißt: „Händler und Helden, patriotische Besinnungen von Werner Sombart." Sombart gebraucht die Worte Händler und Helden nicht etwa als Standesbezeichnungen, sondern er meint damit zwei verschiedene Geistesrichtungen und kennzeichnet sie kurz zusammenfassend mit den Worten: „Der Händler tritt ans Leben heran mit der Frage: was kannst du Leben mir geben? . . . der Held tritt ins Leben mit der Frage: was kann ich Leben dir geben?"

Im Rahmen unserer Betrachtung erkennen wir also, daß das wahre technische Denken im Hinblick auf sein Ziel: Werte zu schaffen für die Allgemeinheit, aus heldischem Geiste geboren ist.

Sahen wir bisher, daß das technische Denken durch Schauen zum Schaffen führt, so wollen wir nun noch die Art dieses Schaffens etwas näher kennzeichnen. Es handelt sich dabei um planmäßige Verwertung der uns von der Natur gelieferten Rohstoffe, um Ausnutzung der Naturkräfte bzw. um Umformung der verschiedenen Energieformen. Blind und daher oft zerstörend wirken die rohen Naturkräfte. Der

Digitized by Google

schöpferische Wille des Menschen faßt und leitet sie in vorgeschriebene Bahnen. Dasselbe Feuer, das sinnlos waltend, Haus, Hab und Gut zerstört, schmilzt, dienstbar, das Eisen aus dem Erz, erzeugt uns den Dampf in unseren Maschinen und liefert uns die wohlige Wärme in unserm Heim. Dasselbe Wasser, das im Wolkenbruch oder bei rascher Schneeschmelze in ungehemmtem Lauf unsere Fluren überschwemmt, Mensch und Vieh mit fortreißt, das bewässert, in rechte Kanäle geleitet, unsere Felder, treibt unsere Mühlen und Turbinen. Dieselbe Elektrizität, die im Blitzschlag die Eiche fällt und die Scheune zündet, sie treibt die Motoren in den Fabriken, bewegt die Straßenbahnen, fördert die Kohle aus der Tiefe, liefert uns Licht und Wärme, sendet Nachrichten über die ganze Erde und heilt die Kranken.

Bei dieser Ausnutzung der Naturkräfte ist das Streben des Ingenieurs vor allem gerichtet auf Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit, auf Erzielung *größter Wirkung mit geringstem Aufwand*, sei es an Stoff, sei es an Energie. Der *Wirkungsgrad* ist ein außerordentlich wichtiger Faktor in der Technik. Dabei stoßen wir oft auf widerstreitende Rücksichten. Z. B. bei Berechnung und Entwurf einer Dynamomaschine sind die drei Bedingungen: hoher Wirkungsgrad, geringes Gewicht und niedriger Preis niemals gleichzeitig zu erfüllen. Zum rechten technischen Denken gehört also auch das *Abwägen widerstreitender Rücksichten*.

Ein sehr wichtiges Mittel zur Erzielung hoher Wirtschaftlichkeit ist ferner der in der Technik vielfach angewandte Grundsatz der Aufspeicherung überschüssiger Energiemengen. Als Beispiele nenne ich das Schwungrad, die Akkumulatorenbatterie und die Talsperren.

Ich möchte aber nicht verfehlen, auf eine Gefahr hinzuweisen, die in diesem Streben nach Wirtschaftlichkeit liegt. Wenn hierbei der Rücksicht auf den Preis allein ein allzu großes und stets ausschlaggebendes Gewicht beigelegt wird, so wird damit das, wie wir sehen, aus heldischem Geiste geborene technische Denken leicht ins Gegenteil verkehrt, indem es dem händlerischen Geiste verfällt.

Alle bisher angestellten Betrachtungen bezogen sich auf das technische Denken im allgemeinen. Dem möchte ich noch ein paar Worte anfügen über die besondere *Eignung des Deutschen* für erfolgreiches technisches Denken. Denn daß wir Deutschen auf den meisten Gebieten der Technik an der Front sind, das ist aller Welt offenkundig und wird insbesondere durch die Leistungen der deutschen Technik in diesem Kriege bekräftigt. All diese unbestreitbaren Erfolge verdanken wir der dem Deutschen eigenen Gründlichkeit und Plan-

Digitized by Google

mäßigkeit und vor allem auch seiner Bereitwilligkeit, sich als Glied des großen Ganzen einzureihen; mit anderen Worten, wir danken es dem Umstande, daß wir auch in der deutschen Technik die Segnungen des echten deutschen Militarismus spüren. Als Beispiel aus meinem Fachgebiet weise ich auf die vom Verband deutscher Elektrotechniker aufgestellten Vorschriften und Leitsätze hin, nach denen für Bewertung und Prüfung elektrischer Maschinen und Apparate, für Errichtung und Betrieb elektrischer Anlagen und viele andere Dinge einheitliche Grundsätze aufgestellt sind. Das Wesentliche ist aber, daß die deutsche Industrie sich auch wirklich streng an diese Vorschriften hält, sowohl bei Herstellung als auch bei Anschaffung von Erzeugnissen der Elektrotechnik. Dieser Militarismus erleichtert die Herstellung normaler Erzeugnisse und macht dadurch die deutsche Elektrotechnik so wettbewerbfähig auf dem Weltmark, namentlich gegenüber der englischen Konkurrenz. Dort herrscht der englische „consulting engineer", und er herrscht in demselben echt englischen Geiste der Selbstgefälligkeit, der sich am treffendsten in der Tatsache zu erkennen gibt, daß in der englischen Schriftsprache nur zwei Wörter groß geschrieben werden: das Wort „I" (ich) und das Wort „God" (Gott). Der englische consulting engineer liebt es, bei Aufträgen seine eigenen Sonderwünsche als Bedingung zu stellen, bewirkt dadurch Abweichungen von normalen Konstruktionen, unnötige Verteuerung der Ware und Verlängerung der Lieferzeiten. Die Folge ist, daß englische Fabriken sich nicht so weitgehend auf normale Fabrikation einrichten können, und hierin liegt eine der Ursachen der Überlegenheit der deutschen Elektrotechnik gegenüber der englischen. Und diese Überlegenheit wird gewahrt bleiben, solange das deutsche technische Denken gepaart ist mit der Zucht und Straffheit des deutschen Militarismus.

Fassen wir unsere Betrachtungen zusammen, so können wir das Wesen technischen Denkens kurz kennzeichnen mit den Worten:

„Schauen, Beobachten, Erkennen von wirkenden Kräften und deren Gesetzmäßigkeit, Erkenntnis des Wertes eines Teiles im Rahmen des Ganzen;

ferner schöpferischer Wille, Gestaltungskraft, Schaffen von Werten für die Allgemeinheit; hier sahen wir, ist das technische Denken heldischem Geiste entsprungen im Sombartschen Sinne.

Was schließlich die Art des Schaffens anlangt, so fanden wir, daß es auf Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit gerichtet ist, auf Erzielung höchster Wirkung mit geringstem Aufwand, und daß hierbei zum rechten technischen Denken auch das Abwägen widerstreitender Interessen gehört.

Digitized by Google

Dazu kommt dann noch als besondere deutsche Eigenschaft: Gründlichkeit, Planmäßigkeit, Einheitlichkeit."

Wenn wir nun auch erwarten müssen, daß die durch die Worte technisches Denken gekennzeichnete Geistesrichtung und Anschauungsweise bei jedem wirklichen Ingenieur vorhanden ist, so ist damit nicht gesagt, daß sie auf die eigentlichen Vertreter des Ingenieurberufs beschränkt sein müsse, ebensowenig, wie das vornehmlich bei Juristen anzutreffende begriffliche Denken auf diesen Stand beschränkt ist, und ebensowenig wie z. B. heldischer Geist etwa nur beim Berufssoldaten, und ebensowenig wie händlerischer Geist ausschließlich beim Berufshändler anzutreffen wäre.

Das technische Denken hat vielmehr Allgemeinwert, und das soll nunmehr an einigen Beispielen gezeigt werden, die wir aus der unmittelbaren Gegenwart greifen wollen.

Beginnen wir im kleinen Kreise, im Haushalt, bei unseren Frauen. Was hat die Frau mit technischem Denken zu tun? Ist sie überhaupt fähig dazu? Ich meine doch! Zunächst das Schauen und Beobachten: Wenn jeder Ingenieur eine so gute Beobachtungsgabe hätte, wie eine Frau, die beim Vorbeigehen an einer andern mit einem Blick deren Kleid mit allen Einzelheiten in sich aufnimmt, — dann hätten wir nur erstklassige Ingenieure. Und die schöpferische Gestaltungskraft ist ebenfalls der Frau nicht fremd, und es wäre nur zu wünschen, daß unsere deutschen Frauen diese unzweifelhaft vorhandene Begabung mehr pflegen und ausbilden würden, indem jede Frau sich nach ihrem Geschmack kleidete und nicht in blinder Gefolgschaft dem Modeteufel nachliefe. Denn die ewig wechselnde Mode ist lediglich händlerischem Geiste entsprungen. Aber hier fehlt es leider den meisten Frauen an dem dritten Kennzeichen technischen Denkens: das ist die Berücksichtigung der Wirtschaftlichkeit. Das zeigt uns der faltenreiche Glockenrock mit seiner Stoffverschwendung ausgerechnet in der jetzigen Zeit, wo es unsere dringendste Aufgabe im Innern ist, mit all unseren Rohstoffen in jeder Beziehung sparsam und haushälterisch umzugehen. Wenn unsere Frauen etwas mehr technisch denken gelernt haben würden, so hätten sie diesen beschämenden Unfug einmütig von vornherein abgelehnt. Dann wäre es nicht nötig gewesen, daß erst verschiedene Generalkommandos und der preußische Kultusminister mit Verfügungen ihm hätten steuern müssen.

Und dann noch eins: das Hamstern! Ja, ist denn nicht das Hamstern gerade ein Beweis technischen Denkens? Haben wir nicht eben Akkumulatorenbatterien und Talsperren als besondere technische

Digitized by Google

Mittel zur Aufspeicherung angeführt? Dann wäre doch das Hamstern ein Beweis technischen Denkens. Nein, im Gegenteil! In der Technik speichern wir auf in den Zeiten des Überflusses, damit wir einen Vorrat haben in Zeiten des Mangels. Wer aber jetzt hamstert, der handelt technisch gerade so verkehrt, als wenn wir bei einer Talsperre in Zeiten des Wassermangels alle Schleusen schließen wollten. Dann vertrocknen die Felder und die Mühlen stehen still. Wir können also unseren Frauen ruhig zurufen: Lernt mehr technisch denken!

Ein zweites Beispiel, das uns ebenfalls zurzeit sehr nahe liegt: Heerwesen und Kriegführung. Daß im Kriege die Technik eine ausschlaggebende Rolle spielt, war bereits erwähnt. Aber auch ganz abgesehen von dieser Verwertung der reinen Technik im Kriege kann man die gesamte Kriegführung als ein technisches Problem im höheren Sinne auffassen. Handelt es sich doch um einen Widerstreit ungeheurer Kräfte, um Einsetzung aller erdenklichen Machtmittel. Aufgabe der obersten Heeresleitung ist es in erster Linie, die Kräfte und Stärkeverhältnisse beim Gegner richtig zu erkennen und einzuschätzen, die eigenen Kräfte dagegen abzuwägen und nach bestimmtem Plane richtig einzusetzen und auszunutzen. Jeder Teil muß dabei als Glied des großen Ganzen seine Bestimmung recht erfüllen. Zum Erfolge gehört aber auch hier schöpferische Gestaltungskraft, die dem Gegner die Handlungen aufzwingt und ihn mit immer neuen Überraschungen in Schach hält. Bei allen Kampfhandlungen aber entscheidet Zweckmäßigkeit und die höchste Kunst besteht in der Wirtschaftlichkeit der Kriegführung, d. h. Erzielung höchster Wirkung mit Einsatz geringster Verluste. Das sind aber alles die Kennzeichen technischen Denkens, und in allen Punkten können wir mit Stolz unsere Heeresleitung, insbesondere Männer wie Falkenhayn und Hindenburg, als Meister technischen Denkens rühmen. Dem verdankt die deutsche Heeresleitung ihre bisherigen beispiellosen Erfolge, und darum bringt ihr das deutsche Volk rückhaltslose Anerkennung für das bisher Erreichte entgegen und unerschütterliches Vertrauen für die Zukunft bis zum endgültigen Siege.

Und was für das Landheer gilt, gilt ebenso auch für die Marine. Das danken wir einem Manne, dessen klares Schauen, schöpferisches Gestalten, richtiges Abwägen und zweckmäßiges Schaffen, mit einem Worte, dessen wahres technisches Denken uns die von unserem Kaiser mit klarem Blick als notwendig erkannte, starke, so großartig bewährte Flotte geschaffen hat: das ist der Großadmiral von Tirpitz. Und für dieses erfolgreiche technische Denken hat er wie kaum ein anderer

Digitized by Google

die höchste Ehrung verdient, die wir als Technische Hochschule verleihen können: den Dr.-Ing. ehrenhalber.

Die Schaffung einer Flotte ist aber nicht nur ein technisches Problem im engeren Sinne. Sie ist ebensosehr ein politisches Problem und kann daher nur voll gewürdigt werden zusammen mit ihren politischen Voraussetzungen und Wirkungen. Dies näher auszuführen, würde hier zu weit führen. Wir müssen uns zur Beantwortung der Frage, inwieweit auch hier technisches Denken von Bedeutung ist, auf kurze Andeutungen beschränken. Die Schaffung der deutschen Flotte ist nicht zu trennen von unserem Verhältnis zu England. Beide beeinflussen sich gegenseitig. Und hierbei hat sich Großadmiral von Tirpitz als klarblickender, weitschauender, richtig abwägender Staatsmann erwiesen. Er hat England von jeher richtig als unseren Feind erkannt, dem nicht zu trauen ist, besonders dann nicht, wenn er von Verständigung spricht. Denn zu einer ehrlichen Verständigung gehören als unbedingte Voraussetzung die Fähigkeit und der Wille des Verstehens. Beides aber fehlt bei England, wie ich aus eigener vielfältiger Erfahrung durch einen fast achtjährigen Aufenthalt in England bestätigen kann. England ist und wird bleiben unser Hauptfeind. Das ist die eiserne Lehre dieses Krieges. Und darum ist die Frage unseres Verhältnisses zu England eine reine Machtfrage, also ein technisches Problem in höherem Sinne. Das lehrt jeden, der sehen will, ein Blick auf die englische Geschichte. Und das hat Großadmiral von Tirpitz von jeher richtig erkannt. Es hat sich auch hier sein technisches Denken bewährt. Und daß er richtig gedacht hat, das lehrt allein schon die geschichtliche Tatsache des Ausbruchs dieses Weltkrieges mit England als Treiber und Führer. Und wenn es noch eines weiteren Beweises hierfür bedürfte, so würde es die unverhohlene Freude Englands über seinen Rücktritt zeigen.

Dieses Beispiel führt uns nun dazu, unseren Scheinwerferstrahl auf das Gebiet der Politik, der Staatskunst im allgemeinen zu lenken.

Der Staat wird oft mit einer Maschine verglichen. Schon dieser Vergleich zeigt, daß man auch im Staatsgetriebe wird vom technischen Denken reden können. In jeder Maschine sind bestimmte Leerlaufsverluste vorhanden. Das Bestreben des Ingenieurs geht, wie wir sahen, darauf hin, diese Verluste möglichst niedrig zu halten, den Wirkungsgrad möglichst hoch. Hierin dürfte bei der Staatsmaschine noch manches zu bessern sein. Der Krieg als Lehrmeister hat auch hierin schon in manchen Punkten Fortschritte gebracht, die dazu angetan

Digitized by Google

sind, dem richtigen technischen Denken die Bahn zu ebnen. So hat die Papierknappheit zur Sparsamkeit geführt. Für kurze Mitteilungen ist das Reichsformat und vor allem der veraltete Unfug des Respektsbogens verschwunden. Vieles ließe sich noch bessern, wenn der Amtsstil zu knapperer, sachlicher Kürze entwickelt würde, wie es vielfach schon mit Erfolg angestrebt worden ist. Auch in der Berichterstattung von Behörden könnte viel Arbeitszeit und viel Papier gespart werden. Die Rechnungsprüfung sollte auch einmal nach dem Gesichtspunkte technisch richtigen Denkens, insbesondere mit Rücksicht auf Wirtschaftlichkeit untersucht werden. Eine Rechnungsprüfung muß selbstverständlich in einem geordneten Staatswesen vorhanden sein. Aber man sollte bei der Ausführung nie ihren Zweck aus dem Auge verlieren. Und der ist doch vor allem, den Staat vor Schaden zu bewahren. Wenn aber z. B. bei einer Differenz von 10 Pfennig die Nachforschungen hiernach an Arbeitszeit und Material einen Aufwand von mehreren hundert Mark erfordert haben, so meine ich, daß das stolze Bewußtsein peinlicher Richtigkeit vom Staate doch wohl etwas teuer erkauft ist.

Ich frage ferner: Warum werden nicht ganz allgemein zur Erleichterung der Auszahlungen die Beträge auf 5 bzw. 10 Pfennig abgerundet, wie es bei der Eisenbahn im Verkehr mit dem Publikum durchweg der Fall ist? Es erscheint mir außerordentlich kennzeichnend, daß gerade die Eisenbahn, also eine ausgesprochen technische Verwaltung, auch in diesem Punkte, aus richtigem technischen Denken heraus, der Einfachheit und Zweckmäßigkeit den Vorrang einräumt vor peinlich genauer Rechnung.

Auch bei der Vergebung von Staatsaufträgen erscheint mir der Grundsatz: „Das billigste Angebot erhält den Zuschlag" durchaus nicht immer technisch richtig gedacht zu sein. Wer als Sachverständiger Gelegenheit gehabt hat, Angebote zu begutachten, wird dies ohne weiteres bestätigen. Jeder Lieferungsauftrag kann sozusagen als Energieumformung angesehen werden. Im Sinne technisch richtigen Denkens muß hierbei nach möglichst gutem Wirkungsgrad, also höchster Leistung bei geringstem Aufwand gestrebt werden. Es kommt hierbei aber nicht auf den absoluten Betrag des Aufwandes an, also auf das niedrigste Angebot, sondern auf dessen Verhältnis zur Leistung nach Umfang und Güte. Bei Lieferungen im Kriege liegt eine andere Gefahr vor. Infolge des außerordentlich starken Bedarfs und der Dringlichkeit hat man oft gar nicht mehrere Angebote zur Auswahl. Wenn da nicht der Geist technischen Denkens waltet, so kann die Energieumformung leicht mit schmählich niedrigem Wirkungsgrade vor sich gehen, wenn nämlich

Digitized by Google

der vom Staate zu machende „Aufwand" nicht auf möglichst kurzem Wege dem Erzeuger der Ware zugeführt wird, sondern auf mehrfachem Umwege durch die Piraten des Kettenhandels unter Umständen weit über die Hälfte nutzlos verloren geht. Hier könnte technisches Denken mit durchgreifendem Tatwillen unendlich erfolgreich wirken.

Aus demselben Gesichtspunkte der Energieumformung muß auch zum Beispiel die Wertzuwachssteuer als richtiges Ergebnis technischen Denkens bezeichnet werden. Dasselbe gilt auch von der Schutzzollpolitik, der wir es verdanken, daß unsere Industrie in die Lage versetzt worden ist, so Ungeheures in diesem Kriege zu leisten, und daß ebenso unsere Landwirtschaft uns trotz des teuflischen Planes unseres Hauptfeindes immer noch vor dem Verhungern bewahrt hat.

Diese Beispiele mögen genügen als Hinweis auf den Wert technischen Denkens für die Verwaltung.

Die Staatskunst ist aber mit der Verwaltung noch nicht erschöpft, und ein tüchtiger und gewissenhafter Verwaltungsbeamter ist noch lange kein Staatsmann. Die wahre Staatskunst soll nicht nur verwaltend und erhaltend sein, sie muß aufbauend, weitschauend sein, in die Zukunft sich erstreckend, Kräfte erweckend. Das gilt wie von der inneren, so in noch viel höherem Maße auch von der äußeren Politik.

Alle politischen Beziehungen zwischen den Völkern kommen letzten Endes auf Machtfragen hinaus, sei es rein kriegerischer Macht, sei es wirtschaftlicher Macht. Die politische Leitung eines Volkes ist also nichts anderes als ein Arbeiten mit Kräften, das heißt, wir können die Politik als technisches Problem im höheren Sinne ansehen. Wenn daher eine Staatskunst erfolgreich sein soll, so muß sie sich auch den Geist technischen Denkens zu eigen machen. Sie muß also mit klarem Blick erkennen, was für Kräfte von außen der freien Entwicklung des Volkes sich entgegenstellen, und andererseits, was für treibende Kräfte im Innern an dieser Entwicklung mithelfen und -arbeiten wollen, und was für hindernde Kräfte sie erschweren. Zu dem klaren Erkennen muß aber unbedingt noch der schöpferische Wille kommen. Dazu gehört aber, daß man sich hohe, weite Ziele steckt, die in des Volkes Zukunft weisen, andernfalls bleibt die Politik in den Bedürfnissen der unmittelbaren Gegenwart stecken und begnügt sich allenfalls mit Augenblickserfolgen.

Und zum dritten muß zum Erkennen und zum Tatwillen noch die planmäßige und vorurteilsfreie Verwertung und Ausnutzung der aufbauenden Kräfte im Volke hinzukommen.

Digitized by Google

Und Gott sei Dank, wir können im deutschen Vaterlande nicht klagen über Mangel an solchen Kräften. Sie alle zu würdigen, würde unmöglich sein. So will ich nur als Beispiele nennen die verschiedenen, trefflich geleiteten nationalen Tageszeitungen, ferner Wochen- und Monatsschriften, wie der „Türmer", der „Volkserzieher", die „Politisch-Anthropologische Monatsschrift", ferner eine Reihe wackerer Vorkämpfer deutschen Wesens, die im deutschen Reichskörper die deutsche Reichsseele wecken wollen, und von denen ich als Beispiel nur zwei nennen will: Friedrich Lienhard und Chamberlain. Dazu kommen eine ganze Reihe von vaterländischen Vereinigungen, die sich die ernste Arbeit an der deutschen Sache zur Aufgabe gemacht haben, sei es auf dem Gebiete von Sprache und Erziehung, wie der Deutsche Sprachverein, der Verein für das Deutschtum im Auslande; sei es auf dem Gebiete der Ertüchtigung und Wehrhaftmachung des Volkes, wie Flottenverein, Wehrverein, Luftflottenverein, Jugendwehr und andere; sei es auf dem Gebiete der Kolonisation, wie Kolonialverein, Ostmarkenverein; sei es schließlich umfassend auf allgemein politischem Gebiete, der Alldeutsche Verband.

Welche Summe vorwärts treibender, aufbauender Kräfte, welche Fülle tatfrohen Strebens nach hohen Zielen, welch reiche Macht schöpferischen Willens liegt hier bereit für den deutschen Staatsmann, der diesen Energievorrat sich nutzbar zu machen versteht zum Heile des ganzen Volkes. Aber wie steht es mit der planmäßigen Verwertung dieser zunächst freiwilligen Hilfskräfte? Hier ist leider bisher recht viel versäumt worden, und zwar nicht nur in dem Sinne, daß man diese Energiemengen einfach hätte brach liegen lassen, nein, auch im Sinne wirklicher Hemmungen. Statt freudiger Anerkennung für das ehrliche Streben und für das wirklich Geleistete klingt aus dem offiziösen Blätterwalde immer und immer wieder der Ton der Gereiztheit und der Verärgerung über die unerbetene Mitarbeit „unverantwortlicher Politiker".

Fragt man nach einer Erklärung für diese merkwürdige und höchst bedauerliche Erscheinung, so kann sie meiner Überzeugung nach im Hinblick auf meine Darlegungen vielleicht knapp in die Worte gefaßt werden: Zuviel begriffliches und zu wenig technisches Denken.

Dasselbe gilt leider auch von der großen Masse des deutschen Volkes. Die meisten kennen die genannten Bestrebungen entweder gar nicht, oder sie kennen von ihnen nur ein vollständig schiefes Zerrbild, das sie aus einer gewissen Tagespresse gewonnen haben, die es liebt, mit billigen oder richtiger gesagt, mit unbilligen Schlagworten zu arbeiten,

Digitized by Google

wie Hurrapatriotismus, Rüstungsfanatiker, Beutelintereſſen. Solange das deutſche Volk zu einem großen Teile ſich irre führen läßt durch ſolche Schlagworte, ſolange beweiſt es einen bedauerlichen Mangel an der erſten Grundlage techniſchen Denkens: dem ſelbſtändigen Beobachten und Erkennen. Wie ſind bloß immer Flottenverein, Wehrverein und Alldeutſcher Verband verſchrien und verketzert worden als „Hitzköpfe, Phantaſten, Kriegshetzer". Und was haben ſie in Wirklichkeit getan? Sie haben in klarem Schauen und unbeirrtem Beobachten die an Deutſchlands Unterdrückung und Knebelung ſtetig arbeitenden Kräfte erkannt und haben gewarnt und gemahnt, rechtzeitig der kommenden Gefahr vorzubeugen. Und wie in der eigentlichen Technik, wie wir ſahen, die Wirklichkeit eine unerbittliche Prüferin der Wahrheit techniſchen Denkens iſt, ſo auch in der Politik. Die geſchichtliche Entwicklung deckt unweigerlich Irrtümer auf und prüft politiſches Denken auf innere Wahrheit und Richtigkeit. Da iſt denn, um nur e i n Beiſpiel für viele herauszugreifen, ſehr beachtenswert das Zeugnis eines Sozialdemokraten, der ſich, als rühmliche Ausnahme, wirklich einmal die Mühe gemacht hat, die Anſchauungen und Ziele des Alldeutſchen Verbandes aus deſſen eigenen Veröffentlichungen und Entſchließungen kennen zu lernen und am Weltgeſchehen zu prüfen, ſtatt ſie lediglich durch die Brille jener Tagesblätter anzuſehen. Dieſer Sozialdemokrat kommt bei der Prüfung zu dem Ergebnis, daß die alldeutſchen Politiker die einzigen in Deutſchland geweſen ſind, die durch den Ausbruch des Weltkrieges in ſeinem ganzen rieſigen Umfange nicht überraſcht worden ſind. Ebenſo ſagt Wilhelm Herzog, ein grundſätzlicher Gegner des Alldeutſchen Verbandes, im Münchner „Forum" nach eingehender Prüfung: „Wir werden den Anſpruch des Alldeutſchen Verbandes, ſich als das ‚Gewiſſen des deutſchen Volkes' betätigt zu haben, nicht mehr vermeſſen oder auch nur überſpannt nennen dürfen. Denn wir ſehen in der Tat, daß es ihm als einzigem möglich war, lange vor dem Kriege die Kataſtrophe, ihre Rechtfertigung, alle Ahnungen und alle Argumente, die für den Krieg ſprachen, in dieſer Deutlichkeit zu entwickeln .... Alles, was die Alldeutſchen wollen, ſcheint mir bis aufs Blut bekämpfenswert .... Und dennoch! Trotz allem: Dieſe Menſchen haben recht behalten. Sie haben geſiegt. Ihre Prophezeiungen ſind eingetroffen."

So urteilen zwei grundſätzliche Gegner der Alldeutſchen. Dasſelbe Zeugnis muß man meiner Überzeugung nach auch dem Flottenverein und dem Wehrverein ausſtellen. Sie alle haben, um in unſerer Ausdrucksweiſe zu bleiben, techniſch richtig gedacht.

Digitized by Google

Daß durch Nichtausnutzung der im Volke und seinen geistigen Führern vorhandenen starken nationalen Kräfte von seiten der verantwortlichen Stellen tatsächlich Fehler begangen worden sind, ist von maßgebender Stelle mit dankenswertem Freimut zugegeben worden. Damit verbinden all die ernsten deutschen Männer, die Träger jener aufbauenden, vorwärts treibenden Kräfte, die starke Hoffnung, daß es in Zukunft besser werden möge, und daß im Sinne rechten technischen Denkens auf die erste Stufe des Erkennens auch die zweite schaffenden Willens folgen möge. Dann wird auch das kaiserliche Wort aus der Thronrede bei Eröffnung des letzten Landtages in Erfüllung gehen: „Der Geist gegenseitigen Verstehens und Vertrauens wird auch im Frieden fortwirken in der gemeinsamen Arbeit des ganzen Volkes am Staate."

Dabei möchte ich noch, ebenfalls im Spiegel technischen Denkens, ein grundsätzliches Mißverständnis zu beseitigen suchen, das von den Gegnern all jener Bewegungen geflissentlich aufrecht erhalten wird. Es wird immer gesagt: „Was ihr verlangt und fordert, was ihr als Ziel aufsteckt, das geht ja viel zu weit! Ihr seid Utopisten! Keine vernünftige, ihrer Verantwortung bewußte Regierung kann darum eure Forderungen zu den ihren machen!"

Das ist eine falsche Logik.

Die ganze Tätigkeit der nationalen Vereine und der Vorkämpfer der völkischen Sache ist doch eine aufklärende, werbende. Sie will den Boden bereiten, auf dem dann der Tatwille einer weitschauenden Regierung das aufbauen kann, was für die Weiterentwicklung des Volkes notwendig ist. Dazu muß aber erst die große Masse des Volkes zu Verständnis und Mitarbeit gebracht werden. Auf geistigem Gebiete gilt aber ebenso wie in der Technik der Satz, daß zum In-Bewegung-Setzen einer trägen Masse eine Beschleunigungskraft erforderlich ist, also ein Überschuß über die Kräfte, die dann die eigentliche Arbeit der Fortbewegung zu leisten haben. Darum liegt es durchaus im Sinne richtigen technischen Denkens, wenn die treibenden Kräfte der nationalen Bewegung einen Überschuß darstellen, wenn sie ihre Ziele weiter stecken, als sie vielleicht einer Regierung vorläufig für erreichbar gelten könnten. Denn nur für große und hohe Ziele kann sich ein Volk begeistern. Die Begeisterung aber ist eine der stärksten Energiequellen. Wohl dem Volk, dessen Regierung aus dieser Quelle zu schöpfen versteht.

So könnte man noch vieles anführen, um den Wert technischen Den-

Digitized by Google

lens auf politischem Gebiete darzutun. Man findet eine Fülle von Stoff. Ich möchte mich damit begnügen, die Anregung zum Nachdenken gegeben zu haben.

Nur ein Beispiel möchte ich zum Schluß noch anführen: das ist die seit längerer Zeit schon im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stehende Zensurfrage. Hier stimme ich durchaus der vom Generalstabschef von Falkenhayn in seinem bekannten Telegramm vertretenen Ansicht bei. In den trefflichen Reden der nationalen Abgeordneten im Reichstage kam klar zum Ausdruck, daß durch eine weit über die militärischen Notwendigkeiten hinaus allzu streng gehandhabte politische Zensur sich eine starke Spannung verhaltener Erbitterung entwickelt hat. Diese Spannung möchte ich vergleichen mit der Spannung in einem Dampfkessel, dem immer neue Wärmemengen (das sind die Zeitgeschehnisse) zugeführt werden, ohne daß ihm genügend Dampfarbeit entnommen wird, d. h. ohne daß die in nationalen Kreisen aus ernster Sorge um das Wohl des Reiches entsprungenen vorwärts treibenden Kräfte nutzbare Arbeit zu leisten in der Lage wären. Ein Dampfkessel hat aber immer ein Sicherheitsventil; das ist die freie Meinungsäußerung. Wenn diese aber durch allzu scharfe Handhabung der Zensur unterbunden wird, so ist das dasselbe, als wenn das Sicherheitsventil festgebunden wird. In technischen Kreisen gilt dies als eine wenig empfehlenswerte Maßnahme. Mir scheint daher auch in der brennenden Zensurfrage technisches Denken von großem Nutzen zu sein. Auch hier ist ja erfreulicherweise Besserung zugesagt.

Aus all unseren Betrachtungen geht wohl nun zur Genüge hervor, daß die Geistesrichtung, die ich mit den Worten „Technisches Denken" bezeichne, wirklich Allgemeinwert hat. Es wäre daher zu wünschen, daß sie im ganzen deutschen Volke kräftig wirksam würde, in allen Schichten, bei Hoch und Niedrig. Denn sie wird, das ist meine feste Überzeugung, unser deutsches Volk auf allen Gebieten von Erfolg zu Erfolg führen. Denn die Bedingungen des Erfolges liegen in ihr selbst begründet.

Groß sind die Aufgaben, die unser deutsches Volk in diesem gewaltigsten aller Kriege zu lösen hat. Größer und schwerer noch werden die Aufgaben sein, die seiner harren, wenn es vom kriegerischen Streite den Weg wieder sucht zu friedlicher Arbeit.

Darum, du deutsches Volk, wünsch ich dir klares Auge zum Schauen und frohen Mut zum Schaffen.

Erkenne die Kräfte, die in dir selber wohnen, scheide mit klarem

Digitized by Google

Blick die aufbauenden, treibenden von den zerstörenden, aussaugenden Kräften im Innern, und erkenne klar die Kräfte deiner neidischen Feinde in der Welt. Erkenne, daß der einzelne nichts bedeutet und nur als Teil des Ganzen etwas wert ist. Und dann — zeig schöpferischen Willen! Stecke dir hohe und weite Ziele und nutze planmäßig all deine guten Kräfte aus, um diese Ziele zu erreichen und Werte zu schaffen, die dir zu Nutz und Frommen dienen. Vergiß aber dabei nicht die Wirtschaftlichkeit! Halte die Verluste innerer Reibungsarbeit so klein als möglich, damit deine Leistungen so groß als möglich werden! Hüte dich darum vor allem vor denen, die den Klassenkampf predigen! Verschenke und verschleudere deine Volkskraft nicht an fremde Völker durch planlose Auswanderung, sondern vermehre und stärke sie durch großzügige Ansiedlung nach Art der alten deutschen Ritterorden zum Schutze deiner friedlichen Arbeit über die Grenzen unseres jetzigen Reiches hinaus, stärke vor allem die künftigen Geschlechter für die ihrer wartenden großen Aufgaben, indem du deinen heimkehrenden Kriegern gesunde Heimstätten auf eigener Scholle bereitest. Verzettele deine Kraft nicht in unfruchtbarer Schwärmerei eines verwaschenen Weltbürgertums, sondern hilf deiner guten deutschen Sache, deutschem Geist und deutschem Wesen zum Siege!

Mit anderen Worten: Laß bei all deinem Handeln dich von der Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit für deine eigene Volksgesamtheit leiten, aber nicht für eine einzelne Partei oder einen einzelnen Stand und ebensowenig für die Interessen anderer Völker. Aber hüte dich bei dieser Rücksichtnahme auf Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit vor dem händlerischen Geiste, richte dich vielmehr stets nach einem gesunden

aus heldischem Geiste geborenen

technischen Denken.

Digitized by Google

Der Deutsche.

Von Adolf Dirr in München.

Nichts mag dem, der gerne völkerpsychologischen Dingen nachgeht, verlockender erscheinen, als sein eigen Volk zu verstehen, nichts ist aber auch schwieriger. Man ist nie „objektiv" genug und kann es auch gar nicht sein; man kann nicht darüber schweben und mit der Froschperspektive ist es erst recht nichts. Es fehlt der zeitliche und räumliche Abstand, von dem aus man sein Objekt betrachten kann. Und noch schwieriger wird die Aufgabe in einer Zeit, wo es geradezu abstoßend wirkt, wenn jemand sein Herz in seinen Verstand einwickeln und kühl Für und Wider abwägen kann.

Trotzdem sei's versucht.

Aber zuvor noch ein Zurechtrücken. „Der Deutsche?" wird mancher Leser sich fragen. Kann man Den Deutschen beurteilen? Soll es nicht vielmehr heißen „Die Deutschen". Denn bunt ist ja das seelische Bild der deutschen Stämme von der Wasserkante bis zu den Alpen, vom Rhein bis an den Memel. Viel bunter als das Bild, das uns der Franzose, der Italiener, der Engländer, der Amerikaner oder der Russe bietet. Alle diese Nationen geben ein einheitlicheres, fester in sich gefügtes Bild. Man braucht weniger Farben dazu, denn die Volkart hat sich bei diesen Völkern schon, ich sage nicht besser herausentwickelt, sondern mehr vereinheitlicht. Sie gleichen mehr dem Meere mit seinen geglätteten Wellen nach dem Sturm, ohne allzuhohe Gipfel und allzutiefe Täler, während in unserm Vaterlande der Sturm noch wütet. Noch so wütet, daß viele unter uns die oft wertvollsten Eigenheiten ihrer deutschen Nachbarstämme als Mangel empfinden, daß bei Nord- und Süddeutschen, bei Rheinländern und denen aus dem Osten noch recht beträchtliche Meinungsverschiedenheiten darüber bestehen, was eigentlich deutsch sei, deutsch sein dürfe.

Aber vielleicht gibt es einen Seitenweg, der auf einen Hügel hinaufführt, von dem aus wir das besser sehen können, was wir kennen lernen wollen. „Willst du dich selber erkennen, sieh, wie die andern es treiben." Wenn wir also unser Volk an andern Völkern messen, wenn wir auch noch zuhören, was die andern von uns sagen, schlagen wir schon diesen Seitenweg ein. Er führt uns aber nur zum Ziele unter gewissen Bedingungen, wenn wir nämlich nach dem Warum? und Woher? der fremden Urteile über uns forschen. Das ist nun allerdings keineswegs einfach.

Jedes Volk sieht jedes andere durch eine Brille. Solcher gibt es

Digitized by Google

eine ganze Anzahl. Durch die Sympathie- oder die Antipathiebrille, durch die Witzbrille; ganz gescheite Leute durch die historische, die geographische oder die Rassenbrille. Das Bild wird immer etwas falsch, oft sehr falsch; denn jede Brille hat ihre Fehler. Die eine verzerrt an den Rändern, die andere mehr im Mittelpunkt; alle sind sie ein Beweis dafür, daß die Augen nicht viel taugen. Die Urteile in der Abschätzung eines Volkes durch ein anderes werden im letzten Grunde eingeflüstert und erhalten ihre letzte Ausprägung durch Sympathie- oder Antipathiegefühle. Wichtig ist es dabei aber, nicht zu vergessen, daß diese gar nicht ins Bewußtsein des Urteilenden zu treten brauchen, es schließlich auch in den allerwenigsten Fällen tun. Jeder Deutsche, der längere Zeit im Auslande gelebt hat, wird Erfahrungen darüber gemacht haben, wie man ihm mit vorgefaßten freundlichen oder feindseligen Gefühlen entgegengekommen ist, ohne daß sich die betreffenden darüber ordentlich Rechenschaft gegeben hätten, daß und warum sie so fühlten. Wenn man andererseits unsern Landsleuten auf die Zähne fühlt, Herz und Nieren prüft, wird man zahllose Male, auch heute noch, nach sechsundzwanzig Monaten bitterster Erfahrungen, finden, daß hinter der sogenannten objektiven und gerechten Beurteilung unserer Feinde nichts anderes steckt, als immer noch vorhandene, wenn auch unbewußte, sich selbst nicht eingestandene Sympathien. Nun ist es ohne weiteres klar, daß solche Gefühle das Urteil beeinflussen, ja direkt fälschen müssen; freilich nicht im Sinne der absichtlichen Fälschung, sondern im Sinne einer gewissen Auslese. Sympathie sieht das Gute, Antipathie das Schlechte im Volkscharakter; Sympathie hat Entschuldigungen für die schlechten Züge, Antipathie vergröbert und verzerrt noch die guten.

Man darf nun nicht glauben, daß es ein Leichtes ist, den Gründen dieser freundlichen oder feindlichen Gefühle beizukommen. Nur die allergröbsten liegen offenkundig da. Die feineren gehören ins große Reich der Imponderabilien. Auch da gilt der alte Satz, daß es nicht dasselbe ist, wenn zwei dasselbe tun, wenn also zweie hassen oder lieben.

Das Volk, das bisher am meisten geliebt hat, sind unstreitig wir Deutsche. Wir hatten die Welt umfaßt und glaubten nichts Menschliches sei uns mehr fremd, weil wir selber Menschen sind. Wir haben der Kunst und der Literatur aller Völker eine Heimstätte bei uns gegeben, oft unter allzustarker Zurücksetzung des Eigenen; wir sind auf der ganzen Welt zuhause gewesen, nur nicht im eigenen Vaterland, wir haben uns redlich bemüht, alle zu verstehen — es gibt auch immer noch welche, die deshalb auch alles verzeihen wollen — wir haben die

Digitized by Google

entlegensten Sprachen gelernt und den fremdesten Studenten unsere Hörsäle und Laboratorien geöffnet, wir wollten der Freund der ganzen Welt sein, und haben uns angebiedert und haben auf die Finger geklopft bekommen und haben nichts erreicht und haben jetzt die halbe Welt zu Feinden und sehen in Neutralien den Wunsch wachsen, auch mit uns anzubandeln, und wundern uns darüber und erleben, trotz der fabelhaften Kenntnis fremder Völker, der wir uns rühmen, eine Enttäuschung nach der andern. In unsere Schätzung fremder Völker war und ist viel zu viel von unserer Reisestimmung hineingekommen. Wir haben diese auf die Einheimischen übertragen; wir haben das Italien der Römer und der Renaissance in uns aufgenommen und in jeden windbeuteligen Italiano einen Römer hineininterpretiert; uns schwebt das Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts vor und wir sehen in jedem Franzosen heute noch die Idealgestalt der damaligen Zeit; wir konstruierten uns einen Begriff vom „gentleman" und sahen in jedem Engländer einen solchen; wir sympathisierten mit dem armen, geknechteten Volk der mujiks und sahen in jedem Russen einen für hehre Freiheitsideale begeisterten Nihilisten oder einen sanften Anhänger Tolstois. So viel für die, so geliebt haben. Nicht viel besser sah es bei denen aus, so gehaßt haben. Auch hier verschrobene Urteile genug; jeder Italiener ein Katzelmacher, jeder Franzose ein Windbeutel, jeder Engländer ein rücksichtsloser Flegel, jeder Russe ein Halbwilder. Es sei aber zugegeben, daß die feineren Köpfe unter den Hassern sich mit solchen Allerweltsurteilen nie abgegeben, dafür aber das Kommende, Drohende schärfer gesehen haben. Aber ihre Stimme verhallte im allgemeinen Dusel und im Trubel der ewig Geschäftigen.

Man glaube nun nicht, es solle hier dem Deutschen eine Strafpredigt gehalten werden. Im Gegenteil. Ich halte uns Deutsche für eines der am reichsten beanlagten Völker, verschwenderisch reich geradezu. Unsere Wege sind zahlreich — was Wunder, wenn sie oft auseinanderlaufen. Wir sind weder in eine einseitige, das Individuelle allzusehr zurückdrängende Vergesellschaftlichung hineingedrängt wie der Franzose, noch sind wir blos mit riesigem Nationalwillen begabte Utilitarier wie die Engländer, noch zwischen Brutalität und weinerlicher Sentimentalität schwankend wie der Russe und wir sind weit entfernt von der kurzzweckigen Lumperei des Italieners oder des Rumänen. Wir sind keine Produkte der Agora- und der Piazzapsyche, wir sind keine Puppen einer hohlen Rhetorik, wir sind keine Sklaven der Lüge, wir sind immer noch weniger als andere Anbeter des Goldenen Kalbes, wir wollen unser Haus nicht bauen auf den Ruinen unserer Nachbarn,

Digitized by Google

wir wollen immer noch leben und leben lassen. Wenn wir nun noch dazu nehmen, mit welch' fabelhafter Zielsicherheit wir in den letzten fünfzig Jahren vorwärts gegangen sind — ich spreche hier nicht von unserer hohen Politik — so wird man verstehen, daß weniger für das Vorwärtskommen geeignete Völker es mit allen Mitteln versuchen, uns den Weg in die Zukunft abzuschneiden. Das darf nicht gelingen.

Der Deutsche hat ein reichlich Teil bekommen, als der Schöpfer Geisteskraft, Wille und Gemüt unter die Völker verteilte. Um das überreiche Geschenk aber wettzumachen, wies ihm die göttliche Weisheit auch den verzweifeltsten Wohnort an, den sie auf dem Globus ausfindig machen konnte, mitten im Herzen Europas und doch hart an der Grenze Asiens, durch unübersteigliche Gebirge abgeschlossen von der Milde der Sonne und der Wärme des Südens, eingekeilt zwischen feindliche Völker von Anfang an. Ein hartes Klima, eine karge Natur, ein widerspenstiger Boden, nasse Westwinde, kalte Nord- und Ostwinde. Vielleicht hat sich der Schöpfer gedacht, der da ist ja doch der einzige, der mit einem solchen Lande und mit solchen Nachbarn fertig wird. Er ist es auch geworden und wird es weiter werden.

Und so wurde der Fleck Europa, der später den Namen Deutschland tragen sollte, der Kampfplatz Europas. Kampf mit der stiefmütterlichen Natur, Kampf mit den Nachbarn, Kampf mit sich selbst. Die unbändige Kraft widersteht dem stärksten Volke, das es um Christi Geburt herum in Europa gab, dem Römer, sie drängt hinaus über die Grenzen nach begnadeteren Himmelsstrichen in der Völkerwanderung, sie nimmt die Fehde auf mit Asiens Horden, sie strebt immer wieder nach günstigeren Lebensbedingungen im Süden, Westen und Osten. Sie läßt überall Fetzen ihres Volkstums hängen; sie wird zurückgedrängt und dringt wieder vor. Sie kämpft um ihren Glauben, um ein geringes Mehr an Ausdehnungsmöglichkeit, um ihre innere Einheit. Sie verliert Millionen ihrer Söhne wegen der inneren Enge ihres Spielraums an überseeische Länder, an den Osten Europas. Und wie sie endlich ihre innere Einigkeit erreicht und nun die Lösung der Frage findet, wie im eigenen engen Lande den Volksgenossen Lebensmöglichkeiten in genügender Fülle zu schaffen wären, da erwacht von neuem und wird riesig groß die Nebenbuhlerschaft der Nachbarn. 1914 schlägt des Deutschen Reiches Schicksalsstunde.

Was für ein Volk hat nun diese Schicksalsstunde vorgefunden? Unsere Gegner sagen Barbaren und Hunnen. Wir schütteln das lachend ab. Die Römer nannten die Germanen auch Barbaren, als Armin sie im Teutoburger Wald vernichtete und als sie später im eigenen Land die

Digitized by Google

Schärfe des barbarischen Schwertes spüren mußten. Sie sollen uns meinetwegen Wilde nennen, wenn sie nur ordentlich Prügel kriegen.

Die Geisteskraft — in gelehrtem Deutsch Intelligenz — mit der wir diesen Kampf durchfechten, ist sicherlich altes angeborenes Erbe und uns nicht erst seit dem 1. August 1914 angeflogen. Sie ist nicht geringer als in andern Ländern. Sie hat ihre Proben im Laufe ungezählter Jahrhunderte abgelegt. Und was sie auch anpackte, sei es in Herausarbeitung von Mythologien oder großen Epen, in Philosophie oder Philologie, in reinen Naturwissenschaften oder in Technik, in Staatskunst oder Jurisprudenz, sie war immer schöpferisch, immer befruchtend, immer allumspannend. Man hat ihr den Vorwurf gemacht — besonders die Franzosen waren von jeher groß darin — sie sei nebelhaft, unklar, auf Umwegen erst zum Ziel führend, ihrer Ziele nicht recht bewußt. Unsinn; ihre Erfolge sind da und die sind nicht unklar, nicht nebelhaft und nicht auf Umwegen erschlichen. Wahr ist daran nur das Eine, daß ihr die andern nicht immer folgen können oder wollen; es ist ja ein ganz gewöhnlicher Kniff der Unehrlichkeit im Einzel- wie im Völkerleben, das herunterzusetzen, was einem nicht erreichbar ist. Es ist die ururalte Geschichte der sauren Trauben. Gerade die Geschichte unserer Erfolge in den angewandten Wissenschaften, also in der Technik, in jedem Betracht, beweist, wie klar und folgerichtig unser Denken sein kann. Und wenn wir wirklich, wie Fouillée (?) einmal meint, deshalb oft unklar sind, weil wir an jedem Problem zwei oder mehr Seiten sehen, so kann das kein Einwand gegen unsere Form der Intelligenz sein. Es beweist dann nur, daß wir eben deutlich sehen, wie verwickelt die Dinge sind, statt im Streben nach oberflächlicher Klarheit nur eine Seite der Dinge zu sehen. Sind wir etwa auch die Träumer, als die man uns hinstellte und als die man uns gerne wieder haben möchte? Ja, wenn man das deutsche Geistesleben zu einer Zeit, als die Menschheit noch fast ganz in kontemplativen Dingen sich gefiel — also der Zeit vor der Entstehung der eigentlichen beobachtenden, vergleichenden und schließenden Wissenschaft — Träumerei nennen will. Und wenn heute noch der Deutsche gerne träumt, so beweist das nur, daß in seine Verstandesoperationen etwas aus einer andern Sphäre hineinspielt, aus seinem Gefühlsleben nämlich. Eine Verarmung oder Entwertung der deutschen Intelligenz bedeutet das aber durchaus nicht; wohl aber eine Gefahr. Sehen wir zu in welchem Sinne.

Wie ist es nur möglich, daß Barbaren und Hunnen ein so reiches Gefühlsleben aufweisen konnten, daß sogar die berufensten Hüter der

Digitized by Google

heiligsten Güter der Menschheit, die uns heute gar so gerne in vormärzliche Zeiten zurückwerfen möchten, in jene Zeit, von der Heine sagt:

Und als ich auf dem St. Gotthardt stand,
Da hört' ich Deutschland schnarchen,
Das lag da unten in fester Hut
Von sechsunddreißig Monarchen ...

daß also gerade diese berufensten Hüter der heiligsten Güter der Menschheit selbst aus diesem reichen Born so gern geschöpft haben? Blinken da nicht wieder die sauren Trauben aus dem Weinlaub? Oder ist dieses Heruntersetzen unseres Gefühlslebens, wie sie jetzt hervortritt, ächt und gleicht es etwa der mit etwas Mitleid gemischten leisen Verachtung, die man Possenreißern und Spaßmachern, etwas höher auf der seelischen Leiter Histrionen und Artisten, noch höher Gefühlsmeiern und Humanitätsdusseln — denn alle haben sie etwas gemeinsames, sie appellieren an schwächende Instinkte — entgegenbringt? Ich glaube, das letztere trifft das richtige. Mit Ausnahme des Russen ist bei allen unsern jetzigen Feinden das Gefühlsleben schwächer entwickelt, richtiger gesagt, in anderer Richtung spezialisiert. Sie sind eben andern Emotionen zugänglich als wir. Keinem Volke sitzt das Anthropomorphisieren — eine der reichsten Quellen für Gemütsbewegungen — so tief im Blute als uns, keines ist so mit der Natur verwachsen als wir — was davon bei den Engländern und Nordfranzosen vorhanden ist, das ist germanisches Erbgut — keines kann so unter Tränen lachen als wir (Busch ist deutsch und nur deutsch), keines hat eine so abgrundtiefe Musik als die unsere, keines hat so viele dem reinen Mitleid entsprungene Einrichtungen als wir. Die Emotionen der Romanen verlaufen zum größten Teil in ganz anderer Richtung, sie sind hauptsächlich politisch und erotisch abgestimmt — unsere deutsche Erotik ist nicht die romanische, die fast rein sexuell orientiert ist — und unsere Vaterlandsgesinnung ist gleichfalls grundverschieden, weil sie nicht, wie die der Romanen, die fast ausschließlich militärische Überlegenheit, la gloire, zum Gegenstand hat, die alle Völker auf ihre, der Romanen, Art selig lassen werden möchte, und an praktischer Reklame, an praktischem Proselytismus das Menschenmögliche leistet.

Wie steht es um unsere Willenskraft? Sicher auch nicht schlechter als um Intelligenz und Gefühlsumfang. Mag sein, daß sich bei uns der Wille mehr in der Form einer ungeheuren, langen Stetigkeit, in Ausdauer und Beharrlichkeit betätigt — er ist sicher weniger sprunghaft, weniger launisch, weniger wetterwendisch als der der Romanen — er glüht weiter wie ein Kohlenfeuer, er lodert und flammt nicht wie ein

Digitized by Google

Strohfeuer, das alle Augenblicke neue Zufuhr von außen braucht. Wir sind unendlich viel energischer als der Russe und sind jetzt im Begriffe, unsern Willen an dem Englands zu messen. Gerade unser unglaublich zäher Wille emporzukommen, unser Wille zum Platz an der Sonne war eine Überraschung für die Welt, besonders für die, die jetzt diesen Willen klein kriegen wollen. So lange wir das Volk der Denker und Dichter waren, so lange wir zuschauten, wie die andern sich in der Sonne räkelten und wir darüber noch empfindsame Gedichte verfaßten und Lobeshymnen sangen auf französische Kultur, englische Macht, italienische Schönheit und russische Breite — so lange waren wir die tiefen Deutschen, die Harmlosen, Gutmütigen. Aber den Deutschen, der denken kann und fühlen und wollen, den können sie nicht brauchen . . . Der Wille muß gebrochen werden.

Aber . . . es gibt ein großes Aber. Wille, Gefühl und Intelligenz arbeiten bei uns nicht ganz so zusammen, wie es sein soll. Es gibt bei uns eine lähmende Überschätzung der Dinge des Geistes und des Gefühls. Wir glauben wunder was getan zu haben, wenn wir diese beiden großziehen. Wir ziehen Denkmaschinen groß und Gefühlsduselei. Wir schulmeistern zu viel. Zuviel Pflege der Intelligenz und des Gefühlslebens schwächt für das Leben. Der Charakter leidet darunter. Die aufrechte Seele wird schief; sie bekommt einen Knacks an einer Stelle. Sie verklavt sich — Kehrseite der Disziplin; sie wird so „objektiv" und so „gerecht", daß ihr Instinkt für das Förderliche, Notwendige, Tunliche geschwächt wird, sie wird so weich, daß jede Härte, selbst da, wo eine solche unerläßlich ist, sie abstößt, sie wird allesverstehend und allesverzeihend, sie schwärmt für ewigen Völkerfrieden, für Allverbrüderung, für das Nirwana, für das Nichts. Sie wird ganz und gar unpolitisch.

Ich halte dafür, daß alle jene kleinen Fehler, die dem Deutschen anhängen, seine Stillosigkeit, seine Traditionslosigkeit, seine Taktlosigkeit, seine Kleinlichkeit und Rechthaberei, ja selbst seine Schneidigkeit (die von der üblen Sorte nämlich) und sogar seine Grobheit nur von jenem Mangel an Harmonie, das heißt vom Mangel an adäquater Erziehung herrühren. Wir haben keinen Stil in Deutschland, keinen Kleiderstil, keinen Eßstil, keinen Geh-, Sitz- und sonstigen Stil. Wir haben dafür unsere berüchtigten „Kulturen" für die Leser der „Eleganten Welt" und sonstiger Modeblätter; wir haben das nicht, weil wir noch keine Tradition darin haben, sondern eine solche erst schaffen müssen. Wir sind taktlos aus demselben Grunde, aber wohl nie aus Bosheit. Und was die ††† Schneidigkeit betrifft, den bekannten

Digitized by Google

schlechten Ton in allen Lebenslagen, sowie die Grobheit, so läßt sich erstere gleichfalls auf Traditionsmangel, Stilmangel, also Unsicherheit zurückführen, zum Teil aber, wie fast immer die Grobheit (unsere spezifisch bajuvarische und schwäbische zum Beispiel) auf eine Art von Selbstverteidigung dem weichen, nachgiebigen Ich gegenüber; man wird grob um sich selbst zu zwingen, nicht nachzugeben; man kann aus demselben Grunde auch „schneidig" werden. Womit Fälle von wirklicher Roheit, von Herzensgrobheit nicht erklärt und noch weniger entschuldigt sein sollen. Auch Kleinlichkeit und Rechthaberei, zwei eng zusammenhängende Charakterfehler sind blos die Kehrseiten sonst sehr wertvoller Züge, des Sinnes für Ordnung, Disziplin und Sparsamkeit die eine, des stark entwickelten Gerechtigkeitssinnes die andere.

Es kann nicht allzuschwer sein, den außerordentlich bildsamen, hochwertigen Menschentypus, den der Deutsche vorstellt, zu einem jeden andern absolut überlegenen herauszubilden. Vielleicht braucht es dazu nur etwas weniger Gelehrsamkeit, toden Wissensstoff, etwas weniger Betonung des Gefühlsmäßigen, etwas weniger Bevormundung, etwas mehr Breite und etwas mehr Charaktererziehung. Wie stark es an letzterer noch fehlt, beweist uns der große Mangel an bürgerlichem Mut im deutschen Volk. Dieser Mangel — in letzter Analyse eigentlich ein Mangel an Selbstachtung — verbunden mit der „großen Schnauze", brr, welch' übler Typus, so tüchtig und wertvoll der Einzelne auch sein mag. Vielleicht braucht es nur noch eine härtere Schule, um den Deutschen zu dem zu machen, was er sein könnte. Wir haben den Typus sogar schon vielfach; jeder von uns kennt Vertreter davon. Es kann niemand besonders sich wundern darüber, wenn ihn Bartsch in der Marine so häufig gefunden hat. Man lese es nach in seinem wundervollen Buch „Das deutsche Volk in schwerer Zeit". Ich habe ihn auch bei alten Kolonialen, Forschungsreisenden, Gelehrten, Offizieren, Beamten gefunden. Er ist schon da; er braucht blos Schule zu machen.

Man glaube nun nicht, daß damit auf eine bloße Verliebenswürdigung des deutschen Typus gezielt sei. Der Deutsche wird in seiner Gesamtheit nie liebenswürdig sein, besonders nicht im Sinne der Romanen. Dafür fehlen die Voraussetzungen. Er ist dazu bei aller Gefühlswärme doch zu reserviert und viel zu ehrlich und gerade. (Wollte Gott, jener Typus der Liebenswürdigen um jeden Preis, der Typus der Anbiederer verschwände ganz; er trägt uns außer Verachtung gar nichts ein.) Nein, er braucht nur eine bessere Kinderstube, in der ihm mehr Selbstachtung, mehr Sicherheit eingeprägt, Eigenbrödelei und rechthaberisches Wesen aber ausgetrieben werden. Er hat das Zeug zu höherem Fluge; was ihn noch niederzieht mit Erdenschwere ist viel-

Digitized by Google

leicht uraltes Erbgut — Erbfluch möchte man beinahe sagen — was aber ausgemerzt werden könnte durch jene Art von Auslese, die im Gefolge höherer Aufgaben des deutschen Volkes wirken würde. Es ist vielleicht doch keine Utopie der Paarung von Hartem und Mildem nachzustreben, einen Ausgleichstypus zu suchen zwischen der stahlharten, rechtwinkeligen, eckigen Art des Nordens und der weicheren, runderen, auch freieren und menschlicheren des Südens.

Ein eigenes Kapitel ist die Ausländerei des Deutschen. Es nutzt nichts, dagegen zu wettern, denn sie ist da und sitzt tief. Sie ist augenblicklich zurückgedrängt, aber nicht verschwunden. Sie blinzelt schon wieder über die Grenzen hinüber und wird nach dem Kriege nicht mehr blinzeln, sondern mit offenen Augen in die Welt gucken. Sie hat, wie das in ihrer Natur liegt, eine rosenfarbene Brille auf, mit der sie so verwachsen ist, daß sie ohne dieses Instrument gar nicht möglich wäre. Sie ist die Kehrseite des deutschen Universalismus. Wenn uns dieser herrliche Gaben gebracht und man ihn deshalb auch nicht vermissen möchte, vorausgesetzt, daß er seines eigenen Volkes nicht vergißt, so hat uns jene nur geschadet. Sie hat uns zahllose Volksgenossen gekostet, Milliarden ins Ausland getragen und uns Spott und Verachtung gebracht. Wie sollen Franzosen, Italiener, Engländer auf einen andern Gedanken kommen, als daß es nichts ist in Deutschland und mit Deutschland, wenn Zehn-, ja Hunderttausende von deutschen Gaffern ihnen beständig versichern, daß bei ihnen alles schön und gut und herrlich sei? Wenn der und die Deutsche englische Tuche, französische Toiletten, italienischen Krimskrams haben *wollen*? Wenn jährlich hunderttausende von Deutschen über die Grenzen wandern und von einem Entzücken ins andere, von einem Enthusiasmus in den andern fallen?

Was ist dagegen zu tun? Wie ist das einzudämmen und zu lenken? Eine Frage an unsere Pädagogen, denn von klein auf muß der Deutsche da die Wahrheit erfahren. Vielleicht bringt man unsern Kindern zu diesem Zwecke die Geschichte unseres jetzigen Krieges besser bei als man uns älteren Herren die Geschichte und Vorgeschichte des Siebziger Krieges beibrachte. Dann wäre es vielleicht auch möglich, dem deutschen Volke das einzupflanzen, ohne was es nie zu einer wirklichen Großmacht werden wird . . . den politischen Sinn. Erst wenn es diesen hat, wird es „Deutschland, Deutschland über Alles" nicht nur mit den Lippen und dem Herzen, sondern auch mit dem Verstande singen.

Deutscher! Schlag Dir das Hirngespinst aus dem Kopfe, daß am deutschen Wesen einmal die Welt genesen soll. Genese du selbst daran und Du wirst zum Größten gelangen, was es auf der Welt gibt.

Digitized by Google

Militärische Jugenderziehung.

Hoffnungen und Bedenken.

Von Dr. Otto Stählin, Professor an der Universität Erlangen, Hauptmann d. L. a. D.

I.

Als ich vor einigen Jahren auf der thessalischen Bahn, auf der unsere Gegner gern die Serben nach Saloniki befördert hätten, von Larissa nach Athen fuhr, kam ich in ein längeres Gespräch mit einem griechischen Bergingenieur, der Deutschland gut kannte. Er hatte in jungen Jahren auf deutschen Hochschulen seine Fachbildung erworben und war jetzt kurz vor unserem Zusammentreffen wieder für einige Zeit in Deutschland gewesen. Er sprach von dem Unterschied zwischen damals und jetzt; in der Zwischenzeit sei Deutschland reich geworden, aber mit dem Reichtum sei auch Luxus, Genußsucht und Schwelgerei gekommen, die alte Einfachheit, Nüchternheit, Gewissenhaftigkeit sei verschwunden; Deutschland habe den Höhepunkt in seiner Entwicklung bereits überschritten und nach dem alten Gesetz im Leben der Völker, daß aus der Macht Reichtum, aus dem Reichtum Genußsucht, aus der Genußsucht das Verderben erwachse, sei auch Deutschland bereits im Niedergang begriffen. Ähnliche Urteile konnte man auch sonst im Ausland hören. Namentlich die uns mißgünstig gesinnten Völker verfolgten mit scharfen Augen alle Zeichen des Nachlassens sittlicher Kraft in Deutschland, so war es zum Beispiel in Italien in weiten Kreisen zu sicherer Überzeugung geworden: Italien befindet sich im Aufstieg, Deutschland im Niedergang.

Aber auch in Deutschland selbst beobachteten viele mit wachsender Sorge die Entwicklung des geliebten Vaterlands. Mit den Augen der Liebe, die nicht blind macht, sondern den Blick schärft, sahen sie die Flecken und Mängel ihres Volkes, das sie in makellosem Glanze zu schauen wünschten. Mit banger Sorge sahen sie in die Zukunft und fragten sich, ob Deutschland einer schweren Prüfung noch gewachsen sein würde.

Nun ist die Zeit der Prüfung gekommen, größer, schwerer, umfassender, als irgend jemand ahnen konnte. Hat Deutschland die Probe bestanden? Noch ist sie nicht zu Ende; wir wissen nicht, vor welche neuen Aufgaben sie uns noch stellen wird. Aber das dürfen wir doch heute schon sagen: ein Volk, das, unwiderstehlich im Angriff, unüberwindlich in der Verteidigung, einer solchen Welt von Feinden sich erwehrt, ein Volk, in dem so viele Tausende wieder und wieder dem Tod furchtlos ins Auge schauen, ein Volk, das die Lasten des Kriegs so lange Zeit mit starker Kraft trägt, ein solches Volk ist nicht im Niedergang begriffen.

Aber die Probe ist zu ernst, die Gefahr ist zu groß, als daß wir uns die Augen verschließen dürften gegen manches Unerfreuliche, was der Krieg ans Licht gebracht hat. Der Krieg macht ja den einzelnen Menschen und das ganze Volk nicht anders; er zeigt nur, was sie wirklich sind; die Hülle fällt ab. Erst die Gefahr läßt den Mutigen vom Feigling unterscheiden. So hat der Krieg auch manche Schäden in unserem Volksleben klar gelegt, die wir zuvor nicht so deutlich sahen oder an deren Beseitigung wir nicht ernstlich genug arbeiteten.

Digitized by Google

Darum sind hin und her im Vaterlande viele bemüht, jetzt schon die Lehren des Krieges zu ziehen; sie versuchen Grundsätze aufzustellen, nach denen die Zukunftsentwicklung in heilbringende Bahnen gelenkt werden kann. Auf alle Gebiete unseres öffentlichen Lebens und unseres Einzeldaseins beziehen sich diese Wünsche, Vorschläge, Forderungen; auf unsere Stellung zum freundlichen und feindlichen Ausland, auf Handel und Landwirtschaft, auf Volksernährung und Wohnungsverhältnisse, auf das gesamte Leben in Familie, Gemeinde und Staat. Aber für kein Gebiet sind die Wünsche und Forderungen zahlreicher und dringender als für das der Erziehung. Als Lehre des Krieges, oder noch lieber des Schützengrabens, werden alle möglichen Heilmittel für Erziehung und Schule angepriesen oder tief eingreifende Änderungen stürmisch gefordert: Einheitsschule und Tod des humanistischen Gymnasiums, Beseitigung oder starke Einschränkung des fremdsprachlichen Unterrichts zugunsten der deutsch-volkstümlichen Bildungsstoffe, Umgestaltung des Geschichtsunterrichts, durchgreifende staatsbürgerliche Erziehung, Einführung neuer Lehrfächer, wie Spanisch und Russisch und dergleichen mehr. Dabei spart man sich vielfach die Mühe, nachzuweisen, daß die alten Erziehungsformen in diesem Kriege versagt haben oder begnügt sich mit der Behauptung, daß es *trotz* der verkehrten Einrichtungen noch leidlich gegangen sei. Es gilt auch hier, nüchtern zu prüfen, damit nicht voreilig Wertvolles zerstört werde, und daß doch die Lehren des Kriegs nicht ungehört verhallen. Denn eines ist sicher: die Aufgaben unseres Volks werden nach dem Krieg nicht kleiner, sondern größer sein, unsere Kräfte aber zunächst geringer.

In besonders hohem Maß gilt das soeben Gesagte für die Frage der militärischen Jugenderziehung. Auch hier gehen die Grundanschauungen und damit auch die Forderungen weit auseinander. Zum Teil kommt das davon her, daß die Frage zu sehr unter dem einseitigen Gesichtspunkt des Krieges behandelt und nicht beobachtet wurde, wie eng sie mit anderen Fragen der Erziehung verknüpft ist. So ist es zum Beispiel merkwürdig, daß in den zahlreichen Abhandlungen und Aufsätzen, die über diese Frage bereits erschienen sind, fast nirgends davon die Rede ist, welche Folgen die geplanten Neueinrichtungen für die Eltern und für die jungen Leute selbst haben werden, während doch Eltern und Söhne in erster Linie beteiligt sind, und je nachdem Gutes zu hoffen oder Schlimmes zu fürchten haben. Viele haben sich vom Standpunkt der Schule, des Heeres, des Volkes aus zu der Frage geäußert; daß sie auch vom Standpunkt der Väter und Mütter und von dem der Jugend selbst aus angesehen werden kann, daran scheinen nur wenige zu denken. Wenn ich nicht irre, liegt hier die Tatsache zugrunde, daß bei der bisherigen Behandlung der Frage der einzelne fast nur als Glied der großen Volksgemeinschaft angesehen wurde, nicht als eine Persönlichkeit, die, trotz aller Verbundenheit mit den Volksgenossen, doch ein selbständiges, in sich geschlossenes Ganzes bildet. Es ist die gleiche Erscheinung, die bei der Gründungsversammlung der Gesellschaft für Bevölkerungspolitik im Herbst 1915 zu Tage trat, wenn dort in einzelnen Vorträgen die Stärkung der Wehrkraft als Zweck der Kindererzeugung in den Vordergrund gestellt werde. Mit vollem Recht spricht sich Gertrud Bäumer in einem ihrer gedankenreichen Aufsätze (Weit hinter den Schützengräben, Jena 1916) dagegen aus, daß in dieser Weise der Mensch ausschließlich als Werkzeug für eine Gesamtheitsaufgabe angesehen wird. „Jede, auch die opferbereiteste, helden-

Digitized by Google

hafteste Mutter muß sich innerlich dagegen auflehnen, daß sie für das Schlachtfeld gebären soll. Jede weiß, daß sie opfern muß, wenn die Not es fordert, jede wird stolz sein auf den Beitrag, den sie selbst zur Selbstbehauptung ihres Landes gestellt hat, aber keine wird darin den Inbegriff ihrer mütterlichen Leistung sehen, daß sie Soldaten ins Leben stellt. Jede empfindet, daß dieser Mensch, dies Leben um seiner selbst willen wert ist, dazusein, kostbar durch sich selbst, und weil es zum Reich und Werk der lebendigen Seelen mit seinem Ich und seiner Kraft hinzutritt."

Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wollten wir übersehen, daß es sich bei der Frage der militärischen Jugenderziehung nicht nur um das Wohl und Wehe unseres Volkes, sondern auch um Wohl und Wehe unserer Familie und unserer heranwachsenden Jugend handelt. Bei einseitiger Betrachtung liegt die Gefahr nahe, daß wir die erwünschte Stärkung unserer Volkskraft allzu teuer bezahlen.

Zunächst müssen wir uns darüber klar werden, ob überhaupt eine militärische Jugenderziehung oder allgemeiner gesagt, eine Änderung in der körperlichen Erziehung unserer Jugend durch den Krieg als notwendig erwiesen worden ist. Manche werden bereit sein, die Frage zu verneinen und zu sagen: wenn etwas in diesem Kriege nicht versagt hat, so war es unsere Jugend. Dies ist gewiß richtig. Schon vor dem Krieg war der Geist unserer Jugend die Hoffnung, an der sich ernste Vaterlandsfreunde aufrichteten. Ich erinnere mich eines Gesprächs, das ich vor etwa 3 Jahren in einem Kreise bedeutender Männer hatte. Einer von ihnen, der als Dichter einen guten Namen in ganz Deutschland hat, hatte einem Patenkind zum Taufffest ein Gedicht gewidmet, das mit den Zeilen begann: „In einer bösen, sinkenden Zeit bist, Knäblein, Du zur Welt gekommen." Das Gespräch drehte sich um die Frage, ob unsere Zeit wirklich böse und sinkend zu nennen sei. Manches konnte dafür vorgebracht werden, als Haupteinwand dagegen aber wurde das in der deutschen Jugend neuerwachte Leben angeführt. Wohl war noch vieles unklar und unreif; manche Irrwege und Gefahren drohten; aber es war doch wirkliches Leben, aufsteigendes, aus innerer Kraft emporquellendes neues Leben, das der Freund der Jugend auch da sah, wo er warnen und tadeln mußte. Und wer will leugnen, daß wir, die wir Gutes von unserer Jugend hofften, recht behalten haben? Opferfreudig und todesmutig, von Begeisterung und zugleich von starkem Pflichtgefühl erfüllt, hat sich die deutsche Jugend aller Stände zu den Fahnen gedrängt. Daß es nicht leere Abenteuerlust war, das zeigt ihr treues Aushalten auch da, wo es Tag für Tag die gleiche Mühsal zu ertragen galt; das zeigt ihre Bereitwilligkeit, nach Krankheit oder Verwundung, zum zweiten und zum dritten Male wieder hinauszuziehen, wo doch längst der Reiz des großen neuen Erlebens verschwunden und die Vertrautheit mit allen Schrecken des Krieges an seine Stelle getreten war.

Warum soll uns also der Krieg gelehrt haben, daß unsere bisherige Jugenderziehung auf dem Irrweg war, daß etwas Neues an ihre Stelle treten müsse?

Zunächst wiederholt sich damit nur ein Vorgang, der immer in Zeiten vaterländischer Not zu beobachten ist. Man blickt in die Zukunft und denkt an die Gefahren und die Aufgaben, die des neuen Geschlechtes warten; da will man dafür sorgen, daß es ihnen gewachsen ist. Durch eine neue Erziehung soll das Volk selbst erneuert und mit neuer Lebenskraft erfüllt werden. Damit verbindet sich ein Zweites, der aus dem niederdrückenden Gefühl eigener Schwäche

Digitized by Google

oder Schuld und aus dem hoffnungsvollen Glauben an eine aufsteigende Entwicklung geborene Wunsch, daß unsere Kinder es nicht nur besser haben, sondern auch besser sein möchten, als wir selbst. Auch wenn wir auf der Höhe des Lebens stünden, würden wir doch immer noch wünschen, daß unsere Kinder über uns hinauswachsen, einem fernen, nie erreichten Ziele entgegen. So spricht Hektor, im Vollgefühl seiner Kraft und seines Mutes, wie er sein Knäblein Asthanax auf den Armen hält:

„Zeus und ihr anderen Götter, o laßt doch dieses mein Knäblein
Werden hinfort wie ich selbst, vorstrebend im Volke der Troer,
Auch so stark an Gewalt und Ilios mächtig beherrschen!
Und man sage dereinst: Der ragt noch weit vor dem Vater!
Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erschlagenen Feinds! Dann freue sich herzlich die Mutter!"

Wir wollen diesen idealen Zug, der durch alle Bemühungen geht, die Erziehung zu verbessern, nicht vergessen, auch wenn wir die Verbesserungsvorschläge nicht für richtig halten. Daneben dürfen wir unseren Blick aber auch nicht der weniger erfreulichen Tatsache verschließen, daß die Forderungen auf bessere Jugenderziehung vielfach aus der Bequemlichkeit oder Schwerfälligkeit des älteren Geschlechts erwachsen, das wenigstens von dem kommenden Geschlecht die Leistungen zu sehen wünscht, für die es selbst zu schwach und zu träge ist. Bis zu einem gewissen Grade trifft das auch auf das Gebiet der körperlichen Erziehung zu. Nichts liegt mir ferner als die Leistungen unserer Landwehr oder unseres Landsturms herabzusetzen; aber war nicht mancher, der seinen Jahren nach dem Vaterlande noch im Kampfe hätte dienen können, durch eigene Schuld vor der Zeit alt, schwerfällig und dienstunfähig geworden? Sollte der Krieg nicht auch die Lehre predigen, daß jeder deutsche Mann verpflichtet ist, sich so lange als möglich jung und kampffähig zu erhalten, damit er in den Zeiten der Not selbst noch in die Reihen der Kämpfer treten kann?

Aber wenn jetzt mit so lauter Stimme die Forderung nach militärischer Jugenderziehung erhoben wird, so liegen dafür doch noch andere Gründe vor, Erkenntnisse, die unmittelbar aus den Erfahrungen dieses Weltkrieges erwachsen sind. Mit rücksichtsloser Hand hat er alle schönen Traumbilder von einem Weltfrieden zerstört. Auch dieser Krieg wird nicht der letzte sein, die „realen Garantien" gegen künftige Angriffe unserer Feinde, die unser Reichskanzler in mehreren Reden als Voraussetzungen des Friedens forderte, werden nicht Verträge oder Bündnisse irgendwelcher Art sein, sondern ein großes, wohl ausgebildetes und gut gerüstetes Heer und der entschlossene Wille, seine Kraft rücksichtslos gegen jeden einzusetzen, der unseres Volkes Ehre oder Frieden bedroht.

Dies Heer muß aber so groß sein, wie nur immer unsere Volkskraft erlaubt; kein einziger Mann kann entbehrt werden. Auch dies ist eine Lehre dieses Kriegs. Wohl hat sich der Satz unseres Exerzier-Reglements als wahr erwiesen, daß eine gut ausgebildete und gut geführte Truppe selbst unter schwierigen Verhältnissen und gegen einen an Zahl überlegenen Feind Aussicht auf Erfolg habe. Aber die Möglichkeit, das Übergewicht der Zahl durch bessere Ausbildung und bessere Führung auszugleichen, hat doch ihre Grenzen. Wer zweifelt daran, daß Rußland die Niederlagen dieses Krieges auszuwetzen suchen, die diesmal vereitelten Eroberungspläne wieder aufnehmen wird, sobald es sich stark genug dazu dünkt? Seine Bevölkerung wächst jedes Jahr um 3 Millionen,

Digitized by Google

die unsere um 800 000; man berechnet, daß es in 30 Jahren mindestens 150 Millionen mehr Einwohner haben wird als Deutschland. Daher müssen wir die kriegerische Kraft unseres Volkes bis auf den letzten Mann zusammenfassen, selbst wenn in Zukunft nur mit Rußland als Feind zu rechnen wäre; aber auch künftighin wird es nicht allein stehen, wenn es gegen Deutschland zu Felde zieht. So muß als letztes, freilich nie erreichbares Ziel die Forderung aufgestellt werden: jeder Deutsche soll wehrfähig sein. Wie steht es aber jetzt? Kaum die Hälfte der Wehrpflichtigen ist wehrfähig, von den auf dem Lande geborenen etwas mehr, von den in den Städten geborenen weniger als die Hälfte, von den in Berlin geborenen ein wenig mehr als ein Viertel (1910 waren es 27,6 v. H.). Und diese Verhältniszahlen zeigen seit einer Reihe von Jahren noch die Neigung, langsam abzunehmen. Das sind Tatsachen, die der Krieg in grelle Beleuchtung gerückt hat. Nur wer seine Augen gegen diese Tatsachen verschließt, kann leugnen, daß eine bessere Erziehung zur Wehrfähigkeit uns nottut.

Dazu kommt eine zweite Lehre des Krieges: er hat Anforderungen an die Leistungsfähigkeit, an Ausdauer, Mut und Unerschrockenheit gestellt, die weit über alles hinausgehen, was frühere Kriege forderten. Aber ein künftiger Krieg wird nicht weniger, sondern, wenn es möglich ist, noch mehr verlangen. Darum gilt es, alle die, welche vielleicht den Anforderungen eines künftigen Krieges gewachsen sein müssen, von Jugend auf zu kräftigen und zu stählen, damit sie schon beim Eintritt in den Heeresdienst als Grundlagen jeder weiteren Ausbildung einen abgehärteten Körper, scharfe Sinne, gesunde Nerven und eine starke Willenskraft mitbringen.

Schließlich zwingt uns noch ein drittes zu besserer Vorbildung der Jugend für den Heeresdienst, die Beobachtung, daß die Ausbildung unserer Soldaten immer schwieriger geworden ist. In fast allen Dienstzweigen muß Neues geübt werden, manche Dienstzweige sind ganz neu hinzugekommen; die zahlreichen neuen Kampfmittel verlangen besondere Schulung. Namentlich sind aber die Anforderungen in manchen Dienstzweigen so gewachsen, daß sie während der zweijährigen Dienstzeit auch bei größtem Fleiß nicht erfüllt werden können, wenn die eintretenden jungen Mannschaften nicht schon gewisse Voraussetzungen dafür mitbringen; das sind vor allem die Forderungen der Übung von Auge und Ohr, die Fähigkeit, sich im Gelände zurechtzufinden, das Entfernungsschätzen, die Marschfähigkeit. In diesen Dienstzweigen muß der Ausbildung im Heere schon vorgearbeitet sein, wenn sie das wünschenswerte Maß von Vervollkommnung erreichen soll. So fordert die Erfahrung dieses Krieges unerbittlich von uns, daß wir der körperlichen Ausbildung in der Jugenderziehung mehr Recht einräumen. Mit lauter Stimme ist unserer Zeit, die zum Teil über allem möglichen Geistigen den Körper zu vergessen in Gefahr war, die Wichtigkeit des Körpers gepredigt worden. Auch unsere ganze Geistesbildung ist dem Untergang geweiht, wenn nicht starke Körper sie zu schützen bereit sind.

II.

Bevor wir aber näher zusehen, wie diese Forderungen an unserer Jugend erfüllt werden können, müssen wir vor einigen Irrwegen warnen, die unter dem Eindruck des Kriegs vielleicht naheliegen könnten. Der eine Irrweg ist die einseitige Überschätzung des Körperlichen. Was Hebbel an seinem Gyges zeigt, daß man ein Kulturmensch sein und sich doch die Naturkraft bewahren kann, das

Digitized by Google

hat auch dieser Krieg hundertfach gelehrt; der Mut, die Kühnheit, die Widerstandsfähigkeit zeigte sich nicht als Ausfluß körperlicher Kraft. Der Satz des alten Xenophon, mit dem uns einst ein trefflicher Lehrer zum Verzicht auf die Hitzvakanz zu veranlassen wußte: „Wir Griechen sind besser imstande, Hitze und Kälte zu ertragen als die Barbaren", hat sich hundertfach in dem Sinn als wahr erwiesen, daß Bildung des Geistes und Willens auch für das Ertragen körperlicher Anstrengungen und Entbehrungen ein Übergewicht über die rohe Naturkraft verleiht.

„Die Widerstandsfähigkeit des Kulturmenschen gegen Witterung, Strapazen und Seuchengefahr ist eine der größten Überraschungen dieses Krieges gewesen", sagt Erich Everth in seiner lesenswerten Schrift „Von der Seele des Soldaten im Felde" (Jena 1916) und führt dann die Worte eines Arztes, Dr. Spier, an: „Man darf ruhig annehmen, daß die nervenanfordernde Tätigkeit der Kulturmenschen, der oft letzte Energieen heischende ‚struggle of life', wohl die Nerven unter Umständen lädiert, andererseits aber auch befähigt, ganz neue, ungeheuerliche Leistungen auszuhalten, Kräfte zu lösen, zu speichern, die niemals bei Naturmenschen produziert werden. Der moderne Mensch schöpft einen großen Teil seiner Widerstandsfähigkeit aus Quellen, die dem Vorfahr nicht derart offen waren." Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man im Streben den Körper zu kräftigen die Bildung des Geistes, die Erziehung des Charakters, die Schulung des Willens vernachlässigen wollte. Den Gegensatz zwischen einem militärischen und geistigen Deutschland hat das feindliche Ausland erdichtet, wir wollen ihn auch in Zukunft nicht schaffen; sonst würden beide in gleicher Weise leiden. Wir wollen auch in Zukunft eine Jugend aufwachsen sehen, die nicht nur einen abgehärteten Körper, sondern auch einen geschulten Verstand, einen starken Willen, eine auf das Reine und Gute gerichtete Gesinnung, Begeisterungsfähigkeit und opferwillige Vaterlandsliebe hat. Darum bringt uns keine „militärische Jugenderziehung" Nutzen, in der nicht zugleich die Möglichkeit geistiger und sittlicher Erziehung enthalten ist. Das ist auch stets die Auffassung unserer Heeresleitung gewesen, aber ihre Forderungen sind nicht überall beachtet worden.

Eine zweite Gefahr wurde schon erwähnt, die Gefahr, daß der Mensch nur als Mittel für die Zwecke des Staats angesehen und nicht mehr als selbständiges Wesen mit eigenen Zwecken und Zielen gewürdigt wird. Wir wollen die Lehre Kants nicht vergessen, der den Persönlichkeitsgedanken wohl am tiefsten gefaßt hat: „Als Personen sind Vernunftwesen Zwecke an sich selbst, nie sollen sie bloß als Mittel gebraucht werden." Der Krieg hat mit furchtbarem Ernst gezeigt, daß jeder einzelne bereit sein muß, sein Leben hinzugeben, wenn es gilt, das Leben des Staates zu retten. Aber diese Hingabe des Lebens können wir doch erst dann in vollem Maße würdigen, wenn wir anerkennen, daß jeder Mensch nicht nur als Glied der Gemeinschaft von Bedeutung ist, sondern als Einzelwesen eigenen Wert, eigene Lebensaufgabe hat. Auch der menschlichen Gemeinschaft, nicht nur der Natur gegenüber, soll der Mensch das Gefühl selbständigen Lebens, innerer Freiheit haben. Eine Staatsauffassung, die diese Selbständigkeit nicht anerkennt, sondern die innere Freiheit des einzelnen den Staatszwecken opfert, trägt den Keim der Auflösung in sich. Denn nur ein Staat, der jeden einzelnen Bürger zur höchsten Entfaltung seines Wesens kommen läßt, hat das Recht und die Kraft, die Hingabe des einzelnen an die Staatszwecke zu

Digitized by Google

fordern. Auch dies ist manchem während des Krieges neu zum Bewußtsein gekommen. Aus der Tatsache, daß der Staat die Hingabe des Lebens verlangen kann, erwächst von selbst die Forderung, daß der Staat sich als dieser ungeheuren Leistung wert erweise. Das tut er aber nur, wenn er jedem einzelnen die Möglichkeit schafft, in Freiheit dem höchsten erreichbaren Ziel, das für jeden einzelnen ein persönliches, ihm eigenes ist, zuzustreben. Von einem Staat, der seine Glieder nur ausnützen und verbrauchen will, wollen die Besten nichts wissen. Auch von einem anderen Gesichtspunkte aus ist aufmerksamen Beobachtern während des Krieges, wo das Menschenleben so wenig gilt, doch die Tatsache des selbständigen Eigenwertes jedes einzelnen klar geworden. Everth sagt (am angeführten Orte), daß man an Jesu Lehre vom unendlichen Wert der Menschenseele denke, wenn einem zum Bewußtsein kommt, daß jeden einzelnen Kameraden „genau so viele und herzlich empfundene Verwandtschaftsfäden halten wie uns selbst" und durch den Gedanken daran „das Leben eines jeden vervielfachten Wert bekommt".

Den unendlichen Wert der einzelnen Menschenseele, das Lebensrecht jeder einzelnen Persönlichkeit, den Reichtum, der gerade in der Mannigfaltigkeit der Anlagen und Begabungen liegt, und die Pflicht, jeden einzelnen sich vermöge seiner besonderen Eigenart entwickeln zu lassen, wollen wir auch bei unserer Jugenderziehung nicht vergessen. Ja, hier gilt die Mahnung in besonders hohem Maße, weil die Jugendzeit ihren eigenen Wert hat und nicht nur als Zeit der Vorbereitung für das Erwachsensein betrachtet werden darf. Der Gegensatz der Jugend zur Schule, der bei vielen unserer besten Knaben und Jünglinge sehr stark ist, hat zum großen Teil seinen Grund in dem Gefühl, daß die Erwachsenen die Schule gebrauchen, um die Jugend fremden Zwecken dienstbar zu machen. Ohne Rousseau zu kennen, fordern sie wie er, daß man ihre Jugendzeit nicht einem fernen Ziele opfern dürfe, das sie vielleicht nie erreichen.

Auch durch die Vorbildung für den Heeresdienst dürfen wir der Jugend das Recht nicht rauben, jung zu sein, und dürfen dem einzelnen nicht die Möglichkeit nehmen, er selbst zu sein. Vergessen wir nicht, daß die Jugend die Zeit des Reifens ist, und daß zum Reifen Stille und Ruhe nötig sind. Auf dem Hohen Meißner hat beim freideutschen Jugendtag 1913 Luserke beherzigenswerte Worte gesprochen. Er bezeichnete die Jugend als eine Zeit der Sammlung; sie müsse, ehe sie in den Lebenskampf eintrete, wie Jesus in die Wüste gehen, in der Stille reifen und sich die großen richtunggebenden inneren Werte erwerben, die für das ganze Leben vorhalten sollen. Je mehr wir der Gefahr vorbeugen wollen, daß die Jugendzeit ungenützt verstreicht, desto näher liegt die Versuchung, Früchte pflücken zu wollen, die noch nicht reifen konnten; und im Bestreben, das Wachstum zu beschleunigen, die Bedingungen zu zerstören, unter denen das Wachsen allein möglich ist.

Ich sehe in dem hastigen Leben unserer Jugend, in dem jede Stunde im voraus geregelt und für irgend etwas bestimmt ist, eine große Gefahr. Schon für uns Erwachsene ist es schlimm, daß wir so selten zu einer Stunde der Sammlung kommen, für die Jugend aber ist es geradezu eine Lebensfrage, daß sie Zeit hat, jung zu sein, zum Vollgefühl des köstlichen Besitzes der Jugend zu kommen und im unbewußten Staunen über die Wundertatsache des Lebens zu erstarken für die Zeit der Ernte.

Digitized by Google

Noch eine andere Erwägung muß uns davor warnen, durch eine überall nach einem Muster geregelte militärische Jugenderziehung aller heranwachsenden Knaben die Entwicklung aller gleichmäßig zu beeinflussen und auch berechtigte Unterschiede durch die Gleichförmigkeit der Massenerziehung zu vermischen. In unserer Zeit sind ohnedies allzu viele Kräfte am Werk, um die Eigenart der Menschen auszulöschen und alle einander möglichst ähnlich zu machen. Die moderne Entwicklung saugt mehr und mehr die Berufe auf, die in der Einsamkeit ausgeübt werden. Die selbständigen Stellungen, in denen man nach eigenen Gedanken und auf eigene Gefahr arbeitet, nehmen ab; in vielen Berufen genügt es, wenn man fremde Gedanken sorgfältig ausführt; dabei verkümmert die Eigenart und die Fähigkeit zu selbständigem Handeln. Auch in unserer Schule, für die Lehrstoff und Lehrart von oben angeordnet wird, verschwinden unter den Lehrern mehr und mehr die eigenartigen Persönlichkeiten, an denen früher der Lehrerstand so reich war, und der Massenbetrieb zwingt die Lehrer von selbst dazu, auch von den Schülern eine gewisse Gleichmäßigkeit in Leistungen und Verhalten zu fordern. Gewiß wird durch diese Erziehung mancher erst geeignet zum Leben in der Gemeinschaft, aber viele wertvolle Eigenart wird dabei in der Entwicklung gehemmt.

Und doch können wir, wenn wir an die Zukunft unseres Volkes denken, nichts dringender wünschen, als daß aus unserer Jugend starke, eigenartige Persönlichkeiten hervorgehen; denn nur die innere Unabhängigkeit, die das Wesen der Persönlichkeit ausmacht, die Selbständigkeit gegenüber den Einflüssen der Umgebung, gibt die Kraft zu denken und zu sagen, was die andern nicht denken und nicht sagen, und da zu handeln, wo andere untätig bleiben. Nur wer den Mut und die Kraft in sich trägt, anders zu sein, als die übrigen, sich selbst mehr zu glauben als der Masse, kann ihr entgegentreten mit neuen Gedanken, neuen Idealen, neuen Taten. Solche Männer sind in entscheidender Stunde Führer des Volks. Wenn die alten Mittel versagen, die alten Ideale nicht mehr begeistern, dann sind sie es, die das Volk auf neuen Bahnen gehen heißen. Es ist wohl die schönste Aufgabe der Erziehung, das in dem Knaben zu entwickeln, zu stärken und zu pflegen, was ihn zu einem solchen innerlich unabhängigen, durch das Gefühl seines Eigenwerts wahrhaft freien Mann machen wird. Der innerste Keim, das persönlichste Leben muß sich entfalten, damit einst der Erwachsene die Kraft in sich trage, allen Gewalten zum Trotz sich zu erhalten, daß er nicht ein Spielball der Verhältnisse, ein Knecht der Menschen sei.

Aber diese schönste Erziehungsaufgabe kann nicht erfüllt werden, wo der Erzieher mit Massen rechnen muß, sondern nur, wo er jeden einzelnen kennen lernen kann. Das erfordert aber auch ein feines Verständnis für die Seele des Kindes und vor allem Liebe zur Jugend, die Voraussetzung jeder erzieherischen Einwirkung. Tolstoi sagt in Anna Karenina: „Sergeh war noch ein Kind, aber seine Seele kannte er und sie war ihm teuer; er hütete sie, wie das Augenlid das Auge schützt, und ohne den Schlüssel der Liebe ließ er niemand in seine Seele hinein."

Mit der Erziehung der Persönlichkeit muß freilich zugleich die Erziehung für die Gemeinschaft verbunden werden. Stark und eigenartig sollen die jungen Männer werden, aber zugleich willig, ihre Kraft und ihr Leben in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen. Wo aber diese Willigkeit zum Dienen vorhanden ist, da sind die selbständigen, eigenartigen, unabhängigen Männer weit wertvollere

Digitized by Google

Glieder der Gemeinschaft, als jene passiven Naturen, die vor allem die Tugenden der Fügsamkeit, des Sichanpassens üben.

Wenn wir bei der militärischen Jugenderziehung an solche Ziele denken, wächst natürlich die Schwierigkeit, für die gesamte männliche Jugend die nötige Organisation zu schaffen, vor allem aber die geeigneten Lehrer zu finden. Damit allein, daß einer die körperlichen Fertigkeiten und die nötigen Kenntnisse besitzt, ist wenig genützt. Mit Zwangsorganisationen kann man nur das Äußere regeln, aber sie genügen nicht, um die wertvollsten Kräfte zur Entfaltung zu bringen. Schließlich sei mit besonderem Nachdruck noch auf die Gefahr hingewiesen, daß durch alle staatlichen Erziehungseinrichtungen die Bedeutung und Wirkung der Familie, die Ausgangspunkt, bis zu gewissem Grade aber auch Ziel aller Erziehung ist, mehr und mehr zurückgedrängt wird. Durch die Entwicklung unseres Wirtschaftslebens, der Berufsarbeit, der Wohnungsverhältnisse ist die Bedeutung der Familie überhaupt, besonders aber für die Erziehung, schon lange wesentlich eingeschränkt; einen großen Teil dessen, was früher ihre Aufgabe war, hat sie an Gemeinde und Staat abtreten müssen. Erziehung und Unterricht ist nicht mehr wie ehemals Sache der Familie, sondern wird zum Teil in ihrem Auftrag, zum Teil auch im Gegensatz zu ihr von staatlich angestellten Personen durchgeführt. Der Einfluß der Familie auf das heranwachsende Geschlecht ist auf diese Weise bedauerlich gering geworden. Nun ist ja in der neuesten Zeit die Lehre gepredigt worden, daß Familie und Erziehung nichts mit einander zu tun hätten, daß es ein Überbleibsel aus primitivsten sozialen Stufen sei, wenn die Erziehung der Kinder noch den Eltern überlassen werde. Diese Lehre ist eine der gefährlichsten Irrlehren. Wohl kann die Familie heute die Erziehungsaufgabe in vielen Fällen nicht richtig erfüllen; aber daraus die Forderung abzuleiten, daß grundsätzlich das Kind in dem Alter, in dem die eigentliche Erziehung beginnt, von der Familie getrennt und von ihr an die eigentliche Erziehung abgeliefert werde, das ist das Verkehrteste, was sich denken läßt. Zum Wohle der Erziehung und zum Wohl unseres ganzen Volkslebens müssen wir darnach trachten, die Hemmnisse aus dem Wege zu räumen, die einer gedeihlichen Wirkung der Familie, überhaupt einem Leben der Familie entgegenstehen. Paul de Lagarde fordert in einer seiner deutschen Schriften die Schaffung eines neuen Adels, nicht als Gemeinschaft der vornehm Geborenen, sondern als Gemeinschaft aller Familien, welche die Familie und deren Leben als Grundlage des Lebens der Nation ansehen und erhalten wollen, er nennt die Familie die taktische Einheit, welche das Ethos gegen Natur und Sünde ins Feld führt. Wer nur immer unser Volk liebt und für seine Zukunft besorgt ist, der muß daran mitarbeiten, daß in Deutschland Familienleben wieder möglich wird, und daß die Familie ihre Aufgabe als Grundlage des Lebens des Volks erfüllen kann. Dies Ziel ist so wichtig, daß wir ihm alles andere unterordnen müssen. Ein Grundirrtum, der sich durch unser ganzes öffentliches Leben hinzieht, ist der, daß wir nach künstlichen Ersatzmitteln suchen, wenn die natürlichen Kräfte versagen, statt diese Kräfte zu beleben; damit erreichen wir schließlich, daß wir die Mißstände gar nicht mehr als solche empfinden. So ist es in besonders hohem Maß bei der Familienerziehung. Weil die Familie ihre Aufgabe nicht mehr erfüllen kann, richtet man Säuglingsheime, Krippen, Kinderbewahranstalten, Jugendhorte und Erziehungsheime ein. Gewiß wird dadurch viel Segen gestiftet und mancher schwere Mißstand beseitigt. Aber doch wäre es falsch, wenn wir

Digitized by Google

damit zufrieden wären, statt daß wir das Übel an der Wurzel fassen und der Familie wieder die Möglichkeit verschaffen, ihre Pflichten zu erfüllen. Denn in Wirklichkeit kann das, was die Familie leisten sollte, durch garnichts anderes ersetzt werden. Einem Kind, das nicht seine Freuden und Leiden der Mutter erzählen und das nicht mit Liebe und Stolz zu seinem Vater emporblicken kann, fehlt das beste Glück der Jugendzeit; aber auch der Mann ist nur als Glied der Familie fest verankert im Strome der Geschlechter. Darum dürfen wir auch zum Zweck der Wehrfähigkeit unseres Volkes keine Einrichtungen treffen, die diese Wurzel unseres Volkslebens schädigen könnten; dürfen also unsere Jungen nicht noch mehr als bisher der Familie entfremden, sondern müssen alles befördern, was ihr Zusammenleben mit Eltern und Geschwistern ermöglicht; wir müssen also vor allem der Familie den Sonntag lassen.

III.

Sollen die Einrichtungen für militärische Jugenderziehung, die während des Kriegs getroffen wurden, bereits jetzt zu bleibenden gemacht werden? Ich möchte diese Frage mit allem Nachdruck verneinen. Um diese Stellungnahme zu begründen, muß ich kurz auf die bisher getroffenen Maßnahmen eingehen. Bereits am 16. August 1914 ordneten die drei preußischen Minister des Unterrichts, des Krieges und des Innern die Bildung von Jugendkompagnien zur militärischen Vorbereitung der jungen Leute im Alter von 16 bis 20 Jahren an. Die Ausbildung sollte nach gleichzeitig hinausgegebenen „Richtlinien" erfolgen und dabei die Vorbereitung für den Kriegsdienst in den Vordergrund treten, soweit es ohne Ausbildung mit der Waffe möglich ist. Es wurde die Erwartung ausgesprochen, daß auch diejenigen jungen Männer, die bis jetzt den Veranstaltungen für die sittliche und körperliche Kräftigung ferngeblieben waren, es nunmehr als eine Ehrenpflicht gegenüber dem Vaterlande ansehen, sich freiwillig zu den angesetzten Übungen usw. einzufinden. Alle Behörden wurden aufgefordert, die militärische Vorbereitung der heranwachsenden Jugend nach Kräften zu fördern und zu unterstützen. Die meisten Bundesstaaten schlossen sich dem preußischen Erlaß an; auch die bayerischen Staatsministerien des Innern beider Abteilungen und das Kriegsministerium gaben am 3. Oktober 1914 einen in der Hauptsache gleichlautenden Erlaß heraus. Daraufhin wurde wohl überall im Deutschen Reich die Aufgabe mit großem Eifer in Angriff genommen; überall entstanden Jugendkompagnien, meist im Anschluß an schon bestehende Jugendvereine. Mit großer Opferwilligkeit stellten sich Männer der verschiedensten Berufsstände an die Spitze und ernste Arbeit begann. Die Unterschiede im einzelnen waren natürlich groß, zumal da die „Richtlinien" einen ziemlich weiten Spielraum ließen. Von den zahlreichen Übungen, die hier empfohlen sind, wurden hier mehr die einen, dort mehr die anderen bevorzugt. Meist trat das rein Militärische, zum Teil das Exerziermäßige, stark in den Vordergrund, obwohl die Richtlinien auch die rein körperliche Ausbildung durch Freiübungen, Gymnastik, Laufübungen, einfache Sportspiele usw. empfohlen hatten. An einzelnen Orten, zum Beispiel in Kiel, umfaßten die Übungen die ganze infanteristische Ausbildung, zum Teil ohne, zum Teil mit Gewehr. Jedenfalls wurde anfangs überall von Leitern und Jungmannschaften mit Ernst und Hingabe gearbeitet. Aber bald machten sich allerlei Schwierigkeiten geltend: es fehlte, je mehr Männer zum Heeresdienst einberufen wurden, da und dort an tüchtigen

Digitized by Google

Führern; der oft nötige Wechsel der Führer ließ keine Einheitlichkeit der Ausbildung aufkommen; an manchen Orten fehlte es an geeigneten Übungsplätzen. Das Schlimmste aber war, daß die Zahl der Teilnehmer fast überall rasch sank. Was Graf Moy in seinem Vortrag über militärische Jugenderziehung im Juli 1915 (erschienen bei Schnell, München) von dem Münchner Wehrkraftverein erzählte, daß die Zahl der Teilnehmer von 2000 im November 1914 auf 800 im Juni 1915 sank, das trifft wohl auf die meisten anderen Veranstaltungen in ähnlichem Maßstab zu. Kaum einen Bericht kann man finden, wo nicht die Klage über die Abnahme der Teilnehmerzahl ertönte. Der Grundsatz der Freiwilligkeit hatte völlig versagt. Als Grund dafür wird in manchen Berichten angeführt, daß den Jungen die Forderungen zu schwer würden, daß sie wegblieben, als man ernste Anstrengungen von ihnen verlangte. Das mag in manchen Fällen zutreffen. Aber der einzige Grund war das sicher nicht. Bei vielen Jungen fehlte nicht die Lust, sondern die Zeit. Obwohl die Mittelschulen in weitgehendem Maße Rücksicht auf die neuen Aufgaben nahmen, der Lehrstoff mußte doch, wenn auch mit einigen Einschränkungen, erledigt werden, und da waren die Schüler, die freiwillig an den militärischen Übungen teilnahmen, in Gefahr hinter den anderen zurückzubleiben. Noch viel schlimmer waren die Fortbildungsschüler daran. Ihre Arbeit war zumeist wegen des Mangels an männlichen Hilfskräften noch gewachsen gegenüber der Friedenszeit; bei vielen war Kraft und Zeit bereits bis aufs äußerste ausgenützt. Anderes kam dazu. Der Zwang, die meisten Übungen abends abzuhalten, der Mangel an wirklich geeigneten Lehrkräften, die weite Entfernung geeigneter Übungsplätze, all dies machte es unmöglich, die Übungen so mannigfach, so anregend, so lehrreich zu gestalten, wie es die „Richtlinien" vorgesehen hatten. An vielen Orten wurde jetzt das Exerzieren die Hauptsache, und die Jugend fand nicht mehr, was sie erwartet und gesucht hatte. Oft waren auch die Hilfsbücher mit schuld an dem einseitigen, rein militärischen und exerziermäßigen Betrieb der Übungen. So enthält ein besonders in Norddeutschland viel gebrauchtes Hilfs- und Übungsbuch fast nur wörtliche Auszüge aus den militärischen Dienstvorschriften, vor allem aus dem Exerzierreglement, und muß einen alten Unteroffizier geradezu dazu verführen, die Jungen wie Rekruten auszubilden; dann stellt sich leicht auch der Kasernenton ein. Gerade der beste Teil unserer Jugend wurde dadurch allmählich abgeschreckt und machte sich, im Gefühl besseres in den eigenen Kampfspielen und Wanderfahrten zu besitzen, lustig über die Exerzierer, die in ihrem Bundeslied singen:

„Wer unter die Soldaten will",
Das Lied kennt jedes Kind,
Doch unsereins kennt auch den Drill,
Womit das Ding beginnt:
Die Kniee durchgedrückt, oho!
Kopf hoch und Rücken grad —
Und alles Beinwerk fliegt nur so,
So wird der Mensch Soldat.

Das Exerziermäßige mag etwas eingeschränkt worden sein durch die Erläuterungen und Ergänzungen zu den „Richtlinien", die das Kriegsministerium im Herbst 1915 hinausgab. Hier war viel schärfer als in den Richtlinien die Aufgabe der militärischen Jugendvorbereitung festgestellt: Hauptziel ist sorgfältigste Durchbildung aller Kräfte des Körpers und damit zugleich Stählung des Willens;

Digitized by Google

erst in zweiter Linie kommt die Vorbildung in militärischen Dienstzweigen und zwar vor allem in denen, die ihrer Art nach in den zwei Dienstjahren nicht die gewünschte Vervollkommnung erreichen lassen, dem Fernsehen, Entfernungsschätzen, Geländebeurteilung und -benutzung, Marschfähigkeit. Auf keinen Fall aber soll die militärische Vorbildung der Jugend der eigentlichen Rekrutenausbildung des Heeres vorgreifen, in allen Lehrfächern ist das rein exerziermäßige zu vermeiden. Für die militärische Vorbildung in den praktischen Dienstzweigen ist dann eine reichhaltige, ungemein anregende Anleitung gegeben. Durch diese „Erläuterungen und Ergänzungen" sind die Übungen der Jugendwehr gewiß an vielen Orten in neue und bessere Bahnen gelenkt worden. Ich möchte aber nicht versäumen, zu erwähnen, daß das ganz vortreffliche, von Professor Vogt, Oberleutnant Koerber und Leutnant von Moltke herausgegebene Hilfs- und Nachschlagebuch für die militärische Jugenderziehung (Verlag von C. Schnell, München) schon zuvor zu einer anregenden und fesselnden Art der Ausbildung wertvolle Anleitung gab.

So hat sich schon während des Kriegs eine gewisse Entwicklung vollzogen, deren Hauptkennzeichen das Zurückdrängen des rein Militärischen gegenüber der allgemeinen Durchbildung des Körpers ist. Diese Entwicklung steht gewiß damit in Beziehung, daß jetzt zur Ausbildung der jungen Mannschaften im Heer selbst längere Zeit zur Verfügung steht, als in den ersten Kriegsmonaten.

Es ist nicht zweifelhaft, daß die militärische Jugenderziehung in beiden Formen dem Heere während des Kriegs wichtige Dienste geleistet hat. Ich selbst konnte bei manchem von den etwa 700 Einjährig-Berechtigten, die ich in dem letzten Jahre auszubilden hatte, die gute Wirkung der Vorschule wahrnehmen. Darum gebührt den Männern, die oft unter großen Schwierigkeiten der militärischen Jugenderziehung Zeit und Kraft opferten, unser wärmster Dank.

Aber doch unterliegt die bisherige Form schweren Bedenken. Das schlimmste ist die Freiwilligkeit der Teilnahme. Sie ermöglicht es denen, die eine bessere körperliche Vorbildung am nötigsten hätten, wegzubleiben; an manchen Orten nahmen fast nur diejenigen Teil, die schon vorher einem Jugendverein angehört hatten. Der Wechsel in der Teilnehmenzahl macht einen gleichmäßigen Lehrgang, ein stufenweises Fortschreiten von Leichterem zu Schwererem unmöglich. Gewisse Mißstände sind auch damit verknüpft, daß die Aufgabe in die Hände der bestehenden Jugendpflegevereine gelegt wurde. Hierdurch war von Anfang an eine Gleichmäßigkeit ausgeschlossen; waren auch alle verpflichtet nach den „Richtlinien" des Kriegsministeriums zu verfahren, so war die Auslegung dieser Richtlinien doch sehr verschieden, und schließlich war die persönliche Neigung und Begabung des Leiters der Übungen maßgebend.

Aber beides, die Freiwilligkeit der Teilnahme sowohl wie die Überweisung der Aufgabe an die bestehenden Vereine war notwendig. Wollte man heute einen Zwang der Teilnahme an militärischen Übungen für alle jungen Männer vom 16. bis 20. Jahre einführen, und etwa noch neue Organisationen dafür schaffen, so würde man eine unlösbare Aufgabe in Angriff nehmen. Welche Seite der Sache man auch anblicken mag, überall stößt man auf unüberwindbare Hindernisse. Welche Schwierigkeiten böte es schon, die Zeit zu den Übungen zu gewinnen! Es wäre eine tief ins Wirtschaftsleben einschneidende Forderung, wollte man zum Beispiel den Mittwoch-Nachmittag als regelmäßige Übungszeit ansetzen. Doch dies ließe sich durch gesetzliche Ordnung noch erzwingen. Aber woher sollte man die Führer nehmen? Graf Moy berechnet für München allein an

Digitized by Google

18-, 19- und 20-Jährigen ungefähr 15 000 Jungen, mit den 16- und 17-Jährigen wären es also etwa 25 000, das sind 200 Kompagnien zu 125 Jungen. Man müßte mit den Anforderungen an Führereigenschaften sehr herabgehen, wollte man jetzt im Krieg diesen Kompagnien Führer, den Jungen Lehrer und Abrichter geben. Die größte Schwierigkeit aber böte die Platzfrage. Wo sollten die 200 Kompagnien lehrreiche Übungen, namentlich im Gelände, veranstalten können, ohne sich fortwährend gegenseitig zu stören? Der ganze Gedanke ist unausführbar. Mit Recht hat unsere Heeresverwaltung an der Freiwilligkeit und an der Ausnützung der vorhandenen Einrichtungen in den Jugendvereinen festgehalten. Aber wir müssen uns darüber klar sein, daß die Einrichtung, so nützlich sie ist, doch weit von dem entfernt ist, was wir früher als nötig forderten, daß nur ein kleiner Teil (in München etwa ein Zwölftel) der in Betracht Kommenden erfaßt wird, und daß die Durchführung der „Richtlinien" und „Erläuterungen" des Kriegsministeriums bei der Mannigfaltigkeit der beteiligten Vereine und der Verschiedenheit der in ihnen tätigen Männer nicht gewährleistet ist.

Darum ist es notwendig, daß wir uns für den Frieden nach anderen Formen umsehen. Wollen wir aber die richtigen Formen finden, so müssen wir uns ganz klar darüber sein, welches Ziel wir mit unserer militärischen Jugenderziehung erreichen wollen; darum wiederholen wir noch einmal: Die militärische Jugenderziehung soll mithelfen, 1. daß möglichst viele Deutsche wehrfähig werden, 2. daß alle Wehrfähigen körperlich kräftig, gewandt, abgehärtet und willensstark zum Heeresdienst kommen, 3. daß sie in den Dienstzweigen der Übung von Auge und Ohr, der Geländebeurteilung und -benützung, des Entfernungsschätzens, der Marschfähigkeit und ähnlichem bereits so geübt sind, daß die Ausbildung im Heere darauf weiterbauen und das wünschenswerte Maß von Vervollkommnung erreichen kann.

Ich möchte ausdrücklich darauf hinweisen, daß die obengenannten Dienstzweige keine r e i n militärischen Fertigkeiten enthalten, und daß sie sich durch ihre Art jeder exerziermäßigen Einübung entziehen. Jede Vorwegnahme militärischen Drills (der beim H e e r e unentbehrlich und von hoher Bedeutung ist) muß bei der J u g e n d erziehung vermieden werden. Ich befinde mich mit diesem Urteil in Übereinstimmung nicht nur mit den „Erläuterungen und Ergänzungen" des Kriegsministeriums, sondern auch mit einer großen Anzahl hervorragender Offiziere alter und neuer Zeit. „Eitel ist der Wahn, daß die militärdienstliche Ausbildung durch Soldatenspielerei erleichtert werden könnte. Sie leistet für diesen Zweck nichts, schmeichelt aber der Eitelkeit der Jugend und erweckt in ihr eine leichtfertige Auffassung der militärischen Pflichten," sagt General von Blume, um wenigstens ein Zeugnis anzuführen. Auch die Offiziere, die in München den Wehrkraftverein ins Leben riefen, haben sich mit Entschiedenheit gegen die militärische Ausbildung der Jugend ausgesprochen.[1])

Man könnte vielleicht einwenden, die militärische Ausbildung der Jugend wolle durchaus keine Soldatenspielerei sein, sondern mit der Einführung der Jugend in die militärischen Fertigkeiten vollen Ernst machen; und in der Tat ist in manchen Orten die Jugend sehr stramm einexerziert worden. Aber das militärische Exerzieren erfordert eiserne Disziplin und eine Anspannung aller

[1]) Vgl. S. M. Juli 1912; Bayer. Wehrkraftverein, Führerzeitung, März 1914 und Mai 1916.

Digitized by Google

Kräfte in einem Maße, wie sie ohne Zwangsmittel nicht durchgesetzt und von der Jugend ohne Schädigung der Gesundheit nicht gefordert werden kann. Sobald man aber bei diesen Übungen in den Anforderungen an die allergrößte Strammheit nachläßt, schädigt man die Disziplin und macht die Übungen mehr oder weniger wertlos.

Darum beschränken wir uns auf die drei genannten Forderungen. Wie muß aber die militärische Jugenderziehung oder richtiger die Erziehung der Jugend zur Wehrfähigkeit beschaffen sein, um diese Forderungen zu erfüllen? Drei Grundsätze werden ohne weiteres zugegeben werden: 1. sie muß alle gesunden deutschen Knaben und Jünglinge ohne Ausnahme umfassen, von der Kindheit bis zum Eintritt ins Heer; 2. sie kann daher nicht auf Freiwilligkeit, sondern nur auf Zwang aufgebaut sein; 3. sie muß stets in Fühlung mit den Bedürfnissen des Heeres sein. Zur Begründung dieser Sätze braucht wohl nichts angeführt zu werden; nur an dem Worte Kindheit könnte man vielleicht Anstoß nehmen. Aber gerade, weil man daran oft zu wenig denkt, möchte ich den stärksten Nachdruck darauf legen, daß die ersten Voraussetzungen zur künftigen Wehrfähigkeit im frühen Kindesalter gewonnen werden. Schon in den Jahren vor dem Eintritt in die Volksschule können die Anlagen zur körperlichen Kraft und Gewandtheit gefördert oder gehemmt werden. Für manchen Knaben wird hier schon die Grundrichtung bestimmt, nicht immer zu seinem Vorteil. Denn bei vielen gesunden Knaben wird in diesem Alter der Trieb nach kräftiger und rascher Bewegung, der jedem gesunden Lebewesen innewohnt, im Keim geknickt. Ein Kind, das nicht nach Herzenslust schreien, lärmen, laufen darf, wird von vorneherein in der Entwicklung gestört. Mit der Vorstellung, daß ein Kind „brav" ist, wenn es still über einem Bilderbuch oder einem Spielzeug sitzt, müssen wir brechen; wir müssen bei einem solchen Kind vielmehr fragen, ob es gesund ist. Darum muß jeder, dem an der Wehrfähigkeit des deutschen Volks gelegen ist, auch an der Verbesserung der Wohnungsverhältnisse mitarbeiten. Die Wohnungen in den großen Städten sind meist so, daß die Kinder sich nicht in naturgemäßer Weise bewegen können. Der Spielplatz der Straße ist gefährlich geworden in der Zeit der Kraftwagen und elektrischen Bahnen. Dabei kommt die ganze Bevölkerungszunahme Deutschlands den großen Städten zugute: im Jahre 1871 wohnten 4,6 v. H. der Einwohner Deutschlands in Städten mit über 100 000 Einwohnern, gegenwärtig etwa 25 v. H.; in 30 Jahren wird es, wenn wir die Entwicklung nicht aufhalten, schon die Hälfte sein; 1870 gab es in Deutschland sieben Großstädte mit über 100 000 Einwohnern, heute 48. Alle Gesetze über militärische Jugenderziehung werden wenig zur Steigerung der Zahl der Wehrfähigen beitragen, wenn wir nicht den Kindern der Großstädte bessere Lebensbedingungen verschaffen. Bei der Untersuchung der Kriegsfreiwilligen in der Berliner Charité wurde bei 25 v. H. der über 20 Jahre alten Leute als Ursache der Untauglichkeit allgemeine Körperschwäche gefunden, ohne daß Anzeichen irgend welcher organischen Erkrankungen vorhanden waren. Bei den meisten von ihnen wird der Keim zu dieser Körperschwäche in der Kindheit gelegt worden sein. Daß in Berlin 1910 nur 27,6 v. H. der Wehrpflichtigen wehrfähig waren, wurde erwähnt; von denen, die in zweiter Generation in Berlin leben, genügen nur mehr 19 v. H. den Heeresanforderungen.

Um solche Zustände im ganzen zu ändern, bedarf es aufopfernder Arbeit vieler Männer und durchgreifender, im Interesse der Gesamtheit gegen einzelne

Digitized by Google

rücksichtsloser Gesetze. Aber im kleinen kann jeder an seinem Teil viel tun oder versäumen. Allen Eltern sollte man immer wieder die dringende Mahnung zurufen: Wählt Eure Wohnungen nicht unter dem Gesichtspunkt, daß Ihr es bequem habt, sondern unter dem, daß sich Eure Kinder im Freien tummeln können! Befördert alles, was ihnen Freiheit, Freude, Lebenskraft und -lust verschafft! Und nehmt selbst teil an dem frischen Leben Eurer Jugend! Welcher Knabe liefe nicht gern mit seinem Vater um die Wette? Sucht Eure Erholung nicht im Wirtshaus oder daheim auf dem Sofaplatz; sondern in rüstiger Wanderfahrt mit Euren heranwachsenden Kindern! Gewiß, nach anstrengender Arbeitswoche lockt uns am Sonntag Bequemlichkeit und Ruhe, aber ist die Lockung einmal zurückgewiesen, so erwächst uns selbst aus der frischen Bewegung mit unseren Kindern neue Lebenslust und -frische. Glücklich der Vater, der seinen Sohn neben sich groß und stark werden sieht; glücklich der Sohn, der unter den Augen und unter der Leitung seines Vaters zum kräftigen Jüngling heranwächst; glücklich auch der Knabe, der in Spiel und Streit mit seinen Geschwistern Gewandtheit und Kraft entwickeln kann. Sind ihm aber Geschwister versagt, so haben die Eltern die Pflicht, ihn unter Kameraden zu bringen. Wie wenig das geschieht, zeigt eine Zusammenstellung, die E. Kohlrausch einmal über die freiwillige Beteiligung an Turnspielen in Hannover machte. Von allen Schülern, die mit Brüdern bis zum Unterschied von vier Jahren aufgewachsen waren, kamen 47 v. H. regelmäßig, 16 v. H. unregelmäßig, 37 v. H. gar nicht; von den Einzelsöhnen dagegen, das heißt solchen, die keine Brüder bis zu vier Jahren Altersunterschied hatten, kamen regelmäßig 13 v. H., unregelmäßig 12 v. H. und 75 v. H. gar nicht. In solchen Erscheinungen liegen schwere Versäumnisse der Eltern vor, die nur zum Teil durch Staatsmaßnahmen gutgemacht werden können. Welche Maßnahmen soll aber der Staat treffen? In manchen Schriften findet man die Forderung, daß je nach dem Alter zwei verschiedene Einrichtungen zu treffen seien, von denen die eine etwa bis zum 17. Jahr die allgemeine körperliche Ausbildung befördern und im engen Zusammenhang mit der Schule bleiben soll, während die andere von diesem Lebensalter an bis zum Eintritt ins Heer die besondere Vorbereitung auf den Heeresdienst übernehmen und diese Aufgabe in eigens geschaffenen „Jungsturmkompagnien", außerhalb des Schulbetriebs unter Leitung von Offizieren oder anderen vom Heer gestellten Lehrern durchführen soll. Mir scheint es richtiger nach einem anderen Gesichtspunkte zu scheiden, nämlich darnach, ob die jungen Leute einer Schule angehören oder nicht.

Solange sie einer Schule angehören, übernimmt diese vollständig die Erziehung zur Wehrfähigkeit, das gilt in gleichem Maße für die Volks- und Fortbildungsschule wie für jede höhere Schule. Diese Lösung wahrt am besten das Interesse der Wehrerziehung, der Schule und des Schülers; der Wehrerziehung, weil der Staat ohnedies auf Lehrplan und Lehreranstellung Einfluß hat und daher hier auch hinsichtlich der Wehrerziehung am leichtesten seinen Willen durchsetzen kann, der Schule, weil es für sie leichter ist, neue Aufgaben zu übernehmen und sie in ihren Organismus einzuordnen, als einen Teil der Zeit ihrer Schüler und des Einflusses auf sie an außenstehende Organisationen abzutreten, zumal wenn ihr noch die Pflicht der Überwachung und das Gehässige des Strafens aufgebürdet würde, und schließlich der Schüler, weil für sie die Gefahr der Zersplitterung und allzu starken Inanspruchnahme vermindert wird, wenn auch die Erziehung zur Wehrfähigkeit im Rahmen der Schule bleibt.

Digitized by Google

Freilich ist es eine schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, die die Schule damit zu übernehmen hat. Zunächst müßten sorgfältige Lehrpläne für Turnen und körperliche Erziehung von den Schulbehörden in gemeinsamer Arbeit mit den Turnlehrern und den militärischen Sachverständigen geschaffen werden. Von höchster Bedeutung ist, daß die geplante Einigung zwischen turnerischen und militärischen Behörden bezüglich der Gleichheit der Ausführung der Frei- und Ordnungsübungen, sowie der Kommandosprache erzielt und in den Schulen durchgeführt wird. Das würde eine große Zeitersparnis für das Heer bedeuten; freilich müßte in der militärischen Turnvorschrift manches anders werden, um von den Turnern übernommen werden zu können. Zum zweiten möchte ich der Anschauung Ausdruck geben, daß das Turnen im weitesten Sinn des Worts Grundlage aller Ausbildung bleiben muß, unter Vermeidung verwickelter, das Gedächtnis anstrengender Freiübungen ebenso wie gefährlicher Kunststücke an den Geräten. Drittens muß gefordert werden, daß alle Übungen soviel wie möglich im Freien und bei Tageslicht abgehalten werden. Gleichberechtigt neben das Turnen im engeren Sinn treten Turnspiele, die namentlich für die jüngeren Schüler stets Kampfspiele sein müssen, Wandern, Schwimmen, Schneeschuhlaufen, Rodeln und ähnliche Körperübungen, je nach Zeit und Gelegenheit. Auszuschließen ist jede einseitige Pflege irgend eines Sports, mit dem Ziel, Höchstleistungen zu erreichen. Da vor kurzem die im deutschen Reichsausschuß für Olympische Spiele vereinigten deutschen Sportverbände einen Reichsgesetzentwurf für die körperliche Ausbildungspflicht der Jugend fertig gestellt haben, möchte ich mit einigen Worten auf die Frage des Sports eingehen: „Sport heißt als Grundsatz: Ausbildung des einzelnen zu seiner persönlichen Höchstleistung; Turnen heißt als Grundsatz: Ausbildung der Masse zu einer gewissen Durchschnittsleistung", so kennzeichnet Carl Diem, der Generalsekretär der sechsten olympischen Spiele, den Unterschied. Damit ist aber auch bereits entschieden, daß nur das Turnen, nicht der Sport an unseren Schulen die allgemeine Vorbildung für den Heeresdienst übernehmen kann. Gewiß hat der Sport auch im Sinn der Ausbildung einzelner zu Höchstleistungen seine Berechtigung; durch Höchstleistungen einzelner sind stets die Durchschnittsleistungen gesteigert worden. Aber für die Jugend taugt weder die Einseitigkeit des Sports noch die zur Überanstrengung führende Höchstanspannung aller Kräfte, die er fordert. Von internationalen Sportfesten werden wir ja zunächst verschont bleiben; sonst müßte auch vor den damit verbundenen Gefahren gewarnt werden. Wenigstens ist das Olympia 1916, das in Berlin abgehalten werden sollte, durch den Krieg unmöglich geworden und das teure Geld, für das man Sportlehrer aus Amerika hat kommen lassen, umsonst ausgegeben.

Auf eine in den „Richtlinien" geforderte Übung möchte ich besonders hinweisen: „Genaues und unbedingt zuverlässiges Wiedergeben von angestellten Beobachtungen." Hiezu gibt das Hilfsbuch von Vogt, Koerber und von Moltke Anleitung zu „Gedächtnisübungen als Vorübung für Meldungen über angestellte Beobachtungen." Solche Gedächtnisübungen sollten grundsätzlich mit jedem Kriegsspiel, mit jeder Übung im Gelände verbunden werden. Beim Heer kann das Gedächtnis nicht mehr so geübt werden, wie es für gute Beobachtungen und zuverlässige Meldungen nötig wäre. Darum muß die Jugend immer wieder und auf die mannigfachste Weise darin geschult werden, rasch zu sehen und das Gesehene zu merken. Wir sind viel zu sehr an die Hilfsmittel des Schreibens

Digitized by Google

und Lesens gewöhnt und versagen, wo wir diese Mittel nicht gebrauchen können. Der Krieg, der so viel Ursprüngliches wieder an den Tag bringt, lehrt uns auch den Wert des Gedächtnisses wieder höher einzuschätzen.

Soll militärisches Fechten und Schießen bereits in den Stoff der Jugendvorbereitung aufgenommen werden? Gegen das Fechten dürfte nichts einzuwenden sein, wo die Möglichkeit dazu gegeben und ein tüchtiger Lehrer vorhanden ist. Auch die Jägerschen Eisenstabübungen können eine gute Vorschule sein. Schwieriger ist die Frage beim Schießen; das zeigt sich auch im Schwanken des Urteils der Fachleute. Wo Gelegenheit zum Schießen vorhanden ist und ein guter, militärisch geschulter Schießlehrer die Übungen leiten kann, werden sie der Jugend gewiß Freude machen und ihr später beim Heeresdienst sehr zustatten kommen. Aber das Schießen für alle, etwa schon vom 15. Jahr an, zum Pflichtfach machen, wird nicht nur an den Kosten und an der Platzfrage scheitern; es wird auch an wirklich guten Lehrern fehlen. Übrigens scheint es mir auch für diesen Dienstzweig zu genügen, daß der ins Heer eintretende die für eine erfolgreiche Ausbildung nötigen Voraussetzungen mitbringt: Das sind für das Schießen nicht nur ein gutes, geübtes Auge und ein kräftiger Arm, sondern auch Selbstbeherrschung und Willenskraft. Ein hervorragender Regimentskommandeur wollte auf die Frage: Was ist das Wichtigste beim Schießen, keine andere Antwort hören als „der eiserne Wille zu treffen".

Große Schwierigkeiten wird zunächst die Einführung eines diesen Zwecken genügenden Turnunterrichts in allen Volks- und Fortbildungsschulen machen. Aber die dringende Notwendigkeit wird mit Hilfe staatlichen Zwangs hier endlich durchsetzen, was von einsichtigen Männern schon längst vergeblich gefordert worden ist.

Die Vorbildung der Turnlehrer muß natürlich auf die neuen Aufgaben Rücksicht nehmen; von ihrem Geschick und von ihrer Liebe zur Sache wird es vor allem abhängen, in wie weit die neuen Einrichtungen segensreich wirken und der Jugend zur Freude, nicht zur Last werden. Daß der Turnlehrer selbst gedient hat, ist wünschenswert, aber nicht notwendig. Daß bei der erhöhten Bedeutung des Fachs und der Steigerung von Arbeit und Verantwortung nicht nur die Turnlehrerstellen vermehrt werden müssen, sondern auch die Stellung des Turnlehrers im Kreis der Amtsgenossen gehoben werden muß, ist selbstverständlich.

Völlige oder teilweise Befreiung vom Turnunterricht darf künftighin nur mehr auf das Zeugnis eines Amts- oder Schularztes erfolgen. Wie wenig begründet bisher manchmal die Befreiung war, zeigt die Tatsache, daß Schüler, die von der untersten Klasse an wegen Herzfehlers befreit waren, sich als Kriegsfreiwillige meldeten, genommen wurden und die Mühsale des Feldzugs bis heute gut ertragen haben. Auch die von Otto Hesse gegebene Zusammenstellung über den jetzigen Stand der Turnbefreiung an den höheren Schulen Preußens (Körper und Geist 23, 1914/15) ist in dieser Hinsicht lehrreich (an einem Gymnasium der Rheinprovinz waren 55 v. H. aller Schüler befreit) und mahnt zu rascher Änderung. Von der Note im Turnen ebenso wie von der in anderen Pflichtfächern die Möglichkeit des Aufsteigens abhängig zu machen, könnte ich nicht empfehlen. Dagegen sollte der Berechtigungsschein für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst jedem verweigert werden, der nicht auf dem geforderten Schulzeugnis oder in der zum Ersatz für ein solches abzulegenden Prüfung den Nachweis der körperlichen

Digitized by Google

Befähigung erbringt. Über die Zahl der für den Turnunterricht nötigen Stunden ist schwer ein begründetes Urteil zu fällen. Kommt der Schüler nur durch diese Turnstunden zu körperlicher Bewegung, so sind natürlich mehr als 2 oder 3 Wochenstunden zu fordern. Aber das wird doch selten der Fall sein. Am schwierigsten wird es sein, außer dem Spielnachmittag freie Nachmittage oder ganze Tage zu größeren Marsch- und Geländeübungen zu gewinnen. Die Sonntage müssen von diesen Pflichtstunden freigehalten werden. Von hohem Wert ist es, wenn es der Schule gelingt, Ferienwanderungen zu veranlassen oder unter der Leitung eines Lehrers selbst zu veranstalten. Überhaupt ist die Anleitung zu nutzbringender Verwendung der Ferien wichtig.

Zur Ergänzung dessen, was die Schule im Pflichtunterricht bietet, muß die freiwillige Teilnahme an den Jugendvereinen, deren Veranstaltungen mittelbar oder unmittelbar auch der Erziehung zur Wehrfähigkeit dienen, aufs wärmste empfohlen und von den Schulvorständen, den Lehrern und Eltern eifrig gefördert werden. Aber gestattet und empfohlen wird den Schülern nur die Teilnahme an denjenigen Vereinen, die sich verpflichten, durch ihre Übungen die in den „Erläuterungen und Ergänzungen" aufgestellten Ziele zu fördern. Dabei wird es zweckmäßig und billig sein, keinen engherzigen Maßstab anzulegen. Jung-Deutschland- und Wehrkraftvereine, Turn- und Schwimmvereine, Pfadfinder und Wandervögel haben alle ihre besonderen Verdienste und geben ihren Mitgliedern wertvolle Gaben mit, wenn sie auch bisher anderes pflegen, als die in den „Richtlinien" oder „Erläuterungen" empfohlenen Übungen. Was zum Beispiel die deutschen Schwimmer in diesem Krieg geleistet haben, das wird erst später ganz klar werden. Von einzelnen Leistungen im Netheabschnitt vor Antwerpen, an der Sambre und an der Oise erzählt Leutnant Albert Netz im Kriegsjahrbuch für Volks- und Jugendspiele 24 (1915). Ein besonders warmes Wort möchte ich für den Wandervogel einlegen, weil er manche Gegner hat. Ich weiß sehr wohl, was man ihm vorwirft, aber doch hat er unter all den Jugendvereinen eine Vorzugsstellung. Im besonderen Maß galt ihm, was Gottfried Traub auf dem Hohen Meißner am 11. Oktober 1913 zur freideutschen Jugend sprach: „Ihr wandert durch das Land und schaut seine Schöne, Ihr habt einen neuen Sinn gewonnen für Wald und Feld, Ihr kennt den Brodem der Scholle und seid verwachsen mit Wind und Wetter, und so ist in Euch aufgestiegen ein neues Naturgefühl wie ein festes Bewußtsein von dem Zusammenhang des Menschen mit dem heimischen Boden. Die Heimat ist Euch nicht ein Begriff, die Heimat ist Euch der Atem der Seele." Freilich mahnt er sie dann diese romantische Vaterlandsliebe noch zu vertiefen und zur Idee des Staates fortzuschreiten. Aber haben nicht sie alle diese Mahnung befolgt, die hinausgezogen sind, um für Heimat und Staat zu kämpfen und, wenn es sein mußte, das Leben hinzugeben, dessen köstlichen Reichtum sie vielleicht tiefer als andere empfanden? Die Eltern aber sollen es dem Wandervogel nicht vergessen, daß es ihm zu verdanken war, wenn beim Abschied manches ins Feld ziehenden Jünglings Vater und Mutter sich trösten konnten: „Wenn ihn nicht eine tückische Kugel trifft: die übrigen Gefahren, die Mühsale und Beschwerden des Feldzugs wird er durchhalten! Er ist stark und abgehärtet, ausdauernd und zäh, selbständig, und weiß sich in jeder Lage zu helfen." (Fr. Eckhardt im obengenannten Kriegsjahrbuch.)

Zu Gunsten des Wandervogels spricht auch, daß das Wandern in kleinen Grup-

Digitized by Google

pen mehr zur Selbständigkeit erzieht, als das Marschieren in größeren Verbänden, und daß im kleineren Kreis leichter die edle Blume der Freundschaft erblüht, die das Leben der Jugend bereichert.

Unbillig wäre es auch, die konfessionellen Jugendvereine auszuschließen, die sich zuerst der Jugend angenommen, Freude und Kraft in ihr Leben hineingetragen und sie zu tüchtigen Menschen gemacht haben. Wohl trat zuerst die Fürsorge für körperliche Erziehung zurück hinter der sittlichen und religiösen. Aber jetzt leisten diese Vereine auch in der Ausbildung des Körpers an vielen Orten nicht weniger als irgend welcher andere Jugendverein. Wer je das jugendfrohe Treiben eines Schüler-Bibelkreises oder einer christlichen Pfadfinderabteilung auf einer Ferienfahrt beobachtet hat, wird nicht daran zweifeln, daß auch diese Vereine zur Wehrfähigkeit erziehen.

Ich habe bei diesem Punkt etwas länger verweilt, weil ich es für wichtig halte, daß in der Wahl der Vereine Freiheit herrsche. Wohl muß dem Staat und der Schule eine gewisse Aufsicht zugestanden werden, aber die Verantwortung für die Auswahl unter den Vereinen müssen in der Hauptsache die Eltern tragen; sie müssen sich deswegen auch darum kümmern, welcher Geist in ihnen herrscht und was man in ihnen treibt.

Wenn in dieser Weise Familie, Schule und Verein zusammenwirken, dann werden wir eine gesunde, kräftige, abgehärtete Jugend heranziehen, die zu guten Soldaten auszubilden eine Freude sein wird. Aber freilich eine Forderung muß zuerst erfüllt werden: Die Schule muß ihre Anforderungen auf geistigem Gebiet herabsetzen, damit das körperliche zu seinem Rechte kommen kann. Wir wollen uns keiner Täuschung darüber hingeben: Die Erfüllung der neuen Forderung der Erziehung zur Wehrfähigkeit kostet viel Zeit; es handelt sich nicht etwa nur um die paar Turnstunden, die noch etwa eingefügt werden sollen; es handelt sich um eine Richtungsänderung: Der Junge soll nicht mehr die meiste Zeit hinter Büchern verbringen, soll nicht kurzsichtig werden, wie es jetzt 65 v. H. unserer Gymnasialabsolventen sind; er soll nicht die in Wald und Feld verbrachten Stunden durch Nachtarbeit wieder gutmachen müssen; er soll seines Lebens, seiner Jugend, seiner Gesundheit und Kraft froh werden. Da helfen kleine Mittel, wie die Einführung der Kurzstunde oder Verbesserung der Methode (allmählich sind wir da auch ans Ende gelangt) nichts mehr, da hilft nur rücksichtsloses Hinauswerfen von viel Lehrstoff, auch von wertvollem. Man hört manchmal sagen, in unseren Schulen seien nur die unbegabten Schüler überlastet und nach ihnen dürfe man den Lehrplan nicht einrichten; gewiß nicht, unsere höheren Schulen sollen Auslese schulen bleiben. Aber neben den unbegabten Schülern ist noch eine andere Art überlastet, die gewissenhaften, die es ernst nehmen mit ihren Aufgaben, und zwar um so mehr, je gewissenhafter auch ihr Lehrer ist. Die anderen, Lehrer und Schüler, helfen sich mit dem Kunstgriff, die Arbeit oberflächlich zu machen. Auf diesem Weg, der Überlastung bei den Gewissenhaften und der Gewöhnung an Oberflächlichkeit bei den übrigen werden wir noch fortfahren, wenn wir uns nicht dazu entschließen, die Lehrstoffe in allen Schulen stark zu vermindern. Wir müssen auch manches wertvolle Gut über Bord zu werfen bereit sein, wenn es gilt das Leben zu erhalten.

Noch einige Worte habe ich zu sagen über die Zeit zwischen dem Austritt aus der Fortbildungs- oder Mittelschule und dem Eintritt ins Heer. In dieser

Digitized by Google

Zeit darf nicht verloren gehen, was vorher mit Mühe erreicht wurde. Darum darf hier der Zwang nicht aufhören, er kann aber mit Freiheit verbunden sein, indem man diese jungen Männer verpflichtet, regelmäßig an den Übungen solcher Vereine teilzunehmen, die der Vorbereitung zum Heeresdienste dienen, aber ihnen die Wahl des Vereins frei läßt. Damit diese Bestimmung auch die gewünschten Ergebnisse habe, ist es notwendig, daß die Vereine unter der strengen Aufsicht einer Militärbehörde stehen. Genügen sie den Anforderungen nicht, so verlieren sie das Recht, solche junge Leute in der Zwischenzeit zwischen Schule und Heeresdienst zu Mitgliedern zu haben. Anderenfalls erhalten sie das Recht, ihren Mitgliedern Zeugnisse über die Teilnahme an den Übungen auszustellen. Da Mangel an Eifer nicht durch die Vereine selbst bestraft werden kann, andererseits aber selbstverschuldete Versäumnisse in dieser pflichtmäßigen Vorbereitung zum Heeresdienst geahndet werden müssen, so ist jeder, der kein Zeugnis über regelmäßige und eifrige Teilnahme an den Übungen aufweisen kann, zur Nachholung dieser Wehrvorbereitung früher zum Heeresdienst einzuziehen. Dann muß er den Zwang erleiden, weil er der Freiheit nicht wert war.

Die Durchführung solcher Vorschläge darf nicht an den Kosten scheitern, sie werden nicht gering, aber doch unbedeutend sein im Verhältnis zu den übrigen Kosten unserer Friedensrüstung. Von der größten Wichtigkeit ist, daß alle vorhandenen Plätze und Hilfsmittel voll ausgenützt werden. Dazu wird eine sorgfältige Regelung in der Benützung der Spielplätze, Turnhallen, Hindernisbahnen und dergleichen nötig sein. Mancher neue Spiel- und Turnplatz wird entstehen müssen, namentlich in den Dörfern; aber alle Schwierigkeiten werden überwunden werden, wenn sich genug opferwillige und tatkräftige Männer in den Dienst dieser Sache stellen, die von so ungeheurer Bedeutung ist für die Zukunft.

Frauenhilfe.

Am 3. Oktober 1870 mußte Fontane als Kriegsgefangener unter dem Verdachte der Spionage von dem Franktireurnest Domremy, in das er, zu jung geblieben, zu deutsch geworden, wallfahren gegangen war, eine Fahrt durch das alte, romantische Land antreten. Zunächst über Langres nach Besançon. Hier hörte er auf der Zitadelle morgens oft die Salven krachen und verhallen, die dem Leben von Leidensgefährten ein Ende machten. Dann ging es westwärts weiter, nach Oléron. Daß diese Fahrt dennoch, obwohl ihn die Fittiche des Todes streiften, gegenüber dem, was Gefangne von 1914, 15, 16 bei ihren Fahrten durch die romantischen Länder im Osten und Westen erlebten, eine Vergnügungsreise war, erkennt man mit Schrecken, wenn man die Berichte der Kriegs- und Zivilgefangenen in diesen Heften liest. Alles ist in diesem Krieg ins Riesenmaß gewachsen, die Ausdehnung des Kampfes, die Kampfmittel, die Erbitterung der Gegner, die Leiden und das Leid in der Front und hinter der Front.

Um Fontane konnte sich Bismarck kümmern, zur Sicherung seines Lebens wurden in Domremy drei Personen als Geiseln verhaftet, die Sorge der Angehörigen um sein Geschick, die Idylle auf Oléron dauerten nur Wochen. In diesem Kriege drang das erste Lebenszeichen von Schweren Reitern, die an der Dubissa in Gefangenschaft geraten und in die Tiefe Asiens verschleppt worden waren, nach einem Jahre wie eine Auferstehungsbotschaft in die Heimat. Dem Dichter graute, als er die Reiseroute überlegte, die ihm nach seiner Freilassung der Paß vorschrieb: vom

Digitized by Google

Atlantischen Ozean zum Mittelländischen Meer und wieder rhoneaufwärts nach Lyon und Genf. In diesem Kriege mußten Gefangne von der Ostsee zum Stillen Ozean wandern. Wie werden sie zurückkehren?

Im Jahre 1870/71 waren nur 8257 Deutsche gefangen oder vermißt. Die Fürsorge für diese verhältnismäßig kleine Zahl scheint auf die Angehörigen und kleine Kreise Teilnehmender beschränkt geblieben zu sein. Zur Linderung der Not der Gefangnen und des Leides der Angehörigen gab es in unserm Kampfe keine Tradition und keine Organisation. Die Kader mußten erst geschaffen werden und sie mußten sich ihre Technik schaffen.

Was dabei einzelne Menschenfreunde tastend, improvisierend, bis das Werk ihren Händen und ihrem oft rührend kleinen Helferkreis entwuchs, geleistet haben, darf nicht in Vergessenheit geraten, neben dem Grauen der Gefangenenleiden muß auch das lichte Bild der Fürsorge für Vermißte und Gefangene gezeigt werden.

Diese Improvisationen der Nächstenliebe sproßten alle aus einem bescheidenen Helfen-, Dienenwollen auf. Ihr Wachstum verdankten sie der Not.

Am 3. September 1914 wurde in München die erste Feldpostschreibstube eröffnet. Im Januar 1915 bestanden zehn. Frauen, deren Geistes- und Gemütskräfte in ihrem häuslichen Kreise nicht verbraucht wurden, erboten sich ihren Schwestern, denen die geringere Schulbildung und die von der Arbeit hart und ungelenk gewordene Hand den schriftlichen Verkehr mit ihren Angehörigen im Feld erschwerten, durch das Schreiben und Adressieren von Briefen, das Packen und Befördern von Paketen zu helfen.

Der Fragen, die zu beantworten, der Bitten, die zu erfüllen waren, wurden immer mehr und von der Not genährt, gesteigert und gestählt wuchs die Leistung der helfenden Frauen. An die Schreibhilfe, die Beratung und die Paketbeförderung schloß sich die Sammlung und Versendung von Liebesgaben für die kriegsgefangenen Deutschen und als die Sorge um Vermißte sich nicht mehr still wie die Trauer um Gefallene in die Familie bannen ließ, sondern in der Öffentlichkeit nach Hilfe rang, erwuchs aus dieser schwersten Not der Daheimgebliebenen die größte Leistung der Helferinnen. Sie forschten in Verbindung mit in- und ausländischen Militärbehörden und Hilfsorganisationen des Roten Kreuzes findig, scharfsinnig, zäh, unermüdlich nach den Vermißten und es gelang ihnen das Schicksal vieler zu klären. 12, 13, 25 Prozent der Vermißten wurden durch sie ermittelt.

Welche Wohltat für den Volkskörper es bedeutete, daß durch die Arbeiterinnen der Feldpostschreibstuben vielen Hunderten von gequälten, zitternden Herzen zum ruhigen Schlag der Trauer oder der Hoffnung auf ein Wiedersehen in diesem Leben verholfen wurde, kann nur der ermessen, der selbst durch das Wort „vermißt" neben einem lieben Namen im Innersten erschüttert worden ist.

Dieses Wohltun war nicht leicht. Es forderte zähe, umsichtige Arbeit. Viele der Vermißten waren der irdischen Heimat entrückt, andere lagen im Banne schwerer Krankheiten oder Wunden in Lazaretten, viele waren in Fernen, die von Frage und Antwort nur in Wochen und Monaten überwunden wurden, selbst wenn willige Boten hin und her gingen, hinter starren Mauern von Verkehrssperren, die monatelang die Vermißten lebendig begraben hielten, gefangen.

Willig wandten die Arbeiterinnen der Feldpostschreibstuben die reichen Geistes- und Gemütskräfte, über die sie verfügten, an diese Arbeit, die ihnen oft auch durch die Hilfesuchenden erschwert wurde.

Digitized by Google

Viele dieser Ahasvere der Sorge und der Hoffnung nahmen zur gleichen Zeit die Hilfe aller erreichbaren Ermittlungsbureaus in Anspruch. So gelangte auf einmal oder allmählich die gleiche Anfrage mehrfach, vielfach an die ausländischen Stellen und lähmte deren Entgegenkommen.

Im Dezember 1915 wurde in München eine Kreisauskunftsstelle und Kriegsgefangenenhilfe vom Roten Kreuz gegründet und mit ihr zuerst die jüngste Feldpostschreibstube, die am 19. Mai 1915 im Rahmen des Roten Kreuzes und in Verbindung mit dem Frankfurter Ausschuß für deutsche Kriegsgefangne eingerichtet worden war, vereinigt. Bei der Ausgestaltung der Kreisstelle bewährte sich neben der klugen, die Selbständigkeit und die besondere Leistungsfähigkeit der Stammarbeitsgruppen achtenden Leitung die automatische Organisationskraft des guten Willens. Frauenarbeit wird immer noch, nicht gerade geflissentlich, aber gewohnheitsmäßig unterschätzt. Im Aprilheft hat Auguste Supper für das Zusammenarbeiten der Frauen und der Männer im Staat, am Kriegs-, am Friedenswerk eine schöne Formel gegeben. Sie will im Gegensatz zu Ellen Key, daß das Steuer des Staatsschiffs in der Hand der Männer bleibe: „Wir kennen sie und wir vertrauen ihnen, und wo sie uns brauchen können, sind wir da. Das ist deutsche Art. Gebe der allmächtige Gott, daß sie es bleibe!"

Ja, Gott gebe, daß sie es bleibe. Aber es darf nicht übersehen werden, daß nur die Verschiedenheit, nicht etwa Schwäche ihrer Begabung die Frauen zu dieser Zurückhaltung veranlaßt und daß sie nicht erst auf den Ruf der Männer warten, sondern selbst die Zeit und den Punkt zum Eingreifen erkennen und auch ungerufen da sind, wo man ihre Hilfe braucht.

Auf dem Gebiete der Vermißtenermittlung und der Hilfe für Kriegsgefangene waren sie da, ohne daß man sie rief, als die ersten Helfer.

Man geht mit Frauentorheit in dieser Kriegszeit doppelt streng ins Gericht. Alles, was Frauen vorgeworfen wird: gedankenloses Genießen, würdeloser Verkehr mit gefangenen Feinden, gewissenloser Verbrauch knapp gewordner Lebensmittel, Modespielerei, Modesklaverei — kann auch Männern vorgeworfen werden. Es ist billig, den schreienden Fehlern Vereinzelter gegenüber vor allem auf ein stilles, großes Kriegsverdienst der Gesamtheit der deutschen Frauen hinzuweisen: sie haben durch Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, die ihnen niemand dankte, weil man sie für selbstverständlich hielt, von Jahrhundert zu Jahrhundert die Wehrkraft unsers Volkes unbewußt gehütet und die Wirkung der den männlichen Volksteil beherrschenden Genußgifte auf den Volkskörper abgeschwächt.

Nicht nur die Billigkeit, sondern die Sorge um unsre Zukunft fordert die Anerkennung der Kriegsleistungen der Frauen. Wer über sein eignes Leben hinaus für eine Tochter sorgt, kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß das Weib der Geltung als Ware noch nicht ganz ledig geworden ist und daß man ihm noch nicht den gleichen Wert zugesteht wie dem Manne. Der weiß, wie viel lichtärmer, mühseliger, gefährlicher infolgedessen der Weg durch das Leben für Frauen ist. Ihm muß es daher besonders tröstlich sein, wenn er Frauen auf der Wagenburg unsrer Zeit sich hilfreich bewähren und Verdienste sammeln sieht, die die Geltung des weiblichen Geschlechts erhöhen und dadurch die Zukunft unsers Volkes sichern.

Ludwig Kemmer.

Digitized by Google

Vergangenheit und Zukunft des Deutschtums in Österreich.

Von Dr. Wilhelm Kosch, Professor an der Universität Czernowitz.

In diesen Zeiten ist so viel vom Durchhalten, vom Sieg, vom Kriegsziel und dergleichen großen und schönen Begriffen die Rede, wird so oft und lang über alle möglichen befreundete und feindliche Völker, nahe und ferne Fragen gesprochen und geschrieben, daß die vielleicht wichtigste, dringendste, folgenschwerste immer wieder in den Hintergrund tritt, die Neuordnung der Verhältnisse in den stammverwandten Nachbarlanden des Deutschen Reichs, die Erhaltung des Deutschtums in Österreich.

Zwischen Riesengebirge und Adria, Bodensee und den Karpathen wohnen mehr deutsche Volksgenossen als im ganzen Königreich Bayern, wenn wir von den ungarländischen Deutschen absehen, über 10 Millionen. Freilich ist dieses große Sprachgebiet nicht überall geschlossen. Stattliche Sprachinseln und vielgewundene Sprachgrenzen, zerklüftet und zerfressen von fremden, größtenteils feindlichen Nationen, erschweren selbst dem Landsmann den Überblick, die Zusammenfassung. Dazu noch die vielen kulturellen, wirtschaftlichen, ja geradezu geschichtlichen Unterschiede! Der österreichische Sudetendeutsche im heißumkämpften Böhmen, Mähren und Schlesien ist ein anderer als der österreichische Alpendeutsche der weniger bedrohten Länder Ober- und Niederösterreich, Steiermark und Kärnten, Salzburg, Tirol und Vorarlberg. Im Norden herrscht der politische Freisinn, der völkische Radikalismus, im Süden eine streng kirchliche, katholische Gesinnung vor. Dort überwiegen Industrie und Intelligenz, hier das bäuerliche Element. In Wien selbst stoßen alle Gegensätze leidenschaftlich aufeinander. Aber Grillparzers Vaterstadt weiß sich immer wieder zu beruhigen. Wo die schönsten Walzer klingen, der beste Heurige kredenzt wird und die heitersten Frauen wohnen, helfen alle Musen und Grazien mit, um die leidige Politik, die ja doch immer schlechter und niemals besser wird, zu vergessen und der Regierung das Fortwursteln zu überlassen. Ratlos steht der gute Tiroler neben dem erbitterten Deutschböhmen, der die leidenschaftlichsten Reden hält, an den tschechischen Nachbar Haus und Hof verliert und schließlich nach Berlin reist, den Rat des mächtigen deutschen Bruders, des besten Freundes von Österreich einzuholen.

Aber was muß er dort hören? Daß das Bündnis mit Österreich-Ungarn jede Meinung in Bezug auf die innere Politik dieses Staatswesens von vornherein verbiete, daß die Tschechen ein viel zu großes, kulturell und wirtschaftlich hochstehendes Volk seien, um über seinen Kopf weg zu regieren, daß die Deutschösterreicher nicht raunzen und klagen, sondern sich selber helfen sollten. Der Deutschböhme findet nicht mehr Verständnis, wenn er weiterfragt, wer denn die Tschechen kulturell und wirtschaftlich hochgebracht habe, wer in seiner Heimat der Hammer, wer der Amboß sei, und wie er sich selber helfen könne, wenn alle Mächte der Innen- und Außenpolitik ihn ungnädig beiseite setzten. Und so fährt er am Ende vergrämt wieder heim, um eine traurige Erfahrung reicher. Ihm will niemand beistehen, nicht einmal der große deutsche Bruder, der für die Neger in Kamerun mehr Interesse hat als für das Deutschtum im europäischen „Ausland". Die Scholle, die er bebaut und gepflügt, beherrscht der übermächtige Slawe. Ihm gehört bald nichts mehr als die Erinnerung an große Vergangenheit.

Digitized by Google

Mit dem Jahr 1848 hatte die Vorherrschaft der Deutschen in Österreich eigentlich bereits endgültig aufgehört. Wenn Charmatz Österreichs innere Geschichte von der Revolution bis zum Bosnischen Feldzug unter dem Stichwort „Vorherrschaft der Deutschen" zusammenfaßt, so begeht er gleich anderen Historikern einen verhängnisvollen Irrtum, indem er eine einzelne Partei dem ganzen Volk gleichsetzt. Die alte deutschliberale Regierungspartei verzichtete von vornherein auf die Mitarbeit des gesamten deutschen Volkes in Österreich. Ihr Kampf gegen den Klerikalismus ging soweit, daß er nicht bloß fast alle Kreise des katholischen Klerus entweder in völkischer Gleichgültigkeit versinken ließ, sondern den konservativen Gedanken überhaupt bekämpfte. Dabei versuchten die Parteihäupter nicht einmal den Freisinn der andern Nationen auf ihre Seite zu ziehen. Lediglich gewisse zweifelhafte Glücksritter aus dem fernen Osten wurden ihre Bundesgenossen. Die Karikatur auf den üblichen Hetzpfaffen fand täglich eine Neuauflage. An die sakrosankte Gestalt des neuen Börsengebieters, der mit dem Orden der Eisernen Krone den Adelsstand, die Baronie erwarb, durfte niemand rühren. Der Liberale Peez erkannte mit wenigen seiner Gesinnungsgenossen und jedenfalls zu spät das Krebsübel seiner Zeit und richtete ein ernstes Mahnwort an die „armen Deutschösterreicher, die zwischen Semitismus und Klerikalismus hin- und herschwanken". Aber was half's? Die Ereignisse von 1859 (Italien), 1866 (Königgrätz), 1867 (Ungarn) trugen nichts zur Erkenntnis der wahren Lage bei. Das Klassenwahlrecht der Siebzigerjahre schien dem Liberalismus der Deutschen eine ewige Vorherrschaft sichern zu sollen. Die gröbste Selbsttäuschung aber war eine traurige Begleiterscheinung dieser Politik. Die konservativen Alpendeutschen schlossen sich dem Eisernen Ring aller slawischen Parteien an, die ohne Unterschied der Richtung fest zusammenhielten, Gläubige und Ungläubige, Bauern und Städter, Arbeiter und Edelleute. Graf Taaffe, der das Wort vom Fortwursteln erfand, ruderte das Staatsschiff geschickt zwischen die Scylla und Charybdis innerer und äußerer Wirren hindurch. Der Einfluß der Deutschliberalen sank von Jahr zu Jahr. Der Zwiespalt zwischen ihnen und den konservativen Volksgenossen, die sie auf der Gegenseite, in den Reihen der Slawen sahen, vertiefte sich immer mehr. Die Badenischen Sprachverordnungen (1897) und die Einführung des Allgemeinen Wahlrechts ein Jahrzehnt später bedeuteten zwei neue Stationen auf dem Weg nach abwärts. Die Mehrheit der Deutschen im österreichischen Parlament war nun dahin, selbst wenn sich alle zusammenschlossen. Die anderen Völker, die weder an Bildung, noch an Steuerleistung auch in ihrer Gesamtheit dem Deutschtum gleichkamen, saßen im Sattel und begannen selber zu regieren. Leider kam auf diese Weise das zerrüttete Staatswesen erst recht an den Rand des Abgrunds. Diese Zustände trugen nicht wenig dazu bei, den Appetit der Nachbarn zu reizen. Die Pilgerfahrten der Tschechenführer Kramarsch, Klofatsch, Masaryk u. a. ins feindliche Ausland schürten den glimmenden Brand und so brach er 1914 offen aus.

Österreichs Wehrmacht tat wie 1848 getreulich ihre Pflicht. Die von der Entente erwartete Katastrophe blieb aus. Noch einmal bewährte sich das Deutschtum, so sehr es auch die jahrzehntelange Selbstzerfleischung, Zurücksetzung und Ziellosigkeit geschwächt hatte, als Grundpfeiler der Monarchie. Die Deutschen in Österreich, die einst zur Zeit der Babenberger die Begründer der Ostmark gewesen waren, die das Haus Habsburg vor den Przemysliden, Husiten und auf dem Weißen Berge gerettet, die im 16. und 17. Jahrhundert die Türkengefahr beseitigt, damals und in der Folge den Sturm so mancher Madjarenaufstände

Digitized by Google

von der Wiener Hofburg ferngehalten hatten, sie gingen auch diesmal wieder mit leuchtendem Beispiel voran.

Wie soll sich nun die Zukunft des Deutschtums in Österreich nach dem Kriege gestalten? Mit ihm steht und fällt der Gesamtstaat. Und mit dem Schicksal dieses Staates ist das des Deutschen Reiches aufs innigste verknüpft. Gäbe es also auch keine Bande des Blutes und der Sprache zwischen dem Reichsdeutschen und Deutschösterreicher, diese allein müßte genügen, um die Erhaltung des Deutschtums in Österreich allenthalben als eine der ersten Pflichten erscheinen zu lassen.

Während des Krieges suchte der Berliner Parlamentarier Naumann durch ein großzügiges Idealbild „Mitteleuropa" der künftigen Innen- und Außenpolitik neue Wege zu weisen. Er tat dies kühn und impressionistisch. Im Sturm eroberte er sich tausende von Köpfen und Herzen. Aber der Zauber verflog nur allzurasch angesichts nüchterner Tatsachen, vor die sich die Kritiker des Problems, kühle Rechner und Kenner gestellt sahen.

Denn täuschen wir uns darüber nicht! Der Unterschiede hüben und drüben gibt es vorerst noch gar zu viele, nicht bloß in wirtschaftlichen Fragen. Auch die Wehrmacht der Donaumonarchie ruht teilweise auf anderen Grundlagen, wie sie etwa das friderizianische Preußen für das Deutsche Reich abgegeben hat. Selbst in Verwaltungsangelegenheiten läßt sich, ganz abgesehen vom Charakter des Beamtenschlages etwa in Preußen und in Österreich nicht alles über einen Kamm scheren. Denn schon die Verfassungen allein sind seit alters her verschieden.

Wie nahverwachsen und im allgemeinen gleichartig stellen sich die deutschen Bundesstaaten dar, und welche Kluft trennt auch heute noch das durchaus selbständige, ausschließlich Nationalstaat sein wollende Ungarn von dem älteren Nationalitätenstaat Österreich, in dem der relativ stärkste Volksstamm, der deutsche, genau die umgekehrte Rolle spielt wie die madjarische Minderheit Ungarns, amtlich immer und immer wieder als d i e ungarische Nation proklamiert. Wenn schon zwischen dem protestantischen Deutschen in Nordwest und dem katholischen in Südwest gewisse Unterschiede bestehen, wie groß erst zwischen dem zähen, unbeugsamen, jede Sekunde ausnutzenden Preußen und dem weichen, biegsamen, geselligkeitsfrohen Österreicher! Man muß dabei gar nicht an Grillparzers Capua der Geister denken. Auswüchse zeitigt jedes Element auf Erden. Und es wäre ein Trugschluß, wenn man von allen Wienern behaupten wollte, sie verspielten ihr ganzes Leben im Kaffeehaus. Allein schon die wenigen hier angedeuteten Schlaglichter lassen sogar den unkundigsten Bierbankpolitiker erkennen, daß im Hinblick auf das Problem Mitteleuropa kein Versuch einer Gleichmacherei von Erfolg begleitet sein kann.

Doch wir wollen nicht das Trennende hervorheben, sondern das Einigende vertiefen. Exzellenz Spahn hat im Deutschen Reichstag richtig betont, wir seien für die Zukunft auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden. Die Bündnisfreunde werden in einem späteren Geschlecht die Saat ihrer jetzigen Tätigkeit aufgehen sehen, wenn sie sich beschränken, das Erreichbare zu verfolgen, und zwar mit Aufbietung aller ihrer Kräfte, uferlose Pläne dagegen fallen lassen. Eines freilich muß Leitstern sein und bleiben: Die Erhaltung des Deutschtums in Österreich. Ohne dieses, den festesten Kitt des Bündnisses, würde der Vierbund bald zerfallen. Die Deutschen an der Donau sind die, vom ersten bis zum letzten Mann unbedingt zuverlässigen Pioniere und Stützen des Deutschtums im Südosten Europas überhaupt.

Digitized by Google

Selbstbesinnung tut not. Den Deutschen im Reich darf in Hinkunft das Land jenseits des Böhmerwaldes nicht als Schwarzer Erdteil erscheinen. Umgekehrt müssen die Deutschen in der Ostmark lernen, kluge Staatspolitik zu treiben. Ihre völkischen Erfordernisse werden übrigens um so besser und rascher erfüllt werden, je mehr sie die nationale Politik so einstellen, daß diese im Namen des gesamtstaatlichen Organismus begründet erscheint.

Es kann nicht schaden, wenn wir da eine Gewissensfrage aufwerfen und sie vorurteilslos beantworten. Gerade der freiheitlichste Deutschösterreicher kann dem nur zustimmen. Die wahre Freiheit besteht ja darin, daß wir sie an uns selber üben und die altererbten Scheuklappen des Kulturkampfliberalismus ablegen. Jeder Fanatiker ist blind. Und Fanatiker gibt es nicht bloß auf der Rechten, sondern auch auf der Linken.

Wenn wir etwa die „Politischen Aufsätze" des protestantischen Preußen Gustav Freytag und die „Siegelringe" des katholischgetauften Österreichers Ferdinand Kürnberger zur Hand nehmen, werden wir stutzig: Wieso ist Preußen zum Neuen Deutschen Reich gekommen und Österreich am Ende des Jahrhunderts zu seinem Pultdeckelparlament? Wir Österreicher, und sagen wir es nur ganz offen heraus, wir Deutsche in Österreich haben jenen hoffentlich für immer überwundenen innerpolitischen Niedergang selbst verschuldet.

Freytags Artikel über Österreich stammen aus den Jahren 1848/49. Auf der Wiener Ferdinandsbrücke sieht er sich die einzelnen Passanten genauer an, sie erscheinen ihm als die bezeichnenden Vertreter ihrer Stände: den Proletarier, der von hohem Lohn und geringer Arbeit träumt, von lustigen Tagen und einer freundlichen hellen Stube, der die Reichen haßt und die wahre Freiheit dennoch nicht kennt, weil er in unwissenden Utopien lebt; dann den Helden der akademischen Legion, den echten König von Wien, vor dessen Zorn Ministerien abwärtskugeln wie hohle Weinfässer, der aber im Grund genommen nichts als Begeisterung und übermütige Schwärmerei besitzt, grünen Witz und unreifes Urteil, eine Marionette der Freiheit, der sich lieber Bücher kaufen sollte, um zu studieren als farbige Bänder; und schließlich die erwählten Abgeordneten, Volkstribunen, große Demagogen, kleine Schufte, Meuterer, Hanswurste, einige hätten früher mit Kleidern geschachert und jetzt mit Politik — das seien die Hauptheldeu der Deutschen Partei in Österreich.

Und wahrlich, so grimmig diese Satire des liberalen protestantischen Preußen Freytag auf den der katholischen Kirche entwachsenen und mit verschiedenen Elementen aus dem äußersten Osten vermischten deutschösterreichischen Liberalismus des Jahres 1848 lautet, so echt ist sie.

Wir gehen ein paar Jahrzehnte weiter und blättern in den Feuilletons, die der journalistische Klassiker dieser Zeit und Partei, Kürnberger, verfaßt hat. Von jenen Politikern, die früher mit Kleidern geschachert, ist hier nirgends die Rede, wohl aber immer wieder von den Pfaffen, den Baalspriestern, den Jesuiten, von theokratischen Menschenopfern und ähnlichen Schauerdingen. Wir staunen heute. Warum hat Kürnberger stets nur in die eine Kerbe hauen können, just zu einer Zeit, wo nur liberale Ministerien möglich gewesen sind?! Kürnberger schreibt am Ostersonntag 1867 im Hinblick auf die damals aufkommende, jetzt freilich atavistisch anmutende Weltanschauung der Materialisten und ihre Gegner: Der Christenpriester (damit meint er einen theologischen Homunkulus in zeitgemäßer Retorte) sei über den Materialismus erhaben, der Baalspriester werde von ihm beunruhigt und schimpfe über ihn. Ich ändere den Text nur ganz wenig und

Digitized by Google

sage: Der wahrhaft Freiheitliche ist über den Ultramontanismus erhaben, der Scheinliberale wird von ihm beunruhigt und schimpft über ihn. Und darin hat Kürnberger sein Menschenmöglichstes getan.

Aber wie sehr hat uns Intellektuelle der Geist dieses glänzenden Stilisten in seinen Bann gezogen! In ihm sind wir aufgewachsen und zur Universität gegangen. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist eine politische Los-von-Rom-Bewegung möglich gewesen. Und ich selbst habe mich vor Jahren an Kürnbergers Phrasen berauschen können. Mit welcher Berserkerwut haben sich schwarz-rot-goldene Burschenschafter auf ihre farbentragenden Kommilitonen von der andern Couleur, die „Rosenkranzbrüder" und „Pfaffenknechte" gestürzt! Die deutschösterreichischen Studentenkrawalle, im österreichischen Abgeordnetenhaus ausführlich besprochen und getreulich nachgeahmt, bilden einen der dunkelsten Flecken in unserer Kulturchronik.

Mißgeschick und Verfehlungen sind oft die besten Lehrmeister. Suchen wir daher aus der Vergangenheit für die Zukunft zu lernen! Daß wir die Möglichkeit besitzen, gibt selbst der Feind zu. Die Lösung der politischen Schwierigkeiten in Österreich-Ungarn muß mit einer Wiedergeburt der österreichischen Reichshälfte beginnen. Im Österreich des ehemaligen Deutschen Bundes, in den alten Erblanden also, mit Ausschluß Galiziens und der Bukowina, ruhen die Wurzeln der Kraft für das ganze Staats- oder Staatengebilde an der Donau. Und hier wird es sich vor allem darum handeln, daß die Deutschen, die Begründer und Erhalter der Ostmark, sich zusammenschließen zu einer gemeinsamen, wenigstens in allen ihr völkisches Dasein betreffenden Fragen.

Die Deutschen in Österreich müssen sich selber helfen. Keine Wallfahrt zum Grabe Bismarcks, kein Besuch im Auswärtigen Amt zu Berlin und dergleichen Ausflüsse nationaler Sentimentalität und Ratlosigkeit, die höchstens mißverstanden und schädlich wirken können, bringen die Deutschen in Österreich ans Ziel ihrer Wünsche, zur ungehinderten Entfaltung ihrer Kräfte, zur freudigen Mitarbeit an dem Staate, dem sie nun einmal mit Leib und Seele angehören. Nur die Einigung aller Deutschösterreicher zu einem Regierungsblock kann da helfen.

Der Abgeordnete Groß, Obmann des deutschen Nationalverbands (der sich aus den verschiedensten linksstehenden deutschbürgerlichen Parteien zusammensetzt) ist bereits im Vorjahr (1915) an die christlichsoziale Parteileitung im österreichischen Abgeordnetenhaus herangetreten, um für die Zukunft gewisse einheitliche Richtlinien in Bezug auf die Wahrung des deutschen Besitzstandes zu vereinbaren, und zwar mit Erfolg. Nur sind die Leitsätze der Übereinkunft so allgemein gehalten, daß man natürlich nicht weiß, welcher Belastungsprobe man sie aussetzen darf. Klarer, schärfer umrissen, auf Einzelheiten zum Beispiel die hochwichtige galizische Frage eingehend, stellt sich das im Schoß des Nationalverbandes ausgearbeitete, handschriftlich verbreitete Programm desselben dar. Aber auch dieses bedeutet nicht die Auslassung e i n e r einheitlichen Partei, daher auch die Macht zu seiner Ausführung sehr beschränkt sein dürfte. Nicht einmal die sogenannten Deutschfreiheitlichen Österreichs können vorläufig außer in der Theorie zu einer Einigung gelangen.

Inzwischen gehen die Bemühungen deutschfreiheitlicher Führer weiter, einen Zusammenschluß des Nationalverbandes in e i n e r Partei zustande zu bringen. Die am besten organisierten Gruppen der Deutschradikalen, die über eine Wiener Tageszeitung, die „Ostdeutsche Rundschau" (begründet vom Abgeordneten K. H. Wolf) verfügen, und die deutschen Agrarier besitzen naturgemäß eine

Digitized by Google

Scheu, ihr erprobtes festes Gefüge zu Gunsten einer erst im Werden begriffenen Organisation größern Stils zu opfern. Diese aber muß kommen, wollen die einzelnen Gruppen und Grüppchen nicht noch tiefer dem Elend eines armseligen Fraktionsjammers verfallen.

Einen Kulturkampf scheint niemand zu wollen. In der „Ostdeutschen Rundschau" vom 15. Juni 1916 lesen wir die mannhaften Worte des Rechtsanwalts Budik aus St. Pölten, eines auch über seine Partei hinaus hochgeachteten Politikers: „Einen Kulturkampf etwa heraufzubeschwören, dazu ist heute keine Zeit und kein Grund, wichtigere Aufgaben harren der Lösung, die Stellung des Deutschtums in unserem Staate, seine Geltung stehen auf dem Spiele. Die religiöse Überzeugung jedes einzelnen muß geachtet und gewährleistet werden, das versteht sich heute von selbst; die Zeiten sind vorüber, daß sich ein Schmock herausnehmen dürfte, jeden Deutschen, der nicht auf Spinoza, David Fr. Strauß oder andere Vorfechter der freiesten Lebensanschauung schwur, als minderwertig zu verhöhnen. Welche Wandlung ist hier im Laufe der Zeiten, ist namentlich durch den Krieg eingetreten, wie duldsam sind wohl alle jene in diesen schweren Zeiten geworden, die früher den ‚Klerikalen' einfach deshalb ablehnen zu müssen sich berechtigt hielten, weil er fromm war, jeden Sonntag in die Kirche ging, und nach den Satzungen seiner Religion lebte."

Kann es auf diesem Boden, sobald man jede ehrliche Überzeugung achtet, keine Einigung geben in Dingen, die das gemeinsam zu schützende Volkstum betreffen? Keine Einigung, um dem Staat Österreich eine Parlamentsmehrheit zu schaffen, deren Kopf und Rückgrat aus allen deutschempfindenden Elementen besteht? Mehr braucht es ja nicht. Eine in sich geschlossene „freiheitliche" Partei könnte selbstredend leichter mit der anderen festgefügten deutschen Partei konservativen Gepräges, den Christlichsozialen, zu einem deutschen Block gelangen. Dieser „Deutsche Block", in allen rein kulturellen Fragen die Freiheit der Abstimmung je nach dem Parteistandpunkt wahrend, hätte sicher nicht bloß nationale, sondern auch soziale Ziele gemeinsam, da die große Masse der „Freiheitlichen" in Österreich (Beamte, Lehrer, Gewerbetreibende und Bauern) in wirtschaftspolitischer Hinsicht eher konservativ als freihändlerisch oder gar sozialistisch empfindet.

Der ins Ausland geflüchtete tschechische Agrarier Dürich unterbreitete im Sommer 1916 dem russischen Ministerium des Äußern einen „Plan über die Zukunft des tschechischen Reiches". Dieser bezeichnet als das Ideal aller Tschechen die Begründung eines tschechisch-slowenischen Königsreichs, das vom Erzgebirge bis zur ungarischen Grenze reichen soll. So spricht ein bisheriger Führer der tschechischen Agrarier! Der Führer der tschechischen Realistenpartei, Professor Masaryk, sitzt in London, der Führer der Jungtschechen, Dr. Kramarsch, ist wegen Hochverrats zum Tod verurteilt worden, und die tschechisch-nationalen Sozialdemokraten und Radikalen Klofatsch, Choc, Burschival, Vojna und Netolicky verbüßen, gleichfalls des Hochverrats für schuldig befunden, teilweise mehrjährige Kerkerstrafen. Die Mehrheit der tschechischen Wählerschaft erscheint in ihren führenden Abgeordneten gerichtet.

Unter solchen Umständen begreifen wir es, daß die leidtragenden Parteigenossen die alte Hussitenfahne vorläufig wieder einrollen und Anschluß an die tschechisch-katholische Volkspartei suchen, deren Ehre durch solche Vorkommnisse nicht betroffen wurde.

Gewiß wird man versuchen, den von Lueger einst gebrochenen „Eisernen

Digitized by Google

Ring" der guten alten Zeit Hohenwarths und Taaffes wieder herzustellen. Aber gerade der kirchlich gesinnte Deutschösterreicher blättert hoffentlich im Buch seiner politischen Geschichte zurück und wird für keine feudal-konservativ-slawische Mächtegruppierung zu haben sein. Denn was hat der unnatürliche „Eiserne Ring" eingetragen: eine Zerrüttung des Gesamtstaates, eine bis zum Haß gesteigerte Entfremdung unter den deutschösterreichischen Parteien der Rechten und der Linken, und infolgedessen am Ende gar noch das Entstehen einer Österreich weiter auseinanderreißenden „Los-von-Rom-Bewegung". Währenddem hat die mit deutschkonservativer Unterstützung durchgeführte „Gleichberechtigung aller Nationen" zu einer mißbräuchlichen Ausnützung durch die in Böhmen alsbald herrschenden Jungtschechen geführt. Heute steht neben der altehrwürdigen Marienſäule auf dem Prager Ringplatz die herausfordernde moderne Statue des fanatischen Katholiken- und Deutschenhassers Johannes Hus!

Soll diese Entwicklung noch einmal durchgemacht werden? Sollen wir blind sein gegen die gefährlichen Phantome, die Masaryk, Kramarsch, Dürich und andere tschechische „Größen" ihrem armen betörten Volke immer noch verführerisch vom Ausland her vorgaukeln? Nein, und abermals nein!

Die schwierigsten Zeiten stehen dem österreichischen Staat noch bevor. Dem äußeren Wiederaufbau soll der innere entsprechen. Haben wir aber für diesen wirklich schon mobil gemacht? Ich wiederhole daher, und kann dies umso leichter, da ich keiner der bestehenden politischen Parteien angehöre: Der deutsche Block in Österreich, der ungefähr zweihundert Abgeordnete umfassen würde, mit dem alle staatstreuen Elemente der andern Nationen in Fühlung treten müßten, bildet die dringendste Forderung der inneren Politik im künftigen Österreich, mögen dessen Grenzen diesen oder jenen Lauf nehmen.

Rosegger sagt einmal:

„Zur Gründung von Vereinen
Sind die Deutschen stets bereit,
Nur für Eines gründen sie keinen,
Für — deutsche Einigkeit."

In allen größeren Städten der Ostmark finden wir als Sammelort, Schutz- und Trutzburg der deutschen Vereine ein mehr oder minder stattliches „Deutsches Haus" aufgerichtet. An die Errichtung eines ideellen deutschen Hauses für ganz Österreich hat bisher niemand gedacht. Und doch muß ein solches erstehen, sollen die anderen Bestand haben, soll das Vaterland neu aufblühen.

Der Grundstein dazu ist eigentlich längst gelegt. Mächtige Quaderblöcke stellen die bestehenden deutschösterreichischen Parteien dar. Aber die Bindung fehlt.

Die Zeit der Not schmiedet auch die widerstrebendsten Elemente zusammen. Haben wir Deutsche in Österreich bisher nicht genug Not gelitten, und der ganze Staat mit uns? Soll die Zukunft ebenso verlaufen wie die Vergangenheit? Welchem Ausgang treiben wir zu? Jetzt oder nie müssen wir uns finden, und wenn unsere alten Abgeordneten und alten Parteien nicht wollen, dann ohne diese, dann gegen diese, vom Edelmann bis zum Bauern, vom Gelehrten bis zum Arbeiter, vom freisinnigsten Radikalen bis zur konservativen Stütze der Kirche. Sie alle verbindet die glühende Liebe für ihr angestammtes deutsches Volk und österreichisches Vaterland, der feste Entschluß, einig zu verbleiben, wie die Eidgenossen auf dem Rütli, bis die Heimat auch im Innern gerettet ist, mit einem Wort: der unbeugsame, unerschütterliche Wille zur befreienden Tat!

Digitized by Google

Das Deutschland der Frau von Staël.

Von Josef Hofmiller.

Deutschland ist zweimal entdeckt worden: das erstemal für die Römer durch Tazitus, das anderemal für die Franzosen durch Frau von Staël. Beide Entdecker verfolgen neben ihrem ausgesprochenen Zweck, das fremde Volk kennen zu lehren, eine unausgesprochene Nebenabsicht, nämlich dem eigenen Volk, das beide im Verfall begriffen sehen, das Bild dessen vorzuhalten, was ihm fehlt, was es braucht, woran es genesen könnte.

De l'Allemagne ist nicht aus Liebe zu Deutschland, sondern aus Trotz gegen Napoleon begonnen worden, der die Verfasserin, in der er instinktiv eine feindliche Macht witterte, auf Grund einer Schrift über Litteratur und des Romans Delphine vierzig Meilen von Paris verbannt hatte. Sie reist nach Deutschland, das ihr, wie aus ihren Briefen hervorgeht, anfangs in jeder Beziehung greulich vorkommt, bis sie am 13. Dezember 1803 in Weimar anlangt, das ihr „entschieden kultiviert" erscheint: „Denn Delphine ist in der ganzen hiesigen Lesewelt bekannt!" Mehr: Der Hof lädt sie ein, der Herzog besucht sie, Goethe, Schiller, Wieland lassen das geistreiche Geprassel ihres Gesprächs über sich ergehen. In Berlin trifft sie A. W. von Schlegel, der sie nach ihrem Landsitz Coppet am Genfer See und auf ihrer Reise nach Italien begleitet und ihrem Buche wohl mehr Pate gestanden ist als wir wissen. 1807 und 08 wiederholt sie die Reise, 1810 kommt das Werk heraus, das auf Napoleons Befehl sofort eingestampft wird. Eine 1813 in London, nach dem einzigen geretteten Exemplar, veranstaltete Ausgabe ist binnen drei Tagen vergriffen. Erst 1814, nach Napoleons Sturz, kann es in Paris erscheinen.

Ihm verdanken die Franzosen, was sie über Deutschland wissen. Dieser zugleich erste und letzte wirklich große Versuch von französischer Seite, die chinesische Mauer niederzureißen, die durch die französische Renaissance angelegt, durch das Große Jahrhundert erhöht, durch das achtzehnte malerisch verwahrlost, aber nirgends abgetragen war, wurde von einer geborenen Pariserin unternommen, die trotzdem keine Französin war. Ihre Mutter war jene Susanne Curchod, deren Gestalt wie ein zärtliches Epigramm im gelehrten Text der Autobiographie Gibbons einen Augenblick lang vorüberschwebt, Tochter eines reformierten Geistlichen, so gescheit und so lieblich zugleich, daß der Engländer bekennt: I saw and loved. Ihre Großmutter hatte um ihres Glaubens willen Frankreich verlassen. Ihr Vater, der Genfer Bankier und nachmalige Minister Necker, hatte brandenburgisches Blut in den Adern. Sie selbst war so

Digitized by Google

sehr Pfarrerstochter und Pfarrersenkelin, daß sie Sonntags ihren Kindern die Predigten ihres Großvaters vorlas. Pastorenblut und Märkerblut — das mußte aufwallen, als sie deutschen Boden betrat. Eine Pariserin aus Paris hätte nie diese Bücher schreiben können, und wäre sie noch so geistreich gewesen; ihr Esprit wäre ihrer Ehrlichkeit im Weg gestanden. Das reformierte Pfarrhaus gab Anne-Louise-Necker, die ihrem deutschen Großvater zu Ehren den dritten und von ihr bevorzugten Taufnamen Germaine erhielt, den Schlüssel zum deutschen Wesen.

Wenn man sich fragen darf, ob dies Buch geschrieben worden wäre, hätte die Bitte der Verfasserin um Fürsprache beim ersten Konsul, die sie bei Joseph Bonaparte einlegte, ein gnädiges Ohr gefunden, so kann man nicht zweifeln, daß die Liebe zu Deutschland, die zuerst nur die Maske ihres gekränkten Trotzes sein mochte, ihr im Laufe der Arbeit Herzenssache geworden ist; man darf es um so weniger, als De l'Allemagne auf höherer Spirale an die Thesen anknüpft, die sie in ihrer glänzenden Schrift De la Littérature considérée dans ses Rapports avec les Institutions sociales behandelt hatte. In ihren Fußtapfen pilgern die Nachfahrenden alle nach Deutschland, die Ampère, Quinet, Renan, Hugo, Sainte-Beuve, bis auf Taine, der 1870, wie Frau von Staël, ein Werk über das zeitgenössische Deutschland schreiben wollte, wie sie nach Frankfurt und Weimar reiste, als ihn zwei Tage vor der Kriegserklärung ein Trauerfall jäh nach Hause rief. Er schrieb das Werk nicht mehr, weil er fühlte, daß er nicht objektiv sein könne; aber in die Notes sur l'Angleterre, deren endgültige Fassung in die Jahre 1871/72 fällt, ist wohl Einiges von dem deutschen Plan, wenigstens von seiner Grundstimmung, hinübergeflossen, sicher jene deutliche Tendenz, zu erforschen und zu zeigen, woran es Frankreich gebricht, was es braucht, woran es genesen könnte.

Daß De l'Allemagne während des Kriegs eine Rolle spielen würde, war anzunehmen. Weniger, daß es in Frankreich, hundert Jahre nach seinem Erscheinen, Anlaß zu so heftigen Meinungsverschiedenheiten geben könnte, wie sie sich offenbaren in der Polemik zwischen Ernest Denis von der Sorbonne, der die Vermutung wagt, die Gegner der Frau von Staël hätten ihr Werk nicht gelesen und seien schwerlich fähig es zu verstehen, und Louis Reynaud, der die Verfasserin unwissend, ihr Buch unvollständig, parteiisch und „souvent perfide" nennt. Wer es gelesen hat, vermag Reynauds Entrüstung zu verstehen, auch wenn er, selbst als Franzose, ablehnt, sie zu teilen. Denn mit seiner begeisterten Darstellung der deutschen Geistigkeit verbindet es eine verzweifelnde Kritik der französischen. Wenn schon der Kampf der Bataillone auf die stille Welt der Bibliotheken übergreift, steht das Werk der Frau von Staël nicht in der fran-

Digitized by Google

zösischen, sondern in der deutschen Schlachtlinie. Der Franzose kann es nicht lesen, ohne sich verwundet, der Deutsche nicht, ohne sich gestärkt zu fühlen. Was Frau von Staël ihren Zeit- und Volksgenossen als überlegen vorführt, ist die deutsche Kultur der klassischen Zeit, deren Äußerungen, soweit sie ihr zugänglich waren, auf sie einen tiefen Eindruck machten, wenn sie ihr auch zum Teil nur halbklar dämmerten, wie die Philosophie, zum Teil verschlossen waren, wie die Musik.

Es wäre aus verschiedenen Gründen wertvoll zu wissen, ob die deutschen Übersetzungen des Werks (es ist u. a. um 2 M. 25 Pf. bei Reclam zu haben) während des Kriegs bei uns mehr gelesen worden sind als vorher, und wenn, ob die Deutschen von 1916 es besser lesen gelernt haben als die von 1816. Man müßte daran zweifeln, wollte man nach den verkürzten Ausgaben urteilen, die für den französischen Unterricht davon gemacht worden waren und die sich auf den vergänglichsten, wenn auch bei seinem Erscheinen aktuellsten Teil seines reichen Inhalts beschränkten, nämlich die Urteile über deutsche Literatur, besonders über die Werke Goethes und Schillers, Urteile, die schon zur Zeit ihres Erscheinens vielfach halbwahr, schief und oberflächlich waren und inzwischen zum großen Teil, einzelnen gescheiten Bemerkungen zum Trotz, belanglos geworden sind. Wenn das Werk auf die Zeitgenossen stofflich vor allem durch den zweiten Abschnitt „Literatur und Kunst" wirkte, so sind, je mehr es zeitlich zurücktrat, die drei anderen bedeutender geworden: Deutschland und deutsches Leben; Philosophie und Moral; Glaube und Begeisterung, und aus ihnen wiederum weniger das, was die Verfasserin bewußt als Thema und These aufstellt und durchführt, sondern die über das ganze Werk verstreuten Bemerkungen, die sie scheinbar unabsichtlich und nebenbei hinwirft, die manchmal kaum zur Sache gehören und vor denen der heutige Leser dennoch betroffen innehält, weil sie oft sind wie Blitze, so hell und so scharf. Aus ihnen formen sich neue Bücher, die in dem einen Buch stecken. Eins über den Franzosen, eins über den Charakter des Deutschen als Einzelwesen, eins über den Charakter des deutschen Volks, seine guten und schlimmen Anlagen und Neigungen, und dies dritte war das wichtigste als das Buch erschien, und ist heute das wichtigste, nach mehr als hundert Jahren. Es ist zugleich dasjenige, welches die Deutschen am schlechtesten gelesen haben, da es ihnen neben manchen erfreulichen viele unangenehme Wahrheiten sagt.

Aber ist das Bild, das Frau von Staël vom deutschen Volk zeichnet, nicht das denkbar wohlwollendste? Sieht sie nicht wie arm dieses Volk ist und doch wie edel? Wie einsam, modelos und gesellschaftslos der Deutsche lebt? Bewundert sie nicht seine Arbeitsamkeit und seine Red-

Digitized by Google

lichkeit, seine Gerechtigkeit, seinen Gehorsam, seine Geduld? Gewiß, aber sie gibt immer wieder zu verstehen, daß all diese Eigenschaften, so vortrefflich sie für den Einzelnen, so wertvoll für den geistigen und sittlichen Zustand einer Gesellschaft sein mögen, dennoch unzulänglich, sogar hemmend, gefährlich, verhängnisvoll werden, sobald es sich nicht mehr um den Einzelnen handelt, sondern um das Volk, nicht um die Gesellschaft, sondern um die Nation, nicht um Kultur, sondern um Politik. Dann werden private Tugenden zur öffentlichen Gefahr. Sie sieht dies edle, begabte Volk in tiefer Erniedrigung als Nation und läßt durchblicken — offen darf sie nicht schreiben wegen der auf jeden verfänglichen Satz lauernden Zensur Napoleons —, daß diese Erniedrigung nicht unverschuldet ist. Sie kommt aus einem Land, das politisch die verkörperte Aktivität ist, in ein Land, das hierin die reine Passivität scheint. Frankreich hat die Initiative für Europa ergriffen. Das, was man den französischen Gedanken nennen kann, stürmt auf der ganzen Linie siegreich vor, während der deutsche Gedanke außerhalb Deutschlands unbekannt ist, weil ihm, umsoviel er auch reicher und tiefer ist, die unwiderstehliche Stoßkraft der großen Politik fehlt. Sie kommt aus einer Luft, die mit Politik geladen ist bis zur Explosion, in eine gänzlich unpolitische Atmosphäre; so wohltätig sie deren Reinheit empfindet, so klar erkennt sie, daß es die Reinheit nach einem grauenhaften Unwetter ist, das die Fluren verwüstet hat und von dem sich das Land noch lange nicht erholen wird. So steht hinter all ihrer Begeisterung für das deutsche Wesen immer wieder die bange Frage: Was vermag die feinste und edelste Geistigkeit in dieser Welt höchst realer Kämpfe? Was bedeutet aller Gehorsam und alle Geduld, alle Redlichkeit und alle Gerechtigkeit gegenüber einem Herrenvolk wie die Franzosen unter Napoleon es sind? Glaubt ihr, Paris könne bekriegt, geschweige besiegt werden durch Weimar?

Die Deutschen haben wohl private Vorzüge, aber keine politische Begabung. Das ist die Überzeugung, die im ganzen Buch zu spüren ist. Sie sind ehrlich und treu, vielleicht zu ehrlich und zu treuherzig, um ein politisches Volk zu sein. Die Ehrlichkeit ist ihnen so sehr zur Gewohnheit und zur zweiten Natur geworden, daß sie sich zu politischen Ränken ungeschickt anstellen. In dieser Kunst, sich von allen Pflichten zu lösen, sind die lateinischen Völker auffällig gewandt; ihre Geschmeidigkeit ist so groß, daß sie jede Wahrheit beugen zugunsten eines Interesses, und jede Verpflichtung opfern um einer Berechnung willen. Die Deutschen müssen, um ihrer Vorzüge, wie um ihrer Fehler willen, redlich und gerecht sein. Was Frau von Staël hier höflich sagt, ließe sich schließlich etwas weniger höflich so ausdrücken: Die Deutschen sind zu dumm zur Politik. Sie

Digitized by Google

machen aus ihrer Not eine Tugend — aus Nöten Tugenden zu machen ist ihre Spezialität — und nennen diese Tugend Ehrlichkeit. In der Politik ehrlich zu sein, ist aber ungefähr dasselbe, wie mit offenen gegen gedeckte Karten zu spielen und das Spiel durch Ehrlichkeit gewinnen zu wollen, anstatt durch Schlauheit.

Hand in Hand mit dieser bedenklichen Ehrlichkeit geht eine Objektivität, die sich schließlich gegen sich selber richtet: „Der deutsche Geist zerstört sich selbst vor lauter Unparteilichkeit" heißt es einmal; le luxe de la justice an einer andern Stelle. Wenn der Engländer sagt Charity begins at home, so handelt der Deutsche nach der Parodie dieses Sprüchworts Justice begins abroad. Er fühlt ein tiefes Bedürfnis, dem Ausland Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn dabei sein Vaterland ein wenig unter die Räder gerät, so ist das eine Folge, über die er sich erst in zweiter Linie Gedanken macht: fiat justitia, pereat patria! Man darf nicht vergessen, daß Frau von Staël in einer Zeit völliger politischer Ohnmacht Deutschlands schrieb. Es war begreiflich, wenn ein Volk, das politisch noch in den Kinderschuhen steckte und noch in keine politische Schule gegangen war, sich den Luxus der Gerechtigkeit leistete. Weniger verständlich ist, wenn heute noch Deutsche wähnen, man könne mit Gerechtigkeit Politik machen, könne mit Gerechtigkeit es irgend jemanden recht machen. Die Einführung ethischer Abstrakta in den politischen Jargon war vom politischen Standpunkt aus klug; denn jedes Mittel, die eigenen Absichten zu verhüllen, ist in der Politik brauchbar. Aber wenn die Ethiker glauben, deshalb in die Politik hineinreden zu dürfen, so ist dies ein erheiterndes Mißverständnis, und man muß ihnen zurufen: Schuster, bleib bei deiner Ethik! Oder, wie Frau von Staël, immer höflich, es ausdrückt: Les spéculations philosophiques ne conviennent qu' à un petit nombre de penseurs.

„Keine abstrakte Theorie ist stark genug, um eine Nation energisch zu machen; nur politische und religiöse Institutionen können den Geist eines Volkes formen; man kann nicht leugnen, daß die heutigen Deutschen keinen Charakter haben. Sie sind tugendhaft, lauter, als Privatmenschen, als Familienväter, als Beamte; aber ihre gefällige und nachgiebige Beflissenheit bezüglich politischer Macht wirkt peinlich". Frau von Staël fügt ausdrücklich hinzu, sie bitte, zu bedenken, daß sie dies in der Zeit völliger Knechtschaft Deutschlands schreibe. Und doch hat sich ihre Beobachtung leur empressement gracieux et complaisant pour le pouvoir fait de la peine noch lange nach den Freiheitskriegen richtig erwiesen, und ihr Gefühl on est irrité contre les Allemands quand on les voit manquer d'énergie ist die Stimmung, die ein großer Teil der

Digitized by Google

deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert erweckt. Sie fährt mit einer feinen und tiefen Bemerkung weiter: Die Deutschen seien überhaupt nur dann erträglich, wenn sie groß und energisch seien. „Ihr Gesichtsausdruck und ihre Manieren scheinen eine feste Seele anzukündigen; desto unangenehmer ist man enttäuscht, wenn man sie nicht findet. Die Deutschen selber wagen diese Schwäche, die ihnen so übel ansteht, nicht zu bekennen, daher sind sie energisch unter Schmeicheleien und unterwürfig mit dem Schein von Kraft. Sie lieben Härte in Worten, um die Nachgiebigkeit im Innern zu verstecken." Oder, wie sie an anderer Stelle sagt: „Die Charakterschwäche der Deutschen zeigt sich deutlich unter ihrer Vorliebe für starke Worte und rauhe Formen." „Solang man streng und fest ist, darf man auch plump und steif sein; aber verhüllt man diese natürliche Steifheit mit dem falschen Lächeln der Servilität, so setzt man sich nur verdienter Lächerlichkeit aus, und man . . . verliert die Ehre seiner Bravheit, ohne zum Profit seiner Geschicklichkeit zu gelangen . . . Die Deutschen träumen viel von Charakterstärke, sie möchten sie gern, sie begreifen sie theoretisch, aber in der Praxis fehlt sie ihnen oft." Überraschend und unvermittelt fährt sie fort: „In Deutschland gibt es ganz wenige Menschen, die über Politik nur zu schreiben verständen. Die meisten, die sich damit befassen, sind Systematiker und oft unverständlich." Ist es nicht, als hätte sie schon jene nichts als geistreichen und oft nicht einmal geistreichen Scharteken vorgeahnt, die von Politikern für philosophisch, von Philosophen für politisch gehalten werden? „Mit Theorien", urteilt sie über derlei Zwitterprodukte, „täuscht man keinen Menschen und bekehrt keinen Menschen." Außer in Deutschland, gibt sie zu verstehen: sous tous les rapports, les Allemands sont plus forts dans la théorie que dans la pratique.

Mit dieser Erkenntnis berührt sie tatsächlich einen Grund- und Erbfehler unseres Nationalcharakters: Das fortiter in modo, suaviter in re, erst drohend mit dem Schwert rasseln, aber schließlich doch nachgeben. Überall auf der Welt werden die Suppen weniger warm gegessen, als sie aufgetragen werden. Aber der Deutsche serviert sie besonders heiß, um sie dann desto lauer blasen zu können. Bei der alten napolitanischen Miliz gab's ein besonderes Kommando vor dem Angriff: faccia feroce, ein grimmiges Gesicht machen. Auch in der Politik hat der Deutsche eine Neigung für die faccia feroce, um gleich drauf zu erkennen zu geben, so grimmig sei es nicht gemeint, hier stehe er, er könne auch anders. Dieser Zug läßt sich bis in die Männermode hinein verfolgen: was ist die „Deutsche Barttracht" des Herrn Haby, wegen deren man uns in ganz Europa ausgelacht hat, anders gewesen als faccia feroce?

Digitized by Google

Die Deutschen müssen viel weltläufiger werden, sagt sie an anderer Stelle. Größe und Energie des Charakters ist ein schönes Ding, aber man verzichtet damit bis zu einem gewissen Grad auf die Möglichkeiten, die Menschen nach seinem Willen und seinen Bedürfnissen zu lenken. „Die Franzosen sind die geschicktesten Diplomaten Europas, und diese Menschen, die man gern für indiskret und dreist hält, können ein Geheimnis besser für sich behalten als irgendwer auf der Welt und die Menschen einfangen, die sie brauchen. Sie stoßen nur dann vor den Kopf, wenn sie vor den Kopf stoßen wollen ... und ihr Sinn für den Reiz des Geplauders hat bei ihnen eine sehr ernstzunehmende Begabung für politische Verhandlungen entwickelt." Man denkt unwillkürlich an Bismarck, wenn sie weiterfährt: „Es gibt keinen fremden Gesandten, der in dem Punkt gegen die Franzosen ankämpfen könnte, wenn er nicht unbedingt jeden Anspruch auf Feinheit beiseite läßt und bei Verhandlungen kerzengerad aufs Ziel losgeht." Aber wissen wir nicht aus den Schilderungen aller Ausländer, die mit Bismarck zu tun hatten, welchen Reiz sein Gespräch hatte und wie er die Kunst des Plauderns verstand wie nur irgend ein Franzose?

Überhaupt täten die Deutschen gut, verschiedene Dinge von den Franzosen zu lernen: „sie sollten lernen, bei Kleinigkeiten nicht gleich einzuschnappen, um all ihre Kraft für die großen Gelegenheiten aufzusparen; sie sollten von den Franzosen lernen, nicht Eigensinn mit Kraft und Rauheit mit Festigkeit zu verwechseln; sie sollten lernen, egoistisch im großen Stil zu sein und nicht sich in Lappalien zu verzetteln." Vor allem aber müßten sie viel stolzer werden: „nicht nur ihr Charakter ist zu gutmütig, auch ihr Geist; sie sind vielleicht die einzigen Menschen, denen man den Hochmut anempfehlen könnte als ein Mittel, besser zu werden." „In der Literatur wie in der Politik haben die Deutschen zuviel Respekt vor dem Ausland und zu wenig nationale Vorurteile. Bei Individuen ist Selbstverleugnung und Hochschätzung des Nächsten eine Tugend; mais le patriotisme des nations doit être égoïste. Der Hochmut der Engländer ist eine gewaltige Stütze ihrer Politik."

Was Frau von Staël besonders von den Süddeutschen sagt, ist eine Gefahr der Deutschen überhaupt: „Das Ziel ihrer Wünsche ist, weiterhin zu leben wie bisher. Aber wieweit kommt man mit einem solchen Ziele? Man behält nicht einmal das, womit man sich begnügen möchte!" Damit spricht sie aus, daß die Betonung der Saturiertheit, wenn sie etwas anderes sein soll, als eine Finte, nur das Eingeständnis sein kann, man habe *kein* Ziel, zugleich an die andern, die ein Ziel *haben*, die Aufforderung, sich keinen Zwang anzutun und zuzugreifen. Politik ist nun ein-

Digitized by Google

mal Konkurrenzkampf. Ein Konkurrent aber, der immer wieder versichert, er sei völlig saturiert, wird zur Nichtsaturiertheit entweder gezwungen, oder er wird über kurz oder lang bankrott. Der Anschein eines gleichbleibenden Zustandes ist trügerisch und verräterisch. Leben heißt sich unaufhörlich wandeln. Sich nicht mehr verändern wollen, heißt sterben wollen. Den Willen zur Macht verleugnen, bedeutet Wille zur Ohnmacht. Quia unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet. Darum reitet alles, was impotent ist, auf dem Steckenpferd einer internationalen Gerechtigkeit: ein niedliches Spiel, aber nichts für Erwachsene.

Auf der ganzen Welt wird respektiert, wer etwas will, und klar herausſagt, was er will. Wobei der erfahrene Billardspieler nicht vergißt, daß man die schönsten Bälle indirekt spielt. Am meisten Mißtrauen gegen sich erweckt, wer nicht mit der Sprache herausrückt: eine plausible Lüge ist immer besser als eine kompromittierende Wahrheit. Am verdächtigsten wird, wer laviert ohne Ziel. Lavieren mit Ziel ist ein famoser Sport, manchmal riskant, aber wie alle riskanten Sporte, lockend. Besonders gegen Schluß zu, wenn die Zuschauer die Hälse recken und die schönen Wetten abgeschlossen werden. Aber „die Deutschen", warnt Frau von Staël, „kommen in Verlegenheit, wenn sich's darum handelt, Schluß zu machen; auf sie vor allem könnte man das chinesische Sprichwort anwenden: Wenn man zehn Schritte zu machen hat, sind neun halbwegs." Une volonté de plus! ruft sie ihnen im Vorwort zu: noch eine Willensanstrengung, und alles ist gewonnen! Darum wird sie durch die Klagen der Deutschen ihrer Zeit nur zornig: „Man ist immer wieder versucht, ihnen zu sagen, wie die junge Mancini zu Ludwig XIV.: Vous êtes roi, Sire, et vous pleurez! Ihr seid eine Nation, und ihr jammert!"

Dies ist das Deutschland, das Frau von Staël will. Sie ist ungeduldig, ein so großes Volk sich mit den Erfolgen seiner Geistigkeit bescheiden zu sehen. Für ihre Energie haben wir einen unverdächtigen Zeugen, den alten Arndt, der an zwei Stellen seines Lebenslaufs erzählt, es sei eine Wonne gewesen, zwei solche Prachtmenschen mit einander in feurigem Gespräch zu sehen wie sie und den Reichsfreiherrn vom Stein. Es war ein kostbares Geschenk, das sie unserm Volk vor hundert Jahren mit ihrem Buche gab. Aber dies Geschenk ist fast zur Danaergabe geworden. Man beliebte nur das Schmeichelhafte zu lesen, was sie über Dichtung und Philosophie der Deutschen zu sagen wußte, dagegen, was sie über deutsche Politik schrieb, geflissentlich zu überschlagen. Ihr günstiges Urteil über das geistige Deutschland wurde mit der Zeit ein Requisit des europäischen Phrasenschatzes, ihre scharfen Bemerkungen über das politische wurden vertuscht und gerieten in Vergessenheit. Es war von je eine deutsche Ge-

Digitized by Google

fahr, auf Schmeicheleien hereinzufallen. Wenn die Schmeichelei so begründet schien, mit soviel Wärme und Begeisterung vorgebracht wurde, wie hätte sie nicht allmählich ein festes Vorurteil gerade in Deutschland selbst werden sollen? Wir waren von Natur geneigt, über selbstgefälliger Betrachtung dessen, was man deutsche Kultur nennt, unsere politischen Notwendigkeiten zu versäumen und zu vergessen. Es gibt von Nationen nicht nur gehässige Zerrbilder, sondern auch geschmeichelte, und die plumpen schaden weniger als die feinen. Bulwers „Volk der Dichter und Denker" hat immer im Ausland eine gute Presse gehabt, wenn auch manchmal mit einem nicht gänzlich unterdrückten Unterton schadenfroher Verachtung. Wehe aber, als dies Volk so kühn war, sich von der mythischen Bierbank aufzurecken, die legendäre lange Pfeife wegzulegen, Maschinen und Kanonen und am Ende gar Kriegsschiffe zu bauen! Empört beschwor man im Ausland De l'Allemagne gegen das neue Deutschland herauf, alles wurde versucht, vom Friedensleim des Herrschers aller Reussen für deutsche Gimpel an bis zu jenen Verbrüderungsbanketten, auf denen die reine Vernunft deutscher Professoren mit der praktischen Vernunft englischer Politiker so herzlich Schmollis trank, derweil geräuschlos sich ein Riegel vorschob und ein Schlüssel drehte.

Es ist das Deutschland der Frau von Staël, dessen Verschwinden unsere Gegner von heute aufrichtig beklagen, weil es arm und schüchtern war, geduldig und ehrlich, eine friedliche, idyllische Enklave der europäischen Karte. So geistig, daß sein Körper nicht im Wege stand. So edel, daß jeder Gauner es prellen konnte. Eine sympathisch machtlose, reizend wehrlose Beute für jeden, der Zähne hatte und Pranken.

Wenn die Westmächte verkünden, diese bonne vieille Allemagne müsse um jeden Preis wiederhergestellt, die abtrünnigen Deutschen mit Gewalt wieder zu ihren früheren Idealen bekehrt, Potsdam und Essen vernichtet, Weimar und Jena vervielfältigt werden, so schätzen wir die Ehrlichkeit dieser Wünsche nach Gebühr. Aber was sollen wir zu jenen durchaus nicht immer harmlosen, selbst in ihrer Harmlosigkeit aber doppelt schädlichen deutschen Intellektuellen sagen, die sich heute diese Parole zu eigen machen, heute noch die weltbürgerlichen Vorstellungen einsamer Denker eines geknechteten Volks gegen eine Entwicklung ausspielen wollen, die über die ganze Welt hingebraust ist und das Antlitz der Erde erneuert hat? Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen. Unbelehrbar durch Tatsachen, unbekehrbar durch die Geschichte leiern sie heute noch die doktrinären Phrasen herunter, über die das grünste Mitglied des Unterhauses oder des Palais Bourbon heimlich lacht, wenn es sie auch auf internationalen Kongressen und ähnlichen Kinderredouten pathetisch her-

Digitized by Google

vorholt nach dem alten Rezept, das Frau von Staël schon ausgeplaudert hat: „Nach den Kolonien und nach Deutschland exportiert Frankreich seine Ladenhüter" (les marchandes de modes, en France, envoient aux colonies, dans l'Allemagne et dans le Nord, ce qu'elles appellent vulgairement le fonds de boutique, ein Satz, der hundert Jahre vor der Beglückung deutscher Gemäldegalerien mit von Herrschaften abgelegten Impressionisten geschrieben wurde). Sie wollen uns glauben machen, wir bräuchten bloß Potsdam abzuschwören und es stiege Athen aus der Tiefe, das Athen der Kaiserzeit, ein vornehmes Universitätsstädtchen von alter Kultur. Oder sollte für die Idealisten von Nachbars Geldbeutel unter ihnen am Ende weniger das Athen der Kaiserzeit, als das Venedig Casanovas das Ideal sein, eine elegant vermodernde Cythereninsel mit Kunst, Jeu und Weibern?

Man muß wollen, mit ganzer Energie wollen, das scheint Frau von Staël das Geheimnis der erfolgreichen Politik. Gescheitheit und Kenntnisse nutzen gar nichts, wenn ein Ziel und der Wille zum Ziel fehlt. „Die moderne Erweiterung der Kenntnisse schwächt nur den Charakter, wenn er nicht gleichzeitig gestärkt wird durch fortwährende politische Praxis und die Energie des Wollens." Sie tadelt an den Österreichern, „sie beschäftigten sich stets nur mit der Kunst zu mäßigen, anstatt mit der: anzuspornen." Es sei ihr großer Irrtum „zu glauben, man brauche bloß sich zu behaupten, um sich wohl zu befinden, und man brauche auf keinem Gebiet die außerordentliche Hilfe überlegener Begabungen. In friedlichen Zeiten kann man sie freilich entbehren; aber was soll man ohne sie tun in kritischen?"

Feldbuchhandel und Bahnhofsbuchhandel.

Im Augustheft der Süddeutschen Monatshefte veröffentlicht Hans von Weber einen Artikel, der im wesentlichen einen Angriff gegen den Verlag Ullstein & Co. enthält. Herr von Weber stellt fest, daß in den Feldbuchhandlungen besonders viel Ullstein-Bücher gekauft werden und geht bei seinen weiteren Darlegungen von der Voraussetzung aus, daß wir durch irgend welche („großkapitalistische") Machenschaften einen maßgebenden Einfluß auf die Feldbuchhandlungen gewonnen und den freien Wettbewerb anderer Verleger ausgeschaltet hätten. Seine Darlegungen gipfeln in folgender Behauptung:

„Eine Zeitlang zwar konnten sich einige Handlungen halten, die alles, was von wirklich wertvollen Büchern in Format, Gewicht usw. fürs Feld paßte, ebenso vorrätig hielten und immer wieder beschafften wie Ullstein-Bücher und ähnliches. Ihr Absatz war gerade in guten Büchern überraschend groß. Da aber kam, Anfang dieses Jahres, die große Neuordnung: eine Reihe großkapitalistischer Unternehmer, Ullstein & Co., die Bahnhofsgroßbuchhandlung Stilke (der wir

Digitized by Google

schon im Frieden das Niveau der preußischen Bahnhofsbuchhandlungen verdankten), der Verlag von Kürschners Bücherschatz, Hermann Hillger usw., bekamen fast den ganzen Feldbuchhandel in ihre Gewalt."

Demgegenüber stellen wir folgendes fest:

Der Verlag Ullstein & Co. hat sich niemals um eine Feldbuchhandlung auch nur beworben. Im Gegenteil Angebote zur Übernahme von Feldbuchhandlungen haben wir ausdrücklich abgelehnt mit der Begründung, daß für die Führung solcher Unternehmungen Vertreter des buchhändlerischen Zwischenhandels, in erster Linie unabhängige Sortimenter, in Frage kommen. Wir stehen zu keiner Feldbuchhandlung in besonderen Beziehungen und haben auch mit der Bahnhofsgroßbuchhandlung Stilke oder der Firma Hermann Hillger keine Geschäftsverbindung anderer Art als sie jede Verlagsbuchhandlung zu unterhalten pflegt. Im Gegenteil geben viele Verleger, besonders die Herausgeber von Sammlungen, dem Feld- und Bahnhofsbuchhandel wesentlich günstigere Bezugsbedingungen als wir. Wenn trotzdem Stilke, Hillger und viele andere den großen Umsatz in Ullstein-Büchern haben, so ist dies nicht auf ein besonderes Wohlwollen dieser Firmen zurückzuführen, sondern auf die Nachfrage des Publikums. Gerade im Felde werden Unterhaltungsromane bevorzugt, und die in unserer Sammlung vertretenen Autoren wie Bartsch, Bloem, Ompteda, Höcker, Herzog, Halbe, Keller, Richard Skowronnek, Thoma, Schönherr, Clara Viebig, Helene Böhlau, Gabriele Reuter besonders verlangt. Ullstein & Co.

Berlin NW 7, den 19. August 1916.

Sehr geehrter Herr Professor!

In dem Augustheft der „Süddeutschen Monatshefte", „Die Niederlande" bringen Sie einen Artikel von Hans von Weber, der sich in schroffster Weise gegen meine Firma richtet.

Herr v. Weber hat schon einmal in einer Eingabe an den Herrn Generalquartiermeister, soweit sie meine Firma betrifft, der Wahrheit nicht entsprechende Behauptungen aufgestellt. Es handelte sich damals darum, daß Herr v. Weber behauptete, von mir würde eine Kollektion „Roman-Perlen" nachdrücklichst vertrieben. Ich habe festgestellt und durch meinen Anwalt dies Herrn v. Weber mitteilen lassen, daß ich diese Kollektion niemals geführt habe.

Es ist bekannt und wiederholt öffentlich anerkannt worden, daß gerade meine Firma, die übrigens kein Monopol im Bahnhofsbuchhandel besitzt, stets bestrebt war und ist, gute Literatur auf die Bahnhöfe zu bringen und zu vertreiben, dasselbe gilt auch von den mir unterstellten Feldbuchhandlungen. Aber auch hier sind heute zahlreiche Firmen beteiligt. Eine Interessengemeinschaft zwischen den Firmen Ullstein und Hermann Hillger und meiner Firma, besteht nicht.

Ich muß Ihnen mein Befremden ausdrücken, daß Sie in den auch von mir mit zunehmendem Erfolge geführten „Süddeutschen Monatsheften" einen Artikel aufnehmen, der in leichtfertigster Weise Behauptungen gegen meine Firma aufstellt, die jeder Grundlage entbehren. Selbstverständlich können Bahnhofs- und Feldbuchhandlungen nur einen Auszug einer größeren Buchhandlung enthalten, jedoch werden, wie Sie sich selbst jederzeit überzeugen können, alle wertvolleren Neuerscheinungen in reichlichem Maße geführt. Fast scheint es, daß Herr v. Weber meine Firma verwechselt.

Digitized by Google

Ich bitte Sie, mir ein Verzeichnis über Bücherſammlungen, welches von den „Süddeutſchen Monatsheften" herausgegeben wird, alsbald zukommen zu laſſen. Ich werde an Hand der Liſte feſtſtellen, welche Kollektionen diesſeits nicht geführt werden. Hochachtungsvoll Georg Stilke

Was außer einigem Tatſächlichen von faſt nebenſächlicher Bedeutung ſoll man auf all das erwidern? Ich ſpreche von ideellen Werten, von guter und wertvoller Literatur, die durch jede Monopoliſierung, ſelbſt wenn ſie in beſten Händen wäre, gefährdet würde, eben weil jede äußerliche Gewalt in geiſtigen Fragen verheerend wirken muß. Und dieſe Kaufleute antworten, indem ſie von Bezugsbedingungen reden, oder auch eigentümliche, ja ſogar ſehr eigentümliche Hinweiſe auf ... den „zunehmenden Erfolg" (der ja auch wieder ... abnehmen könnte!) der Zeitſchrift, unter deren Dache ich ſchrieb, augenblinzelnd orakeln ...

Dieſe Kaufleute und wir ... andern Menſchen ſprechen in zwei in einander nicht überſetzbaren Sprachen.

Was geht mich der Kommerzienrat, derzeit Rittmeiſter Stilke an, was die Firma Ullſtein und all dieſe andern ... Beiſpiele ſind ſie, die zufällig heute gelten.

Die Einrichtung klage ich an, die es erlaubt, daß in unſerm Deutſchland geiſtige Werte in ſolch nie geſehenem Umfange unter die Botmäßigkeit einiger weniger ideell ſchon gar nicht intereſſierter Geſchäftsleute geraten können, daß die Hauptbuch-Intereſſen dieſer Leute faſt allein es ſind, die über die Geiſtesnahrung unſeres Volkes und unſeres Heeres zu entſcheiden haben.

Iſt es nicht geradezu Komödie, auf ſolche Ableugnungen erwiedern zu ſollen vor dem Forum eines Volkes, von dem Millionen jährlich reiſen und den Tiefſtand der Bahnhofsbuchhandlungen, die Ueberwucherung mit Ullſteinbüchern und ähnlichem tagtäglich vor Augen haben, von dem Millionen an der Front und in den Etappen ſtehn und dort das gleiche faſt in jeder Feldbuchhandlung erleben ...

Doch ſie ſollen ihre Antwort haben!

I.

Daß er beſtrebt iſt, gute Literatur zu führen, das hat Herr Stilke ſchon vielen Leuten erzählt; die gläubigen Zuhörer warteten vergeblich. — Ganz kürzlich erſt kam von längerer Reiſe ein Reichstagsabgeordneter heim und ſah ſich, wie er mir ſchreibt, veranlaßt, eine nachdrückliche Beſchwerde über den Tiefſtand der preußiſchen Bahnhofsbuchhandlungen an die zuſtändige Behörde einzureichen. Und von den Fronten kommen Briefe über Briefe .... doch darüber ſpäter.

Die „Intereſſengemeinſchaft" mit Ullſtein und Hillger verleugnet Herr Stilke. Mag es blos eine Gemeinſchaft gleichgeſinnter Seelen ſein. Vollgeſchüttet werden aus Ullſteins Rieſenſammelhäuſern in Oſt und Weſt Stilkes und der Anderen Feldbuchhandlungen, Schulter an Schulter kämpften die drei in Leipzig beim Feldbuchhandelſtreite und Herr Hillger bejammerte die Abweſenheit ſeines — lt. Protokoll — „Freundes" Stilke. — Ob nun die Freundſchaft, die ſo pathetiſch verkündet wurde, beim Geſchäfte ſelber aufhört — wem verſchlägt's? Was gehen uns die Interna der drei Firmen an!

Aber: Herr Stilke bezeugt ſeine Abneigung gegen die Schundliteratur. Ja, im Börſenblatt für den Buchhandel hat er kürzlich ſogar feierlichſt erklärt, „er be-

Digitized by Google

kämpfe die Schundliteratur". Mit ihm zusammen unterzeichneten u. a. Herr Hermann Hillger, dem das Oberkommando in den Marken soeben erst eine ganze Serie seines Verlages als Schund verboten hatte, sowie Herr Konsul Hauschild (als Inhaber der Firma Grethlein & Co. ebenfalls ein Feldbuchhändler!), der am Verlagshaus für „Volksliteratur und Kunst" (!!!) mit 310000 Mark beteiligt ist. Laut Handelsregister-Auszug [1]). Der Oberbefehlshaber in den Marken hat bisher vierzig (vierzig!!!) Serien dieses Verlagshauses als „Schundliteratur" verboten. Es ist die berüchtigste Volksvergiftungs-Anstalt Deutschlands, deren Erzeugnisse, wie mehrfach gerichtlich festgestellt worden ist, schuld daran waren, daß junge Leute zu Verbrechern wurden. An dieser verruchten Tätigkeit verdienten diese Firma und ihr Gesellschafter Konsul Curt Hauschild Hunderttausende. — Ein schöner Kampfgenosse für Herrn Rittmeister Stilke fürwahr ..... im „Kampfe" „gegen" den Schund!

Herr Stilke aber ist einesteils Kommerzienrat, in welcher Eigenschaft er so schön drohend und lockend zugleich (siehe seinen Brief!) von dem „zunehmenden Erfolge" schreibt, mit dem er die „Südd. Monatshefte" absetzt. Der Herr Kommerzienrat drückt sein „Befremden" aus, daß die so und so viel hundert oder tausend Mark, die der Verlag dieser Zeitschrift jährlich von ihm einnimmt, auf die ... Haltung der Schriftleitung so wenig Eindruck machen, daß sie eine ihm unbequeme Meinung ohne ihn zu fragen ganz offen abdrucken läßt. „Wes' Brot ich eß' ..." denkt sich der Herr Kommerzienrat. „Wer zahlt? — Die gute Literatur oder ich?"

Herr Stilke ist aber auch Rittmeister. Als solcher wird er es verständlich finden, wenn ich ihm, der als „befremdeter" Kommerzienrat so drohende Gedanken denkt, die zahlreichen Gewährsmänner, die mir von der Front — daher alle feldgrau angezogen — Mitteilungen durchaus nicht „leichtfertigster" Art (wie der Herr sich so artig ausdrückt) über seine Feldbuchhandlungen zukommen lassen, nicht opfern möchte. Es wird ja hoffentlich einmal eine friedlichere Zeit kommen, die Herrn Stilke ebenso wie die Briefschreiber wieder im gleichmachenden Gewande des Bürgers sehen wird. Er wird es also verstehen, wenn ich mich für heute begnüge, nur einen der Punkte festzustellen, die durch dem Herrn Rittmeister nicht untergebene Zeugen bewiesen werden können.

Noch Monate nach der Eingabe, die ich im Auftrage der Vereinigung Münchener Verleger als deren erster Vorsitzender an den General-Quartiermeister sandte, wurde in Berlin, am Sitze der Firma Stilke, in einem ihrer Kioske ein Roman aus dem sogenannten Dresdener Roman-Verlag gekauft, eines jener 10-Pfennig-Heftchen, deren Zugehörigkeit zur Schundliteratur ganz außer Zweifel steht. Der Oberbefehlshaber in den Marken hat bisher nicht weniger als zwanzig Serien dieses „Roman-Verlages" als „Schundliteratur" bezeichnet und verboten!

Es ist ja vielleicht zu verstehen, wenn irgendwo ein Verkäufer, der noch aus

[1]) Bezeichnend mag es für diesen Feldbuchhändler Konsul Hauschild in Fa. Nick Carter, Holmes & Co. sein, daß er im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" auf unsern, der Vereinigung Münchener Verleger Vorhalt — diese Beteiligung schlankweg abzuleugnen wagte. „Er sei bereits 1911 ausgetreten, als der Kampf gegen die bunten Hefte begonnen habe." — Das ist nicht wahr. Er war nicht fahnenflüchtig. Er hat Nick Carter und dem Gentleman-Verbrecher Lord Lister die Stange gehalten 1912, 1913, 1914! — Nur des Sherlock Holmes Klugheit ging nicht auf ihn über. Sonst hätte er es sich doch sagen müssen, daß wir solche Behauptungen nicht aufstellen würden, ohne einen beglaubigten Auszug aus dem Handelsregister zu besitzen.

Digitized by Google

früherer Zeit solches Zeug hat, es vorne an der Front verkauft, wo er vor dem persönlichen Besuche des Herrn Rittmeisters ja sicher sein dürfte, entgegen seinen Weisungen, die wohl nach unserer Eingabe energisch genug gewesen sein mögen. Aber in Berlin? Direkt unter den Augen der Firma? Bekämpft man den Schund, indem man ihn vertreibt?

II.

Zu Ullstein & Co.: Nirgends habe ich von „Machenschaften" gesprochen noch behauptet, Ullsteins wären Feldbuchhändler oder hätten angestrebt es zu werden. Das hieße sie als Kleinhändler einschätzen! Aber behauptet habe ich und ich wiederhole diese Behauptung, daß diese Firma zusammen mit anderen fast den ganzen Feldbuchhandel „in ihre Gewalt bekommen hat".

Sie unterhält in West und Ost Riesenspeicher ihrer Bücher, und die Klagen, daß jemand irgend einen Roman seiner Wahl verlangt, aber nur Ullsteinbücher oder ähnliches vorfindet und erhält, sind Legion.

Ich wiederhole, daß es weder mir noch sonst wem einfällt, Ullsteins am Absatze ihrer Bücher zu hindern. Auch gehört es, hier wenigstens, nicht zum Thema, ob durch „Machenschaften" oder sonstwie dieser Zustand eines Monopols entstanden ist. Aber daß er besteht und im Interesse der seelischen Beschaffenheit unseres Volkes zu beklagen ist und bekämpft werden muß, erscheint mir keines Beweises zu bedürfen. Nicht eines einzigen S.-M.-Lesers Widerspruch befürchte ich hierin.

Die Berechtigung der Unterhaltungsliteratur bestreitet kein Mensch. Es ist aber unerhört, daß es in Deutschland 1916 noch nötig zu sein scheint, sich verteidigen zu müssen, wenn man für alle gute Literatur und Dichtung die gleiche freie Bahn zum Volke und ins Feld verlangt, die jetzt nur einigen wenigen zurechtgeschnittenen Sammlungen offen steht.

Die Firma Ullstein & Co., die in ihrer Erwiderung so geschickt eine Reklame für eine ebenfalls geschickte Auswahl ihrer Autoren anzubringen versteht, ist nicht identisch mit der deutschen Literatur. Es gibt in Deutschland Gott sei Dank noch andere Verlage mit anderen Gesichtspunkten! (Daß ich hiermit nicht für die Luxusausgaben meines Verlages werben will, wie ebenso geistreich als bezeichnend Herr Hillger, der Freund und Bundesbruder der Herren Stilke und Ullstein, mir andeutend vorwarf, sei nur zu diesen Herren gesagt, nicht zu den Lesern dieser Blätter.)

III.

Sehr dankbar bin ich Herrn Dr. Franz Ullstein für eine Mitteilung, die er in seinem Begleitschreiben an die Schriftleitung macht.

Dort erzählt er, daß im Bereiche der dritten Armee die Feldbuchhandlungen der Kölner Sortimentsbuchhandlung Schmitz entzogen und zwischen den Verlagen Grethlein & Co. (Inhaber Konsul Hauschild, der an dem Schundroman-Verlagshaus „für Volksliteratur und Kunst" mit 310000 Mk. beteiligt ist) und Albert Langen aufgeteilt wurden. „Diese Neuordnung sei auf Befürwortung des Großbuchbinders Komm.-Rat Enders, Leipzig, zurückzuführen. Der stehe im Felde und berate den Oberquartiermeister . . . . in Fragen des Feldbuchhandels."

Nun ist aber, wie Herr Dr. Ullstein ebenfalls erwähnt, Herr Enders der Lieferant der Fa. Langen, die eine seiner einträglichsten Kundinnen ist. Eine Bewerbung

Digitized by Google

der Firma Langen um Erteilung einer Feldbuchhandlung hat nicht stattgefunden. Herr Dr. Ullstein behauptet also, daß ein Buchbinder (!) seine militärische Stellung dazu benützt hat, einer Firma, an der er „pekuniär" stark interessiert ist, durch Zuweisung einer Feldbuchhandlung Vorteile zu verschaffen!

Auch ich hatte bereits den Einfluß des Herrn Enders in meiner Zeitschrift „Der Zwiebelfisch" (Jahrgg. VII, Heft 5) angedeutet. In einer Berichtigung bestreitet er, „irgendwelchen pekuniären Vorteil oder Nutzen aus dem Betriebe der Feldbuchhandlungen zu haben"!

Wenn Dr. Ullstein mit seinen Behauptungen recht hat, dann hat Herr Enders nicht nur eine unrichtige Erklärung abgegeben, sondern auch in Ausübung seines Berufes als Offizier eine Handlung begangen, gegen die vom ideellen und wohl auch vom militärischen Standpunkt aus gar nicht entschieden genug Einspruch erhoben werden kann.

IV.

Woher übrigens sind Ullstein & Co. gerade über diesen Punkt so genau unterrichtet? Wo sie doch angeblich mit den Feldbuchhandlungen gar nichts zu tun haben?

Bereits vor vier Monaten wurde in einer Versammlung an Herrn Dr. Franz Ullstein und seine Freunde Hillger und Stilke die Frage gerichtet, ob ihnen vielleicht bekannt sei, durch welche „hinter den Kulissen" spielende Vorgänge diese aus verschiedenen Gründen höchst befremdlich anmutende Zuweisung der Feldbuchhandlung an Albert Langen zu erklären sei.

Damals wußte Herr Dr. Ullstein keine Antwort. Sollte er vielleicht doch — entgegen seiner Versicherung — recht enge Beziehungen zu der Machtgruppe der Feldbuchhandlungen haben? Wie sonst erklärt sich die plötzliche Kenntnis dieser geheimen Vorgänge bei der 3. Armee?

* * *

Zum Schlusse noch einmal: zur ausführlichen Behandlung dieser Personenfragen zwingen mich nur die Ablenkungsversuche dieser Herren. Der Kernpunkt darf nicht verdunkelt werden: Monopole auf geistigem Gebiete müssen verhindert, unterdrückt, abgeschafft werden. Sie sind eine Gefahr ohne gleichen für Deutschlands Entwicklung. Auf Bahnhöfe und ins Feld gehören einzig und allein Sortimentsbuchhändler, die gerecht jedem geeigneten Buche die Wege ebnen. Der Buchhändler hat eine Pflicht als Volkserzieher; Großkapitalisten haben Interessen gegen diese Pflicht. Wer Deutschland liebt und seinen Geist, muß uns in diesem Kampfe beistehen.

Hans von Weber.

Nachschrift.

Kurz vor Redaktionsschluß erhielt ich eine Sendung von Stichproben verschiedener in Stilke'schen Feld- und Bahnhofsbuchhandlungen gekaufter Bücher nebst Mitteilungen höchst eindringlicher Art, glücklicherweise auch von Persönlichkeiten, die Herrn Rittmeister Stilke nicht untergeben sind. — Da ich die Gastfreundschaft dieser Monatshefte nicht über Gebühr beanspruchen möchte, verweise ich auf Heft 1 vom VIII. Jahrgange meiner Zeitschrift „Der Zwiebelfisch", in dem ich hierüber berichten werde.

H. v. W.

Digitized by Google

Feldgraue Gedanken zur Schulreform.

Von Sanitätsrat Dr. Franz Koch,
z. Zt. Oberstabs- und Reg.-Arzt im Felde.

Zu dem Hofmiller'schen Aufsatz: Eton, Harrow & Co., in der letzten Englandnummer der „Süddeutschen Monatshefte" seien einem Nichtfachmann einige ergänzende Ausführungen gestattet. Gerade dem Umstande, daß die mit der Schulreform zusammenhängenden Fragen im Großen und Ganzen bisher nur von Fachleuten behandelt wurden, ist ja vielleicht die zögernde Langsamkeit zuzuschreiben, mit der sich die notwendigen Änderungen vollziehen. Andrerseits sind die Eltern, und besonders die Väter, an der Ausbildung ihrer Söhne doch mindestens in gleichem Maße interessiert, wie die Lehrer, und deshalb sollten auch sie, zumal sie auch ihre reichlichen Schulerfahrungen hinter sich zu haben pflegen, ausgiebig zu Wort und zu Gehör kommen.

Denn, von einer höheren Warte aus gesehen, handelt es sich hier nicht um besondere Schulfragen, sondern um die Zukunft unserer Jugend, d. h. unseres Volkes! Der Krieg hat uns auch hier die Augen geöffnet und wir sehen klar, was uns not tut, nämlich, daß wir in Zukunft uns vor Allem als Deutsche in der Welt behaupten und das Bestehen unseres Deutschen Reiches möglichst für alle Zeiten sichern müssen. Alles Andere hat sich dieser wichtigsten Forderung durchaus unterzuordnen.

Für die meisten Deutschen, soweit sie nicht durch erbliche oder wahlverwandtschaftliche Belastung unheilbar dem „Drang nach dem Westen" verfallen sind, und wohl für alle Feldgrauen steht es fest, daß unser Leben für die nächsten Menschenalter von dem Gegensatz zum Angelsachsentum, besonders zu England, beherrscht sein wird. Dort sitzt unser unversöhnlicher Feind, der nach diesem ersten Schlage, der aller Voraussicht nach ein Fehlschlag bleibt, auf neue Kriege sinnen, und, jahrhundertealter Überlieferung treu, den neuen Augenblick erspähen wird, wo er, mit mehr Erfolg als jetzt, uns an die Kehle springen kann, um uns zu erwürgen und endgültig zu vernichten. Hammer oder Amboß sein, das ist hier die Losung! Nach dieser Richtung hin müssen wir deshalb unser ganzes Denken und Wollen umstellen; wir müssen endlich lernen, realpolitisch zu denken und zu handeln, und in diesem Sinne unsere Jugend bewußt erziehen.

Bei dem Feinde also müssen wir in die Lehre gehen und anstreben, den jedem Engländer eingeborenen politischen Sinn auch unserer Jugend einzupflanzen. Wir müssen aus dem englischen Unterrichtswesen lernen, ihm das Gute entlehnen, ohne in seine Fehler und Übertreibungen zu verfallen, und ohne das eigentümlich deutsche Gepräge unserer Lehranstalten und das uns eingeborene Gerechtigkeitsgefühl zu schädigen.

Wie kann das geschehen? Nur dadurch, daß wir dem Engländertum des Engländers bewußt unser Deutschtum entgegensetzen, daß wir unsere Jugend, beiderlei Geschlechts, lehren, stolz zu sein auf ihre Zugehörigkeit zu einem großen Kulturvolk, das, auf eine zweitausendjährige Geschichte zurückblickend, sich im ungeheuersten aller Kriege siegreich behauptet, und hoffentlich einer Zukunft entgegengeht, deren Größe und Reichtum wir jetzt nur zu ahnen vermögen, deren Sicherheit aber nur verbürgt wird durch den festen Willen, unsere Wesensart

Digitized by Google

und unsere Ausbreitungs- und Wirkungsmöglichkeit auf der Welt im zähesten Kampfe mit und neben den anderen Völkern dauernd zu behaupten.

Demnach müßte die Umgestaltung unseres höheren Unterrichtswesens nach zwei Richtungen einsetzen, nämlich sich auf Bildung und auf Gesinnung unserer Jugend in deutschem Sinne erstrecken, um ihren Geist sowohl, wie ihren Charakter in nationaler Hinsicht zu beeinflussen und zu entwickeln. Beide Aufgaben sind miteinander untrennbar verbunden; doch scheint in bezug auf Charakterentwicklung bisher manches versäumt. Schließlich ist die körperliche Ertüchtigung sorgfältig im Auge zu behalten und mit allen Mitteln anzustreben.

Was können wir nun hinsichtlich der oben angedeuteten Aufgabe einer bewußt völkischen Erziehung von unserem Feinde lernen? Vor allem seinen Stolz auf sein Land, sein Volk, seine Sprache und seine Geschichte! Pflanzen wir also ins Herz der Jugend die Liebe zur Heimat und ihre Kenntnis! Welches Land kann sich wohl an mannigfaltiger Schönheit mit deutschen Landen messen? Diese sehnsuchtsvolle Frage tönt in aller Herzen, die nun schon zwei Jahre im Felde stehen. Der unauslöschliche Wandertrieb, der gerade die deutschen Jünglinge in fremde Zauberweiten führt, muß im Mannesalter sein Gegengewicht finden in einer festen Bodenständigkeit, die den eigenen Herd und die eigene Scholle leidenschaftlich liebt und stets bereit ist, sie gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen! Lehren wir ferner deutsche Geschichte besser und gründlicher als bisher, indem wir uns immer die Frage vorhalten: Was kann und muß die deutsche Jugend zum Wohl des Vaterlandes aus ihr lernen? Denn was bedeuten uns die Perser- und punischen Kriege gegen die gewaltigen Kämpfe unseres eigenen Volkes? Läßt sich dem Riesenkampf, den es jetzt durchficht, etwas Ähnliches in der ganzen Menschheitsgeschichte zur Seite stellen? Gerade die jüngste Vergangenheit muß unseren Knaben — und Mädchen! — warmherzig vor Augen geführt werden, damit sie deutsch fühlen und denken lernen und gut gerüstet für die neuen Kämpfe, die ihnen sicher nicht erspart bleiben!

Ferner ist nötig eine gute Kenntnis von der Gründung des Deutschen Reiches, seinem politischen Aufbau, seinen verschiedenen Stämmen, den Lebensbedingungen unseres Volkes in geographischer, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht. Es kommt weiter in Betracht die Geschichte der befreundeten und feindlichen Staaten, soweit sie zu unserer eigenen Geschichte unmittelbare Beziehungen aufweist und so weit ihre Kenntnis nötig ist zum Verständnis der Gegenwart und zum Aufbau der Zukunft! Also kein Steckenbleiben in der alten oder mittelalterlichen Geschichte, keine trockenen Jahreszahlen und Regentennamen, sondern das Bestreben, die Entstehung des gegenwärtigen Zustandes begreiflich zu machen, und Herz und Geist der Jugend für die Zukunft zu stählen! Warmherzige Vaterlandsliebe wird und muß den Lehrer über alle Schwierigkeiten hinwegführen!

Zum Dritten muß unsere Muttersprache auf den ihr gebührenden Ehrenplatz und in den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts rücken. Keine fremde Sprache, mag sie noch so alt und reich sein, sei uns so heilig, wie die deutsche![1]) In ihren ehrwürdigen, von den Vätern ererbten Lauten sprachen wir mit der Mutter das

[1]) Der Herr Verfasser hält für nötig, um der deutschen Sprache und der deutschen Geschichte den gebührenden Platz zu sichern, die alten Sprachen einzuschränken. Statt der klassischen will er dem Unterricht eine deutsche Grundlage geben. Wir kommen auf diesen Gegenstand zurück. D. R.

Digitized by Google

erste Gebet, sie begleitete uns durch die frohen Jahre der Kindheit, — Aufgabe der Schule muß es sein, das halb unbewußt aufgenommene in bewußtes Sprachgut umzuwandeln! Deutsch haben unsere großen Dichter und Denker geschrieben; in ihre Hallen führe die Schule ein, und leite an zu ehrfürchtigem Verstehen, zu jugendlicher Begeisterung! Rein sei das Deutsch, das in der Schule gelehrt und gesprochen wird, auf daß die Schönheit unserer Sprache schon von der Jugend innerlich empfunden wird, und endlich einmal das häßliche fremde Flitterwerk verschwindet, das ihren herrlichen Gliederbau noch immer schändet!

Also Kenntnis des deutschen Landes und Reiches, Kenntnis des deutschen Volkes, seiner Sprache und seiner Geschichte, muß durchaus im Mittelpunkt alles Unterrichtes stehen und Herz und Verstand in gleichem Maße erheben und bilden. Denn wir wollen von nun an, nach dem Wort unseres Kaisers, endlich junge Deutsche erziehen, keine jungen Römer oder Griechen, oder gar Allerweltsbürger, die nach allem Fremden begierig haschen und dabei ihr Bestes, ja sich selbst, verlieren. Was das Vaterland braucht, ist ein Nachwuchs, der deutsch empfindet und sich in bewußtem Gegensatz fühlt zu der uns feindlichen Welt, der die Ehre höher schätzt, als das Leben und so in alle Zukunft bereit ist, gleich seinen Vätern, für Deutschland zu siegen, und, wenn es sein muß, zu sterben! Darum muß mit der Ausbildung des Geistes und der Pflege vaterländischen Sinnes die körperliche Ertüchtigung unserer Jugend Hand in Hand gehen. Wenn wir den Sport auch nicht übertreiben wollen, können uns doch auf diesem Gebiete die Engländer als Lehrmeister dienen. Noch mehr Jugendspiele, als bisher, Rudern, Schwimmen, Fechten und Marschieren, dann werden Flachbrüstigkeit und Kurzsichtigkeit allmählich verschwinden! Hoffentlich wird nach dem Kriege das Ziel erreicht, daß ein j e d e r junge Deutsche vor dem Eintritt in das Heer eine militärische Vorbereitungszeit durchgemacht haben muß. — Vor der Gefahr, daß wir zu viel Sport treiben und in englische Unwissenheit verfallen, werden uns deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit bewahren; der „Chauvinismus" aber ist uns so fremd, daß wir für ihn nicht einmal ein deutsches Wort haben! Was uns im Gegenteil f e h l t, ist die Kenntnis des abgrundtiefen Hasses, der die übergroße Mehrzahl unserer Feinde, besonders die Engländer und Franzosen, schon seit Jahren gegen alles Deutsche beseelt.[1])

Um alle diese hoch gesteckten Ziele zu erreichen, bedarf es aber auch eines entsprechenden Lehrerstandes. Auch hier können wir von unserem Erzfeind lernen. Ein englischer Lehrer wird nicht mit olympischem Stirnrunzeln den Sünder, der ut mit dem Indikativ konstruiert hat, für einen angehenden Kapitalverbrecher erklären, sondern statt seiner mangelnden philologischen Begabung andere Vorzüge gelten lassen. Er wird, zumal wenn er jung ist, möglichst als älterer mit jüngeren Kameraden verkehren, und z. B. in allen körperlichen Übungen mit ihnen um die Palme des Sieges ringen.

Der Ernst der Schule braucht deshalb nicht zu entweichen. Aber hinaus mit dem Geist der kleinlichen polizeilichen Bevormundung, des Mißtrauens, der Überhebung, der trübseligen Pedanterie und Langeweile! Der Lehrer soll Freund

[1]) Man lese z. B. den kürzlich erschienenen erschütternden Bericht von Dr. zum Busch vom Deutschen Hospital in London („Deutsche medizinische Wochenschrift", Nr. 30) über die zahlreichen von den Engländern während der letzten zwei Jahre an s c h w e r k r a n k e n Deutschen verübten ausgesuchten und bestialischen Grausamkeiten, die sich dem Baralong- und dem Karlsruher Kindermord würdig zur Seite stellen!

Digitized by Google

und Führer der Jugend sein, der diese begeisternd mit sich fortreißt und sie mit einem Winke seiner Augen meistert, so, daß sie ihm unbedingt vertraut und das höchste Lob zuerkennt, das sie zu vergeben hat, nämlich ihn für einen „tadellosen Kerl" erklärt! Hatten wir in unserer Jugendzeit viele solcher Lehrer?

Nein, es waren viele dabei, die möglichst bald hatten zu Brod kommen wollen, wackere Leute und häufig genug tüchtige Philologen, die nur zu dem einen und höchsten nicht taugten: Führer der Jugend zu sein! Es scheint ja jetzt um vieles besser geworden zu sein, aber damals, wie manche zum Spott und zur Kritik herausfordernde Gestalt befand sich darunter! Die „Jungens" urteilen scharf und mitleidlos; andererseits haben sie auch eine feine und untrügliche Witterung für das, was man als „männlich" und „charaktervoll" bezeichnet. Mit welcher Liebe und Verehrung hingen wir z. B. an unserem Geschichtslehrer, — er war 1870 mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet —, trotzdem er uns, wenn es not tat, — und es war oft notwendig! — sehr scharf anfaßte! Instinktiv fühlt die Jugend, was ihr die Schule an Charakterbildung vorenthalten hat, und deshalb vorzüglich schließt sie sich auf der Universität zu ihren schlagenden Verbindungen zusammen, in denen nicht danach gefragt wird, was einer weiß, sondern was einer ist. —

Der höchste, aber auch schwerste Beruf, in dessen Hände die Jugend, und damit die Zukunft des deutschen Volkes gegeben ist, wird in seiner großen Bedeutung leider noch nicht in dem Maße gewürdigt, daß sich die Besten zu ihm drängten. Das muß im Interesse unseres Nachwuchses anders werden. Die übrigen akademischen Berufe, besonders das bisher allein seligmachende Juristentum, dürfen nicht höher gewertet werden, als der des Lehrers. Wie es in England nicht der Fall ist, darf ihm auch bei uns nicht mehr jener leicht subalterne Hauch aus früherer Zeit anhaften; der „Schulmeister" muß vielmehr in jeder Beziehung zu Ehren kommen. Oder ist es etwa wichtiger, Gewohnheitsverbrecher abzuurteilen oder „der Seele verfallenes Haus" zu flicken, als das Kostbarste, das wir besitzen, unser eigen Fleisch und Blut, zu tüchtigen Menschen zu erziehen?

Wird in hoffentlich nicht zu ferner Zukunft der Unterricht nach den oben entwickelten Grundsätzen eingerichtet, so werden sicher auch andere Kräfte, die das Zeug zum Erzieher in sich fühlen, und jetzt z. B. Offizier werden, dem höheren Lehramt sich zuwenden, und in ihm Freude und Befriedigung finden, und, was noch wichtiger ist, geben. Man gewähre ihnen aber eine möglichst große Freiheit innerhalb des nach nationalen Gesichtspunkten umgestalteten Lehrplans, und gebe ihnen eine bessere pädagogische Vorbildung als bisher. Man bezahle sie so gut, wie nur irgend möglich, und gewähre ihnen alle gesellschaftlichen und sozialen Vorteile, die sich nur irgendwie mit dem Wohl des Ganzen vereinigen lassen. Denn als Erzieher unserer Jugend müssen uns die Besten gerade gut genug sein!

Ein treffliches Beispiel geben schon jetzt unsere Kadettenanstalten. Man übertrage diese, unter Befolgung der vorgetragenen Grundsätze, in die bürgerliche Welt und versetze sie möglichst, nach dem Vorschlag Hofmiller's, aus der Großstadt in ländliche oder kleinstädtische Verhältnisse. Freilich ist es wohl leichter, aus unserem vorzüglichen Offizierkorps geeignete Jugenderzieher auszuwählen, als sie in der Schar unserer akademisch gebildeten Lehrer zu finden, deren pädagogische Künste nicht immer auf gleicher Stufe stehen mit ihrer wissenschaftlichen Befähigung.

Hoffen wir, daß nach dem Kriege tatkräftige und einsichtige Männer die Be-

Digitized by Google

gründung solcher Anstalten in die Hand nehmen und ihre staatliche Anerkennung durchsetzen, — das Bedürfnis danach ist überreichlich vorhanden. Ist erst einmal der private Weg mit Erfolg beschritten, entschließt sich vielleicht auch der Staat zu später Nachfolge.

Die ernstesten Zeiten werden erst nach dem Kriege kommen. Nicht trügerischen Hoffnungen dürfen wir uns hingeben, sondern wir müssen der harten Wirklichkeit ins Auge sehen! Wir werden gezwungen sein, nicht nur unsere Waffen weiterhin scharf zu erhalten, sondern wir müssen auch unsere Jugend in denkbar bester Weise für den Wettkampf der Völker, für das große Entscheidungsringen gegen das Angelsachsentum, vorbereiten. Geben wir uns keiner Selbsttäuschung hin: im Gegensatz zur Volks- und Mittelschule, wie zu den Universitäten, befinden sich unsere „höheren" Schulen in einem gewissen Rückstand. Es ist hohe Zeit, sie aus der Enge vergangener Jahrhunderte herauszuführen und sie auf die Bedürfnisse der deutschen Zukunft einzustellen! Zu lange schon haben wir damit gesäumt.

Brief.

Im Felde, Ende August 1916.

Lieber, verehrter Herr Professor!

Nach harten Kampftagen im Juli, die uns ein Höchstmaß von Tätigkeit und Gott Lob auch Erfolg brachten, war bei derzeitiger Ruhe die Juni-Nummer der Monatshefte mit Hofmillers so aktuellem, gewohnt prachtvollem Kongreßartikel und dem Amerika von Reventlow eine reine Freude, für die ich Ihnen nach langer Zeit des Schweigens danken möchte. Wenn Auge und Sinn so lange angestrengt feindwärts gerichtet waren, so nutzt man Stunden der Muße doppelt, um aus den zu uns dringenden Stimmen aus dem Hinterlande (übrigens eigentümlich, wie fest sich dieses Wort beim Krieger statt Vaterland einbürgert) sich ein Bild von der allgemeinen Lage zu machen. Dabei muß man sich ernstlich bemühen, der Gesamtheit, die den Krieg als wartender Zuschauer erleben muß, andere Bedingungen für ihre Denkungsart zuzubilligen, als sie den in Front stehenden Tatmenschen allzuleicht selbstverständlich erscheinen, zusätzlich jener Summe von Einzelgefühlen, die in dem Wunsch zusammenlaufen, den oder jenen wieder im friedlichen Alltag bei sich zu sehen, und sein ganzes persönliches Lebensfuhrwerk wieder auf der Friedenschaussee gemächlich zu lenken. So ganz leicht fällt es denen vorn nicht, gerecht zu sein, besonders nicht gegenüber solchen Mitbürgern, die mit höchstpersönlichem Wollen sich noch dazu berechtigt fühlen, aus ihrem Privatzirkel herauszutreten, um mit pro und contra den Verantwortlichen gegenüber an dem unbequemen Phänomen des Krieges herumzudoktern. Besonders scheinen solche, die einst mit Anstand „procul negotiis" von einer Karrière ausruhten, das „cum dignitate" jetzt zu vernachlässigen um sich einer allverehrten Öffentlichkeit und hohen Regierung als Helfer in der Not zu empfehlen und die liebliche Schar der Stimmen von maßgebender Seite zu vermehren! Dazu der aus dem Burgfriedensschlaf von einem imaginären

Digitized by Google

Friedensprinzen wachgeküßte Dornröschen-Parteizank, dessen Genesung von allzu persönlicher Auffassung des Gegners auch bis heute leider keinen Fortschritt gemacht zu haben scheint; — die Presse, die all dies mit dem ordnungsgemäßen Maulkorb dreschen soll, — kaum zu beneiden, aber überwiegend nicht zu bedauern, denn wie bei der Industrie war das Geschäft nur wenig schwerer, aber wohl ertragreicher[1]) als im Frieden. Schließlich wird keiner dazu verurteilt, täglich alle Kriegsbilder und Stimmungen über und unter dem Strich zu lesen. Diese Strafe wäre selbst bei voller Verrohung der gesamten Bevölkerung als zu grausam kaum je zu gewärtigen. Als groteskes Widerspiel des altangestammten Vereinswesens erscheint die Ausschußwut für Friedensziele! Nicht sehr populär an der Front! Überall geht uns der Feind voll Zuversicht und mit ungeheuren Mitteln an, Gott Lob völlig vergebens. Da fühlt man sich im Hinterlande bemüßigt, mit schöner Reden Klang und edlem Sinn für internationale Gerechtigkeit Brücken aus Pappe, das heißt papperlapapp, zu bauen für die Einsicht der Feinde, deren Stärke es ist, daß sie sich mit Erfolg ausschließlich an die Dummheit der Masse wenden! Ist man sich wirklich nicht klar, daß das Gegenteil erreicht wird, oder sind wir draußen so verkriegert, daß wir die Feinheit solchen Denkens im Nebelkukuksheim der hohen Politik nicht verstehen? Sie wissen, ich bin kein Eisenfresser, bemühe mich, als Bürger dem Umfang meines Wollens die Grenzen praktischer Möglichkeit zu geben, aber da langt es bei mir nicht, — schade! Tout comprendre, c'est tout pardonner. Das kann ich in diesem Falle nicht! Habebald und Eilebeute sind dem nüchternen Blick natürlich ebenso gegebene Begleiterscheinungen unserer Zeit wie die zaudernde Sorge des allzu Gerechten, des Tatfremden! Alle diese sind aber einer wie der andere nie und nimmer die erlösende neuschöpferische Kraft und haben keinerlei Recht, sich laut und breitspurig zu verausschussen! Disziplin, „selbstgewollte", und Autoritätsgefühl, „eingeborenes", schaffen Herrengefühl und sind zurzeit die Waffen des Hinterlandes, das dank begonnener Organisation eine bessere Lahmannkur durchmacht, aber keinesfalls verhungert. Ein solches Hinterland setzt die I-Punkte auf die Erfolge vorne. Unsere wunderbare militärische Organisation schuf uns den überstarken, tapferen Feinden gegenüber große militärische Vorteile. Ihre Auswertung ist Sache des Hinterlandes und eine Frage der Zeit. Die letzte Illusion der Feinde zerstört nur ein selbstbewußtes Hinterland. Darum vornehm Maß halten in Wort und Schrift, besonders für solche, die sich berufen glauben, aber noch nicht verantwortlich sind. Wer's anders macht, setzt sich und sein, wenn auch noch so gut gemeintes Wollen herab. Man braucht seine Ideen nicht zu gründen; es herrscht scheinbar auch ein starker Kriegswucher oder Snobismus in Geist, alias unfruchtbarer Klatsch, der sehr strafbar sein müßte. Hoffentlich befaßt sich das Kriegswucheramt — hübscher Name für eine Staatsbehörde — auch einmal damit.

Ein Blick auf den politisch kultivierten Teil unserer Feinde ringsum, auf ihre innere Haltung trotz der unzähligen Mißerfolge zweier Jahre gibt zu denken. Gewiß ist viel Cant und traditioneller Größenwahn dabei, meinetwegen auch Verblendung

[1]) Trifft bei den meisten Tageszeitungen nicht zu. D. R.

Digitized by Google

in allem, was jene Führer und Anstifter, die aus der Sackgasse nicht zurückkönnen, allzu laut verkünden. Aber immerhin, Autosuggestion ist eine Kraft.

Da wir gerade bei den Herren Feinden sind, — Sie ahnen nicht, wie unangenehm draußen die sogenannten spaßhaften Verunglimpfungen des Feindes größtenteils empfunden werden. Es ist keine Entschuldigung, daß die andern in Schmähungen uns überbieten. Unsere Geste wäre schöner, mit stiller Verachtung zu strafen. Kitchener war gewiß unsympathisch, aber ein Mann von ungewöhnlichem Maß. Ihn noch im Tode in Witzblättern auszuschlachten, ist ein mindestens fragwürdiges Unterfangen. Desgleichen die Verhöhnung der hohen Korona der feindlichen Monarchen, die sicher allesamt zurzeit lieber Karten als Krieg spielten. Vielleicht mit der einzigen Ausnahme Nikitas, der ja Kriegsgewohnheitsmensch war und wenigstens den Ertrag vieler Waffenjahre in ganz achtbaren Heldengesängen anlegte. Möge er jetzt darin in Marseille seinen Trost finden, nachdem ihm die Börse, an der er gleichfalls mit Erfolg arbeitete, zurzeit gesperrt sein soll. Also machen wir endlich Schluß mit dem Schund an Verunglimpfungen. Jene besorgen es ja für sich selbst. Als Stimmungsmache haben wir es Gott Lob nicht nötig. Hätten wir es nötig, hörten wir besser sofort auf. Seien wir nüchtern! Können wir denn das wirklich nicht? Steckt nicht etwa hinter all dem Eigengebrödel, so charaktervoll es sich kleidet, der alte zu dreiviertel bauernschlaue, zu einem Viertel sentimental romantische Michel, der immer nur Sonderinteressen vertritt, wenn ihm nicht ein starker Mann so auf die Hühneraugen steigt, daß er brüllt nnd gehorcht! Wie prachtvoll passen all die Zitate aus der Kongreßzeit auf das Heute. Merkwürdig und traurig, wie frei schon damals immerhin Leute wie Gneisenau und Blücher über Diplomaten dachten. Möge des alten Vorwärts Wort, „was die Schwerter uns erwerben, laßt die Federn nicht verderben", voranleuchten auf allen Wegen.

Vertrauen zu den zurzeit Verantwortlichen und stets das Bewußtsein festhalten, daß sich schwere Zeiten ihre Männer so oft aus dem scheinbaren Nichts geschaffen und selten zu Lebzeiten ganz gewürdigt haben. Wo stolzer Wille, da ist guter Weg, und dieser Weg führt uns, will's der Schirmgott Deutschlands, auch zu dem Manne, der, wenn es nottut, so handeln wird, wie es dem Vaterlande heilbringend ist. Es ist all dieses, wie ich betone, reichlich banal, aber seltsamerweise scheint in schweren Zeiten gar oft das einfach Gemeinplätzige *mit* Charakter wertvoller zu sein, als das Geistreichste *ohne* Charakter. Unser Volk hat Charakter im Kampf gezeigt. Nun zeige es auch Überlegung, Reife und noch viel Geduld in der Vorbereitung eines guten Friedens.

Nun aber Schluß! Wenn ich auch nicht alle Folgerungen des Grafen Reventlow mitmache, seine Ausführungen sind vortrefflich. Ich mag ihn in seiner Art, auch wo ich ihm nicht folge.

Viele herzliche Grüße

Ihr ergebenster
Max Bethusy-Huc.

Digitized by Google

Französische Finanzen.

Zu den Zahlen, die wir auf S. 767 des Septemberheftes aus der „Times" übernommen hatten, sendet uns Herr Otto Jöhlinger, Redakteur des Berliner Tageblattes, Dozent am Orientalischen Seminar der Berliner Universität, folgende Berichtigungen.

„Daß die französische Ausfuhr im ersten Halbjahr 1916 gegenüber der gleichen Vorjahrszeit gestiegen ist, ist richtig. Diese — übrigens nur geringe — Steigerung ist weniger auf eine Vermehrung der ins Ausland gesandten Warenmengen als auf eine Steigerung der Warenwerte zurückzuführen. Der Durchschnittspreis der exportierten Güter war im ersten Halbjahr 1916 höher als im Vorjahre. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die Einfuhr viel stärker gestiegen ist als die Ausfuhr. Nach einer Berechnung des Handelsteils der „Köln. Ztg." muß Frankreich auf Grund der heutigen Warenpreise in den ersten 8 Monaten 1916 rund neun Milliarden Frcs. mehr an das Ausland zahlen, als es von diesem erhält. Diese Summe erfährt bis Ende des Jahres eine weitere kräftige Steigerung. Betrug doch z. B. im August 1916

die Einfuhr	1 085 730 000 Frcs.	(1915 778 940 000)
„ Ausfuhr	249 965 000 „	(„ 258 922 000) [1])
Defizit	815 765 000 „	(„ 519 918 000)

Daraus geht hervor, daß die Verschuldung Frankreichs an das Ausland ständig wächst.

Die Zahl der eingelaufenen Schiffe besagt demgegenüber nicht viel, da die Tonnagebilanz Frankreichs während des Krieges stark passiv ist.

Nicht zutreffend ist die Angabe über den Goldbestand der Bank von Frankreich. Denn in der Ziffer von 1916 ist ein Posten enthalten, der im Bankausweis ausdrücklich als „Gold im Auslande" angegeben ist. Es betrug nämlich am 5. Oktober bei der Bank von Frankreich:

„Gold in den Kassen"	4,165 Mill. Frcs.
„Gold im Auslande"	674 Mill. „

Man kann naturgemäß nur den ersten Betrag zu Vergleichszwecken heranziehen. Denn der im Ausland lagernde Goldbestand befindet sich in London als Deckung gegen die französischen Schulden in England! Dieses Gold erhält Frankreich nie zurück.

Was besagt aber ein Kurs von 89,85 Prozent für ein Papier, das 5 Prozent Zinsen bringt? Das sind rund 9 Prozent weniger als die deutsche Kriegsanleihe, während doch in Friedenszeiten die französische Anleihe stets über der deutschen stand.

Will man ein richtiges Bild der französischen Finanzen erhalten, dann muß man die 3prozentige Rente nehmen. Dann ergibt sich

Pariser Notiz für 3prozentige Anleihe	Oktober 1915	66½ Prozent
	„ 1916	61¾ Prozent."

[1]) Neuer Rückgang der Ausfuhr!

Digitized by Google

Gerichtssaal.

Wir haben schon öfters Berichte über Gerichtsverhandlungen abgedruckt, aus denen die barbarische Strenge unserer Rechtspflege bei Eigentumsvergehen und die nicht minder barbarische Milde bei Roheitsvergehen erhellt. Hier ein Bericht aus der „Münchner Zeitung" vom 25. Februar 1916:

„Die 35jährige, geschiedene Obsthändlerin Therese Rogg von Ochsenfeld lebt seit dem Sommer 1915 mit dem Zimmermann Sänger zusammen. In der gemeinschaftlichen Wohnung der beiden befand sich auch das achtjährige Töchterchen Maria des Zimmermanns Sänger. Das Kind, das der Rogg offenbar im Wege stand, hatte seit dem Sommer 1915 keine gute Stunde mehr. Wegen jeder Kleinigkeit, insbesondere wenn das Kind bei einer Besorgung etwas zu lange ausblieb, fiel die Rogg über die Kleine her und schlug sie wahllos mit Kochlöffeln, Kehrbesen usw. Schließlich kam die Polizei dahinter und führte das bedauernswerte Geschöpf dem Amtsarzt vor. Dieser stellte am ganzen Körper des Kindes, auf dem Rücken, den Oberarmen und Schenkeln eine Unzahl von verfärbten Stellen in der Größe von Erbsen bis zur Kinderfaust fest. Auf diese Mißhandlungen hin kam das Kind zu einem Schlosser. Dorthin kam die Rogg, nachdem ihr die neue Pflegemutter hatte sagen lassen, sie wolle das Kind nicht behalten, am 6. Oktober 1915, schlug ohne weitere Worte die arme Kleine zu Boden und stieß das am Boden liegende Kind mit den beschuhten Füßen in den Rücken, so daß die Kleine aus der Nase blutete. Gegen die Rogg wurde Anklage wegen Kindsmißhandlung erhoben. In der Verhandlung scheute sich die Angeklagte nicht, das Kind als völlig verstohlen hinzustellen, eine Behauptung, die durch die Zeugen widerlegt wurde; diese sagten vielmehr aus, daß es sich um ein ordentliches, stilles und freundliches Kind handle. Nun ist die Kleine in einer Anstalt in Pfarrkirchen untergebracht, wo man mit ihr in jeder Hinsicht sehr zufrieden ist. Der Sachverständige, Landgerichtsarzt Dr. Hermann, erklärte die Angeklagte für eine minderwertige Psychopathin, die stark zu Affekthandlungen neigt und eine äußerst reizbare Person ist. Doch treffen auf sie die Strafausschließungsgründe des § 51 des R.-Str.-G.-B. nicht zu, wenn die Angeklagte auch bedeutend milder zu beurteilen ist als eine geistig vollwertige Persönlichkeit. Der Amtsanwalt beantragte bei dem Zustande der Angeklagten die Zubilligung mildernder Umstände. An und für sich würde die Handlungsweise eine Gefängnisstrafe von vielen Monaten verlangen; da die Rogg aber nicht vollwertig zu erachten ist, beantragte der Anklagevertreter sechs Wochen und drei Tage Gefängnis. In unverständlicher Milde verurteilte das Schöffengericht die Angeklagte trotz der nachgewiesenen Roheit wegen zwei Vergehen der gefährlichen Körperverletzung zu 20 Mark und 10 Mark Geldstrafe oder fünf und drei Tagen Gefängnis."

Körperbildung als Kunst und Pflicht.

Von Professor Fritz Winther. (Delphin-Verlag, München. Ohne Jahreszahl. 102 Seiten. Mit 80 Abbildungen in Mattkunstdruck.) Körperbildung als Kunst — damit hat der Verfasser die moderne Tanzkunstbewegung im Auge. Unter den abgebildeten Typen finden sich die meisten modernen Tanzgrößen. Das wird gewiß viele, besonders in Schwabing, interessieren. Der Tanzkunstbewegung parallel und eng verbunden sind die tanzpädagogischen Bestrebungen, die rhythmische Gymnastik, die „rhythmische Plastik", wie Verfasser sagt. In der Übung und möglichst allgemeinen Einführung dieser Methoden wird der beste Weg zur körperlichen Ertüchtigung unserer Generation gesehen. Das Buch, das viel zu weit schweift, um wirklich zu überzeugen, bestätigt den Eindruck, daß trotz vieler Übertreibungen Wertvolles in diesen Methoden steckt, besonders für die körperliche Erziehung der Mädchen. Für die Buben ist dem Referenten Sport und Turnen sympathischer als die Tanzerei.

Hermann Kerschensteiner.

Digitized by Google

Der Tod Max Regers

bringt uns einige Zeitungsausschnitte in Erinnerung, die der verstorbene Meister uns vor zwölf Jahren gegeben hat. Wir veröffentlichen sie, damit der Kulturhistoriker nicht irr wird und erfährt, daß die Berliner Kritik sich bei Reger ebenso blamiert hat wie bei jeder bedeutenden Erscheinung jeden Gebiets.

Die Post, 3. 3. 1903: Herr Max Reger, auf dem äußersten linken Flügel der musikalischen Sezession stehend, ist aus München gekommen, um hier einen ganzen Abend hindurch im Beethovensaal seine Lieder singen zu lassen. Lieder? Nein, Gesänge nennt Herr Reger diese Musikstücke und Herr Ludwig Heß sang sie mit voller Hingabe an die Sache. Was fast unerträgliche Häßlichkeit der Harmoniefolgen, der Intervalle, die der Singstimme zugemutet werden, des Mißverhältnisses zwischen der Singstimme und der Klavierbegleitung betrifft, enthält diese Regersche Musik wohl das Äußerste, was mir bis jetzt begegnet ist. Die Unnatur dieser Musik, die raffiniert gewollte Häßlichkeit der Akkordsätze, welche das Ohr wahrhaft peinigt, macht vielleicht ungerecht gegen manche Feinheit in der Textbehandlung, manche stimmungsvolle Momente, die sich auch vorfinden. Aber mit einer Unruhe der Ohrennerven, die plötzlich erschreckt werden, hört man dem Vortrag dieser Gesänge zu, keinen Augenblick sicher vor einem physischen Wehegefühl. Alles, was in Berlin von Anhängern der Münchener musikalischen Sezession aufzutreiben war, hatte sich im Beethovensaal eingefunden.

Das Kleine Journal, 4. 3. 1903: Der andere Komponist ist Max Reger, einst Schüler des Phrasierungs-Professor Riemann und nebenbei Bach- und Brahmsschwärmers. Er hat gründliche theoretische Studien getrieben, aber es ist ihm nicht gelungen, mit der Theorie allein sich durchzuringen. In der Praxis fehlt ihm die melodische Erfindung fast ganz und die guten Anfänge, die er ehemals machte, sind allmählich zu Auswüchsen geworden. Gespreiztheit, Bombast und Unnatur, stilistische Gewaltsamkeiten und Monstrositäten in Pseudo-Polyphonie, untermischt mit trockener Pedanterie, das ist die Signatur seiner Musik, in specie auch seiner Orgelkompositionen. Auf diesem Gebiete ist er anfangs guten Anregungen gefolgt, und auf diesen fußend, hat er eine Anzahl Choralphantasien und dergleichen geschrieben. Aber wie dem Klavierstil, so hat er später auch überall dem Orgelstil Gewalt angetan, und da er nirgends, weder in Gesangs- noch Instrumental-Musik sich Maß und Zügel anlegen konnte, so ist ein gut Teil seines Wirkens, so fürchte ich, vergeblich gewesen.

Was im besonderen die Lieder Regers betrifft, die gestern abend Herr Ludwig Heß mit aufopfernder Hingebung und staunenswerter Kunst sang, so konnte ich von den sieben, die ich hörte, nur kaum zwei oder drei Geschmack abgewinnen. Die in unnatürlichen Harmonien, bald in den höchsten Lagen säuselnd, bald in den tiefsten ächzend und stöhnend sich bewegende Begleitung führte der Komponist anscheinend mit viel Selbstzufriedenheit aus; dazu sang die Singstimme Töne nur selten in natürlichem melodischem Zusammenhang, zumeist abgebrochene Phrasen, die auf Trugschlüsse auslaufen. Das ist die substantielle Unterlage dessen, was man heutzutage das „moderne Lied" zu nennen sich die — Freiheit nimmt. Wenn ein Text poetische Stimmung aus sich selbst entwickelt und ein so außer-

Digitized by Google

ordentlich feinsinniger Künstler wie Ludwig Heß damit auch bei einer Musik, die nur aus Affektation und einer Art Vorspiegelung falscher Tatsachen besteht, immerhin noch ab und zu Eindrücke, wenn auch schnell vorübergehende, erzielt, ist es dann des Komponisten Verdienst? Ich bezweifle es.

Staatsbürger-Zeitung, 4. 3. 1903: Ein bekannter Komponist und Freund der „Staatsbürger-Zeitung" behauptete einst, daß man heute, um etwas Besonderes zu erreichen, entweder Gassenhauer oder dummes Zeug komponieren müsse. Er hat garnicht so unrecht gehabt. Wir haben jetzt die Zeit, wo auch der Musik ein gesunder Mittelstand abhanden gekommen ist; was wir oft zu hören bekommen, ist geradezu trostlos, so daß man kaum seinem Ohr mehr zu trauen wagt. Kürzlich haben wir das an den Kompositionen Ansorge's erfahren, die den gesunden musikalischen Sinn förmlich in Sorge und Aufruhr versetzten. Jetzt, nach dem Kompositions-Abend von Max Reger (Beethoven-Saal 2), tuen uns fast die groben Worte leid, da wir nicht noch gröbere anwenden möchten; denn Ansorge ist gegen Reger nur ein Waisenknabe. Reger hat ihn übertrumpft und ist ihm um 20 Jahre voraus. Er ist in der sogenannten „Deklamations-Musik" der Sprache so nahe gerückt, daß nur noch wenig übrig bleibt, sie ganz erreicht zu haben. Die Brahms-schen „Versöhnungsschlüsse", die den letzten Takten den ersehnten Dreiklang bringen und ihn, weil man vorher nur verminderte und übermäßige Dreiklänge, nur Nebenseptimen- und ungarische Mischakkorde, nur das Tonartsgefühl zersetzende Modulationen, nur Trugfortschreitungen und häßliche, unsangbare Intervalle gehört hat, wie ein Labsal erscheinen lassen, müßte Herr Reger noch ausmerzen! Reger, der am Klavier saß und dem Sänger Ludwig Heß die 16 Gesänge nicht ohne Geschick begleitete, sieht man, wie Ansorge, durchaus nichts Ungewöhnliches, Krankhaftes an, und doch in seinen wilden aufregenden Tongrübeleien tritt uns etwas entgegen, das, ganz unmusikalisch, jegliches Schönheitsgefühl zur Seite stößt. Seine Tonfarben sind grau und bleiben es meistens bis zum Ermüden. Nach 13 Nummern waren wir vollständig zerschlagen, stumpf und gefühllos. Wir glauben fast, daß solche Musik, solches Geschrei — der Sänger war bei bester Stimme — solches Falsett-Wimmern den Hörer nervenschwach machen kann. Aber den Sänger haben wir bewundert, der mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die unmöglichsten Tonsprünge mit größter Sicherheit bewältigte. Herr Heß ist für das „Häßliche" ein Auserwählter und wird es vielleicht auch bleiben, weil für vernünftige Musik seine Stimme wahrscheinlich verdorben ist. Unsere lange Anwesenheit erklärt sich daraus, daß wir bemüht waren, irgend etwas Annehmbares zu finden. Es ist uns nicht gelungen, bis auf erwähnte Schlußtakte. Vom naturalistischen Standpunkte aus waren ja manche Worte wie „Dröhnende Hämmer", „Keuchendes Drängen" „Nebelgrau" gut in Tönen gezeichnet — sehr viele aber dagegen geradezu geschmacklos wie „Weiches Hemd", „Gibt eine Mütze", „Alle Himmel schenken" 2c. Im „Unterwegs" ruft Reger seiner Gemeinde zu: „Wir geh'n durch unbekanntes Land — Nun glaub' an mich!" und das Publikum glaubte ihm und klatschte nach jeder Nummer.

Berliner Börsenzeitung, 5. 3. 1903: Trotzdem Max Reger erst 30 Jahre zählt, hat er schon 70 größere Werke veröffentlicht, darunter eine große Symphonie,

Digitized by Google

Kammermusikwerke, Orgel- und Klavierstücke und eine ganze Reihe von Liedern. Ein Schüler Riemanns, zeigte er sich in seinen ersten Werken nicht selten von Brahms beeinflußt, in neuerer Zeit wandelt er aber mit voller Absicht seine eigenen Pfade und glaubt sicherlich, daß er berufen ist, die noch immer zu sehr von den Klassikern abhängige Musik zu modernisieren. Daraus erklärt sich auch seine fast krankhaft zu nennende Sucht, durchaus etwas Neues bieten zu wollen, ein Bestreben, das er freilich mit manchem anderen, z. B. Ansorge, L. Blech, Brecher, teilt.

Berliner Lokalanzeiger, 5. 3. 1903: Max Regers Kompositionsabend (ältere und neue Lieder) im Beethovensaal wird viele arg enttäuscht haben. Reger ist als Komponist zwar eine in sich gefestigte Individualität, ein „Selberaner", wie der selige Franz Lachner zu sagen pflegte, aber seine musikalische Diktion ist scheinbar von dem Willen beherrscht, in der Harmonik mit aller Gewalt Neuland entdecken zu wollen. Der Gedanke ist nicht von der Hand zu weisen; wie ihn aber Reger in die Tat umsetzt, wird er unangenehm, auf die Nerven fallend. Diese ewig alterierten Akkorde, deren sich Reger zur Ausmalung tiefster Seelenzustände bedient, wirken auf die Dauer um so unerträglicher, als diese Art falsch angewandter Parsifal-Harmonik jeder irgendwie melodischen Führung der Singstimme aus dem Wege geht.

Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung, 6. 3. 1903: Der fortwährend wechselnde Rhythmus, das unausgesetzte Modulieren, das um ein dreisilbiges Wort wiederzugeben, mindestens drei verschiedene Tonarten anrührt, erzeugen im Zuhörer das Gefühl nervöser Erregung, die zuerst zum Widerstande, schließlich zum Lachen und zum Hohne reizt. Man hat vor Jahren über die schwer verständliche Komposition von Siegfrieds Schmiedeliedern geklagt, aber gegen das, was Reger in seinem Liede „Dröhnende Hämmer in rußiger Hand" bietet, erscheinen uns jene heute als „Schnadahüpfeln", sowohl in der Begleitung als auch in der Führung der Gesangstimme. Was Reger dieser zumutet, spottet jeder Beschreibung. Man verfolgt ihr Voltigieren ungefähr mit denselben Gefühlen, mit denen man den halsbrechenden Kunststücken verwegener Akrobaten zusieht. Durch diesen Fehler hat Reger seinen Liedern die letzte Möglichkeit genommen, in einen weiteren Kreis von Künstlern und Kunstfreunden zu dringen.

Berliner Neueste Nachrichten, 7. 6. 1903: Unter den am Montag gesungenen Liedern war gar Weniges, das man genießen konnte, aber sehr Vieles, dem man als unfreudiger, unnatürlicher, unstäter, dabei gebauschter, hohl-pathetischer und in ihrem ganzen Habitus sehr anspruchsvoller Musik nur widerwillig Stand hielt. Wäre die große Interpretationskunst des Sängers, sein warmblütiger, frischer Gesang, sein auch die entlegensten Nuancen beherrschender Vortrag nicht gewesen — ich glaube, es wäre zum lauten Protestieren gekommen. So kühl verhält sich unser Publikum doch sonst nicht. Aber Max Reger wird sich damit trösten, daß es allem Großen, Ungewohnten, aller Persönlichkeits-Kunst im Anfang so geht. Eitler Wahn.

Vossische Zeitung, 7. 3. 1903: Gefällt sich jemand jedoch in der ausschließlichen Anwendung von Seltsamkeiten und dauernd in allenfalls gelegentlich zu verwendenden Auswüchsen der Sprache, so wird er unangenehm, und unangenehm

Digitized by Google

ist auch die Musik des Herrn Reger. Die absolute Armseligkeit der eigentlichen Erfindung, die trostlose Dürftigkeit dessen, was man dilettantisch „Melodie“ nennt, die Gesuchtheit der Intervalle, welche der Gesangstimme vorgeschrieben sind, machen das Anhören einer größeren Anzahl Regerscher Lieder zu einer schweren Heimsuchung.

Germania, 8. 3. 1903: Warum dann überhaupt noch die Singstimme durch Noten fixieren? Man lasse den Sänger einfach deklamieren, wie er es dem Sinne der betreffenden Worte nach für gut befindet und der Effect wird genau derselbe sein. Und welch harmonische Vorstellungen und Empfindungen erwecken die zu vertonenden Texte bei Reger! Für einen Menschen mit gesundem, normalem Tonsinn sind diese absurden, gewaltsam zusammengeklaubten Harmonien auf die Dauer nicht zu ertragen. Die crasse Unnatur in ihrer aufdringlichsten Form spiegelt sich in diesen wahnsinnig verschrobenen harmonischen Verbindungen wieder. Wozu übrigens darüber so viel unnütze Worte verlieren. Es wäre bei einer solch verblendeten Musiknatur vergebene Liebesmüh. Oder sollte für Max Reger doch einmal der Augenblick kommen, wo es ihm wie Schuppen von den Augen fällt? Ich glaube vorläufig nicht daran. Gott sei Dank, daß ich nicht allzuviel von dieser neuesten Kunst zu hören brauchte.

Die Welt am Montag, 9. 3. 1903: Max Reger gab einen Kompositions-Abend. Er führte 16 Lieder auf, und Ludwig Heß sang sie. Er sang sie mit voller Hingabe, und man kann wohl sagen, daß er seine so überaus schwierige Aufgabe in einer Weise löste, die jeden Argwohn, der geringe Eindruck, den dieser Kompositions-Abend hinterlassen hat, könnte vielleicht auf eine nicht ganz zureichende Interpretation zurückgeführt werden, hinfällig ist. Sicherlich, was an feindifferenzierter Vortragskunst, an Geist und Temperament geboten werden konnte, bot Herr Heß. Mit der Musik Regers, den man als den kommenden Mann ausgerufen hat, weiß ich nichts anzufangen. Sie repräsentiert vielleicht ein Kunstniveau, an das ich mit meinem mangelhaften Verständnis noch nicht heranreiche. Indessen — fort mit aller Bescheidenheit, die ad absurdum führt. Auf die Gefahr hin, noch einmal empfindlich korrigiert zu werden, gebe ich mein Urteil dahin ab: Regers ursprüngliches Kompositionstalent ist gering; aus der geringen Ausbeute seiner Erfindungskraft formt er mit Hülfe einer rücksichtslosen Technik Gebilde, die auf den ersten flüchtigen Blick alle äußerlichen Kennzeichen genialer Eingebungen aufweisen. Dieserhalb, und weil es immerhin nicht wenige gibt, die vor allem, was sich „modern“ geberdet, einen heillosen Respekt haben, mag Reger die übertriebene Anerkennung gefunden haben, die ihn offenbar verführt hat, auf dem betretenen Holzwege weiter zu wandeln. Den Willen zum Genie erkenne ich, aber nicht das Genie. Und nichts ist unerquicklicher als die krampfhaften Anstrengungen eines zu beobachten, der aus seiner Haut herauswill. Reger aber steckt in der Haut eines Schulmeisters — womit ich diesem ehrenwerten Stande keineswegs zu nahe getreten sein will.

In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt, daß das zuerst in unserem Novemberheft 1904 erschienene „Minnelied“ (nachher in den „Schlichten Weisen“ erschienen) vom Verlag Scherl für die Liedersammlung der „Woche“ nicht angenommen wurde.

Digitized by Google

Kunst und Öffentlichkeit.

Von Bruno Walter in München.

Mit Wünschen und Hoffnungen blickt jeder höher gestimmte Mensch auf die Erschütterung, in die der Krieg die Seele des deutschen Volkes versetzt hat. Daß wir für unsere „Existenz" kämpfen, versteht er in einem besondern Sinn: er existiert eben nicht nur, um zu existieren, sondern um würdig zu existieren. Die Kulturgüter, deren Segnungen unserer Existenz ihre Würde geben, betrachtet er als ein Erbe, das wir stets von neuem zu erwerben haben, um es zu besitzen. Er sah in der Friedenszeit diesen Erwerb gefährdet durch mächtige Gegen- und Zwischenströmungen von nichts weniger als idealer Herkunft, er fühlte, wie nur neue starke Impulse helfen konnten, und setzt nun seine Hoffnung auf die Erweckung eines großen Sinnes durch ein großes Schicksal. Deshalb scheint ein Gebot der bedeutenden Stunde, daß sich ein jeder über die in seiner Sphäre fühlbaren Mängel öffentlicher Zustände klar zu werden, zu Gleichgestimmten auszusprechen, und mit ihnen gemeinsam diese neuen Impulse für seine Sache zu nutzen sucht. Auch der Künstler. Denn bei aller Unsicherheit, nicht über die Thatsache, sondern über die Art der Einwirkung politischer Lagen auf Kunstzustände scheint doch eines einleuchtend: Die Gesamtzustände eines Volkes, die ein Aufleben moralischer Kräfte bewirken, müßten auch die günstigste Umwelt darstellen, innerhalb deren sich eine wahrhaft erstrebenswerte Kunstöffentlichkeit entwickeln könnte. Das leidenschaftlich und tief erschütterte Gemeingefühl unserer Zeit ist einer Fülle bis dahin latent gebliebener moralischer Talente gewahr geworden, die seinen Wert und seine Kraft ausmachen und nach Betätigung in seinem Dienste drängen. Ein edlerer Dienst läßt sich aber dem deutschen Volke kaum leisten, als einer Erstarkung reinster Kunstgedanken förderlich zu sein; denn besser als die Wirkung der Öffentlichkeit auf die Kunst kennen wir die Wirkung der Kunst auf die Öffentlichkeit; je reiner und höher die Kunst ist, desto machtvoller und segensreicher wird diese Wirkung sein. Einer größeren Reinheit und Hoheit der Kunstausübung wieder zuzustreben, das halten wir für die Aufgabe, der sich die Künstlerschaft jetzt mit verstärkten Kräften, die Öffentlichkeit mit verstärkter Sorgfalt, Teilnahme und Hilfe zuwenden muß[1]). Wie schön wäre es nun, wenn der Künstler einfach seiner Natur folgen und hoffen dürfte, die Sache der Kunst durch die künstlerische That in der Öffentlichkeit genügend zu propagieren. Aber in der Öffentlichkeit können sich derbere, allgemeiner verständliche Äußerungen wirksamer bemerkbar machen als die rein seelenhaften Laute der Kunst; wie leicht gelingt

[1]) Daß andere als ideale Bestrebungen in das Gebiet der Kunst dringen konnten, ist nur zu menschlich und begreiflich; wenn wir es aber erlauben, ohne dagegen immer energischer anzukämpfen, dann erlauben wir, daß die „Idee" der Kunst geschändet wird. Eine Idee, an der jede Art von Idealismus, ganz gleich, welchen Zieles, Anlehnung finden und sich mit neuer Kraft stärken kann. Diese Idee ist nicht etwa nur die Zuflucht der vom Leben selbst Unbefriedigten, sondern im Gegenteil die Spenderin der das Leben erneuernden, erhöhenden Seelenkräfte. Sie will nicht das Leben fliehen machen, sondern helfen, es zu lieben, nicht schwächen, sondern stärken.

Digitized by Google

es da, ihre Wirkungen zu trüben, aufzuhalten und zu gefährden. Deshalb sehen wir auch immer wieder den Künstler, wenn gleich widerwillig, zum Wort greifen, um seine Sache zu schützen und zu fördern. So sprechen wir denn, ihr Künstler und Kunstfreunde, vom Ergehen der deutschen Kunst. Unser Gegenstand sei heut zunächst, um nicht ins Uferlose zu geraten, begrenzt; und da unser Thema ja die Kunstöffentlichkeit ist, reden wir über die öffentlichste Institution: das deutsche Operntheater; die Beziehungen zu andern Kunstzweigen sind ohnehin leicht herzustellen.

Über das Ergehen der Kunst im Operntheater und die Stellung desselben im Leben der Nation hat Richard Wagner erschöpfend geschrieben; und die Tendenz seines ganzen Lebens war, seine starke That und sein starkes Wort zum lebendig wirksamen Faktor in der Entwicklung dieser Verhältnisse zu machen. Den Bayreuther Gedanken konnte er verwirklichen: Sammlung der vorzüglichsten Kunstkräfte, ausgiebige Studien unter erlesener Leitung, eine konzentrisch auf den dramatischen Vorgang gerichtete und dadurch zur Einheit gewordene Betätigung aller beteiligten, in möglichst hoher Vollendung ausgeübten Künste — das bot Bayreuth als Gabe dar; Empfänger war eine einzig zum Zweck des Kunstgenusses zu seiner Stätte pilgernde Zuhörerschaft. Dieses Ideal würdiger Kunstzustände — leider gegen die ursprüngliche Absicht nur am eigenen Werke gezeigt — stellte Wagner in eine Welt des täglichen Theaterbetriebes in allen deutschen Städten; er schildert ihn — abgesehen von einigen ergreifenden Einzelerscheinungen eines stets hie und da glühenden und leidenden Idealismus — als erfüllt vom Trieb nach Geld und Erfolg, in der Bildung des Spielplanes dadurch unwürdig und ziellos, in musikalischer und szenischer Arbeit oft gründlich ohne Talent, oft talentvoll ohne Fleiß, oft schöne kraftvolle Bemühungen durch finanzielle Rücksichten vernichtend, durchweg aber ohne ein führendes Ideal künstlerischer Interpretation, das jede Einzelheit des Bemühens regeln konnte. — War nun der Bayreuther Gedanke nicht nur irgendein, sondern d a s Ideal, das durch seine beispielgebende Kraft im Lauf der Zeit eine neue höhere Kunstöffentlichkeit zu schaffen geeignet war? — Hier muß deutlich unterschieden werden: Ein Wesentliches am Bayreuther Gedanken war, daß die Leistung an einen bestimmten Ort und an eine begrenzte Zeit im Jahr gebunden war; die Seltenheit des Ereignisses war eine Haupt-Bedingung seiner Hoheit. Dieser Teil des Gedankens ist nicht organisch aus einer Betrachtung deutscher Kunstverhältnisse, sondern aus dem Protest eines Künstlers gegen die Tendenz dieser Verhältnisse, aus der Abkehr von ihnen, und in Anlehnung an griechische Kunst-Zustände entstanden. Von allgemeinerem Wert konnte er nur durch die hohe Würde sein, die er für die Kunst im Leben der Nation forderte; beispielgebend aber durfte er gar nicht wirken, wenn er sich nicht selbst vernichten wollte. Und andererseits konnte auch Niemand, der Kraft und Recht des geschichtlich Entstandenen erkennt, erwarten, daß die Überzeugung von der Größe des Wagner'schen Ideals sämtliche deutschen Theater zu einem Massenselbstmord veranlassen würde. Beispielgebend aber konnte alles Übrige am Bayreuther Gedanken sein; denn er enthielt außerdem nur das jedem wahren Künstler eingeborene Ideal: Darstellung des Kunstwerks in dessen eigenstem Stil, der jede Einzelheit der Aufführung zu regeln hat, ausgiebige Vorbereitung im Geiste der Sachlichkeit, würdige künstlerische Kräfte, Begeisterung der Führenden und Geführten. Hier haben wir das Beispiel, das, allerdings bei sinngemäßer Anwen-

Digitized by Google

dung[1]), eine Veredlung des massenhaften deutschen Kunstbetriebes anbahnen konnte. An wahren Kunsttalenten fehlt es nicht; weit verbreitet und tief eingewurzelt ist die Liebe zur Kunst; durch Wagner's That und Wort war ein, jedem künstlerischen Menschen eingeborenes, Ideal ins helle Bewußtsein gerufen worden; dieser Pflanze boten die allgemeinen deutschen Kunstzustände einen Nährboden, der für ihre Entwicklung wohl zu kultivieren war, so viele Schwierigkeiten es auch dabei zu überwinden gab. Konnte sich für das deutsche Theater überhaupt eine geeignetere und höhere Aufgabe bieten als die Bestellung dieses Bodens? Eigentümlich war und ist unserer Bühne, daß ihr Spielplan alle Stilarten umfaßt. Die Pflege eines Ideals, das gerade die Erkenntnis des Stiles eines jeden Kunstwerks als Regulator der gesamten Darstellung fordert, bot sich dem deutschen Theater als seine eigenste inhaltreiche Mission und als Beweis für seine künstlerische Berechtigung. Die Früchte solcher Bemühungen wären — will man überhaupt von einem Endziel reden — dem Wagner'schen Gedanken oder jedem anderen Streben nach einer außerhalb des Üblichen stehenden, einzigartigen Kunst-Ausübung zu gute gekommen. Wer könnte leugnen, daß an den Theatern diese Aufgabe vielfach in Angriff genommen wurde? Das ganze und eigentliche Erbe Richard Wagner's freilich haben wir kaum angefangen zu „erwerben, um es zu besitzen". Noch immer erblicken die Meisten in ihm nur den Schöpfer seiner elf Werke und empfinden die großen Gedanken, von denen „Bayreuth" nur ein Resultat war und mit denen es auf Gegenwart und Zukunft zu wirken geschaffen war, als überflüssig, ja als lästig. Der ganze Reichtum seines geistigen Lebens, die Richtung desselben, nicht nur auf die Ergründung und Erhöhung des Verhältnisses zwischen Nation und Kunst, sondern darüber hinaus auf die Befruchtung der ganzen kulturellen Zustände durch dieses Verhältnis, seine hiermit zusammenhängenden ethischen Bestrebungen, alles dies blieb im Wesentlichen bisher ungenutzt. Es wäre dringend notwendig, daß sich von neuem eine allgemeine Aufmerksamkeit auf diese unerhört zukunftsreiche Erscheinung richtete. Doch kehren wir zunächst zurück zu der Betrachtung der Einwirkung, die das deutsche Theater bisher durch diesen deutschen Künstler erfahren hat. Es ist weder der Zweck noch das Recht dieser Betrachtungen, Kritik an dem Erreichten zu üben. Wichtig aber wäre es, sich darüber zu orientieren, was erreicht wurde, um es am Maßstabe unseres Ideals messen zu können; es sei darum auf einige Erscheinungen hingewiesen, die vielleicht ein Urteil ermöglichen.

Die Schicksale der Kunst liegen in der Mehrzahl der Fälle nicht nur in der Hand der Künstler; ihre Bestrebungen werden gelenkt, eingeschränkt, gefördert oder gehindert von den Persönlichkeiten, die für das Schicksal der Theater verantwortlich sind. Die Meinung, daß das Schicksal des Theaters mit dem der Kunst nichts zu thun hat und daß Reibungen zwischen den beiderseitigen Interessen unvermeidlich sind, hat viel von ihrer Geltung verloren, und die Erkenntnis, daß der künstlerische Grad eines Theaters von entscheidender Bedeutung auch für seine materielle Existenz sei, ist bereits bei der Mehrzahl der für das Geschäftliche verantwortlichen Männer zu finden. Was aufgeführt wird, und wie es aufgeführt wird, macht den künstlerischen Grad eines Theaters aus. Sprechen

[1]) Bei sinngemäßer Anwendung: d. h. der Bayreuther Darstellungsstil war natürlich nur für die dort aufgeführten Werke giltig; beispielgebend aber konnte die Art wirken, wie überhaupt die Forderungen eines bestimmten Stils durch die erreichte Einheitlichkeit alles Zusammenwirkenden erfüllt wurden.

Digitized by Google

wir zunächst von Letzterem und sehen wir zu, wie der Wunsch nach guten Aufführungen sich von unserm Ideal leiten lassen wollte und konnte. Nicht ohne Erfolg hat es das Hauptübel des früheren Theaterbetriebes, den Schlendrian, bekämpft. Daß gute Aufführungen nicht ohne Fleiß und Pflichttreue gelingen, ist Theaterleitern und Künstlern meist klar bewußt. Eifrige und treuliche Bemühungen werden nun auf eine begrenzte Anzahl von Neueinstudierungen und Novitäten gerichtet; und dadurch, daß man die sogenannten Repertoire-Vorstellungen meist der Routine überläßt, erreicht man annähernd die unerläßliche Konzentration der Kräfte auf eine Aufgabe, und auch, hierdurch bedingt, eine gewisse Seltenheit der Kunstereignisse, so daß man in diesen Beziehungen wohl von einer Einwirkung idealer Forderungen auf den Theaterbetrieb sprechen darf. Anders sieht es aber aus, wenn man frägt, welche Eigenschaften außer Fleiß und Pflichttreue im Sinne unseres Ideals für die künstlerische Arbeit am Werke sind. Das Ziel ist: die Darstellung des Kunstwerks, nach Erkennung seines eigensten Stils, in jeder Einzelheit der beteiligten Künste nach diesem Stil zu regeln; kürzer gesagt: jedes Werk im Geiste seines Schöpfers aufzuführen. Dieses Ideal der Treue und Sachlichkeit, wie wir es nennen dürfen, ist freilich unendlich schwer zu erreichen. Das Werk im Geiste seines Schöpfers! Es giebt nur einen Schlüssel zu dieser Sphäre: das Talent. In den Geist des Werkes eindringen vor dem Ausführen, alles herausholen, was darin liegt, nichts hineinlegen, was nicht darin liegt, entdecken, nicht erfinden — das wären zwar alles treffende, aber zu sehr aus dem Bereiche intellektueller Thätigkeit entnommene Erklärungsversuche. Die wahre Interpretations-Begabung begreift alles dies in sich, ja man darf sogar von ihr behaupten, daß sie mit einem Spezial-Intellekt und einer speziellen Ethik verbunden ist. Sie hat eine hellsichtig machende Art der Liebe, durch die sie bis in die Tiefen des Kunstwerks dringt; sie verwächst damit, fühlt es, wie aus sich selbst entstanden und in einem geheimnisvollen Akt der Verwandlung wird der Interpret zum Autor selbst, zum Mozart, Beethoven, Weber usw. Verwandelt und doch er selbst geblieben, vermag er die Aufführung des fremdeigenen Werkes bis ins Einzelne sicher zu bestimmen. Diese Sicherheit entspringt keinem Willensakt; in ihr äußert sich einfach ein Gehorsam gegen innere unabweisliche Forderungen; sie ist ein „Nicht-anders-können" und in dieser Eigenschaft für den verstehenden Hörer das Kriterium wahren Reproduktionstalentes. Der geborene Interpret wird nichts in das Kunstwerk „hineinlegen", sondern nur alles herausholen, was darin liegt, ohne diese Sachlichkeit und Treue aus rein intellektuellen oder ethischen Motiven zu üben; denn, wie schon erwähnt, stehen eine bestimmte Art von Intelligenz und Moral bereits in harmonischem Dienste des Talents, das in der unbedenklichen Ausübung seiner Macht zugleich sein höchstes Glück genießt. Wie kompliziert erklärt sich ein so einfach schönes Wirken! Aber geheimnisvoll und offenbar zugleich sind ja alle angeborenen natürlichen Kräfte überhaupt, Instinkte, Talente und wie sie sonst heißen mögen. Jedoch die stärksten Talente sind selten und die wahre Reproduktionskraft mag nicht häufiger vorkommen als die echte Produktions-Gabe. So ist die Mehrzahl der reproduzierenden Künstler darauf angewiesen, das, was ihnen an diesem sicher wandelnden Talent fehlt, durch allgemeine Verstandes- und Seelenkräfte zu ersetzen. Statt ihrer legitimen Thätigkeit, das Talent zu regulieren und zu kontrollieren, sollen diese nun auf dem jenseits von ihnen liegenden Gebiete der Kunst eine selbständig führende Rolle spielen. Wie groß die Kräfte

Digitized by Google

sein mögen, sie können mit dem auf diesem Gebiete heimischen Instinkt nicht rivalisieren; ihre mit Unsicherheit errungenen Resultate müssen schemenhaft gegen die seinen erscheinen. Denken wir nun, ein zwar begabter Künstler, aber kein reproduktives Genie, hätte unternommen, ein großes Kunstwerk aufzuführen. Wir sehen ihn sicher mit dem Werke schalten, soweit ihn sein Talent führt; wo es nicht ausreicht, wird er zweifeln und suchen[1]). Und nun liegen zwei Wege vor ihm: hält ihn eine edle Neigung oder die Überzeugung auf dem Wege zu unserem Ideal der Sachlichkeit, so wird er, wo sein Talent versagt, zwar nicht „herausholen", was im Werke liegt, aber auch nichts Fremdes hineinlegen. Wo er nicht entziffern konnte, wird er Buchstabentreue wahren; an das vortrefflich, persönlich empfunden, gestaltet Wiedergegebene wird sich Unpersönlicheres, Ungestalteres, Leereres anschließen; das Werk wird nicht in allen seinen Farben, sondern stellenweise nur in Zeichnung, nicht ganz dargestellt, aber doch unentstellt gesehen und gehört werden. Anders ist es, wenn ihn der bewußte oder unbewußte Wunsch erfüllt, auf jeden Fall als selbständig gestaltender Künstler zu erscheinen und sich zu fühlen, sei es auch auf Kosten des darzustellenden Werkes; dann geht er den zweiten Weg: er gestaltet, wo er nicht eindringen konnte, nach einer anderen, als der vom Werk gewiesenen Richtung: er legt etwas hinein, was nicht darin liegt, das er aber nun wirklich plastisch zu gestalten vermag, weil es ja ein *ihm* Eigenes ist; er zieht vor, lieber willkürlich aber mächtig mit dem vorliegenden Stoff umzugehen, als treu aber mehr oder weniger ohnmächtig zu sein. Bedarf es nicht, falls nicht das Talent auf den rechten Weg einfach zwingt, wahrhaft ungewöhnlicher ethischer Kraft, bedarf es nicht einer für alle Versuchung blinden Schlichtheit und Redlichkeit des Charakters, um auf dem ersten Wege zu bleiben? Liegen auf dem zweiten doch die leichten, großen Erfolge so verführerisch vor jedem Blick, daß wir sogar schon geniale reproduzierende Künstler ihre wahre Natur verleugnen und ihrem besten Theil Gewalt anthun sahen, um sich *dieser* Erfolge zu erfreuen. Die Arbeit so viel weniger mühsam, der Eindruck so viel verblüffender! Dieser Anschein der Originalität, dieses freie Tummeln der eigenen Phantasie, ungehemmt, in voller Willkür — nicht in unendlicher Bemühung unzählige Einzelheiten regelnd durch einen Stil, an den man sich durch tiefste Erkenntnis in treuer Liebe und Begeisterung gebunden fühlt; sondern in dem Selbstgenuß schwelgend, einen unvergleichlich bedeutenden, künstlerischen Stoff ganz bedenkenlos zu gestalten, einzig von dem Bestreben geleitet, ihn zu stärksten Wirkungen auszunützen. Wie effektvoll diese Dekoration! Wie verblüffend dieser Beleuchtungseffekt! Welche interessanten Gruppierungen während dieser Szene! Welch' originelle Art, diesen Dialog zu führen! Und gar erst welche unerwarteten, vom Komponisten gar nicht geahnten Effekte in der Musik! u. s. w. u. s. w. Ob das vom Werk gefordert wird, ob es ihm widerspricht, ob es dadurch entstellt, erdrückt, zerpflückt, umgestaltet, vernichtet wird — es macht Sensation; — denn — „so" hat man es noch nie gehört und gesehen. Der Künstler, wie er auch sein mag, man muß es ihm

[1]) Auch das stärkste Talent zweifelt und sucht, aber nur solange der geschilderte Assimilationsprozeß noch nicht vollendet ist, oder auch in Zeiten schwächerer Vitalität. Menschliche Talente sind keine völlig konstanten Kräfte; ihre Wirkungsfähigkeiten verlaufen, zeitlich gesehen, in auf- und absteigenden Kurven. Vielleicht wäre es erlaubt, das zweifelnde Wählen des genialen Künstlers in Kunstfragen so zu verstehen, wie man das zweifelnde Wählen des moralischen Menschen vom deterministischen Standpunkt aus ansieht.

Digitized by Google

lassen, daß er „originell" ist. Sensation ist Erfolg, ist Geld, ist die begehrteste Ware der Erde. Gefördert und gefordert wird diese Richtung überdies durch die Häufung der künstlerischen Ereignisse, wie sie die Großstadt unvermeidlich zu bieten gezwungen ist. Die Verführung ist dort am größten, in dem künstlerischen Konkurrenzkampf dadurch zu siegen, daß man die bisher erlebten Wirkungen sozusagen zu übertönen versucht. Das Sensationelle von heute, das die Langeweile aufzurütteln vermochte, muß durch ein Sensationelleres von morgen übertroffen werden. So günstig für die Kunst die Verhältnisse in der Großstadt durch die Versammlung der reichsten künstlerischen Mittel erscheinen, so gefährlich für die Kunst ist die finanziell gebotene Ausnutzung dieser Mittel für einen massenhaften, sich beständig selbst im Wege stehenden Kunstbetrieb. Wer wird leugnen, daß wir mit dieser ganzen Darstellung auf ein Charakteristikum unserer Kunstzustände gedeutet haben? Hier hat der Bayreuther Gedanke versagt. Eine gewisse Zielbewußtheit der künstlerischen Arbeit, Fleiß und Hingabe, das waren die Werte, die an unserem Ideal beispielgebend gewirkt haben. Das schwer und selten zu erreichende Ziel selbst schien ersetzbar durch ein leichter zu gewinnendes von noch glanzvollerer Wirkung. Wie schon erwähnt, bedurfte es selbst bei starken Reproduktions-Talenten nur einer geringen Schwäche des kunstethischen Instinktes, um dieser Verführung zu erliegen. War die Wirkung dort zwar tiefer, so ist sie hier breiter, war sie dort bleibender, so ist sie hier lauter. Und welche Unsicherheit des Urteils über Wert und Art der künstlerischen Leistungen! Die echte kongeniale Interpretation, wie oft wird gerade sie als Willkür und Entstellung, als originalitätssüchtig und sensationslüstern angesehen! Denn sie ist selten, wie alles Geniale, und muß daher vom Gewohnten abstechen; und diese gewohnte Glätte erscheint als sachliche Schlichtheit; Routine hält man für Talent, Talent für Routine. Sensationslüsternheit ist geniale „persönliche Note", und Kraft und Wahrheit sind Brutalität und Lüge. Wie hier eine Sichtung vorzunehmen sei, läßt sich nicht angeben. Gewiß nicht dadurch, daß wir das Laute zu übertönen versuchen; es wäre auch vergebliche Mühe; nie wird die Wirkung großer Kunst lauter oder breiter sein als die der irrenden Richtungen. Aber es ist schon viel erreicht, wenn wir uns über Art, Ursprung und Abweichung der kunstschädlichen Erscheinungen von unserem Ideal klar werden. Wie sie zu bekämpfen seien? Am besten durch eine der Wahrheit und Reinheit zugeneigte Gesamtstimmung des deutschen Volkes. Das ist ein großes Wort von einem fernen Ideal; und doch nicht so fern, um für unseren Zweck unwirksam zu sein. Jedes edlere Gefühl jedes Menschen nähert uns ihm. Bevor wir uns aber diesem letzten Gedanken ans Allgemeine zuwenden, vervollständigen wir erst das Bild von den Kunstzuständen am deutschen Theater; werfen wir einen Blick auf die Leistungen mehr im allgemeinen, auf ihre Wirkung in der Öffentlichkeit und — ein wichtiges Thema, das wir noch nicht angeschlagen hatten — auf das öffentliche Urteil, das zu einem immer bedeutsameren Faktor in der Kunstöffentlichkeit und rückwirkend auch in der Kunst geworden ist.

Wir hatten bisher nur besprochen, *wie* aufgeführt wird, nicht *was* aufgeführt wird. Der deutsche Theater-Spielplan muß, der täglichen Vorstellungen halber, reichhaltig sein und kann daher nicht nur Wertvolles bieten. Eine erlesenere Methode der Darstellung wird auch hierin Nutzen stiften. Das Wertvolle wird mächtiger wirken und das Schwächere wird immer weniger damit in Wettstreit treten können. Wir können nur das Mögliche anstreben; die Aus-

Digitized by Google

schaltung aller schwächeren Litteratur ist unmöglich, da die materielle Existenz der Theater mit der Häufigkeit und Massenhaftigkeit des Betriebes verknüpft zu sein scheint. Unverkennbar war übrigens eine Besserung des deutschen Spielplans etwa in der Zeit nach Wagner's Tod zu spüren. Es schien, als sei durch sein Wirken doch mindestens der Geltung schlechter ausländischer Litteratur ein wenig der Boden entzogen worden. Leider hat sich allmählich diese Wirkung verloren, und es wäre dringend zu wünschen, daß das Publikum selbst einer neuerlichen Sichtung unseres Spielplanes nach dieser Richtung helfend die Hand böte. Vielleicht ist die Bildung des Spielplans allerdings dasjenige Kunstgebiet, das die schnellste und direkteste Einwirkung von den großen Vorgängen unserer Zeit erfahren kann. Keinesfalls wollen wir wünschen, daß dieselbe etwa in einer gedankenlosen Ausmerzung aller außerdeutschen Produktion bestünde. Unfehlbar müßte sie dann durch minderwertige deutsche Kunsterzeugnisse ersetzt werden. Im besten Sinn deutsch wird der Spielplan dann sein, wenn er sich nach rein künstlerischen Gesichtspunkten richtet. Die Produktion selbst könnte freilich am ehesten eine Besserung des Repertoires herbeiführen. Doch muß unsere Betrachtung davon absehen, sich mit ihr zu beschäftigen. Ihre Erscheinungen sind gewiß für das Verständnis unserer Zeit und unserer Kunstverhältnisse von ausschlaggebender Wichtigkeit; aber die vorliegende Arbeit hat sich praktische Ziele gesetzt: sie will über Kunstverhältnisse sprechen, soweit sie zu beeinflussen sind und möchte versuchen, hierzu anzuregen. Eine Erörterung des Standes unserer zeitgenössischen schaffenden Kunst könnte nur von theoretischem Wert und daher für unsere Darstellung nicht geeignet sein. Verzichten wir also auf weitere Betrachtungen dessen, was aufgeführt wird und blicken wir wieder auf das Wie der Ausführung, so sehen wir durch die Leistungen des Theaterbetriebes alle Stufen zwischen Schlendrian und Fleiß, zwischen Nüchternheit und Begeisterung, zwischen dem Ideal der Treue und dem der Sensation um jeden Preis, zwischen unpersönlicher Leerheit und ausgesprochenster Intensität der Auffassung bezeichnet. Talent und Idealismus, praktische Vorbilder und ein klar aufgestelltes, jedem wahren Künstler eingeborenes Ideal sind vorhanden; alle Stufen der Begabung von Talentlosigkeit und Mittelmäßigkeit bis zur genialen Natur sind in voller Bethätigung. In diesem Durcheinander von Gelungenem und Mißlungenem, von Kunst und Unkunst, von vielem Erhebenden und Empörenden, regellos mit Beifall, Gleichgültigkeit oder Ablehnung aufgenommen, oft beeinflußt durch das Ringen um den Kompromiß zwischen den materiellen Wünschen der Theaterleitungen und rein künstlerischen Forderungen glauben wir unsere Kunstzustände zu erblicken. Wer reguliert die Ufer dieses Stromes? Welche Kräfte sind thätig, ihn dem Ideal zuzuführen? Die Macht der Künstler selbst reicht nicht völlig aus, so stark die regulierende Kraft ihres Beispiels ist; starke Kräfte durchkreuzen ihre Wirkungen. *Die öffentliche Zustimmung oder Ablehnung* ist ein wirksamer Regulator der Kunstbestrebungen. Wir erfahren sie aus der Haltung des Publikums und der Presse. So treffsicher und kraftvoll auch meist das Urteil des Publikums ist, es scheint doch an Macht allmählich von der Stimme der Presse übertroffen zu werden. Das Publikum, das einer Kunstleistung beiwohnen konnte, ist eng begrenzt; die Menge der Zeitungsleser unbegrenzt: und — scripta manent. Die ernste, verhängnisvolle Beeinflussung, welcher die Kunst von Seiten der Zeitung ausgesetzt ist, sei noch ein wenig beleuchtet, um damit zugleich das gegebene

Digitized by Google

Bild der Kunstzustände zu einem Bilde der Kunstöffentlichkeit zu vervollständigen.

Die beispiellose, noch immer wachsende Macht der Zeitung nicht zu verkennen, sie richtig einzuschätzen, ist für den, der unsere Zeit zu verstehen bemüht ist, unbedingt erforderlich. Die Zeitung ist nicht etwa nur ein Organ der Öffentlichkeit; sie ist die Öffentlichkeit selbst, und zwar in der spezifischen Form, die unsere Zeit dafür gefunden hat. Die Stelle einer idealen Öffentlichkeit, die nur etwa im durchgebildeten Begriff einer großartigen, Jedermann bewußten, völkischen Gemeinsamkeit zu fassen wäre, vertritt in unserer Kultur die Zeitung. Und der Journalismus bemüht sich nun, in diese seine Sphäre die Gesamtheit der täglichen Vorgänge auf politischen, wirtschaftlichen, künstlerischen und anderen Gebieten gemeinsamer Interessen zu ziehen. Andererseits dürfte als ein hervortretender Zug unserer Zeit der Drang zur Vergesellschaftung immer zahlreicherer und verschiedenartigerer Gruppen von Gemeinsam-Interessierten anzusehen sein; so vergrößert und erweitert sich auch von dieser Seite der zeitungsmäßige Stoff immer mehr. Es ist nicht unser Amt, darzustellen, wie der Zug in die Öffentlichkeit, der immer zahlreichere Gebiete kultureller Bestrebungen erfaßt, auf dieselben zurückwirken muß; klar ist, daß der Schritt von der Gemeinsamkeit zu dieser Art der Öffentlichkeit einen Akt von Verflachung und Entartung des wahren Sinnes der ersteren vorstellt. Muß man in dieser Beziehung nicht mit Sorge um den Besitz an wahrhaft gefühlten, tief bewegenden Kulturwerten und deren Wirkung die Ausbreitung des Journalismus wahrnehmen? Unsere Betrachtung kann zu dieser so allgemein gestellten Frage, die uns eines der wichtigsten Probleme unserer Zeit dünkt, nur Stellung nehmen, so weit sie sich auf das Gebiet der Kunst bezieht: Wie in jedem Bereiche des Journalismus herrscht hier die vorzüglichste Akustik; bis in die weitesten Entfernungen dringen jeden Morgen Nachrichten und Meinungen über Kunstereignisse in zahllosen Exemplaren zu zahllosen Menschen. Richter sprechen öffentlichst Recht in Sentenzen, die durch keine Berufung an höhere Instanzen aufzuheben sind. Der Politiker hat das Parlament, wo er auf das gedruckte Wort mit dem gesprochenen erwidern kann, das dann durch den Druck ebenfalls der Zeitungs-Öffentlichkeit zugeführt wird. Die Künstler aber sind stumm; reden und schreiben gehört nicht zu ihrem Beruf. Wollen sie sich äußern, so hängt es ausschließlich vom guten Willen der Zeitung ab, ob ihre Äußerung veröffentlicht wird. Und was wäre schließlich die gelegentliche Äußerung des Künstlers gegen die Unzahl der Urteile während seines ganzen Schaffens? Seine Leistung tritt in eine begrenzte Öffentlichkeit von bestenfalls einigen tausend Empfangenden und ist dann beendet. Die gedruckten Urteile über Wert oder Unwert der Leistung aber dringen in eine nahezu unbegrenzte Öffentlichkeit; unbegrenzt nach Raum und Zeit. Durch Häufung der Urteile entsteht allmählich die „öffentliche Meinung", deren Gewicht seinen erschwerenden oder fördernden, befruchtenden oder zerstörenden Einfluß ausübt auf den Künstler, seine Kunst und sein Schicksal. Sei er noch so stark, er kann nicht ganz unbeeinflußt bleiben; sich davon frei machen, hieße für ihn sich von der Öffentlichkeit frei zu machen, also von dem Element, in dem zu wirken er angewiesen ist, wenn er als Künstler leben will. An die Führenden, Einflußreichsten, Bedeutendsten der Kritiker wie der Künstler wendet sich diese Darstellung; sie will nicht anklagen, nicht urteilen, nicht Rat geben — sie will nur darstellen, und, im Interesse einer würdigen, Fortschritt verheißenden, Kunstöffentlichkeit um Rat fragen.

Digitized by Google

Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß sich kunsterfahrene, nach Gerechtigkeit strebende und folglich zum kritischen Amt berechtigte Männer unter den Kritikern befinden. Es soll gefragt werden, ob nicht Garantieen geschaffen werden können, daß ausschließlich solche Männer zu diesem Amt zugelassen werden: zu dem Amt eines Richters, gegen dessen öffentlichen Spruch, wie schon erwähnt, kein Rekurs ergriffen werden kann; dessen die Welt durcheilendes Urteil an kein Gesetzbuch gebunden ist, der zur Erlangung seines Amtes keines Befähigungs-Nachweises, ja keiner, in irgend einer Vorschrift festgesetzten Eigenschaft bedarf. Ist der Schaden eines juristischen Verdikts, das Geld oder Ehre trifft, empfindlicher? Die materielle Einbuße als Folge ungünstiger Kritiken, so erheblich sie sein kann, soll nicht gerechnet werden. Ist aber dem wahren Künstler seine Kunst weniger als seine Ehre? seine Verletzbarkeit an ihr geringer? Die Verteidigung der Ehre ist möglich; sie wird durch Sitte und Gesetz geboten und unterstützt. Die schmerzlichsten Verletzungen aber an seinem nicht minder kostbaren Gut, an seiner sein tiefstes Wesen kündenden Kunst, muß der Künstler schweigend und hilflos ertragen. Es wäre am bequemsten, das Verhältnis des Kritikers zum Künstler an einer Reihe von praktischen, einfach den Zeitungen entnommenen Beispielen zu zeigen. Doch schien würdiger, hierauf zu verzichten, um unserer Betrachtung keinerlei sensationellen Beigeschmack zu geben; hier handelt es sich darum zu nützen, nicht zu kämpfen.

Nach welchen Gesichtspunkten wählt eine Zeitung ihren Kritiker? Nach den Anschauungen der mit der Wahl betrauten Persönlichkeiten, die durch keinerlei Verpflichtung oder Vorschrift gehalten sind, bestimmte Kenntnisse, künstlerisches Talent oder auch nur irgend ein Mindestmaß von Verantwortungsgefühl zu verlangen; die Gründe der Wahl können die sachlichsten aber auch die unsachlichsten von der Welt sein. Setzen wir nun den Fall, es sei ein für das Schreiben begabter junger Mann, ohne jede Fachkenntnis, oder auch mit der eines schwachen Dilettanten, und ohne jedes Gewissen engagiert worden. Eine ganze Litteratur steht zu seiner Verfügung, um ihm Fachausdrücke und die unentbehrlichsten gebräuchlichen Begriffe zu verschaffen. Wer hindert ihn, zur Geißel junger aufstrebender oder auch angesehener, berühmter, ja großer bedeutender Künstler zu werden? Bleibt er aus irgend welchen Gründen vorsichtig in der Tageskritik, so kann er um so maßloser als Korrespondent auswärtiger Blätter angreifen. So wird denn am Ort des Wirkens und außerhalb der Öffentlichkeit mitgeteilt, daß dieser Sänger in seinen Leistungen in letzter Zeit leider immer mehr zurückgeht, daß die Auffassung jenes Künstlers tief unter seiner Rolle bleibt, daß jener Regisseur absichtlich die Intentionen des Autors entstellt, um Effekt zu machen, daß dieser Komponist absolut keine Erfindung hat, seine Harmonik gequält, sein Können bedauerlich unzulänglich ist, daß der starke Applaus nicht dem Werke, sondern den Darstellern galt, daß jener Dirigent zwar etwas fühlt, aber es nicht zur Geltung bringen kann oder auch Effekte hervorbringt, ohne etwas zu fühlen, daß er süßlich oder roh, ein fleißiger Tiftler oder nachlässiger Taktschläger sei; wenn ähnliche und noch bösartigere Urteile auch völlig unwahr, ja sogar bewußt unwahr wären, und obgleich sie zum Teil nicht nur künstlerisch, sondern sogar moralisch verletzen, solange keine nachweisbare und gesetzlich faßbare Beleidigung darin vorkommt, giebt es keine Hilfe dagegen; sie müssen wehrlos und stumm ertragen werden. Nehmen wir nun an, es wäre nicht so, es existierte kein einziger Fall, in dem ein Kritiker seine Macht

Digitized by Google

so mißbrauchte; daß er sie so mißbrauchen könnte, genügt, um festzustellen, daß hier ein unsittlicher Zustand vorliegt, der Reform verlangt, wenn wir eine würdige Kunstöffentlichkeit haben wollen. Man bedenke, hier wird nicht nach kodifizierten Gesetzen geurteilt; die einzige Norm ist der persönliche Geschmack des Richters. Welche künstlerischen Anlagen müssen vorhanden sein, welchen Bildungsgang müssen sie durchlaufen und in welcher Erfahrung müssen sie sich geläutert haben, um zum Urteilen über die unendlich verschiedenartigen Erscheinungen des künstlerischen Lebens berechtigt zu sein. In folgendem seien nun die Einwendungen gegen die gegebene Darstellung vorweggenommen:

Obgleich es keine Vorschrift dafür giebt, ist doch die Mehrzahl der Kritiker künstlerisch gebildet, oft von fachmännischer Herkunft, und fühlt sich gerade durch das Bewußtsein der Ungehemmtheit zum Maßhalten veranlaßt; man hat Verantwortungsgefühl, wenn man auch durch keine Standesvorschrift dazu gehalten wird und von einigen vielleicht vorkommenden Ausnahmen abgesehen, sind Streben nach Sachlichkeit, Urteilen nach bestem Wissen und Gewissen, und Zurückhaltung im Ton üblich. —

Hierauf ist zu erwiedern, daß ein Übel dadurch nicht behoben wird, daß aus gutem Willen, oder dem Gebrauch nach, seine letzten Möglichkeiten meistens nicht ausgenutzt werden. Die, nehmen wir an, verschwindende Zahl der Fälle, in denen die letzten Möglichkeiten hemmungslos ausgenutzt werden, genügt völlig, um die Notwendigkeit eingreifender Reform darzuthun. Bei der Bedeutung des richterlichen Amtes, gar, wenn gegen seine Sprüche nicht berufen werden kann, müssen Sicherheiten gegen den Mißbrauch aus moralischen oder sachlichen Mängeln geschaffen werden, ganz gleich, ob der Mißbrauch geübt wird oder nicht.

Eine zweite Einwendung wird sich gegen die Behauptung richten, daß das kritische Urteil an kein kodifiziertes Gesetz gebunden wäre und der Urteilende seinen Geschmack als allgeltende Norm aufstelle. Die Einwendung wird ausführen: Bestimmte Normen oder Gesetze für Kunstausübung existieren zwar nicht; aber Tradition, Konvention und ferner durch allgemein anerkannte Künstler gegebene Beispiele könnte man als das Feste im sonst Unfaßbaren, Fließenden ansehen, auf das sich Urteile stützen könnten.

Hierauf sei erwidert: Tradition braucht zwar nicht immer „Schlamperei" (nach Mahler) zu sein; sie gleicht aber dem „Kleide" des Euphorion, nachdem die „Flamme" verschwunden ist, und von dem Mephisto sagt: „Kann ich Talente nicht verleihen, verborg' ich wenigstens das Kleid." Wesentlich für die Darstellung ist nur das lebendig-warme, begeisterte Erfühlen der Seele des Kunstwerks und seines Schöpfers, der „Flamme"; jede Bewegung, jede Gruppierung, jede Kostümierung, jedes Tempo[1]), jede dynamische Schattierung u.s.w. kurz, jede Äußerung eines Innerlichen, ist, mit seltenen Ausnahmen, nicht die einzig mögliche Äußerung dieses Innerlichen; sie ist „das Kleid" und kann durch eine andere Form ersetzt werden, ohne daß das Innerliche verletzt werden muß. Ja, wer das Innerliche gedächtnismäßig festhalten könnte, der besäße die giltige Tradition, die aber dann sehr duldsam der Äußerung gegenüber sein dürfte, weil sie unduldsam im Wesentlichen wäre. Das Innerliche aber

[1]) Auch das Tempo ist eine veränderliche Qualität, wenn auch nur veränderlich in geringem Spielraum; es hängt auf das engste mit Dynamik und Rhythmik zusammen und erst das Verhältnis unter diesen drei Qualitäten muß unveränderlich sein, soll nicht der Ausdruck verletzt werden.

Digitized by Google

läßt sich durch kein Gedächtnis festhalten, sondern nur durch das Gefühl erfassen und erringen. Der beste Beweis hierfür ist, daß sogar der reproduktive Künstler sich des schon Errungenen immer von Neuem gefühlsmäßig bemächtigen muß, will er nicht allmählich einer kalten Routine verfallen, das heißt, will er nicht den Mängeln des gedächtnismäßigen Bewahrens erliegen. Unser Ideal der Sachlichkeit und Treue ist unduldsam gegen jede Verletzung der Grund-Intentionen, also des Innerlichen des Kunstwerks; es ist duldsam gegen die verschiedenartigen Formen, in denen dieselben sich ausdrücken können. Die übliche Unduldsamkeit der „Traditionellen" aber ist kunstwidriges Pharisäertum, dem mit der kühnen Behauptung entgegengetreten sei: Tradition ist — Talent, dem das Eindringen in die Tiefen des Kunstwerks möglich ist; so erbt sich „die richtige Auffassung" nur von Talent zu Talent fort; und drückt sie sich in immer wechselnden Formen aus — in Gottes Namen; sie bewahrt das Wesentliche. Was aber die großen Beispiele betrifft, so ist es besonders kunstgefährlich, sie als Normen aufzustellen, nach denen die nachfolgenden Erscheinungen abzuurteilen sind. Eine scheinbar größere Verschiedenheit ist nicht zu denken, als in der Wiedergabe der „Appassionata" durch Rubinstein und Bülow lag; und wie verschieden dürfte sie unter Liszt's oder unter Thalberg's Händen geklungen haben! Oder vergleichen wir den Fliegenden Holländer unter Mottl und Mahler. Spüren wir an der besonderen Art von Sicherheit des Ausdrucks, daß der Künstler einem inneren, von seinem Talent einfach diktierten Gesetz folgt, spüren wir an der Intensität des Ausdrucks, daß der Künstler auch die Macht hat, das Gewollte oder Gemußte ganz von sich zu geben, so haben wir hieran die Kriteria der Künstlerschaft vor uns; niemals aber haben wir sie an der Folgsamkeit gegen die „Tradition", an der Ähnlichkeit mit anerkannten Beispielen oder an der Übereinstimmung mit der Konvention. (Wir haben hier nur von der Reproduktion als kritischem Objekt sprechen können; über Urteil-stützende Normen auf dem Gebiet der Produktion zu reden, dürfte noch komplizierter sein und würde die vorliegende Betrachtung zu sehr erweitern.)

Eine dritte Einwendung könnte einen fast einleuchtenden Grund angeben, warum auch ein schwaches Verantwortungsgefühl sich immer eher zu sachlichen Urteilen bewogen sehen dürfte: Der aus unsachlichen Gründen urteilende Kunstrichter würde sich leicht in einen Gegensatz zu den Besprechungen seiner Kollegen stellen, der seine Glaubhaftigkeit bei dem Leser seiner Auslassungen untergraben müßte.

Und der Bericht an auswärtige Blätter? Dorthin dringen die Stimmen der Kollegen nicht, die ihn durch ihre Zahl überstimmen und unglaubhaft machen könnten. Auch giebt es kollegiale Zusammenkünfte, die — aus völlig begreiflichen Standesrücksichten — die Vermeidung zu schroffer Gegensätzlichkeit in den kritischen Besprechungen anbahnen. Wir dürfen ferner wohl auch die allzumenschliche Neigung, gern das Schlechte zu glauben, als Stütze für unsere Erwiderung anführen. Außerdem wird gerade der aus unsachlichen Gründen Tadelnde absichtlich die Form strenger Sachlichkeit anzuwenden suchen, die den Eindruck der Glaubhaftigkeit auch gegen anderslautende Stimmen zu behaupten weiß.

Die vierte und letzte Einwendung endlich kann lauten: eine Kritik sei eine ephemere Erscheinung; erst alle zusammen wirkten; und als „öffentliche Meinung" gehe das Mittel aus der reichen Verschiedenheit aller kritischen Besprechungen hervor.

Digitized by Google

Wir erwidern, daß diese Einwendung die Schädigungsmöglichkeit der Kritik geringer hinstellen will, indem sie die Bedeutung der einzelnen Auslassung herabsetzt und erst dem Chorus der Stimmen Wirkung zuspricht. Ja, aber es bleibt nicht bei der einen Besprechung von Seiten eines bestimmten Kritikers; er schreibt immer wieder und wird selbst auf diese Weise sozusagen zum Chorus. Ein Urteil, das immer erneut ausgesprochen wird, hat Gewicht. Halten wir uns doch auch vor Augen, daß gerade der tiefere und eigenartigere Künstler nur eine Minorität von Zustimmenden zu gewinnen vermag. Das „Mittel" aus der Gesamtheit der Preßstimmen wird also in seinem Fall so unvorteilhaft wie möglich sein.

Diesen Erwiderungen sei eine kurze theoretische Erörterung darüber angeschlossen, ob Kritik überhaupt in dem üblichen Sinne möglich sei, das heißt ob die Kunst als ein dem Urteil zugängliches Gebiet angesehen werden kann. Ein Urteil ist ein logischer Akt und hat seine Geltung durch logische Beweisbarkeit. In der Kunst ist nichts zu beweisen, außer wenn es sich um falsche und richtige Noten oder ähnliches handelt; ihren Gefühls- und ästhetischen Werten kommt kein logischer Akt bei. Ein Urteil ohne Beweisbarkeit aber ist nur eine Behauptung, die, da sie als Urteil auftritt, sich eine höhere Rolle anmaßt, als ihr zukommt. Verzichtet sie auf diese Unredlichkeit, und tritt sie bescheiden nur als Behauptung auf, so ist gegen sie zwar moralisch nichts einzuwenden, aber auf dem Gebiete der Kunst bleibt sie fehl am Ort. Denn muß dem Urteil die Beweisbarkeit *zur Verfügung stehen*, so muß sie der Behauptung doch ungefähr *vorschweben*; auch sie geht darauf aus, irgend wie „richtig" zu sein. In der Kunst aber kann überhaupt nichts „richtig" oder „falsch" sein, oder wenigstens beides nur in einem Sinn, der jenseits der ursprünglichen Bedeutung dieser Begriffe liegt. Aber, so eigenartig und begrifflich unfaßbar ist die Kunst, daß wir uns nun selbst widersprechen und zugeben wollen, daß es thatsächlich ein Kunsturteil giebt. Beethoven zum Beispiel weiß, wie seine Symphonieen aufgeführt werden sollen und darf sagen: so war es falsch und so war es richtig; auch Andere können ein solches Urteil abgeben, wenn auch besser unter Vermeidung der Begriffe von „richtig" und „falsch". Ein Urteil? Und die Beweisbarkeit? Das feste Bild, welches das wahre Talent, und nur dieses, von dem darzustellenden Kunstwerk hat oder gewinnen konnte, giebt den Maßstab für das Kunst-Urteil. Dieses „Urteil" stützt sich statt auf Beweisbarkeit auf Intuition; und wir wollen zugeben, daß die künstlerische Intuition des wahren Talentes an Festigkeit und Zuverlässigkeit durch keinen logischen Beweis übertroffen werden kann. Seine Schwäche ist, daß es nicht nachgeprüft werden kann, wie das legitime logische Urteil — denn für die Intuition eines Andern haben wir überhaupt kein Organ. So kann jeder vorgeben, sie zu besitzen und an der ungemeinen Seltenheit des wahren Talents und der erschreckenden Häufigkeit der Kunsturteile haben wir die ganze Kalamität.

Die Möglichkeit eines spezifischen Kunsturteils, das sich auf Intuition stützt, ist also, unter Betonung seiner Seltenheit, zuzugeben. Auf dem Gebiet, in dem das Talent zu Haus ist, kann sich auch das Talent orientieren. Aber, wir wiederholen, keiner intellektuellen Gabe, sondern einem spezifischen, rezeptiven Kunsttalent, das wohl meist mit dem produktiven oder reproduktiven Talent verbunden sein dürfte, ist die Intuition gegeben[1]). Wir müssen also sagen: nicht

[1]) Es liegt nahe, das rezeptive Talent für identisch mit dem reproduktiven Talent

Digitized by Google

als Urteil, nicht als Behauptung, aber als intuitiver Akt eines rezeptiven Talentes ist Kritik möglich; und entspricht die Form ihres Ausdrucks redlich dieser ihrer Herkunft, so ist sie höchst wünschenswert. Wo aber das rezeptive Talent des Urteilenden nicht ausreicht, wo er es durch den Intellekt zu stützen und ersetzen suchen muß, da müßte die unvermeidliche Unsicherheit des so gewonnenen „Kunsturteils" ebenfalls redlichst zum Ausdruck gebracht werden, wie denn wohl überhaupt einleuchtend ist, daß die allerhöchste und erste Pflicht jedes Richters die peinlichste Redlichkeit ist.

Von dieser Abschweifung zurückkehrend, wiederholen wir noch einmal, daß eine Reform des bestehenden Verhältnisses von Kritiker und Künstler in Anbetracht der angeführten Gründe wohl von jedem Kritiker und Künstler als notwendig erkannt wird; eine Reform, das heißt eine allmähliche Verbesserung, die an die geschichtlich entstandenen, vorhandenen Zustände anknüpft. Könnte es nicht Sache einer Kommission von ersten Kritikern und Künstlern, etwa aus dem „Allgemeinen deutschen Musik-Verein" oder anderen Fachverbänden, sein, ein Kompromiß aus den vorhandenen Möglichkeiten und den idealen Forderungen an eine kritische Thätigkeit zu suchen? Es läßt sich eine geniale Rezeptivität als Gegenbild genialer Produktivität denken, aus dem wir diese idealen Forderungen an die kritische Thätigkeit entwickeln könnten. Bestimmtere Vorschläge würden über den Rahmen dieser Betrachtung hinausgehen. Ganz im allgemeinen sei nur darauf hingewiesen, daß erst der Nachweis von Talent, Bildung und Erfahrung, vor allem aber eines ungewöhnlich hohen moralischen Verantwortungsgefühls die Erlaubnis zur kritischen Thätigkeit verschaffen dürfte. Ferner wäre vielleicht auch die Schaffung einer „höheren Instanz", eines Appellsenats, durch einen Ausschuß der bewährtesten und erfahrensten Künstler und Kritiker gebildet, zu erwägen. Derartige oder ähnliche Einrichtungen würden nur scheinbar die Macht der Kritik einengen. Thatsächlich würden sie sie vergrößern, indem sie ihre Autorität stärkten, die bei Fortdauer der jetzigen Zustände unfehlbar zum Schwinden gebracht werden müßte.

Ob überhaupt die öffentliche Kunstbesprechung nützlich und erforderlich, ob die Kunst nicht besser der Zeitungs-Öffentlichkeit ganz entzogen würde, kann jetzt gar nicht gefragt werden. Aussichtsreich können auf die Kunst bezügliche Bestrebungen nur sein, wenn sie, verständnisvoll für historische Entwicklung, an die bestehenden Verhältnisse anknüpfen. Die Existenz, die Macht und das Interessengebiet der Zeitung sind gegebene Größen, mit denen wir zu rechnen haben, wollen wir eine Besserung der Kunstverhältnisse anstreben. — Müssen wir wirklich mit ihnen rechnen, das heißt können und sollen wir überhaupt Hand anlegen, um eine schönere Harmonie zwischen Kunst und Welt herzustellen? Heißt das nicht, Unvereinbares auszugleichen suchen? Wir appellieren an Viele und rufen zu gemeinschaftlichen Gefühlen und Bestrebungen auf, während doch in der Sache liegt, daß es in der Kunst und Allem, was mit ihr zusammenhängt, nur auf die einzelne Persönlichkeit ankommen kann. Wäre es da nicht würdiger und der Sache angemessener, wie bisher so auch weiterhin der Öffentlichkeit im wesentlichen mit Resignation gegenüber zu stehen, sie aus allen Kunstgedanken

zu halten. Der Unterschied besteht allerdings nur darin, daß dem rezeptiven Talent die Technik fehlt, welche zur Reproduktion selbst mächtig macht. Aber die Technik ist ebenfalls ein spezifisches Talent und wir glauben, aus diesem Grunde an der Identität von rezeptivem und reproduktivem Talent zweifeln zu dürfen.

Digitized by Google

auszuschalten und zu sagen: das stille hohe Glück, das wir Künstler von der Kunstausübung selbst empfangen, soll uns genügen; wie unsere Kunst in der Öffentlichkeit angesehen wird, welche ihrer Richtungen die herrschenden und allgemein bewunderten sind, ob die reinsten oder die zweifelhaftesten, wie immer die öffentlichen Stimmen darüber lauten mögen — wir lassen es auf sich beruhen. Unsere Mächte haben keine Organe, die „Welt" zu beeinflussen; dafür ignorieren wir wiederum die in der Welt wirksamen großen Mächte und lassen sie auch nicht in unsere Sphäre eindringen. Und so bleibe reinlich geschieden, was, wenn es sich mischt, uns das Unerfreulichste dünkt. Gewiß, da wir nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Welt leben, haben wir beim Verharren auf diesem ablehnenden Standpunkt großen Verzicht zu leisten; aber, ist „die Zeit aus den Fugen", so ist der Künstler, wie Hamlet, nicht dazu organisiert, sie „einzurichten". — Jeder wahre Künstler lebte mehr oder weniger in solcher Resignation; aber unfriedlich war dieser Frieden, denn er mußte ihn täglich aufs neue gegen sich selbst und gegen seine Wünsche an die Welt erkämpfen. Nun kam diese schwere Erschütterung; da meint der Künstler, es sei jetzt einmal vorbei mit jeder Absonderung. Und im Vertrauen auf eine opferbereite, aufstrebende Geistes-Verfassung der Allgemeinheit will er versuchen, überredend — nicht kämpfend — für seine Sache zu wirken. Seine Vorschläge wollen an das Bestehende durch Reformen anknüpfen, schrittweise Verbesserungen will er anbahnen, und nicht gegen sondern an die Mächte der Welt wendet er sich im Vertrauen auf die Sympathie der Stunde, um sie für seine Ziele und Anschauungen zu gewinnen. — Sicherer und stärker fühlte er sich in seiner Opposition; aber ehe er sie als sein endgiltiges Schicksal betrachtet, will und muß er versuchen, Hand in Hand mit Kräften, wie sie jetzt lebendig geworden sind, für sein Ideal: eine reine Kunst in einer würdigen Umwelt zu wirken. Ein noch nie geschwundenes Vertrauen bestärkt ihn darin: das Vertrauen auf den kunstliebenden Teil des Volkes, das „Publikum". Mit einem wunderbaren Instinkt hat es sich noch immer von reiner und wahrer Kunst angezogen gefühlt. Und wir glauben fest, daß die verführende Kraft der in unserer Betrachtung geschilderten schädlichen Richtungen in der Kunstausübung sowie der Einfluß der öffentlichen Stimmen auf ihr rechtes Maß zurückgeführt würden, wenn es irgendwie gelänge, dem Publikum selbst mehr Stimme und Macht in der Kunstöffentlichkeit zu verschaffen.

Von diesem großen, schönen, hoffentlich nicht zu fernen Bilde zur Betrachtung der bestehenden Verhältnisse zurückkehrend, weisen wir darauf hin, wie keine Erscheinung für die Macht der Zeitungs-Öffentlichkeit und die vollständige Umkehrung ihres natürlichen Verhältnisses zur Kunstausübung charakteristischer sein kann, als die zahlreichen künstlerischen Veranstaltungen, die nicht um ihrer selbst oder ihrer Wirkung auf das Publikum willen, sondern einzig zu dem Zweck unternommen werden, die Vorteile der Zeitungs-Öffentlichkeit zu gewinnen. — Mit der Behauptung, daß die Zeitungs-Öffentlichkeit aber durch die Wiedergewinnung eines angemesseneren Verhältnisses zur Kunst ihr höhere Vorteile, Vorteile im reinsten Sinne, zu gewähren vermag, kehren wir zu unserem Hauptthema zurück. Die Zeitung, diese Projektion des gesamten öffentlichen Lebens in täglich wechselnden Aufnahmen auf Druckpapier ist nicht nur ein Spiegelbild, sondern ein Regulator der kulturellen Vorgänge, soweit sie in Wechselwirkung mit der Öffentlichkeit sind. Und die Kunstzustände können einen solchen Regulator wohl gebrauchen.

Digitized by Google

Wir versuchten in der vorliegenden Betrachtung ein Bild unserer Kunstzustände zu geben, indem wir andeuteten, wie sie teilweise von dem Ideal der Kunstausübung beeinflußt und gefördert wurden, teilweise sich aus Mißverständnis oder bewußt davon entfernt haben, teilweise durch ungünstige Umstände verhindert werden, sich daran zu bilden. In dem Durcheinander dieser Strömungen und Gegenströmungen eine klärende Rolle zu spielen und den Tendenzen der ideal gerichteten künstlerischen Talente damit hilfreiche Hand zu bieten, wäre und bliebe immer ein wesentlicher Teil der Mission unseres „regulierenden Prinzips"; und zwar einer Mission, die mit der größten Autorität bei Künstlern wie beim Publikum ausgeübt werden könnte, wenn sie sich selbst im zuvor besprochenen Sinne reguliert haben würde. Aber noch auf ein weiteres großes Gebiet hätte sich diese Mission zu erstrecken. Wir beklagten am Eingang unserer Betrachtungen, daß der Künstler ab und zu, wenngleich widerstrebend, zur Feder greifen müßte, weil er seine Sache in der Öffentlichkeit durch die Kunstausübung selbst nicht ausreichend propagieren könnte — in einer Öffentlichkeit, in der sich nur kräftigere und allgemeiner verständliche Laute wirksam bemerkbar machen, als die der Kunst. Diese Propaganda für die Sache der Kunst in allgemeinverständlichen, Öffentlichkeits-gemäßen Lauten wäre also ebenfalls Sache der Kritik. Die Wahrung einer würdigen Stellung für die Kunst im gesamten öffentlichen Leben der Nation, eine vorsichtig beratende Thätigkeit im Kunstbetrieb selbst — in dieser doppelten Wirksamkeit dürften Kritiker wie Künstler gern die Mission der Kritik erblicken. Um sie ausüben und als Helferin der Künstler eine schönere und höhere Kunstöffentlichkeit heranführen zu können, wird ihr das Opfer der von ihr selbst sicherlich als wünschenswert gefühlten Verbesserung ihrer Methoden nicht zu schwer sein. Wollen wir die Impulse dieser Zeit für die Sache der Kunst nutzen, so genügt es nicht, nur die Läuterung der Kunstausübung anzustreben; im Hinblick auf die stets wachsende Macht der Zeitung ist es geboten, daß auch die Institution der Kunstbesprechungen vor der Öffentlichkeit von diesen Impulsen einen wahren Nutzen zöge. — Müssen wir noch fragen, welchen Zweck und welches Endziel alle diese Bemühungen um die Kunst haben sollen? Manche schönen Ziele ließen sich denken; aber die Wege zu ihnen sind wichtiger als sie. Und gäbe es gar keine Ziele, daß es eine reine Kunstausübung giebt, daß in dem Ozean gemeinsam-öffentlicher Bestrebungen aller Art ein warmer Golfstrom idealistischer Kunstausübung fließt, das allein könnte der nationalen Existenz schon Schönheit und Würde geben. Haben wir eine reine, oder auch nur eine reinere Kunstausübung, ja, wird nur begriffen und zugestanden, daß es überhaupt ein Gebiet giebt, auf dem auch die höchste Begabung erst durch die Reinheit ihrer Intentionen Bürgerrecht erlangen kann, so haben wir an diesem Gebiet einen Spender unversiegbarer Quellen, die nach allen Richtungen dem gesamten geistigen Leben segensvolle Kräfte zuführen.

Stellen wir uns zum Schluß noch eine ernste Frage: kann es überhaupt eine würdige Kunstöffentlichkeit geben? Liegt nicht schon in der Wortbildung „Kunst-Öffentlichkeit" ein Widersinn? Das Element der Kunst ist Einsamkeit. Zurückgezogen von der Welt, den inneren Stimmen lauschend, hat der Künstler das seltsame Kind geboren. Man denke an Schubert und den unsäglichen Laut des Scherzo aus dem A-Moll-Quartett, an den Anfang des Agnus Dei in

Digitized by Google

Beethoven's missa solemnis, an Tristan's Vision und an zahllose, zahllose künstlerische Offenbarungen — man vergegenwärtige sich das weltblind gewordene, nach innen gerichtete Auge des Schöpfers in seiner Entrücktheit — und man denke an den Saal voll Menschen, an ihren Applaus, an den Zeitungs-Bericht darüber; man greift sich an den Kopf und fragt: was haben diese Dinge miteinander zu thun? — Der Einsame trägt eben schwer an seinem Reichtum; er weiß, es giebt noch viele Einsame; ihnen möchte er von seinen der Einsamkeit entrafften Schätzen mitteilen; sie werden das vertraute Element darin erkennen, werden davon genießen, und ihr Glück soll dann wiederum ihn glücklich machen. Und hat nicht jeder Mensch sein Stück Einsamkeit? nur daß es ihm vom Lärm der Welt übertäubt ist? An dieses Stück Einsamkeit in jedem Menschen wendet sich die Kunst, um alle die Einsamkeiten zu einer herrlichen Gemeinsamkeit zusammenzuschließen. Im Lärm und Toben des Lebens, in dem wir immer mehr die Intensität durch Extensität, das Starke durch das Massenhafte, das Deutsche durch den Amerikanismus sich ersetzen sehen, ist die Gemeinsamkeit zur Öffentlichkeit entartet. Besinnen wir uns jeder wieder auf seine Einsamkeit, seien wir wieder ruhevoller und stiller, damit wir unsere inneren Stimmen wieder besser hören; dann wird es vielleicht keine eigentliche Kunst-Öffentlichkeit geben, aber etwas Schöneres würde erblühen: eine Kunst-Gemeinsamkeit, ein im Reiche der Kunst geschlossener, und vielleicht noch darüber hinaus segensreich wirksamer Seelenbund zwischen Künstlern und Volk.

Dafür sind die Zeitungen bestellt, daß sie aussprechen, worüber alle einverstanden sind, und daß, wie keiner Völkerschaft mehr die rechte Gesinnung fehlt, so keiner auch der passende Laut abgehe. Örtlich dabei und bestimmt eigentümlich müßte jede auch erscheinen; wie in den verschiedenen Landesstrichen die Mundart wechselt, und überall dieselbe deutsche Sprache doch verständlich tönt, so müßten alle dieselbe Rede, aber jede in besonderer Weise führen, auf daß recht klar und deutlich werde, daß die Stimmung überall die gleiche und überall dasselbe Verlangen und die eine Liebe und derselbe Abscheu sei. Wohnt den Herausgebern selbst nicht die Gabe bei, zum Verständnis zu gelangen und das Verstandene zurückzugeben, dann sollen sie tüchtige Mitarbeiter sich beigesellen, die das Stumme mit der Rede zu beseelen imstande sind; und überall, wo sie danach nur zu suchen verstehen, werden sich solche finden, die gar wohl verdienen, als Stimmführer aufzutreten. Sie sollen wissen, daß die Zeit laut und dringend sie an diese ihre Pflicht erinnert, und daß sie alles Gemeine, Schlechte und Nichtige auf die Seite treibt und in ihrem reißenden Strom zerreibt. Wollen sie auf die Dauer in ihrem Bestehen sich erhalten, dann wird es nur dadurch allein geschehen, daß sie sich selbst in der Wiedergeburt erneuern, wie die Zeit in gleicher Verjüngung sich wiedergeboren hat. Haben sie sich selbst der Nation erst wert gemacht, dann wird diese sie auch liebgewinnen, sie wird sie als ihre Sprecher ehren und das Schild der öffentlichen Meinung wird sie gegen jegliche Gefährde schützen. Josef Görres.

Digitized by Google

Dankgebet.

Von Rabindranath Tagore.

Die auf dem Pfad des Stolzes wandeln,
zermalmen das bescheidne Leben unter ihrem Tritt,
ausspreiten ihre Fußstapfen in Blut
auf dem zarten Grün Deiner Erde,
Laß sie freuen sich und Dir danken, Herr,
denn der Tag ist ihrer.

Mir aber hast Du wohlgetan, den Du ließest unter den Niedrigen,
deren Los ist zu dulden,
und zu tragen die Bürde der Macht,
und ihr Antlitz zu bergen und ihr Schluchzen zu ersticken im Dunkel.
Denn jeder Puls ihres Leides
pochte in die verschwiegne Tiefe Deiner Nacht,
und jeder Schimpf ist aufgesammelt
in Deinem großen Schweigen,
Und das Morgen ist ihrer.

O Sonne, steig auf über den blutenden Herzen,
blühend in Blumen der Frühe
Und das üppig wilde Fackellicht des Stolzes
bergend in seiner eignen Asche.

(Aus dem Englischen der Times vom 18. Sept. 1916. — v. Müller.)

Zum Briefwechsel Tirpitz-Bethmann.

Im Septemberheft veröffentlichte ich einen Briefwechsel zwischen Großadmiral von Tirpitz und dem Reichskanzler; dem Brief des Reichskanzlers war von diesem ein Protokoll beigegeben über eine amtliche Vernehmung des Professor Valentin, Mitarbeiters des Auswärtigen Amts. In diesem amtlichen Protokoll hat Professor Valentin wörtlich zugegeben, daß er mir „unter anderm" von falschen amtlichen Angaben des Großadmirals von Tirpitz „erzählt" hat. Diesen Tatbestand sucht man zu verdunkeln, indem man die Öffentlichkeit mit beleidigenden und unrichtigen Ausstreuungen gegen mich beschäftigt. Das Gericht wird über sie in der Verhandlung der von mir gegen Valentin eingereichten Klage entscheiden. D. H.

Digitized by Google

Eugen Gries.

Unsere Gesellschaft hat wiederum einen unersetzlichen Verlust erlitten. Seinen schweren Verwundungen ist in einem Kriegslazarett der Major im k. b. 18. Infanterieregiment, Eugen Gries, erlegen, der unserer Gesellschaft seit ihrer Begründung angehört hat. Wir stehn am Grabe eines Mannes, den die weite Welt nicht gekannt hat, von dem die Zeitungen nicht gesprochen haben. Aber die ihn wirklich gekannt haben, wissen, daß er mehr wert war, gekannt zu sein und gerühmt zu werden als die meisten Berühmtheiten. Er hatte eine Eigenschaft, die nicht berühmt macht; er war reines Herzens. Wir fragen uns, ob wir einen Mann kennen gelernt haben, auf den das Wort so paßt wie auf diesen; ob wir einen Mann kennen gelernt haben, so frei von jedem unlautern, ja auch nur ehrgeizigen, ja auch nur berechnenden Gedanken, und wir haben das Gefühl, dem unendlich Bescheidenen an seinem Grabe zum ersten Mal sagen zu müssen, wer er war. Vor dem Krieg mag mancher gemeint haben, ein Mensch, dessen weiches Herz auch kein Tier konnte leiden sehen ohne tiefste Erschütterung, ein Mensch dem Standeshochmut so fern lag wie jeder andere Hochmut, der so gar nichts aus sich machte und überall zurückstand, ein solcher Mensch tauge nicht zum Soldaten. Der Krieg hat gezeigt, daß dieser selbe Mensch, der jeden Verlust in seinem Bataillon als persönlichen Verlust schwer getragen hat, daß dieser selbe Mensch alle Grauen dieses Krieges gern und standhaft erduldet hat, und als Held voranstürmte vom e sten Tag bis zum letzten. Das konnte er leisten, weil er überzeugt war, für eine gerechte Sache zu kämpfen, weil er überzeugt war, mit seinem Leben einzutreten für alles, was uns teuer ist in deutscher Art und deutschem Wesen. Und wir möchten aus einem seiner Briefe aus dem Feld den Gedanken anführen, er freue sich, nun etwas abtragen zu können von der Dankesschuld, die er gegenüber den großen deutschen Künstlern empfinde. In dieser Vereinigung von Idealismus und militärischer Tüchtigkeit, von Güte und Kraft, von Milde und Mut ist er uns das edelste Vorbild eines deutschen Soldaten. Den Dank der Liebe hat er geerntet von allen die das Glück hatten, unter einem solchen Mann zu dienen. Der Krieg hat ihm, der unablässig an sich arbeitete, die letzte Reife, die letzte Weihe gegeben. Wir, die ihn gekannt haben, verlieren ihn nicht. Er ist der Mensch, den Schopenhauer schildert, wo er Talent und Charakter gegeneinander abwägt. Da schildert er einen Menschen, dessen Herz so groß ist, daß es die ganze Welt umfaßt; der gegen andere jene grenzenlose Nachsicht hat, die sonst Jeder nur sich selbst widerfahren läßt; der sogar wenn er verspottet wird, in seinem Herzen nur sich selber vorwirft, zu solchen Äußerungen der Anlaß gewesen zu sein. Schopenhauer schließt: „Was ist dagegen Witz und Genie!" Was der Philosoph mit diesen Sätzen sagt, das ist mit dem einen gesagt, von denen, die reines Herzens sind. Und von allem Herrlichen, was denen versprochen wird, die die Seligkeit verdienen, wird das Herrlichste denen versprochen, die reines Herzens sind. Von ihnen heißt es: sie werden Gott schauen.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien

Das Deutsche Volkstum. Unter Mitarbeit hervorragender Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Hans Meyer. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 1 Karte und 43 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt. 2 Bände in Leinen gebunden . . . . . **19 Mark**

„Das ‚Deutsche Volkstum' ist ein vorzügliches, groß angelegtes Werk, dem wir außer der Aufdeckung deutscher Eigenart die Erschließung aller Wechselwirkungen zwischen dem Volkscharakter und seinen Erzeugnissen und dadurch eine Förderung deutschen Nationalgefühls verdanken. Die Bildertafeln sind vortrefflich." **Vossische Zeitung, Berlin.**

Geschichte der Deutschen Kultur. Von Professor Dr. Georg Steinhausen. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 213 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung. 2 Bände in Leinen gebunden . . . . . **20 Mark**

„Georg Steinhausen, heute wohl die bedeutendste Kapazität auf dem Gebiete der deutschen Kultur- und Sittengeschichte, hat die schwere Aufgabe, dem Fachmann wie dem Laien ein leicht lesbares, dabei doch wissenschaftlich gründliches Buch zu liefern, in mustergültiger Weise gelöst. Das neuartige Werk wird mehr zu der wünschenswerten Verallgemeinerung der so anziehenden Wissenschaft beitragen, als es die kompilatorischen, aber wertlosen Bilderbücher vermochten, die sich mit fraglicher Berechtigung Kulturgeschichten nannten". **Berliner Tageblatt.**

Geschichte der Deutschen Literatur. Von Professor Dr. Friedrich Vogt und Professor Dr. Max Koch. Dritte Auflage. Mit 173 Abbildungen im Text, 31 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt, 2 Buchdruck- und 43 Faksimile-Beilagen. 2 Bände in Halbleder gebunden . . . . **20 Mark**

„Das treffliche Werk behauptet in der Literatur seine ganz bestimmte Stellung als glückliche Mitte zwischen gelehrter und populärer Darstellung. Es ist ein Buch zur Einführung für den Laien in den Ernst literarischer Forschung, ein Buch der Anregung und des Studiums für den Studenten, eine reichhaltige Zusammenfassung des Wissensstoffes für den Fachmann, eine rechte Grundlage des deutschen Unterrichts." **Prof. Dr. Robert Petsch, Heidelberg.**

Geographischer Bilderatlas aller Länder der Erde. Herausgegeben von Professor Dr. Hans Meyer und Dr. W. Gerbing. I. Teil: **Deutschland in 250 Bildern,** zusammengestellt und erläutert von Dr. W. Gerbing. In Leinen geb. **2.75 Mark**

„Das sehr instruktive und auch künstlerisch wohlgelungene Buch erscheint uns sehr geeignet, die Freude an der Heimat und damit auch die Liebe zum Vaterlande zu befestigen und zu vertiefen." **Hamburger Nachrichten.**

Helmolts Weltgeschichte. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage unter Mitarbeit bedeutender Gelehrter herausgegeben von Armin Tille. Mit etwa 1200 Abbildungen im Text, 300 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt sowie 60 Karten. 10 Bände in Halbleder gebunden zu je . . . . **12.50 Mark**

(Erschienen ist Band I: Vorgeschichte, Ostasien; II: Westasien und III: Afrika, Pyrenäische Halbinsel, Altgriechenland; die weiteren Bände gelangen nach Friedensschluß zur Ausgabe.)

„Je mehr man sich in Helmolts ‚Weltgeschichte' vertieft, um so mehr gewinnt diese in ihrer Art ganz einzige Darstellung und gibt dem Leser historische Bilder von einer Rundung und Klarheit, die den Stoff zu mühelosem Besitztum werden läßt." **Deutsches Lehrerblatt, Berlin.**

Meyers Historischer Handatlas. 62 Hauptkarten mit vielen Nebenkärtchen, einem Geschichtsabriß in tabellarischer Form und 10 Registerblättern. In Leinen gebunden . . . . . **6 Mark**

„‚Meyers Historischer Handatlas' bildet eine geschickte Verbindung von Geschichtsatlas und Geschichtsabriß. Das Buch ist aus vollster Überzeugung zur Benutzung zu empfehlen für alle Lesesäle, Schulbibliotheken und Redaktionen, auf den Schreibtisch des Literaten und in die Hand des gebildeten Zeitungslesers." **Basler Nachrichten**

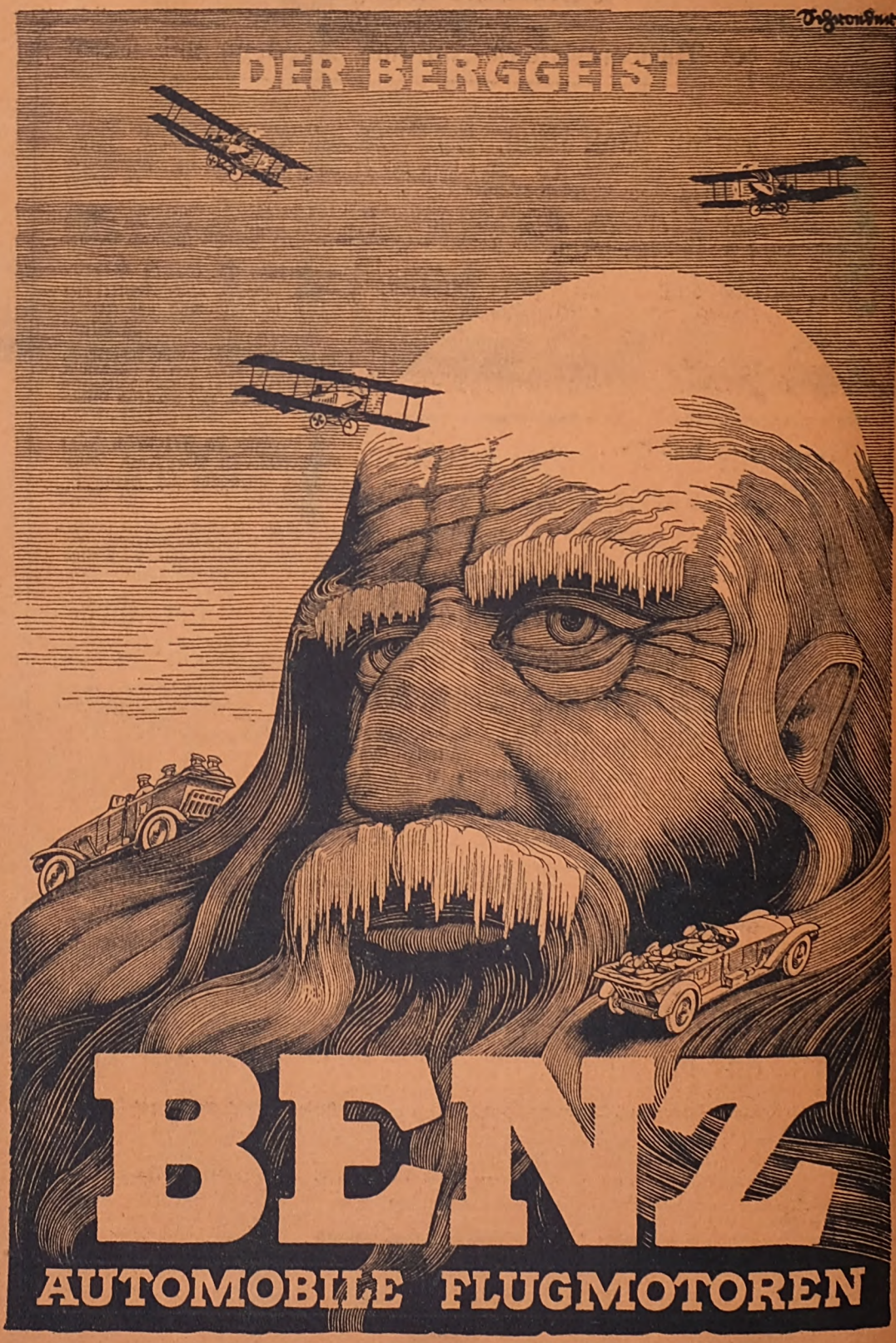
Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Zweite, neubearbeitete Auflage. Von Professor Dr. Karl Woermann. Mit mehr als 2000 Abbildungen im Text und über 300 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt. 6 Bände in Leinen gebunden etwa **75 Mark**

Erschienen ist: Band I: Urzeit und Altertum. 14 Mark. — Band II: Farbige Völker und Islam. 13 Mark. In Vorbereitung: Band III: Christliche Frühzeit und Mittelalter. — Band IV: Renaissance. — Band V: Barock. — Band VI: Rokoko, Klassizismus und Neuzeit.

„Wir haben in Deutschland kein kunstgeschichtliches Werk von gleicher Vollständigkeit. Bei aller Sachlichkeit und wissenschaftlicher Gründlichkeit nimmt Woermanns populäre, fesselnde Schreibweise seiner Darstellung das Lehrhafte. Frisch und leichtflüssig liest sich die Darstellung. **Saale-Zeitung, Halle.**

Vollständige Verlagsverzeichnisse mit Bilder- und Textproben auf Verlangen kostenfrei

Digitized by Google



Digitized by Google

Aus Deutschlands Geschichte

P Germ 359.1

Karl Alexander von Müller / Aus Deutschlands Geschichte
Aus der älteren Geschichte
Bilderbuch aus den Freiheitskriegen
Belagerung von Paris
Preßverhältnisse 1870
Eduard Meyer / Zur Vorgeschichte des Weltkrieges
Fritz Endres / Der Geist des 4. August 1914
Der deutsch-amerikanische Notenwechsel
Wilhelm Seitz / Der Ernst der Stunde

Georg Heim / Die Förderung der Produktion
Adolf Dirr / Die Dardanellen
Alfred Mensi v. Klarbach / Zur biographischen Literatur
Zur Beurteilung von Riezler-Ruedorffer

Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, November 1916
Vierteljahr 4 M Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
APR 7 1924
LIBRARY

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Nürnberg	Schwandorf
Bad Kissingen	Hersbruck	Partenkirchen	Straubing
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Erlangen	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg
Fürth	Landshut	Schwabach	

Aktienkapital . . 51.000,000 Mark
Reservefonds . . . 29.000,000 Mark
Pfandbriefumlauf . 500.000,000 Mark
Hypothekenbestand 510.000,000 Mark

Buchdruck
Illustrationsdruck, Farbendruck
Kataloge für Industrie und Gewerbe
Ein- und mehrfarbige
Künstlerpostkarten
Netzätzungen für Ein- und Mehrfarbendruck
Strichätzungen, Albert-Galvanos
Preisangebote und Proben stehen gerne zur Verfügung

München
Lothstraße 1

Graphische Kunstanstalten
F. Bruckmann A.G.

Digitized by Google

Aus Deutschlands Geschichte.

Von Karl Alexander von Müller.

Es ist etwas andres, ob wir uns mit dem römischen Weltreich oder Warren Hastings oder ob wir uns mit dem alten deutschen Kaisertum oder dem Freiherrn vom Stein beschäftigen. Unbegrenzt zwar ist das weite Reich der Geschichte. Jede Auswirkung des Menschlichen gehört ihm an. Von der Stunde ab, da die ersten unsres Geschlechtes, mit allen wesentlichen Gaben und Fähigkeiten wie wir selbst, handelnd, fühlend, leidend wie wir, ins klare Licht des Tages treten, bis zum letztvergangnen Augenblick erstreckt sich ihr Bereich, und die Fülle der Verbindungen, die in ihm hin- und herweben, sind nicht gefesselt durch Raum und Zeit. Die Träger des Lichtes reichen sich die Fackeln von Hand zu Hand über Reiche und Jahrhunderte hinweg. In dem gewaltigen Strom des allgemeinen Lebens, der durch die Geschlechter herabfließt, versinken auch die mächtigsten Ereignisse, die das Urteil der Gegenwart beherrschen, zur einzelnen Welle neben der andern, die alle vorüberrauschen.

Aber bei der Geschichte unsrer eignen Väter und Ahnen klingt in uns, neben dem allgemein Menschlichen, immer noch ein andrer, besondrer Ton mit an. Die Beziehung auf uns selbst und unsre Gegenwart ist unmittelbarer; das Verhältnis von Charakter und Schicksal spricht zu uns mit einer deutlicheren, tröstenderen oder erschreckenderen Gebärde. Wer näher ins Leben einzelner Menschen hineinblickt, wird immer von neuem staunen, wie geheimnisvoll gleich sich in allem äußern Wechsel das innerste Wesen, das Verhältnis seiner leitenden Kräfte untereinander und zur Außenwelt bleibt. Immer wieder führt es die Entwicklung in typische Lagen und in diesen Lagen zu typischen Lösungen. Das Leben der Völker zeigt ähnliche Züge. Es ist ein langer Weg von dem reisigen Gefolge des Arioviſt zu den Edelleuten Friedrichs des Großen, von den römischen Kohorten der Heruler zu dem Bundesarmeekorps der Bayern, sagt Gustav Freytag einmal im Vorwort seiner Bilder aus der deutschen Vergangenheit, „und doch haben 2000 Jahre unserer Geschichte in Tugenden und Schwächen, in Anlage und Charakter der Deutschen weniger geändert als man wohl meint". Und wie der einzelne sich selber am sichersten nicht im Nachgrübeln erkennt, das immer von der Farbe der Stunde ins Bessere oder Schlechtere verfälscht wird, sondern im Rückblick auf das wirklich Erlebte, so ist auch Völkern wohl die eigne Vergangenheit der sicherste Spiegel der Zukunft. Aber Völkern wie einzelnen ist auch dieser Weg der Selbsterkenntnis nicht leicht.

Digitized by Google

Wir alle haben auf der Schulbank Zahlen und Namen des dreißigjährigen Krieges gelernt, von jenem Tag, da die Werbetrommel der böhmischen Protestanten gegen das Haus Österreich durchs Land erscholl, bis zu dem andern, da die Kanonensalven in Münster die Unterzeichnung des hochpreislichen Friedens verkündigten. Wir alle haben gelernt, daß dieses Menschenalter voll Blut und Verwüstung ein Tiefstand unsres nationalen Daseins, ein lang nachwirkendes Unglück unsrer nationalen Geschichte war. Aber ein heilsamer Schleier von zweieinhalb Jahrhunderten liegt doch immer, wenn wir nicht näher zusehen, zwischen ihm und uns. Die fremden Gewänder scheinen fremde Gestalten zu bergen, die fremden Worte fremde Gedanken und Gefühle. Es fällt uns leicht zu glauben, daß es sich hier um einen außergewöhnlichen Schicksalsschlag handelt, durch außergewöhnliche Zufälle einem außergewöhnlich unglücklichen oder wenig geratenen Geschlecht unsrer Vorfahren auferlegt. Ein wenig Pharisäertum ist bei allen angenehm trügerischen Empfindungen immer dabei. Wir haben meistens darauf zurückgeblickt, etwa wie jemand, der einmal unversehens in eine böse Keilerei geraten war, die ihm beinahe das Leben gekostet hat, an sie zurückdenkt in Augenblicken, wo's ihm wieder harmlos fröhlich zu Mut ist, an einem schönen Sommertag im grünen Feld.

Wer zum ersten Mal genauer in jene Zeit hineinschaut, daß die fremden Gewänder und Ausdrucksweisen ihn nicht mehr beirren, der erlebt zunächst wohl einen ausgiebigen Schrecken. Denn wahrhaftig, was er dahinter sieht, sind keine absonderlich schwachen oder unvernünftigen oder schlechten Deutschen. Sie haben alles, wie die andern Geschlechter unsrer Geschichte auch, Tapferkeit, Geist, Tatkraft, Talent. Sie sind wohlmeinend, gutherzig, arbeitsam, unverwüstlich tüchtig, gewissenhaft, innig, billig und treu, wie Deutsche je waren. In einer unglücklichen Lage sind sie freilich, aber doch keineswegs in einer, die aus der gewöhnlichen geschichtlichen Entwicklung irgend herausfiele; gewöhnliche Deutsche sind es, in einer Lage, die für Deutschland nicht ungewöhnlich ist. Erst in dem Augenblick, wo er dieses sieht, geht dem deutschen Beobachter wirklich auf, daß es *seine* Heimat ist, über die jene Kriegsfurie hinwütete, daß es *seine* Geschichte ist, die dieses Wundmal geduldiger Ohnmacht an ihrem Leibe trägt.

Niemand wird sich vermessen, auf einigen Seiten einer Zeitschrift zusammenzufassen, was die tausendjährige Vergangenheit eines Volkes lehrt. Ich will hier nichts weiter, als ein paar rasche Blicke in das weite Feld tun, wie sie mir gerade nahe liegen, und jeder mag sie, wenn er will, auf seine Weise ergänzen. — Es gehört selbst schon zum Eigentümlichen unsrer Entwicklung, daß unsre nationale Ver-

Digitized by Google

gangenheit zum größten Teil durch eine tiefere Kluft von uns abgetrennt ist, als sie in Frankreich sogar das wilde Erdbeben der Revolution aufgerissen hat. In den ungeheuersten Gegensätzen und Schicksalsschlägen hat sie sich vorwärtsbewegt; Aufstieg und Absturz liegen erschütternd nebeneinander. Ich rede hier nicht von dem überwältigenden Schauspiel der Völkerwanderung, mit dem die heutige Geschichte unsres Erdteils einsetzt: diesen Völkern von Helden und Kindern, die von bittrer Not und kühnem Abenteurermut über die Grenzen einer zerfallenden, immer noch großartigen Welt getrieben werden, wie eine unermeßliche Springflut, die ihre Wellen weißer Leiber bis an die Enden der bekannten Erde, in die Hochländer Persiens, in die Wüsten Arabiens und Afrikas ergießt. Unsre eigentliche deutsche Geschichte beginnt doch erst da, wo unsre Väter auf dem heutigen Grund dauernd sich vereinigen, wo Volkscharakter und geographische Lage in Zwang und Freiheit sich wechselseitig durchdringen. Von da bis zum heutigen Tag ist *ein* wichtigster Umstand unsres Daseins der gleiche geblieben: Unsre Lage in der Mitte des Erdteils, ohne feste natürliche Landgrenzen, an zwei nach Nordwest und Südost auseinanderstrebenden großen Stromsystemen, mit der Fülle unvermeidlicher und mannigfaltiger nachbarlicher Beziehungen rundum. Kein Volk ist für Verkehr und geistigen Austausch auf dem Festland günstiger gelegen; keines fremden Einflüssen von Natur zugänglicher; keines in seiner wirtschaftlichen, politischen, geistigen Entwicklung abhängiger von der Entwicklung des ganzen Erdteils. Alle Stürme, die diesen erschüttern, erfassen es mit; alle Gefahren branden von allen Seiten unmittelbar heran. Die Mongolen sind bis Schlesien vorgedrungen, die Ungarn bis Bremen, die Schweden bis München. Die Franzosen ziehen übers ganze Land hin nach Rußland, die Russen nach Frankreich. Und umgekehrt, kein andres europäisches Volk ist so sehr über alle Nationen des Erdteils verstreut, mit ihnen vermengt wie das deutsche. Es scheint manchmal wie ein Wunder, daß es sich selber lebendig und selbständig erhält.

Wie schmal ist gleich die Grundlage, auf der es seine besondre Entwicklung beginnt. Ums Jahr 850, da die Sprachgrenze gegen Frankreich sich von der Maas ab festlegt, wie sie im allgemeinen heute noch verläuft, reicht sein Gebiet nach Osten nicht weiter als bis an Elbe, Saale, Bayerwald und Enns. Slavische Völker, Abodriten, Serben, Tschechen, drängen schon bis gegen Hamburg, Magdeburg, Erfurt und Regensburg vor. Diesen Anfang muß man im Auge behalten, um der Größe unsres Mittelalters gerecht zu werden. Ungeheuer sind seine Wagnisse, seine Anstrengungen, seine Erfolge. Früher als die Nachbarn schließen diese kriegerisch-bäuerischen Stämme, die von eigenwilliger Kraft strotzen, sich in großen gemeinsamen äußern

Digitized by Google

Unternehmungen staatlich zusammen. Sie tragen Ordnung und Zucht über die Alpen ins verwüstete Italien, ins gesunkene Papsttum. Sie verbinden die italienische Königskrone und die römische Kaiserkrone mit ihrem heimischen Königtum; sie erheben sich, zum ersten Mal unter dem gemeinsamen Namen „Deutsche", stolz zur Führerschaft der abendländischen Christenheit; kein andres Volk kann sich in deren Umfang mit den „Leuten des Kaisers" vergleichen. Ihre Herrschaft reicht nun in der Zeit der höchsten Macht von Marseille bis Riga, von Sizilien bis Dänemark. Bis zu den Tagen Karls V. und Napoleons ist nie wieder ein so umfassendes Gebiet Europas unter einer Leitung vereinigt gewesen (D. Schäfer). Und noch während dies Kaisertum in voller Kraft stand, begann das deutsche Territorialfürstentum auf eigne Faust die Kolonisierung des Ostens, der kein andres Volk im Mittelalter Gleiches zur Seite stellen kann. Die Bayern schieben seit dem 8. und 9. Jahrhundert langsam an der Donau und in den Alpen einen Keil zwischen Nord- und Südslaven; sie legen den Grund, auf dem bis heute der österreichische Staat ruht. Und seit dem 12. Jahrhundert strömen Siedler aus allen nördlichen und mittleren deutschen Gauen, aus Westfalen und Holland und Thüringen, von Rhein, Main und Mosel in die weiten Ebenen, in Wald und Heide, Moor und Bruch des Nordostens und Ostens. Ein volles Jahrhundert bleibt die gewaltige Bewegung in voller Stärke; soweit der Nordosten jenseits der Elbe heute deutschen Stempel trägt, wurde er ihm damals aufgeprägt; die Kernfesten des preußischen Staates sind damals gewonnen worden. Und wiederum zur gleichen Zeit mit dieser vorwiegend bäuerlichen Ausbreitung schießt im Süden Deutschlands durch die Gunst der Lage, den deutsch-italienischen Handel, überwältigend eine städtische Entwicklung empor, deren jähe Lebenskraft die alten Formen der Verfassung fast zu sprengen droht.

War es möglich, alles was der überschwellende Tatendrang begonnen hatte, festzuhalten, gleichmäßig zum Ende zu führen? Die zentrale Lage trieb zu allem, legte alles nahe; und eben diese Lage erhöhte bei allem die Gefahr. Jedes Versagen wirkt in dieser ringsum bedrängten Mitte unmeßbar nach allen Richtungen fort. Bis zum bittern Ende haben wir auch dies erfahren. Von der beherrschenden Höhe Europas sind wir langsam seine beherrschte Niederung geworden. Das Kaisertum brach im Kampf mit dem erstarkenden Papsttum zusammen. Es gelang ihm nicht mehr, wie unter den Ottonen und Staufen, die Nation in gemeinsamen kriegerischen Anstrengungen zu vereinigen. Immer schon hatten Selbstsucht, Unabhängigkeitstrieb, Parteihaß im Innern Deutschlands gegen den Zusammenschluß sich aufgebäumt. Nun gewannen die zersplitternden Neigungen die Oberhand. Selbst die sichere äußere Lage, die die bisherige

Digitized by Google

Macht noch hinter sich ließ, wurde nun zum Nachteil. In England, Frankreich, Spanien trugen gerade die großen militärischen Aufgaben des Staates jetzt dazu bei, Adel und Bürgertum in neuen ständischen Verfassungen nebeneinanderzuordnen und fester zu verbinden. Bei uns traten beide, ohne einigende starke Reichsverfassung, ohne einigende große Aufgaben in immer schärferem Gegensatz auseinander. Für Jahrhunderte bleibt die Feindschaft zwischen Territorien und Städten, zwischen den Trägern der alten Naturalwirtschaft und der neuen Geldwirtschaft, ein Grundzug unsrer Geschichte. Und dieser Gegensatz der Stände unterbindet wieder nicht nur alle Versuche einer Reichsreform im Innern, sondern auch alle Kraftentfaltung nach außen. Immer mehr erstirbt das Gefühl für die gemeinsamen Interessen der Gesamtheit. Das Reich, das, glücklicher als irgend einer seiner Nachbarn, seit den Ungarneinfällen feindliches Kriegsvolk nur mehr an seinen äußersten Grenzen gesehen hatte, ist am Anfang des 15. Jahrhunderts schon so tief gesunken, daß es sich der schweren Gefahr der Hussiten kaum mehr verteidigend zu erwehren fähig ist. Was ist die Folge? Polen streckt die Hand aus nach den baltischen Provinzen; Böhmen und seine Nebenlande, geographisch das Herzstück von Mitteleuropa, trennen sich von Deutschland; in Ungarn brechen die Türken ein; Italien, die Schweiz, Burgund lösen sich aus dem Reichsverband; die Franzosen nähern sich dem Rhein; Nordschleswig geht an Dänemark verloren[1]). Auf allen Seiten bröckelt es ab. Zu handeln oder zu leiden, Einfluß auszubreiten oder Einfluß zu erdulden, ein Drittes ist in dieser Lage nicht gegeben.

Dabei war dies Volk, dessen alte Tapferkeit sich in engen Grenzen wund rieb, immer noch von einer gewaltigen Stärke und Bedeutung. Seine Städte, Mittelpunkte eines reichen, weit ausgebreiteten Verkehrs, hoben sich in Wohlstand und republikanischem Selbstgefühl. Während seine Krone schon zum Ehrgeiz fremder Herrscher wurde, ging aus seinem Schoß, in der Reformation, eine der größten geistigen Bewegungen aus, die den ganzen Erdteil erschütterte. Ringsum, in Schottland, England, in den nordischen Reichen, schließlich selbst in Frankreich, trug auch diese wieder zur nationalen Einigung bei. Bei uns verschob sie nur die inneren Gegensätze. Dort brachte sie neue, zusammenfassende politische Einrichtungen; bei uns brachte sie nur an die Stelle der zurücktretenden sozialen Gegensätze neue religiöse. Zur gleichen Zeit traf uns wieder eine der großen wirtschaftlichen Umwälzungen Europas. Die Entdeckung Amerikas, der neue überseeische Verkehr veränderten alle wirtschaftlichen Gewichte. Die Mittelländer, Deutschland und Italien, rückten unaufhaltsam aus

[1]) Ich verweise hier und zu den folgenden Absätzen ausdrücklich auf Karl Wilhelm Nitzsch; es läßt sich vieles nicht knapper ausdrücken als in seinen Prägungen.

Digitized by Google

der glücklichen Lage, die sie bisher eingenommen hatten. Noch einmal gewann bei uns, im Gegensatz zu den westeuropäischen Völkern, der Grundbesitz und mit ihm der Adel als Führer leibeigner Bauernschaften den obersten Einfluß. Das politisch gesunkene Deutschland sank vom 16. Jahrhundert ab auch wirtschaftlich noch einmal auf eine überwundene Stufe zurück. Das Jahrhundert der Reformation selbst zwar endete immer noch in einer reichen materiellen Blüte. Religiös, politisch, geistig schien Deutschland noch auf einer stattlichen Höhe. Der äußere Wohlstand war in der Zeit, aus der die Ruinen des Heidelberger Schlosses uns grüßen, üppiger als je vorher; erst die letzten Jahrzehnte vor unserm heutigen Krieg können sich vielleicht wieder mit ihnen vergleichen. Während rings die religiösen Kämpfe aufflammten, schien Deutschland noch einmal verhältnismäßiger Stille zu genießen. Aber in der schwülen, unbewegten Luft jener Jahrzehnte brütete schon die furchtbare Erschütterung, die sie abschloß. Unmittelbar aus ihrer gestaltlosen, schlaffen Trägheit wuchs der dreißigjährige Krieg.

Mit ihm brach in einer beispiellosen Verheerung alles zusammen, was Deutschland an alter Größe noch besaß. Von dieser Mitte des Erdteils aus hatte einst der Kaiser als Oberlehnsherr allen Ländern der abendländischen Christenheit geboten; nun warfen alle die Scharen ihrer Söldner über sie her. Die absolutistischen Mächte des Südens, wie die aristokratischen des Nordens stritten ihre Kämpfe auf seiner Erde aus. Seit langem hatte Deutschland schon die Menschen für die europäischen Kriege gestellt, nun bot es ihnen auch noch den Boden. Und als das fremde Kriegsvolk aus den rauchgeschwärzten Trümmerstätten abzog, hatte allen andern der furchtbare Krieg Lohn und Beute gebracht; uns brachte er nicht einmal die Entscheidung der Gegensätze, über die er ausgebrochen war. Frankreich und Schweden verhinderten beim Friedensschluß, daß Deutschland eine neue staatliche Verfassung erhielt. Die entgegenstehenden Kräfte, Katholiken und Protestanten, habsburgisches Kaisertum und Libertät der Reichsstände, blieben im alten, verhängnisvollen Gleichgewicht. In den Nachbarstaaten stand wieder neben der mächtigen Aristokratie in London, Paris, Kopenhagen ein mächtiges Bürgertum; aus ihrer Wechselwirkung erhob sich ihre Wirtschaft, ihr Staat, selbst ihr geistiges und künstlerisches Leben. Bei uns blieben beide jetzt mehr denn je ohne diese fruchtbare Berührung. Der niedere Adel hatte sich im Krieg erschöpft. Das Bürgertum blickte auf eine verheerte Wirtschaft. Die Hansa, die einst die Kronen von England, Norwegen und Dänemark zum Pfand in ihren Ratskammern verwahrt hatte, war gebrochen; die deutsche Industrie, noch vor dem großen Krieg die erste Europas, war am Beginn des 18. Jahrhunderts völlig verfallen.

Digitized by Google

Der deutsche Verkehr war an allen Gliedern unterbunden, an allen Mündungen unsrer Ströme saßen die fremden Herren. Wir waren wieder auf den Ackerbau angewiesen, wir wurden wieder ein Land leibeigner Bauern. Einzig im Fürstentum, das den niederen Adel in seine Dienste aufnahm, blieb noch Leben und Entwicklung. Die andern Gewalten, deren schöpferisches Zusammenwirken die Nachbarstaaten belebte, entwickelten sich unter dem Druck des äußern Elends auch weiterhin getrennt für sich, in gesonderten Bahnen. Jede kannte nur ihre eignen ständischen Interessen, wie hätte ein gemeinsames Nationalgefühl in Deutschland lebendig werden können? Diplomatisch und militärisch blieben wir das Schlachtfeld der großen Mächte. Von 1648—1806 ist der deutsche Gesamtorganismus so gut wie still gestanden. Selbst unsre eigne Vergangenheit ging uns in diesen Jahrhunderten verloren.

Es waren die trübsten Zeiten unsrer Geschichte. Aber täuschen wir uns darüber nicht: Die einzelnen Deutschen waren damals nicht schlechter als vorher oder nachher. Die Summe der Fähigkeiten und Charaktere, die im Volke lag, war nicht geringer. Seine alte Kraft war so unverwüstlich wie je. Immer ging sein Pulsschlag noch über ganz Europa hin, aber nur mehr ausschlagend, nicht mehr zusammenziehend. Seine Fürstenhäuser gewannen fast alle Kronen des Erdteils, in Schweden, Dänemark, Rußland, England. Seine Soldaten bluteten auf allen Schlachtfeldern vom Atlantischen Ozean bis zum Ägäischen Meer. Keine Familie, die längere Reihen ihrer Geschlechter überblicken kann, die nicht mehrere Mitglieder findet, deren Lebensgang im Ausland verläuft: Offiziere, Beamte, Ärzte, Kaufleute, Gelehrte. Eine unermüdliche staatenbildende Tatkraft baute, da der Gesamtstaat ihr versperrt war, an dem Wirrsal seiner Sonderstaaten. Österreich und Preußen hoben sich in die Reihe der modernen Großmächte. Die militärische Kraft des zersplitterten Landes bannte immer noch das Vordringen Frankreichs, schlug erobernd die Türken zurück. Und im Innern, wie sammelte sich in hundert großen und kleinen Becken der wohlwollende, haushälterische, treufleißige Eifer für Wohlstand und Bildung, wie erfüllte überall der alte innige Herzschlag des Gemüts die bunt zusammengeflickten Ländertrümmer.

Der Betrachter staunt und trauert über dies Schauspiel einer unzerstörbaren, erbärmlich und hoffnungslos verzettelten Kraft. Kein gemeinsamer Nationalheld, kein gemeinsames Nationalwerk ist ihr entsprungen. Die Menschen, die hinausströmen, gehen unwiderbringlich verloren; die verarmte, zerrissene Heimat hat nicht mehr die Stärke, sie zurückzuziehen. Was sie dafür submisset in Empfang nimmt, ist die fremde Herrschaft in Kunst und Literatur, in Wirtschaft und Staat. Haltlos ist sie auswärtigem Einfluß preisgegeben, mit

Digitized by Google

dem erbärmlichen Stolz des Abtrünnigen oder mit der Hundedemut des Abhängigen dient sie fremden Interessen. Der täppischeste ihrer Philister gefällt sich in fremdländischem plümerantem à la mode Prunk und merkt nicht, wie das großspurige Wesen sich höhnisch an allen Ecken stößt und jämmerlich verschnörkelt. Denn in dem ohnmächtigen Staat ist alles, trotz unbändiger Kräfte, ins Kleine verzerrt, durch hundert zufällige Schranken gebrochen. Die Überreste der verschiedensten Bildungsschichten lagern in diesem regungslosen Gemeinwesen nebeneinander. Die altehrwürdige Kaisergewalt wird immer mehr zur monströsen Mumie, ihre öffentlichen Formen zur häßlichen Unwahrheit. Kein Volk hat mit so gläubiger Geduld ertragen, daß zu ihm jahrhundertelang „so beharrlich und feierlich von Amtswegen gelogen wurde" (Treitschke). Unter der modrigen Reichsdecke aber reckte und streckte sich zügellos die Willkür der Stände, die Herrschsucht und Ländergier der Dynastien, der nackte, wüste, kleinliche Egoismus der Klassen. Sie zerrieben sich aneinander im alten, stockenden Gleichgewicht, in lähmendem Mißtrauen. Noch ungerüsteter, in sich zerfallener als in die Reformationszeit ging Deutschland auch in die neue umgestaltende Epoche der Revolution hinein.

Ist's wirklich Blut von unserm Blut, das in diesem Elend sich abmüht? Immer fragen wir uns wieder, wenn wir dies Bild sehen. Sind's wirklich die Enkel der Männer, deren heiter kühnes Heldentum uns entzückt? Sind's wirklich unsre deutschen Züge, die sie tragen? Ja freilich sind sie's. Keiner fehlt, wenn auch die Kleinheit sie hier und dort verunstaltet und zum Unheil wendet. Der alte persönliche Freiheitstrieb und Unabhängigkeitssinn ist da — er ist allerdings hier zum zuchtlosen, buntscheckigen Eigensinn geworden, der seltsam neben der untertänigen Ruheseligkeit steht. Die alte sorgsame Gewissenhaftigkeit ist da — aber sie wird im gedrückten Kreis so gern Philisterei, pedantischer Dünkel und quengelige Streitsucht. Der alte Ordnungssinn ist da, die Lust und Fähigkeit sich einzugliedern, die behende Fügsamkeit; immer noch gibt's kein andres Land, wo die Gleichen sich so leicht zu abgesonderten, geregelten Genossenschaften zusammenschließen, wo alles sich der Überwachung ins Kleinste so willig und befriedigt beugt. Aber das hindert nicht, daß jetzt im Engen alle gegen alle doch im neidischsten Kampf liegen; es hindert nicht, daß die alte, sinnvolle, ernste Form zur verknöcherten, drückenden Formel wird. Dann hängen die alte Treue, die gemütvolle Anhänglichkeit, die nicht stark genug waren, das Leben zu erhalten, sich noch an die tote Hülle und schmücken sie nutzlos mit innigem Reiz — oder sie folgen ebenso ausdauernd und liebevoll den Fahnen der Feinde. Dann weiht sich der alte Tiefsinn, das ernste, geduldige Nachforschen ebenso der eignen Schwäche wie vorher der eignen Stärke; mit

Digitized by Google

dem gleichen weltüberfliegenden Idealismus, mit dem die Ahnen einst als Helden für den ganzen Erdteil nach der universalen Kaiserherrschaft griffen, predigen nun die Enkel als Bediente die Notwendigkeit ihrer politischen Ohnmacht, weil sie allein die Ruhe und das Gleichgewicht Europas verbürge. Und die alte, unbezwingbare deutsche Billigkeit ist auch noch zur Stelle und anerkennt alles mit unbefangenem Blick — die eigne Bettelhaftigkeit und die fremde Überlegenheit. „Wir bewundern", sagte die Mainzer Kaufmannschaft am Anfang der Revolution in einer Adresse an die französische Regierung, „wir bewundern die Größe der Franzosen, ohne selbige erreichen zu können; das Phlegma, welches uns die Natur auferlegt hat, und unsre Lage geben uns nicht die Kraft, ihnen nachzuahmen". Es war immer noch das alte heilige deutsche Reich bis zuletzt, das 1806 lautlos vor Morschheit unter dem Griff des Eroberers zusammenbrach. Wir wissen es alle: mitten im Zusammenbruch wurde hinreißend offenbar, daß unser Volk trotzdem noch nicht reif zum Untergang war, daß es das Recht, als Nation ungeteilt zu leben und zu atmen, noch nicht preisgeben wollte, daß die Grundlagen einer neuen, kräftigen, gesunden Ordnung schon in ihm gelegt waren; eben der Zusammensturz des Alten hob sie jetzt rascher an den Tag. In diesen Blättern aus Süddeutschland ist oft schon bekannt worden, und es kann gar nicht oft genug geschehen, daß das Fundament dieser Wiedergeburt unsres Vaterlandes der preußische Staat war. Er war der feste Mittelpunkt, um den sich die militärische, die wirtschaftliche, die politische Selbstbefreiung Deutschlands sammeln konnte. Unerläßlich waren diesem lockern Chaos die harte Zucht, die eiserne Zusammenfassung. Jeder von uns weiß von den schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, unter denen diese neue Staatsbildung, während zweier Jahrhunderte, im vollen Tageslicht der Geschichte, sich vollzog: Schwierigkeiten von außen wie Schwierigkeiten im Innern. Der überschwängliche Reichtum des deutschen Lebens, die Fülle auseinanderstrebender Neigungen haben sich kaum weniger gegen diesen Zwingherrn zur Einheit gesträubt als das mißtrauische und eifersüchtige Ausland. Bis zum heutigen Tag läuft ja diese stille große Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Preußen fort, auch der Weltkrieg ist ein Kapitel in ihr und hat ihr in manchem neue Züge, neue Aufgaben gegeben. Aber ihr innerstes Verschmelzen ist und bleibt der einzige Grund, auf dem wir stehen können.

In den Befreiungskriegen kämpften sie beide und vereinigten sich beide für die Wiederherstellung ihrer politischen Existenz. Das alte Preußen behauptete sich und in ihm blieb seine militärisch-aristokratische Monarchie der rocher de bronce. Der Sieg und seine Folgen aber brachten zum ersten Mal seit Jahrhunderten auch das deutsche

Digitized by Google

Bürgertum wieder in den Vordergrund unsers öffentlichen Daseins. In einem wunderbaren innern Aufschwung hatte es eben, noch inmitten der staatlichen Ohnmacht, einen der edelsten geistigen Ruhmeskränze aller Zeiten dem deutschen Volk errungen; und diesmal kam, glücklicher als in der Reformation, fast das volle Ergebnis der innern Bewegung auch dem politischen Leben der Gesamtheit zugute. Die grundstürzende Umgestaltung des Verkehrs, der Technik, der städtischen und wirtschaftlichen Verhältnisse trugen das Bürgertum der europäischen Mitte nun auch wirtschaftlich und politisch empor, so jäh und überraschend fast wie einst im 13. Jahrhundert. Und diesmal fiel seine Erhebung nicht in einen zerfallenden, sondern in einen werdenden Staat. Der Zollverein war die erste schöpferische Leistung der sich einigenden Kräfte. Im Kriege nach außen hat Bismarck sie dann vollends zusammengeschmolzen: das deutsche Fürstentum, das immer noch tief in Land und Volk verwurzelt war, samt der mit ihm verbundenen Aristokratie, und das deutsche Bürgertum, die grundbesitzenden und die industriellen Schichten. Auf ihrer Einheit, die wir nun vor andern Staaten voraushatten, auf ihrer militärischen und wirtschaftlichen Stärke, hat unsre Überlegenheit, hat der unerhörte äußere Aufschwung der letzten vierzig Jahre beruht. Sie festigten uns den zusammengefaßten, straffen neuen Staat, sie führten uns über seine Grenzen in friedlicher Ausbreitung wieder hinaus; sie trugen unsern Handel erobernd über alle Erdteile, unsre Fahne zum ersten Mal über alle Meere. Kein Aufstieg unsrer Geschichte ist rascher und glänzender gewesen als dieser.

Wir haben alle geahnt, daß wir um das Ergebnis dieses Aufstiegs, um den Aufstieg selbst, noch einmal würden kämpfen müssen. Das Gedächtnis der Völker ist nicht so kurz, die gewohnten Einstellungen der großen Politik sind nicht so leicht zu verschieben, als daß sie so rasch hätten bekehrt werden können. So lange hatten sie alle die Zerrissenheit und Lähmung der Mitte erlebt; alle hatten sie zu ihrem Vorteil benützt, ihre gegenseitigen Auseinandersetzungen auf ihre Kosten beglichen. Ist es töricht zu nennen, wenn sie, trotz der jähen Erfolge unter einem einzigartigen Genius, auf die dauernden Schwächen rechneten, die die Geschichte von Jahrhunderten ihnen gezeigt hatte? Uns selber schien jene trübe Vergangenheit so fern und fremd wie ihre Gewänder. Aber der Dritte erkennt leichter, daß die Gutmütigkeit dieselbe ist, ob sie nun in Pluderhosen oder in Bügelfalten steckt, die Parteiverbissenheit dieselbe, ob sie sich an Religionsfragen oder Klassenstreitigkeiten oder Kriegsziele anhängt. Noch stehen wir mitten im gewaltigsten Ringen. Wir fühlen, es ist der alte Kampf um Handeln oder Erdulden, um Herrschen oder Dienen, den dies Volk auf diesem Boden immer hat führen müssen. Soll es wie-

Digitized by Google

der heruntergedrückt werden von der errungenen Höhe in die Not, wie einst?

Da gibt uns der Blick in die Vergangenheit fürs erste einen guten Trost. Unglaubliches hat dieses Volk schon überstanden und mit unverwüstlicher Tüchtigkeit besiegt. Alle alten Lebenskräfte, die wir in der Vergangenheit sehen, sind heute in ihm noch lebendig wie je: die kriegerische Stärke, die zähe Geduld, der schwerblütige Kampfzorn, der innige Ernst. Wenn die Scharen der Truppen an uns vorbeiziehen, eckig und schwer und doch eines unsagbaren innern Lebens voll, das im Gesang ausströmt, wer hätte die Ähnlichkeit nicht erkannt mit den Zügen auf den Bildern unsrer alten Meister? Der Ring der Feinde, die uns entgegenstehen, ist freilich heute furchtbarer als je einer zuvor. Aber auch wir sind nie in unsrer Geschichte so einig, so kräftig und blitzschnell zusammengefaßt, so stark gewesen. Noch nie hat das deutsche Volk als Ganzes seine Kraft so angespannt, noch nie war es so einhellig entschlossen, sie anzuspannen bis aufs letzte. Es ist noch keine zwanzig Jahre her, daß Bismarck gestorben ist. Und Hindenburg lebt.

Aber wer unter uns hört aus dieser Vergangenheit nicht auch eine schwere, bedrückende Mahnung, wen erinnert sie nicht mit unerbittlichem Ernst an alle Gefahren unsrer Lage, unsres Charakters? Nur das äußere Bild von beiden hat sich heute geändert, das Wesen ist geblieben. Sind wir nicht eben wieder, wie einst im Mittelalter, dabei gewesen und sind vielleicht noch dabei, Zuvielem und Untereinander-Widersprechendem nachzujagen — weil unsre Lage uns zu allem den Anreiz bot? Sind wir nicht immer noch so viel leichter als andre geneigt gewesen und noch geneigt, die harte Wirklichkeit der politischen Dinge schwärmerisch zu überfliegen — in Träumen, daß die andern uns ruhig erlauben würden, ihnen friedlich über den Kopf zu wachsen, in Träumen kultureller Versöhnung, moralischer Eroberung, internationaler Verständigung? Haben wir nicht immer noch alle die Eigenschaften, die uns von je zu einem unpolitischen Volk gemacht haben? Die gutherzige Weichmütigkeit, die in der Politik über Nacht Schwäche und Charakterlosigkeit wird. Das träge Phlegma, dem die papierne Scheidewand der angeblichen „Saturiertheit" genügte, alle unbehaglichen Probleme sich fernzuhalten. Die unverbesserliche Vertrauensseligkeit, die uns immer wieder jedem frechen Gesindel ausliefert, die Gutgesinnten verwirrt, die Schwankenden irre, die Schlechten abtrünnig macht. Die selbstmörderische Billigkeit gegen jeden Gegner. Die Neigung zur erschöpfenden theoretischen Behandlung, die jede Erörterung bei uns so vielfältig, verworren und so leidenschaftlich macht, weil die Möglichkeiten im Reich der Gedanken immer reicher sind als in der Wirklichkeit. Die blinde Hingabe an die Partei und den unbelehrbaren Eigensinn, die Krittel-

Digitized by Google

sucht, die „vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstehen will als sämtliche gelernte Fachmänner“ (Bismarck) und daneben die unerschütterliche, untertänige Schafsgeduld, die alles, alles hinnimmt, und den alten Bedientensinn, der immer noch den Landsmann giftiger bekämpft als den Ausländer und der im Herzen dem Engländer noch heute nicht anders gegenübersteht als jene Mainzer Kaufleute vor hundert Jahren den Franzosen.

Trotz alledem glauben wir heute an Deutschland und sind voll fester Zuversicht. Mannigfache Strömungen laufen in dem mächtigen Strom eines Volkes nebeneinander her, auf seiner Oberfläche kräuseln sich vielerlei Wirbel, treibende und rückläufige, und verwirren den Blick. Die Gesamtrichtung, in die das bewußte und unbewußte Leben von Millionen zusammenströmt, bildet sich mit der geheimnisvollen Macht einer Naturgewalt, und kein einzelner, der mitten im Fluß steht, kann sie berechnen. Wir vertrauen darauf, daß das Gute und Einigende in uns stark genug ist, daß der Zwang der Notwendigkeit es noch zum Sieg führt. Wir glauben, daß wir dem Erdteil notwendig sind, und daß unsre Stärke ihm nützlicher und segensreicher ist als die unsrer Gegner. Unsre Geschichte hat uns gelehrt, maßvoll und besonnen in der Kühnheit zu bleiben, weil jede falsche Überspannung sich unfehlbar an uns selber rächt. Sie hat uns gelehrt, alle Gegensätze des europäischen Lebens in unserm eignen Innern zu beherbergen und in Freiheit zu überwinden.

Ein andres aber freilich lehrt sie uns auch, mahnend und warnend, auf jeder Seite: daß wir nicht frei leben können, ohne stark, entschlossen und selbstisch zu sein. So lange die Deutschen Deutsche bleiben, werden sie keine andre Politik gutheißen, als eine, die ihnen friedliebend, ehrlich und gerecht erscheint; sie muß aber auch tapfer und männlich hart sein, wenn wir nicht wieder in Schanden dahinfahren wollen. Bloße menschliche, soziale Tugenden helfen uns Deutschen nichts. Die Narben unsrer alten Weichheit brennen uns noch auf allen Gliedern. Der neue opferwillige soziale Gemeinschaftsgeist, den dieser Krieg erweckt hat, erscheint auch uns als eine seiner köstlichsten Gaben, vielleicht zeigt er uns den Weg, auf dem der neue ständische Gegensatz, in den wir vor dem Krieg immer tiefer hineingerieten, schließlich überbrückt werden kann. Aber er allein bringt uns auch noch nicht über alle Berge. Wenn wir nach außen schwächer werden, wenn wir politisch erliegen, dann folgen in unsrer Lage unweigerlich wieder innere Zersplitterung und Zwist, und aus diesen ebenso unweigerlich der wirtschaftliche und politische Verfall. Das hat Deutschland schon einmal erlebt. Daß es das Gleiche nicht noch einmal erlebe, dagegen gibt es nur ein Mittel: es ist das, welches Preußen zuerst ausgeprobt, zu dem Preußen dann Deutschland erzogen hat: die harte politische Macht.

Digitized by Google

Aus der älteren Geschichte.

Stets bereit, fremden Interessen zu dienen.

Das erste germanische Volk, von dem mit einiger Sicherheit die Geschichte in Verbindung mit Griechen und Römern zu berichten weiß, sind die Bastarner, um 200 v. Chr. in der Nähe der Donau-Mündungen wohnend. König Philipp von Makedonien, mit den Römern verfeindet, reizt um 182 diese Germanen auf, in Italien einzufallen, doch scheint es zu einem Zuge überhaupt nicht gekommen zu sein. Etwa zehn Jahre später versucht Philipps Nachfolger, König Perseus, ein Gleiches; die Bastarner brechen auf, ihr Unternehmen scheitert aber an dem Widerstande der im heutigen Serbien wohnenden, den Makedoniern feindlichen Dardaner, und — zum Rückzuge gezwungen — soll ein großer Teil der Bastarner im einbrechenden Eise der Donau den Tod gefunden haben.

Das Erste also, was wir von unseren Vorfahren wissen, ist ein Unternehmen, ausgeführt auf fremde Anregung in fremdem Interesse und ausgeschlagen zum Unheil.

Geneigt, fremden Einfluß auf die eigenen Angelegenheiten zuzugestehen.

Zum ersten Male begegnen wir bei Cäsar der Erscheinung in der Geschichte unseres Volkes, daß fremde Politik Germanen gegen Germanen verwendet. Cäsar läßt die von Ariovist auf dem linken Rheinufer angesiedelten Stämme — Tribokker in der Gegend von Straßburg, Nemeter um Speier und Vangionen bei Worms — in diesen Sitzen, nimmt sie in das römische Bündnis (foedus) auf, was soviel bedeutet, als daß diese Verbündeten in ihren innern Angelegenheiten selbständig bleiben, aber der römischen äußeren Politik in Krieg und Frieden dienstbar werden, und betraut sie mit dem Grenzschutz. Fortan fechten hier Germanen gegen Germanen.

Kein völkisches Empfinden.

Reißend schnell nahm die Werbung von Germanen für das römische Heer zu. Schon Cäsar bildete sich aus germanischen Reitern eine Leibwache; sein zu Cäsars Gegner, dem großen Pompejus, übertretender Legat Labienus führte diesem geworbene Germanen zu, und bereits in der Schlacht bei Pharsalus — 48 v. Chr. — in Thessalien kämpften auf beiden Seiten Germanen; aller Wahrscheinlichkeit nach waren es Cäsars germanische Cohorten, die den Sieg zu seinen Gunsten entschieden. Ebenso entschieden im weitern Verlauf

Digitized by Google

des Bürgerkrieges germanische Reiter in Ägypten eine Schlacht zu Gunsten der Cäsarianer, und als die Reste der Pompejaner nach den Küsten des heutigen Algier und Marokko zurückgewichen waren, fanden sich germanische Scharen unter ihnen. Als auch hier das Kriegsglück den Cäsarianern — unter denen sicherlich ebenfalls Germanen — sich günstig zeigte, wurden die pompejanischen Germanen vernichtet; umzingelt fielen alle nach tapferer Gegenwehr — „da lagen diese Leiber, wunderbar an Gestalt und Größe, in ihrem Blute, hie und da über die Ebene verstreut."

Der Löwe von Luzern.

Augustus hält sich wie Cäsar eine germanische Leibwache, und es wird berichtet, daß in einer Sturm- und Regennacht am Ätna germanische Leibwächter abwechselnd ein keltisches Schild zum Schutze über dem ruhenden Soldherrn gehalten hätten, bei dem Brüllen des Vulkans und dem Schein der aus ihm aufsteigenden Flammen aber in großen Schrecken geraten seien.

Selbstwegwurf an den Erbfeind.

Als wir unser Lager an dem diesseitigen Ufer des genannten Flusses (Elbe) aufgeschlagen hatten und das jenseitige von dem Waffenschmucke der jungen Mannschaft unserer Feinde erglänzte, die, sobald unsere Schiffe gegen sie aufgeführt und in Bewegung gesetzt wurden, sofort landeinwärts sich flüchteten, bestieg einer der Barbaren, ein schon ziemlich alter Mann, stattlich von Gestalt und — soviel sich aus seinem Schmucke abnehmen ließ, — ein Häuptling eine aus Holz gehöhlte Mulde, wie sie dort üblich sind. Selbst diese Art von Schiff lenkend, kam er bis in die Mitte des Flusses und bat, es möchte ihm erlaubt werden, ungefährdet an dem Ufer, welches wir mit unsern Waffen besetzt hatten, anzulegen und den Tiberius zu sehen. Dem Bittenden ward sein Wunsch gewährt. Da landete er mit seinem Kahne, betrachtete ihn lange schweigend und sprach dann: „Ja, rasend ist unsere Jugend, die eure Gottheit, wenn ihr ferne seid, verehrt, seid ihr aber nahe, lieber eure Waffen fürchten, als den Bund mit euch schließen will. Ich aber danke es deiner Güte und deiner Erlaubnis, daß ich heute die Götter gesehen habe, von denen ich vordem nur hörte, mein Lebenlang habe ich keinen glücklicheren Tag gewünscht, keinen glücklicheren erlebt." Nachdem ihm erlaubt war, des Tiberius Hand zu berühren, kehrte er in sein Fahrzeug zurück, und legte, ohne Ende nach ihm sich umblickend, an dem Ufer der Seinigen an. (Vellejus Paterculus.)

Digitized by Google

Der Vorfall ist an sich wohl nicht zu bezweifeln, wenngleich Vellejus ein Schmeichler ist, der zum Preise des Tiberius gerne ausschmückt, und es kann der Sache auch noch eine andere Deutung als die einer nur barbarisch kindlichen Bewunderung gegeben werden, nämlich die der Verstellung, um sich zu vergewissern, ob sterbliche Menschen gekommen seien oder Götter. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht freilich für unwürdige Beugung dem Fremden gegenüber.

Deutsche Treue gegenüber dem Erbfeinde.

Während unter Armins Leitung ein Bund der Cherusker, Chatten, Brukterer, Marsen usw. sich bildete, die meisten Fürsten der beteiligten Völkerschaften ins Vertrauen gezogen wurden, wußte er den Römerfeldherrn zu täuschen, sich als ergebenen Anhänger Roms darzustellen. Aber auch Andern blieb die Bewegung nicht verborgen, und hier luden Germanen — germanische Fürsten — die Schmach auf sich und ihr Volk, Spionen- und Angeber-Dienste bei den Römern zu verrichten. Vor Allen war es Segestes, auch ein Fürst der Cherusker, Armins Verwandter, welcher — diesem abgeneigt und ihn beobachtend — Varus warnte, den Genossen und Verwandten als Verschwörer bezeichnete. Nur der Gleichgültigkeit des Römers und der Verstellungskunst Armins war es zu danken, wenn des letzteren Versicherungen mehr Gehör fanden als die Anschuldigungen des Segest, und sein Haupt nicht dem römischen Richtbeile verfiel.

Treu dem Erbfeind.

Segest, der Freund der Römer, der Feind und Neider des Armin, ist der scharf ausgeprägte Typus derjenigen Deutschen, denen stets das Fremde besser dünkt als das Heimische, und die schlechtestes, törichtstes Handeln gegen ihr Volk mit wohlklingenden Reden und scheinbar trefflichen Gründen zu bemänteln wissen. Zuerst traf seine Rache seinen Schwiegersohn Armin in ausgesucht niederer Weise. Mit Arglist und Gewalt entriß er ihm die Gattin, hielt sie gefangen, und als Armin durch Belagerung der Waldfeste Segest's diesen zur Herausgabe der Entrissenen zu zwingen suchte, rief Segest die Römer zur Hilfe. Was konnte Germanicus erwünschter sein! Er eilte herbei, brachte Segest den ersehnten Entsatz und dieser überantwortete Sohn und Tochter den Römern; als Siegesbeute ward die Gattin des Germanenhelden Armin mit ihrem Bruder nach Gallien abgeführt.

Nicht ohne Beschämung kann man die Worte lesen, die Segest

Digitized by Google

bei dieser Gelegenheit an Germanicus gerichtet haben soll. Mag auch der römische Geschichtsschreiber an der Form gefeilt haben, den Sinn hat er sicherlich nicht entstellt, denn der Sinn mußte der Tat entsprechen. Ein deutscher Fürst, der kein Gefühl der Scham darüber empfindet, daß seine Tochter — den Enkel unter dem Herzen tragend, geschieden auf immer von jeglichem Glück, voll tiefsten Weh's, aber stolz und thränenlos — in die Knechtschaft abgeführt wird und der sich dabei seiner Treue gegen die Römer rühmt — welches Bild! Wahrlich eins der dunkelsten Blätter deutscher Geschichte, und noch dunkler dadurch, daß Segest es nicht verschmäht, zwei Jahre später dem Triumph des Germanicus in Rom beizuwohnen, auf einem Ehrenplatz sitzend, während seine gefangenen Landsleute, Männer und Frauen, zum Teil in Ketten vor dem Siegeswagen des Triumphators einherschreiten, unter ihnen sein Sohn, seine Tochter, an der Hand führend den Enkel, den in der Gefangenschaft geborenen Sohn Armins.

Den Römern war Segest treu, wo aber blieb die Treue gegen sein Volk? Und wie oft hat sich seitdem bei den Germanen die Schande des Verrats am eignen Blute wiederholt, sei es, daß germanische Söldner in fremdem Dienste die Waffen gegen ihr Volk kehrten, dessen Söhne und Töchter erschlugen oder in die Knechtschaft führten, sei es, daß germanische Fürsten und Staatsmänner um persönlicher oder anderer Gründe Willen ihres Volkes und ihres Vaterlandes vergaßen, sei es daß Kurzsichtigkeit, Torheit, Mißtrauen oder Eigennutz des Volkes oder der Parteien die wirksamere Verteidigung, die festere Einigung und bessere Gestaltung des Reiches vereitelten.

Lord Goschen.

Zum Kampfe gegen seine Landsleute zog mit Germanicus ein Cherusker, von den Römern Flavus (der Blonde) genannt, Sohn Segimers, rechter Bruder Armins. Seinen heimischen Namen kennt man nicht; vielleicht hatte er ihn im römischen Kriegsdienst, der ihm Wunden und Auszeichnungen gebracht, längst abgelegt. Armin, vernehmend, daß Flavus im römischen Heere sei, ließ ihn zu einer Unterredung fordern, und über den Strom entspann sich das Gespräch der Brüder. Vergeblich beschwor der Vorkämpfer des bedrohten Germanentums den Waffengenossen der Römer bei Allem, was dem Herzen heilig sein muß, erinnerte ihn an die gemeinsame Mutter, die seine Rückkehr zu Heimat und Volkstum erflehe — umsonst. Schmähreden waren die Antwort des römischen Söldlings, und der trennende

Digitized by Google

Strom hätte nicht gehindert, daß die Brüder einander in erbittertem Zweikampf begegnet wären — ihre Begleiter hielten sie mit Gewalt zurück.

Knight of the Garter.

Jene Begegnung der Brüder zeigt außerdem, daß den Germanen schon damals eine Schwäche für Titel und Orden innewohnte. Flavus von Armin befragt, wo er das eine Auge verloren habe, dann, was ihm als Dank dafür geworden sei, zeigt auf die Ehrenkette und die Orden (Medaillen) auf seiner Brust und ruft dadurch Armins bittern Hohn hervor. Der Charakterzug ist leider geblieben. Ausländische Orden und Titel (von inländischen ganz zu schweigen) gelten unendlich vielen Deutschen als hoch begehrenswert. Weshalb? Es fehlt auch hier der echte Stolz; der Deutsche hascht nach solchen Nichtigkeiten fast wie der Wilde nach bunten Glasperlen und ähnlichem Flittertand. —

Germans to the front!

Im Jahre 26 n. Chr. rettet im thrakischen Gebirge eine Kohorte Sigambrer schwer bedrängte römische Bogenschützen vor der Vernichtung durch wilde Bergstämme, ein Beweis für die Kriegstüchtigkeit disziplinierter Germanen und für ihre Verwendung schon im Osten des Reichs.

Scheu vor Konflikten.

Zwei Jahre später ernten die Friesen den Dank der Römer für treue Bundesgenossenschaft gegen die andern deutschen Stämme. Es war ihnen eine Steuer in Form der Lieferung von Rinderhäuten auferlegt worden; dann wurden die gelieferten Häute als zu klein beanstandet, und es ward die Forderung erhoben, so große Felle zu liefern wie die des gewaltigen Urs, des Bewohners der germanischen Wälder — eine Unmöglichkeit bei der kleinen Rasse der friesischen und überhaupt der germanischen Heerden. Die Römer verstanden sich eben auf alle Praktiken des Aussaugens, und schließlich kam es so weit, daß die Friesen Weiber und Kinder in die Knechtschaft verkaufen mußten, um den Forderungen ihrer Bedränger genügen zu können.

Schmachvoll bleibt, daß sie dies getan haben; die Germanen standen schon auf der Kulturstufe, daß ihnen das Unehrenhafte eines solchen Auswegs klar sein mußte, und die hohe Gesinnung gerade ihrer Frauen hätte sie von einer so niedrigen Handlungsweise abhalten sollen. Deutlich erkennbar ist hieraus, wie der Selbstsucht der Män-

Digitized by Google

ner das Weib nur als Sache galt, und es nimmt nichts von der Schmach, daß die Wut des gepeinigten Volkes endlich doch aufflammte und es in blutigem Kampfe seine Freiheit wieder errang. Wäre der rechte Zeitpunkt zum Widerstande nicht schon dagewesen, ehe es jene Schande auf sich lud? Aber viele Nationen und vor allem die Deutschen scheuen die rechtzeitigen Opfer an Geld und Blut, um nachher doch dem Unabwendbaren gegenüber zu stehen und zu unendlich hohem Preise erkaufen zu müssen, was vorher verhältnismäßig billig zu haben war.

Treu dem Erbfeind.

Später — während der Regierungszeit Neros — kam eine Gesandtschaft der Friesen nach Rom, um die Genehmigung zur Bebauung öder Landstrecken am Rheine zu erwirken, wo sich schon Teile des Volkes angesiedelt hatten, vom römischen Statthalter aber zur Räumung aufgefordert waren. Hier in Rom ereignete es sich nun, daß die Gesandten — im Schauspiel sitzend — fremdartig gekleidete Männer in den Reihen der Senatoren erblickten und auf ihre Fragen bedeutet wurden, das seien Gesandte solcher Völker, die durch Treue gegen Rom und durch Tapferkeit hervorragten. Da riefen die Friesen, „kein Volk überrage sie an Treue und Waffenruhm", erhoben sich, nahmen Platz bei den Senatoren, und die anwesende Menge schenkte diesem Ausdruck nationalen Stolzes ihren Beifall. Damit hatte es aber sein Bewenden. Nero befahl, das besiedelte Land wieder zu räumen, und als die Ansiedler nicht gehorchten, wurden sie mit Gewalt zum Abzuge gezwungen und diejenigen, welche nicht weichen wollten, niedergehauen oder als Sklaven fortgeführt. Kein unverdientes Schicksal nach dem Verhalten in früheren Jahren, nach der schmählichen Preisgabe ihrer Frauen und nach solcher Berühmung ihrer Treue gegen Rom.

Falsche Behandlung unterworfener Völker.

Das Resultat aller wohlmeinenden Bestrebungen Theoderichs war, daß er die Italier nicht gewann und durch römische Erziehung und Bildung seiner Töchter — Söhne hatte er nicht — eine Scheidewand zwischen seinem Hause und dem Ostgotenvolke schuf, die nach seinem Tode verhängnisvoll werden sollte. Hätte er als Barbar, als Tyrann die Italier regiert, die Verschmelzung der beiden Völker mehr der Zeit überlassen, statt durch Hätschelung der Unterworfenen sie beschleunigen zu wollen, sein Werk wäre vielleicht

Digitized by Google

von längerer Dauer gewesen. Denn es ist einmal Menschen-Natur, daß der hassende Besiegte freundliches Entgegenkommen und große Milde jederzeit als Schwäche auffaßt und danach handelt.

Überschätzung der inneren Schwierigkeiten des Gegners.

Daß ein so zerfressenes Staatswesen wie Byzanz die neugegründeten kriegerischen Germanenstaaten mit Erfolg angreifen könne, erschien fast undenkbar, umsomehr als Justinian in der eigenen Hauptstadt bald die furchtbarsten Aufstände zu bekämpfen hatte und beinahe den Thron darüber verlor. Die Bewältigung dankte er einerseits der Energie Theodora's, andrerseits den germanischen Soldschaaren unter dem großen Feldherrn Belisar. Halb Konstantinopel sank in Asche und doch — ein Jahr danach schon steuerte die oströmische Flotte mit dem Landungsheer nach den Gestaden Afrikas zum Angriff auf die Vandalen.

Eine Betrachtung dieser Zeit läßt erkennen, wie leicht die Rechnung auf innere Schäden des Feindes trügt, wie kein Volk sich in Sicherheit wiegen darf, weil sein Nachbar mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Sicherlich hat es auch bei den Vandalen und Ostgoten kluge Leute gegeben, die energische Vorkehrungen und Rüstungen diesem ausgesogenen, zwiespältigen Ostrom gegenüber für überflüssig hielten, bis sie erwachten, als es zu spät war.

Versöhnungspolitik.

Totilas Hochherzigkeit und Milde gewannen ihm viele Herzen. So waren bei der Einnahme von Kumä die hierher geflüchteten Gemahlinnen vieler Senatoren Roms in seine Gewalt geraten, und ungekränkt entließ er sie mit sicherem Geleit zu ihren Männern, obwohl dies die heftigsten Gotenfeinde waren. Nach der Einnahme von Neapel sorgte er für die halbverhungerte Bevölkerung in einer so verständigen, menschenfreundlichen Weise, wie es der wohlwollendste Feldherr des 19. Jahrhunderts nicht besser hätte tun können, geleitet von dem Gedanken, den er seinen Goten mit den Worten einschärfte: „Wir müssen durch die strengste Gerechtigkeit den Himmel und die Italier für uns gewinnen; darauf beruht die Hoffnung unseres Sieges."

Und doch war seine Rechnung eine falsche, weil religiöser Haß und nationale Abneigung sich durch Milde eben nicht gewinnen lassen, sondern still lauernd den Zeitpunkt erharren, wo sie die notgedrungen getragene Maske abwerfen können. Im Hinblick auf diese Seite der

Digitized by Google

Menschennatur muß man leider sagen, daß unter vielen Verhältnissen die skrupellose, scharfsinnige Willkür eines Chlodovech ungleich mehr zum Aufbau und zur Erhaltung der Staaten tut als alle Milde und Gerechtigkeit edler Regenten.

Falsche Friedenspolitik.

Ein Versuch Totilas, Justinian zum Frieden zu bewegen, mißlang jedoch, hatte wahrscheinlich nur die Wirkung, den Kaiser in seiner Annahme, die Goten seien bald erschöpft, zu bestärken, war somit allem Ermessen nach ein politischer Fehler und reizte die Byzantiner zur Fortsetzung des Krieges an. In der Tat gelang es ihnen, einen Aufstand in Unter-Italien zu erregen. Ergrimmt soll nun Totila mit der Zerstörung Roms gedroht haben; jedenfalls begnügte er sich nach Niederwerfung des Aufstandes gegen den Wunsch seiner Goten mit der Niederlegung eines Teiles der Mauer und wandte sich dann gegen Ravenna.

Da erschien Belisar plötzlich in Rom, verproviantierte es, ließ die Mauern notdürftig wiederherstellen und behauptete es gegen Totila, der auf die Kunde davon so rasch als möglich umgekehrt war. Bittere Vorwürfe mußte dieser von den Seinen für die Schonung der Römer hören, und von ihrem Standpunkt aus hatten die Goten Recht, denn mochten die Italier auch gelegentlich Totilas Milde und Edelmut preisen, gern davon Nutzen ziehen — erbitterte Feinde blieben sie unter dem Einfluß der Senatoren und der Geistlichkeit doch, haßten nach wie vor in den Goten die Barbaren und noch mehr die Arianer. (Protestanten.)

Unbekehrbare Naivität.

Diese Unfälle bewogen Justinian, seinen als Feldherrn bewährten Neffen Germanus mit starken Heereskräften zur endlichen Bewältigung der Ostgoten abzusenden. Germanus hatte nach Witichis Tode dessen Gemahlin Mataswintha geheiratet, und so hoch stand noch das Andenken Theoderichs, daß viele Goten jetzt in der Treue gegen Totila schwankten, überlegend, ob sie diese Treue nunmehr nicht dem Gemahl der Enkelin ihres großen Königs schuldeten, ein Beweis, von welchem Gewicht verwandtschaftliche Beziehungen zum Herrscherhause waren und wie naiv selbst in diesem furchtbaren Kampfe um die nationale Existenz germanische Gemüter denken konnten.

Die vorstehenden Tatsachen sind entnommen dem Buche „Deutsche Erbfehler und ihr Einfluß auf die Geschicke des Deutschen Volkes“ von Oberst a. D. v. Mueller, und zwar dem ersten Band, erschienen 1897 bei F. E. Perthes (Gotha).

Digitized by Google

Bilderbuch aus den Freiheitskriegen.

Kabinettsordre Friedrich Wilhelms an den Freiherrn von Stein (3. Januar 1807):

Ich habe zu meinem Leidwesen gesehen, daß Sie als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der auf sein Genie und sein Talent pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kapricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernachteiligsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Ich muß noch hinzufügen, daß, wenn Sie nicht Ihr respektwidriges Benehmen zu ändern willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann.

Antwort Steins:

Ich befolge die Befehle unbedingt und überlasse Ew. Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit denen Ew. Majestät für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblick des allgemeinen Unglückes wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Person in Ansehung zu bringen.

Stein in Rußland.

Als 1812 in der Freude über den Rückzug der Franzosen die alte Kaiserin von Rußland sagte: „Wenn jetzt noch ein französischer Soldat durch die deutschen Grenzen entrinnt, so werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein", antwortete ihr Stein: „Ew. Majestät haben sehr Unrecht, solches hier auszusprechen, und zwar über ein so großes, treues, tapferes Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten sagen sollen, nicht des deutschen Volkes schäme ich mich, sondern meiner Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten. Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791, 1792, 1793, 1794 am Rhein; nicht das Volk hatte Schuld, man wußte es nicht zu gebrauchen: hätten die deutschen Könige und Fürsten ihre Schuldigkeit getan, nimmer wäre ein Franzose über die Elbe, Oder und Weichsel, geschweige über den Dnjestr gekommen".

Die Flucht Napoleons und der französischen Offiziere durch Deutschland, Dezember 1812.

Der ostpreußische Regierungspräsident Schön zu Stein: „Die französischen Offiziere kamen meist in einem so armseligen jäm-

Digitized by Google

merlichen Aufzuge an, . . . daß sie von ein paar hundert lustigen und wohlberittenen Husaren leicht hätten können abgefangen und zusammengehauen werden. Das Volk wäre dazu wohl lustig und nach den Mißhandlungen und Schändungen, die es von ihnen gelitten hatte, auch wohl berechtigt gewesen; ja hätte nur einer der Oberen die Trompete geblasen, ‚Schlagt tot, schlagt tot', von den Tausenden dieser Generale und Offiziere wäre kein Mann über die Weichsel entkommen". Der preußische General von der Marwitz in seinen Erinnerungen: „Die Vernichtung des ungeheuren französischen Heeres und die Flucht Bonapartes von Rußland nach Paris wirkten sehr verschieden auf das Volk, Hardenberg und den König. Das Volk jubelte und harrte mit Ungeduld auf den Augenblick, wo ihm würde erlaubt sein, über die durchziehenden Franzosen herzufallen und sie alle totzuschlagen. Es erwartete jeden Augenblick, daß der König sich erklären würde. Hardenberg jubelte auch, glaubte aber, mit Napoleon sei es vorbei, und man werde nun durch Demonstrationen und durch Traktate alles erhalten können, was man nur wolle. Der König entsetzte sich, denn er merkte, daß eine Zeit des Handelns kommen werde und beschloß, seinen gewöhnlichen Gang zu gehen, nämlich: nichts zu tun und das Ende abzuwarten. . . Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn schon damals der König das Land aufrief, wie später, die Sache so gut wie beendigt gewesen wäre, denn alsdann wurden nebst einer größeren Anzahl Unteroffiziere und Soldaten viele tausend französische Generale und Offiziere erschlagen oder gefangen, die nun mit Extrapost und Vorspann, zu Pferde und zu Fuß durch unser Land nach Frankreich reisten und dort die neue Armee wieder besetzten, die Napoleon formierte." Napoleon befürchtete vom deutschen Volke nichts. An den Generalgouverneur der Departements der Elbmündungen schrieb er am 2. Dezember 1811: „Urteilen Sie doch selbst, was zu befürchten ist von einem so braven, so vernünftigen, so kalten, so geduldigen Volke, das von jeder Ausschreitung so weit entfernt ist, daß kein einziger Mann während des Krieges in Deutschland ermordet wurde".

Der Staatskanzler Hardenberg.

General von der Marwitz erzählt folgendes Gespräch, das er um Weihnachten 1812 mit Hardenberg hatte: Ich sagte „der gegenwärtige Augenblick müsse jeden Preußen und jeden Deutschen ergreifen; jetzt käme es darauf an, all den Schaden wieder gutzumachen, den man dem Lande getan hätte; wenn die Regierung sich jetzt wür-

Digitized by Google

dig betrage, würde alles Vergangene vergessen werden. Ich käme also, um zu vernehmen, wie er dächte, und um zu allem Vaterländischen die Hand zu bieten." Es war als ob ihm ein Stein vom Herzen fiele; er wurde ganz gesprächig und gab sich ganz preis: „Dies sei seine Meinung auch; schon lange habe er auf einen solchen Zeitpunkt gewartet" — er detaillierte mir alle seine geheimen Verbindungen mit England und (während des Krieges) mit Rußland, — „jetzt müßten und würden wir alles wieder gewinnen, darum werde auch schon gerüstet. Wahrscheinlich aber werde man es nicht brauchen, Napoleon sei so herunter, daß er Frieden machen müsse, und wir würden ohne Blutvergießen bloß durch Negoziationen zu unserm Zweck kommen". Ich erstarrte! — Also noch nicht belehrt? Die Zeit noch nicht begriffen? Napoleon noch nicht kennen gelernt? — Ich sagte: „Wenn dem auch so sei, so werde die Zeit vergehen, der Augenblick sei dringend; wenn man jetzt alle Franzosen festhielte, so ständen wir im Vorteil, und ganz Deutschland würde entbrennen". Er: „Dazu sei der König nicht zu bewegen". — Ich: „Er habe ihn ja doch während seines Ministeriums zu allem gebracht, wozu er ihn habe bringen wollen, so werde ja auch dies möglich sein in dem wichtigsten und dringendsten Momente der Zeit". Er: „Das möge ich nicht glauben, der König ließe sich wohl leiten bis auf einen gewissen Punkt, aber wenn es zur Entscheidung komme, behalte er seinen Willen." Ich ließ fallen: „Wenn es so stehe, würden wir alles verlieren und versäumen." Dieses verneinte er und versicherte, „es werde fleißig gearbeitet, vorzüglich wären wir in Übereinstimmung mit den Österreichern, und der König sei entschlossen, alles zu tun, was diese tun würden. Man könne nichts übereilen; wenn es Zeit sein würde, werde er es mich wissen lassen". General von Bülow äußerte sich über die damalige Politik: „Wozu unterhandelt man? Wozu diese kleinlichen Formeln? Sagte man zu Napoleon: Du *hast uns* entehrt, Du hast uns betrogen und unter die Füße getreten und Gewalt und Schändlichkeiten aller Art in unsern Landen ausgeübt, dafür wollen wir auf Leben und Tod gegen Dich fechten und wo möglich Dich vernichten — sagte man dieses geradezu ohne Umschweife, so behauptete man weit mehr den Charakter des geraden biederen Mannes als immer, da man nur den äußeren Schein durch nichts fruchtende Unterhandlungen retten will." Oberst von Clausewitz über die Volksstimmung 1812: „Die Meinung, daß man Frankreich widerstehen könne, ist unter uns fast gänzlich verschwunden. Man glaubt also an die Notwendigkeit . . . neuer Unterwerfung auf Gnade und

Digitized by Google

Ungnade, endlich einer Entsagung auf den Vorzug eines eigenen Fürstenhauses ... Dies ist die allgemeine Stimmung. Einzelne zeichnen sich noch durch die Frechheit aus, mit der sie auf die Sicherheit und den ruhigen Genuß des bürgerlichen Eigentums pochen; auf die Notwendigkeit, diesem alles zu opfern, auch die Rechte des Königs, auch die Ehre des Königs, auch die Sicherheit und Freiheit des Königs, dies ist die öffentliche Meinung mit wenig Ausnahmen. Die Art, sie zu bekennen, ihr nachzuleben, unterscheidet die verschiedenen Stände und in den Ständen die Individuen. Die vornehmen Stände sind die verderbteren; Hof- und Staatsbeamte die verderbtesten. Sie wünschen nicht bloß wie die anderen Ruhe und Sicherheit, sie sind nicht bloß des Gedankens entwöhnt, unter Gefahren ihre Pflicht zu erfüllen, sie verfolgen auch jeden mit unversöhnlichem Haß, der nicht verzweifelt ... Wer nicht verzweifelt an der Erhaltung des Staates auf dem Wege der Pflicht und der Ehre, wer nicht glaubt, daß nur die bedingungsloseste, schändlichste Unterwerfung Pflicht sei, und daß es der Ehre nicht bedürfe, der ist ein Staatsverräter, der darf sicher sein, von jenen pflichtvergessenen Staatsbeamten gehaßt, verfolgt, vor dem Publikum verleumdet, vor dem Könige angeklagt und dem französischen Gesandten verraten zu werden ... Man kann es bei aller Anhänglichkeit an die Regierung sich nicht verhehlen, daß vorzüglich der Mangel an Vertrauen zu ihr die Quelle der allgemeinen Mutlosigkeit ist. Ebensowenig Vertrauen hat die Regierung gegen die Untertanen, ja sogar gegen sich selbst. Dieser gänzliche Mangel an Vertrauen auf sich selbst und andere ist die allgemeine Ursache unserer öffentlichen Meinung; das beständige Einwirken der Weichlinge, Lasterhaften und Pflichtvergessenen auf diese Meinung ist die Ursache der öffentlichen Meinung."

Die Freiwilligen 1813.

General von der Marwitz berichtet: Der König in Breslau hatte sich inzwischen keineswegs entschlossen. Soviel hatte er, wahrscheinlich durch die heilbringende Nähe Scharnhorsts, begriffen, daß er sich rüsten müsse. Er rief also unterm 3. Februar die ganze Jugend seines Landes auf, um als Freiwillige in sogenannten Jäger-Detachements zu dienen. Ich weiß es ganz gewiß, daß er keineswegs entschlossen war, diese Freiwilligen gegen Frankreich zu gebrauchen; ja, er glaubte nicht, daß welche erscheinen würden. „Freiwillige aufrufen," sagte er, „ganz gute Idee; aber keiner kommen!" Niebuhr

Digitized by Google

berichtet vom 13. Februar aus Berlin: Das Gedränge der Freiwilligen, die sich einschreiben lassen, ist heute so groß auf dem Rathause wie bei Teuerung vor einem Bäckerladen. General von der Marwitz berichtet aus dem März: Aus allen Provinzen waren schon seit drei Wochen Deputierte in Breslau. Diese waren behandelt worden wie 1811. Sie kamen alle mit Anerbietungen zu freiwilligem Dienst, zur Errichtung von Landwehrtruppen, Stellung von Nationalregimentern usw. Keiner wurde gehört, keinem wurde gedankt, keinem widerfuhr auch nur die mindeste freundliche Behandlung, und dann erschien das Edikt, welches gerade dasjenige befahl, was sie freiwillig angeboten hatten. Die Gräfin Schwerin berichtet aus Mecklenburg: Louis hörte, als er eines Abends vom Exerzieren spät nach Hause ritt, in Schlepkow laut kommandieren und fand, als er näher kam, einen alten Mann, der sich mit mehreren Söhnen auf seinem Hofe nach der Dämmerung von einem Unteroffizier auserexerzieren ließ. Als Louis ihnen sein Befremden darüber zu erkennen gab, meinte der Alte, es habe ihn gar sehr verdrossen, daß es mit dem Exerzieren noch immer nicht ordentlich gehen wolle, und da habe er sich mit seinen Söhnen zusammengetan, um für ihr eigenes Geld einen Unteroffizier aus Prenzlau kommen zu lassen, und so dächten sie die Griffe doch endlich wegzubekommen. General von Boyen über eine Landwehrinspektion: „Die Reise, welche mich in alle Kreise des nördlich von Berlin gelegenen Teiles der Mark führte, war eine der angenehmsten, welche ich in meinem ganzen Leben gemacht habe. Jede Musterung der in einem Ort befindlichen Landwehr oder des Landsturms, auf den ich auch meine Besichtigung ausdehnte, war ein Volksfest, und es bedurfte keiner großen Menschenkenntnis, um zu der Überzeugung zu kommen, daß diese Leute bei nur einigermaßen guter Führung für die Erhaltung des Thrones und des Vaterlandes ihr Leben mit Freudigkeit hingeben würden. . . Eines der pommerschen Bataillone, das Anklamer, war nach Jehlinek verlegt, und diese wackeren Leute größtenteils ohne Fußbekleidung. Aber diese barfüßigen Verteidiger des Vaterlands führten die kleinen Bewegungen, die ich sie auf ihrem Wiesentummelplatz machen ließ, mit einer Freudigkeit aus, der man nur seine Hochachtung zollen konnte.“ Den Bericht, den Boyen von dieser Inspektionsreise dem König geben wollte, ließ dessen Generaladjutant Knesebeck nicht zu Ende kommen. Gneisenau am 3. Juli 1813: „Ohne diese Landwehren, wo wären wir nun! Durch sie soll der Staat gerettet werden, denn sie gaben uns die Mittel, unsere Armee zu verdreifachen“.

Digitized by Google

Gegensätze.

General von Boyen berichtet: Die aus Frankreich ankommenden Nachrichten über angeordnete Rüstungsmaßregeln und den dort im Volke herrschenden Enthusiasmus wurden möglichst vergrößert bei uns ausposaunt. . . . Wenn auch vom menschlichen Standpunkt aus dieses Zaudern sich zum Teil erklären läßt, weniger zu verteidigen ist es, wenn ich jetzt zur treuen Vervollständigung dieses Zeitgemäldes noch berichten muß, daß der König im höchsten Grade unbillig gegen den um ihn so hochverdienten Scharnhorst war. Daß Scharnhorst, unterstützt durch die Zeitereignisse, mit seinen Ansichten gesiegt hatte, mochte wohl der Hauptgrund zu diesem Benehmen sein, nur war es ein doppelter Übelstand, daß der König allen Rüstungsvorschlägen dieses Mannes immerwährende Hindernisse in den Weg legte. Nur allein diesem inneren Zerwürfnis ist es zuzuschreiben, daß Preußen nicht schon bei Eröffnung der Feindseligkeiten mindestens 30000 Mann stärker auf dem Schlachtfeld von Görschen auftrat. Was mußte wohl ein solcher Mann wie Scharnhorst empfinden, der der strengen Wahrheit gemäß sagen konnte: Durch mich allein sind die Streitmittel zu einer Rüstung in Preußen vorbereitet, trotz allem Widerstreben habe ich den Gedanken um ein neues Erheben des Staates auf vielfachem Weg aufrechterhalten, und jetzt werde ich im Augenblick der Benützung unaufhörlich gekränkt! Dies alles wirkte auch so stark auf Scharnhorst, daß er den Gedanken faßte, aus dem Dienst zu treten. . . . Gleich nach der Rückkehr des Kaisers Alexander nach Kalisch (März 1813) ging der König auf ein paar Tage nach Berlin, wo eben das Korps des Generals York eingerückt war. Als ich einen von der damaligen Umgebung des Königs um den Zweck dieser schleunigen Reise fragte, sagte mir dieser sehr wichtig: Ja! der König müsse hingehen, um die Soldaten, welche York ganz vom König abwendig mache, wieder für sich zu gewinnen. . . . (Als vor der Schlacht bei Großgörschen, 2. Mai 1813, durch Schuld des russischen Hauptquartiers die Truppen Blüchers und Yorks einander kreuzen mußten:) Der König indes, der trotz aller Dienste, die ihm Scharnhorst geleistet hatte, fortdauernd einen inneren Groll gegen ihn hegte, weil Scharnhorst mit seinen Kriegsansichten doch endlich durchgedrungen war, schob die ganze Schuld des Kreuzens auf den General und äußerte sich darüber laut und öffentlich, wobei Knesebeck (Flügeladjutant), der doch sonst den Freund von Scharnhorst spielte, zu den Äußerungen des Königs, daß so etwas doch eigentlich mit Festungsarrest bestraft werden müßte, in die Hände schlug und einmal über das andere rief: „Das ist recht! So kommt Dienst in die Armee!"

Digitized by Google

Der Waffenstillstand.

(4. Juni bis 16. August 1813.)

Scharnhorst an seine Tochter: „Ich will nichts von der ganzen Welt; was mir wert ist, gibt sie mir ohnehin nicht. Könnte ich das ganze kommandieren, so wäre mir daran viel gelegen, ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig. Da ich das aber nicht kann, so ist mir alles gleich; in der Schlacht finde ich ohnehin bald einen Platz. An Distinktionen ist mir nichts gelegen; da ich die nicht erhielt, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung, und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages." Fürst Radziwill an Stein: „Kurz nach der Kunde vom Waffenstillstande in Berlin angelangt, konnte ich von deren Wirkung auf alle Gemüther urtheilen. Ich vermag Ihnen nicht die Niedergeschlagenheit und die Trauer zu malen, welche auf allen Gesichtern lag. Krieger, Kaufleute, Bürger, Frauen selbst, alles war empört bei dem Gedanken an einen nahen Frieden, der nicht die Freiheit Deutschlands zur Folge hätte". Arndt über den Reichenbacher Kongreß (Juni): „ein schauerlicher Kongreß, denn viele fürchteten, Napoleon, der den Willen und die List der Einheit — Einheit ein gewaltiges Ding bei Unterhandlungen — gegen mehrere hatte, werde das Glück und die Zeit so hinschleppen, und durch Überlistung gewinnen, was nicht mehr durch Waffen erzwungen werden konnte. Wir waren alle viel in Sorgen und Mißstimmungen und oft in bitterm Ärger, wenn wir in den Zeitungen von angenehmen Hoffnungen eines baldigen Friedens lasen". Napoleon zu Metternich bei ihrer Unterredung am 26. Juni: „Zählen Sie auf Deutschland? Schauen Sie, was es im Jahre 1809 getan hat! Um dort die Bevölkerung im Zaum zu halten, genügen mir meine Soldaten, und für die Treue der Fürsten ist mir die Furcht Bürge, die sie vor Euch haben. . . . Die Franzosen können sich nicht über mich beklagen; um sie zu schonen, habe ich die Deutschen und die Polen geopfert. Ich habe in dem Feldzug von Moskau 300000 Mann verloren; es waren nicht mehr als 30000 Franzosen darunter". General v. Boyen über Scharnhorsts Tod: „Obgleich er in der Schlacht von Görschen verwundet war, schien dies doch nicht bedeutend; allein der Gang des Feldzuges, das Zaudern Österreichs und die dadurch hervorgerufene nicht unbegründete Besorgnis eines allgemeinen Ermattens in den Kabinetten wirkten fortdauernd nachteilig auf den vielseitig angegriffenen Körper. (Die Zensur unterdrückte ängstlich jede Äußerung

Digitized by Google

der Sorge und jede Kritik an dem heillosen Diplomatenwesen.) Da ihm jeder Augenblick mit Recht kostbar schien und ihm selbst seine Unthätigkeit lästig ward, so glaubte er trotz der noch nicht geheilten Wunde zu einer Reise nach Wien sich stark genug, um dort womöglich eine Beschleunigung des Krieges herbeizuführen. Dort aber wollte man sich wahrscheinlich noch nicht erklären. . . . Dieser neue Aufschub ergriff den durch Krankheit angegriffenen Mann schmerzlich... wenige Tage nachher endete das Leben des edlen Mannes (die Zensur, selbst der Staatskanzler Hardenberg machten Schwierigkeiten wegen des Abdruckes von Gneisenaus Nekrolog auf Scharnhorst wegen des Schlußsatzes, wo von der mangelnden Anerkennung der Verdienste Scharnhorsts die Rede war)". Niebuhr an die Prinzessin Luise von Preußen am 12. Juli: „E. K. H. wird besser als ich die betrübte Lage unseres Vaterlandes kennen; unwillig, betrogen und dahingegeben, wie es scheint, durch flache Selbstsüchtige, die im Grunde ihrer Seele ohne Zweifel stets über die Zeichen der Begeisterung und der Heldentugenden unseres Volkes gespottet haben". Schleiermachers Äußerung aus dieser Zeit, daß es „noch einer ungeheuren Kraftentwicklung bedarf", um einen Frieden zu erreichen, „der Sicherheit gegen einen baldigen neuen Krieg gäbe", daß der Krieg „den Grund zu einer künftigen Form legen müsse", welche nicht „durch die Willkür sich durchkreuzender diplomatischer Verhandlungen begründet wäre", wurde bedeutet, daß seine Meinungsäußerung „Hochverrat" sei, Goerres wurde als „gedungener Journalist", Arndt als „berüchtigter Vielschreiber", Niebuhrs Römische Geschichte als „in barbarischem Stil geschrieben" in den Akten bezeichnet, der Landsturm wurde als staatsgefährlich aufgehoben. Die Gneisenau, Arndt, Goerres usw., die in dieser Zeit durch die Lohnschreiber der Regierung dem Volke als volksfeindliche Kriegsverlängerer hingestellt, waren es, die nach Napoleons Niederwerfung für die Rechte des Volkes mit dem gleichen Mut und aus dem gleichen Geiste eintraten: sie wollten, daß die Blutopfer, die sie am tiefsten empfanden, nach außen und nach innen nicht umsonst gebracht seien.

Der Herbstfeldzug 1813.

Vorzüglich war das Offizierkorps der französischen Armeen vom Korpschef bis zum Regimentskommandeur herab. Die Großmut der Preußen hatte dem Kaiser beim Durchzuge der Heerestrümmer nach dem russischen Feldzug seine kriegserfahrenen Marschälle, Generale und Obersten gerettet. Bei den Franzosen standen Nord-

Digitized by Google

und Süditaliener, Spanier, Portugiesen, Holländer, Schweizer, Dänen, Polen und Deutsche. Die Vertreter der „Ermattungsstrategie" glaubten allen Ernstes, ihren furchtbaren Gegner aus Deutschland hinausmanövrieren zu können.

Vor der Schlacht bei Großbeeren.

„Schon dachte der Kronprinz von Schweden daran, bei Moabit hinter die Spree zurückzugehen. „Wäre es möglich!" entgegnete ihm Bülow, „Ew. Königliche Hoheit wollten Berlin ohne Schlacht dem Feinde überlassen?" „Was ist Berlin?" erwiderte Bernadotte, „es ist eine Stadt, nichts weiter." „Erlauben Ew. Hoheit, für uns Preußen ist Berlin die Hauptstadt des Königreichs, und ich versichere, daß ich und meine Truppen von ihren Brücken hinter Berlin keinen Gebrauch zu machen wünschen und lieber vor Berlin mit den Waffen in der Hand fallen wollen."" (Varnhagen von Ense.)

Nach der Schlacht bei Großbeeren.

(23. August 1813.)

„Unerklärbar und wahrhaft empörend war dagegen das Benehmen des Berliner Magistrats, indem eine Deputation desselben anlangte und nahe beim General Bülow, ihn kaum bemerkend, vorbeiging, um den Kronprinzen von Schweden aufzusuchen, ihm den Dank der Stadt Berlin für die ihr gewordene Rettung darzubringen." (von Reiche, Memoiren.)

Vor der Schlacht bei Leipzig.

Landvogt von Jasmund, der auf Befehl des Königs von Württemberg mit den gegen Napoleon Verbündeten unterhandeln sollte, schreibt an seinen Souverän: „Ew. Königl. Majestät lege ich meinen alleruntertänigsten Dank ehrfurchtsvoll zu Füßen, daß Allerhöchstdieselben in einem der wichtigsten Augenblicke für das Schicksal Württembergs mich würdig erfunden haben, die ersten Schritte zu tun, um dieses schöne Land wieder mit dem heiligen Interesse Teutschlands zu verbinden. Wenn es mir bisher nur erlaubt war, Wünsche für das Gelingen der allgemeinen guten Sache zu hegen, so geben mir Ew. Königl. Majestät durch diesen ehrenvollen Auftrag die schönsten Mittel an die Hand, meine Gesinnungen für die Befreiung Teutschlands von dem fremden Joche aufs herrlichste zu betätigen; und nie war ich stolzer auf diese Gesinnungen als jetzt, wo sie mir das be-

Digitized by Google

neidenswerte Los verschaffen, mir die Zufriedenheit und den Beifall meines Königs zu erwerben. Mit diesem Gefühl beginne ich das große Werk, zu welchem mich das Vertrauen Ew. Königl. Majestät berufen hat; ich bin umsomehr eines glücklichen Erfolges gewiß, als Dienstpflicht und eigene innere Überzeugung gemeinschaftlich alle meine Schritte dabei leiten werden".

Nach der Schlacht bei Leipzig.

Jasmund erhielt folgende Antwort: „Ew. Hochwohlgeboren soll ich auf allerhöchsten Befehl folgendes auf Dero Schreiben vom 14. Oktober erwidern: Se. Königl. Majestät hätten dasselbige erhalten, müßten aber darüber ihr gerechtes Mißfallen äußern, indem es einen Geist verriete, welcher zwar entfernte und benachbarte Mächte ergriffen habe, welchen aber Ihre Königl. Majestät in dem ihrigen zu unterdrücken wissen würden; Se. Königl. Majestät fordern von Ihren Dienern nur Interesse für Ihren König und sein Reich, und jedes allgemeine Interesse enthalte eine strafbare Einmischung in die Absichten des Gouvernements. Endlich sei es die Pflicht eines jeden getreuen Dieners nur die Sache, für welche Ihr Souverän sich erklärt habe, als die wahre gute Sache anzusehen, und Se. Königl. Majestät erteilten daher nicht nur dem v. Jasmund einen ernstlichen Verweis, sondern werden auch, da Sie jetzt von seinen Gesinnungen unterrichtet sind, ihn für die Zukunft dahin zu stellen wissen, wo dergleichen überspannte Ideen unschädlich werden." Friedrich Gentz an Metternich: „Sie haben Napoleon geschlagen". Vom Einzug der Monarchen in Leipzig berichtet Reiche: „In den Straßen lagen noch viele Blessierte, die nicht fortgeschafft waren, von welchen schon beim Einzuge von den Pferden mehrere zertreten, völlig zerstampft waren, und was nun noch lag und Leben hatte, wurde von den Geschützen ohne Erbarmen überfahren und gerädert". Gneisenau an Clausewitz: „Der König hat mir, als alles in Leipzig auf dem Markte versammelt war, einige kalte, doch etwas freundliche Worte der Zufriedenheit mit unserer Armee gesagt. Mir persönlich nichts. . . . Sie sehen, wie tiefgewurzelt die Abneigung des Königs gegen alle diejenigen ist, die nicht gleiche politische Gesinnung mit ihm gehabt haben". Graf Henckel von Donnersmarck über den Rückzug der Franzosen: „Die Gutmüthigkeit unserer Soldaten war überwiegend; denn sie gaben diesen armen, wie wahnsinnig auf dem Felde umherlaufenden Leuten Brot und Branntwein".

Digitized by Google

Der Friedenskongreß in Frankfurt.

(November 1813.)

Schon am 9. November knüpfte der österreichische Minister Graf Metternich Friedensverhandlungen mit Napoleon an. Diese Hemmungen der Waffenentscheidung kamen stets Napoleon zugute. Auch jetzt wieder gewann er Zeit. Am Anfang des Januar 1814 hatte er wieder eine Armee von 150000 Mann. Gneisenau aus Frankfurt an Boyen: „Der König will überhaupt von einem Rheinübergang nichts wissen und will, daß man hier den Feind erwarte und unterdessen sich erhole, verstärke, kleide. Die Lehre des General Knesebeck war: Man dürfe nicht über den Rhein, weil der Rhein einen Abschnitt mache. . . . Metternich will sich den Ruf als Friedensstifter erwerben". Gneisenau aus Frankfurt an Clausewitz: „Der große lange Mann, der die Leute, die er nicht mag, rückwärts über die Schulter ansieht, findet es sehr thöricht, daß man über den Rhein gehen will. Das sei ja vorher gar nicht die Absicht gewesen, warum man denn jetzt erst auf diesen aberwitzigen Gedanken komme? . . . Was uns denn die am andern Rheinufer angingen? Wir würden doch wohl nicht die lächerliche Idee haben wollen, nach Paris zu gehen?"

In Frankreich.

Am 1. Dezember 1813 vor dem Betreten Frankreichs erließen die Verbündeten ein Manifest, in dem man den Franzosen unter vielen Schmeicheleien auseinandersetzte, daß man nicht mit Frankreich Krieg führe, sondern nur mit Napoleon. Diese Phrase kostete noch viel Blut. Metternich am 13. Januar 1814 an Fürst Schwarzenberg: „Ein Ende machen, und das ruhmvoll; das Wünschenswerte und Nützliche erlangen, ohne es in Paris zu suchen, oder nach Paris gehen, wenn man das Nothwendige nicht erlangen kann. Das ist meine ganze Politik". Blücher am 18. Januar in Nancy: „Mit Flauheit und sich den Franzosen liebes Kind zu machen richtet man nichts aus, die Zeit der Repressalien ist gekommen, sie müssen haarklein herausgeben, was sie den Deutschen auf meist verräterische Weise geraubt haben. Elsaß und Lothringen gehören zu Deutschland, und der Rhein ist ein deutscher Strom". Gneisenau am 27. Januar an Stein: „Die Diplomaten sind ein eitles Volk; ein bestimmter Zeitraum kann ohnedies nicht einer diplomatischen Verhandlung angewiesen werden; jene werden also, wenn man in eine Unterhandlung mit Waffenstillstand willigt, diese über die Gebühr verlängern und Napoleon eine für sich kostbare Zeit gewinnen. Strategie ist die Wissenschaft des Gebrauchs

Digitized by Google

von Zeit und Raum. Ich bin weniger geizig auf diesen als auf jene. Raum mögen wir wiedergewinnen; verlorene Zeit nie wieder".

In Paris.

Graf Wilhelm Schwerin erzählt vom Einzug am 31. März 1814: „Die Garde du korps marschierten so trefflich und glänzend vorbei, daß der König seine volle Zufriedenheit damit äußert. Dieser Anblick vermehrte indes noch sein Mißfallen an der Fußgarde. Wiederholt bekrittelte er ihre Haltung, ihr Marschieren usw. Schwerin konnte nicht lassen, zu bemerken, daß Truppen, die sich noch vor wenigen Stunden so trefflich geschlagen hätten, über diesen Punkt wohl Nachsicht fordern könnten. ‚Eins schadet dem andern nicht', sagte der König in seiner gewohnten Manier, ‚ich kann es wenigstens nicht einsehen'." Gneisenau am 28. April an Clausewitz: „Sie sehen hier, mein Freund, die Hand eines allgewaltigen Schicksals, das unsere Fehler dem Tyrannen zum Verderben gereichen ließ. Man bat, man bettelte endlich um den Frieden; vergeblich! Man wollte ihm Belgien lassen und das linke Rheinufer. Nur Mainz erbat man sich mit einem Radius. Vergeblich! . . . Knesebeck und Schöler bewiesen sehr pedantisch, man müsse eine verständige Art Krieg zu führen anfangen; man sollte an den Rhein zurückgehen, um dort die Festungen zu belagern und uns eine Basis zu erobern. . . . Das schrecklichste Unglück ward geweissagt. Und wirklich, hätte nicht das allgewaltige Schicksal meine Behauptungen gerechtfertigt, indem es unsere Fehler dem Feinde zum Verderben gereichen ließ und die Menschen wider ihren Willen zu den entscheidenden Schritten fortriß — ich weiß nicht, wie es mir ergangen sein würde". Trinkspruch Blüchers nach der Einnahme von Paris: „Mögen die Früchte, welche durch die Schwerter der Armee geführt worden, durch die Federn der Minister nicht wieder vernichtet werden". Knesebeck mißbilligte Napoleons Absetzung: „Dieser sei ein rechtmäßiger, anerkannter Regent, und darum könne man ihn nicht absetzen". Beim Pariser Frieden am 30. Mai erhielt Frankreich Vergrößerungen durch deutsche Landesteile. Der Rhein und Elsaß-Lothringen, der Schlüssel zu Deutschland blieb in der Hand Frankreichs. Das verarmte Preußen, aus dem Frankreich 1807—12 über eine Milliarde Franken erpreßt hatte, bekam keine Kriegsentschädigung. Der durch die Verbündeten eingesetzte König Ludwig XVIII. von Frankreich sagte: „Lieber 300 Millionen aufwenden, um die Preußen zu bekämpfen, als hundert um sie zu befriedigen". Die geraubten Kunstschätze blieben in Paris. Während der Besetzung von Paris ließ man die französischen Gefangenen frei, die deutschen Trup-

Digitized by Google

pen schickte man hinaus, so daß die Franzosen die Übermacht bekamen und deutsche Offiziere mißhandelt wurden. Wie die Franzosen diese Milde auffaßten, zeigt der Pariser Bericht des Württembergischen Generals Neuffer an seinen König: „Überall hört man: Wir sind nicht besiegt, wir sind verkauft, und wir könnten's den Fremden gut beweisen; ihre Anwesenheit belästigt uns und sie fürchten uns, denn dieser Furcht allein verdanken wir all die Schonung".

Wieder in Deutschland.

General von der Marwitz erzählt vom Ende Juli 1814: „Der König reiste im Juni (von Paris aus) mit dem Kaiser von Rußland und mit den Ministern nach England und verbrachte dort einen ganzen Monat mit Festen und Lustreisen. Dann nahm er den Vorwand, das wieder erworbene Neufchâtel zu sehen, um noch einmal nach Paris zu gehen und ganz Frankreich zu durchreisen, wo er vom Pöbel insultiert wurde. Ende Juli kam er nach Potsdam. Die Stadt Berlin hatte einen festlichen Empfang bereitet, Siegessäulen errichtet, Waffentrophäen aufgestellt usw. . . . Der König ward wütend, es mußte wieder abgerissen und alles verdorben werden; und so hielt er mit seinen Garden einen militärischen Einzug, durch leere Straßen, und ohne daß eine einzige Freudenstimme laut geworden wäre. So war es ihm recht". Gneisenau am 28. August 1814 an Arndt: „Gerne würde ich mit nach Wien (zum Kongreß) gehen, wenn ich hoffen dürfte, daß meine Stimme gehört würde. Aber ich würde dort so wenig durchdringen, als es in Paris geschehen ist. Ich würde von den Fremden und selbst von den eigenen Diplomaten nicht gehört werden. . . . Die Notwendigkeit, Preußen bald, sogleich eine Constitution zu geben, habe ich schrift- und mündlich dargethan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunst angehören, gebieten dies. Es gibt kein festes Band um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unsere älteren zu knüpfen als eine gute Constitution. Überdies müssen wir dadurch die Meinung in Deutschland für uns gewinnen. So etwas erwirkt uns den Primat über die Geister. Der dreifache Primat der Waffen, der Constitution, der Wissenschaften ist es allein, der uns aufrecht zwischen den mächtigen Nachbarn erhalten kann".

[Alle hier zusammengestellten Berichte und Urkunden sind ausnahmslos entnommen dem im Jahre 1913 bei Langewiesche-Brandt in Ebenhausen erschienenen Buch: Die Befreiung. 1813, 1814, 1815. Urkunden, Berichte, Briefe mit geschichtlichen Verbindungen von Tim Klein (Preis eine Mark achtzig). Einer weiteren Empfehlung bedarf es nach den vorstehenden Proben nicht. — Für den Wiener Kongreß, bis zu dessen Schwelle wir uns hier haben führen lassen, verweisen wir auf Hofmillers Aufsatz im Juniheft].

Digitized by Google

Die Belagerung von Paris.

Der Gegensatz, den wir in diesem Heft zur Darstellung zu bringen versuchen, könnte wohl in allen Zeiten der deutschen Geschichte aufgewiesen werden. Es ist, als ob zwei verschiedene Völker in Deutschland wohnten, so wie sie Wildenbruch im König Laurin darstellt, von denen das eine in allen entscheidenden Stunden anders entscheidet als das andere, und zwar, wenigstens nach den Erfahrungen dieses Krieges, fast ohne Übergang durch vermittelnde Anschauungen. Aus der Verschiedenheit des den einen und den andern zugänglichen Tatsachenmaterials erklärt sich dieser Gegensatz, wie wir schon öfters hervorgehoben haben, nicht oder jedenfalls nicht vollständig. Es gibt ein a priori auch in der Politik. Nicht nur daß die Nationalehre ein Begriff ist, der zwar durch Erfahrungen geklärt und gestärkt werden kann, in seinen ersten Ansätzen aber angeboren sein muß, auch in den rein praktischen Entscheidungen gibt es ein nicht logisch beweisbares Element, das fast bei jeder von ihnen die Nation in zwei Teile spaltet. Alle Ausdrücke, um diesen Gegensatz zu bezeichnen — wie Machtpolitik und Kulturpolitik — sind unvollkommen, jedenfalls beruht der Gegensatz auf einer entgegengesetzten Vorstellung von dem, was gerade bei diesem Volk mangelhaft und wertvoll, was gerade bei ihm zum Heil und zum Unheil führt, also einer entgegengesetzten nationalen Physik. Wenn wir hier als Beispiel die zwei entgegengesetzten Standpunkte gegenüber der Behandlung des belagerten Paris im deutsch-französischen Krieg darstellen, so könnten wir genau ebenso gut die beiden entgegengesetzten Standpunkte gegenüber der Behandlung des besetzten Paris aus dem Jahre 1815 darstellen. Die Persönlichkeiten und ihr Stand sind dabei gleichgültig. Im Jahre 1815 vertrat der führende General, Blücher, den Standpunkt, den im Jahr 1870 der führende Staatsmann, Bismarck, vertrat. Die Unveränderlichkeit dieses Gegensatzes in einer vielhundertjährigen, überwiegend unglücklichen Geschichte ist die erschreckendste Erfahrung für jeden, der im Stand ist, die Zeit, die er selbst mit seiner höchst wichtigen Gegenwart beehrt, für eine Zeit wie jede andere zu halten und daher mit anderen Zeiten ernstlich zu vergleichen. Blücher wollte hundert Millionen von Paris erheben, läßt die Präfekten verhaften die sich der Requisition widersetzen, muß sie auf Befehl seines Königs freilassen, (die deutschen Soldaten galten den deutschen Diplomaten als ungeschlachte Laien, die in solchen Sachen nicht mitreden können), das Geld zur Befriedigung der erschöpften preußischen Armee

Digitized by Google

soll aus dem erschöpften Preußen gezogen werden, da erklärt der politische Laie Blücher, unter diesen Umständen verzichte die Armee auf die ihr zugesagten Belohnungen „Wir wollen uns lieber auf das äußerste einschränken, als das mühsam zusammengebrachte Einkommen unseres Landes nach Frankreich ziehen und so dieses verruchte Land bereichern, um das wieder aufkeimende Leben unseres Vaterlandes zu vernichten." Wer der Ansicht ist, daß Blücher damit das Richtige getroffen hat, der wird auch unserem, ihm in manchem Betracht verwandten Hindenburg freudig folgen, wenn auch er auf das wirtschaftliche Gebiet übergreifen wird.

Die ersten Andeutungen eines Gegensatzes bezüglich der Beschießung oder Nichtbeschießung von Paris finden wir in den Aufzeichnungen von Busch Mitte November 1870. Es scheint, daß man zunächst angenommen hat, Paris werde sich auch ohne Beschießung in einigen Wochen ergeben. Wir treffen hier eine Art indirekten Denkens, das uns auch im gegenwärtigen Krieg täglich begegnet. Man versetzt sich an Stelle des Gegners, und malt sich aus, was man an seiner Stelle etwa für Gedanken haben würde. Man würde etwa an Stelle der Engländer gegenwärtig oder später sagen: „Wir sehen, daß die Deutschen doch nicht zu besiegen sind, also machen wir Frieden". Damals nahm man wohl an, die Pariser würden sich sagen: „Auf die Dauer können wir uns doch nicht halten, also ergeben wir uns". Auf diese Weise würde man sein Ziel erreichen, ohne gegenüber den Neutralen das Odium einer Beschießung der alten Hauptstadt der Welt auf sich zu nehmen. Dieser indirekten Denkweise gegenüber, die mit abstrakten Begriffen und Bedingungssätzen arbeitet, vertrat Bismarck die nur mit konkreten Tatsachen rechnende direkte Denkweise. Diese Tatsachen waren der tägliche Verlust an deutschen Menschenleben und die fortgesetzte Veränderung der politischen Lage zu Deutschlands Ungunsten; während man in der Umgebung des Königs die Zeit als einen Faktor ansah, der von selbst für uns günstige Ergebnisse bringen könnte, betrachtete Bismarck, wie das Blücher und Gneisenau bei den früheren Besetzungen französischen Gebiets getan hatten, die unausgefüllte Zeit nur unter dem Gesichtspunkt der tatsächlichen Vorgänge: Verlust an Toten, Verwundeten und Kranken, Zusammenballung einer Koalition gegen Deutschland. Diese Koalition, bzw. einen Kongreß der Neutralen, wollte Bismarck durch rasche siegreiche Beendigung des Kriegs vermeiden.

Bismarck deutet in den Gedanken und Erinnerungen, wo er von diesem Gegensatze spricht, immer wieder an, daß hohe Frauen, von

Digitized by Google

England beeinflußt, die oberste Heeresleitung hinderten, nach militärischen Gesichtspunkten zu verfahren. Marcks sagt in seiner 1915 erschienenen kleinen Bismarck-Biographie: „Bismarck hat sicher unrecht gehabt, den Widerstand der Generalstäbe auf unsachliche, weiblich-englische Einflüsse zurückzuführen, deren Bestand so unzweifelhaft ist wie ihre Bedeutungslosigkeit für den König und für Moltke"; in seinem 1900 erschienenen Wilhelm I. sagt er, man dürfe annehmen, daß der König in der Korrespondenz mit seiner Gemahlin „den Ansturm einer falschgerichteten Humanität der Hauptsache nach zurückgewiesen haben wird". Uns beschäftigt hier die Frage nach der Wirkung oder Wirkungslosigkeit solcher Anschauungen nicht, sondern nur ihr Vorhandensein und ihr übergangsloser Gegensatz zu den Anschauungen des Bundeskanzlers und Roons, des preußischen Kriegsministers. Auch der bayerische Kriegsminister Prandh stand auf Roons Seite. „Wenn es dem Prandh nach gegangen wäre", sagte im Jahre 1893 Bismarck zu dem bayerischen Redakteur Memminger, „dann wäre schon am 19. September gehörig nach Paris hineingepfeffert worden".

Die Mehrzahl der militärischen Instanzen, vor allem der Generalstabschef Moltke, war auf der Gegenseite und wies Bismarcks Forderung der Beschießung als Einmischung der Politik zurück, wie überhaupt Bismarck niemals ein annähernd so großes Gewicht in die Wagschale kriegerischer Entscheidungen zu werfen hatte, wie es nach wohl überwiegender Anschauung unserer Zeitgenossen und des Reichstags der gegenwärtigen Regierung zuerkannt wird. Der preußische Kronprinz wollte nach seiner Tagebucheintragung vom 28. November warten, bis mehr Munition da wäre und Bismarcks Verlangen der Beschießung von Paris wurde als Dilettantismus bekämpft. Einhellig für Beschießung waren, soweit wir sehen, die Artilleristen. Sie erklärten, daß die vorhandenen artilleristischen Mittel für einen glänzenden und raschen Erfolg der Beschießung weitaus genügten, und an ihr Urteil hielt sich Bismarck. Er war überzeugt, daß nur politische Gründe entgegenstanden, auf die man sich den Artilleristen gegenüber zurückzog, während man sich dem Kanzler gegenüber auf die technischen Gründe zurückzog. Wir können heute wohl sagen, daß der Gegensatz ein Gegensatz nicht der Informationen, sondern der politischen Physik war.

Der typische deutsche Gegensatz zeigt sich auch in der Beurteilung der Wirkung auf die Neutralen: „Da hat man nun", sagt Bismarck am 25. November, „den ungeheuren Belagerungspark herangeschafft, alle Welt erwartet, daß wir schießen, und bis heute stehen die Ge-

Digitized by Google

schütze müßig. Das hat uns sicher bei den Neutralen geschadet". Von der Wirkung auf den Feind sagt er am 28. November „die Pariser bilden sich ein, es ist uns von London, Petersburg und Wien verboten zu schießen", „hätten wir vor vier Monaten zu bombardieren angefangen", sagt er am gleichen Tag, „so wären wir jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach in Paris, und das ist die Hauptsache". Die der englischen Einmischung am zugänglichsten Kreise verkannten, daß im Krieg die Zeit gegen uns und für England arbeitet.

Von der Gegenseite wurde nach Bismarcks Äußerungen im Dezember geplant, Proviantmagazine für die Pariser anzulegen, die aus England und Belgien gefüllt werden sollten, so daß die Pariser sogleich zu essen hätten, wenn sie kapitulierten. Bismarck war nicht dafür. Er fand, es sei keine Zumutung für die Mangel leidenden deutschen Soldaten, solche Vorräte anzusehen, ohne sie anrühren zu dürfen und außerdem würde die Belagerung dadurch verlängert werden, daß es dann die Pariser bis auf den Tag ankommen ließen, wo das letzte Brot verzehrt und das letzte Pferd geschlachtet sei. Die Begriffe von Menschlichkeit gingen auseinander, indem die einen wie es scheint einem mehr abstrakten Begriff von Menschlichkeit nachgingen, wie er auch in der ausländischen Presse zu Artikeln verarbeitet wurde, während Bismarck seine menschliche Pflicht darin erblickte, Leiden und Gefahren von den deutschen Soldaten abzuwenden. Jene tatsächlich vorhandenen Menschlichkeitsrücksichten gegen den Feind wurden von diesem und den feindlichen Neutralen nicht geglaubt. Ein Franzose sagte in einem Vortrag in London, die Ansicht, König Wilhelm beschieße Paris nicht aus Menschlichkeit, sei zum Lachen; er tue es nicht, weil die tapferen Marinesoldaten der französischen Forts ihn nicht herankommen ließen. Bismarck und Roon wünschten, daß Reichstag und Presse sich der Sache annähmen; selbst mit ihren Anschauungen hervorzutreten, war während des Kriegs aus dienstlichen Gründen selbstverständlich unmöglich, und der Philister kam nicht auf den Gedanken, daß eine andere Anschauung als die offiziöse bei Männern wie Bismarck und Roon vorhanden sein könnte und daß es diesen erwünscht wäre, wenn ein selbständiges politisches Empfinden des Volkes sich geltend mache. Im Verlauf des Dezember trat allerdings in Berlin eine immer erregtere Stimmung ein. Nach einem Bericht Moritz von Blankenburgs an Roon vom 18. Dezember, den Roon in seinen Denkwürdigkeiten mitteilt, hatte ein Offiziant der englischen Botschaft zu dieser Stimmung beigetragen, indem er in einem Berliner Lokal erklärte, „wir Engländer leiden das Bombardement nicht".

Digitized by Google

Die deutschen Zeitungen forderten immer lauter das Bombardement und dem König konnten nun täglich derartige Preßäußerungen vorgelegt werden.

Als der Beginn des Bombardements bevorzustehen schien, sagte Bismarck am 15. Dezember, „der Erfolg werde in den ersten Wochen vielleicht gering sein, da die Pariser Zeit gehabt hätten, Vorkehrungen dagegen zu treffen". Als es einmal so weit war, daß Bismarck und Roon durchdrangen, schien es Gegner des Bombardements nicht mehr zu geben, und niemals gegeben zu haben. Am 23. Dezember schreibt Roon nach Hause: „Jetzt endlich ist der Widerstand gegen das Bombardement hier gebrochen. Hätten wir schon vor 8 Wochen Ernst gezeigt, so wären wir zu Weihnachten auch vielleicht zu Hause gewesen, heute habe ich den König bestimmt, die ganze Angelegenheit in bessere Hände zu legen, aber warum war dies vor 8 Wochen nicht möglich? Weil mir Alles widersprach und den König dadurch abhielt, sich mit voller Entschiedenheit zu entschließen", und am 24. Dezember an Blanckenburg: „Heute, wo es offene Gegner der von mir vertretenen Ansichten gar nicht mehr gibt, wo ich die traurige und ungenügende Satisfaktion habe, daß meine Anordnungen und Vorschläge nunmehr widerspruchslos ausgeführt werden, bin ich natürlich redelustiger, wenn auch sonst keineswegs lustiger überhaupt. Denn ich bin mir mit großer Deutlichkeit bewußt, wie viel kostbarer und blutiger meine Vorschläge heute durchzuführen sind, als noch vor 6 Wochen". Verzögert wurde die Herbeischaffung von Munition auch dadurch, daß etwa 1500 Axen mit Speck für die Pariser beladen waren. Dieser Speck wurde späterhin von den Parisern abgelehnt. Als am 1. Januar 1871 Mont-Avron in einem Tage zusammengeschossen und ohne Verlust besetzt war, schrieb Bismarck an seine Gattin: „Die bisherigen Gegner des Angriffs sind bekehrt, fast etwas sauerblickend über die raschen Erfolge der Artillerie, denn jeder sagt sich nun im Stillen, das hätten wir vor 2 Monaten auch gekonnt, wenn nicht ein Dutzend Leute von Einfluß aus verschiedenen Gründen es hinderten", und am 4. Januar: „Man findet schwer jemand, der es eingestände, jemals gegen Schießen gewesen zu sein, und doch ist es erst 3 Wochen her, daß von denen, die zum Kriegsrath zugezogen wurden, Roon der einzige Rechtgläubige war, und der ‚General-Adjutant' Boyen noch die Reichstagsherrn zu überzeugen suchte, daß Roon aus Mangel an Verstand und ich aus Verbitterung gegen den Generalstab die Einzigen wären, die nach Schießen verlangten, weil wir's beide nicht verständen". Es war also so, daß Bismarcks politische Gründe für

Digitized by Google

die Beschießung abgelehnt wurden, weil der Politiker nicht in militärische Dinge hineinreden dürfe, und seine militärischen Gründe, weil er vom Militärischen nichts verstehe. Erst als furchtbare Opfer nutzlos gebracht waren, zeigte es sich, daß die technischen Bedenken gutgläubiger Vorwand für inneres Widerstreben gewesen waren.

Die Verluste vor Paris schätzte Bismarck auf monatlich 2000 Mann. Die gesundheitlichen Schädigungen des deutschen Heers durch eine derartige Belagerung in einem ungewöhnlich harten Winter ließen sich nicht absehen. Ganz besonders hoch schätzte Bismarck die Seuchengefahr ein, die damals noch wesentlich größer war als heute, aber auch kriegerische Wechselfälle hielt er bei längerer Fortsetzung nicht für ausgeschlossen. Er rechnete auch damit, daß infolge von Kälte und Hunger die deutschen Truppen gegenüber dem an Zahl überlegenen Gegner nicht mehr die siegreiche Schwungkraft aufbringen würden wie in den ersten Kriegsmonaten. Was ihn aber keine Nacht mehr ruhig schlafen ließ, das war die mit jedem Tage wachsende Möglichkeit neutraler Einmischung; er fürchtete, daß die Heldentaten des deutschen Heeres in den Augen der europäischen Neutralen schließlich verblassen würden gegenüber dem Eindruck von Schwäche in der Haltung vor Paris. Sogar mit einer Einmischung Amerikas rechnete er, wenn Frankreich Zeit gegeben würde, „das europäische Gleichgewicht oder die menschenfreundliche Heuchelei, durch welche die Festung Paris gegen ernste Belagerung gedeckt wurde, zur Unterlage seiner Initiative" zu machen. Die Sprache der englischen Blätter wurde während der nutzlosen Belagerung fortgesetzt anmaßender. „Gelang es", sagt Bismarck in den Gedanken und Erinnerungen, „eine Verständigung zwischen den übrigen Mächten oder auch nur zwischen zweien von ihnen herbeizuführen, um eine Warnung, eine scheinbar von der Menschenliebe eingegebene Frage an uns zu richten, so konnte niemand wissen, wie schnell sich ein solcher erster Ansatz zu einer gemeinsamen, zunächst diplomatischen Haltung der Neutralen entwickeln würde. Nationalliberale Parlamentarier haben einander im August 1870 geschrieben, ‚daß jede fremde Friedensvermittlung unbedingt abzuweisen sei', haben mich aber nicht wissen lassen, wie dem vorzubeugen sei, wenn nicht durch schnelle Einnahme von Paris."

Die Geschichte der Beschießung von Paris gäbe kein vollständiges Bild vom deutschen Wesen, wenn nicht gesagt worden wäre, Bismarck habe sie verhindert. Wir geben zum Schluß den Brief an die Gattin vom 28. und 29. Oktober: „Ich muß heute noch meine

Digitized by Google

Entrüstung über den auch Dir gemeldeten und in vielen Zeitungen gedruckten Gedanken zu Papier bringen, als hemmte ich das Spiel unserer Geschütze gegen Paris und trüge damit die Schuld an der Verlängerung des Krieges. . . Es schwebt über der Sache irgend eine Intrigue, angesponnen von Weibern, Erzbischöfen und Gelehrten, bekannte hohe Einflüsse sollen mitspielen, damit das Lob des Auslands und die Phrasenberäucherung keine Einbuße erleiden. Jeder klagt hier über Hindernisse anonymer Natur, der eine sagt, man stellt die Artillerie-Transporte auf den Bahnen zurück, damit sie nicht eintreffen, der andere schilt auf Mangel früherer Vorbereitung, der dritte sagt, die Munition sei noch zu wenig, die vierte, die Armierung unfertig, der fünfte, es sei alles da, nur der Befehl zu schießen nicht. Dabei frieren und erkranken die Leute, der Krieg verschleppt sich, die Neutralen reden uns drein, weil ihnen die Zeit lang wird, und Frankreich waffnet mit den 100000en von Gewehren aus England und Amerika. Das alles predige ich täglich, und dann behaupten die Leute, ich sei Schuld an dem Verschleppen, was vieler ehrlicher Soldaten Tod verursachen kann, um sich vom Auslande für Schonung der ‚Civilisation' loben zu lassen."

Digitized by Google

Die Preßverhältnisse 1870.

Bismarck, der nicht wollte, daß ihm von den Militärs in die Politik hineingeredet werde, vermied ebenso streng, in die Befugnisse der Militärs einzugreifen. Er hatte natürlich seine eigenen Anschauungen auch in militärischen Dingen und sprach sie im vertrauten Kreis unumwunden aus; es ist uns aber bis jetzt kein Fall bekannt geworden, in welchem er mit Hilfe militärischer Stellen in die Presse während des Kriegs eingegriffen hätte. Er war von journalistischen Mitarbeitern begleitet, die nach seinen Angaben für die offiziösen und für alle andern erreichbaren in- und ausländischen Blätter in seinem Sinne schrieben; auf die ihm feindlich gesinnten Blätter suchte er nicht mit Gewaltmaßregeln einzuwirken, sondern durch Aufsätze in den ihm nahestehenden Blättern. Die Verhaftung des Demokraten Jacoby durch General Vogel von Falckenstein hat er nicht nur nicht veranlaßt, sondern wiederholt in scharfer Weise getadelt. Dem gleichen General, der Generalgouverneur der Küstenlande war, hat Bismarck in einem Erlaß, der kürzlich in der deutschen Strafrechtszeitung zum ersten Mal gedruckt wurde, seine Auffassung von der Handhabung des Gesetzes über den Kriegszustand am 23. Juli 1870 wie folgt dargelegt: „Eure Exzellenz wollen sich . . . lediglich durch die Rücksichten und Bedürfnisse der Kriegführung bestimmen lassen. Letztere gewähren Ihnen das zweifellose Recht, jeder Person, auf welche der Verdacht des Einvernehmens mit dem Feinde fällt, durch Verhaftung und Detention unschädlich zu machen, ohne daß die Suspension eines Verfassungsparagraphen erfolgt ist. Um über den Charakter derartiger Maßregeln keinen Zweifel zu erlassen, wird es sich empfehlen, alle Ihre Befehle durch das Militär oder wenigstens auf militärische Requisition ausführen zu lassen. Bei dem patriotischen Aufschwunge, der alle Kreise der Bevölkerung über gewöhnliche advokatische Interpretationen erhebt, werden wir einem ernsten juristischen Widerspruch gegen die volle Anwendung des Kriegsrechts nicht begegnen. . ." Bismarck hatte von der Trennung der militärischen und der politischen Gewalt und Verantwortlichkeit die gleichen Anschauungen, wie sie in unserer Zeit der Reichstagsabgeordnete Dittmann von der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft in der Reichstagssitzung vom 25. Mai 1916 und der Zentrumsabgeordnete Pfleger im „Bayr. Kurier" vom 2. September 1916, beide auf Grund historischer Studien, vertreten haben.

Gerade die Beschäftigung mit den Preßverhältnissen des deutsch-französischen Krieges ist besonders lehrreich. Der Gegensatz zwischen

Digitized by Google

Sozialdemokratie und bürgerlichen Parteien war damals bekanntlich entsprechend der geringen Ausdehnung der sozialdemokratischen Bewegung allerdings noch in den Anfängen, dafür aber der Gegensatz innerhalb der, bei Kriegsausbruch zum Teil noch nicht einmal in einem Bundesverhältnis stehenden deutschen Staaten umso größer und unter dem Schutz der Preßfreiheit konnte eine Neuorientierung des Volkes unter dem Eindruck der Kriegserlebnisse stattfinden; die Regierung traute sich zu, über die alten Partei- und Stammesgegensätze hinweg in unmittelbare Fühlung mit dem Volksempfinden zu treten. Die Kriegsziele — Elsaß-Lothringen — und ebenso der Bündnisvertrag mit Bayern wurden von Anfang an und mitten in einem Entscheidungskrieg, der von undankbaren und kurzsichtigen Beurteilern fünfundvierzig Jahre nach seiner glorreichen Durchführung als Kinderspiel betrachtet wird, aufs heftigste erörtert. In Bayern wurden Angriffe gegen das preußische Bündnis laut, von deren Heftigkeit sich unsere Generation glücklicherweise gar keine Vorstellung mehr machen kann und in Berliner Blättern wurde Bismarck aufs heftigste angegriffen, weil er angeblich Bayern zu weit entgegenkomme.

Um sich von der gefahrvollen Lage der damals nicht so wie heute gerüsteten, zum Teil noch nicht einmal irgendwie militärisch einheitlichen deutschen Lande einen Begriff zu machen, muß man sich erinnern, daß während des Kriegs Abweichungen von der Neutralität festzustellen oder zu befürchten waren bei England, Holland, Italien, Rußland, Österreich, Belgien, Luxemburg, Schweden, Dänemark.

Man ist geneigt angesichts der so ungeheuren Ausdehnung des gegenwärtigen Kriegs die militärischen und politischen Leistungen des deutsch-französischen Kriegs ebenso zu unterschätzen wie die Leistungen des Volks in den Befreiungskriegen; die Opferwilligkeit der nichtkämpfenden Bevölkerung im Jahre 1813 kann überhaupt nicht übertroffen und muß als höchstes Ideal der Gegenwart vorgehalten werden. Wenn ein Krieg siegreich zu Ende geführt ist, erscheinen die Leistungen leicht geringer als sie gewesen sind, und es ist eine der kläglichsten Erscheinungen der Gegenwart wie dieselben Leute, die es für vermessen halten irgendeine Maßnahme zu beurteilen, solange es noch Zeit ist, späterhin, wenn die Maßnahme zum Guten oder zum Schlechten ausgeschlagen ist, so reden, als ob sie von Anfang an sich klar gewesen wären. Von dem Gesichtswinkel solcher Leute aus erscheint die Pressepolitik Bismarcks inmitten eines Existenzkampfes, inmitten eines noch ungeeinten Deutschlands, inmitten eines auf dem

Digitized by Google

Anschlag stehenden Europas als Kinderspiel. Diese Pressepolitik war aber von großer Kühnheit. Angesichts des auf innere Gegensätze lauernden feindlichen und neutralen Auslands konnten Dinge von äußerster Delikatesse wie der Bündnisvertrag mit Bayern unumwunden besprochen werden. „Wie die über die Verträge herziehen! Kein gutes Haar lassen sie dran", sagte Bismarck am 4. Dezember 1870, als er die Zeitungen durchgesehen hatte, und fügte hinzu: „Nun ja, die Kritik muß man sich gefallen lassen". Er ging von dem Gesichtspunkt aus, daß vorhandene Gegensätze nicht abgeschwächt, sondern verstärkt werden, wenn sie nicht ausgesprochen werden können; den in allen Parteien neben den Patrioten vorhandenen Hetzern werde es unmöglich gemacht, für das Gemeinsame und Verbindende des Krieges einzutreten, vor allem aber werde die große Mehrzahl derjenigen im Volk, die nichts als das gemeinsame Beste wollen, verhindert, gegenüber den Parteiprimadonnen ihren Willen durchzusetzen. Er war überzeugt, daß wenn selbst mitten im Krieg der innere Wille zur Einheit nicht groß genug sei um die Gegensätze zu überbrücken, keine Zensur helfe; wenn er aber groß genug sei, hindre die Zensur eine Neugestaltung im nationalen Sinn.

Eine reiche Quelle für die Preßverhältnisse des Siebziger Kriegs sind die Tagebuchaufzeichnungen von Moritz Busch, der, dem Literarischen Bureau des preußischen Staatsministeriums zugeteilt, Bismarck ins Hauptquartier begleitet hatte. Man sieht da, wie Bismarck die Artikel, die er geschrieben haben wollte, unmittelbar veranlaßte und sich niemals militärischer Stellen bediente, um einen Druck auf die Presse auszuüben; die militärischen Stellen verhinderten, was sie militärisch für bedenklich hielten, politische Angriffe auf die Regierung waren zugelassen und die Regierung wehrte sich dagegen in den ihr erreichbaren Blättern; Bismarck sah politische Angriffe insofern sogar gern, als er es für zweckmäßig hielt ihnen ein Ventil zu geben und sie bekämpfen zu können. Auch überschwängliche nationalistische Forderungen sah er gern, teils aus militärischen Gründen, um den Feinden und Neutralen den Siegeswillen der Nation zu zeigen, teils aus politischen, um in den Verhandlungen mit Gegnern darauf fußen zu können. Kriegsziele nach innen und nach außen stellte er selbst auf, und zwar vor Sedan; es war ihm nur recht wenn sie ins Ausland drangen: das Hauptziel nach außen — Elsaß und Lothringen — ließ er zuerst in dem uns auch damals gefährlichsten Lande durch zwei Artikel in der englischen Presse bekanntgeben.

In der Zeit der äußersten Spannung wegen der spanischen Thron-

Digitized by Google

kandidatur, am 8. Juli 1870, übermittelte Lothar Bucher, der Leiter der Presseabteilung, an Busch folgende Weisung Bismarcks: „Auf die Redakteure, die etwa durch die Börse eingeschüchtert sind, würde, wo möglich, persönlich einzuwirken sein. Durch die Vorstellung, daß, wenn die deutsche Presse dem Skandal der französischen schüchtern begegnete, die Franzosen immer unverschämter werden und auch in andern Fragen, die Deutschland näher angehen, unerträgliche Ansprüche machen würden. Eine feste kühle Haltung mit etwas Spott über die erhitzten Herren, die gern jemand umbringen möchten, und nicht wissen, wen, wäre die geeignete, um dem Skandal bald ein Ende zu machen und ernstliche Komplikationen zu verhüten."

Bereits am 22. August notiert Busch: „Es ist jetzt kein Zweifel mehr, daß wir im Falle einer endgültigen Besiegung Frankreichs das Elsaß und Metz mit seiner Umgebung behalten werden". Der Kanzler wünsche die Gedankengänge, die zu dieser Annexion nötigten, in der englischen Presse „in akademischer Weise" entwickelt zu sehen.

Am 30. September notiert Busch: „Wieder einen Brief von Bamberger in Baden-Baden erhalten, der fortfährt, sein Talent und seinen Einfluß in der Presse im Sinne des Kanzlers geltend zu machen. Ihn in der Antwort gebeten, gegen den Unfug aufzutreten, daß deutsche Journalisten schon jetzt, wo wir noch im Kriege und kaum aus dem Gröbsten fertig wären, schon mit Eifer der Mäßigung das Wort reden. (Die ärgste ist die „Kölnische Zeitung", bei der sich der Gedanke, daß Metz nicht deutsch werden dürfe, weil es französisch spreche, fast wie eine Monomanie äußert.) Die Herren brächten schon ihre Ratschläge zu Markte, wie weit man deutscherseits in seinen Ansprüchen gehen könne und dürfe, und plädierten so zu Gunsten Frankreichs, während sie doch viel klüger täten, hohe Forderungen zu stellen. Damit man — sagte der Minister, als er sich hierüber als über eine „Abgeschmacktheit" beklagte — wenigstens was Ordentliches bekommt, wenn auch nicht alles was man fordert; sie werden mich noch zwingen, die Maaslinie zu verlangen."

Die persönlichen Schmähungen der ausländischen Presse gegen Bismarck ließ dieser für die deutsche Presse übersetzen. Ein Brüsseler Blatt schrieb im Herbst 1870 über ihn, daß seine Agenten Mädchen ihren Vätern, Frauen ihren Männern, Nonnen aus Klöstern entführten, um sie in das Serail des Kanzlers zu bringen; als entmenschter Gatte vergesse er seine hohe Stellung und behandle seine Frau mit der Karbatsche. „Folgen wir Bismarck Schritt für Schritt auf den Etappen seines Lebens, so sehen wir ihn immer aus der Po-

Digitized by Google

litik ein Gewebe von Intriguen machen und dem Ehrgeiz eines stolzen Despoten alles das zur Verfügung stellen, was der menschliche Geist auf dem Gebiete verschlagener Tücke, schurkischer Gesinnung und verbrecherischer Denkart in sich bergen kann... Dieser hochfahrende, anmaßende und brutale Mensch wohnt fühllos der Hinrichtung ganzer Völker bei und zeigt der Welt, wie weit es die Menschenseele im Raffinement der Grausamkeit bringen kann." Der Lügenkrieg gegen das deutsche Heer arbeitete mit denselben Mitteln wie im gegenwärtigen Krieg: abgeschnittene Nasen und Ohren usw.

Am 20. November 1870 sprach Bismarck bei Tisch die Hoffnung aus, daß die Verständigung mit Bayern doch noch gelinge, worauf erwähnt wurde, ein Berliner Blatt habe ein Telegramm dieses Inhaltes gebracht. Der Kanzler erwiderte: „Das ist mir doch nicht angenehm, das ist zu frühzeitig. Aber freilich, wo so ein Haufen vornehmer Leute ist, die nichts zu tun haben und sich langweilen, da bleibt nichts geheim". Den Gedanken, Nachrichten und Besprechungen über die Verständigung mit Bayern etwa zu verhindern, scheint Bismarck niemals auch nur erwogen zu haben, so gefahrvoll derartige Debatten ihm erscheinen mußten, während die deutschen Heere einem ungebrochenen Feinde im Feld und einem mißgünstig lauernden neutralen Ausland gegenüberstanden. „Die Zeitungen sind unzufrieden mit dem bayrischen Vertrage", sagte er am 1. Dezember,... „sie tun, als ob wir den Krieg gegen Bayern geführt hätten... Ehe sie den Vertrag gutheißen, wollen sie lieber warten, bis sie die Einheit kriegen in der ihnen genehmen Form. Da können sie lange warten. Ihr Weg führt nur zur Verschleppung, während es doch rasch handeln heißt. Zögern wir, so gewinnt der böse Feind Zeit, Unkraut dazwischen zu säen". Am 4. Dezember sagte Bismarck: „Da habe ich mir die Zeitungsausschnitte angesehen. Wie die über die Verträge herziehen! Kein gutes Haar lassen sie dran. Die „Nationalzeitung", die „Kölnische" — die „Weserzeitung" ist wie immer noch die vernünftigste. — Nun ja, die Kritik muß man sich gefallen lassen. Mir ist's einerlei wenn sie mich tadeln, wenn die Sache nur durchgeht im Reichstage."

In seinem eigenen, dem politischen Ressort, schreckte Bismarck vor Gewaltmaßregeln nicht zurück, wobei er sich, soweit wir sehen, ausschließlich politischer Organe bediente. So notiert Busch bezüglich der aus dem Literarischen Bureau des preußischen Staatsministeriums hervorgegangenen „Provinzialkorrespondenz" am 21. Dezember 1870: „eine Weisung des Ministers an das Auswärtige Amt,

Digitized by Google

wenn die „Provinzialkorrespondenz" noch einmal die Energie Gambettas anerkenne oder Ähnliches bringe, solle sofort und mit allen Mitteln die Ausgabe des Blattes verhindert werden".

Am 15. Mai 1871 notiert Busch: „Auf Befehl des Chefs wegen eines Artikels in Nr. 113 der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" an Braß (Chefredakteur der Nordd. Allg.) geschrieben, daß der Fürst es nicht in der Ordnung findet, wenn Lobeserhebungen anderer Blätter von einem Journal, das für das des Gelobten gilt, nachgedruckt werden, und daß er sich derartigen Unfug für die Zukunft ganz entschieden verbittet".

Was den Ton der Polemik anlangt, so hielt Bismarck streng darauf, daß sowohl gegen Feinde als auch gegen politische Gegner beleidigende Ausdrücke vermieden wurden. Busch mußte sich im Anfang seiner Tätigkeit manchen Verweis in dieser Richtung gefallen lassen. Schimpfworte wurden von Bismarck schonungslos gestrichen; er ermahnte Busch bei solchen Gelegenheiten, nie zu vergessen, daß er für das vornehmste Auswärtige Amt der Welt arbeite. Charakteristisch in dieser Hinsicht sind die Striche, die Bismarck an Artikeln vornahm, die er selbst inspiriert hatte; er gebrauchte mündlich Ausdrücke, die er sofort strich, wenn sie ihm in einem zum Druck bestimmten Artikel schriftlich vorgelegt wurden. Wir bringen als Beispiel einen Artikel für die „Nordd. Allg. Ztg." aus dem Juni 1871; die in eckigen Klammern stehenden Wendungen sind von Bismarck gestrichen, wobei Busch bemerkt, daß ihm der Kanzler diese Wendungen fast wörtlich so mündlich angegeben hatte:

„Täglich begegnen wir Berichten, nach denen die Deutschen in Frankreich, namentlich in Paris, übler Behandlung und arger Beeinträchtigung ihrer Rechte ausgesetzt sind. Bankiers entlassen deutsche Kontorbeamte, denen sie langjährige treue Dienste danken, Fabrikanten erklären, in Zukunft keine deutschen Arbeiter mehr beschäftigen zu wollen, Akademien und Institute sogar, die Sammelstellen und Gipfel französischer Gelehrtheit [und wie man gerne glauben möchte, französischer Weisheit] demonstrieren in deutschfeindlichem Sinne, indem sie künftig keine Korrespondenten unter den deutschen Bürgern der allgemeinen Gelehrtenrepublik haben wollen. Alle diese mehr oder minder kleinlichen Kundgebungen der Verbitterung mögen einfach mit Bedauern als Symptome einer Stimmung verzeichnet werden, die eine Zukunft im Schoße trägt, gegen die wir uns zu sichern haben. Aber die Franzosen, vor allem die Pariser, sind weiter gegangen in dem kleinen Kriege, mit dem sie den nun beendigten großen fortsetzten.

Digitized by Google

Sie haben sich gegen die Deutschen, die zur Ordnung ihrer Angelegenheiten oder zur Wiedereröffnung ihrer Geschäfte zurückgekehrt waren [von einer zügellosen Presse aufgestachelt], Handlungen erlaubt, die von zivilisierten Nationen selbst im Kriege für ungebührlich angesehen werden. Sie haben Deutsche an der Eröffnung ihrer Läden verhindert und das Etablissement eines Deutschen verwüstet, sie haben andern Deutschen den Besuch der Börse verwehrt, sie haben harmlose Angehörige Deutschlands, lediglich weil sie Deutsche waren, in Haft genommen. Das geht nicht die Zukunft an, sondern die unmittelbare Gegenwart, und erheischt sofortige Abhilfe. Wir haben Frieden geschlossen, und wir wollen den Frieden aufrichtig und ehrlich halten, aber selbstverständlich in der Voraussetzung, daß auch das französische Volk diesen [von seiner Regierung gesuchten und erlangten] Frieden hält. Wir werden uns, wenn man dem geschilderten Unfug nicht [bald und gründlich] steuert, wenn die französische Regierung friedliche und kein Gesetz übertretende Deutsche nicht schützt [im Interesse der Angehörigen und im Hinblick auf die Ehre Deutschlands], über die Frage der Repressalien schlüssig machen [und wir werden uns nicht wundern, wenn man dann für jeden widerrechtlich verhafteten Deutschen, der nicht auf ergangene Reklamation ohne Verzug entlassen wird, in dem von uns einstweilen okkupierten Gebiete Frankreichs Verhaftungen französischer Bürger verfügte. Wir würden es nicht außer der Ordnung finden, wenn man mit der Evakuierung gewisser Departements bis zu größerer Beruhigung der Leidenschaften einhielte. Ja nach Befinden könnte auf Grund dieser beklagenswerten Erscheinungen selbst gegen Paris, den Herd derselben, wieder vorgegangen werden.]"

Aus einer späteren Zeit führen wir als Beispiel der Bismarckschen Pressepolitik an die Anregung aus dem Januar 1880, von der der deutsche Botschafter in Wien gelegentlich und vorsichtig Gebrauch machen sollte, „die österreichische Regierung möge, da die italienische Regierung die Irredenta zwar nicht gerade fördere, aber doch gewähren lasse, die Vereine und die Presse in Österreich, die ein Interesse an der Wiederherstellung des Kirchenstaates und des Königreichs Neapel hätten, etwas mehr zu Wort kommen lassen, um Italien gewissermaßen in die Verteidigung zu drängen, auch im deutschen Interesse."

Bei dieser stets auf praktische Ziele gerichteten Verwendung der Presse ließ Bismarck, und ganz besonders während des Kriegs, die zwei Hauptziele nie aus dem Auge: die Einheit nach innen und die

Digitized by Google

Einheit nach außen zu pflegen. Nach innen erschien ihm das in Deutschland notwendiger als in irgend einem andern Land, weil, wie er in den „Gedanken und Erinnerungen" (neunundzwanzigstes Kapitel) sagt, „der Deutsche geneigt ist, den Landsmann, wenn ihm Gelegenheit dazu geboten wird, mit mehr Eifer zu bekämpfen als den Ausländer". Nach außen, weil für ihn die Erhaltung eines nationalen Staates undenkbar war ohne Erhaltung der nationalen Ehre. Nach seinen Anschauungen können materielle und militärische Erfolge für den nationalen Staat nur auf dieser Grundlage erzielt werden. Von dem ersten Heraufziehen der Kriegswolken an war ihm dieser Gesichtspunkt maßgebend für die Beurteilung der ausländischen und die Beeinflussung der inländischen Presse. „Schon in der Tatsache", schreibt er in den „Gedanken und Erinnerungen" (zweiundzwanzigstes Kapitel), „daß das französische Kabinett sich erlaubte, die preußische Politik über die Annahme der Wahl zur Rede zu stellen, und zwar in einer Form, die durch die Interpretation der französischen Blätter zu einer öffentlichen Bedrohung wurde, schon in dieser Tatsache lag eine internationale Unverschämtheit, die für uns nach meiner Ansicht die Unmöglichkeit involvierte, auch nur um einen Zoll breit zurückzuweichen".

Digitized by Google

Zur Vorgeschichte des Weltkrieges.

Von Eduard Meyer in Berlin.

Im Augustheft der „Preußischen Jahrbücher" hat Prof. Veit Valentin einen Aufsatz „Graf Reventlow als Geschichtsforscher" veröffentlicht und dann in einem Sonderdruck, unter Anfügung der zuerst in der „Deutschen Tageszeitung" vom 7. August 1916 erschienenen Antwort Reventlows und eines kurzen Schlußworts, weithin verbreitet, in dem er die Umgestaltung auf das schärfste angreift, welche Graf Reventlow seinem Werk „Deutschlands auswärtige Politik 1888 bis 1914" in der dritten „vollständig neu bearbeiteten" Auflage (Vorwort vom Dezember 1915) gegeben hat[1]). Die erste Auflage wird als „im wesentlichen sachlich einwandfrei, als gute, gründliche Arbeit" anerkannt; nur hätte man sie „im ganzen Ton nicht so grämlich, sondern freudiger gewünscht" — ein seltsamer Vorwurf, da in dem Zeitpunkt, in dem das Buch erschien (Vorwort vom Februar 1914), die europäische Situation immer gespannter, die Lage Deutschlands immer schwieriger sich gestaltet hatte, die Koalition der Tripleentente sich immer fester zusammenschloß, die Marokkokrisen und der Verlauf des Balkankrieges das Ansehen Deutschlands in der Welt aufs schwerste geschädigt hatten, das Verhältnis zu Italien und damit der Fortbestand des Dreibunds jedem klardenkenden Beobachter ganz unsicher erscheinen mußte, wo einige Monate später, am 20. Juni, der Kaiser in einer Rede in Hamburg ganz offen von den schweren Gefahren sprach, welche Deutschland ringsum bedrohten, und mit einer scharf betonten Steigerung des Bismarckschen Wortes schloß: „wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts, aber auch garnichts in der Welt". Wohl durfte man vertrauen, daß Deutschland sich auch in der furchtbaren Krisis, der es entgegenging, behaupten und sie durch gewaltige Kraftanstrengung überwinden werde, und immer noch glomm im Herzen ein Hoffnungsschimmer, daß sich der drohende Krieg doch vielleicht noch werde abwenden lassen, daß zwar nicht die sich ergebnislos hinschleppenden Verhandlungen mit England über die Flottenrüstung und noch weniger das demütigende Liebeswerben um die Gunst des Auslands, das mit Eifer betrieben wurde, wohl aber das Gefühl der

[1]) Die vierte Auflage, Vorwort vom Juli 1916, ist „abgesehen von Ausmerzung einiger kleiner Wiederholungen, stilistischen Feilungen und Berichtigung eines falsch wiedergegebenen Satzes aus einem belgischen Gesandtenberichte, unverändert geblieben". Zu dem Vorwort hat der Verfasser zu den bis dahin erschienenen Besprechungen Stellung genommen und seine Auffassung gegen die in einem Theil der politischen Presse erhobenen Angriffe durch kurze Darlegung der für ihn bei der Neubearbeitung maßgebenden Gesichtspunkte vertheidigt.

Digitized by Google

Verantwortung die leitenden Staatsmänner des Auslandes im letzten Moment abhalten werde, den Weltbrand zu entfachen; aber irgendwelches Vertrauen auf eine friedliche Lösung konnte niemand mehr hegen. Daß die Darstellung einer Politik, die zu diesen Ergebnissen geführt hatte, keinen „freudigen Ton" anschlagen konnte, liegt doch auf der Hand; und gesetzt auch, daß Herr Valentin damals, zu Anfang des Jahres 1914, noch naiv genug gewesen wäre, die Lage der Dinge günstiger anzusehen, so muß ihn doch die weitere Entwicklung und der Ausbruch und Verlauf des Weltkriegs, der Abfall Italiens und Rumäniens und das Verhalten der Neutralen, inzwischen belehrt haben, daß die trübe Auffassung der Entwicklung der letzten Jahrzehnte leider nur zu berechtigt ist und daß eine auf einen anderen „Ton" gestimmte Darstellung der auswärtigen Politik Deutschlands nicht eine objektive Vorführung der Tatsachen, sondern eine tendenziöse Verschleierung sein würde.

Immerhin, die erste Auflage findet Gnade vor Valentins Augen. Aber die Umarbeitung in der dritten Auflage wird umso schärfer verurteilt: der Verfasser habe mit den bedenklichsten schriftstellerischen Mitteln gearbeitet, die „mit der heiligen Pflicht eines Geschichtsschreibers unvereinbar" sind. Aus dem Geschichtswerk — oder vielmehr, wie Valentin mit charakteristischer, durchaus unwahrer Herabsetzung der ersten Auflage sagt „aus der Chronik" — „wurde ein Leitartikel"; das umgestaltete Buch „stellt nur noch eine systematische Irreführung dar; es ist ein krasser Fall von historiographischer Demagogie", „eine rein auf die Tagesfragen und Tageskämpfe eingestellte, durch und durch tendenziöse Darstellung unserer Politik"; somit „können wir nicht umhin, sowohl vor diesem Buche wie vor seinem Autor mit allem Nachdruck und dem vollen Bewußtsein der Schwere dieser Vorwürfe öffentlich zu warnen".

Um dieses Urteil zu begründen, hat Herr Valentin eine Anzahl von Stellen der beiden Auflagen nebeneinander gestellt und nachzuweisen gesucht, daß die Fassung der Umarbeitung sachlich unhaltbar und tendenziös gefärbt sei. Ehe wir auf diese Einzelheiten eingehen, ist es notwendig, einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken, die die Grundprobleme der geschichtlichen Erkenntnis und der Bildung historischer Urteile berühren.

Es handelt sich um die Frage: was ist überhaupt eine geschichtliche Tatsache?

Die Zahl der Einzelvorgänge, die sich in einem gegebenen Moment abspielen, ist immer unendlich; welche von ihnen wir als ge-

Digitized by Google

schichtlich bedeutsam aus der Masse herauszugreifen und weiter unter einem bestimmten Begriff, wie z. B. Schlacht, Verhandlung, wirtschaftliche Lage, Volksstimmung, einflußreiche oder maßgebende Strömung, politische Tendenz, Absicht eines leitenden Staatsmannes usw. zu einer Einheit zusammenzufassen und in der geschichtlichen Darstellung bis ins einzelne zu verfolgen und klarzulegen haben — während wir unzählige andere Vorgänge, die vielleicht, als sie Gegenwart waren, ein sehr lebhaftes Interesse erregt haben, völlig beiseite lassen oder nur ganz kurz berühren —, das hängt immer von der Wirkung ab, die sie erzielt haben, und läßt sich daher immer erst mit Sicherheit erkennen, nachdem ein längerer Zeitraum verflossen ist, in dem diese Wirkungen klar als für die weitere Entwicklung entscheidend hervortreten. „Das Parallelogramm der Kräfte richtig zu konstruieren", so hat Roon einmal die Aufgabe des Historikers formuliert, „und zwar aus der Diagonale, d. h. aus dem Gewordenen, was man allein deutlich erkennt, Natur und Maß der wirkenden Kräfte zu abstrahieren, auch wo man diese Kräfte nicht genau kennt: das ist die Arbeit des historischen Genius, der sich im Kombinieren allein, nicht im Kompilieren erweist". Dadurch kommt in jede geschichtliche Untersuchung und Darstellung mit Notwendigkeit ein subjektives Moment, das zugleich polemisch auftritt, da es abweichende Anschauungen ablehnt und zu bekämpfen streben muß. Dieses subjektive und polemische Element, diese Tendenz, fehlt in keinem Geschichtswerk, das überhaupt diesen Namen verdient, sowohl wenn es sich offen zu einem bestimmten nationalen oder parteipolitischen Standpunkt bekennt, wie so vielfach im neunzehnten Jahrhundert, oder etwa, wie es gegenwärtig Brauch ist, die maßgebende Stellung der wirtschaftlichen Momente nachweisen will, nicht minder aber, ja nur in noch höherem Maße, in der sogenannten „objektiven" Geschichtsschreibung eines Thukydides und Ranke, wo die gesamte Auswahl und Gruppierung der Tatsachen von der Anschauung beherrscht ist, die sich der Geschichtsforscher von dem Verlauf der Begebenheiten und den in ihm wirkenden Kräften gebildet hat, und diese mit allen Mitteln der Darstellung unmittelbar auf den Leser wirken lassen will.

Besonders stark tritt dieses subjektive Moment hervor, wenn der Versuch gemacht wird, die Geschichte der jüngsten Vergangenheit bis zur unmittelbaren Gegenwart herab darzustellen. Denn einmal ist hier das Material zunächst noch unzulänglich, zahlreiche Vorgänge, oft von ganz entscheidender Bedeutung, entziehen sich noch ganz oder zum großen Teil der geschichtlichen Erkenntnis; sodann aber, und das ist

Digitized by Google

noch weit wichtiger, läßt sich die geschichtliche Bedeutung der Einzelvorgänge noch nicht mit Sicherheit erkennen, ihre Wirkung ist noch nicht eingetreten, die Dinge sind noch im Fluß, und es läßt sich daher nur vermuten, aber noch nicht mit Bestimmtheit aussprechen, welche von ihnen für die weitere Entwicklung entscheidend geworden sind und daher eine eingehende Behandlung erfordern, welche anderen in den Hintergrund zu treten haben oder ganz übergangen werden können. Ein erschöpfendes, einigermaßen abschließendes Geschichtswerk erfordert immer einen größeren Abstand von den Ereignissen, der die Entwicklung wenigstens in den wichtigsten Momenten zu einem relativen Abschluß gebracht und dadurch einen festen Standpunkt geschaffen hat, von dem aus ihre Wirkung und damit ihr Verlauf und ihre geschichtliche Bedeutung erkannt werden kann. Das ist der Grund, weshalb Thukydides, obwohl er gleich beim Ausbruch des im Jahre 431 v. Chr. beginnenden Krieges den Plan faßte, ihn darzustellen, und das Material sammelte, doch an die definitive Ausarbeitung noch nicht gegangen ist, als dieser Krieg durch den Nikiasfrieden von 421 einen provisorischen Abschluß gefunden zu haben schien, sondern mehr als ein Menschenalter, bis zum Falle Athens im Jahre 404, gewartet hat, da erst damit ein Abschluß erreicht war, der eine wirklich in die Tiefe greifende geschichtliche Beurteilung ermöglichte; und wir alle haben erlebt, wie lange es gedauert hat, bis ein einigermaßen gesichertes, wissenschaftlich genügendes Bild von den großen Kämpfen der sechziger Jahre gewonnen werden konnte, in denen das Deutsche Reich entstanden ist, und wie starke Abänderungen die erste wissenschaftliche Behandlung dieser Vorgänge, welche Sybel zwei Jahrzehnte nach den Ereignissen unternommen hat, seither erfahren hat. Eben darum hat sich Ranke, im klaren Bewußtsein von den Bedingungen und Grenzen einer kritisch gesicherten geschichtlichen Erkenntnis, so starkes Interesse er an den Problemen und den politischen Fragen der Gegenwart nahm, doch niemals auf eine geschichtliche Darstellung seiner eigenen Zeit eingelassen, sondern ist über die Epoche der napoleonischen Zeit nicht hinausgegangen.

Das zu Anfang des Jahres 1914 erschienene Buch Reventlows illustriert diese Bemerkungen in geradezu typischer Weise. Damals war alles im Fluß, keine einzige der großen Fragen, welche die europäische Politik bewegten, war wirklich gelöst. Wohl schwebte der Krieg zwischen der Tripleentente und dem Dreibunde, die sich in stets gesteigerter Rüstung gegenüberstanden, in der Luft; aber unmöglich war es doch nicht, daß er ebenso vorüberging, wie die Gefahr eines Kriegs

Digitized by Google

zwischen England und Rußland, der Jahrzehnte lang die Welt bedroht und mehr als einmal unmittelbar vor dem Ausbruch gestanden hatte. Die Balkankrisis war trotz des Friedens von Bukarest (10. August 1913) im Grunde noch ganz ungelöst, in dem von den Diplomaten geschaffenen Kunstprodukt des Fürstentums Albanien lediglich ein neuer Konfliktstoff geschaffen, die Stellung Italiens völlig ungeklärt; und wer vermochte zu sagen, ob die Händel um Marokko, die Krisis von Agadir, der Vertrag mit Frankreich über die Kongogebiete (Neu-Kamerun) eine dauernde Bedeutung für die weltgeschichtliche Entwicklung gewinnen oder alsbald lediglich als vorübergehende Episoden des diplomatischen Ringens ohne definitive Entscheidung erscheinen würden, ob die Verhandlungen und Verträge über die Orientbahnen, die Abgrenzung der kolonialen Interessen usw. zu wirklichen, ernstgemeinten Ergebnissen und damit zu einer Entspannung der Lage führen würden, oder ob diese Abkommen ebenso wertlose Fetzen Papier bleiben würden, wie z. B. der Vertrag mit England vom September 1898 über die portugiesischen Besitzungen in Afrika? Hinter dem allen stand schließlich ganz entscheidend die Frage, ob die Ententemächte, ob vor allem England, sei es unter gewissen Bedingungen, sei es auf alle Fälle zum Kriege gegen Deutschland entschlossen sei oder ob es sich hier nur um eine diplomatische Gruppierung, um einen Pressionsversuch handle, den in eine entscheidende Tat umzusetzen entweder die Einigkeit und die Machtmittel oder der Willensentschluß nicht ausreichte. Darüber konnte man sich wohl eine sehr bestimmte Ansicht bilden, aber ob sie zutreffend sei, war nicht zu sagen, ein Definitivum war noch nirgends geschaffen. Es kam hinzu, daß selbstverständlich zahlreiche wichtige Vorgänge sich jeder Kenntnis außerhalb der Kreise der verantwortlichen Staatsmänner entzogen, daß die Aktenschränke nirgends geöffnet waren noch geöffnet werden konnten.

Dieser Lage hat Graf Reventlow bei der Abfassung der ersten Auflage durchweg Rechnung getragen; er hat die Lückenhaftigkeit des Materials und die Unsicherheit der Beurteilung offen anerkannt und daher vielfach in seinem Urteil große Zurückhaltung gezeigt, eine Zurückhaltung, die in manchen Fällen zugleich durch politische Rücksichten auf das Inland wie auf das Ausland geboten schien, so z. B. bei der Besprechung des Verhältnisses zu Italien, aber auch des Verhältnisses zu England. Kurz darauf aber ist der Krieg ausgebrochen: und damit hat sich nicht nur die Weltlage vollkommen umgewandelt, sondern es ist, wie Reventlow in dem Vorwort zur vierten Auflage mit Recht betont, auch für den „steten Fluß der internationalen Beziehun-

Digitized by Google

gen und die Fäden der auswärtigen Politik" „ein Abschluß geschaffen, wie ihn eben nur ein Krieg schaffen kann". Es kommt hinzu, daß eben infolge des Krieges ein sehr reiches, wenn auch natürlich durchaus noch nicht vollständiges Aktenmaterial publiziert ist, das in vielen Fällen eine ganz andere Sicherheit des Urteils gestattet, und daß, zumal seit dem Eintritt Italiens und Rumäniens in den Krieg, manche Rücksichten weggefallen sind, die bis dahin genommen werden mußten. Vor allem aber sind eben durch den Krieg die Tendenzen der feindlichen Regierungen, der Charakter und die Festigkeit ihres Zusammenschlusses, die Mittel, deren sie sich bedient haben, klar ans Tageslicht getreten, sodaß, wenn auch über manches die Auffassungen nicht nur gegenwärtig, sondern auch noch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden stark auseinandergehen mögen, so doch über viele ganz entscheidende Dinge und vor allem über das Gewicht und den Ernst der zum Kriege treibenden Bestrebungen kein Zweifel mehr möglich ist — denn ein Zufallsergebnis ist der größte Krieg, den die Weltgeschichte kennt, wahrlich nicht gewesen.

So ist nur natürlich, daß Graf Reventlow sich entschlossen hat, sein Werk jetzt einer tiefgreifenden Umarbeitung zu unterziehen, ebenso wie Fürst Bülow in seiner in diesem Januar erschienenen „Deutschen Politik" seine zwei Jahre vorher erschienenen Ausführungen umgestaltet und erweitert hat. Daß und warum sein Urteil in vielen Fällen anders ausfallen mußte als früher, ist in den vorstehenden Ausführungen begründet. Nun soll gewiß niemandem das Recht bestritten werden, die Ereignisse anders aufzufassen und gegen Reventlows Urteil unter Einhaltung der vom wissenschaftlichen Anstand gebotenen Grenzen so scharf zu polemisieren, wie er will; aber es ist sehr naiv, wenn Herr Valentin meint, diese Kritik schon damit zu geben, daß er nachweist, daß Reventlow in manchen Punkten seine Ansicht geändert oder auch nur schärfer formuliert hat. Ein großer Teil seiner Ausführungen beschränkt sich aber auf eine einfache Nebeneinanderstellung der Fassungen der ersten und der dritten Auflage; damit glaubt er sein Verdammungsurteil bereits ausreichend begründet zu haben. Offenbar ist er der Meinung, daß die Verkehrtheit der neuen Auffassung und ihre absolute sachliche und moralische Verwerflichkeit jedem Leser ohne weiteres einleuchten muß. Dabei wird dadurch, daß einzeln markante Sätze aus dem Zusammenhang herausgerissen werden, der Unterschied der beiden Fassungen noch beträchtlich über das Tatsächliche hinaus gesteigert. So gleich bei der durch Delcassé herbeigeführten Marokkokrisis von 1904—05,

Digitized by Google

die zur Konferenz von Algeciras führte. In der ersten Auflage (265) sagt Reventlow: „Delcassés Politik fußte auf dem Beistand Englands und auf der Überzeugung, daß Deutschland unter solchen Verhältnissen einen Krieg nicht wagen werde". In der neuen Auflage, die Valentin hier allein zitiert, heißt es S. 267: „Die Delcasséſche Marokkopolitik von damals fußte auf zwei Haupterwägungen: dem Vertrauen auf Großbritanniens unbedingte Hilfsbereitschaft und Macht und auf der Annahme, das Deutsche Reich werde sich durch Großbritannien einschüchtern lassen". Das ist stilistisch besser gefaßt und die beiden Momente sind präziser formuliert, aber im Grunde ist die Auffassung dieselbe geblieben[1]). Neu eingefügt ist dagegen der folgende Satz: „Von der deutschen Diplomatie und deren Trägern hatte Delcassé nur geringe Meinung, und er glaubte, ebenso wie man in England dachte: die deutsche Politik werde eine unbedingt friedliche sein. Wenn man sie vor den Kopf stieße, würde sie vielleicht aufbegehren, aber schließlich nachgeben". Daran fügte Valentin die im Munde eines Historikers höchst verwunderliche Bemerkung: „Es ist klar, daß Reventlow hier sein eigenes Urteil Delcassé als Motiv unterschiebt". Es ist ja gerade die Aufgabe des Historikers, wenn er die Motive einer politischen Aktion darlegen will, sich ein Bild von der Auffassung des handelnden Staatsmannes zu machen und diese so darzulegen, wie er sie als zutreffend erkannt zu haben glaubt. Daß damit in seine Darstellung ein subjektives Element hineinkommt, ist völlig richtig, aber, wie vorhin dargelegt, ganz unvermeidlich; und das ändert sich auch nicht, wenn wir noch so viele Äußerungen des Staatsmannes selbst besitzen, da es immer fraglich bleibt, ob er seine wahren Absichten und Motive ausgesprochen oder aus Rücksicht auf die Umstände und die beabsichtigte Wirkung hinter Scheinargumenten verhüllt hat. Eben darum kann man ja darüber streiten und wird bis auf den heutigen Tag sehr eifrig darüber gestritten, ob z. B. Perikles den peloponnesischen, Friedrich der Große den siebenjährigen Krieg, Bismarck den Krieg mit Frankreich absichtlich herbeigeführt hat, oder ob er ihnen aufgezwungen ist.

Eine wirkliche Änderung der Auffassung liegt nun allerdings darin vor, daß Reventlow jetzt überzeugt ist, daß die deutsche Politik damals entschlossen war, den Krieg zu vermeiden, während er in der

[1]) Vgl. Fürst Bülow, Deutsche Politik, S. 113: „Herr Delcassé war das Instrument, dessen sich unsere Gegner bedienen wollten, um uns zu treffen. Durch ihn gedachten, wie Carl Peters mit Recht hervorhob, diejenigen englischen Kreise, die uns unser Flottenprogramm nicht ausführen lassen wollten, Frankreich zum Kriegsbündnis mit England zu verleiten, um uns dann mit der englischen Flotte zu überfallen."

Digitized by Google

ersten Auflage S. 267 meint: „daß die Leiter der deutschen Politik in der Delcassé-spannung entschlossen waren, einem Kriege mit Frankreich nicht auszuweichen, kann wohl als wahrscheinlich angenommen werden". Welche Auffassung zutreffend ist, darüber kann man natürlich streiten, ebenso darüber, ob eine derartige „unbedingte Friedensliebe", falls sie bestand, berechtigt war, wie ich glaube, oder ob, wie Reventlow jetzt meint, starke Gründe es hätten ratsam erscheinen lassen, einem Kriege nicht auszuweichen, da die Gesamtlage damals, als Rußland durch den japanischen Krieg und die Revolution lahmgelegt war, trotz der Schwäche unserer Flotte weit günstiger gewesen sei als 1914. Hier wirkt eben die durch die weitere Entwicklung gegebene Entscheidung ein, die gezeigt hat, daß der Krieg, dem wir ausweichen wollten, dennoch unvermeidlich geworden ist, und die damit die Frage stellt, ob eine richtige Politik ihn nicht in einem günstigen Moment hätte herbeiführen sollen. Trotzdem bin ich, wie schon gesagt, überzeugt, daß unsere friedliche Politik richtig gewesen ist; denn den zu vollster Hingabe entschlossenen Enthusiasmus, die einmütige Erhebung des gesamten deutschen Volkes, die uns 1914 gebracht hat, hätte ein durch Marokko entzündeter Krieg nicht schaffen können. Eben dadurch aber war unsere Politik in einer ungünstigen Lage: zwar schreckte auch Frankreich vor dem Kriege zurück und ließ Delcassé fallen, aber die Erkenntnis, daß wir den Krieg vermeiden wollten, wenn es irgendwie möglich war, gab unsern Feinden einen gewaltigen Vorteil in die Hand, den sie in Algeciras voll ausgenutzt haben und der den momentanen Erfolg, den wir durch die Bewilligung der Konferenz erzielt hatten, so gut wie völlig beseitigt hat. Wenn Fürst Bülow (Deutsche Politik S. 103) sagt: „nicht alles Erwünschte, aber das Wesentliche war erreicht worden", so wird man dieses optimistische Urteil nur mit großer Einschränkung unterschreiben können — und was uns auf dem Papier bewilligt wurde, ist uns ja nachher Schritt für Schritt wieder entrissen worden, ohne daß wir etwas ernsthaftes dagegen tun konnten. Valentin ist nun allerdings der Meinung, diese „unbedingte Friedensliebe" der deutschen Politik sei eine Legende; zum Beweis wird auf die „Drohungen" verwiesen, „die unsere Leitung im Januar 1905 an Frankreichs Adresse hat gelangen lassen". Nun ist es gewiß möglich, daß Deutschland sich zum Kriege hätte entschließen müssen, wenn Frankreich jede Konzession verweigert und Delcassé seine Politik durchgesetzt hätte. Aber eben diesen Erfolg haben diese Drohungen erreicht und damit das Ziel, das sie erstrebten; somit hat die deutsche Politik die Lage in Frank-

Digitized by Google

reich ganz richtig eingeschätzt, daß die Regierung vor der direkten Provokation eines Kriegs in richtiger Erkenntnis der alsdann aufs äußerste gefährdeten Lage Frankreichs zurückscheuen würde. Aber darüber hinaus war die deutsche Politik allerdings unbedingt friedlich[1]): sie begnügte sich mit der Bewilligung der Konferenz in Algeciras, bei der, wie sich bald immer deutlicher zeigte, Deutschland von Anfang an in einer schiefen Stellung war und im Grunde nicht mehr erreichen konnte, als einen unter einem durchsichtigen Schleier notdürftig verhüllten Rückzug. Die Unabhängigkeit des Sultans und die dauernde Sicherung der deutschen Interessen in Marokko, welche der Kaiserbesuch in Tanger am 31. März vor aller Welt als das erstrebte Ziel proklamiert hatte, war nicht erreicht; Deutschland war auf eine schiefe Ebene gekommen, auf der es in den nächsten Jahren notwendig immer weiter hinabglitt. Auch Fürst Bülow bestätigt im Grunde durchaus diese Auffassung, wenn er (Deutsche Politik S. 130f.) sagt: „Auf der anderen Seite kam es bei sorgsamer Pflege des Dreibundes nicht zu Zusammenstößen mit dem Zweibund, die die Fortführung unseres Flottenbaues aufgehalten hätten. Zwischen französisch-englischer Entente und Zweibund mußten wir einen schmalen Weg gehen, der schmäler wurde, als die französisch-englische Entente sich zur Triple-Entente weitete, und nur mit angestrengtester Vorsicht gangbar blieb, als England uns durch ein Netzwerk diplomatischer Kombinationen zu isolieren suchte". Das Ergebnis unseres Verhaltens im Jahre 1905, so unvermeidlich es mir nach Lage der Dinge erscheint, ist aber gerade, daß der Ausgang des Handels überall im Inland und im Ausland — vor allem auch im Orient bis nach Abessinien hin, mit dem man eben damals Beziehungen angeknüpft hatte — als ein schwerer Schlag für das deutsche Ansehen empfunden wurde; die Überzeugung wurde allgemein, daß Deutschland einen Krieg scheue und ihm unter allen Umständen aus dem Wege gehen werde.

Diese Überzeugung ist während der nächsten Jahre geradezu ein Grundsatz der universellen Politik geworden und hat die Bildung der

[1]) In der Neubearbeitung sagt Reventlow S. 273: „Die Festigkeit dieses Entschlusses (keinen Krieg zu führen) ist den französischen Staatsmännern wahrscheinlich im Laufe des Hochsommers 1905 einwandfrei zur Kenntnis gelangt." Valentin erklärt diese Behauptung für „ungeheuerlich" und vermißt dafür jeden Beleg. Aber wenige Seiten vorher (S. 263) führt Reventlow selbst eine von Delcassé am 6. Juni dem französischen Ministerrath mitgetheilte Depesche Tittoni's, des italienischen Ministers des Auswärtigen, an: „Deutschland wird nie wagen, Sie anzugreifen, wenn Sie mit England verbündet sind." Die Vermuthung, daß ähnliche Äußerungen auch später nach Paris gelangt sind, ist doch recht wahrscheinlich.

Digitized by Google

großen Koalition gegen Deutschland ermöglicht. Es bedurfte während der bosnischen Krisis 1908/09 der sehr energischen, keinen Zweifel an Deutschlands Entschlossenheit mehr lassenden Erklärungen des Reichskanzlers Fürst Bülow, um unseren Gegnern zum vollen Bewußtsein zu bringen, daß Deutschland diesmal wirklich Ernst machen werde. Das hat dann für den Augenblick die Kriegsgefahr beseitigt; aber der Glaube, daß damit ein dauernder Erfolg erzielt und die Lage wesentlich gebessert worden sei, hat sich als ein verhängnisvoller Irrtum erwiesen; im Gegenteil, die Verbindung zwischen den Mächten der Tripleentente und ihre Vorbereitungen für den Krieg sind durch die Erkenntnis, daß im Jahre 1909 ihre Machtmittel noch nicht ausreichten, um einen Krieg gegen Deutschland und Österreich mit Aussicht auf Erfolg zu wagen, nur ganz wesentlich gesteigert worden. An dieser Stelle mußte daher in der Neubearbeitung Darstellung und Beurteilung wesentlich geändert werden, und es ist kaum begreiflich, wie der Kritiker daraus einen Vorwurf machen kann. Der Satz der ersten Auflage (S. 338): „Rußland war (Ende 1908) nicht bereit, kurz, aus allen großen Worten war nichts geworden, und in diesem Sinne zeigte sich die Tripleentente zwar nicht als leerer Schein, wohl aber außerstande, die Machtfrage wirklich zu stellen", ist auch jetzt nicht unrichtig; aber er gilt nur für den damaligen Moment, nicht für die weitere Entwicklung. Vielmehr war die Wirkung, daß man jetzt alle Mittel ergriff und sorgfältig vorbereitete, um die Machtfrage ein paar Jahre später mit vollem Nachdruck stellen zu können. So ist es völlig zutreffend, trotz Valentins Entrüstung über die „kühnen Worte", wenn Reventlow jetzt S. 369 sagt: „So betrachtet stellt sich die von Großbritannien inszenierte bosnische Krisis als eine Art Generalprobe der Tripleentente dar, die zeigen sollte und zeigte, wie weit man gehen könne". Daß diese Auffassung richtig ist, ist ja von englischer Seite mehrfach ganz offen zugegeben; so hat Churchill am 11. September 1914 in einer Rede mitgeteilt, daß der Krieg „bereits im Jahre 1909 durchgeführt werden sollte, wenn Rußland sich damals nicht so weit erniedrigt hätte, den deutschen Drohungen nachzugeben". Über die damaligen englischen Kriegstreibereien und die Versuche des Botschafters Nicolson, in Petersburg den Entschluß zur Nachgiebigkeit zu hintertreiben und den Krieg schon damals herbeizuführen, geben die von der „Norddeutschen Allg. Ztg." am 26. Mai und von Baron von Burian durch den Ministerpräsidenten Graf Tisza im ungarischen Reichstag am 14. Juni 1916 veröffentlichten Berichte des deutschen und österreichischen Botschafters genaue Auskunft; und

Digitized by Google

die „kühnen Worte" Reventlows, die eben angeführt sind, stehen zum Teil wörtlich ebenso bereits in einer Depesche des belgischen Gesandten in Berlin Baron Greindl vom 1. April 1909: „Le nouveau groupement des puissances organisé par le Roi d'Angleterre, a fait l'épreuve de ses forces contre l'union de l'Europe centrale et s'est trouvé incapable de l'entamer. C'est de là que vient le dépit." Für Herrn Valentin scheinen allerdings diese Dokumente nicht zu existieren.

Nicht anders steht es bei der zweiten Marokkokrisis von 1911, die zu der Entsendung des „Panthers" nach Agadir führte. Völlig zutreffend sagt Reventlow in der neuen Bearbeitung, S. 404 (die frühere Darstellung S. 356 ist damit in allem wesentlichen identisch): „Die Verhandlungen von 1911 und ihre Ergebnisse sind nur verständlich, wenn man sich vor Augen hält, daß die deutsche Regierung mit der Marokkofrage ein für allemal reinen Tisch machen wollte und hierin ihr eigentliches Ziel erblickte... Sie wollte aus dem Handel keinen Streitfall machen und ließ von ihren Forderungen ab, wo sie der Auffassung war, den französisch-englischen Widerspruch nicht besiegen zu können. Ob das richtig, ob es ein Fehler war — darüber können die Ansichten verschieden sein. Die Verhandlungen würden schneller und wohl auch günstiger verlaufen sein, wenn das Bestreben der deutschen Regierung, mit Frankreich allein zu verhandeln, von Erfolg begleitet gewesen wäre". Dadurch, daß England sich energisch einmischte und Frankreich den Rücken stärkte, wurde die Lage zu Ungunsten Deutschlands verschoben, und dieses mußte sich schließlich mit einem bedeutend geringeren Ergebnis begnügen, als es ursprünglich in Aussicht genommen hatte. Ich kann nicht finden, daß diese Auffassung der Politik, wie sie damals der Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter geführt hat, irgendwie zu nahe tritt, weder in der ursprünglichen, noch in der unter dem Eindruck des Weltkriegs und der dadurch herbeigeführten Vereitelung aller an das Abkommen von 1911 geknüpften Hoffnungen naturgemäß etwas gedämpfteren neuen Fassung. Im Gegenteil: Reventlow verteidigt Kiderlens Politik gegen den in Deutschland weit verbreiteten Vorwurf, es habe ursprünglich die Absicht bestanden, ein Stück von Marokko für Deutschland zu nehmen, und man sei dann vor der englischen Drohung zurückgewichen. Ich kann diese Auffassung Reventlows, die auch Fürst Bülow ausspricht („Uns einen Teil von Marokko anzueignen, haben wir nie beabsichtigt"), durch eigene Kenntnis bestätigen. Am 13. Juni 1911, also zweieinhalb Wochen vor dem Erscheinen des „Panther" vor Agadir am 1. Juli, er-

Digitized by Google

griff der verstorbene Admiral von Hollmann die Gelegenheit, bei einer Sitzung der Deutschen Orientgesellschaft in einem kleinen Kreise, dem auch ich angehörte, ausführlich über die Lage in Marokko zu sprechen. Er entwickelte, daß Frankreich jetzt Marokko annektieren wolle und daher äußerst gespannt sei, was wir dazu sagen würden. Wir wären dadurch in der günstigen Lage, den geeigneten Zeitpunkt abzuwarten, um unsere Bedingungen zu stellen. Von Marokko selbst dürften wir aus Rücksicht auf unsere islamischen Beziehungen nichts nehmen; so müßten wir unsere Rechte gegen einen realen Gewinn auf anderem Gebiete möglichst teuer verkaufen. Wer die Vertrauensstellung kennt, die Admiral von Hollmann einnahm, wird nicht zweifeln, daß er die wirklichen Absichten der Regierung genau kannte. Der Fehler, den v. Kiderlen-Wächter begangen hat, ist gerade, daß er, wie auch Graf Reventlow S. 409 bemerkt, in der Meinung, es könne vorteilhaft sein, wenn in Deutschland geglaubt würde, die Regierung wolle ein Stück von Marokko nehmen, zunächst diese Auffassung förderte und dann, als man an die Erreichung der wahren Absichten der Regierung ging, jede Aufklärung unterließ, mit der Geringschätzung der öffentlichen Meinung, welche für ihn wie für so viele deutsche Diplomaten so charakteristisch und für Deutschland so unheilvoll gewesen ist. — Andrerseits ist es, was auch Valentin sagen mag, zweifellos, daß die Regierung damals in vielleicht noch höherem Maße als 1905 die Absicht hatte, den Krieg zu vermeiden; auch darüber bin ich durch ein Zeugnis von entscheidender Autorität genau unterrichtet.

Unter all den Vorwürfen, die Valentin vorbringt, ist nur einer, der zunächst wirklich gewichtig erscheinen kann, nämlich daß in der Neubearbeitung bei der Besprechung des ersten Balkankriegs (Herbst 1912) folgende Sätze der früheren Darstellung (S. 375) weggelassen sind: „Wie dem Verfasser der verstorbene Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter sagte, und zwar vor dem Ausbruch des Krieges, hat er damals mehrfach die Hochfinanz vertraulich warnen lassen, auch einige ihrer Vertreter persönlich gewarnt. Die Kurse waren damals so hoch getrieben worden, daß auch ohne Eintritt des Krieges ein empfindlicher Rückschlag für das wirtschaftliche Leben kaum ausgeblieben wäre. Der Staatssekretär wies aber besonders auf die mögliche Gefahr der Balkankrisen hin. Eine Wirkung blieb aus, und wenige Tage später erfolgte jener Zusammenbruch an den Börsen, welcher dem deutschen Volk viel Geld gekostet hat". Statt dessen steht in der neuen Bearbeitung S. 448: „Auf deutscher wie auf österreichisch-ungarischer Seite

Digitized by Google

. . . täuschte man sich nicht nur über die Wahrscheinlichkeit des Kriegsausbruchs, sondern auch vollkommen über die Stärkeverhältnisse[1]). v. Kiderlen-Wächter war bei Beginn des Krieges der sicheren Überzeugung, die Türken würden sich ihrer vielen Feinde mit Leichtigkeit erwehren, wenn auch diese nicht vernichten können. Deswegen sah der deutsche Staatssekretär dem Verlauf des Kampfes auch mit Ruhe entgegen" usw.; und S. 455 in der neueingefügten Charakteristik dieses Staatsmannes heißt es: „während des Balkankrieges, den er, wie gesagt, nicht hatte kommen sehen und hinsichtlich dessen er die Kraft der Türkei und ihrer Gegner vollkommen falsch einschätzte, war sein Hauptbestreben, die Gelegenheit zu benutzen, um die Beziehungen zu Großbritannien zu lockern".

Ich habe mich wegen dieser Abweichung um Aufklärung an den Verfasser gewandt, und Graf Reventlow antwortet wie folgt:

„Wenige Tage vor dem Ausbruch des Balkankrieges sprach ich mit Kiderlen-Wächter über die Spannung. Er sagte, man könne in solchen Fällen bis zum letzten Augenblick nicht wissen, ob der Friede erhalten bleibe oder nicht. Vertreter der deutschen Finanz habe er aber auf alle Fälle gewarnt und halte diese Warnung für um so unverfänglicher und notwendiger, als die Kurse von so schwindelhafter Höhe seien, daß es auch bei der Erhaltung des Friedens einen schweren Rückschlag auf dem Geldmarkte geben müsse. Kiderlen-Wächter rechnete ebenfalls mit der Möglichkeit einer noch weitergreifenden Balkankrisis, ohne daß damit der Krieg notwendig verbunden zu sein gebraucht hätte.

Im übrigen stand Kiderlen-Wächter damals auf dem mir öfter zum Ausdrucke gebrachten Standpunkt: die Balkanstaaten und die Türkei solle man ruhig aufeinander losschlagen lassen, solange sie Geld, Kraft und Lust hätten. Es würde ihnen nichts helfen, denn die Großmächte seien sich darin einig, daß keine der Balkanmächte einschließlich der Türkei Gebietsgewinn aus dem Kriege erzielen dürfe. Er war im übrigen vom Siege der Türkei überzeugt und hatte von den Balkanstaaten die früher allgemein geltende Auffassung, daß ihre Heere und ihre Militärorganisation überhaupt zum Führen

[1]) Auch diese Angabe kann ich bestätigen. In der letzten Unterredung, die ich mit Admiral v. Hollmann wenige Wochen vor seinem Tode hatte († 21. Januar 1913), fragte ich ihn, ob die Regierung, wenn sie auch offiziell ihr Vertrauen auf die Stärke der Türkei zum Ausdruck bringen mußte, wirklich gar keine zuverlässige Kunde von der wirklichen Lage der Dinge und dem thatsächlichen Kräfteverhältnis gehabt habe. Er antwortete, man habe allerdings, wenigstens über die Leistungsfähigkeit Bulgariens, die richtigen Informationen gehabt, aber sie nicht beachtet, sondern geringschätzig bei Seite gelassen, bis die Ereignisse lehrten, daß man sich vollständig verrechnet hatte.

Digitized by Google

eines richtigen Krieges nicht imstande seien, und der Konflikt einen Charakter operettenhaften Brigantentums haben würde. Kiderlen-Wächter betonte wiederholt, daß die Großmächte darin einig seien, den status quo auf der Balkanhalbinsel gemeinsam zu erhalten.

Auf der Grundlage dieser Ansichtsäußerungen des Staatssekretärs habe ich in der ersten, bzw. zweiten Auflage die Lage geschildert. Ich erinnere insbesondere an den, ich glaube in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" gebrauchten Ausdruck Kiderlen-Wächters kurz nach dem Ausbruch des Krieges: die Großmächte würden gemeinsam ihr Bestes tun, um den Brand wenn nicht zu löschen, so jedenfalls auf seinen Herd zu beschränken und nachher die Brandstätte zu säubern.

Die eigentlichen Ursprünge jenes Balkankrieges sind mir einigermaßen vollständig und zuverlässig erst 1914 bekannt geworden. Sie zeigten ein Bild, welches gänzlich verschieden war von demjenigen, welches Kiderlen-Wächter sich und anderen gemacht hat. Die damalige Einigkeit der Großmächte war vonseiten der Tripleentente ein Manöver, um die Mittelmächte zu täuschen. Rußland im Einverständnis mit Großbritannien hatte von langer Hand den Balkanbund organisiert und zwar in größter Heimlichkeit den Mittelmächten gegenüber. Der Zweck war, die Türkei in Europa zu zerschlagen, Österreich-Ungarn eine neue schlimme Front zu schaffen, und die deutsche Orientpolitik zu zertrümmern und den Rest der Türkei zum willenlosen und von nirgendsher unterstützten Objekt der Tripleentente zu machen, schließlich dem Deutschen Reiche einen schweren Abbruch an Macht und Prestige zu bereiten und zugleich Italien an die Entente zu schmieden. Kiderlen-Wächter ging unmittelbar vor dem Kriege und noch in seinen Anfängen, als er den berühmten status quo proklamierte, von ganz anderen als den wirklich gegebenen Voraussetzungen aus. Er war über alle diese Dinge nicht unterrichtet. Er hielt einen kleinen amüsanten Balkankrieg für möglich und dann den Sieg der Türkei für sicher, aber diesen so organisierten Balkankrieg, wie er tatsächlich war, hat er nicht geahnt, und sich, wie seine Äußerungen vorher und seine Politik nachher zeigte, auf einen solchen weder vorbereitet noch irgendwie damit gerechnet. Die militärische Lage ebenso wie die politische und diplomatische hatte ihn unvorbereitet gefunden und überrascht.

Aus diesen Gründen ist mir der Inhalt jener Gespräche mit Kiderlen, den ich in der ersten Auflage skizzierte, nachher als unerheblich erschienen; denn angesichts der mir inzwischen bekannt gewordenen tatsächlichen Lage und Entwickelung hatten die Kiderlen-

Digitized by Google

schen Bemerkungen ihre Bedeutung verloren. Sie fußten auf einer Lage, die in Wirklichkeit garnicht bestanden hat. Hätte ich sie wieder angeführt, so würde notwendig gewesen sein, auseinanderzusetzen, daß der Staatssekretär sich in schwerem Irrtume befand. Diese Tatsache glaubte ich kürzer und sachlicher in der Weise zu charakterisieren, wie ich es nachher getan habe. Die von Valentin angedeutete Absicht: ich hätte durch die Weglassung des Gesprächs eine Herabsetzung Kiderlen-Wächters beabsichtigt, unterstellt mir nicht nur gemeine, sondern auch ganz kindische Absichten. Ich glaube, das geht aus dieser meiner Darlegung ohne weiteres hervor. Ich darf schließlich noch besonders auf den Satz in der ersten und zweiten Auflage hinweisen: „Der Staatssekretär wies aber besonders auf die mögliche Gefahr der Balkankrisen hin". Eine Krisis ist nicht ohne weiteres ein Krieg und, wie gesagt, meinte Kiderlen auch in diesem Falle nicht mit „Balkankrisen" den Balkankrieg als solchen."

Damit ist, denke ich, auch dieser Angriff in völlig befriedigender Weise beantwortet.

Den Schwerpunkt und den Hauptanstoß für die Angriffe Valentins bildet aber, daß Reventlow England als die Seele und Triebfeder der gegen Deutschland gerichteten Koalition und den eigentlichen Anstifter der Weltkrieges darstellt. Das erregt seine volle Entrüstung. „Die Tendenz Reventlows", sagt er, „England als den Anstifter alles Bösen und das Haupt einer durch zehn Jahre konsequent betriebenen Verschwörung gegen Deutschland hinzustellen, kommt an manchen Stellen seines Buches in geradezu belustigender Weise zum Vorschein". Mit wahrer Wonne geht er den Änderungen nach, die er hier in der Neubearbeitung vorgenommen hat. In der Tat stehen ja in der ersten Auflage Sätze, die man jetzt nur noch mit Erstaunen lesen kann, weil es kaum noch möglich ist, sich in die Zeit hineinzudenken, wo alle diese Dinge noch im Fluß erschienen und die letzten Ziele der englischen Politik noch nicht enthüllt waren; so S. 338 am Abschluß der bosnischen Krisis die Behauptung, „daß König Eduard, dessen Friedensliebe an sich nicht bestritten werden kann (sic!), wirklich auf einen Krieg hingearbeitet habe, ist trotzdem nicht anzunehmen"; oder S. 364 „daß das England des Jahres 1911 Krieg mit dem Deutschen Reich wünschte, ist nicht anzunehmen, man muß im Gegenteil glauben, daß es die Erhaltung des Friedens wünschte"; endlich S. 390 „man kann den englischen Staatsmännern wohl glauben, daß sie einen deutsch-französischen Krieg [darum schien es sich damals noch zu handeln, von dem bitteren Ernst der Lage hatte, wie

Digitized by Google

man sieht, auch Graf Reventlow Anfang 1914 noch keine klare Vorstellung] vermieden wissen wollten. . . Genug, das heutige Großbritannien wünschte einen großen, europäischen Krieg, wie die Dinge zum Schluß 1913 liegen, nicht. Man kann auch wohl annehmen, daß britischerseits alles geschehen würde, um Frankreich von einem Angriff auf Deutschland durch Überredung abzuhalten — weil man davon überzeugt ist, daß Frankreich den Kürzeren ziehen würde. Diese Überlegung bietet den eigentlichen Kernpunkt der sonst nicht verständlichen britischen Haltung." So schienen die Dinge einem kühl und verständig denkenden Beobachter damals noch zu liegen; von dem Verhältnis zu Rußland ist dabei mit keinem Worte die Rede — obwohl in Rußland damals längst überall mit vollster Offenheit davon gesprochen wurde, daß es binnen kurzem den Krieg mit Deutschland beginnen und die Schlappe von 1909 auszugleichen versuchen würde — daß England sich tatsächlich mit diesem über alle Gegensätze hinweg zu gemeinsamem Vorgehen gegen Deutschland geeinigt hatte und daß es hier den Hebel ansetzte, um den Weltkrieg zu entfachen, ahnte der Verfasser noch nicht.

Daß diese Sätze nicht stehen bleiben konnten und Reventlow seine frühere Auffassung einer tiefgreifenden Revision unterziehen mußte, bedarf keiner weiteren Ausführung. Für seinen Kritiker freilich liegt die Sache sehr einfach: daß der Ausbruch des Krieges die wahre Lage enthüllt und die für die Beurteilung der vorhergehenden Entwicklung maßgebenden Gesichtspunkte gegeben hat, ist ihm unverständlich, und er verlangt, Reventlow hätte einfach auf dem früheren Standpunkte stehen bleiben sollen. „In der ersten Auflage hat Reventlow selbst auch noch so gedacht; in der dritten Auflage ist er klüger geworden. Warum? Inzwischen ist der Krieg ausgebrochen! . . . Vor Tische las man's anders!" Gewiß: aber „anders lesen" würden wir auch, wenn uns Thukydides' erste Skizzen aus der Zeit vor dem Ende des großen Krieges erhalten wären, und sehr anders lesen wir z. B. bei Treitschke und Sybel in ihren Aufsätzen und Reden aus der Konfliktszeit und in den Werken, die sie geschrieben haben, als der Krieg die Entscheidung und die Klärung auch über die Vergangenheit (z. B. über die damals so hart umstrittene Konvention mit Rußland 1863) gebracht hatte. Mit seinen Sätzen spricht Valentin nicht dem Grafen Reventlow das Urteil, wohl aber sich selbst und seiner Befähigung für selbständige geschichtliche Arbeit und gar für die Aufgaben eines politischen Historikers.

Besonders erbittert ist Valentin darüber, daß die Bemühungen

Digitized by Google

des jetzigen Reichskanzlers, eine Verständigung mit England herbeizuführen, so wenig gewürdigt werden. „Weiß Reventlow wirklich nicht, daß es auch in England verschiedene Richtungen gegeben hat? Daß Grey in weiten Kreisen Mißtrauen genoß und erbittert angefeindet wurde? Daß angesichts einer so schwankenden und von inneren Momenten stark abhängigen Politik wie der englischen jeder Versuch unsererseits gemacht werden mußte und durfte?" Was diese schwächlichen Tendenzen in England, die unter gewissen Bedingungen einen friedlichen Ausgleich mit Deutschland erstrebten, in Wirklichkeit wert gewesen sind, haben wir inzwischen deutlich genug erfahren. Herrn v. Bethmann-Hollwegs Bemühungen, diesen Ausgleich zu erreichen, verdienen gewiß moralisch die größte Achtung; ob sie aber auch politisch, *als Handlungen eines Staatsmanns*, Anerkennung beanspruchen dürfen, ja ob sie überhaupt politisch zulässig waren, ist eine andere Frage. Da der Reichskanzler selbst am 4. August 1914 ausgesprochen hat, daß seine ganze Politik zusammengebrochen sei wie ein Kartenhaus, erübrigt es sich, weiter darauf einzugehen.

Im übrigen ist Reventlow auch jetzt keineswegs der Ansicht, daß England unter allen Umständen den Krieg erstrebt habe. Sein Ziel war die Demütigung Deutschlands, die Zurückdrängung seiner ständig anwachsenden Entwicklung in Handel und Industrie, und die Ohnmacht der deutschen Flotte. Ließ sich dies Ziel ohne Krieg erreichen — und diese Hoffnung mag man angesichts der notorischen deutschen Friedensliebe sehr ernstlich gehegt haben —, um so besser; im andern Falle aber war ganz England mit verschwindenden Ausnahmen zum Kriege entschlossen. Zu vermeiden war derselbe allerdings in Wirklichkeit eben infolge der englischen Politik überhaupt nicht mehr, selbst wenn Deutschland auch im Juli 1914 noch wieder nachgegeben und sich etwa auf die ihm als Lösung vorgehaltene Konferenz eingelassen hätte. Denn England hatte inzwischen die Begehrlichkeit Rußlands und seines Vasallen Frankreich wachgerufen und sich ihnen gegenüber so gebunden, daß es nicht mehr zurück konnte. In Rußland aber war man entschlossen, die so günstige Gelegenheit diesmal nicht aus den Händen zu lassen — es sei denn, daß Deutschland ihm Österreich-Ungarn wehrlos geopfert hätte —; und dazu kam, daß die nominell die Geschicke führenden englischen Minister garnicht die eigentlichen Leiter der Politik waren, sondern hinter ihnen, wie so oft in der englischen Geschichte, Drahtzieher standen, die sie nach ihren Zielen immer weiter vorwärts schoben. So mag es sein, daß Grey

Digitized by Google

und Asquith mit ihren friedlichen Erklärungen nicht ganz die Unwahrheit gesagt haben; sie waren in eine Rolle gedrängt, in der sie die wirkliche Lage kaum völlig übersahen und, wie es derartigen Figuranten in der Regel geht, halb bewußt halb unbewußt mit echt englischem Cant zwischen Wahrheit und Lüge hin und her schaukelten.

Reventlow hat in seiner kurzen Antwort auf Valentins Angriff seine Auffassung noch einmal knapp formuliert: „Valentin stellt die Behauptung auf: ich glaubte, England habe nichts als den Krieg gewollt. Diese Behauptung ist bewußt unrichtig, denn der Professor hat das Buch Wort für Wort durchgelesen und weiß deshalb, daß ich Englands Politik Deutschland gegenüber charakterisiere: Krieg — oder deutsches Nachgeben. Das ist ein sehr großer Unterschied."

Valentin beruft sich demgegenüber auf den Schlußsatz der neuen Bearbeitung, den er zweimal in folgender Fassung zitiert: „England hat seit Jahren die Welt organisiert und in Bewegung gesetzt, um den Vernichtungskrieg gegen ein friedliebendes Volk zu führen". In Wirklichkeit jedoch lautet der Satz: „Britische Herrschsucht und Handelseifersucht sind die Triebfedern gewesen, welche die Welt organisiert und in Bewegung gesetzt haben, um den Vernichtungskrieg gegen ein friedliebendes Volk zu führen". Daß das etwas wesentlich anderes ist, liegt auf der Hand[1]). In seiner echten Fassung bezeichnet der Satz die treibenden Kräfte, welche die englische Politik zu ihrer entscheidenden Wendung gegen Deutschland und zu der systematisch und sorgfältig durchgeführten Organisation der großen Koalition geführt haben, die den Kampf eröffnet hat, der Deutschland vernichten sollte. Daß wenn Deutschland sich freiwillig unterwarf und damit aus dem Kreise der führenden Weltmächte ausschied, die britische Politik es vorgezogen hätte, ihr Ziel ohne Schwertstreich zu erreichen, ist dadurch nicht ausgeschlossen. Ich lasse es dahingestellt, ob es Mangel an Verständnis ist oder böser Wille gewesen ist, der Valentin zu seiner Fälschung veranlaßt hat; vermutlich war es eine Mischung von beidem.

Es wäre Zeitverschwendung, auf diese Dinge noch weiter einzugehen. Das deutsche Volk weiß, in allen Schichten der Bevölkerung, daß England der Feind ist, daß sein Verhalten den Krieg herbeigeführt hat und daß es die Seele des Krieges ist und ihm die Ziele setzt. Die wenigen „Intelligenten", die das auch jetzt noch nicht einzusehen vermögen, überzeugen zu wollen, wäre wahrlich verlorene

[1]) Auf diese Fälschung des Citats hat inzwischen auch schon Prof. Ottmar Dittrich in den Leipziger Neuesten Nachrichten hingewiesen.

Digitized by Google

Liebesmüh. Wohl aber wird gar mancher es mit tiefem Schmerz empfunden haben, daß ein Angriff wie der Valentins in einer Zeitschrift erscheinen konnte, deren Stolz es in früheren Zeiten gewesen ist, das Organ Heinrich von Treitschkes zu sein.

Die eigentliche Triebfeder des Angriffs Valentins liegt jedoch auch noch nicht in der Stellung, die Reventlow gegen England einnimmt. Sie enthüllt sich vielmehr in Valentins schon angeführtem Schlußsatz, den ich noch einmal hierher setzen muß: „Wir können nicht umhin, sowohl vor diesem Buche wie vor seinem Autor mit allem Nachdruck und dem vollen Bewußtsein der Schwere dieser Vorwürfe öffentlich zu warnen". Also nicht nur eine falsche Auffassung soll kritisiert und ein Buch, das dem Kritiker wissenschaftlich verfehlt erscheint, als solches mit aller Schärfe verurteilt werden, sondern der Mann soll vernichtet werden, politisch wie moralisch. Es ist Offiziosus in seiner häßlichsten Gestalt, der hier sein wahres Gesicht enthüllt.

Dabei ist Herrn Valentin das Mißgeschick begegnet, daß er mit seinem Angriff gegen Reventlows Auffassung der englischen Politik zu spät gekommen ist. Wenige Wochen nach dem Erscheinen seines Aufsatzes hat sich der Reichskanzler selbst zu eben dieser Auffassung bekannt. „Was die Briten aus Deutschland machen wollen", sagt er in der Rede vom 28. September, „darüber lassen sie keinen Zweifel. Militärisch wehrlos, wirtschaftlich zerschmettert und boykottiert von aller Welt, verurteilt zu dauerndem Siechtum, so sieht das Deutschland aus, das England sich zu Füßen legen will. Wenn dann keine deutsche Konkurrenz mehr zu fürchten ist, wenn Frankreich sich verblutet hat, wenn alle Kriegsverbündeten wirtschaftlich und finanziell England Frohndienste leisten, die europäischen Neutralen jedem englischen Schiff, jeder schwarzen Liste parieren müssen, dann soll auch ein ohnmächtiges Deutschland den Traum einer englischen Weltherrschaft nicht mehr stören. Für dieses Ziel kämpft England mit einem in seiner Geschichte unerhörten Kräfteeinsatz, mit Mitteln, die einen Bruch des Völkerrechts an den andern reihen. Darum ist England der selbstsüchtigste, hartnäckigste, erbittertste Feind." Die Auffassung, die der Reichskanzler in diesen Worten ausspricht, ist keine andere als die, welche in allen Kreisen Deutschlands ganz lebendig ist und die Graf Reventlow in den Schlußworten seiner neuen Bearbeitung in den Satz zusammengefaßt hat: „Britische Herrschsucht und Handelseifersucht sind die Triebfedern gewesen, welche die Welt organisiert und in Bewegung gesetzt haben, um den Vernichtungskrieg gegen ein friedliebendes Volk zu führen".

Digitized by Google

Der Geist des 4. August 1914.

Von Fritz Endres.

Als wir vor drei Jahren die zahlreichen Gedenktage festlich begingen, die der Erinnerung an die Befreiungszeit geweiht waren, hat wohl mancher von uns es tief und schmerzlich empfunden, daß all die Festreden und Festartikel von unwiederbringlicher Vergangenheit erzählten, von einem Heroenzeitalter deutscher Geschichte, das der Nachgeborene nur mehr anstaunen könne wie etwas märchenhaft und unwahrscheinlich Großes. Wir ließen sie in Gedanken an uns vorbeiziehen, die Tage der Erhebung mit ihrer fortreißenden Begeisterung und ihrem hingebenden Opfermut. Wir sahen im Geist von 1813 auch für unsere Generation Mahnung und Warnung, Heilung und Errettung.

Denn wer hätte uns in den Jahren unmittelbar vor dem Weltkrieg zu prophezeien gewagt, daß uns ähnliches Erleben beschieden sein würde wie unseren Vätern! Wir fühlten uns, auch wenn wir es dann und wann lebhaft bestritten, politisch, wirtschaftlich, künstlerisch und wohl auch sittlich als Epigonen und ahnten nicht, daß schon diese Empfindung der Unzulänglichkeit deutlich bewies, daß wir keine Epigonen mehr waren. Aber obwohl sich seit Beginn des Jahrhunderts der Prozeß einer Wiedergenesung langsam und nicht ohne Rückfälle vollzog, hatten die Jahre der kaum überstandenen Krankheit doch so vieles an uns und in uns beschädigt, daß uns Tage und Menschen der Gegenwart wie mit grauen Schleiern umhangen erschienen, daß es niemandem recht wohl ums Herz gewesen wäre, wenn ein Redner den Geist von 1913 als vorbildlich hätte preisen wollen.

Nun ist es freilich für den Mitlebenden unendlich schwer, den Geist seiner eigenen Zeit zu erkennen; er wird, bestimmt durch Aufgaben des Augenblicks, sehr häufig Unwichtiges für wichtig, Kleines für groß erklären und das wirklich Bedeutsame und Kennzeichnende übersehen. Er wird gegen jüngste, kaum überwundene Vergangenheit vielleicht ungerecht werden, an ihr nur die Fehler und Mängel hervorheben, die ihn selbst noch auf Schritt und Tritt belästigen, die Vorzüge und Leistungen aber entweder nicht beachten oder in ihrer Bedeutung herabsetzen. Er wird den Gegensatz zu Personen und Sachen scharf betonen und die äußere und innere Verwandtschaft entrüstet ableugnen. Darum wird es jedem Kritiker leicht sein, auf irrige oder wenigstens schiefe Urteile, auch Unvollständigkeiten und Widersprüche hinzuweisen. Dennoch wird eine Generation wie die unsere, die durch eine der gewaltigsten Umwälzungen aller Zeiten gezwungen ist, neue Ziele auf neuen Wegen zu suchen, sich mit dem Woher und Wohin, mit der Vergangenheit und mit der Zukunft auseinandersetzen müssen; sie wird, freilich kaum mit ihren Urteilen, wohl aber mit den politisch-ethischen Folgerungen, die sie aus diesen Urteilen zieht, vor der Weltgeschichte bestehen können.

Wenn wir nun versuchen, den Geist von 1913 zu analysieren — und ohne ihn bleibt der Geist von 1914 schemenhaft und unverständlich — so müssen wir ihn vor allem nach seinen positiven und negativen Leistungen fragen. Die Antwort auf diese Frage kann hier aus vielen Gründen nur eine allgemeine sein; auf Einzelheiten einzugehen verbietet der beschränkte Raum, verbietet auch der Wunsch, allzu Persönliches auszuschalten. Selbstverständlich schafft die Notwendigkeit, große Linien zu ziehen, verstärkte Angriffsmöglichkeiten; das Bild,

Digitized by Google

das vielleicht den Gesamtcharakter der Zeit wiedergibt, wird dem Einzelnen ungerecht werden müssen, wird manchem Beurteiler sogar als Karikatur erscheinen. Bei Betrachtung der Gegenwart läßt sich eben die Subjektivität nicht ausschalten; aber der Zweck dieser Ausführungen wäre doch schon erreicht, wenn sie andere, ruhigere, objektiv richtigere hervorriefen.

Daß das Jahr 1870 einen Abschluß in unserer Geschichte bedeutet, dürfte wohl kaum zu bezweifeln sein; die Reichsgründung erfüllte fast restlos die Ideale zweier Generationen; die Kämpfer von 1813 hätten mit dem Werke Bismarcks ebenso zufrieden sein können, wie es die Kämpfer von 1848 zum größten Teile waren. Das junge Volk aber, das im Schutz des neuen, starken Hauses heranwuchs, war nun gezwungen, sich neue Ideale zu suchen. Es war, wie heute wir, sich zunächst nur seines Gegensatzes zur jüngsten Vergangenheit bewußt. Denn es ahnte nichts mehr von der Not und dem Glück seiner Väter, der Sturmgesellen von 1848, der vornehm-klugen Führer des Nationalvereins, der liberalen Gegner und späteren Anhänger Bismarcks. Es sah mit den scharfen Augen des altklugen und frühgereiften Erben im Werk der Väter nur das Verfehlte und Überspannte; es spottete wohl über den weltfremden und gestaltlosen Enthusiasmus früherer Zeiten; es kritisierte unbarmherzig die politischen, wirtschaftlichen und ethischen Träume der Jahrhundertmitte. Aber auch den großen Realisten, der stets nur das Mögliche gewollt und immer das Nötige erreicht hatte, auch Bismarck betrachtete die junge Generation nicht mehr mit rückhaltloser Hingabe; sie hatte die Erregung und Erhebung der Einigungskämpfe kaum mehr erlebt; das Reich, das die Älteren immer noch wie ein köstliches Wunder bestaunten, war den Jüngeren zur Selbstverständlichkeit geworden; die Parteileidenschaft, die Kulturkampf und Sozialistengesetz entzündet hatten, hatte den Reichsgründer von den Erben seines Werkes getrennt; die überwältigende Meisterschaft, die Bismarck auf den Gebieten der sozialen Fürsorge und vor allem der äußeren Politik gerade in seinen letzten Jahren entfaltete, wurde ihm von vielen Zeitgenossen nicht mehr gedankt, war vielen in ihrer tiefen Bedeutung kaum verständlich. Die Menschen Spielhagens waren andere als die Menschen Gustav Freytags.

Freilich galt das nicht für alle; es galt besonders nicht für die Masse des Volkes. Wohl sahen die Sozialisten in Bismarck den großen Feind ihrer Gedanken und Wünsche; wohl fürchteten und haßten viele Katholiken in ihm den Bedränger ihrer Kirche, aber die nichtsozialistischen und nicht der großen katholischen Partei angehörigen Volksteile sahen bewundernd auf zu dem Heros, der in den achtziger Jahren für Deutschland und Europa ins Übermenschliche zu wachsen schien. Überwältigend der Eindruck, als im Februar 1888 der kriegerische Greis zum letztenmal sein Werk gegen Ost und West verteidigte und den „furor teutonicus“ heraufbeschwor, der „das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine werde aufbrennen und von Gewehren starren“ lassen; überwältigend der Jubel, der den Entlassenen und Geächteten in allen Städten Deutschlands umbrauste; überwältigend die Totenklage, die am 31. Juli 1898 durch ganz Deutschland erklang:

„Du gehst von Deinem Werke,
Dein Werk geht nicht von Dir;
Denn wo Du bist, ist Deutschland,
Du warst, drum wurden wir“, —

Digitized by Google

in unvergleichlicher Kraft haben die berühmten Verse Wildenbruchs die Stimmung wiedergegeben, die den größten Teil des Volkes beseelte.

Aber — und darin wird hoffentlich ein entscheidender Unterschied zwischen jüngster Vergangenheit und nächster Zukunft bestehen — dies Volk galt nicht als der Repräsentant Deutschlands. Die Führung auf politischem, wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Gebiete hatte noch immer das deutsche Bürgertum und in diesem der große und kleine Kapitalismus, aus dessen Reihe in steigender Menge die Kaufleute und die Industriellen, aber auch große Teile der Beamten, der Offiziere, ja selbst der Gelehrten hervorgingen. Sie alle erfüllte seit dem materiellen Aufschwung der siebziger Jahre ein hochgestimmtes Selbstbewußtsein, die Jüngeren sogar ein Baccalaureusgefühl, das Sonne und Mond, Erde und Gestirne als Werke eigenen Geistes und eigener Kraft betrachtete, das im „eigensten Entzücken" dahinwandelte, der Finsternis den Rücken zu kehren glaubte und die Helle vor sich zu sehen hoffte, das die Vergangenheit überwunden zu haben meinte und nicht ahnte, daß diese der Gegenwart nur deshalb nichts mehr bieten konnte, weil die neue Zeit noch nicht reif genug war, um den Wert der Gabe zu erkennen. Eine geschichtslose und deshalb pietätlose Generation erfüllte Deutschland mit dem Lärm ihrer Arbeit, ihrer Gedanken, ihrer Vergnügungen. Zornig sahen die Kämpfer von 1848 und 1870, denen die alten Narben noch am Körper und in der Seele brannten, auf dies respektlose Völkchen des fin du siècle; sehr ernsthaft wiesen so grundverschiedene Geister wie Nietzsche, Karl Hillebrand und Wilhelm Raabe auf die verhängnisvollen Folgen unserer zu großen und zu schnellen Siege. Aber ihre Warnungen waren und blieben einstweilen in den Wind gesprochen; die Geister und die Charaktere zweier Epochen hatten sich völlig voneinander geschieden; die Einheit des Empfindens, Wollens und Handelns, deren ein werdendes Volk unbedingt bedarf, schien und war aufs schwerste gefährdet.

Gewiß wird es niemandem einfallen, die positiven Leistungen, die auch diese Zeit aufzuweisen hatte, mißmutig zu verkleinern. Aber charakteristischerweise waren diese Leistungen weit mehr technische als ethische. Es ist ja zu Beginn des Krieges oft genug ausgeführt worden, zu welch gewaltiger Höhe die langen Friedensjahre Deutschlands Handel und Deutschlands Industrie emporgehoben haben; wir wissen, daß vor allem die Sorge vor wirtschaftlicher Überflügelung England in den Krieg getrieben hat; wir wären undankbar, wollten wir nicht zugeben, daß die Generationen von 1870 und 1880 auf diesen Gebieten Gewaltiges vollbracht haben. Freilich hat noch Bismarck selbst der Zukunft den Weg ans Meer und über das Meer hinaus gewiesen; aber erst das junge Deutschland hat mit raschem Entschluß die neuen Bahnen bis ans Ende durchschritten, hat die deutsche Flagge auf allen Ozeanen gezeigt und in allen Erdteilen gehißt, hat Englands Handelsmonopole in Ost und West und Süd, in der ganzen Welt, von Kap zu Kap, von Eismeer zu Eismeer bestritten. Die deutschen Waren hatten längst aufgehört „billig und häßlich" zu sein; der Stempel „Made in Germany" galt in Japan und in Australien, in Kanada und in Brasilien nicht als Warnung, sondern als Empfehlung. Von dem englischen Zwischenhandel hatte sich Deutschland schon fast frei gemacht; die Zahl der deutschen Hochseefischereien hatte sich von 1873 bis 1896 verzwölffacht, die Zahl der deutschen Dampfer hatte sich versechsfacht, ihr Tonnengehalt verzehnfacht; der Wert des deutschen Gesamthandels hatte um 11 000 Millionen Mark zu-

Digitized by Google

genommen. Überall war das arbeitende deutsche Kapital gewachsen. Die Kaufleute und Fabrikanten in Hamburg und am Rhein, an der Wupper und in Berlin waren, rein materiell betrachtet, Könige geworden; sie waren — auch das wird sich kaum abstreiten lassen — zugleich Träger eines stärkeren weltpolitischen Geistes. Niemand hat die Bedeutung des Erreichten wärmer anerkannt als Fürst Bismarck selbst, der, als Achtzigjähriger vom Generaldirektor Ballin eingeladen, beim Betreten eines Riesendampfers der Hamburg-Amerika-Linie und beim Umblick auf die Schiffe, die Docks und Kräne, das mächtige Hafenbild, ergriffen und bewegt die neue Zeit und die neue Welt begrüßte.

Aber trotz alledem blieb es fraglich, ob diese neue Welt auch neue Ideale geschaffen habe, ja, ob sie überhaupt imstande sei, auf ethischem Gebiete Neues hervorzubringen. Sie schien und war in allem materiell orientiert und materiell begrenzt. Der Wunsch, durch Reichtum mächtig zu werden, beherrschte die Geister; Wagners Wort „deutsch sein heiße eine Sache um ihrer selbst willen tun" drohte in Vergessenheit zu geraten; Zahllose arbeiteten nur für Geld, für Ehren und Auszeichnungen, für behaglichen und oft geistlosen Wohlstand. Der Ehrgeiz galt nicht mehr der Leistung, sondern nur dem Ertrage; denn mit Geld war schließlich all das zu kaufen, was diesem nüchternen Geschlechte begehrenswert erschien. Der „Tanz ums goldene Kalb", oft verhöhnt, manchmal auch durch scharfes Zugreifen des Staates unliebsam unterbrochen, nahm doch von Jahr zu Jahr größere Dimensionen an und wirkte schließlich auch auf jene Berufe, die sich, ihrer Vergangenheit und ihrer Mission nach, hätten beiseite halten müssen. Allzugroßer und übelangewandter Reichtum einzelner Offiziere brachte ein Moment sozialer Ungleichheit selbst in dies festgeschlossene Korps und hätte schließlich sogar die kriegerische Tüchtigkeit gefährden können. Auch manchem Beamten schadete die Berührung mit gewissen Kreisen kapitalistischer Bourgeoisie. Mancher Künstler suchte, um Geld zu verdienen, den Geschmack der zahlenden Kreise zu erraten oder durch unerhörte Sensationen zu verblüffen; auch einige Wissenschaftler verstanden es vortrefflich, lohnende Geschäfte zu machen. Selbstverständlich wirkte diese Jagd nach dem Glück auf den Charakter: die Tugenden früherer Zeiten, Überzeugungstreue, Gleichgültigkeit gegen die Meinung der Allzuvielen, Pflichtgefühl auch in der kleinsten und undankbarsten Arbeit, standen schlecht im Kurse. Vollends die recht unrentablen Eigenschaften der Dankbarkeit, der opferwilligen Freundschaft, der persönlichen und sachlichen Hingebung waren in der Mittel- und Oberschicht weit seltener zu finden als im sogenannten niederen Volke. Da und dort hatten Haus und Familie aufgehört, die Heiligtümer von ehemals zu sein; die Kindererziehung erstrebte vor allem frühzeitige Lebens- und Geschäftsgewandtheit; das Nützliche galt, amerikanischen Vorbildern folgend, unendlich viel mehr als das Notwendige. In der Vaterlandsliebe und dem Heimatgefühl sahen ehrliche Skeptiker nur mehr eine Redensart für Veteranenfeste und für Volksversammlungen. Eine goldene Internationale hatte sich herausgebildet, die gefährlicher werden konnte als die angstvoll betrachtete rote. Unter solchen Umständen war die Entwicklung einer starken Staatsgesinnung und einer klaren Weltanschauung so gut wie unmöglich. Wenn die äußere Politik nach Bismarcks Entlassung in ein unsicheres Schwanken, Tasten und Experimentieren geraten war, so schob zwar jeder Kritiker die Schuld an diesem Zickzackkurse ohne weiteres auf die Unfähigkeit leitender Persönlichkeiten, tatsächlich aber war die Periode „weltmächtlicher Politik

Digitized by Google

ohne weltmächtliche Mittel" nur das folgerichtige Ergebnis einer Zeit, die über die nächsten materiellen Ziele nicht hinausschauen konnte, die den Zusammenhang mit den Ideen der Vergangenheit verloren hatte und in sich nicht die Kraft fühlte, neue Ideen aufzustellen. Die innere Politik des Reiches aber war beherrscht von den Parteien, die dem Zuge der Zeit folgend, längst zu Interessengemeinschaften herabgesunken waren und alles, was ihre Programme an Gedanken enthielten, entweder zu Dogmen verknöchert hatten oder nur mehr der geschichtlichen Erinnerung und der äußeren Wohlanständigkeit wegen mit sich trugen. Der Außenseiter, der naiv genug war, die Interessen der Allgemeinheit über seine eigenen und über die seiner Partei zu stellen, konnte im besten Falle nicht darauf rechnen, zu Wort zu kommen. Innerhalb der Parteien und auch innerhalb des Staates begann ein Nepotismus um sich zu greifen, der Begabung und Fleiß durch Protektion ersetzte, dem der Beruf nicht mehr Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck war. Das in allen Generationen vorhandene Streben nach Regelung des irdischen Treibens durch überirdische Normen zersplitterte sich, wenn es überhaupt Lebenskraft besaß, in einem Ästhetizismus, der zwischen derbem Glückseligkeitsstreben und schwärmerischer, aber gestaltloser Mystik hin- und herschwankte. Wie in den Zeiten der verfallenden Renaissance trat das Schöne oder das, was man für schön ausgab, an die Stelle des Wahren und Guten. Gewiß sind altruistische Bestrebungen auch am Ende des 19. Jahrhunderts nicht zu verkennen, meist aber folgte das Leben doch nur egoistischen Antrieben. Das Schicksal des Königs Midas, der verhungern mußte, weil alles, was er berührte, sich in Gold verwandelte, schien unentrinnbar zum Schicksal des neuen Deutschland werden zu wollen.

Allerdings darf nicht vergessen werden, daß neben diesem neuen noch ein altes Deutschland in fast ungebrochener Kraft bestand. Wer die entzückenden und ergreifenden „Erinnerungen eines Fünfzigjährigen" kennt, die jüngst im Verlage von Langewiesche erschienen sind[1]), wird jedes allgemein gehaltene Verdammungsurteil als Karikatur empfinden. Da ist noch Wärme und Herzlichkeit, Freude am Kleinen und fester Zusammenhang mit Familie und Stamm und Heimatboden. Gelassen abwehrend und behaglich spottend leisteten diese „Stillen im Lande" — und ihrer waren viele — dem Zeitgeist unüberwindlichen Widerstand. Aber auch Staat und Gesellschaft selbst waren in ihrer Gesamtheit noch viel zu fest fundiert, um von den schäumenden und spritzenden Wellen unruhiger Gründerkultur überflutet oder gar weggeschwemmt zu werden. Noch herrschte in großen Teilen der Armee die gute Tradition einfachen Lebens und rastloser Arbeit; noch war das deutsche Beamtentum stolz auf seine fachmännische Sicherheit und seine sittliche Integrität; noch waren die Gelehrten und Künstler nicht ausgestorben, die, unbekümmert um die Konjunktur des Marktes, nur der Stimme ihres Genius lauschten und ihre Werke schufen, um sie zu schaffen, nicht nur um sie zu verkaufen. Auch in der Welt des Handels kämpfte, oft erfolgreich, der vornehme Hanseatengeist alter Kaufmannsfamilien gegen die schlechten Manieren vergangenheitsloser Emporkömmlinge: da und dort wurden Bestrebungen wach, die bewußt das große und kluge Mäzenatentum früherer Zeiten zu erneuern wünschten. Vor allem aber empfand das deutsche Volk noch kerngesund und brachte manchmal sein Urteil eindrucksvoll zur Geltung. Selbst Pessimisten

[1]) „Jugend und Heimat", Erinnerungen eines Fünfzigjährigen. Langewiesche-Ebenhausen.

Digitized by Google

mußten an dem Sturm der Begeisterung, den der Name und das Werk des schwäbischen Grafen Zeppelin in Deutschland entzündete, ihre helle Freude haben: unbekümmert um höfische Meinung wählte die Masse ihren Helden, und sie wählte ihn gut. Aber auch in Zeiten, denen so starke Erregungen und Erhebungen fehlten, half ein Blick auf das tüchtige, ernsthafte, arbeitsreiche Leben des Volkes über Zweifel und Bedenken hinweg. Mochte auch da und dort durch des Alltags Last und Mühe der Horizont eng und das Auge trübe geworden sein, im allgemeinen fand doch — das haben die Männer der Tat auf allen Gebieten und allezeit anerkannt — jeder lebensvolle und sinnreiche Gedanke in der sogenannten Unterschicht klares Verständnis und, soweit möglich, kräftige Unterstützung.

Trotzdem war es ein Glück, daß sich seit Beginn des neuen Jahrhunderts immer stärker auch in der Mittel- und Oberschicht oppositionell gerichtete Kräfte regten. Der Jugend von 1870 trat die Jugend von 1900 gegenüber. Sie hatte im Gegensatz zu jener äußerlich und innerlich neue Probleme erlebt und durchlitten; sie suchte, noch nicht mit vollem Erfolg, aber mit heißem Bemühen, auf allen Gebieten neue Wege. Wie in den Zeiten der Romantik, aber mit anderen Zielen näherte sie sich wieder dem Volke. Die Berührungen mit dem Sozialismus nahmen zu; gerade die stärksten Geister fühlten sich von seinen Ideen am stärksten angezogen. Aber auch andere sahen mit Zorn auf die geistige und körperliche Vernachlässigung der Massen: die Bestrebungen um Volksbildung und Volksgesundheit vereinigten Offiziere und Beamte, Kaufleute und Lehrer. Man kümmerte sich wieder produzierend, nicht nur rezensierend, um innere und in gewissem Sinne auch um äußere Politik; man versuchte beide durch neue Gedanken zu beleben und zu verstärken. Die leidenschaftlichen Weckrufe unserer großen völkischen Verbände forderten ein neues Deutschland, das nicht nach Geld und Geldeswert, sondern nach geschichtlichen Wünschen und Hoffnungen orientiert war. Das Wirken Naumanns und seiner Gesinnungsgenossen und die Tätigkeit der großen Sozialisten in allen Parteien erinnerte an Zeiten und Gedanken der Paulskirche von 1848. Wehrkraft und Wandervogel zogen durch Feld und Wald und weckten Tausenden wieder den Blick für die engere und weitere Heimat. Die Kämpfe um eine neue Weltanschauung waren freilich aus den Übertreibungen einer Sturm- und Drangperiode noch nicht herausgekommen, aber das behäbig gedankenlose Philistertum der siebziger und achtziger Jahre war doch schon entscheidend überwunden. Überall regte sich neues Leben, knabenhaft vielleicht noch in mancher Einzelheit, unklar, schwärmerisch, weltfremd, verspottet und wohl auch grimmig befehdet von der satten Bourgeoisie, die um ihre Ruhe und um ihre Herrschaft bangte, freudig begrüßt aber von jedem, der auf manchen Gebieten Bewegung an sich schon als Beginn neuer Schöpfung betrachtete. Und tatsächlich hat das Wort Gottes, das im August 1914 uns allen in Ohr und Herz erscholl, mit einem Male Sinn und Ordnung in dies Wogen und Werden gebracht.

Über den begeisternden Schwung und den hinreißenden Zauber Treitschkescher Beredsamkeit müßte verfügen, wer die unvergeßlichen Augusttage des Jahres 1914 schildern möchte. Und doch würde unsere Sprache hilflos versagen, würde das reichste und klangvollste Wort arm und leer erscheinen. Wir kannten seit frühester Jugend nur ein Deutschland des Friedens: Acker und Wald, Fabrik und Eisenbahn, Hörsaal und Laboratorium, Büro und Kaserne. Jetzt aber

Digitized by Google

erhob sich waffenklirrend das Deutschland des Krieges. Wir hatten uns in den Zeiten des Friedens aus tausend Zügen ein Deutschland geformt: alt, geschichtlich geworden und geschichtlich bedingt, ein Land reifer Erkenntnis und reicher, fast etwas müder Erfahrung. Jetzt aber zeigte sich uns Deutschland im Glanze der Jugend. Wir kannten ein Deutschland der Parteien und Konfessionen, der Stämme und der Staaten, der Stände und der Berufe, der Arbeit und des Vergnügens. Jetzt aber leuchtete ein Bild vor uns allen. Was wir sahen, was wir erst ungläubig dann jubelnd erlebten, das war Maienzeit.

Die Mordtat von Serajewo hatte auch Deutschland stark beunruhigt. Aber noch waren nicht alle imstande, die gemächliche und etwas sommermüde Stimmung des Alltags völlig zu überwinden; der Juli 1914 erregte die Nerven, aber er rührte noch nicht an die Herzen. Selbst die Kriegserklärung Österreichs an Serbien war zunächst mehr Sensation als seelisches Erlebnis. Wir jubelten dem alten Bundesgenossen zu, aber wir dachten noch kaum an uns selbst. Erst die letzte Juliwoche, die den Krieg, wenigstens mit Rußland und Frankreich, als unabwendbar offenbarte, vertiefte unsere Stimmung. Mit wachsender Sorge maßen wir die Kräfte des Zweibundes an denen der Entente; wir begriffen endlich, daß es sich für uns um Sein oder Nichtsein handle. Mit einem Male sahen wir alles, was wir besaßen: unsere Heimat im hellen Glanz der Sommersonne, Meer und Alpen, Wald und Wiese, Fluß und See; wir wußten, daß wir sie liebten und daß wir für sie sterben konnten. Wir sahen unseren Staat, das Werk unserer Väter, im Kriege geschaffen, im langen Frieden erweitert und ausgebaut, einen Staat redlicher Arbeit und straffer Ordnung, ernsthafter Gerechtigkeit und ehrlicher Fürsorge; wir fühlten, daß wir zu ihm gehörten und daß wir ihm alles opfern würden. Wir sahen die Volksgenossen, die wir so oft befehdet hatten, die Offiziere und die Beamten, die Gelehrten und Geistlichen, die Bauern und Handwerker und Arbeiter; wir spürten, daß wir eines Blutes waren und daß uns heute der Geringste ebensoviel galt wie der Höchste. Wir wußten, daß wir um eine große Vergangenheit fochten und um eine starke, selbstgewachsene Kultur; wir blickten auf Friedrich und Stein, auf Goethe und Bismarck und ahnten, daß dies Deutschland jetzt „an den Toren der Welt" stehe. Wir sahen auf den Frieden unseres Hauses, auf Eltern und Geschwister, auf Weib und Kind; wir sahen auf unsere Arbeit, Arbeit der Hände und des Hirns, auf Pflugschaar und Meißel, auf Messer und Feder. Wir fühlten die Größe des Opfers, das jeder von uns brachte, und maßen an ihm die Größe der Zeit. So traf uns die Mobilmachung.

Da aber brach nach langen ernsten Tagen die Kampfesluft und das Kampfesglück der Deutschen überwältigend hervor. Man hatte uns überfallen, mitten im Frieden, den wir nie verletzt hätten; nun klang unser Schlachtruf dröhnend dem Feinde entgegen. Unsere alten Fahnen flatterten in stürmischem Winde, Säbel und Bajonette glänzten, durch die Straßen hallte der Schritt der Bataillone, der Hufschlag der Pferde, das Rasseln der Geschütze. Blumen am Helm, Blumen am Waffenrock zogen die Söhne der Berge und der Ebene an uns vorüber, sonnengebräunt und wetterhart und das Lied von Heimat und Heimkehr klang von ihren Lippen. Wir aber drängten uns alle, alle jubelnd in die Kaserne, vom Sechzehnjährigen, dem noch kaum der erste Flaum die Wangen deckte, bis zum reifen Mann, der das Werk seines Lebens und das Glück seines Hauses freudig verließ, um der Heimat zu dienen. Parteien und Konfessionen, alle

Digitized by Google

künstlichen Aufbauten des Friedens, Kasten und Klassen waren vergessen; das schlichte Feldgrau deckte den Unterschied von Reich und Arm, von Einfältig und Klug, von Herrschern und Beherrschten. Ein Wille stärkte alle Arme, ein Glaube beseelte alle Herzen. Unsern Fürsten klang überall lauter Zuruf entgegen; unser Heer ward uns jetzt zur Heimat und zur Hoffnung. Der Alltag mit seinen kleinen Sorgen und seinen kleinen Freuden war versunken wie ein Gespenst, einfach und groß stand vor uns allen das Bild Deutschlands.

Und die Woge wuchs und hob uns höher über uns selbst hinaus. Am 4. August 1914 trat der Reichstag zusammen. Was mancher gehofft, aber niemand gewußt hatte, das geschah: auch die Parteien hatten den Jammer der Vergangenheit vergessen, sie alle traten jetzt einmütig nebeneinander. „Einer", hatte der Sozialist Ludwig Franck geschrieben, „muß die Fundamente gesehen haben": der Mann mit dem großen Geist und dem heißen Herzen wußte, auf was es jetzt ankomme, er hatte sich sofort als Kriegsfreiwilliger gemeldet — bei Baccarat liegt sein Soldatengrab. Überall triumphierten die „heroischen" Naturen über die „sentimentalen", die Charaktere über den Verstand. Die „große Stunde der Prüfung" fand ein großes Geschlecht. Mit schlichten Worten sprach der Kanzler von unseren Feinden und von uns, von unserem reinen Gewissen, von dem Preis des Kampfes, den Früchten unserer friedlichen Arbeit, dem Erbe der Vergangenheit, den Aufgaben der Zukunft. Brausender Beifall klang ihm entgegen, als er feststellen konnte, daß das ganze deutsche Volk hinter dem deutschen Heere stände, als er den Geist der neuen Zeit bei Namen nannte, „den Geist der Einheit Deutschlands, des unbedingten, rückhaltlosen gegenseitigen Vertrauens auf Leben und Tod", als er erschüttert bekannte, daß der 4. August 1914 „bis in alle Ewigkeit hinein einer der größten Tage Deutschlands sein werde".

Freilich, die Gefahr schien ins Unendliche zu wachsen, als nun auch noch England in den Krieg eintrat, der gefährlichste, stärkste, entschlossenste unserer Gegner. Aber ins Unendliche wuchs auch unsere Kraft. Wohl sahen wir mit „Schmerz und Bitterkeit" auf diesen neuen Feind, dem wir uns bluts- und seelenverwandt geglaubt hatten, wohl klang ihm, aus der Erregung des Moments verständlich, zunächst ein wilder Ruf des Hasses entgegen:

„Haß zu Wasser und Haß zu Land
Haß des Hauptes und Haß der Hand
Haß der Hämmer und Haß der Kronen";

wohl fühlte jetzt erst mancher die ganze Schwere der Entscheidung; aber niemand hätte feigem Zurückweichen das Wort geredet. Wir suchten Bundesgenossen in unserer reichen Vergangenheit: wir schlugen die Brücken nach 1756 und 1813 und 1870. Wir gruben mitten im Kampfe die Fundamente einer größeren Zukunft. Wir fanden uns mit dem alten Sozialistenführer Bebel zusammen in dem Wunsche, „dieses unser Vaterland zu einem Lande machen zu wollen, wie es nirgends in der Welt in ähnlicher Vollkommenheit und Schönheit bestehe". Wir fügten zur Aufgabe des Tages die Aufgabe des Jahrhunderts. Wir waren einig im Empfinden, im Handeln und im Wollen. Wir wünschten „unserer Wiedergeburt würdig zu sein"; wir verinnerlichten den Sinn des Krieges, hoben ihn heraus aus den Zufällen des Augenblicks, fügten ihn ein in die Ordnung des Weltganzen. Wir kämpften für unsere Existenz, aber wir hofften, mit ihr dem Fortschritt und Aufstieg der Menschheit zu dienen. Kein

Digitized by Google

Wort mehr, das egoistisch und materialistisch hätte gedeutet werden können; kein Wort mehr, das spielerisch Einfaches zu komplizieren suchte; ästhetischer Verweichlichung klang von allen Seiten herbe Absage entgegen, der Zweifel war zur „Mode von vorgestern" geworden; allen verständlich ward unsere Sehnsucht von allen geteilt. So einfach wie die Aufgabe, so einfach schien uns die Lösung. Unser Volk bedurfte der wilden Aufhetzung nicht, die Belgier und Franzosen, Russen und Engländer in den Krieg hineinpeitschte. Dem „Down with the Germans", das durch die Straßen Londons erscholl, klang unser altniederländisches Dankgebet entgegen: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten". Auf die Deutschenhetzen in Brüssel und Paris und in den Industrieorten Englands antworteten die deutschen Siege von Lüttich und Namur, von Lothringen und Saint Quentin; die Verwüstungen deutschen Bodens durch die Kosaken rächte der weltgeschichtliche Erfolg von Tannenberg. Mit stolzer Freude sahen wir auf unsere junge Flotte, die den englischen Feind in Indien und an der Küste Südamerikas überwand, neben die großen Feldherrn trat eine lange Reihe großer Kapitäne. In dem Führer des Ostens aber, in Paul von Hindenburg, verkörperte sich uns dieser Krieg; so hatten wir uns ihn gewünscht, so einfach und so sachlich, so stark in der Not und so demütig im Siege; in dem alten Helden, der bei Chlum und St. Privat gefochten hatte und der uns jetzt in die Ebenen Polens und Littauens führte, klang deutsche Vergangenheit und deutsche Gegenwart machtvoll zusammen. Wohl floß edelstes deutsches Blut in Strömen, aber wir alle wußten, daß es um einer großen Sache willen vergossen war; wir alle bauten gemeinsam an einem neuen, stärkeren, weiträumigeren Hause, in dem Platz sein sollte für jedermann. Wir wollten alle, wie der Kanzler in einer seiner eindrucksvollsten Reden am 2. Dezember 1914 verhieß, „den Geist des August hochhalten als das heiligste Vermächtnis dieser furchtbar ernsten und großen Zeit".

Nun lag freilich in der Plötzlichkeit solcher inneren Umwandlung eine große, nicht zu unterschätzende Gefahr. Denn unter denen, die den neuen Geist aufnahmen und weiter trugen, konnten ebensowohl starke Schöpfernaturen wie gedankenlose und bestimmbare Mitläufer das Übergewicht behaupten. Zunächst freilich schien das positive Ergebnis das negative weit zu überwiegen. Denn Tausende begrüßten den neuen Geist von 1914 als die längstersehnte Vollendung einer tiefdurchdachten und planvoll vorbereiteten seelischen Umgestaltung Deutschlands und der Welt; das Neue lag so sehr in der Linie ihres eigenen Denkens und ihrer eigenen Arbeit, daß sie es nur bei Aufgabe des eigenen Selbst hätten verlieren können. Sie sahen mit dem großen nordischen Gelehrten Kjellén, der unserer Zeit und unserem Kriege immer wieder sorglich das Horoskop gestellt und seine Zeichen sinnvoll zu deuten gewußt hat, den Zusammenhang des Ganzen, und sie fanden mit Kjellén in den „Ideen von 1914" den Gegensatz und den Ersatz der bisher geltenden Ideen von 1789: Freiheit und Gleichheit wurden jetzt durch Gerechtigkeit und Ordnung verdrängt, über das Werk der französischen Revolutionshelden siegte das Werk Immanuel Kants, über das Recht triumphierte die Pflicht. Und zu unserem Heile fanden sich sofort tatkräftige Persönlichkeiten, die die Lebenskraft der neuen Theorie in praktischer Arbeit erproben wollten. Hier muß vor allem der Name des Niedersachsen Friedrich Thimme genannt werden, des Mannes, der von Anfang an bemüht war, den Geist des August festzuhalten und in die Wirklichkeit umzusetzen. Thimme

Digitized by Google

hat, um aus der Fülle seiner Schriften nur zwei hervorzuheben, in der mit Karl Legien gemeinsam herausgegebenen „Arbeiterschaft im neuen Deutschland" die deutsche Sozialdemokratie nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich mit dem Reiche zu verbinden gesucht; Thimme hat die beiden ergreifenden Bände über den „Inneren Frieden des deutschen Volkes"[1]) geschaffen, in denen Männer aller Weltanschauungen, aller Konfessionen, aller Berufe, aller deutschen Nationen Ideengegensätze durch Gemeinsamkeit der Arbeit überbrücken wollten. Gewiß wird neunmal kluge Kritik darauf hinweisen, daß hier Unmögliches unternommen worden sei, daß nach dem Kriege der Streit zwischen Religion und moderner Weltanschauung, zwischen Katholizismus und Protestantismus, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, zwischen Altdeutschen und Polen und Elsässern wieder aufflammen werde. Aber trotzdem kann nur auf den Wegen und mit den Mitteln Friedrich Thimmes ein großes Gemeinsames geschaffen werden, das all diesen Konflikten den vergiftenden Stachel nehmen soll. Ich glaube an die Gestaltungskraft dieses echten deutschen Idealismus; ich hoffe und vertraue, daß es Männer und Frauen gibt, die, unbekümmert um Dornen und Kletten des Unterholzes, den steilen Pfad suchen und finden, der zum Bergesgipfel führt, zur Aussicht und Übersicht über alle deutschen Länder und alle deutschen Menschen. Wer die neue Zeit so versteht, wer so an ihrer Vollendung schafft, der kann sich nicht mehr an den Alltag verlieren.

Noch weniger freilich werden sich jene beirren lassen, die der Geist von 1914 auf die Schlachtfelder und bis an den Tod herangeführt hat. Von den zwei Millionen Kriegsfreiwilligen, die in den ersten Mobilmachungstagen zu den Fahnen drängten, hat doch nur sehr wenige die Lust nach Abenteuern oder gar die Sehnsucht nach den Epauletten zu ihrem Entschluß bestimmt; die überwältigende Mehrheit leitete nicht der Gedanke an das eigene Ich, sondern der Gedanke an die Heimat. Jeder, der selbst Kriegsfreiwilliger gewesen ist, wird mir bestätigen, wie stark der Geist des August, der Geist des gegenseitigen Vertrauens und Zusammenhaltens in allen lebte. Jeder der mit seinen Kameraden auch nur ein Stück des Feldzuges durchfechten durfte, weiß, daß dieser Geist selbst die schwersten Belastungsproben bestanden hat, daß Tausende für ihn gestorben, Tausende für ihn zu Krüppeln geworden sind. Man leidet und stirbt aber nicht für Redensarten, sondern für Tatsachen. Gewiß ist es nur einmal vorgekommen, daß junge Regimenter das deutsche Nationallied sangen, als sie gegen den Feind vorstürmten, aber tausendmal und abertausendmal hat die Kämpfer, in Angriff und Abwehr und im lähmenden Alltag des Kriegslebens, der Gedanke an den Geist des Kriegsanfangs aufrechterhalten und zu neuer, größerer Leistung angespornt. Freilich ist es kein lauter Hurrapatriotismus, keine lärmende, unwahre Begeisterung, die unsere Feldgrauen erfüllt, aber es ist gerade deshalb eine tiefe, oft schamhaft verborgene Kraft opferwilliger Liebe und selbstloser Hingabe. Sie lebt in zahllosen Feldpostbriefen, sie spricht aus zahllosen Unterhaltungen, oft ganz ungelenk, immer ganz unliterarisch, ganz einfach. ganz sachlich. Sie klingt aus zahllosen Liedern, freilich nicht aus jenen pathetisch verfälschenden, die das größte und grauenhafteste Erleben in Statistenbewegung und Janitscharenmusik verwandeln, sondern aus echter Kriegslyrik:

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund
Stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund,

[1]) Hirzel, Leipzig.

Digitized by Google

Alle hüten wir deiner Grenze heiligen Saum
Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum,
Deutschland.

Solche Männer, Männer der Tat und des Gedankens werden dereinst mitten im Kriege den neuen Tag bringen, von dem Friedrich Naumann jüngst so erschütternd gesprochen hat, und an diesem Tage „wird in allen Schützengräben wieder die Empfindung des 4. August in ursprünglicher Gewalt und Stärke vorhanden sein".

Aber neben diesen Kämpfern und diesen Denkern steht nun leider, von Tag zu Tag wachsend, eine breite Masse anderer, für die der Geist des 4. August längst zur Redensart geworden ist. Die einen halten noch äußerlich an ihm fest, haben das Wort ihrem Phrasenschatze einverleibt und benützen es bei passender, öfter noch bei unpassender Gelegenheit, sehr häufig, um egoistische Antriebe unter solch buntem Mäntelchen zu verhüllen. Andere, ehrlichere, haben Wort und Begriff längst von sich abgestoßen, sehen mit materialistischer Überhebung in dem Sturm der Augusttage nur eine womöglich geschickt inszenierte Massensuggestion, die selbstverständlich der Länge der Zeit nicht habe widerstehen können. Vor allem wehren sich natürlich die Leute, die vor dem Kriege in Politik und Wirtschaft, in Kunst und Wissenschaft auf ihre Rechnung gekommen sind, verzweifelt gegen das unrentable Neue und diskreditieren mit allen Kräften und mit allen Mitteln die Idee der Zukunft. Sie finden — auch das läßt sich nicht leugnen — überall willige Zuhörer und energische Mitstreiter. Denn viele haben wieder aufgehört, in der Not des Tages den Blick nach den Sternen zu richten; vielen ist der Krieg zur bloßen Magenfrage geworden; vielen verschwinden seine gewaltigen positiven Leistungen hinter den mancherlei Entbehrungen, die er über uns alle gebracht hat. Immer wieder klingt uns von „Christen und Heiden" der verzweifelte Ruf entgegen: „was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?" Ein Zufälliges und Vorübergehendes scheint über das Wesentliche und Ewige zu triumphieren. Das wundervolle Wort Ludwig Francks über den „Leib als Knecht der Seele" ist längst vergessen; das kleine Ich will seine gewohnte Nahrung, sein gewohntes Auskommen, seine gewohnten Vergnügungen; vielen ist der Gedanke an die Allgemeinheit immer zu schemenhaft gewesen, um ihm kleine oder gar große Opfer zu bringen. Wer die Kämpfe um die Lebensmittelversorgung von Tag zu Tag verfolgt, der möchte oft fast verzweifeln an Art und Zukunft unseres Volkes. Unleidlich ist es gewiß nicht, wenn unsere Hausfrauen jetzt etwas mehr als in Friedenszeiten an die materiellen Bedürfnisse denken; sie erfüllen, sparend und sorgend, wichtige unersetzliche Kriegspflicht; unleidlich ists gewiß auch nicht, wenn, bald ruhig bald temperamentvoll, die staatlichen und städtischen Verordnungen geprüft und kritisiert werden; die unendlich komplizierte Arbeit bedarf dringend sachkundiger Hinweise aus allen Schichten der Bevölkerung. Unleidlich aber ists, daß, wenn alle entbehren, ein kleines Häuflein behaglich leben und wohl gar frivol vergeuden möchte. Unleidlich ists, wenn der Wucherer unsere Not ausnützt, um sich zu bereichern, wenn der Hamsterer eigenem Vorteil zuliebe die Volksgenossen schädigt; wenn die Bestimmungen, zu denen herbste Notwendigkeit zwingt und die trotz aller Vorsorge den Ärmsten am schwersten treffen, vom Wohlhabenden mit tausend Listen umgangen und vereitelt werden. Man rede doch nicht skeptisch von allzumenschlicher Menschlichkeit, die stets über den Idealismus siegen werde.

Digitized by Google

Man schäme sich lieber über blinde Torheit und niederträchtige Gewissenlosigkeit, über jämmerliche Angst und stumpfe Begehrlichkeit. Wenn das die seelischen Früchte der langen Friedensjahre sind, dann war der Krieg wahrlich ein Retter aus Sumpf und Unrat, dann kämpft das neue Deutschland einen guten Kampf gegen das alte.

Indes hat der Geist der Vergangenheit sich nicht nur auf materiellem Gebiete gegen den Geist von 1914 aufgereckt; er hat, auf das politische Gebiet übergreifend, versucht, auch hier seine alten Methoden wieder zur Geltung zu bringen. Das Streben nach persönlichem Gewinn, das in der Lebensmittelversorgung unter anderm den unwürdigen Begriff des „Anreizes" geschaffen hat, ist durch die gut deutsche Gebundenheit an Parteischablonen und Parteidogmen unerfreulich ergänzt worden. Man tat, was man tun konnte, um das große und einheitliche Gefühl des August aufzulösen und zu zersplittern. Noch 1914 begann der Kampf um die „Kriegsziele", der eine eminent praktische Frage in eine prinzipielle verwandelte. Dann spaltete der Streit um Anwendung oder Nichtanwendung gewisser Kriegsmittel ganz Deutschland in zwei große Heeresgruppen, die unter den Schlachtrufen Bethmann oder Tirpitz mit geschwungenen Waffen aufeinander losstürmten; daneben schien der alte Gegensatz zwischen Nord und Süd unheilvoll an Stärke zu gewinnen; endlich wirkten auch die Hoffnungen und Besorgnisse, die sich an den Gedanken einer „Neuorientierung" knüpften, verwirrend und zerstörend. Gewiß hat all diese Kämpfe nicht Bosheit und Torheit der Menschen entzündet; sie alle sind durch lange Entwicklung vorbereitet, sind inhaltlich notwendig, sind schon im Frieden dann und wann akut geworden. Wie die meisten Länder in der Welt, so ist auch Deutschland in den letzten Jahrzehnten stark von imperialistischen Strömungen berührt worden, und wie in vielen Ländern der Welt, so haben auch in Deutschland Internationalisten und Pazifisten versucht, Dämme gegen diese neuen Fluten aufzurichten. Die Auseinandersetzung zwischen dem aristokratischen Norden und dem demokratischen Süden, die das Herrschergeschick eines Bismarck in den siebziger und achtziger Jahren verzögern konnte, ist seit seinem Abgange wieder in Fluß gekommen und hat schon vor dem Krieg zu einer Entscheidung, selbstverständlich einer freundlichen und friedlichen, gedrängt. Das Anwachsen der Sozialdemokratie hat längst die reine Abwehr als unmöglich und die Heranziehung auch dieser Volksschichten zu verantwortlicher Mitarbeit als notwendig erscheinen lassen. Ja, nicht einmal die Frage des U-Bootskrieges wird Anspruch auf unbedingte Neuheit erheben können, denn in allen militärischen Entscheidungen unserer Vergangenheit ist es zu Zwistigkeiten zwischen Heerführern und Diplomaten gekommen. Selbstverständlich ist aber die Stärke und Dringlichkeit dieser Probleme durch den Krieg erhöht worden; selbstverständlich hat die Länge und Schwere des Krieges die Nervosität der Daheimgebliebenen so ungewöhnlich gesteigert, daß dann und wann ein Losbruch leidenschaftlicher Temperamente unvermeidlich war. Unglücklicherweise wurde nun die öffentliche Debatte durch eine übergroße Ausdehnung der politischen Zensur eingeengt; die heimliche Agitation, die an und für sich dem deutschen Charakter wenig liegt, vertiefte die Erregung und nahm auf beiden Seiten Formen an, die bei ruhiger Überlegung nur mißbilligt werden konnten. Allerdings wäre den leidenschaftlich nationalistischen Kreisen sicher nichts lieber gewesen, als wenn sie diese Methoden hätten aufgeben und mit offenem Visier hätten fechten können. Indes haben nicht nur die Maßnahmen

Digitized by Google

der Zensur, sondern auch die aus dem Frieden stammende Gewöhnung an Parteikämpfe Schuld an der Verschärfung der Gegensätze, da die Treue und Zuneigung, die der Deutsche allezeit seiner Partei entgegengebracht hat, die Einzelfragen leicht zu Prinzipien, — man möchte fast sagen zu Weltanschauungsfragen — umwandelt. An Stelle klaren und durch Gründe bestimmten Urteils trat das Dogma; die Zahl der Überzeugbaren ward immer kleiner, die Zahl derer, die „usque ad martyrium" an ihrem Glauben festzuhalten wünschten, immer größer. Wer lieber eine Ansicht opfern als eine Torheit begehen wollte, mußte sich auf den für Deutsche charakteristischerweise schwersten Vorwurf der Inkonsequenz, des „Umfallens", unhöflich ausgedrückt der Zweideutigkeit, gefaßt machen. Nur wenige erkannten, daß, wie Fürst Bülow in seinem geistreichen Buch über „Deutsche Politik" ausführt, die Politik Leben ist und im Grunde wie alles Leben jeder Regel spottet. Ganz und gar unverständlich war es vielen, daß man einen Gedanken dieses oder jenes Programmes annehmen, den andern aber verwerfen, daß man etwa dem Imperialismus zustimmen und doch für die Gleichberechtigung der Sozialdemokratie eintreten könne. Die ungeheure Gefahr bestand und besteht, daß vor lauter Einzelkämpfen und Einzelfragen die großen und einfachen Gedanken des Krieges vergessen werden, daß der Geist des 4. August späteren Geschlechtern wirklich nur mehr als Redensart erscheint. Schon hat das alte Deutschland wieder Macht über die Seelen gewonnen.

Unter solchen Umständen tritt an jeden, der es ernst mit Deutschland meint, die Forderung heran, den Kampf für die Interessen der Allgemeinheit aufzunehmen und durchzufechten. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß sich die Mächte, die uns vier Jahrzehnte lang beherrscht haben, nicht ohne weiteres für tot erklären lassen wollen. Vielen ist die süße Gewohnheit der kleinen Gewinne und der kleinen Streitigkeiten zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, als daß sie diese jetzt plötzlich durch große Opfer und große Gedanken ersetzen könnten; viele bleiben lieber im altgewohnten, ausgefahrenen Geleise menschlichen und politischen Alltags, als daß sie sich jetzt neue Wege durch Dickicht und Gestrüpp bahnen. Vielen ist Leben und Politik solange identisch mit Gelderwerb, Geklatsch und Geräufe gewesen, daß es ihnen jetzt unendlich schwer fällt, positive Arbeit zu leisten und dabei auf klingenden Lohn, auf Orden und Auszeichnungen, auf Ruhm und Ehre zu verzichten. An solcher Stimmung der Zeitgenossen aber kann und soll der Geist des 4. August seine Kraft beweisen; im Kampfe gegen sie kann er zeigen, daß er weit entfernt ist, Phrase zu sein, daß er immer und überall praktische Arbeit bedeutet, Arbeit in Haus und Beruf, in Kirche und Staat, Arbeit der Erhaltung und des Ausbaues, Arbeit der Vermittlung und der Versöhnung. Der Kampf gegen das alte Deutschland hat begonnen, gegen materielle Gedanken und materielle Sorgen, gegen Parteibefangenheit und Parteibeengtheit, gegen Geschwätz und Gerücht, gegen Vorurteile und egoistische Nebenzwecke. Er muß durchgeführt werden bis zum Siege, ein halber Friede könnte das ganze Werk verderben. Er muß durchgeführt werden von jedem Einzelnen, unbekümmert um Warnung und Drohung, unbekümmert um ängstlichen und spöttischen Zuruf. Wir haben in den Maientagen dieses Krieges seinen Geist gesehen; wir haben ihn erkannt als den Geist von 1813 und 1870, den Geist großer Vergangenheit und großer Gegenwart. Er führt auf geraden aber schwierigen Wegen zu klaren Zielen. Er führt durch Drahtverhaue und über Minengelände, über Schlachtfelder und über Gräber, aber er führt aufwärts, der Sonne entgegen, zum Deutschland der Zukunft.

Digitized by Google

Der Notenwechsel zwischen Deutschland und Amerika vom 4. Februar 1915 bis zum 9. Mai 1916.

Wir stellen im Folgenden den deutsch-amerikanischen Notenwechsel zwischen dem 4. Februar 1915 und dem 9. Mai 1916 zusammen, soweit er in Deutschland bisher im Wortlaut zugänglich ist und soweit er entscheidende Fragen grundsätzlicher Natur betrifft. Nebenherlaufende Spezialverhandlungen wie z. B. die über den Segler W. P. Frye sind ausgelassen. Die Verhandlungen über den Arabicfall, die sich vom August bis Oktober 1915 hinzogen (unten Nr. XIV) scheinen größtenteils mündlich geführt worden zu sein. Der gleichzeitige Notenwechsel zwischen Österreich-Ungarn und Amerika über den Ancona- und Petrolite-Fall wie über Munitionsfragen gehört natürlich nicht in den hier gezogenen Rahmen.

I. Deutscher Reichsanzeiger vom 4. Februar 1915.

Bekanntmachung.

1. Die Gewässer rings um Großbritannien und Irland einschließlich des gesamten englischen Kanals werden hiermit als Kriegsgebiet erklärt.

Vom 18. Februar an wird jedes in diesem Kriegsgebiet angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden, ohne daß es immer möglich sein wird, dabei die der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden.

2. Auch neutrale Schiffe laufen im Kriegsgebiet Gefahr, da angesichts des von der britischen Regierung am 31. Januar angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen und der Zufälligkeiten des Seekrieges es nicht immer vermieden werden kann, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe treffen.

3. Die Schiffahrt nördlich um die Shetlandsinseln, in dem östlichen Gebiet der Nordsee und einem Streifen von mindestens 30 Seemeilen Breite entlang der niederländischen Küste ist nicht gefährdet.

Berlin, den 4. Februar.

Der Chef des Admiralstabs der Marine
v. Pohl.

II. Denkschrift der deutschen Regierung an die verbündeten, neutralen und feindlichen Mächte vom 4. Februar 1915.

Seit Beginn des gegenwärtigen Krieges führt Großbritannien gegen Deutschland den Handelskrieg in einer Weise, die allen völkerrechtlichen Grundsätzen Hohn spricht.

Wohl hat die britische Regierung in mehreren Verordnungen die Londoner Seekriegsrechtserklärung als für ihre Seestreitkräfte maßgebend bezeichnet, in Wirklichkeit aber hat sie sich von dieser Erklärung in den wesentlichsten Punkten losgesagt, obwohl ihre eigenen Bevollmächtigten auf der Londoner Seekriegsrechtskonferenz deren Beschlüsse als geltendes Völkerrecht anerkannten. Die britische Regierung setzte eine Reihe von Gegenständen auf die Liste der Konterbande, die nicht oder doch nur sehr mittelbar für kriegerische Zwecke verwendbar sind und daher nach der Londoner Erklärung, wie nach den allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechts, überhaupt nicht als Konterbande bezeichnet werden dürfen. Sie hat ferner den Unterschied zwischen absoluter und relativer Konterbande tatsächlich beseitigt, indem sie alle für Deutschland bestimmten Gegenstände relativer Konterbande ohne Rücksicht auf den Hafen, in

Digitized by Google

welchem sie ausgeladen werden sollen, und ohne Rücksicht auf eine feindliche oder friedliche Verwendung der Wegnahme unterwirft. Sie scheut sich sogar nicht, die Pariser Seerechtsdeklaration zu verletzen, da ihre Seestreitkräfte von neutralen Schiffen deutsches Eigentum, das nicht Konterbande war, weggenommen haben. Über ihre eigenen Verordnungen zur Londoner Erklärung hinausgehend, ließ sie weiter durch ihre Seestreitkräfte zahlreiche wehrfähige Deutsche von neutralen Schiffen wegführen und hat sie zu Kriegsgefangenen gemacht. Endlich hat sie die ganze Nordsee zum Kriegsschauplatz erklärt und der neutralen Schiffahrt die Durchfahrt durch das offene Meer zwischen Schottland und Norwegen, wenn nicht unmöglich gemacht, so doch aufs äußerste erschwert und gefährdet, so daß sie gewissermaßen eine Blockade neutraler Küsten und neutraler Häfen gegen alles Völkerrecht einführte.

Alle diese Maßnahmen verfolgten den Zweck, durch eine völkerrechtswidrige Lahmlegung des legitimen und des neutralen Handels nicht nur die Kriegführung, sondern auch die Volkswirtschaft Deutschlands zu treffen und letzten Endes auf dem Wege der Aushungerung das ganze deutsche Volk der Vernichtung preiszugeben.

Die neutralen Mächte haben sich den Maßnahmen der britischen Regierung im großen und ganzen gefügt; insbesondere haben sie nicht erreicht, daß die von ihren Schiffen völkerrechtswidrig weggenommenen deutschen Personen und Güter von der britischen Regierung herausgegeben worden sind. Auch schlossen sie sich in gewisser Richtung sogar den mit der Freiheit der Meere unvereinbaren englischen Maßnahmen an, indem sie offenbar unter dem Druck Englands die für friedliche Zwecke bestimmte Durchfuhr nach Deutschland auch ihrerseits durch Ausfuhr- und Durchfuhrverbote verhindern. Vergebens machte die deutsche Regierung die neutralen Mächte darauf aufmerksam, daß sie sich die Frage vorlegen müsse, ob sie an den von ihr bisher streng beobachteten Bestimmungen der Londoner Erklärung noch länger festhalten könne, wenn Großbritannien die von ihm eingeschlagenen Verfahren fortsetzen und die neutralen Mächte alle diese Neutralitätsverletzungen zuungunsten Deutschlands länger hinnehmen würden. Großbritannien beruft sich für seine völkerrechtswidrigen Maßnahmen auf Lebensinteressen, die für das britische Reich auf dem Spiele stehen, und die neutralen Mächte scheinen sich mit theoretischen Protesten abzufinden und tatsächlich die Lebensinteressen von Kriegführenden als hinreichende Entschuldigung für jede Art der Kriegführung gelten zu lassen.

Solche Lebensinteressen muß nunmehr auch Deutschland für sich anrufen.

Es sieht sich daher zu seinem Bedauern zu militärischen Maßnahmen gegen England gezwungen, die das englische Verfahren vergelten sollen. Wie England das Gebiet zwischen Schottland und Norwegen als Kriegsschauplatz bezeichnete, so bezeichnet Deutschland die Gewässer rings um Großbritannien und Irland mit Einschluß des gesamten englischen Kanals als Kriegsschauplatz und wird mit allen ihm zu Gebote stehenden Kriegsmitteln der feindlichen Schiffahrt daselbst entgegentreten.

Zu diesem Zwecke wird es vom 18. Februar 1915 ab jedes feindliche Kauffahrteischiff, das sich auf den Kriegsschauplatz begibt, zu zerstören suchen, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei Personen und Gütern drohenden Gefahren abzuwenden.

Digitized by Google

Die Neutralen werden daher gewarnt, solchen Schiffen weiterhin Mannschaften, Passagiere und Waren anzuvertrauen. Sodann aber werden sie darauf aufmerksam gemacht, daß es sich auch für die eigenen Schiffe dringend empfiehlt, ein Einlaufen in dieses Gebiet zu vermeiden. Denn wenn auch die deutschen Seestreitkräfte die Anweisung haben, Gewalttätigkeiten gegen neutrale Schiffe, soweit sie als solche erkennbar sind, zu unterlassen, so kann angesichts des von der britischen Regierung angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen und der Zufälligkeiten des Krieges nicht immer verhütet werden, daß auch sie einem auf feindliche Schiffe berechneten Angriff zum Opfer fallen. Dabei wird ausdrücklich bemerkt, daß die Schiffahrt nördlich um die Shetlandsinseln, in dem östlichen Gebiete der Nordsee und in einem Streifen von mindestens 30 Seemeilen Breite entlang der holländischen Küste nicht gefährdet ist.

Die deutsche Regierung kündigt diese Maßnahme so rechtzeitig an, daß die feindlichen, wie die neutralen Schiffe Zeit behalten, ihre Dispositionen wegen des Anlaufens der am Kriegsschauplatze liegenden Häfen danach einzurichten. Sie darf erwarten, daß die neutralen Mächte die Lebensinteressen Deutschlands nicht weniger als die Englands berücksichtigen und dazu beitragen werden, ihre Angehörigen und deren Eigentum vom Kriegsschauplatz fernzuhalten. Dies darf um so mehr erwartet werden, als den neutralen Mächten auch daran liegen muß, den gegenwärtigen verheerenden Krieg sobald als möglich beendigt zu sehen.

III. Note der amerikanischen Regierung an die deutsche Regierung vom 13. Februar 1915.

Ew. Exzellenz! Ich bin von meiner Regierung beauftragt, Ew. Exzellenz folgendes zu übermitteln: Die Regierung der Vereinigten Staaten ist durch die Bekanntmachung des deutschen Admiralstabes vom 4. Februar 1915 darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Gewässer rings um Großbritannien und Irland einschließlich des gesamten englischen Kanals als Kriegsgebiet anzusehen seien, daß alle in diesen Gewässern nach dem 18. d. M. angetroffenen Kauffahrteischiffe zerstört werden sollen, ohne daß es immer möglich sein werde, die Besatzung und Passagiere zu retten, und daß auch neutrale Schiffe in diesem Kriegsgebiete Gefahr laufen, da angesichts des Mißbrauchs neutraler Flaggen, der am 31. Januar von der britischen Regierung angeordnet worden sein soll, und angesichts der Zufälligkeiten des Seekrieges es nicht immer vermieden werden könnte, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe träfen.

Die amerikanische Regierung erachtet es daher als ihre Pflicht, die Kaiserlich Deutsche Regierung in aufrichtiger Hochschätzung und mit den freundschaftlichsten Gefühlen, aber doch ganz offen und ernstlich auf die sehr ernsten Folgen aufmerksam zu machen, die das mit der Bekanntmachung offenbar beabsichtigte Vorgehen möglicherweise herbeiführen kann. Die amerikanische Regierung schätzt diese möglichen Folgen mit solcher Besorgnis ein, daß sie es unter den obwaltenden Umständen als ihr Recht, ja als ihre Pflicht erachtet, die Kaiserlich Deutsche Regierung zu ersuchen, vor einem tatsächlichen Vorgehen die kritische Lage zu erwägen, die in den Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Deutschland entstehen könnte, falls die deutschen Seestreitkräfte in Befolgung der durch die Bekanntmachung des Admiralstabes angekündigten Maßnahmen irgendein Kauffahrteischiff der Vereinigten Staaten zerstörten oder den Tod eines amerikanischen Staatsangehörigen verursachten.

Digitized by Google

Es ist selbstverständlich nicht nötig, die deutsche Regierung daran zu erinnern, daß einer kriegführenden Nation in bezug auf neutrale Schiffe auf hoher See lediglich das Recht der Durchsuchung zusteht, es sei denn, daß eine Blockadeerklärung ergangen ist und die Blockade effektiv aufrechterhalten wird. Die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt an, daß eine Blockade im vorliegenden Falle nicht beabsichtigt ist. Eine Erklärung oder Ausübung des Rechtes, jedes Schiff anzugreifen und zu zerstören, das ein näher umschriebenes Gebiet auf offener See befährt, ohne erst festgestellt zu haben, ob es einer kriegführenden Nation gehört oder ob seine Ladung Konterbande ist, wäre eine Handlungsweise, die so sehr in Widerspruch mit allen früheren Fällen der Seekriegführung steht, daß die amerikanische Regierung kaum annehmen kann, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung im vorliegenden Falle sie als möglich ins Auge faßt. Der Verdacht, daß feindliche Schiffe zu Unrecht eine neutrale Flagge führen, kann nicht eine berechtigte Vermutung schaffen dahingehend, daß alle Schiffe, die ein näher umschriebenes Gebiet durchfahren, solchem Verdachte unterliegen. Gerade um solche Fragen aufzuklären, ist nach Ansicht der amerikanischen Regierung das Recht der Durchsuchung anerkannt worden.

Die amerikanische Regierung hat von der Denkschrift der Kaiserlich Deutschen Regierung, die zugleich mit der Bekanntmachung des Admiralstabes ergangen ist, eingehend Kenntnis genommen. Sie benützt diese Gelegenheit, die Kaiserlich Deutsche Regierung mit größter Hochschätzung darauf aufmerksam zu machen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten zu einer Kritik wegen nichtneutraler Haltung, der sich nach der Ansicht der deutschen Regierung die Regierungen gewisser anderer neutraler Staaten ausgesetzt haben, keine Veranlassung gegeben hat. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat keinen Maßnahmen zugestimmt oder hat es bei keiner solchen bewenden lassen, die von den anderen kriegführenden Nationen im gegenwärtigen Kriege getroffen worden sind und die auf eine Beschränkung des Handels hinzielen. Vielmehr hat sie in allen solchen Fällen eine Haltung eingenommen, die ihr das Recht gibt, diese Regierungen in der richtigen Weise für alle eventuellen Wirkungen auf die amerikanische Schiffahrt verantwortlich zu machen, welche durch die bestehenden Grundsätze des Völkerrechtes nicht gerechtfertigt sind. Daher erachtet sich die amerikanische Regierung im vorliegenden Falle mit gutem Gewissen auf Grund anerkannter Grundsätze für berechtigt, die in der Note angedeutete Haltung einzunehmen. Falls die Kommandanten deutscher Kriegsschiffe auf Grund der Annahme, daß die Flagge der Vereinigten Staaten nicht im guten Glauben geführt werde, handeln sollten und auf hoher See ein amerikanisches Schiff oder das Leben amerikanischer Staatsangehöriger vernichten sollten, so würde die Regierung der Vereinigten Staaten in dieser Handlung schwerlich etwas anderes als eine unentschuldbare Verletzung neutraler Rechte erblicken können, die kaum in Einklang zu bringen sein würde mit den freundschaftlichen Beziehungen, die jetzt glücklicherweise zwischen den beiden Regierungen bestehen.

Sollte eine solche beklagenswerte Lage entstehen, so würde sich die Regierung der Vereinigten Staaten, wie die Kaiserlich Deutsche Regierung wohl verstehen wird, genötigt sehen, die Kaiserlich Deutsche Regierung für solche Handlungen ihrer Marinebehörden streng verantwortlich zu machen und alle Schritte zu tun, die zum Schutze amerikanischen Bodens und Eigentums und zur Sicherung des vollen Genusses der anerkannten Rechte auf hoher See für die Amerikaner erforderlich sind.

Digitized by Google

In Anbetracht dieser Erwägungen, die die Regierung der Vereinigten Staaten mit der größten Hochschätzung und in dem ernstlichen Bestreben vorbringt, irgendwelche Mißverständnisse zu vermeiden und zu verhindern, daß Umstände entstehen, die sogar einen Schatten auf den Verkehr der beiden Regierungen werfen könnten, spricht die amerikanische Regierung die zuversichtlichste Hoffnung und Erwartung aus, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung die Versicherung geben kann und will, daß amerikanische Staatsbürger auf ihren Schiffen anders als im Wege der Durchsuchung durch deutsche Seestreitkräfte selbst in dem in der Bekanntmachung des deutschen Admiralstabes näher bezeichneten Gebiete nicht belästigt werden sollen. Zur Information der Kaiserlichen Regierung wird hinzugefügt, daß der Regierung Seiner britannischen Majestät bezüglich des unberechtigten Gebrauchs der amerikanischen Flagge zum Schutze britischer Schiffe Vorstellungen gemacht worden sind.

Ich benutze diesen Anlaß, Ew. Exzellenz erneut meiner ausgezeichneten Hochachtung zu versichern.

James W. Gerard.

S. Exzellenz Herrn v. Jagow, Staatssekretär des Auswärtigen Amts.

IV. Antwortnote der deutschen Regierung vom 16. Februar 1915.

Die Kaiserlich Deutsche Regierung hat die Mitteilung der Regierung der Vereinigten Staaten in dem Geiste des gleichen Wohlwollens und der gleichen Freundschaft geprüft, von welchem ihr diese Mitteilung diktiert erscheint.

Die Kaiserlich Deutsche Regierung weiß sich mit der Regierung der Vereinigten Staaten darin eins, daß es für beide Teile in hohem Maße erwünscht ist, Mißverständnisse zu verhüten, die sich aus den von der deutschen Admiralität angekündigten Maßnahmen ergeben könnten, und dem Eintritt von Ereignissen vorzubeugen, die die zwischen den beiden Regierungen bisher in so glücklicher Weise bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zu trüben vermöchten.

Die Deutsche Regierung glaubt für diese Versicherung bei der Regierung der Vereinigten Staaten um so mehr auf volles Verständnis rechnen zu dürfen, als das von der deutschen Admiralität angekündigte Vorgehen, wie in der Note vom 4. d. M. eingehend dargelegt wurde, in keiner Weise gegen den legitimen Handel und die legitime Schiffahrt der Neutralen gerichtet ist, sondern lediglich eine durch Deutschlands Lebensinteressen erzwungene Gegenwehr gegen die völkerrechtswidrige Seekriegführung Englands darstellt, die sich bisher durch keinerlei Einspruch der Neutralen auf die vor dem Kriegsausbruch allgemein anerkannte Rechtsgrundlage hat zurückführen lassen.

Um in diesem kardinalen Punkte jeden Zweifel auszuschließen, erlaubt sich die Deutsche Regierung nochmals die Sachlage festzustellen:

Deutschland hat bisher die geltenden völkerrechtlichen Bestimmungen auf dem Gebiete des Seekriegs gewissenhaft beobachtet, insbesondere hat es dem gleich zu Beginn des Krieges gemachten Vorschlag der amerikanischen Regierung, nunmehr die Londoner Seekriegsrechtserklärung zu ratifizieren, unverzüglich zugestimmt und deren Inhalt auch ohne solche formelle Bindung unverändert in sein Prisenrecht übernommen. Die Deutsche Regierung hat sich an diese Bestimmungen gehalten, auch wo sie ihren militärischen Interessen zuwiderliefen; so hat sie beispielsweise bis auf den heutigen Tag die Lebensmittelzufuhr von Dänemark

Digitized by Google

nach England zugelassen, obwohl sie diese Zufuhr durch ihre Seestreitkräfte sehr wohl hätte unterbinden können.

Im Gegensatz hierzu hat England selbst schwere Verletzungen des Völkerrechts nicht gescheut, wenn es dadurch den friedlichen Handel Deutschlands mit dem neutralen Ausland lähmen konnte. Auf Einzelheiten wird die Deutsche Regierung hier um so weniger einzugehen brauchen, als solche in der ihr zur Kenntnis mitgeteilten amerikanischen Note an die Britische Regierung vom 28. Dezember v. J. auf Grund fünfmonatlicher Erfahrungen zutreffend, wenn auch nicht erschöpfend dargelegt sind.

Alle diese Übergriffe sind zugestandenermaßen darauf gerichtet, Deutschland von aller Zufuhr abzuschneiden und dadurch die friedliche Zivilbevölkerung dem Hungertod preiszugeben, ein jedem Kriegsrecht und jeder Menschlichkeit widersprechendes Verfahren.

Die Neutralen haben die völkerrechtswidrige Unterbindung ihres Handels mit Deutschland nicht zu verhindern vermocht. Die Amerikanische Regierung hat zwar, wie Deutschland gern anerkennt, gegen das englische Verfahren Protest erhoben; trotz dieses Protestes und der Proteste der übrigen neutralen Regierungen hat England sich von dem eingeschlagenen Verfahren nicht abbringen lassen. So ist noch vor kurzem das amerikanische Schiff „Wilhelmina" von englischer Seite aufgebracht worden, obwohl seine Ladung lediglich für die deutsche Zivilbevölkerung bestimmt war und nach einer ausdrücklichen Erklärung der Deutschen Regierung nur für diesen Zweck verwendet werden sollte.

Dadurch ist folgender Zustand geschaffen worden:

Deutschland ist unter stillschweigender oder protestierender Duldung der Neutralen von der überseeischen Zufuhr so gut wie abgeschnitten, und zwar nicht nur hinsichtlich solcher Waren, die absolute Konterbande sind, sondern auch hinsichtlich solcher, die nach dem vor Kriegsausbruch allgemein anerkannten Recht nur relative Konterbande oder überhaupt keine Konterbande sind.

England dagegen wird unter Duldung der neutralen Regierungen nicht nur mit solchen Waren versorgt, die keine oder nur relative Konterbande sind, von England aber gegenüber Deutschland als absolute Konterbande behandelt werden (Lebensmittel, industrielle Rohstoffe usw.), sondern sogar mit Waren, die stets und unzweifelhaft als absolute Konterbande gelten. Die Deutsche Regierung glaubt insbesondere und mit dem größten Nachdruck darauf hinweisen zu müssen, daß ein auf viele Hunderte von Millionen Mark geschätzter Waffenhandel amerikanischer Lieferanten mit Deutschlands Feinden besteht.

Die Deutsche Regierung gibt sich wohl Rechenschaft darüber, daß die Ausübung von Rechten und die Duldung von Unrecht seitens der Neutralen formell in deren Belieben steht und keinen formellen Neutralitätsbruch involviert; sie hat infolgedessen den Vorwurf des formellen Neutralitätsbruchs nicht erhoben. Die Deutsche Regierung kann aber — gerade im Interesse voller Klarheit in den Beziehungen beider Länder — nicht umhin, hervorzuheben, daß sie mit der gesamten öffentlichen Meinung Deutschlands sich dadurch schwer benachteiligt fühlt, daß die Neutralen in der Wahrung ihrer Rechte auf den völkerrechtlich legitimen Handel mit Deutschland bisher keine oder nur unbedeutende Erfolge erzielt haben, während sie von ihrem Recht, den Konterbandehandel mit England und unseren

Digitized by Google

anderen Feinden zu dulden, uneingeschränkten Gebrauch machen. Wenn es das formale Recht der Neutralen ist, ihren legitimen Handel mit Deutschland nicht zu schützen, ja sogar sich von England zu einer bewußten und gewollten Einschränkung des Handels bewegen zu lassen, so ist es auf der anderen Seite nicht minder ihr gutes, aber leider nicht angewendetes Recht, den Konterbandehandel, insbesondere den Waffenhandel mit Deutschlands Feinden, abzustellen.

Bei dieser Sachlage sieht sich die Deutsche Regierung, nach sechs Monaten der Geduld und des Abwartens, genötigt, die mörderische Art der Seekriegführung Englands mit scharfen Gegenmaßnahmen zu erwidern. Wenn England in seinem Kampf gegen Deutschland den Hunger als Bundesgenossen anruft, in der Absicht, ein Kulturvolk von 70 Millionen vor die Wahl zwischen elendem Verkommen oder Unterwerfung unter seinen politischen und kommerziellen Willen zu stellen, so ist heute die Deutsche Regierung entschlossen, den Handschuh aufzunehmen und an den gleichen Bundesgenossen zu appellieren; sie vertraut darauf, daß die Neutralen, die bisher sich den für sie nachteiligen Folgen des englischen Hungerkriegs stillschweigend oder protestierend unterworfen haben, Deutschland gegenüber kein geringeres Maß von Duldsamkeit zeigen werden, und zwar auch dann, wenn die deutschen Maßnahmen, in gleicher Weise wie bisher die englischen, neue Formen des Seekriegs darstellen.

Darüber hinaus ist die Deutsche Regierung entschlossen, die Zufuhr von Kriegsmaterial an England und seine Verbündeten mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken, wobei sie als selbstverständlich annimmt, daß die neutralen Regierungen, die bisher gegen den Waffenhandel mit Deutschlands Feinden nichts unternommen haben, sich der gewaltsamen Unterdrückung dieses Handels durch Deutschland nicht zu widersetzen beabsichtigen.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend hat die deutsche Admiralität die von ihr näher bezeichnete Zone als Seekriegsgebiet erklärt. Sie wird dieses Seekriegsgebiet so weit wie irgend angängig durch Minen sperren, auch die feindlichen Handelsschiffe auf jede andere Weise zu vernichten suchen.

So sehr nun auch der Deutschen Regierung bei dem Handeln nach diesen zwingenden Gesichtspunkten jede absichtliche Vernichtung neutraler Menschenleben und neutralen Eigentums fern liegt, so will sie doch auf der anderen Seite nicht verkennen, daß durch die gegen England durchzuführenden Aktionen Gefahren entstehen, die unterschiedslos jeden Handel innerhalb des Seekriegsgebietes bedrohen. Dies gilt ohne weiteres von dem Minenkrieg, der auch bei strengster Innehaltung der völkerrechtlichen Grenzen jedes dem Minengebiet sich nähernde Schiff gefährdet.

Zu der Hoffnung, daß die Neutralen sich hiermit ebenso wie mit den ihnen durch die englischen Maßnahmen bisher zugefügten schweren Schädigungen abfinden werden, glaubt die Deutsche Regierung um so mehr berechtigt zu sein, als sie gewillt ist, zum Schutze der neutralen Schiffahrt sogar im Seekriegsgebiet alles zu tun, was mit der Durchführung ihres Zweckes irgendwie vereinbar ist.

Sie hat den ersten Beweis für ihren guten Willen geliefert, indem sie die von ihr beabsichtigten Maßnahmen mit einer Frist von nicht weniger als vierzehn Tagen ankündigte, um der neutralen Schiffahrt Gelegenheit zu geben, sich auf die Vermeidung der drohenden Gefahr einzurichten. Letzteres geschieht am sichersten durch das Fernbleiben von dem Seekriegsgebiet. Die neutralen Schiffe, die

Digitized by Google

trotz dieser die Erreichung des Kriegszweckes gegenüber England schwer beeinträchtigenden langfristigen Ankündigung sich in die gesperrten Gewässer begeben, tragen selbst die Verantwortung für etwaige unglückliche Zufälle. Die Deutsche Regierung ihrerseits lehnt jede Verantwortung für solche Zufälle und deren Folgen ausdrücklich ab.

Ferner hat die Deutsche Regierung lediglich die Vernichtung der feindlichen innerhalb des Seekriegsgebiets angetroffenen Handelsschiffe angekündigt, nicht aber die Vernichtung aller Handelsschiffe, wie die Amerikanische Regierung irrtümlich verstanden zu haben scheint. Auch diese Beschränkung, die die Deutsche Regierung sich auferlegt, ist eine Beeinträchtigung des Kriegszwecks, zumal da bei der Auslegung des Begriffes der Konterbande, die Englands Regierung gegenüber Deutschland beliebt hat und die demgemäß die Deutsche Regierung auch gegen England anwenden wird, auch den neutralen Schiffen gegenüber die Präsumption dafür sprechen wird, daß sie Konterbande an Bord haben. Auf das Recht, das Vorhandensein von Konterbande in der Fracht neutraler Schiffe festzustellen und gegebenenfalls aus dieser Feststellung die Konsequenz zu ziehen, ist die Kaiserliche Regierung natürlich nicht gewillt zu verzichten.

Die Deutsche Regierung ist schließlich bereit, mit der Amerikanischen Regierung jede Maßnahme in die ernsthafteste Erwägung zu ziehen, die geeignet sein könnte, die legitime Schiffahrt der Neutralen im Kriegsgebiet sicherzustellen. Sie kann jedoch nicht übersehen, daß alle Bemühungen in dieser Richtung durch zwei Umstände erheblich erschwert werden:

1. durch den inzwischen wohl auch für die Amerikanische Regierung außer Zweifel gestellten Mißbrauch der neutralen Flagge durch die englischen Handelsschiffe;

2. durch den bereits erwähnten Konterbandehandel insbesondere mit Kriegsmaterial der neutralen Handelsschiffe.

Hinsichtlich des letzteren Punktes gibt sich die Deutsche Regierung der Hoffnung hin, daß sich die Amerikanische Regierung bei nochmaliger Erwägung zu einem dem Geiste wahrhafter Neutralität entsprechenden Eingreifen veranlaßt sehen wird.

Was den ersten Punkt anlangt, so ist der deutscherseits der Amerikanischen Regierung bereits mitgeteilte Geheimbefehl der britischen Admiralität, der den englischen Handelsschiffen die Benutzung neutraler Flaggen anempfohlen hat, inzwischen durch eine Mitteilung des britischen Auswärtigen Amtes, das jenes Verfahren unter Berufung auf inneres englisches Recht als völlig einwandfrei bezeichnet, bestätigt worden. Die englische Handelsflotte hat den ihr erteilten Rat auch sogleich befolgt, wie der Amerikanischen Regierung aus den Fällen der Dampfer „Lusitania“ und „Laertes“ bekannt sein dürfte.

Weiter hat die britische Regierung die englischen Handelsschiffe mit Waffen versehen und sie angewiesen, den deutschen Unterseebooten gewaltsam Widerstand zu leisten. Unter diesen Umständen ist es für die deutschen Unterseeboote sehr schwierig, die neutralen Handelsschiffe als solche zu erkennen; denn auch eine Untersuchung wird in den meisten Fällen nicht erfolgen können, da die bei einem maskierten englischen Schiff zu erwartenden Angriffe das Untersuchungskommando und das Boot selbst der Gefahr der Vernichtung aussetzen.

Die Britische Regierung wäre hiernach in der Lage, die deutschen Maßnahmen

Digitized by Google

illusorisch zu machen, wenn ihre Handelsflotte bei dem Mißbrauch neutraler Flaggen verharrt und die neutralen Schiffe nicht anderweit in zweifelloser Weise gekennzeichnet werden. Deutschland muß aber in dem Notstand, in den es rechtswidrig versetzt wird, seine Maßnahmen unter allen Umständen wirksam machen, um dadurch den Gegner zu einer dem Völkerrecht entsprechenden Führung des Seekriegs zu zwingen und so die Freiheit der Meere, für die es von jeher eingetreten ist und für die es auch heute kämpft, wiederherzustellen.

Die Deutsche Regierung hat es daher begrüßt, daß die Amerikanische Regierung gegen den rechtswidrigen Gebrauch ihrer Flagge bei der Britischen Regierung Vorstellungen erhoben hat, und gibt der Erwartung Ausdruck, daß dieses Vorgehen England künftig zur Achtung der amerikanischen Flagge veranlassen wird.

In dieser Erwartung sind die Befehlshaber der deutschen Unterseeboote, wie bereits in der Note vom 4. d. M. zum Ausdruck gebracht worden ist, angewiesen worden, Gewalttätigkeiten gegen amerikanische Handelsschiffe zu unterlassen, soweit sie als solche erkennbar sind.

Um in der sichersten Weise allen Folgen einer Verwechslung — allerdings nicht auch der Minengefahr — zu begegnen, empfiehlt die Deutsche Regierung den Vereinigten Staaten, ihre mit friedlicher Ladung befrachteten, den englischen Seekriegsschauplatz berührenden Schiffe durch Konvoyierung kenntlich zu machen. Die Deutsche Regierung glaubt dabei voraussetzen zu dürfen, daß nur solche Schiffe konvoyiert werden, die keine Waren an Bord haben, die nach der von England gegenüber Deutschland angewendeten Auslegung als Konterbande zu betrachten sind. Über die Art der Durchführung einer solchen Konvoyierung ist die Deutsche Regierung bereit, mit der Amerikanischen Regierung alsbald in Verhandlungen einzutreten. Sie würde es aber mit besonderem Danke anerkennen, wenn die Amerikanische Regierung ihren Handelsschiffen dringend empfehlen wollte, jedenfalls bis zur Regelung der Flaggenfrage den englischen Seekriegsschauplatz zu vermeiden.

Die Deutsche Regierung gibt sich der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß die Amerikanische Regierung den schweren Kampf, den Deutschland um sein Dasein führt, in seiner ganzen Bedeutung würdigen und aus den vorstehenden Aufklärungen und Zusagen ein volles Verständnis für die Beweggründe und Ziele der von ihr angekündigten Maßnahmen gewinnen wird.

Die Deutsche Regierung wiederholt, daß sie in der bisher peinlich von ihr geübten Rücksicht auf die Neutralen sich nur unter dem stärksten Zwang der nationalen Selbsterhaltung zu den geplanten Maßnahmen entschlossen hat. Sollte es der Amerikanischen Regierung vermöge des Gewichtes, das sie in die Wagschale des Geschickes der Völker zu legen berechtigt und imstande ist, in letzter Stunde noch gelingen, die Gründe zu beseitigen, die der Deutschen Regierung jenes Vorgehen zur gebieterischen Pflicht machen, sollte die Amerikanische Regierung insbesondere einen Weg finden, die Beachtung der Londoner Seekriegsrechtserklärung auch von seiten der mit Deutschland kriegführenden Mächte zu erreichen und Deutschland dadurch die legitime Zufuhr von Lebensmitteln und industriellen Rohstoffen zu ermöglichen, so würde die Deutsche Regierung hierin ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst um die humanere Gestaltung der Kriegführung anerkennen und aus der also geschaffenen neuen Sachlage gern die Folgerungen ziehen.

Digitized by Google

V. Note der amerikanischen Regierung an die deutsche Regierung vom 22. Februar 1915.

Die amerikanische Regierung gestattet sich im Hinblick auf den Schriftwechsel, der zwischen ihr und den Regierungen Deutschlands und Großbritanniens über den Gebrauch neutraler Flaggen durch englische Handelsschiffe und die Kriegsgebietserklärung der deutschen Admiralität stattgefunden hat, der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß die beiden kriegführenden Regierungen im Wege gegenseitiger Zugeständnisse eine Grundlage für eine Verständigung finden möchten, deren Ergebnis darauf abzielt, neutrale, dem friedlichen Handel obliegende Schiffe von den ernsten Gefahren zu befreien, denen sie bei der Durchfahrt durch die die Küsten der kriegführenden Länder berührenden Meere unterworfen sind.

Die amerikanische Regierung bringt ergebenst in Anregung, daß eine Verständigung etwa auf Grund ähnlicher Bedingungen wie der nachstehenden erreicht werden möge.

Diese Anregung soll in keiner Weise als ein Vorschlag der amerikanischen Regierung gelten, denn diese ist sich naturgemäß wohl bewußt, daß es ihr nicht zukommt, Bedingungen für eine Vereinbarung zwischen Deutschland und Großbritannien vorzuschlagen, obwohl die vorliegende Frage sie selbst und das Volk der Vereinigten Staaten unmittelbar und in weitgehendem Maße interessiert. Sie wagt lediglich, sich die Freiheit zu nehmen, die nach ihrer Überzeugung einem aufrichtigen Freunde eingeräumt werden darf, der von dem Wunsche geleitet wird, keiner der beiden beteiligten Nationen Ungelegenheiten zu bereiten und möglicherweise den gemeinsamen Interessen der Menschlichkeit zu dienen. In der Hoffnung, daß die Ansichten und Anregungen der deutschen und der britischen Regierung über eine Frage, die für die ganze Welt von hervorragendem Interesse ist, zutage gefördert werden, wird das im nachstehenden vorgezeichnete Verfahren angeboten.

Deutschland und Großbritannien kommen dahin überein,

1. daß treibende Minen von keiner Seite einzeln in den Küstengewässern oder auf hoher See ausgelegt werden, daß verankerte Minen von keiner Seite auf hoher See, es sei denn ausschließlich für Verteidigungszwecke innerhalb Kanonenschußweite von einem Hafen, gelegt werden, und daß alle Minen den Stempel der Regierung tragen, die sie auslegt, und so konstruiert sind, daß sie unschädlich werden, nachdem sie sich von ihrer Verankerung losgerissen haben;

2. daß Unterseeboote von keiner der beiden Regierungen zum Angriff auf Handelsschiffe irgendeiner Nationalität Verwendung finden außer zur Durchführung des Rechtes der Anhaltung und Untersuchung;

3. daß die Regierungen beider Länder es zur Bedingung stellen, daß ihre beiderseitigen Handelsschiffe neutrale Flaggen als Kriegslist oder zum Zwecke der Unkenntlichmachung nicht benutzen.

4. Großbritannien erklärt sich damit einverstanden, daß Lebens- und Nahrungsmittel nicht auf die Liste der absoluten Konterbande gesetzt werden, und daß die britischen Behörden Schiffsladungen solcher Waren weder stören noch anhalten, wenn sie an Agenturen in Deutschland adressiert sind, die von den Vereinigten Staaten namhaft gemacht sind, um solche Warenladungen in Empfang zu nehmen und an konzessionierte deutsche Wiederverkäufer zur ausschließlichen Verwendung für die Zivilbevölkerung weiterzugeben.

Deutschland erklärt sich damit einverstanden, daß Lebens- oder Nahrungsmittel,

Digitized by Google

die nach Deutschland aus den Vereinigten Staaten — oder je nachdem von irgendeinem anderen neutralen Lande — eingeführt werden, an Agenturen adressiert werden, die von der amerikanischen Regierung namhaft gemacht werden; daß diesen amerikanischen Agenturen die volle Verantwortung und Aufsicht bezüglich des Empfanges und der Verteilung dieser Einfuhr ohne Einmischung der deutschen Regierung obliegen soll; sie sollen sie ausschließlich an Wiederverkäufer verteilen, denen von der deutschen Regierung eine Konzession erteilt ist, die ihnen die Berechtigung gibt, solche Lebens- und Nahrungsmittel in Empfang zu nehmen und sie ausschließlich an die Zivilbevölkerung zu liefern; sollten die Wiederverkäufer die Bedingungen ihrer Konzession irgendwie überschreiten, so sollen sie des Rechtes verlustig gehen, Lebens- und Nahrungsmittel für die angegebenen Zwecke zu erhalten, und daß die deutsche Regierung solche Lebens- und Nahrungsmittel nicht für Zwecke irgendwelcher Art requirieren oder veranlassen wird, daß sie für die bewaffnete Macht Deutschlands Verwendung finden.

Indem die amerikanische Regierung die im vorstehenden skizzierte Grundlage für eine Verständigung unterbreitet, möchte sie nicht so verstanden werden, als ob sie irgendein Recht der Kriegführenden oder Neutralen, das durch die Grundsätze des Völkerrechts festgelegt ist, anerkennt oder verleugnet, sie würde vielmehr die Vereinbarung, falls sie den interessierten Mächten annehmbar erscheint als einen modus vivendi betrachten, der sich mehr auf Zweckmäßigkeit als gesetzmäßiges Recht gründet, und der auch die Vereinigten Staaten in seiner gegenwärtigen oder in einer abgeänderten Fassung nicht bindet, ehe er von der amerikanischen Regierung angenommen ist.

Eine gleichlautende Note ist an die britische Regierung gerichtet worden.

VI. Antwortnote der deutschen Regierung vom 28. Februar 1915.

Die Kaiserlich Deutsche Regierung hat von der Anregung der amerikanischen Regierung, für die Seekriegführung Deutschlands und Englands gewisse Grundsätze zum Schutze der neutralen Schiffahrt zu vereinbaren, mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen. Sie erblickt darin einen neuen Beweis für die von deutscher Seite voll erwiderten freundschaftlichen Gefühle der amerikanischen gegenüber der deutschen Regierung.

Auch den deutschen Wünschen entspricht es, daß der Seekrieg nach Regeln geführt wird, die, ohne die eine oder die andere kriegführende Macht in ihren Kriegsmitteln einseitig zu beschränken, ebensowohl den Interessen der Neutralen wie den Geboten der Menschlichkeit Rechnung tragen. Demgemäß ist schon in der deutschen Note vom 16. d. M. darauf hingedeutet worden, daß die Beachtung der Londoner Seekriegsrechtserklärung durch Deutschlands Gegner eine neue Lage schaffen würde, aus der die Folgerungen zu ziehen die deutsche Regierung gern bereit wäre.

Von dieser Auffassung ausgehend, hat die deutsche Regierung die Anregung der amerikanischen Regierung einer aufmerksamen Prüfung unterzogen und glaubt darin in der Tat eine geeignete Grundlage für die praktische Lösung der entstandenen Fragen zu erkennen. Zu den einzelnen Punkten der amerikanischen Note darf sie nachstehendes bemerken:

1. Was die Legung von Minen betrifft, so würde die deutsche Regierung bereit sein, die angeregte Erklärung über die Nichtanwendung von Treibminen und die Konstruktion der verankerten Minen abzugeben. Ferner ist sie mit der

Digitized by Google

Anbringung von Regierungsstempeln auf den auszulegenden Minen einverstanden. Dagegen erscheint es ihr für die kriegführenden Mächte nicht angängig, auf eine offensive Verwendung verankerter Minen völlig zu verzichten.

2. Die deutsche Regierung würde sich verpflichten, daß ihre Unterseeboote gegen Handelsschiffe irgendwelcher Flagge nur insoweit Gewalt anwenden werden, als dies zur Durchführung des Rechtes der Anhaltung und Untersuchung erforderlich ist. Ergibt sich die feindliche Nationalität des Schiffes oder das Vorhandensein von Konterbande, so würden die Unterseeboote nach den allgemein völkerrechtlichen Regeln verfahren.

3. Wie die amerikanische Note vorsieht, setzt die angegebene Beschränkung in der Verwendung der Unterseeboote voraus, daß sich die feindlichen Handelsschiffe des Gebrauchs der neutralen Flagge und anderer neutraler Abzeichen enthalten. Dabei dürfte es sich von selbst verstehen, daß sie auch von einer Bewaffnung sowie von der Leistung jedes tätlichen Widerstandes absehen, da ein solches völkerrechtswidriges Verhalten ein dem Völkerrecht entsprechendes Vorgehen der Unterseeboote unmöglich macht.

4. Die von der amerikanischen Regierung angeregte Regelung der legitimen Lebensmittelzufuhr nach Deutschland erscheint im allgemeinen annehmbar; die Regelung würde sich selbstverständlich auf die Seezufuhr beschränken, anderseits aber auch die indirekte Zufuhr über neutrale Häfen umfassen. Die deutsche Regierung würde daher bereit sein, Erklärungen der in der amerikanischen Note vorgesehenen Art abzugeben, so daß die ausschließliche Verwendung der eingeführten Lebensmittel für die friedliche Zivilbevölkerung gewährleistet sein würde. Daneben muß aber die deutsche Regierung Wert darauf legen, daß ihr auch die Zufuhr anderer, der friedlichen Volkswirtschaft dienenden Rohstoffe, einschließlich der Futtermittel, ermöglicht wird. Zu diesem Zwecke hätten die feindlichen Regierungen die in der Freiliste der Londoner Seekriegsrechtserklärung erwähnten Rohstoffe frei nach Deutschland gelangen zu lassen und die auf der Liste der relativen Konterbande stehenden Stoffe nach den gleichen Grundsätzen wie die Lebensmittel zu behandeln.

Die deutsche Regierung gibt sich der Hoffnung hin, daß die von der amerikanischen Regierung angebahnte Verständigung unter Berücksichtigung der vorstehenden Bemerkungen zustande kommt, und daß auf diese Weise die friedliche neutrale Schiffahrt und der friedliche neutrale Handel unter den Rückwirkungen des Seekrieges nicht mehr als unbedingt nötig zu leiden haben werden. Solche Rückwirkungen würden sich übrigens noch wesentlich verringern lassen, wenn — worauf bereits in der deutschen Note vom 16. d. M. hingewiesen worden ist — Mittel und Wege gefunden werden könnten, um die Zufuhr von Kriegsmaterial aus neutralen nach kriegführenden Staaten auf Schiffen irgendwelcher Flagge auszuschließen.

Ihre definitive Stellungnahme muß sich die deutsche Regierung selbstverständlich bis zu demjenigen Zeitpunkt vorbehalten, in welchem sie auf Grund weiterer Mitteilungen der amerikanischen Regierung in der Lage ist, zu übersehen, welche Verpflichtungen die britische Regierung ihrerseits zu übernehmen bereit ist.

VII. Note der deutschen Regierung an die amerikanische Regierung vom 4. April 1915.

Der Wortlaut dieser Note ist in Deutschland bisher nicht bekannt. Eine Reutermeldung aus Washington vom 10. April berichtet darüber:

Digitized by Google

Washington, 10. April.

Der deutsche Botschafter in Amerika, Graf Bernstorff, übermittelte heute im Auftrag seiner Regierung eine neue Note an die Regierung der Vereinigten Staaten, nebst einer Denkschrift. Die Note beschwert sich, daß die Einsprüche Amerikas bei Großbritannien und Frankreich gegen die Absperrung von Lebensmitteln für die bürgerliche Bevölkerung Deutschlands und Österreich-Ungarns wirkungslos geblieben seien und daß die Vereinigten Staaten ihr Recht auf diese Zufuhr nicht ebenso nachdrücklich hervorheben, wie sie das Recht beanspruchen, den Mächten des Dreiverbandes Waffen zu liefern. Die Note weist darauf hin, daß es den Vereinigten Staaten vollständig mißglückt sei, von England die Freilassung der „Wilhelmina" durchzusetzen, und leitet daraus ab, daß sich die Vereinigten Staaten diese Verletzung des Völkerrechtes durch England ruhig gefallen lassen. Weiter heißt es: Die Kaiserliche Regierung hofft mit der Regierung der Vereinigten Staaten übereinzustimmen, wenn sie annimmt, daß hinsichtlich der Frage der Neutralität nicht nur eine formelle Seite, sondern auch der Geist, in welchem Neutralität geübt wird, in Betracht zu ziehen ist. Die Umstände des gegenwärtigen Krieges sind von denen aller früheren Kriege verschieden. In früheren Fällen war nicht die Frage, ob irgendwelches Kriegsmaterial für Kriegführende zu liefern sei, sondern nur die, welches von den konkurrierenden Ländern dasselbe liefern solle. In dem gegenwärtigen Krieg aber sind, abgesehen von den Vereinigten Staaten, alle Länder, die einer nennenswerten Produktion von Kriegsmaterial fähig sind, entweder selbst im Krieg begriffen oder mit der Vollendung ihrer Kriegsrüstungen beschäftigt und haben im Einklang damit die Ausfuhr von Kriegsmaterial verboten. Die Vereinigten Staaten sind das einzige Land, das in der Lage ist, Waffen und Kriegsmaterial auszuführen. In den Vereinigten Staaten ist jedoch eine ungeheuere neue Industrie durch die Anfertigung von Kriegsmaterial entstanden. Nicht nur die bestehenden Werke haben Arbeit bekommen und werden fortwährend vergrößert, sondern fortgesetzt werden noch neue Werke zur Verfertigung von Kriegsmaterial gegründet. Die internationalen Abmachungen bezüglich des Schutzes des Rechtes der Neutralen beruhen auf der Notwendigkeit, die bestehenden Industrien der neutralen Länder zu fördern. Wenn das amerikanische Volk wirklich seine Neutralität bewahren wollte, dann würde es auch Mittel finden können, um die ausschließliche Ausfuhr von Kriegsmaterial nach den Ententemächten zu verhindern, oder zum mindesten würde es durchzusetzen verstehen, daß man seinem rechtmäßigen Handel mit Deutschland, namentlich dem mit Lebensmitteln, keine Schwierigkeiten macht. Die Note schließt: „Nach der Erklärung eines Kongreßabgeordneten im Schoße des Hauskomitees für auswärtige Angelegenheiten vom 30. Dezember 1914 hat Präsident Wilson am 4. Februar 1914, als das Waffeneinfuhrverbot nach Mexiko aufgehoben wurde, gesagt: ‚Wir sollten für echte Neutralität unter Berücksichtigung der Begleitumstände des Falles einstehen.' Er war damals der Ansicht, daß, da Carranza über keine Häfen verfüge, während Huerta solche besitze und darum imstande sei, Kriegsmaterial einzuführen, es die Pflicht der Vereinigten Staaten als Nation sei, sie, nämlich Huerta und Carranza, auf gleichen Fuß zu stellen, wenn sie wünschten, den wahren Geist der Neutralität zu beobachten, im Gegensatz zu der Neutralität lediglich auf dem Papier. Die Auffassung des wahren Geistes der Neutralität würde, auf den gegenwär-

Digitized by Google

tigen Fall angewandt, zu einem Verbot der Waffeneinfuhr führen!"

Die „Daily News" berichten hierzu, Graf Bernstorff habe mit einer ausführlichen Denkschrift den Wortlaut der deutschen Note in Amerika veröffentlicht.

VIII. Antwortnote der amerikanischen Regierung vom 22. April 1915.

Ew. Exzellenz Note vom 4. April 1915 nebst dem Memorandum vom gleichen Tage, in welchem Ew. Exzellenz das Verhalten der diesseitigen Regierung bezüglich des Handelsverkehrs zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland und deren Haltung hinsichtlich der Ausfuhr von Waffen aus den Vereinigten Staaten nach mit Deutschland im Krieg stehenden Ländern erörtern, habe ich in sorgfältige Erwägung gezogen. Ich muß gestehen, daß ich mich einigermaßen in Verlegenheit befinde, wie ich Ew. Exzellenz Behandlung dieser Angelegenheit auffassen soll. Mit diesen wichtigen Fragen hängen viele Dinge zusammen, deren Kenntnis ich bei Ew. Exzellenz erwartet hätte, die Sie aber nicht erwähnen. Anderseits nehmen Sie Bezug auf Dinge, die meines Erachtens schwerlich zu einer Erörterung zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und der Deutschlands geeignet sind.

Ich erlaube mir daher die Freiheit, Ew. Exzellenz Bezugnahme auf den Kurs der Regierung der Vereinigten Staaten hinsichtlich des von Großbritannien versuchten Eingreifens in den Handel dieses Landes als nur darauf berechnet zu betrachten, die Situation, auf welche Sie unsere Aufmerksamkeit lenken möchten, besser zu veranschaulichen, nicht aber als eine Aufforderung zur Erörterung dieses Kurses selbst. Ew. Exzellenz langjährige Erfahrungen in internationalen Beziehungen dürften Sie darauf hinweisen, daß die Beziehungen zweier Regierungen zueinander nicht wohl zum Gegenstand einer Erörterung mit einer dritten Regierung gemacht werden können, die die Tatsachen selbst und die Gründe des eingeschlagenen Kurses nicht vollständig zu überblicken vermag. Ich halte mich aber zu der Annahme berechtigt, daß Sie beabsichtigen, eine offene Erklärung der Regierung der Vereinigten Staaten über ihre Verpflichtungen als neutrale Macht herbeizuführen. Es ist mir besonders daran gelegen, daß Ew. Exzellenz die allgemeine Stellungnahme der Vereinigten Staaten in der Aufrechterhaltung ihrer Neutralität in wahrem Lichte sehen. Ich hatte zwar gehofft, daß die Stellungnahme unserer Regierung in dieser Hinsicht genügend klargelegt worden sei, aber ich bin gern erbötig, sie nochmals darzulegen. Das erscheint mir um so nötiger und wünschenswerter, als, wie ich zu meinem Bedauern ersehen muß, die Ausdrucksweise in Ihrem Memorandum die Auffassung zuläßt, als sollte der gute Wille der Vereinigten Staaten in Ausübung ihrer Pflichten als neutraler Macht verdächtigt werden. Daß Sie eine solche Verdächtigung nicht beabsichtigt haben, halte ich für sicher, aber Ew. Exzellenz leiden so augenscheinlich unter gewissen falschen Vorstellungen, daß ich nicht ausführlich genug in der Darstellung der Tatsachen sein kann, damit diese voll erwogen und verstanden werden.

1. In erster Linie hat die Regierung der Vereinigten Staaten zu keiner Zeit in irgendeiner Weise auf irgendeins ihrer Rechte als neutrale Macht irgendeinem der Kriegführenden gegenüber verzichtet. Selbstverständlich hat sie das Recht des Anhaltens und der Durchsuchung, sowie das Recht der Anwendung

Digitized by Google

der Regeln über Kriegskonterbande auf Handelsartikel anerkannt. Sie hat auch auf Einhaltung der Durchsuchung bestanden, weil nur so eine ausreichende Sicherheit dafür geboten wird, daß neutrale Fahrzeuge nicht als feindliche angesehen und legitime Ladungen nicht irrtümlich für Konterbande angesehen werden. Sie hat auch das Blockaderecht anerkannt, falls die Blockade effektiv durchgeführt wird. Das sind ja die wohlbekannten Beschränkungen, welche ein Krieg dem neutralen Handel auf hoher See auferlegt. Darüber hinaus ist nichts zugestanden worden. Ich lenke die Aufmerksamkeit Ew. Exzellenz hierauf, trotzdem diese Tatsachen infolge der Veröffentlichung des Schriftwechsels mit mehreren Kriegführenden über diesen Punkt aller Welt bekannt sind und ich annehmen kann, daß Sie offiziell Kenntnis davon haben.

2. Die amerikanische Regierung hat versucht, die deutsche und die britannische Regierung zu gegenseitigen Zugeständnissen bezüglich der zwecks Unterbindung des Handels auf hoher See ergriffenen Maßnahmen zu veranlassen. Sie hat dies nicht als ein ihr zustehendes Recht angesehen, sondern hat so gehandelt in Ausübung der Privilegien eines aufrichtigen Freundes beider Parteien, als Beweis ihres unparteiischen Wohlwollens. Der Versuch ist fehlgeschlagen, aber ich bedauere, daß Ew. Exzellenz es nicht der Mühe wert erachten, dies zur Modifikation der von Ihnen gebrauchten Ausdrücke zu erwägen. Ich hatte gehofft, daß unsere Handlungsweise den uns in diesen Zeiten eines beklagenswerten Krieges beseelenden Geist bekunden werde, ebenso wie unsere diplomatische Korrespondenz und unsere entschlossene Weigerung, irgendeinem der Kriegführenden das Recht zuzugestehen, Regeln des Seekrieges zu ändern, sofern die Rechte und Interessen der Neutralen in Betracht kommen.

3. An dritter Stelle nehme ich mit Bedauern davon Kenntnis, daß Ew. Exzellenz bei Erörterung des Verkaufs und der Ausfuhr von Waffen für die Feinde Deutschlands durch Bürger der Vereinigten Staaten unter dem Eindruck zu stehen scheint, daß die Regierung der Vereinigten Staaten trotz ihrer ausgesprochenen Neutralität und ihrer eifrigen Bemühungen, diese in allen Punkten aufrecht zu erhalten, die freie Wahl habe, diesen Waffenhandel zu verhindern, und daß sie andernfalls eine ungerechte Haltung Deutschland gegenüber einnehme. Die Regierung der Vereinigten Staaten ist der Ansicht, und — ich glaube, dies wird Ew. Exzellenz bekannt sein — sie kann angesichts der unbestrittenen Regeln des bestehenden Völkerrechtes nicht anderer Ansicht sein, daß jede Änderung der eigenen Neutralitätsgesetze während der Dauer des Krieges, welche die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu den im Kampfe liegenden Völker in ungleicher Weise beeinflussen würde, ein nicht zu rechtfertigendes Abweichen von dem Prinzip der strikten Neutralität wäre, von welcher die Regierung bei ihren Handlungen sich konsequent hat leiten lassen. Ich spreche achtungsvoll die Ansicht aus, daß keiner von den in Ew. Exzellenz Memorandum hervorgehobenen Umständen das angeführte Prinzip ändert. Ein Waffenausfuhrverbot gerade jetzt würde einen solchen Wechsel und damit eine direkte Verletzung der Neutralität der Vereinigten Staaten bedeuten. Ich bin überzeugt, Ew. Exzellenz werden einsehen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten bei dieser Ansicht sich verpflichtet fühlt, daran festzuhalten und nicht daran denken kann, einen anderen Kurs einzuschlagen.

Ich hoffe, daß Ew. Exzellenz die mich bei Abfassung dieser Antwort beseelenden Gefühle verstehen werden. Die Freundschaft zwischen den Völkern der Ver-

Digitized by Google

einigten Staaten und Deutschland ist so warm und so alt, die Bande, welche die beiden Völker in Freundschaft aneinander fesseln, sind so mannigfaltig und so stark, daß die Regierung der Vereinigten Staaten sich ganz besonders verpflichtet fühlt, ganz offenherzig zu reden in einem Falle, der möglicherweise zu einem Mißverständnis, wenn auch nur zu einem ganz leichten und vorübergehenden, zwischen den Vertretern der beiden Länder führen könnte. Es wird mir ein großes Gefühl der Erleichterung sein, sollte es mir gelungen sein, irgendwelche falsche Auffassung Ew. Exzellenz betreffs der Politik, der Absichten und der Ziele der Regierung der Vereinigten Staaten zu bannen, deren Neutralität auf den festen Grundlagen des Gewissens und des guten Willens fußt.

Genehmigen Ew. Exzellenz die erneute Versicherung meiner Hochachtung.

W. J. Bryan.

IX. Note der amerikanischen Regierung an die deutsche Regierung vom 15. Mai 1915.

Ich habe die Ehre, Eurer Exzellenz die Abschrift eines mir von der amerikanischen Regierung zugegangenen Telegramms zu übermitteln. In Anbetracht der in letzter Zeit von den deutschen Behörden unter Verletzung amerikanischer Rechte auf hoher See getroffenen Maßnahmen, die in der Torpedierung und Versenkung des englischen Dampfers „Lusitania" am 7. Mai 1915 gipfelten, wobei über 100 amerikanische Staatsangehörige ihr Leben verloren haben, erscheint es vernünftig und wünschenswert, daß die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika und die Kaiserlich deutsche Regierung zu einer vollkommen klaren Verständigung über den Ernst der Lage gelangen, die sich hieraus ergeben hat.

Die Versenkung des englischen Passagierdampfers „Falaba" durch ein deutsches Unterseeboot am 28. März, wobei der amerikanische Staatsangehörige Leon C. Thrasher ertrank, der am 28. April erfolgte Angriff eines deutschen Flugzeuges auf das amerikanische Schiff „Cushing", die Torpedierung des amerikanischen Schiffes „Gulflight" am 1. Mai durch ein deutsches Unterseeboot, wobei mindestens zwei amerikanische Staatsangehörige umkamen und endlich die Torpedierung und Versenkung des Dampfers „Lusitania" bilden eine Reihe von Vorfällen, die die Regierung der Vereinigten Staaten mit wachsender Besorgnis, Beunruhigung und Bestürzung beobachtet hat. Die Regierung der Vereinigten Staaten kennt die menschliche und aufgeklärte Haltung, die bisher von der Kaiserlich deutschen Regierung in Fragen des Völkerrechts und besonders im Hinblick auf die Freiheit der Meere eingenommen worden ist. Sie hat sich davon überzeugt, daß auf dem Gebiete völkerrechtlicher Verpflichtungen die deutschen Anschauungen und der deutsche Einfluß stets für die Sache der Gerechtigkeit und Menschlichkeit eingetreten sind. Sie ist auch überzeugt davon, daß die von der Kaiserlich deutschen Regierung ihren Marineoffizieren erteilten Anweisungen von den gleichen Gefühlen der Menschlichkeit geleitet sein dürften, wie es die Gesetze anderer Nationen vorschreiben. Deshalb konnte die Regierung der Vereinigten Staaten nicht glauben, und kann sich auch jetzt nicht entschließen zu glauben, daß diese so völlig den Regeln, Gewohnheiten und dem Geist der modernen Kriegführung widersprechenden Maßnahmen die Genehmigung oder Billigung dieser Regierung haben könnten. Infolgedessen hält es die Regierung der Vereinigten Staaten für ihre Pflicht, sich deswegen an die Kaiser-

Digitized by Google

lich deutsche Regierung mit der vollkommensten Offenheit und mit der aufrichtigen Hoffnung zu wenden, daß sie sich nicht getäuscht hat, wenn sie von der Kaiserlich deutschen Regierung eine Handlungsweise erwartet, die den durch ihre Maßnahmen hervorgerufenen bedauerlichen Eindruck verwischen und die die bisherige Haltung der deutschen Regierung bezüglich der geheiligten Freiheit der Meere wieder herstellen wird.

Die Regierung der Vereinigten Staaten ist von der Kaiserlich deutschen Regierung davon in Kenntnis gesetzt worden, daß sie sich durch die außergewöhnlichen Umstände des gegenwärtigen Krieges und durch die von ihren Gegnern angewandten Maßregeln, die dahin abzielten, Deutschland von jedem Handelsverkehr abzuschneiden, gezwungen sehe, Repressivmaßregeln zu ergreifen, die die gewöhnlichen Methoden der Seekriegsführung weit überschreiten, indem sie eine Kriegszone proklamierte, außerhalb deren sich zu halten sie die neutralen Schiffe gewarnt hatte. Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte bereits Gelegenheit, die Kaiserlich deutsche Regierung davon in Kenntnis zu setzen, daß sie die Einführung derartiger Maßnahmen oder Warnungen vor deren Gefahren an amerikanische Schiffe oder amerikanische Staatsangehörige, die berechtigterweise als Passagiere auf Schiffen kriegführender Staaten reisen, nicht zulassen kann, und daß sie die Kaiserlich deutsche Regierung für jede absichtliche oder zufällige Verletzung dieser Rechte streng verantwortlich machen müsse. Die Regierung der Vereinigten Staaten kann nicht glauben, daß die Kaiserliche Regierung diese Rechte in Frage stellt, sie nimmt vielmehr an, daß die Kaiserliche Regierung als selbstverständlich anerkennt die Regel, daß das Leben von Nichtkombattanten, ob sie neutraler Nationalität seien oder einer kriegführenden Nation angehören, rechtlicher- und billigerweise nicht durch die Kaperung oder Zerstörung unbewaffneter Handelsschiffe in Gefahr gebracht werden kann, und daß die Kaiserliche Regierung ebenfalls, wie dies die anderen Nationen tun, die Verpflichtung anerkennt, die gebräuchlichen Maßnahmen der Anhaltung und Untersuchung zu ergreifen, um festzustellen, ob ein verdächtiges Handelsschiff tatsächlich einer kriegführenden Nation angehört oder wirklich Kriegskonterbande unter neutraler Flagge führt.

Die Regierung der Vereinigten Staaten möchte daher die Kaiserlich deutsche Regierung allen Ernstes darauf aufmerksam machen, daß der Einwand gegen ihr jetziges Verfahren, den Handel ihrer Feinde anzugreifen, darin liegt, daß es praktisch unmöglich ist, Unterseeboote für die Vernichtung des Handels zu verwenden, ohne dabei die Regeln der Billigkeit und der Menschlichkeit zu mißachten, die von der modernen Anschauung als gebietend angesehen werden. Es ist für die Offiziere der Unterseeboote tatsächlich unmöglich, ein Handelsschiff auf See zu durchsuchen und seine Papiere und Ladung zu prüfen. Es ist für sie tatsächlich unmöglich, das Schiff als Prise zu nehmen, und wenn sie nicht an Bord des Schiffes eine Prisenbesatzung lassen können, so können sie es nicht versenken, ohne die Besatzung und alles, was sich an Bord befindet, Wind und Wellen in ihren kleinen Rettungsbooten preiszugeben. Diese Tatsachen gibt bekanntlich auch die Kaiserlich deutsche Regierung offen zu. Wir erfahren nun, daß bei den obenerwähnten Fällen man nicht einmal die erforderliche Zeit gewährte, um diese elementarste Sicherheitsmaßnahme zu ergreifen, und daß in wenigstens zweien der angeführten Fälle nicht einmal eine Warnung erfolgt ist. Es ist klar, daß Unterseeboote, wie die Ereignisse der letzten Woche gezeigt haben,

Digitized by Google

nicht gegen Handelsschiffe verwendet werden können ohne unvermeidliche Verletzungen vieler geheiligter Grundgesetze der Menschlichkeit und Gerechtigkeit.

Amerikanische Bürger handeln innerhalb der Grenzen ihrer unbestreitbaren Rechte, wenn sie auf hoher See ihre Schiffe überall dahin steuern, und zur See überall dahin reisen, wohin sie ihre rechtmäßigen Geschäfte führen, und sie üben diese Rechte in dem wohl sehr berechtigten Vertrauen aus, daß ihr Leben nicht gefährdet wird durch Handlungen, die in offensichtlicher Verletzung allgemein anerkannter internationaler Verpflichtungen begangen werden, und sicher auch in dem Vertrauen, daß ihre eigene Regierung sie in der Ausübung ihrer Rechte unterstützen werde. Es wurde, wie ich der Kaiserlich deutschen Regierung bedauere, mitteilen zu müssen, kürzlich in den Zeitungen der Vereinigten Staaten eine formelle, an die Bevölkerung der Vereinigten Staaten gerichtete Warnung veröffentlicht, die von der deutschen Botschaft in Washington stammen soll und die tatsächlich besagte, daß jeder Bürger der Vereinigten Staaten, der sein Recht zu freien Reisen auf den Meeren ausübe, es auf eigene Gefahr tue, falls seine Reise ihn in die Zone der Gewässer führe, in der die Kaiserliche Marine ihre Unterseeboote gegen den Handel Großbritanniens und Frankreichs verwendet. Trotz des achtungsvollen, aber sehr ernsthaften Protestes der Regierung der Vereinigten Staaten. Die Regierung der Vereinigten Staaten erwähnt dies nicht, um die Aufmerksamkeit der deutschen Regierung auf die überraschende Regelwidrigkeit der Tatsache zu lenken, daß eine von der deutschen Botschaft stammende Mitteilung sich an die Bevölkerung der Vereinigten Staaten durch Vermittelung der Presse richtet, sondern nur, um darauf hinzuweisen, daß eine Warnung vor einer ungesetzlichen und unbilligen Handlung in keiner Weise als eine Entschuldigung oder Milderung dieser Handlung noch als geeignet angesehen werden kann, die Verantwortlichkeit ihrer Urheber zu verringern.

Die Regierung der Vereinigten Staaten, die seit langem den Charakter der Kaiserlich deutschen Regierung und die hohen Grundsätze der Billigkeit kennt, von denen sie in der Vergangenheit beseelt und geleitet war, kann nicht glauben, daß die Kommandanten der Schiffe, die diese ungesetzlichen Handlungen begangen haben, dies anders als unter einem Mißverständnis der von der deutschen Marinebehörde gegebenen Befehle getan haben können. Sie setzt es als selbstverständlich voraus, daß in einem jeden solchen Falle man wenigstens im Bereich der Grenzen der praktischen Möglichkeiten erwarten kann, daß die Kommandanten selbst von Unterseebooten nichts tun würden, was das Leben von Nichtkombattanten oder die Sicherheit neutraler Schiffe gefährdet, selbst auf die Gefahr hin, daß die Kaperung oder Zerstörung des in Frage stehenden Schiffes vereitelt wird. Sie vertraut daher darauf, daß die Kaiserlich deutsche Regierung die Handlungen, über die die Regierung der Vereinigten Staaten Klage führt, mißbilligt, daß sie soweit möglich Genugtuung geben wird für den unermeßlichen Schaden und daß sie sofort die nötigen Schritte tun wird, um die Wiederholung von Vorfällen zu verhindern, die so offenkundig die Grundsätze der Kriegführung verletzen, für die die Kaiserlich deutsche Regierung in der Vergangenheit so klug und fest eingetreten ist.

Die Regierung und die Bevölkerung der Vereinigten Staaten erwarten von der Kaiserlich deutschen Regierung ein gerechtes, baldiges und aufgeklärtes Vorgehen in dieser vitalen Angelegenheit mit um so größerem Vertrauen, als die Vereinigten Staaten und Deutschland nicht nur durch besondere Bande der

Digitized by Google

Freundschaft, sondern auch durch ausdrückliche Bestimmungen des Vertrages von 1828 zwischen den Vereinigten Staaten und dem Königreich Preußen verbunden sind. Der Ausdruck des Bedauerns und das Angebot einer Genugtuung im Falle der Zerstörung irrtümlich versenkter neutraler Schiffe können, wenn sie auch, im Falle Verluste an Menschenleben nicht zu beklagen sind, den internationalen Verpflichtungen genügen mögen, doch nicht ein Verfahren rechtfertigen oder entschuldigen, dessen natürliche und notwendige Wirkung es ist, neutrale Staaten und Personen neuen und unermeßlichen Gefahren auszusetzen. Die Kaiserlich deutsche Regierung wird nicht erwarten, daß die Regierung der Vereinigten Staaten irgendein Wort ungesprochen oder eine Tat ungeschehen lassen wird, die notwendig sein sollten, um ihrer heiligen Pflicht zu genügen, die Rechte der Vereinigten Staaten und ihrer Bürger zu wahren und ihre freie Ausübung und Genuß zu gewährleisten.

Ich benütze diese Gelegenheit, Eurer Exzellenz erneut meine ausgezeichnetste Hochschätzung zu versichern.

gez. James William Gerard.

Seiner Exzellenz Herrn von Jagow, Kaiserlicher Staatssekretär der Auswärtigen Angelegenheiten.

X. Antwortnote der deutschen Regierung vom 28. Mai 1915.

Berlin, 28. Mai 1915.

Der Unterzeichnete beehrt sich, Seiner Exzellenz dem Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, Herrn James W. Gerard, auf das Schreiben vom 15. d. M. über die Beeinträchtigung amerikanischer Interessen durch den deutschen Unterseebootskrieg nachstehendes zu erwidern.

Die Kaiserliche Regierung hat die Mitteilungen der Regierung der Vereinigten Staaten einer eingehenden Prüfung unterzogen und hegt auch ihrerseits den lebhaftesten Wunsch, in offener und freundschaftlicher Weise zur Aufklärung etwaiger Mißverständnisse beizutragen, die durch die von der Amerikanischen Regierung erwähnten Vorkommnisse in den Beziehungen der beiden Regierungen eingetreten sein könnten.

Was zunächst die Fälle der amerikanischen Dampfer „Cushing" und „Gullflight" betrifft, so ist der Amerikanischen Botschaft bereits mitgeteilt worden, daß der Deutschen Regierung jede Absicht fernliegt, im Kriegsgebiet neutrale Schiffe, die sich keiner feindlichen Handlung schuldig gemacht haben, durch Unterseeboote oder Flieger angreifen zu lassen; vielmehr sind den deutschen Seestreitkräften wiederholt die bestimmtesten Anweisungen gegeben worden, Angriffe auf solche Schiffe zu vermeiden. Wenn in den letzten Monaten infolge von Verwechselungen neutrale Schiffe durch den deutschen Unterseebootkrieg zu Schaden gekommen sind, so handelt es sich um ganz vereinzelte Ausnahmefälle, die auf den Flaggenmißbrauch der britischen Regierung in Verbindung mit einem fahrlässigen oder verdächtigen Verhalten der Schiffskapitäne zurückzuführen sind. Die Deutsche Regierung hat in allen Fällen, wo ein neutrales Schiff ohne eigenes Verschulden nach den von ihr getroffenen Feststellungen durch deutsche Unterseeboote oder Flieger zu Schaden gekommen ist, ihr Bedauern über den unglücklichen Zufall ausgesprochen und, wenn es in der Sachlage begründet war, Entschädigung zugesagt. Nach den gleichen Grundsätzen wird sie auch die Fälle der amerikanischen Dampfer „Cushing" und „Gullflight" behandeln; über diese Fälle ist eine Unter-

Digitized by Google

suchung im Gange, deren Ergebnis der Botschaft demnächst mitgeteilt werden wird, und die gegebenenfalls durch eine internationale Untersuchungskommission gemäß Titel 3 des Haager Abkommens zur friedlichen Erledigung internationaler Streitfälle vom 18. Oktober 1907 ergänzt werden könnte.

Bei der Versenkung des englischen Dampfers „Falaba" hatte der Kommandant des deutschen Unterseebootes die Absicht, den Passagieren und der Mannschaft volle Gelegenheit zu ihrer Rettung zu geben. Erst als der Kapitän der Aufforderung, beizudrehen, nicht nachkam, sondern flüchtete und mit Raketensignalen Hilfe herbeirief, forderte der deutsche Kommandant zunächst die Mannschaft und die Passagiere durch Signale und Sprachrohr auf, das Schiff binnen zehn Minuten zu verlassen; tatsächlich ließ er ihnen dreiundzwanzig Minuten Zeit und schoß den Torpedo erst ab, als verdächtige Fahrzeuge der „Falaba" zu Hilfe eilten.

Was die Verluste an Menschenleben bei der Versenkung des britischen Passagierdampfers „Lusitania" anlangt, so hat die Deutsche Regierung den beteiligten neutralen Regierungen bereits ihr lebhaftes Bedauern darüber zum Ausdruck gebracht, daß Angehörige ihrer Staaten ihr Leben bei dieser Gelegenheit verloren haben. Die Kaiserliche Regierung vermag sich im übrigen dem Eindruck nicht zu verschließen, daß gewisse wichtige Tatsachen, die im unmittelbarsten Zusammenhang mit der Versenkung der „Lusitania" stehen, der Aufmerksamkeit der Regierung der Vereinigten Staaten entgangen sein könnten. Sie hält es deshalb im Interesse des von beiden Regierungen angestrebten Zieles einer klaren und vollen Verständigung für notwendig, sich zunächst davon zu überzeugen, daß die den beiden Regierungen vorliegenden Nachrichten über den Sachverhalt vollständig sind und übereinstimmen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten geht davon aus, daß die „Lusitania" als ein gewöhnliches, unbewaffnetes Handelsschiff zu betrachten ist. Die Kaiserliche Regierung gestattet sich in diesem Zusammenhange darauf hinzuweisen, daß die „Lusitania" einer der größten und schnellsten mit Regierungsmitteln als Hilfskreuzer gebauten englischen Handelsdampfer war und in der von der englischen Admiralität herausgegebenen „Navy List" ausdrücklich aufgeführt ist. Der Kaiserlichen Regierung ist ferner aus zuverlässigen Angaben ihrer Dienststellen und neutraler Passagiere bekannt, daß schon seit längerer Zeit so gut wie alle wertvolleren englischen Handelsschiffe mit Geschützen, Munition und anderen Waffen versehen und mit Personen bemannt sind, die in der Bedienung der Geschütze besonders geübt sind. Auch die „Lusitania" hat nach hier vorliegenden Nachrichten bei der Abfahrt aus Newyork Geschütze an Bord gehabt, die unter Deck versteckt aufgestellt waren.

Die Kaiserliche Regierung beehrt sich ferner, die besondere Aufmerksamkeit der Amerikanischen Regierung darauf zu lenken, daß die britische Admiralität ihrer Handelsmarine in einer geheimen Anweisung vom Februar dieses Jahres empfohlen hat, nicht nur hinter neutralen Flaggen und Abzeichen Schutz zu suchen, sondern sogar unter dieser Verkleidung durch Rammen angriffsweise gegen deutsche Unterseeboote vorzugehen. Auch sind als besonderer Ansporn zur Vernichtung der Unterseeboote durch Handelsschiffe von der britischen Regierung hohe Preise ausgesetzt und auch bereits bezahlt worden. Angesichts dieser ihr einwandfrei bekannten Tatsachen vermag die Kaiserliche Regierung englische Kauffahrteischiffe auf dem vom Admiralstabe der Kaiserlichen Deutschen Marine bezeichneten Seekriegsschauplatz nicht mehr als „unverteidigtes Gebiet" anzu-

Digitized by Google

sehen; auch sind die deutschen Kommandanten infolgedessen nicht mehr in der Lage, die sonst für das Seebeuterecht üblichen Regeln zu beobachten, denen sie früher stets nachgekommen sind. Endlich muß die Kaiserliche Regierung besonders darauf hinweisen, daß die „Lusitania", wie schon früher, so auch auf ihrer letzten Reise kanadische Truppen und Kriegsmaterial, unter diesem nicht weniger als 5400 Kisten Munition an Bord hatte, die zur Vernichtung tapferer deutscher Soldaten, die mit Opfermut und Hingebung ihre Pflicht im Dienst des Vaterlandes erfüllen, bestimmt war. Die Deutsche Regierung glaubt in gerechter Selbstverteidigung zu handeln, wenn sie mit den ihr zu Gebote stehenden Kriegsmitteln durch Vernichtung der für den Feind bestimmten Munition das Leben ihrer Soldaten zu schützen sucht. Die englische Schiffahrtsgesellschaft mußte sich der Gefahr, denen die Passagiere unter diesen Umständen an Bord der „Lusitania" ausgesetzt waren, bewußt sein. Sie hat, wenn sie sie trotzdem an Bord nahm, in voller Überlegung das Leben amerikanischer Bürger als Schutz für die beförderte Munition zu benutzen versucht und sich in Widerspruch zu den klaren Bestimmungen der amerikanischen Gesetzgebung gesetzt, die die Beförderung von Passagieren auf Schiffen, die Explosivstoffe an Bord haben, ausdrücklich verbietet und mit Strafe bedroht. Sie hat dadurch in frevelhafter Weise den Tod so zahlreicher Passagiere verschuldet. Nach der ausdrücklichen Meldung des betreffenden U-Boot-Kommandanten, die durch alle sonstigen Nachrichten lediglich bestätigt wird, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der rasche Untergang der „Lusitania" in erster Linie auf die durch den Torpedoschuß verursachte Explosion der Munitionsladung zurückzuführen ist. Andernfalls wären die Passagiere der „Lusitania" menschlicher Voraussicht nach gerettet worden.

Die Kaiserliche Regierung hält die im vorstehenden angeführten Tatsachen für wichtig genug, um sie einer aufmerksamen Prüfung der Amerikanischen Regierung zu empfehlen. Indem die Kaiserliche Regierung sich ihre endgültige Stellungnahme zu den im Zusammenhang mit der Versenkung der „Lusitania" gestellten Forderungen bis nach Eingang einer Antwort der Amerikanischen Regierung vorbehalten darf, glaubt sie schließlich an dieser Stelle darauf hinweisen zu sollen, wie sie seinerzeit mit Genugtuung von den Vermittlungsvorschlägen Kenntnis genommen hat, die seitens der Amerikanischen Regierung in Berlin und London unterbreitet worden sind, um einen modus vivendi für die Führung des Seekrieges zwischen Deutschland und Großbritannien anzubahnen. Die Kaiserliche Regierung hat damals durch ihr bereitwilliges Eingehen auf diese Vorschläge ihren guten Willen zur Genüge dargetan. Die Verwirklichung dieser Vorschläge ist, wie bekannt, an der ablehnenden Haltung der Großbritannischen Regierung gescheitert.

Indem der Unterzeichnete Seine Exzellenz den Herrn Botschafter bittet, vorstehendes zur Kenntnis der Amerikanischen Regierung zu bringen, benutzt er diesen Anlaß, um dem Herrn Botschafter die Versicherung seiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu erneuern.

gez. Jagow.

Seiner Exzellenz dem Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika
Herrn Gerard.

XI. Antwortnote der amerikanischen Regierung vom 10. Juni 1915.

Euerer Exzellenz Ersuchen entsprechend habe ich nicht verfehlt, meiner Regierung unmittelbar nach Empfang Ihre in Beantwortung meiner Note vom 15. Mai an mich gerichtete Note vom 28. Mai zu übermitteln, desgleichen Ihre er-

Digitized by Google

gänzende Note vom 1. Juni, die die Schlußfolgerungen darlegt, zu denen die Kaiserlich Deutsche Regierung bisher in der Frage des Angriffs gegen die amerikanischen Dampfer „Cushing" und „Gullflight" gelangt ist. Ich bin jetzt von meiner Regierung beauftragt worden, als Erwiderung Nachstehendes mitzuteilen:

Die Regierung der Vereinigten Staaten vermerkt mit Befriedigung, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung bei Erörterung der Fälle „Cushing" und „Gullflight" den Grundsatz voll anerkennt, wonach alle Teile der offenen See für neutrale Schiffe frei sind, und daß die Kaiserlich Deutsche Regierung aufrichtig gewillt ist, ihre Verbindlichkeit anzuerkennen und auszuführen, wenn die Tatsache eines Angriffs auf neutrale Schiffe, „die sich keiner feindlichen Handlung schuldig gemacht haben", durch deutsche Flieger oder Kriegsschiffe genügend nachgewiesen ist; die Regierung der Vereinigten Staaten wird der Kaiserlich Deutschen Regierung, ihrem Ersuchen entsprechend, seinerzeit das vollständige Material über den Angriff auf den Dampfer „Cushing" unterbreiten.

Was die Versenkung des Dampfers „Falaba" betrifft, durch die ein amerikanischer Bürger sein Leben verloren hat, so ist die Regierung der Vereinigten Staaten erstaunt, von der Kaiserlich Deutschen Regierung die Auffassung vertreten zu sehen, daß das Bestreben eines Handelsschiffes, sich der Kaperung zu entziehen und Hilfe herbeizurufen, etwas an der Verpflichtung des die Kaperung anstrebenden Offiziers in bezug auf die Sicherheit des Lebens der an Bord befindlichen Passagiere ändern soll, auch wenn das Schiff im Augenblick der Torpedierung seinen Fluchtversuch bereits aufgegeben hatte. Dieses sind keine neuen Umstände. Staatsmänner und Kenner des internationalen Rechts hatten sie während der ganzen Entwicklung des Seekriegsrechts vor Augen, und die Regierung der Vereinigten Staaten ist nicht der Ansicht, daß diese Umstände jemals so aufgefaßt worden seien, als könnten sie etwas an den Grundsätzen der Menschlichkeit ändern, auf denen die amerikanische Regierung von je bestanden hat. Lediglich tatsächlicher gewaltsamer Widerstand oder fortgesetztes Bestreben eines Handelsschiffes, zu entfliehen, nachdem der Befehl zum Anhalten zwecks Durchsuchung ergangen ist, hat nach der bisherigen Anschauung das Leben der Passagiere und Mannschaften verwirkt. Die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt jedoch nicht an, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung sich in diesem Falle ihrer Verpflichtung entziehen will, sondern nur die Umstände darzulegen wünscht, die den Kommandanten des Unterseebootes veranlaßten, sich bei seinem Vorgehen ein so eiliges Verfahren zu erlauben.

Euerer Exzellenz Note weist bei der Erörterung der Verluste von amerikanischen Menschenleben anläßlich der Versenkung des Dampfers „Lusitania" mit ziemlicher Ausführlichkeit auf gewisse Nachrichten hin, die der Kaiserlich Deutschen Regierung hinsichtlich des Charakters und der Ausrüstung dieses Schiffes zugegangen sind, und Euere Exzellenz geben der Befürchtung Ausdruck, daß diese Nachrichten nicht zur Kenntnis der Regierung der Vereinigten Staaten gelangt sein könnten. In der Note wird behauptet, daß die „Lusitania" zweifellos bewaffnet gewesen sei, im besonderen versteckte Geschütze geführt habe, daß sie mit ausgebildeter Bedienungsmannschaft für die Geschütze und besonderer Munition versehen gewesen sei, Truppen von Kanada befördert, eine Ladung an Bord gehabt habe, die nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten für ein Schiff, das auch Passagiere befördert, nicht zulässig gewesen sei, und daß sie ihrem Wesen nach als Hilfsschiff der englischen Seestreitkräfte gedient habe. Glücklicherweise

Digitized by Google

sind dies Angelegenheiten, bezüglich deren die Regierung der Vereinigten Staaten in der Lage ist, der Kaiserlich Deutschen Regierung amtliche Aufklärung zu geben. Falls die in Euerer Exzellenz Note angeführten Tatsachen zuträfen, wäre die Regierung der Vereinigten Staaten verpflichtet gewesen, davon amtlich Kenntnis zu nehmen in Ausübung ihrer anerkannten Pflicht als neutrale Macht und in Anwendung ihrer nationalen Gesetze. Es wäre ihre Pflicht gewesen, darauf zu achten, daß die „Lusitania" für angriffsweises Vorgehen nicht bewaffnet war, daß sie keine Ladung führte, die durch die Gesetze der Vereinigten Staaten verboten war, und daß sie, wenn sie tatsächlich ein englisches Flottenschiff war, keine Klarierungspapiere als Handelsschiff erhalten durfte. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat diese Pflicht erfüllt und ihre Gesetze mit gewissenhafter Wachsamkeit durch ihre ordnungsgemäß bestellten Beamten zur Anwendung gebracht. Sie ist deshalb in der Lage, der Kaiserlich Deutschen Regierung zu versichern, daß diese falsch informiert war. Sollte die Kaiserlich Deutsche Regierung der Auffassung sein, daß sie Beweise besitzt, wonach die Beamten der Regierung der Vereinigten Staaten ihre Pflicht nicht gründlich erfüllt haben, so gibt sich die Regierung der Vereinigten Staaten der aufrichtigen Hoffnung hin, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung dieses Beweismaterial zur Prüfung unterbreiten wird.

Was immer auch die Behauptung der Kaiserlich Deutschen Regierung hinsichtlich der Beförderung von Kriegskonterbande an Bord der „Lusitania" oder hinsichtlich der Explosion dieses Materials durch den Torpedoschuß sein möge, so braucht nur gesagt zu werden, daß nach Ansicht der amerikanischen Regierung diese Behauptungen für die Frage der Gesetzmäßigkeit des von den deutschen Marinebehörden bei Versenkung des Schiffes angewandten Verfahrens unerheblich sind.

Allein die Versenkung von Passagierdampfern berührt Grundsätze der Menschlichkeit, denen gegenüber die besonderen einzelnen Umstände, die in den Versenkungsfällen mitsprechen könnten, in den Hintergrund gedrängt werden, Grundsätze, die eine solche Versenkung, wie die Kaiserlich Deutsche Regierung zweifelsohne ungesäumt erkennen und anerkennen wird, aus der Reihe der gewöhnlichen Gegenstände diplomatischer Erörterung oder internationaler Streitfragen herausheben. Was immer die sonstigen Tatsachen im Falle der „Lusitania" sein mögen, die Hauptsache bleibt, daß ein großer Dampfer, der in erster Linie und vorzugsweise als Beförderungsmittel für Passagiere diente und über tausend Menschen beförderte, die keinerlei Anteil an der Kriegführung hatten, torpediert und versenkt wurde ohne geringsten Anruf oder Warnung, und daß Männer, Frauen und Kinder unter Umständen, für die es in der modernen Kriegführung kein Beispiel gibt, in den Tod gesandt wurden. Die Tatsache, daß mehr als hundert amerikanische Bürger unter denen waren, die zugrunde gingen, macht es der Regierung der Vereinigten Staaten zur Pflicht, von diesen Dingen zu sprechen und erneut mit feierlichem Nachdruck die Aufmerksamkeit der Kaiserlich Deutschen Regierung auf die schwere Verantwortung zu lenken, die sie nach Ansicht der Regierung der Vereinigten Staaten bei dieser tragischen Begebenheit auf sich geladen hat, und auf den unanfechtbaren Grundsatz, worauf diese Verantwortung beruht.

Die Regierung der Vereinigten Staaten bemüht sich um etwas Größeres als bloße Eigentumsrechte oder Handelsprivilegien. Sie bemüht sich um nichts

Digitized by Google

weniger Erhabenes und Heiliges als die Rechte der Menschlichkeit, durch deren Achtung sich jede Regierung ehrt, und auf die keine Regierung im Interesse der in ihrer Obhut und Gewalt Befindlichen verzichten darf. Nur tatsächlicher Widerstand gegenüber der Kaperung oder die Weigerung, anzuhalten, wenn dies zu Durchsuchungszwecken befohlen war, hätte dem Führer des Unterseebootes eine Berechtigung geben können, das Leben der an Bord Befindlichen in Gefahr zu bringen. Die Regierung der Vereinigten Staaten ist der Ansicht, daß die ausdrücklichen am 3. August 1914 durch die Kaiserlich Deutsche Admiralität an ihre Seeoffiziere erlassenen Instruktionen diesen Grundsatz anerkannt und zur Geltung gebracht haben, wie dies auch die Prisenordnungen aller anderen Nationen tun, und jeder Reisende und Seemann hatte ein Recht, sich darauf zu verlassen. Auf diesem Grundsatz der Menschlichkeit sowohl als auf dem Gesetze, das sich darauf gründet, müssen die Vereinigten Staaten bestehen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt mit Vergnügen wahr, daß Euerer Exzellenz Note mit der Andeutung schließt, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung jetzt wie vorher geneigt ist, die guten Dienste der Vereinigten Staaten anzunehmen, bei dem Versuch, mit der Regierung von Großbritannien zu einer Verständigung über eine Änderung des Charakters und der Bedingungen des Seekrieges zu gelangen. Die Regierung der Vereinigten Staaten würde es als einen Vorzug betrachten, auf diese Weise ihren Freunden und der Welt einen Dienst leisten zu können. Sie ist jederzeit bereit, jeder der beiden Regierungen Andeutungen und Anregungen zu übermitteln, die die andere zu übermitteln wünscht, und ladet die Kaiserlich Deutsche Regierung herzlich ein, von ihren Diensten in dieser Richtung nach Belieben Gebrauch zu machen. Die ganze Welt wird mitbetroffen von allem, was auch nur einen teilweisen Ausgleich der Interessen herbeizuführen oder irgendwie die Schrecken des gegenwärtigen unseligen Konflikts zu mildern geeignet ist.

Welche Vereinbarung auch immer zwischen den kriegführenden Parteien glücklich getroffen werden mag, und was immer nach Ansicht der Kaiserlich Deutschen Regierung in der Vergangenheit für die Handlungsweise ihrer Seebefehlshaber als Herausforderung oder als verhältnismäßige Rechtfertigung in Betracht kommen mag, die Regierung der Vereinigten Staaten erwartet zuversichtlich, daß die Gerechtigkeit und Menschlichkeit der Deutschen Regierung in allen Fällen, wo Amerikaner geschädigt oder ihre Rechte als Neutrale verletzt worden sind, zur Geltung gebracht werden wird.

Die Regierung der Vereinigten Staaten erneuert deshalb ernstlich und feierlichst die Vorstellungen, die sie in ihrer Note an die Kaiserlich Deutsche Regierung vom 15. Mai erhoben hat, und stützt sich bei diesen Vorstellungen auf die Grundsätze der Menschlichkeit, die allgemein anerkannten Anschauungen des internationalen Rechts und die alte Freundschaft mit dem deutschen Volk.

Die Regierung der Vereinigten Staaten kann nicht zugeben, daß die Proklamierung einer Kriegszone, vor der neutrale Schiffe gewarnt worden sind, irgendwie als eine Verkürzung von Rechten amerikanischer Schiffseigentümer oder amerikanischer Bürger ausgelegt werden kann, die sich auf erlaubten Reisen als Passagiere an Bord von Handelsschiffen einer kriegführenden Macht befinden. Sie glaubt nicht, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung diese Rechte in Frage stellt. Sie glaubt auch, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung als außer Zweifel stehend die Grundsätze annimmt, daß Leben von Nichtkämpfern gesetz- und recht-

Digitized by Google

mäßig nicht in Gefahr gebracht werden dürfen durch Kaperung oder Zerstörung eines Handelsschiffes, das keinen Widerstand leistet, und daß die Kaiserlich Deutsche Regierung die Verpflichtung anerkennt, die notwendige Vorsicht anzuwenden, bei der Feststellung, ob ein verdächtiges Handelsschiff tatsächlich Kriegskonterbande unter neutraler Flagge führt. Die Regierung der Vereinigten Staaten darf deshalb erwarten, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung die notwendigen Maßnahmen ergreifen wird, um diese Grundsätze hinsichtlich der Sicherung amerikanischer Leben und amerikanischer Schiffe zu verwirklichen, und bittet um die Zusicherung, daß dies geschehen wird.

Ich benutze diesen Anlaß, um Euerer Exzellenz die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu erneuern. gez. James W. Gerard.

XII. Antwortnote der deutschen Regierung vom 8. Juli 1915.

Der Unterzeichnete beehrt sich, Seiner Exzellenz dem Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika Herrn James W. Gerard auf die Note vom 10. v. M. — F.O. N. 3814 — über die Beeinträchtigung amerikanischer Interessen durch den deutschen Unterseebootskrieg nachstehendes zu erwidern.

Die Kaiserliche Regierung hat mit Genugtuung aus der Note entnommen, wie sehr es der Regierung der Vereinigten Staaten am Herzen liegt, die Grundsätze der Menschlichkeit auch im gegenwärtigen Kriege verwirklicht zu sehen. Dieser Appell findet in Deutschland vollen Widerhall, und die Kaiserliche Regierung ist durchaus gewillt, ihre Darlegungen und Entschließungen auch im vorliegenden Fall ebenso von den Prinzipien der Humanität bestimmen zu lassen, wie sie dies stets getan hat.

Dankbar hat es die Kaiserliche Regierung begrüßt, daß die Amerikanische Regierung in ihrer Note vom 15. Mai d. J. selbst daran erinnert, wie sich Deutschland in der Behandlung des Seekriegsrechts stets von den Grundsätzen des Fortschritts und der Menschlichkeit hat leiten lassen. In der Tat haben seit der Zeit, wo Friedrich der Große mit John Adams, Benjamin Franklin und Thomas Jefferson den Freundschafts- und Handelsvertrag vom 10. September 1785 zwischen Preußen und der Republik des Westen vereinbarte, deutsche und amerikanische Staatsmänner in dem Kampf für die Freiheit der Meere und für den Schutz des friedlichen Handels immer zusammen gestanden. Bei den internationalen Verhandlungen, die später zur Regelung des Seekrieges gepflogen wurden, sind Deutschland und Amerika gemeinsam für fortschrittliche Grundsätze, insbesondere für die Abschaffung des Seebeuterechts sowie für die Wahrung der neutralen Interessen eingetreten. Noch bei Beginn des gegenwärtigen Krieges hat sich die Deutsche Regierung auf den Vorschlag der Amerikanischen Regierung sofort bereit erklärt, die Londoner Seekriegsrechtserklärung zu ratifizieren und sich dadurch bei der Verwendung ihrer Seestreitkräfte allen dort vorgesehenen Beschränkungen zugunsten der Neutralen zu unterwerfen. Ebenso hat Deutschland stets an dem Grundsatz festgehalten, daß der Krieg mit der bewaffneten und organisierten Macht des feindlichen Staates zu führen ist, daß dagegen die feindliche Zivilbevölkerung nach Möglichkeit von den kriegerischen Maßnahmen verschont bleiben muß. Die Kaiserliche Regierung hegt die bestimmte Hoffnung, daß es beim Eintritt des Friedens oder sogar schon früher gelingen wird, das Seekriegsrecht in einer Weise zu ordnen, die die Freiheit der Meere verbürgt,

Digitized by Google

und sie wird es mit Dank und Freude begrüßen, wenn sie dabei Hand in Hand mit der Amerikanischen Regierung arbeiten kann.

Wenn in dem gegenwärtigen Kriege je länger je mehr die Grundsätze durchbrochen worden sind, die das Ziel der Zukunft sein sollten, so trägt die Deutsche Regierung keine Schuld daran.

Der Amerikanischen Regierung ist es bekannt, wie von vornherein und in steigender Rücksichtslosigkeit Deutschlands Gegner darauf ausgegangen sind, unter Lossagung von allen Regeln des Völkerrechts und unter Mißachtung aller Rechte der Neutralen durch die völlige Lahmlegung des friedlichen Verkehrs zwischen Deutschland und den neutralen Ländern nicht sowohl die Kriegführung als vielmehr das Leben der deutschen Nation vernichtend zu treffen. Am 3. November v. Js. hat England die Nordsee zum Kriegsgebiet erklärt und der neutralen Schiffahrt die Durchfahrt durch Legung schlecht verankerter Minen sowie durch Anhalten und Aufbringung der Schiffe aufs äußerste gefährdet und erschwert, so daß es tatsächlich neutrale Küsten und Häfen gegen alles Völkerrecht blockiert. Lange vor Beginn des Unterseebootskrieges hat England auch die legitime neutrale Schiffahrt nach Deutschland so gut wie völlig unterbunden. So wurde Deutschland zu dem Handelskrieg mit Unterseebooten gezwungen. Bereits am 16. November v. Js. hat der englische Premierminister im Unterhause erklärt, daß es eine der Hauptaufgaben Englands sei, zu verhindern, daß Nahrungsmittel für die deutsche Bevölkerung über neutrale Häfen nach Deutschland gelangten. Seit dem 1. März d. Js. endlich nimmt England von den neutralen Schiffen alle nach Deutschland gehenden sowie alle von Deutschland kommenden Waren, auch wenn sie neutrales Eigentum sind, ohne weiteres weg. Wie seinerzeit die Buren, so soll jetzt das deutsche Volk vor die Wahl gestellt werden, ob es mit seinen Frauen und Kindern dem Hungertode erliegen oder seine Selbständigkeit aufgeben wolle.

Während uns so unsere Feinde laut und offen den Krieg ohne Gnade und bis zur völligen Vernichtung angesagt haben, führen wir den Krieg in der Notwehr für unsere nationale Existenz und um eines dauernd gesicherten Friedens willen. Den erklärten Absichten unserer Feinde und der von ihnen angewandten völkerrechtswidrigen Kriegführung haben wir den Unterseebootskrieg anpassen müssen.

Bei allen grundsätzlichen Bemühungen, neutrales Leben und Eigentum nach Möglichkeit vor Schädigung zu bewahren, hat die Deutsche Regierung schon in der Denkschrift vom 4. Februar rückhaltlos anerkannt, daß durch den Unterseebootskrieg Interessen der Neutralen in Mitleidenschaft gezogen werden könnten. Aber ebenso wird auch die Amerikanische Regierung zu würdigen wissen, daß die Kaiserliche Regierung in dem Daseinskampf, der Deutschland von seinen Gegnern aufgezwungen und angekündigt ist, die heilige Pflicht hat, alles, was irgend in ihrer Macht steht, zu tun, um das Leben der deutschen Untertanen zu schützen und zu retten. Wollte die kaiserliche Regierung diese ihre Pflichten versäumen, so würde sie sich vor Gott und der Geschichte der Verletzung derjenigen Prinzipien höchster Humanität schuldig machen, die die Grundlagen jedes Staatslebens sind.

Mit erschreckender Deutlichkeit zeigt der Fall der „Lusitania", zu welcher Gefährdung von Menschenleben die Art der Kriegführung unserer Gegner führt. Durch die unter Verheißung von Prämien erfolgte Anweisung an die britischen

Digitized by Google

Handelsschiffe, sich zu armieren und die Unterseeboote zu rammen, ist in schärfstem Widerspruch mit allen Grundsätzen des Völkerrechts jede Grenze zwischen den Handels- und Kriegsschiffen verwischt, und sind die Neutralen, die die Handelsschiffe als Reisende benutzen, allen Gefahren des Krieges in erhöhtem Maße ausgesetzt worden. Hätte der Kommandant des deutschen Unterseebootes, welches die „Lusitania" vernichtete, Mannschaften und Reisende vor der Torpedierung ausbooten lassen, so hätte dies die sichere Vernichtung seines eigenen Bootes bedeutet. Nach allen bei der Versenkung viel kleinerer und weniger seetüchtiger Schiffe gemachten Erfahrungen war zu erwarten, daß ein so mächtiges Schiff, wie die „Lusitania", auch nach der Torpedierung lange genug über Wasser bleiben würde, um die Passagiere in die Schiffsboote gehen zu lassen. Umstände ganz besonderer Art, insonderheit das Vorhandensein großer Mengen hochexplosiver Stoffe an Bord, haben diese Erwartung getäuscht. Außerdem darf noch darauf hingewiesen werden, daß bei Schonung der „Lusitania" Tausende von Kisten mit Munition den Feinden Deutschlands zugeführt und dadurch Tausende deutscher Mütter und Kinder ihrer Ernährer beraubt worden wären.

In dem Geiste der Freundschaft, von der das deutsche Volk gegenüber der Union und ihren Bewohnern seit den ersten Tagen ihres Bestehens beseelt ist, wird die Kaiserliche Regierung immer bereit sein, auch während des gegenwärtigen Krieges alles ihr Mögliche zu tun, um der Gefährdung des Lebens amerikanischer Bürger vorzubeugen.

Die Kaiserliche Regierung wiederholt daher die Zusicherung, daß amerikanische Schiffe in der Ausübung der legitimen Schiffahrt nicht gehindert und das Leben amerikanischer Bürger auf neutralen Schiffen nicht gefährdet werden sollen.

Um unvorherzusehende, bei der Seekriegführung der Gegner Deutschlands mögliche Gefährdungen amerikanischer Passagierdampfer auszuschließen, werden die deutschen Unterseeboote angewiesen werden, solche durch besondere Abzeichen erkenntlich gemachte und in angemessener Zeit vorher angesagte Passagierdampfer frei und sicher passieren zu lassen. Dabei gibt sich die Kaiserliche Regierung allerdings der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß die Amerikanische Regierung die Gewähr dafür übernimmt, daß diese Schiffe keine Konterbande an Bord haben. Die näheren Vereinbarungen für die unbehelligte Fahrt dieser Schiffe würden von den beiderseitigen Marinebehörden zu treffen sein.

Zur Schaffung ausreichender Reisegelegenheit für amerikanische Bürger über den Atlantischen Ozean stellt die Deutsche Regierung zur Erwägung, die Zahl der verfügbaren Dampfer dadurch zu vermehren, daß eine angemessene, der genaueren Vereinbarung unterliegende Zahl neutraler Dampfer unter amerikanischer Flagge in den Passagierdienst unter den gleichen Bedingungen wie die vorgenannten amerikanischen Dampfer eingestellt wird.

Die Kaiserliche Regierung glaubt annehmen zu dürfen, daß auf diese Weise ausreichende Gelegenheiten für amerikanische Bürger zur Reise über den Atlantischen Ozean zu schaffen sind. Eine zwingende Notwendigkeit für amerikanische Bürger, in Kriegszeiten auf Schiffen unter feindlicher Flagge nach Europa zu reisen, dürfte demnach nicht vorliegen. Insbesondere vermag die Kaiserliche Regierung nicht zuzugeben, daß amerikanische Bürger ein feindliches Schiff durch die bloße Tatsache ihrer Anwesenheit an Bord zu schützen vermögen. Deutschland ist lediglich dem Beispiel Englands gefolgt, als es einen Teil der See zum Kriegsgebiet erklärte. Unfälle, die in diesem Kriegsgebiet Neutralen auf

Digitized by Google

feindlichen Schiffen zustoßen sollten, könnten daher nicht wohl anders beurteilt werden, als Unfälle, denen Neutrale auf dem Kriegsschauplatz zu Lande jederzeit ausgesetzt sind, wenn sie sich trotz vorheriger Warnung in Gefahr begeben.

Sollte sich jedoch die Erwerbung neutraler Passagierdampfer für die Amerikanische Regierung nicht in ausreichendem Umfange ermöglichen lassen, so ist die Kaiserliche Regierung bereit, keine Einwendungen dagegen zu erheben, daß die Amerikanische Regierung vier Passagierdampfer feindlicher Flagge für den Passagierverkehr Nordamerika—England unter amerikanische Flagge bringt. Die Zusage für die „freie und sichere" Fahrt amerikanischer Passagierdampfer würde dann unter den gleichen Vorbedingungen auch auf diese früher feindlichen Passagierdampfer ausgedehnt werden.

Der Herr Präsident der Vereinigten Staaten hat in dankenswerter Weise sich zur Übermittlung und Anregung von Vorschlägen an die Großbritannische Regierung insonderheit wegen Änderung des Seekrieges bereit erklärt. Die Kaiserliche Regierung wird stets von den guten Diensten des Herrn Präsidenten gern Gebrauch machen, und gibt sich der Hoffnung hin, daß seine Bemühungen sowohl im vorliegenden Falle wie auch für das große Ziel der Freiheit der Meere zu einer Verständigung führen werden.

Indem der Unterzeichnete den Herrn Botschafter bittet, vorstehendes zur Kenntnis der Amerikanischen Regierung zu bringen, benutzt er diesen Anlaß, um Seiner Exzellenz die Versicherung seiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu erneuern.

gez.: v. Jagow.

An Seine Exzellenz den Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika
Herrn James W. Gerard.

XIII. Antwortnote der amerikanischen Regierung vom 23. Juli 1915.

Im Auftrage meiner Regierung habe ich die Ehre, Euere Exzellenz zu benachrichtigen, daß die Note der Kaiserlich Deutschen Regierung vom 8. Juli ds. Js. eine sorgfältige Prüfung durch die Regierung der Vereinigten Staaten erfahren hat.

Die Regierung der Vereinigten Staaten bedauert, sagen zu müssen, daß sie die Note sehr unbefriedigend gefunden hat, da sie es unterläßt, auf die eigentlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Regierungen einzugehen und keinen Weg weist, auf dem die anerkannten Grundsätze von Recht und Menschlichkeit in der einen ernsten Streitgegenstand bildenden Angelegenheit zur Geltung gebracht werden können, vielmehr im Gegenteil Vereinbarungen für die teilweise Aufhebung jener Grundsätze vorschlägt, die diese dem Erfolg nach beseitigen würden.

Die Regierung der Vereinigten Staaten bemerkt mit Genugtuung, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung ohne Vorbehalt die Gültigkeit der Grundsätze anerkennt, auf denen die Amerikanische Regierung in verschiedentlichen an die Kaiserlich Deutsche Regierung gerichteten Mitteilungen hinsichtlich der Verkündung des Kriegsgebietes und der Verwendung von Unterseebooten gegen Handelsschiffe auf hoher See bestanden hat — nämlich des Grundsatzes, daß die hohe See frei ist und daß der Charakter und die Ladung eines Handelsschiffes festgestellt sein müssen, ehe es rechtmäßigerweise beschlagnahmt oder zerstört werden kann und daß das Leben von Nichtkämpfern auf keinen Fall in Gefahr gebracht

Digitized by Google

werden darf, es sei denn, daß das Schiff Widerstand leistet oder zu entfliehen versucht, nachdem es aufgefordert worden ist, sich der Durchsuchung zu unterwerfen; denn die Vergeltungshandlung eines Kriegführenden ist an und für sich ein Handeln außerhalb des Gesetzes und die Verteidigung einer Maßnahme als Vergeltungsmaßnahme bedeutet das Zugeständnis, daß sie ungesetzlich ist.

Die Regierung der Vereinigten Staaten ist jedoch bitter enttäuscht darüber, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung sich in weitem Maße von der Verpflichtung zur Beobachtung dieser Grundsätze — selbst wo neutrale Schiffe in Frage kommen — entbunden erachtet infolge der Politik und Praxis, die nach ihrer Ansicht Großbritannien im gegenwärtigen Kriege gegenüber dem neutralen Handel befolgt. Die Kaiserlich Deutsche Regierung wird unschwer verstehen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten die Politik der großbritannischen Regierung hinsichtlich ihrer Verpflichtungen gegenüber einer neutralen Regierung nur mit der großbritannischen Regierung selbst erörtern kann. Auch muß sie das Verhalten anderer kriegführenden Regierungen für jede Erörterung mit der Kaiserlich Deutschen Regierung über die ihrer Ansicht nach ernste und nicht zu rechtfertigende Mißachtung von Rechten amerikanischer Bürger durch deutsche Seebefehlshaber als unerheblich ansehen. Ungesetzliche und unmenschliche Handlungen, so gerechtfertigt auch immer sie einem Feinde gegenüber erscheinen mögen, von dem angenommen wird, daß er unter Verletzung von Recht und Menschlichkeit gehandelt hat, sind offenbar nicht zu verteidigen, wenn sie Neutrale ihrer anerkannten Rechte berauben, insbesondere wenn sie das Recht auf das Leben selbst verletzen. Wenn ein Kriegführender dem Feinde gegenüber nicht Vergeltung üben kann, ohne das Leben Neutraler und deren Eigentum zu schädigen, so sollten sowohl Menschlichkeit als Gerechtigkeit und angemessene Rücksicht auf die Würde der neutralen Mächte gebieten, daß das Verfahren eingestellt wird. Wird darauf bestanden, so würde dies unter solchen Umständen einen unverzeihlichen Verstoß gegen die Souveränität der betroffenen neutralen Völker bedeuten. Die Regierung der Vereinigten Staaten ist nicht uneingedenk der außergewöhnlichen, durch diesen Krieg geschaffenen Verhältnisse oder grundlegenden Veränderungen der Umstände und Arten des Angriffs, die durch den Gebrauch von Werkzeugen der Seekriegführung hervorgerufen worden sind, wie sie die Völker der Welt nicht im Auge haben konnten, als die geltenden Regeln des Völkerrechts festgelegt wurden. Die Regierung der Vereinigten Staaten ist bereit, jede vernünftige Rücksichtnahme auf diese neue, unerwartete Gestaltung der Seekriegführung walten zu lassen. Sie kann jedoch nicht zugeben, daß ein wesentliches oder grundlegendes Recht ihres Volkes wegen einer bloßen Änderung der Verhältnisse aufgehoben wird. Die Rechte der Neutralen in Kriegszeiten beruhen auf Grundsätzen, nicht auf Zweckmäßigkeit, und Grundsätze sind unabänderlich.

Die Pflicht und Obliegenheit der Kriegführenden ist es, einen Weg zu finden, sich den ihnen neuen Verhältnissen anzupassen. Die Ereignisse der letzten zwei Monate haben klar gezeigt, daß es möglich und ausführbar ist, die Operationen der Unterseeboote, wie sie die Tätigkeit der Kaiserlich Deutschen Marine innerhalb des sogenannten Kriegsgebietes kennzeichnen, in wesentlicher Übereinstimmung mit den anerkannten Gebräuchen einer geordneten Kriegführung zu halten. Die ganze Welt hat mit Interesse und mit wachsender Genugtuung auf eine Darlegung dieser Möglichkeit durch die deutschen Seebefehlshaber geblickt. Es

Digitized by Google

ist mithin offenbar möglich, das ganze Verfahren bei Unterseebootsangriffen der Kritik, die es hervorgerufen hat, zu überheben und die Hauptursachen des Anstoßes zu beseitigen.

Angesichts des Umstandes, daß die Kaiserliche Regierung die Gesetzwidrigkeit ihrer Handlungsweise zugab, indem sie zu deren Rechtfertigung das Recht der Vergeltung anführte, und angesichts der offenbaren Möglichkeit, die hergebrachten Regeln der Seekriegsführung innezuhalten, vermag die Regierung der Vereinigten Staaten nicht zu glauben, daß die Kaiserliche Regierung noch länger davon absehen wird, das unbekümmerte Vorgehen ihres Seeoffiziers bei der Versenkung der „Lusitania" zu mißbilligen oder Entschädigung für die Verluste an amerikanischen Menschenleben anzubieten, insoweit für die zwecklose Vernichtung von Menschenleben durch die ungesetzliche Handlung überhaupt Ersatz geleistet werden kann. Die Regierung der Vereinigten Staaten kann die Anregung der Kaiserlich Deutschen Regierung nicht annehmen, nach welcher bestimmte Schiffe bezeichnet werden und nach Vereinbarung auf den zurzeit widerrechtlich verbotenen Meeren frei fahren sollen, wenn sie auch den freundschaftlichen Geist, in dem dieses Angebot gemacht ist, nicht verkennt. Gerade eine solche Vereinbarung würde stillschweigend andere Schiffe widerrechtlichen Angriffen aussetzen und würde eine Beeinträchtigung und demgemäß das Aufgeben der Grundsätze bedeuten, für die die amerikanische Regierung eintritt, die in Zeiten ruhiger Überlegung jede Nation als selbstverständlich anerkennen würde.

Die Regierung der Vereinigten Staaten und die Kaiserlich Deutsche Regierung kämpfen für das gleiche große Ziel. Sie sind lange zusammen eingetreten für die Anerkennung eben jener Grundsätze, auf denen die Regierung der Vereinigten Staaten jetzt so feierlich besteht. Sie kämpfen beide für die Freiheit der Meere. Die Regierung der Vereinigten Staaten wird fortfahren, für diese Freiheit zu kämpfen, von welcher Seite auch immer sie verletzt werden möge, ohne Kompromiß um jeden Preis. Sie lädt die Kaiserlich Deutsche Regierung zu praktischer Mitarbeit ein im jetzigen Augenblick, wo sie diese Mitarbeit am meisten durchsetzen kann und dieses große, gemeinsame Ziel am schlagendsten und wirksamsten erreicht werden kann. Die Kaiserlich Deutsche Regierung drückt die Hoffnung aus, daß dieses Ziel in gewissem Maße sogar vor Ende des gegenwärtigen Krieges erreicht werden möge. Dies kann geschehen. Die Regierung der Vereinigten Staaten fühlt sich nicht nur verpflichtet, auf diesem Ziel, von wem auch immer es verletzt oder mißachtet werden mag, zum Schutze ihrer eigenen Bürger zu bestehen, sie ist auch aufs höchste daran interessiert, dieses Ziel zwischen den Kriegführenden selbst verwirklicht zu sehen und hält sich jederzeit bereit, als gemeinsamer Freund zu handeln, dem der Vorzug zuteil wird, den Weg vorzuschlagen.

Mittlerweile sieht sich die Amerikanische Regierung gerade wegen des großen Wertes, den sie auf die lange, ununterbrochene Freundschaft zwischen Volk und Regierung der Vereinigten Staaten und Volk und Regierung Deutschlands legt, veranlaßt, bei der Kaiserlichen Regierung feierlichst auf die Notwendigkeit einer gewissenhaften Beobachtung der neutralen Rechte in dieser kritischen Angelegenheit zu bestehen. Die Freundschaft selbst drängt sie, der Kaiserlichen Regierung zu sagen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten eine Wiederholung von Handlungen, die Kommandanten deutscher Kriegsschiffe in Verletzung neutraler Rechte begehen sollten, im Falle sie amerikanische Bürger betreffen, als vorsätzlich unfreundliche Akte betrachten müßte.

Digitized by Google

XIV. Note der deutschen Regierung an die amerikanische Regierung vom 10. September 1915[1]).

Am 19. vorigen Monats hatte ein deutsches Unterseeboot etwa 50 Seemeilen südlich von Kinsals den englischen Dampfer „Dunsley" angehalten und war im Begriff, die Prise, nachdem die Besatzung das Deck verlassen hatte, durch Geschützfeuer zu versenken. In diesem Augenblick sah der Kommandant einen größeren Dampfer in gerader Richtung auf sich zukommen. Dieser Dampfer, der, wie sich später herausstellte, mit der „Arabic" identisch war, wurde als feindlicher erkannt, da er keine Flagge und kein Neutralitätszeichen führte. Beim Herannahen änderte er seinen ursprünglichen Kurs, drehte dann aber wieder direkt auf das U-Boot zu. Hieraus gewann der Kommandant die Überzeugung, daß der Dampfer die Absicht habe, ihn anzugreifen und zu rammen. Um diesem Angriff zuvorzukommen, ließ er das U-Boot tauchen und schoß einen Torpedo auf den Dampfer ab. Nach dem Schuß überzeugte er sich, daß sich die an Bord befindlichen Personen in 15 Booten retteten.

Nach seinen Instruktionen durfte der Kommandant die „Arabic" ohne Warnung und ohne Rettung der Menschenleben nur dann angreifen, wenn das Schiff entweder einen Fluchtversuch machte oder Widerstand leistete. Aus den Begleitumständen mußte er aber den Schluß ziehen, daß die „Arabic" einen gewaltsamen Angriff auf das U-Boot plante. Dieser Schluß lag um so näher, als er am 14. vorigen Monats, also wenige Tage vorher, in der Irischen See von einem großen, anscheinend der britischen Royal Mail Steam Paket-Company gehörigen Passagierdampfer, den er weder angegriffen noch angehalten hatte, schon aus weiter Entfernung beschossen worden war.

Daß durch das Vorgehen des Kommandanten Menschenleben verloren gegangen sind, bedauert die deutsche Regierung auf das lebhafteste. Insbesondere spricht sie dieses Bedauern der Regierung der Vereinigten Staaten wegen des Todes amerikanischer Bürger aus. Eine Verpflichtung, hierfür Schadenersatz zu leisten, vermag sie indes selbst für den Fall nicht anzuerkennen, daß der Kommandant sich über die Angriffsabsicht der „Arabic" geirrt haben sollte.

Soferne etwa über diesen Punkt zwischen der deutschen und der amerikanischen Regierung eine übereinstimmende Auffassung nicht zu erzielen sein sollte, wäre die deutsche Regierung bereit, die Meinungsverschiedenheit als eine völkerrechtliche Frage gemäß Artikel 38 des Haager Abkommens zur friedlichen Regelung internationaler Streitfälle dem Haager Schiedsgericht zu unterbreiten. Dabei setzt sie als selbstverständlich voraus, daß der Schiedsspruch nicht etwa die Bedeutung haben soll, eine generelle Entscheidung über die völkerrechtliche Zulässigkeit oder Unzulässigkeit des deutschen Unterseebootskrieges zu treffen.

* * *

Die weiteren Verhandlungen über den Arabic- und vor allem über den Lusitaniafall wurden anscheinend mündlich und vertraulich zwischen dem deutschen Botschafter Grafen Bernstorff und dem amerikanischen Staatssekretär Lansing geführt, bis im Januar 1916 eine neue heftige Spannung dieser ein Ende machte. Die wichtige amerikanische Note (wohl vom Ende Januar 1916), die anscheinend in demütigender Form die Einstellung des gesamten deutschen U-Bootkrieges verlangte, ist uns noch nicht bekannt. An sie schließen sich die folgenden Nummern.

[1]) Als Anlage eines kurzen Anschreibens in Notenform dem amerikanischen Botschafter in Berlin übergeben.

Digitized by Google

XIVa. Interview des Unterstaatssekretärs Zimmermann, Anfang Februar 1916.

New York, 6. Februar (W. B.).

Der Berliner Korrespondent der „Associated Preß" hatte eine Unterredung mit dem Unterstaatssekretär Zimmermann, in der dieser die Hoffnung aussprach, daß die neuen Vorschläge, die den Vereinigten Staaten bereits vorgelegt seien, die Grundlage für eine definitive Regelung geben würden. Er wolle jedoch den Ernst der Lage nicht verhehlen. Zimmermann sagte weiter, daß Deutschland keine weiteren Zugeständnisse machen könne und keinesfalls die Ungesetzlichkeit der Kriegführung der U-Boote in der Kriegszone anerkennen wolle. Die deutsche Regierung sei bereit, alles, was in ihrer Kraft stehe, zu tun, um den Wünschen Amerikas entgegenzukommen, und habe dies auch schon getan. Aber es gebe Grenzen, bei denen selbst die Freundschaft aufhöre. Er erklärte, er begreife Amerikas Haltung nicht. Man habe in Deutschland gedacht, daß die Differenzen wegen der U-Boote erledigt seien und die „Lusitania"-Frage geregelt würde. Man habe von deutscher Seite zugestimmt, einen Schadenersatzanspruch zu zahlen, aber die Regierung der Vereinigten Staaten habe gänzlich neue Forderungen gestellt, denen Deutschland unmöglich entsprechen könnte. Amerika dürfe nicht zu viel fordern und Deutschland zu demütigen versuchen. Auf diese neuen Forderungen und die neuen Instruktionen an den Grafen Bernstorff wünschte Zimmermann nicht näher einzugehen, doch ließ er keinen Zweifel, daß die ganze Krise auf die Forderung Amerikas zurückzuführen sei, daß Deutschland die Versenkung der „Lusitania" als eine völkerrechtswidrige Tat desavouieren solle. Deutschland könne die Waffe der U-Boote nicht aus der Hand legen. Zimmermann erklärte wiederholt, daß Deutschland, wenn die Vereinigten Staaten es zu einem Bruch kommen lassen wollten, wohl nichts mehr tun könnte, um das zu vermeiden. Das Bedauernswerteste an der ganzen Sache würde sein, daß kein tieferer Grund zu einem Bruch vorhanden sei. Deutschland und die Vereinigten Staaten hätten keine einander widersprechenden Interessen. Deutschland hoffte deshalb auf eine bedeutende Entwicklung des Handels zwischen den beiden Ländern nach dem Kriege. Diese Hoffnung würde zerstört, oder es würde doch eine solche Entwickelung sehr behindert werden, wenn es jetzt zu einem Bruche käme. Aber Deutschland könne nicht weiter gehen, als es bisher gegangen sei.

XIVb. Interview des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg, Anfang Februar 1916.

Köln, 10. Februar (W. B.).

Die „Kölnische Zeitung" meldet von der holländischen Grenze: Der Berliner Berichterstatter der „New York World", Karl v. Wiegand, veröffentlicht den Inhalt einer Unterredung, die er mit dem deutschen Reichskanzler hatte. „Nieuwe Courant" bringt daraus einen Auszug, in dem es heißt: „Was Ihre Regierung verlangt," erklärte Herr von Bethmann Hollweg, „ist eine unmögliche Demütigung, Ich bin weit gegangen, um die herzlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten zu erhalten, die zwischen uns und ihnen von dem Tage an bestanden haben, wo vor 120 Jahren Preußen als einer der ersten Staaten die Unabhängigkeit Amerikas in dem Kampfe gegen England anerkannte. Sie wissen, daß ich in dieser ganzen Angelegenheit einen weiten ver-

Digitized by Google

söhnlichen Sinn gegenüber Ihrem Lande und Volke gezeigt habe. Ich bin bereit gewesen und bereit, Amerika alles zuzugestehen, was Deutschland billigerweise in der Behauptung der Grundsätze der Gerechtigkeit und seiner Ehre zugestehen kann. Allein ich vermag einer Demütigung Deutschlands und des deutschen Volkes nicht zuzustimmen. Ich kann mir die Waffe der Unterseeboote nicht aus der Hand reißen lassen. Ich kann Amerika nicht befriedigen und die Fortsetzung der herzlichen Beziehungen zu einem von jedem Deutschen geschätzten Lande nicht gewährleisten, wenn es auf Unkosten einer nationalen Demütigung geschehen soll. Ich erkläre Ihnen das nicht mit leichtem Herzen, sondern bin mir der Tatsache bewußt, daß ich die Empfindung des ganzen deutschen Volkes ausspreche." Der Reichskanzler gab offen zu, daß weder die deutsche Regierung noch das deutsche Volk die Möglichkeit eines Abbruches der Beziehungen zu den Vereinigten Staaten, der einzigen neutral gebliebenen Großmacht, leichten Herzens oder gleichgültig ins Auge faßten. Allein er erklärte, der Wortlaut der Note Lansings habe ihm keine andere Wahl als Ablehnung gelassen. Keine deutsche Regierung vermöchte sich zu halten, wenn sie einer solchen Erniedrigung zustimmte. Er erklärte sodann, er habe das Vertrauen noch nicht verloren, daß der gesunde Menschenverstand die Oberhand über die Forderungen von Washington gewinnen werde. Dann sagte er u. a.: „Wir kämpfen um unser Dasein. Das deutsche Volk opfert einmütig sein Blut und alles, was es besitzt, für das Vaterland. Wir stehen in keinem Kriege mit Amerika, wir wünschen nicht, mit Amerika in einen Krieg zu geraten. Ich habe alles getan und werde weiter alles tun, was in meiner Macht liegt, um den Krieg zu vermeiden. Allein es gibt Dinge, die ich nicht tun kann. Wenn in Amerika derselbe aufrichtige Wunsch besteht, zu einer Übereinstimmung zu gelangen, wie er bei der deutschen Regierung und im deutschen Volke vorhanden ist, so wird es keinen Bruch in den guten Beziehungen geben, die mehr als hundert Jahre zwischen den beiden Ländern bestanden haben."

XV. Denkschrift der deutschen Regierung an die neutralen Mächte vom 8. Februar 1916.

I.

1. Schon vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges hatte die britische Regierung englischen Reedereien Gelegenheit gegeben, ihre Kauffahrteischiffe mit Geschützen zu armieren. Am 26. März 1913 gab der damalige Erste Lord der Admiralität, Winston Churchill, im britischen Parlament die Erklärung ab, daß die Admiralität die Reedereien aufgefordert habe, zum Schutze gegen die in gewissen Fällen von schnellen Hilfskreuzern anderer Mächte drohenden Gefahren eine Anzahl erstklassiger Liniendampfer zu bewaffnen, die dadurch aber nicht etwa selbst den Charakter von Hilfskreuzern annehmen sollten. Die Regierung wollte den Reedereien dieser Schiffe die notwendigen Geschütze, die genügende Munition und geeignetes Personal zur Schulung von Bedienungsmannschaft zur Verfügung stellen. 2. Die englischen Reedereien sind der Aufforderung der Admiralität bereitwillig nachgekommen. So konnte der Präsident der Royal Mail Steam Packet Company Sir Owen Philipps den Aktionären seiner Gesellschaft bereits im Mai 1913 mitteilen, daß die größeren Dampfer der Gesellschaft mit Geschützen ausgerüstet seien; ferner veröffentlichte im Januar 1914 die britische Admiralität eine Liste, wonach 29 Dampfer verschiedener englischer Linien Heck-

Digitized by Google

geschütze führten. 3. In der Tat stellten bald nach Ausbruch des Krieges deutsche Kreuzer fest, daß die englischen Liniendampfer bewaffnet waren. Beispielsweise trug der Dampfer „La Correntina" der Houlderlinie in Liverpool, der am 7. Oktober 1911 von dem deutschen Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" aufgebracht wurde, zwei 4,7zöllige Heckgeschütze. Auch wurde am 1. Februar 1915 ein deutsches Unterseeboot im Kanal durch eine englische Jacht beschossen.

II.

1. Was den völkerrechtlichen Charakter bewaffneter Kauffahrteischiffe betrifft, so hat die britische Regierung für die eigenen Kauffahrteischiffe den Standpunkt eingenommen, daß solche Schiffe so lange den Charakter von friedlichen Handelsschiffen behalten, als sie die Waffen nur zu Verteidigungszwecken führen. Demgemäß hat der britische Botschafter in Washington der amerikanischen Regierung in einem Schreiben vom 25. August 1914 die weitestgehenden Versicherungen abgegeben, daß britische Kauffahrteischiffe niemals zu Angriffszwecken, sondern nur zur Verteidigung bewaffnet werden, daß sie infolgedessen niemals feuern, es sei denn, daß zuerst auf sie gefeuert wird. Für bewaffnete Schiffe anderer Flaggen hat dagegen die britische Regierung den Grundsatz aufgestellt, daß sie als Kriegsschiffe zu behandeln seien; in den Prize Court Rules, die durch die Order in Council vom 5. August 1914 erlassen worden sind, ist unter Nr. 1 der Order I ausdrücklich bestimmt: „ship of war shall include armed ship". 2. Die deutsche Regierung hat keinen Zweifel, daß ein Kauffahrteischiff durch die Armierung mit Geschützen kriegsmäßigen Charakter erhält, und zwar ohne Unterschied, ob die Geschütze nur der Verteidigung oder auch dem Angriff dienen sollen. Sie hält jede kriegerische Betätigung eines feindlichen Kauffahrteischiffes für völkerrechtswidrig, wenn sie auch der entgegenstehenden Auffassung dadurch Rechnung trägt, daß sie die Besatzung eines solchen Schiffes nicht als Piraten, sondern als Kriegführende behandelt. Im einzelnen ergibt sich ihr Standpunkt aus der im Oktober 1914 der amerikanischen Regierung und inhaltlich auch anderen neutralen Mächten mitgeteilten Aufzeichnung über die Behandlung bewaffneter Kauffahrteischiffe in neutralen Häfen. 3. Die neutralen Mächte haben sich zum Teil der britischen Auffassung angeschlossen und demgemäß bewaffneten Kauffahrteischiffen der kriegführenden Mächte den Aufenthalt in ihren Häfen und Reeden ohne die Beschränkungen gestattet, die sie Kriegsschiffen durch ihre Neutralitätsbestimmungen auferlegt hatten. Zum Teil haben sie aber auch den entgegengesetzten Standpunkt eingenommen und bewaffnete Kauffahrteischiffe Kriegführender den für Kriegsschiffe geltenden Neutralitätsregeln unterworfen.

III.

1. Im Laufe des Krieges wurde die Bewaffnung englischer Kauffahrteischiffe immer allgemeiner durchgeführt. Aus den Berichten der deutschen Seestreitkräfte wurden zahlreiche Fälle bekannt, in denen englische Kauffahrteischiffe nicht nur den deutschen Kriegsschiffen bewaffneten Widerstand entgegensetzten, sondern ihrerseits ohne weiteres zum Angriff auf sie übergingen, wobei sie sich häufig auch noch falscher Flaggen bedienten. Eine Zusammenstellung solcher Fälle, die nach der Lage der Sache nur einen Teil der wirklich erfolgten Angriffe umfassen kann, ist der Denkschrift beigefügt. Aus der Zusammenstellung geht hervor, daß sich das geschilderte Verhalten nicht auf englische Kauffahrteischiffe beschränkt, vielmehr von den Kauffahrteischiffen der Verbündeten Englands nach-

Digitized by Google

geahmt wird. 2. Die Aufklärung für das geschilderte Vorgehen der bewaffneten englischen Kauffahrteischiffe enthalten die geheimen Anweisungen der britischen Admiralität, die von deutschen Seestreitkräften auf weggenommenen Schiffen gefunden worden sind und in acht Anlagen photographisch wiedergegeben werden. Diese Anweisungen regeln bis ins einzelne den artilleristischen Angriff englischer Kauffahrteischiffe auf deutsche Unterseeboote. Sie enthalten genaue Vorschriften über die Aufnahme, Behandlung, Tätigkeit und Kontrolle der an Bord der Kauffahrteischiffe übernommenen britischen Geschützmannschaften, die z. B in neutralen Häfen keine Uniform tragen sollen, also offenbar der britischen Kriegsmarine angehören. Vor allem aber ergibt sich daraus, daß die bewaffneten Schiffe nicht etwa irgendeine seekriegsrechtliche Maßnahme der deutschen Unterseeboote abwarten, sondern diese ohne weiteres angreifen sollen. In dieser Hinsicht sind folgende Vorschriften besonders lehrreich:

a. Die „Regeln für die Benützung und die sorgfältige Instandhaltung der Bewaffnung von Kauffahrteischiffen, die zu Verteidigungszwecken bewaffnet sind", bestimmen in dem Abschnitt „Gefecht" unter Nr. 4: „Es ist nicht ratsam, das Feuer auf eine größere Entfernung als 800 Yards zu eröffnen, es sei denn, daß der Feind das Feuer bereits vorher eröffnet hat." Grundsätzlich hat hiernach das Kauffahrteischiff die Aufgabe, das Feuer zu eröffnen ohne Rücksicht auf die Haltung des Unterseeboots.

b. Die „Anweisungen, betreffend Unterseeboote, herausgegeben für Schiffe, die zu Verteidigungszwecken bewaffnet sind", schreiben unter Nummer 3 vor: „Wenn bei Tage ein Unterseeboot ein Schiff offensichtlich verfolgt, und wenn dem Kapitän augenscheinlich ist, daß es feindliche Absichten hat, dann soll das verfolgte Schiff zu seiner Verteidigung das Feuer eröffnen, auch wenn das Unterseeboot noch keine entschieden feindliche Handlung, wie z. B. Abfeuern eines Geschützes oder eines Torpedos begangen hat." Auch hiernach genügt also das bloße Erscheinen eines Unterseeboots im Kielwasser des Kauffahrteischiffes als Anlaß für einen bewaffneten Angriff.

In allen diesen Befehlen, die sich nicht etwa nur auf die Seekriegszone um England beziehen, sondern in ihrem Geltungsbereich unbeschränkt sind, wird auf die Geheimhaltung der größte Nachdruck gelegt, und zwar offenbar deshalb, damit das völkerrechtswidrige und mit den britischen Zusicherungen in vollem Widerspruch stehende Vorgehen der Kauffahrteischiffe dem Feinde wie den Neutralen verborgen bleibe. 3. Hiernach ist klargestellt, daß die bewaffneten englischen Kauffahrteischiffe den amtlichen Auftrag haben, die deutschen Unterseeboote überall, wo sie in ihre Nähe gelangen, heimtückisch zu überfallen, also rücksichtslos gegen sie Krieg zu führen. Da die Seekriegsregeln Englands von seinen Verbündeten ohne weiteres übernommen werden, muß der Nachweis auch für die bewaffneten Kauffahrteischiffe der anderen feindlichen Staaten als erbracht gelten.

IV.

1. Unter den vorstehend dargelegten Umständen haben feindliche Kauffahrteischiffe, die mit Geschützen bewaffnet sind, kein Recht mehr darauf, als friedliche Handelsschiffe angesehen zu werden. Die deutschen Seestreitkräfte werden daher nach einer kurzen, den Interessen der Neutralen Rechnung tragenden Frist den Befehl erhalten, solche Schiffe als Kriegführende zu behandeln. 2. Die deutsche Regierung gibt den neutralen Mächten von dieser Sachlage Kenntnis, damit sie

Digitized by Google

ihre Angehörigen warnen können, weiterhin ihre Person oder ihr Vermögen bewaffneten Kauffahrteischiffen der mit dem Deutschen Reiche im Kriege befindlichen Mächte anzuvertrauen.

Berlin, den 8. Februar 1916.

Die sämtlichen in der Denkschrift erwähnten Aktenstücke sind ihr als Anlage beigefügt.

XVa. Interview des Staatssekretärs von Jagow vom 24. Februar 1916.

Berlin 24. Februar (Priv.-Tel.).

Über eine Unterredung mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes von Jagow, die sich auf den Unterseebootskrieg bezieht, wie er in der bekannten Denkschrift gegen bewaffnete feindliche Kauffahrteischiffe angekündigt und gerechtfertigt ist, veröffentlicht der Korrespondent der „New York World", Herr von Wiegand, einen Bericht in dem er die Auffassung der deutschen Regierung dahin präzisiert, daß das bewaffnete Handelsschiff eine Einrichtung aus der alten Zeit ist, wo auf dem Meere sich noch die Seeräuberei breit machte, daß aber der moderne Seekrieg keine Seeräuberei kenne, und daß also mit dem Erlöschen der Seeräuberei auch das bewaffnete Handelsschiff und sein völkerrechtlicher Schutz hinfällig sei, in Übereinstimmung mit dem Rechtsgrundsatz: cessante ratione legis cessat lex ipsa. Keinem bewaffneten Handelsschiffe werde es einfallen, einem modernen Kreuzer Widerstand zu leisten. Die bewaffneten Handelsschiffe verfolgen aber den Zweck, die Unterseeboote zu zerstören, wenn diese den Versuch machen sollten, diese Schiffe anzuhalten und auf Konterbande zu untersuchen. Wenn ein Unterseeboot zu diesem Zwecke sich dem bewaffneten Handelsschiff nähern und längsseit des Schiffes legen würde, könnte es mit einem Schuß zerstört werden. Da Deutschland den Beweis für den wirklichen Zweck der Bewaffnung der Handelsschiffe erbracht und durch Beispiele bereits erhärtet hat, sah es sich eben genötigt, andere Maßregeln zu treffen, um den Gefahren zu begegnen. Unterseeboote sind eine vollständig legitime Waffe im modernen Seekrieg, und sogar Amerika hat das auch anerkannt. Unser Unterseebootfeldzug ist uns aufgezwungen worden als eine Vergeltungsmaßregel gegen Englands vollständig ungesetzliche Aushungerungsmethode, die im völligen Widerspruch mit dem Völkerrecht steht, was ja der Protest des Präsidenten Wilson gegenüber England am besten auch beweist. Unsere jetzigen Maßnahmen sind lediglich solche der Selbstverteidigung gegen Englands Pläne, seine Handelsschiffe für Offensivzwecke zu armieren. Pläne, die jedem Recht zuwiderlaufen und die nur den Zweck haben, uns die Hände zu binden. Herr von Jagow wies auf eine auf seinem Schreibtisch liegende Nummer der „Times" hin, die sich in einem Artikel mit einer Bemerkung des einstmaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten Jefferson beschäftigt. Herr von Jagow meinte, die Äußerungen Jeffersons, die er im Jahre 1793 machte, unterstützen durchaus den Standpunkt der deutschen Regierung. Jefferson sagte damals: „Wenn es Handelsschiffen, die nach unserer Küste kommen, um unsere Bodenerzeugnisse zu holen, verboten sein würde, sich für Verteidigungszwecke zu armieren, so könnte jeder Abenteurer, der Geld genug hat, sich Kaperschiffe anschaffen und unsere Küsten unsicher machen." „Gibt es einen Menschen," sagte Herr von Jagow, „der behaupten kann, daß diese Zustände noch heutzutage bestehen? Jefferson vertei-

Digitized by Google

digte den Grundsatz der Armierung von Kauffahrteischiffen zu legitimen Verteidigungs-, aber nicht zu Angriffszwecken. Darum wurde dieser Grundsatz durch Gesetz festgelegt. Aber diese Voraussetzungen haben, wie gesagt, längst aufgehört, und insbesondere Piratenwesen und Kaperei sind namentlich im Atlantischen und im Mittelmeer seit undenklicher Zeit verschwunden. Wir haben den Beweis erbracht, daß die englische Admiralität genaueste Instruktionen gegeben hat, daß die bewaffneten Handelsschiffe gegen die Unterseeboote offensiv vorgehen sollen, und darum behaupten wir mit vollstem Recht, daß diese sogenannte Bewaffnung zu angeblichen Defensivzwecken nur eine Finte ist, und diese Handelsschiffe lediglich Kriegs-Hilfskreuzer sind und als solche behandelt werden müssen. Das wird auch Deutschland tun, nachdem die Frist, die es den Neutralen gegeben hat, abgelaufen ist."

XVI. Mitteilung der deutschen Regierung an die amerikanische Regierung, Anfang März 1916.

Die Kaiserliche Regierung legt Wert darauf, die bisherige Entwicklung noch einmal mit aller der Offenheit zu präzisieren, die den freundschaftlichen Beziehungen der beiden großen Völker und dem ehrlichen Wunsch der Kaiserlichen Regierung, diese vor allen Trübungen zu bewahren, entspricht.

Bei Beginn des Krieges hat die deutsche Regierung auf Vorschlag der Vereinigten Staaten von Amerika sich sofort bereit erklärt, die Londoner Seekriegsrechts-Erklärung zu ratifizieren. Die deutsche Prisenordnung wurde schon vorher auf Grund der Bestimmung der Londoner Seekriegsrechts-Erklärung ohne jede Einschränkung erlassen. Dadurch wurde anerkannt, daß die geltenden Bestimmungen des Völkerrechts, die dem legalen Handel der Neutralen auch mit den Kriegführenden die Freiheit des Meeres sicherten, deutscherseits in vollem Umfang berücksichtigt werden sollten.

England lehnte es im Gegensatz hierzu ab, die Londoner Seekriegsrechts-Erklärung zu ratifizieren und begann nach dem Ausbruch des Krieges den legalen Handel der neutralen Staaten zu beschränken, um dadurch Deutschland zu treffen. Den systematischen Verschärfungen der Konterbande-Bestimmungen vom 5. August, 20. August, 21. September und 29. Oktober folgte am 3. November 1914 ein Erlaß der britischen Admiralität, daß die ganze Nordsee als Kriegsgebiet anzusehen sei, in welchem die Handelsschiffahrt jeder Art den schwersten Gefahren durch Minen und Kriegsschiffe ausgesetzt sei. Der Protest der neutralen Staaten hatte keinen Erfolg. Schon von diesem Zeitpunkt an gab es kaum noch eine Freiheit des neutralen Handels mit Deutschland.

Im Februar 1915 sah Deutschland sich gezwungen, Gegenmaßnahmen zu treffen, die das völkerrechtswidrige Verfahren der Gegner bekämpfen sollten. Es wählte für die Gegenmaßnahmen neue Kriegsmittel, deren Verwendung im Völkerrecht überhaupt noch nicht geregelt war. Es brach damit kein geltendes Recht, sondern trug nur der Eigenart der neuen Waffe — des U-Bootes — Rechnung. Der Gebrauch der neuen Waffe mußte die Bewegungsfreiheit der Neutralen einschränken und bildete eine Gefahr, der durch eine besondere Warnung begegnet werden sollte, entsprechend der vorausgegangenen englischen Warnung vor den Gefahren des Kriegsgebietes in der Nordsee.

Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika trat, da beide krieg-

Digitized by Google

führenden Parteien, in der deutschen Note vom 17. Februar 1915 und in der englischen Note vom 18. und 20. Februar 1915, den Anspruch erhoben haben, daß ihr Vorgehen nur eine Vergeltung der Rechtsbrüche der Gegner sei, an beide kriegführenden Parteien heran, um nochmals zu versuchen, das vor dem Kriege anerkannte Völkerrecht wieder zur Geltung zu bringen. Sie forderte einerseits Deutschland auf, den Gebrauch seiner neuen Waffe den Bestimmungen für die alten Seekriegsmittel anzupassen, andererseits England, Lebensmittel für die nichtkämpfende Bevölkerung Deutschlands zur Verteilung unter amerikanischer Kontrolle passieren zu lassen.

Deutschland erklärte am 1. März 1915 seine Bereitwilligkeit, während England am 15. März eine Verständigung auf Grund der amerikanischen Vorschläge ablehnte. England beseitigte sogar durch seine Ordre vom 11. März 1915 den letzten Rest der völkerrechtsmäßigen Freiheit des neutralen Handels mit Deutschland und dessen neutralen Nachbarländern. Der Zweck war, Deutschland durch Aushungerung zu bezwingen. Trotzdem entsprach Deutschland im weiteren Kriegsverlauf, nachdem bei verschiedenen Gelegenheiten gegen seinen Wunsch und Willen neutrale Bürger ums Leben gekommen waren, in der praktischen Verwendung seiner U-Bootswaffe den Wünschen der amerikanischen Regierung in so entgegenkommender Weise, daß die Rechte Neutraler auf den legalen Handel tatsächlich deutscherseits überall unbeschränkt waren. Nunmehr machte England dem U-Boot die Ausübung des den Völkerrechtsbestimmungen entsprechenden Handelskrieg dadurch unmöglich, daß es nahezu sämtliche Handelsschiffe bewaffnete und den angriffsweisen Gebrauch der Geschütze anordnete. Die Photographien englischer Befehle sind den neutralen Regierungen mit der Denkschrift vom 8. Februar 1916 zugestellt worden. Die Befehle widersprechen direkt den Erklärungen des englischen Botschafters in Washington vom 25. August 1914. Die deutsche Regierung hat gehofft, daß dieses Tatsachenmaterial die neutralen Regierungen auf Grund der von der Regierung der Vereinigten Staaten am 23. Januar 1916 gemachten Entwaffnungsvorschläge instandsetzen würde, die Entwaffnung der Handelsschiffe durchzusetzen. Tatsächlich ist aber die Bewaffnung mit Geschützen von unseren Gegnern mit großer Energie weiterbetrieben worden.

Der Grundsatz der amerikanischen Regierung, ihre Bürger von feindlichen Handelsschiffen nicht fernzuhalten, wurde von England und seinen Alliierten dazu benützt, Handelsschiffe für den Angriff zu bewaffnen. So können nämlich Kauffahrteischiffe U-Boote leicht zerstören und sich im Falle des Mißglückens ihres Angriffes durch die Anwesenheit amerikanischer Bürger an Bord gesichert glauben. Der Befehl des Waffengebrauchs wurde ergänzt durch die Weisung an die Führer der Handelsschiffe, falsche Flaggen zu führen und U-Boote zu rammen; Nachrichten über ausgezahlte Prämien und die Verleihung von Ehrenzeichen an erfolgreiche Handelsschiffsführer zeigen die Wirkung dieser Befehle. Diesem englischen Vorgehen haben sich die Verbündeten angeschlossen.

Jetzt steht Deutschland vor der Tatsache:

a) daß eine völkerrechtswidrige Blockade (vgl. amerikanische Note an England vom 5. November 1915) seit einem Jahre den neutralen Handel den deutschen Häfen fernhält und Deutschland die Ausfuhr unmöglich macht,

b) daß völkerrechtswidrige Verschärfungen der Konterbandebestimmungen (siehe amerikanische Note an England vom 5. November 1915) seit eineinhalb

Digitized by Google

Fahren den für Deutschland in Frage kommenden Seeverkehr der neutralen Nachbarländer verhindern,

c) daß völkerrechtswidrige Eingriffe in die Post (siehe amerikanische Note an England vom 10. Januar 1916) jede Verbindung Deutschlands mit dem Ausland zu verhindern streben,

d) daß die systematisch gesteigerte Vergewaltigung der Neutralen nach dem Grundsatze „Macht über Recht" den Verkehr mit Deutschland über die Landgrenzen unterbindet, um die Hungerblockade der friedlichen Bevölkerung der Zentralmächte zu vervollständigen,

e) daß Deutsche, die von unseren Feinden auf der See angetroffen werden, ohne Rücksicht, ob Kämpfer oder Nichtkämpfer, der Freiheit beraubt werden,

f) daß unsere Gegner Handelsschiffe für den Angriff bewaffnet haben und dadurch die Verwendung des U-Bootes nach den Grundsätzen der Londoner Deklaration unmöglich machten (siehe deutsche Denkschrift vom 8. Februar 1916).

Das englische Weißbuch vom Januar 1916 über die Unterbindung des deutschen Handels rühmt, daß durch diese Maßnahmen Deutschlands Ausfuhrhandel fast gänzlich unterbunden und seine Einfuhr vom Belieben Englands abhängig gemacht ist.

Die Kaiserliche Regierung darf hoffen, daß gemäß den freundschaftlichen Beziehungen, die in der hundertjährigen Vergangenheit zwischen den beiden Völkern bestanden, der hier dargelegte Standpunkt trotz der durch das Vorgehen unserer Feinde erschwerten Verständigung zwischen den beiden Völkern von dem Volk der Vereinigten Staaten gewürdigt werden wird.

XVII. Note der deutschen Regierung an die amerikanische Regierung vom 10. April 1916.

Der Unterzeichnete beehrt sich Sr. Exzellenz, dem Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, Herrn James W. Gerard, auf die Schreiben vom 29. und 30. v. M. sowie vom 3. d. M. (Nr. 8876, 8850, A. 8901, 8902, 8983 und 9010) über die Dampfer „Sussex", „Manchester Engineer", „Englishman", „Berwind Vale" und „Eagle Point" mitzuteilen, daß die erwähnten Fälle gemäß den diesseitigen Noten vom 30. und 31. vorigen Monats, sowie vom 4. und 5. dieses Monats von dem Admiralstab der Marine einer sorgfältigen Prüfung unterzogen worden sind, die zu nachstehendem Ergebnis geführt hat.

I. Englischer Dampfer „Berwind Vale". Ein Dampfer, der möglicherweise der „Berwind Vale" gewesen ist, wurde am 16. März abends in Sicht des Leuchtfeuers von Bullrock an der irischen Küste von einem deutschen Unterseeboot angetroffen. Sobald der Dampfer das über Wasser fahrende Unterseeboot bemerkte, drehte er ab und lief weg. Er wurde durch einen Warnungsschuß zum Stoppen aufgefordert, beachtete aber diese Warnung nicht, sondern löschte sämtliche Lichter und versuchte zu entkommen. Daraufhin wurde er beschossen, bis er stoppte und ohne weitere Aufforderung mehrere Boote zu Wasser führte. Nachdem die Besatzung in die Boote gegangen war und genügend Zeit erhalten hatte, um wegzurudern, wurde das Schiff versenkt. Der Name dieses Dampfers ist nicht festgestellt. Auch mit Hilfe der Angaben, die von seiten der amerikanischen Botschaft gemacht worden sind, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, daß der vorstehend geschilderte Vorfall den Dampfer „Berwind Vale" betrifft. Da aber der versenkte Dampfer ein Tankdampfer ebenso wie der „Berwind Vale" war, dürfte

Digitized by Google

die Identität der Schiffe anzunehmen sein; in diesem Falle würden allerdings die dortigen Angaben, daß „Berwind Vale“ ohne Warnung torpediert worden sei, mit den Tatsachen in Widerspruch stehen.

II. Englischer Dampfer „Englishman“. Dieser Dampfer wurde am 24. März von einem deutschen Unterseeboot etwa 20 Seemeilen westlich von Islay durch zwei Warnungsschüsse zum Stoppen aufgefordert, lief aber weiter, ohne sich um die Warnung zu kümmern, und wurde daher von dem Unterseeboot durch Artilleriefeuer nach längerer Verfolgung gezwungen zu stoppen, worauf er ohne weitere Aufforderung Boote aussetzte. Nachdem der deutsche Kommandant sich davon überzeugt hatte, daß die Besatzung in die Boote gestiegen und vom Schiff weggerudert war, versenkte er den Dampfer.

III. Englischer Dampfer „Manchester Engineer“. Durch die bisherige Untersuchung hat sich nicht feststellen lassen, ob der Angriff auf diesen Dampfer, der nach der dortigen Darstellung am 27. März in der Höhe von Waterford stattgefunden hat, auf ein deutsches Unterseeboot zurückzuführen ist. Die Angaben über Ort und Ziel des Vorfalles geben keinen genügenden Anhalt für die Untersuchung. Es wäre daher erwünscht, genauere Angaben über Ort, Zeit und Begleitumstände des der amerikanischen Regierung gemeldeten Angriffs zu erhalten, damit daraufhin die Untersuchung zum Abschluß gebracht werden kann.

IV. Englischer Dampfer „Eagle Point“. Dieser Dampfer wurde am 28. März vormittags etwa 100 — nicht 130 — Seemeilen von der Südwestküste Irlands entfernt von einem deutschen Unterseeboot durch Signalschuß aufgefordert, zu stoppen, lief aber weiter. Darauf wurde auf ihn geschossen, bis er stoppte und ohne weitere Aufforderung zwei Boote zu Wasser brachte, in die sich die Besatzung begab. Nachdem sich der Kommandant überzeugt hatte, daß die Boote, die Segel gesetzt hatten, vom Dampfer frei gekommen waren, versenkte er den Dampfer. Zur Zeit der Versenkung herrschten Nord-Nordwestwinde von Stärke II, nicht „stürmische“, und leichte Dünung, nicht „schwere See“, wie in der dortigen Darstellung angegeben ist. Die Boote hatten auch alle Aussicht, sehr bald aufgenommen zu werden, da der Ort der Versenkung auf einem vielbenützten Dampferweg lag. Wenn die Besatzung des Dampfers zu ihrer Rettung nur zwei kleine Boote in Gebrauch nahm, so trifft sie selbst die Schuld, denn auf dem Dampfer befanden sich, wie das Unterseeboot feststellen konnte, noch mindestens vier große Faltboote.

V. Französischer Dampfer „Sussex“. Die Feststellung, ob der Kanaldampfer „Sussex“ von einem deutschen Unterseeboot beschädigt worden ist, ist dadurch außerordentlich erschwert worden, daß keine genaue Angaben über Ort, Zeit und Begleitumstände der Versenkung bekannt waren, auch ein Bild dieses Schiffes bis zum 6. April nicht erreicht werden konnte. Infolgedessen hat die Untersuchung auf alle Anhaltungen ausgedehnt werden müssen, die an dem in Frage kommenden Tage, dem 24. März, im Kanal etwa auf dem Wege zwischen Folkestone und Dieppe überhaupt stattgefunden hatten. In diesem Gebiete ist am 24. März, ungefähr in der Mitte des englischen Kanals, von einem deutschen Unterseeboot ein längeres schwarzes Fahrzeug ohne Flagge mit grauem Schornstein und kleinem grauen Aufbau sowie mit zwei hohen Masten angetroffen worden. Der deutsche Kommandant gewann die bestimmte Überzeugung, daß er ein Kriegsschiff und zwar einen Minenleger der neuerbauten englischen „Arabic“-Klasse vor sich habe. Er wurde zu dieser Überzeugung geführt: 1. durch das glatt

Digitized by Google

durchlaufende Deck des Schiffes, 2. durch die kriegsschiffmäßige, schräg nach hinten und unten abfallende Form des Hecks, 3. durch den kriegsschiffmäßigen Anstrich, 4. durch die hohe Geschwindigkeit von etwa 13 Seemeilen, die das Schiff entwickelte, 5. durch den Umstand, daß das Schiff nicht den Weg nördlich der Leuchttonnen zwischen Dungeneß und Beachy Head innehielt, der nach den häufig übereinstimmenden Beobachtungen der deutschen Unterseeboote für die Handelsschiffahrt üblich ist, sondern mitten im Kanal mit dem Kurs ungefähr auf Le Havre fuhr. Infolgedessen griff er das Schiff um 3 Uhr 55 Minuten nachmittags mitteleuropäischer Zeit 1½ Seemeilen südöstlich der Bullrockbank unter Wasser an. Der Torpedo traf und rief im Vorschiff eine so schwere Explosion hervor, daß das ganze Vorschiff bis zur Brücke abriß. Die besonders starke Explosion läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß an Bord große Munitionsmengen vorhanden waren. Der deutsche Kommandant hat eine Skizze des von ihm angegriffenen Schiffes angefertigt, von der zwei Abzeichnungen beigefügt werden. Das ebenfalls in zwei Exemplaren angeschlossene Bild des Dampfers „Sussex" ist aus der englischen Zeitung „Daily Graphic" vom 27. vorigen Monats in photographischer Wiedergabe entnommen. Die Vergleichung der Skizze und des Bildes zeigt, daß der „Sussex" mit dem angegriffenen Fahrzeug nicht identisch ist. Besonders auffallend ist der Unterschied in der Stellung des Schornsteins und der Form des Hecks. Ein weiterer Angriff hat in der für den „Sussex" in Frage kommenden Zeit auf dem Wege zwischen Folkestone und Dieppe seitens deutscher Unterseeboote überhaupt nicht stattgefunden. Hiernach muß die deutsche Regierung annehmen, daß die Beschädigung des „Sussex" auf eine andere Ursache als auf den Angriff eines deutschen Unterseebootes zurückzuführen ist. Zur Aufklärung des Sachverhalts ist vielleicht die Tatsache dienlich, daß allein am 1. und 2. April im Kanal nicht weniger als 26 englische Minen von deutschen Seestreitkräften abgeschossen worden sind. Überhaupt ist die ganze dortige Meeresgegend durch treibende Minen und nicht gesunkene Torpedos gefährdet. Vor der englischen Küste wird sie ferner auch durch deutsche Minen, die gegen die feindlichen Seestreitkräfte ausgelegt werden, in zunehmendem Maße gefährdet. Sollte der amerikanischen Regierung weiteres Material zur Beurteilung des Falles „Sussex" zur Verfügung stehen, so darf die deutsche Regierung um dessen Mitteilung bitten, um auch dieses Material einer Prüfung unterziehen zu können. Für den Fall, daß hierbei Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Regierungen sich ergeben sollten, so erklärt sich die deutsche Regierung schon jetzt bereit, den Tatbestand durch eine gemischte Untersuchungskommission gemäß dem dritten Titel des Haager Abkommens zur friedlichen Erledigung internationaler Streitfälle vom 18. Oktober 1907 festlegen zu lassen. Indem der Unterzeichnete bittet, der Regierung der Vereinigten Staaten von Vorstehendem Kenntnis zu geben, benützt er diesen Anlaß, um dem Herrn Botschafter den Ausdruck seiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern.

Gez. v. Jagow.

XVIII. Antwortnote der amerikanischen Regierung vom 18. April 1916.

Euer Exzellenz!

Ich habe nicht verfehlt, unverzüglich meiner Regierung telegraphisch die Note Euerer Exzellenz vom 10. d. M. zu übermitteln, betreffend gewisse Angriffe deut-

Digitized by Google

scher Unterseeboote, und insbesondere betreffend die unheilvolle Explosion, die den französischen Dampfer „Sussex" am 24. März im englischen Kanal zerstörte. Den Weisungen meiner Regierung entsprechend, habe ich jetzt die Ehre, Euerer Exzellenz die folgende Antwort zu übermitteln:

Durch die jetzt im Besitz der Regierung der Vereinigten Staaten befindlichen Nachrichten wird der Tatbestand im Fall der „Sussex" vollkommen festgestellt, und für die Folgerungen, die meine Regierung aus diesen Nachrichten gezogen hat, findet sie eine Bestätigung in Umständen, die in Euerer Exzellenz Note vom 10. d. M. dargelegt sind. Am 24. März 1916, ungefähr um 2 Uhr 50 Minuten, Nachmittags, wurde der unbewaffnete Dampfer „Sussex" mit dreihundertfünfundzwanzig oder mehr Passagieren an Bord, unter denen eine Anzahl amerikanischer Bürger war, auf der Überfahrt von Folkestone nach Dieppe torpediert. Die „Sussex" war niemals bewaffnet; sie war ein Schiff, das, wie bekannt, regelmäßig nur zur Beförderung von Passagieren über den englischen Kanal benutzt wurde; sie folgte nicht der von Truppentransport- oder Proviantschiffen befahrenen Route. Ungefähr 80 Passagiere, Nichtkombattanten jeglichen Alters und Geschlechts, darunter Bürger der Vereinigten Staaten, wurden getötet oder verwundet.

Eine sorgfältige, eingehende und gewissenhaft unparteiische Untersuchung durch Offiziere der Flotte und der Armee der Vereinigten Staaten hat schlüssig die Tatsache ergeben, daß die „Sussex" ohne Warnung oder Aufforderung zur Übergabe torpediert wurde, und daß der Torpedo, durch den sie getroffen wurde, deutscher Herstellung war. Nach Ansicht der Regierung der Vereinigten Staaten machten diese Tatsachen von Anfang an den Schluß unvermeidlich, daß der Torpedo von einem deutschen Unterseeboot abgefeuert war. Sie findet jetzt diese Schlußfolgerung durch die Ausführungen in der Note Euerer Exzellenz bekräftigt. Eine vollständige Darlegung des Tatbestandes, auf den die Regierung der Vereinigten Staaten ihre Schlußfolgerungen gegründet hat, ist beigefügt.

Nach sorgfältiger Prüfung der Note der Kaiserlichen Regierung vom 10. April bedauert die Regierung der Vereinigten Staaten sagen zu müssen, daß sie aus den Darlegungen und Vorschlägen dieser Note den Eindruck erhalten hat, daß die Kaiserliche Regierung verfehlte, den Ernst der Situation zu würdigen, die sich nicht nur durch den Angriff auf die „Sussex" ergeben hat, sondern durch die ganze Methode und den Charakter des Unterseebootkrieges, wie sie zutage getreten sind infolge der während eines Zeitraumes von mehr als 12 Monaten von Befehlshabern der deutschen Unterseeboote uneingeschränkt gehandhabten Übung unterschiedsloser Zerstörung von Handelsschiffen aller Art, Nationalität und Bestimmung. Wenn die Versenkung der „Sussex" ein vereinzelter Fall gewesen wäre, so würde das der Regierung der Vereinigten Staaten die Hoffnung ermöglichen, daß der für die Tat verantwortliche Offizier seine Befehle eigenmächtig übertreten, oder in strafbarer Fahrlässigkeit die vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln außer Acht gelassen habe, und daß der Gerechtigkeit durch seine entsprechende Bestrafung in Verbindung mit einer förmlichen Mißbilligung seiner Handlung und Bezahlung einer angemessenen Entschädigung durch die Kaiserliche Regierung Genüge geschehen könnte. Aber obwohl der Angriff auf die „Sussex" offenkundig nicht zu verteidigen war, und einen so tragischen Verlust an Menschenleben verursachte, daß er als eines der schrecklichsten Beispiele der Unmenschlichkeit des Unterseebootkrieges, wie ihn die Kommandanten der deutschen Schiffe führen, erscheint, so steht er unglücklicherweise nicht allein.

Digitized by Google

Im Gegenteil, die Regierung der Vereinigten Staaten ist durch Ereignisse der neuesten Zeit zu dem Schluß genötigt, daß es nur ein Fall, wenn auch einer der schwersten und betrübendsten ist für die vorbedachte Methode und den Geist, womit unterschiedslos Handelsschiffe aller Art, Nationalität und Bestimmung zerstört werden, und die um so unverkennbarer geworden sind, je mehr die Tätigkeit der deutschen Unterseeboote in den letzten Monaten an Intensivität und Ausdehnung zunahm.

Die Kaiserliche Regierung wird sich erinnern, daß, als sie im Februar 1915 ihre Absicht ankündigte, die Gewässer um Großbritannien und Irland als Kriegsgebiet zu behandeln, alle Handelsschiffe in feindlichem Eigentum, die innerhalb dieser Gefahrzone angetroffen werden sollten, zu vernichten, und als sie an alle Schiffe, sowohl der Neutralen wie der Kriegführenden die Warnung ergehen ließ, die so versehmten Gewässer zu meiden oder sich auf eigene Gefahr dorthin zu begeben, die Regierung der Vereinigten Staaten ernstlich protestiert hat. Sie nahm den Standpunkt ein, daß eine solche Politik nicht verfolgt werden könnte, ohne beständige, schwere und offenkundige Verletzung des anerkannten Völkerrechts, besonders wenn Unterseeboote als ihre Werkzeuge Verwendung finden sollten, insofern als die Regeln des Völkerrechts, Regeln, beruhend auf den Grundsätzen der Menschlichkeit, und zum Schutz des Lebens der Nichtkombattanten auf See aufgestellt, nach der Natur der Sache durch solche Schiffe nicht beobachtet werden könnten. Sie gründete ihren Protest darauf, daß Personen neutraler Nationaliät und Schiffe neutraler Eigentümer äußersten und unerträglichen Gefahren ausgesetzt sein würden, und daß unter den damals obwaltenden Umständen die Kaiserliche Regierung keinen rechtmäßigen Anspruch dafür geltend machen konnte, einen Teil der hohen See zu schließen. Das hier in Betracht kommende Völkerrecht, auf das die Regierung der Vereinigten Staaten ihren Protest stützte, ist nicht neuen Ursprungs oder begründet auf rein willkürliche, durch Vereinbarung aufgestellte Grundsätze. Es beruht im Gegenteil auf offenkundigen Grundsätzen der Menschlichkeit und ist seit langem in Geltung mit Billigung und durch ausdrückliche Zustimmung aller zivilisierten Nationen.

Die Kaiserliche Regierung bestand trotzdem darauf, die angekündigte Politik durchzuführen, indem sie die Hoffnung ausdrückte, daß die bestehenden Gefahren, jedenfalls für neutrale Schiffe, durch die Instruktionen auf ein Mindestmaß beschränkt würden, die sie den Kommandanten ihrer Unterseeboote gegeben hatte, und versicherte die Regierung der Vereinigten Staaten, daß sie jede mögliche Vorsichtsmaßregel anwenden würde, um die Rechte der Neutralen zu achten, und die Leben der Nichtkombattanten zu schützen.

In Verfolg dieser Politik des Unterseebootkrieges gegen den Handel seiner Feinde, die so angekündigt und trotz des feierlichen Protestes der Regierung der Vereinigten Staaten begonnen wurde, haben die Unterseebootskommandanten der Kaiserlichen Regierung ein Verfahren solcher rücksichtslosen Zerstörung geübt, die mehr und mehr während der letzten Monate deutlich werden ließ, daß die Kaiserliche Regierung keinen Weg gefunden hat, ihnen solche Beschränkungen aufzuerlegen, wie sie gehofft und versprochen hatte. Immer wieder hat die Kaiserliche Regierung der Regierung der Vereinigten Staaten feierlich versichert, daß zum mindesten Passagierschiffe nicht in dieser Weise behandelt werden würden, und gleichwohl hat sie wiederholt zugelassen, daß ihre Unterseebootskommandanten diese Versicherungen ohne jede Ahndung mißachteten. Noch im Februar dieses Jahres machte sie davon

Digitized by Google

Mitteilung, daß sie alle bewaffneten Handelsschiffe in feindlichem Eigentum als Teil der bewaffneten Seestreitkräfte ihrer Gegner betrachten und als Kriegsschiffe behandeln werde, indem sie sich so, wenigstens implicite, verpflichtete, nicht bewaffnete Schiffe zu warnen, und das Leben ihrer Passagiere und Besatzungen zu gewährleisten; aber sogar diese Beschränkung haben ihre Unterseebootskommandanten unbekümmert außer acht gelassen.

Neutrale Schiffe, sogar neutrale Schiffe auf der Fahrt von neutralem nach neutralem Hafen, sind ebenso wie feindliche Schiffe in ständig wachsender Zahl zerstört worden. Manchmal sind die angegriffenen Handelsschiffe gewarnt und zur Übergabe aufgefordert worden, bevor sie beschossen oder torpediert wurden; manchmal ist ihren Passagieren und Besatzungen die dürftige Sicherheit zugebilligt worden, daß man ihnen erlaubte, in die Boote zu gehen, bevor das Schiff versenkt wurde. Aber wieder und wieder wurde keine Warnung gegeben, nicht einmal den Personen an Bord eine Rettung in die Boote gestattet. Große Ozeandampfer, wie die „Lusitania" und „Arabic", und reine Passagierschiffe, wie die „Sussex", sind ohne jede Warnung angegriffen worden, oft bevor sie gewahr wurden, daß sie sich einem bewaffneten feindlichen Schiff gegenüberbefanden, und das Leben der Nichtkombattanten, Passagiere und Mannschaften, wurde unterschiedslos und in einer Weise vernichtet, die die Regierung der Vereinigten Staaten nur als leichtfertig und jeder Berechtigung entbehrend erachten konnte. Keinerlei Grenze wurde in der Tat der weiteren unterschiedslosen Zerstörung von Handelsschiffen jeder Art und Nationalität außerhalb der Gewässer gesetzt, welche die Kaiserliche Regierung als in der Kriegszone gelegen zu bezeichnen beliebt hat. Die Liste der Amerikaner, die auf so angegriffenen und zerstörten Schiffen ihr Leben verloren haben, ist von Monat zu Monat gewachsen, bis die verhängnisvolle Zahl der Opfer in die Hunderte gestiegen ist.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat eine sehr geduldige Haltung eingenommen. Auf jeder Stufe dieser schmerzlichen Erfahrung von Tragödie über Tragödie war sie bestrebt, durch wohlüberlegte Berücksichtigung der außergewöhnlichen Umstände eines Krieges ohne Beispiel sich lenken und durch Gefühle echtester Freundschaft für Volk und Regierung Deutschlands leiten zu lassen. Sie hat die aufeinanderfolgenden Erklärungen und Versicherungen der Kaiserlichen Regierung als selbstverständlich in voller Aufrichtigkeit und gutem Glauben abgegeben angenommen und hat die Hoffnung nicht aufgeben wollen, daß es der Kaiserlichen Regierung möglich sein werde, die Handlungen der Befehlshaber ihrer Seestreitkräfte in einer Weise zu regeln und zu überwachen, die ihr Verfahren mit den anerkannten, im Völkerrecht verkörperten Grundsätzen der Menschlichkeit in Einklang bringen werde. Sie hat den neuen Verhältnissen, für die es keine Präzedenzfälle gibt, jedes Zugeständnis gemacht, und war willens, zu warten, bis die Tatsachen unmißverständlich und nur einer Auslegung fähig wurden.

Sie ist nun einer gerechten Würdigung ihrer eigenen Rechte schuldig, der Kaiserlichen Regierung zu erklären, daß dieser Zeitpunkt gekommen ist. Es ist ihr zu ihrem Schmerze klar geworden, daß der Standpunkt, den sie von Anfang an einnahm, unvermeidlich richtig ist, nämlich, daß der Gebrauch von Unterseebooten zur Zerstörung des feindlichen Handels notwendigerweise, gerade wegen des Charakters der verwendeten Schiffe, unter Angriffsmethoden, die ihre Verwendung naturgemäß mit sich bringt, gänzlich unvereinbar ist mit den Grundsätzen

Digitized by Google

der Menschlichkeit, den seit langem bestehenden und unbestrittenen Rechten der Neutralen und den heiligen Vorrechten der Nichtkombattanten.

Wenn es noch die Absicht der Kaiserlichen Regierung ist, unbarmherzig und unterschiedslos weiter gegen Handelsschiffe mit Unterseebooten Krieg zu führen, ohne Rücksicht auf das, was die Regierung der Vereinigten Staaten als die heiligen und unbestreitbaren Gesetze des internationalen Rechts und die allgemein anerkannten Gebote der Menschlichkeit ansehen muß, so wird die Regierung der Vereinigten Staaten schließlich zu der Folgerung gezwungen, daß es nur einen Weg gibt, den sie gehen kann. Sofern die Kaiserliche Regierung nicht jetzt unverzüglich ein Aufgeben ihrer gegenwärtigen Methoden des Unterseebootkrieges gegen Passagier- und Frachtschiffe erklären und bewirken sollte, kann die Regierung der Vereinigten Staaten keine andere Wahl haben, als die diplomatischen Beziehungen zur deutschen Regierung ganz zu lösen. Einen solchen Schritt faßt die Regierung der Vereinigten Staaten mit dem größten Widerstreben ins Auge, sie fühlt sich aber verpflichtet, ihn im Namen der Menschlichkeit und der Rechte neutraler Nationen zu unternehmen.

Ich ergreife diese Gelegenheit, um Euerer Exzellenz die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu erneuern. gez. Gerard.

Anlage: Darlegung des Tatbestandes.

An Seine Exzellenz den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes
Herrn von Jagow.

Anhang zur Note.

Feststellung des Tatbestandes im „Sussex"-Fall.

Anlage zu der Note an die Deutsche Regierung vom 18. April 1916.

Der französische Kanaldampfer „Sussex", der regelmäßig zum Passagierverkehr zwischen den Häfen Folkestone in England und Dieppe in Frankreich wie seit Jahren (Französisches Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten) verwendet wird, fuhr am 24. März 1916 um 1,25 Uhr Nachmittags mit 325 Passagieren und 53 Mann Besatzung an Bord von Folkestone nach Dieppe ab. (Erklärung des Kapitäns Mouffet; Bericht des Konteradmirals Grasset.) Die Passagiere, unter denen sich etwa 25 amerikanische Bürger befanden (Telegramm der Botschaft in London vom 25. und der Botschaft in Paris vom 26. und 28. März), gehörten verschiedenen Staaten an; es waren viele Frauen und Kinder darunter, und ungefähr die Hälfte waren Angehörige neutraler Staaten (Bericht des Korvettenkapitäns Sayles und des Leutnants Smith; Bericht des Konteradmirals Grasset). Die „Sussex" trug keine Armierung (Französisches Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten; Bericht des Korvettenkapitäns Sayles und des Leutnants Smith; eidliche Aussage amerikanischer Passagiere). Sie ist niemals als Truppentransportschiff verwendet worden und hatte eine Route eingeschlagen, die für die Truppentransporte von England nach Frankreich nicht benutzt wird (Erklärung der britischen Admiralität; französisches Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten). Der Dampfer fuhr mit fast genau südlichem Kurs, nachdem er Dungeneß passiert hatte (Erklärung des Kapitäns Mouffet). Das Wetter war klar und die See ruhig (eidliche Aussagen des Edna Hale, John H. Hearly, Gertrude W. Warren). Um 2 Uhr 50 Minuten Nachmittags, als die „Sussex" ungefähr 13 Meilen von Dungeneß entfernt war (Erklärung des Kapitäns Mouf-

Digitized by Google

fet), sah der Kapitän des Schiffes, der sich auf der Kommandobrücke befand, ungefähr 150 Meter von dem Schiffe entfernt auf der Backbordseite die Laufbahn eines Torpedos (Erklärung des Kapitäns Mouffet); diese wurde auch ganz deutlich von dem 1. Offizier und dem Bootsmann gesehen, die sich mit dem Kapitän auf der Brücke befanden (Bericht des Konteradmirals Grasset). Der Kapitän gab sofort Befehl, Backbord Ruder zu geben (to port the helm) und ließ die Steuerbordmaschine stoppen (Erklärung des Kapitäns Mouffet), in der Absicht, das Schiff nach Steuerbord herumzudrehen, um so dem Torpedo auszuweichen und ihn längs Backbordseite in konvergierender Richtung mit dem veränderten Kurs des Dampfers vorbeilaufen zu lassen. Bevor jedoch das Schiff weit genug herumgedreht werden konnte, um zu vermeiden, den Kurs des Torpedos zu kreuzen, traf dieser den Rumpf des Schiffes kurz vor der Brücke in einem Winkel, explodierte, zerstörte den ganzen vorderen Teil des Dampfers bis zum ersten wasserdichten Schott, riß den Fockmast mit den drahtlosen Antennen fort und tötete oder verletzte ungefähr 80 Personen an Bord (Erklärung des Kapitäns Mouffet; Bericht des Konteradmirals Grasset, eidliche Aussage des Henry S. Beer). Zu dieser Zeit war kein anderes Schiff in Sicht (eidliche Aussagen des Samuel F. Bemis, T. W. Gulbertson, John H. Hearly und anderer). Das Herannahen des Torpedos wurde von verschiedenen anderen Personen auf dem Schiff gesehen (eidliche Aussagen des Samuel F. Bemis, Henry S. Beer, Gertrude W. Warren). Eine von ihnen, ein amerikanischer Bürger mit Namen Henry S. Beer, lehnte an der Backbord-Reeling, ungefähr 10 Fuß hinter der Kommandobrücke, und starrte auf die See hinaus, als er den herannahenden Torpedo ungefähr 100 Yards entfernt erblickte und seiner Frau und seinem Begleiter zurief: „Ein Torpedo!". Unmittelbar nach diesem Ausruf traf das Geschoß das Schiff (eidliche Aussagen des Henry S. Beer und der Frau Henry S. Beer). Eine weitere Bestätigung der Tatsache, daß der Kapitän den Torpedo auf das Schiff zukommen sah, bildet die beeidete Aussage der Ingenieure vom Dienst, daß der Befehl, Backbord Ruder zu geben und die Steuerbordmaschine anzuhalten, erhalten und befolgt wurde (Bericht des Konteradmirals Grasset). Für diesen ungewöhnlichen Befehl kann keine andere vernünftige Erklärung gegeben werden, als die, daß der Kapitän etwas sah, das ihn veranlaßte, den Kurs scharf nach Steuerbord zu verändern. Zu diesem Zeugnis, das an und für sich bereits schlüssig beweisen dürfte, daß die Ursache der Zerstörung ein Torpedo war, kommt noch das Zeugnis des der amerikanischen Botschaft in Paris zugeteilten Leutnants Smith von der Marine der Vereinigten Staaten, der in Begleitung des Majors Logan von der amerikanischen Botschaft nach Boulogne fuhr, den Rumpf der „Sussex" untersucht und persönlich unter der Masse der vom Wasser durchtränkten Trümmer des Wracks 15 Metallstücke fand, die sie in ihrem Besitz behielten, da sie nicht glaubten, daß die Stücke Teile des Schiffes bildeten. Die Untersuchung des Schiffrumpfes ergab, daß das Schiff durch eine äußere Explosion zum Wrack geworden war, da die Kessel intakt waren, und daß kurz vor der Kommandobrücke ein großer Riß war, der zeigte, daß das Schiff einen schweren Stoß erhalten habe, und zwar kam der Stoß aus einer Richtung von achterlicher querab in einer Linie, die in spitzem Winkel mit der Kielrichtung war (Bericht des Leutnant Smith, telegraphiert am 1. April). Dieses Zeugnis stimmt mit der Feststellung überein und bekräftigt sie, daß das Schiff, als es getroffen wurde, nach Steuerbord und von dem Torpedo weg-

Digitized by Google

drehte. Die Metallstücke, welche die amerikanischen Offiziere gesammelt hatten, wurden von Leutnant Smith, Korvettenkapitän Sayles und Major Logan mit Minen und Plänen von Minen verglichen, die sich im Besitz der französischen Marinebehörden in Boulogne, Rochefort und Toulon und der englischen Marinebehörden in Portsmouth befinden. Diese Offiziere sind der festen Meinung, daß diese Metallstücke nicht Teile einer Mine waren (telegraphischer Bericht des Leutnants Smith vom 2. und 5. April). Unter diesen 15 Metallstücken waren Schraubenbolzen, welche die Wirkung einer Explosion aufwiesen, und der eine mit „k" und „56", der andere mit „k" und „58" je am Kopfe bezeichnet waren. Bei Untersuchung der deutschen Torpedos, die sich im Besitz der französischen Marinebehörden in Toulon und der englischen in Portsmouth befinden, fanden die amerikanischen Offiziere, daß identische Schrauben mit dem Buchstaben „k" und einer Zahl dazu verwendet werden, den „Gefechts"kopf am Kessel zu befestigen (telegraphische Berichte des Leutnants Smith vom 2., 5. und 13. April). Die Schrauben, die an französischen und englischen Torpedos verwendet werden, tragen keine Bezeichnungen und sind von etwas anderer Größe (dieselben Berichte). Weiterhin waren die amerikanischen Offiziere in der Lage, durch Vergleich und genaue Prüfung alle übrigen 13 Metallstücke positiv als Teile eines deutschen Torpedos wie folgt zu identifizieren und zu bestimmen:

Bruchstück 3:
Teile des inneren Verschlusses des Entwässerungsrohres des Maschinenzulaufrohres;

Bruchstück 4 und 5:
Stoßbänder der Maschinenkammer;

Bruchstück 6 bis 10 einschließlich, Stück 12:
Teile von Maschinenzylindern;

Bruchstück 11, 13, 14, 15:
Teile des Stahlgefechtskopfes, die noch die bezeichnende rote Farbe tragen, die den deutschen Torpedogefechtskörpern eigen ist (Bericht des Leutnants Smith, telegraphiert am 5. April).

Im Hinblick auf diese nachgewiesenen Tatsachen kann kein vernünftiger Zweifel darüber bestehen, daß die „Sussex" torpediert wurde, und daß der Torpedo deutscher Herstellung war. Da kein Schiff von irgend jemand an Bord der „Sussex" gesehen wurde, ist der Schluß zwingend, daß der Torpedo ohne Warnung von einem deutschen Unterseeboot abgeschossen wurde, das zur Zeit des Angriffs untergetaucht war und nach der Explosion unter Wasser blieb. Der Schuß, zu dem man so durch die Beweise (die eidlichen Aussagen stammen von amerikanischen Bürgern), die das Staatsdepartement gesammelt hat, gekommen ist, wurde durch die Feststellungen in der Note der Kaiserlichen Regierung vom 10. April 1916 bekräftigt.

Gemäß jenen Feststellungen:

a) torpedierte ein deutsches Unterseeboot einen Dampfer anderthalb Meilen südöstlich von Bull Rock Bank.

Anmerkung. Der Angriffspunkt liegt genau auf dem Kurs, der von der „Sussex" eingeschlagen worden war, nachdem sie Dungeneß passiert hatte, und etwa eine halbe Meile von der Stelle, an der der Kapitän der „Sussex" behauptete, torpediert zu sein.

Digitized by Google

b) Der Angriff fand um 3 Uhr 55 Minuten Nachmittags mitteleuropäischer Zeit statt.

Anmerkung. 3 Uhr 55 Minuten Nachmittag mitteleuropäischer Zeit würde 2 Uhr 55 Minuten westeuropäischer Zeit entsprechen.

Es war 2 Uhr 50 Minuten westeuropäischer Zeit, als der Torpedo die „Sussex" nach Aussage des Kapitäns traf, und die Schiffsuhr stehenblieb.

c) Der Torpedo rief, als er traf, eine Explosion hervor, die das ganze Vorschiff bis zum Kommandobrücke abriß.

Anmerkung. Der vordere Teil der „Sussex" bis zum ersten wasserdichten Schott wurde nach den offiziellen Berichten zerstört.

d) Das deutsche Unterseeboot war untergetaucht, als der Torpedo abgeschossen wurde und eine Angabe, daß es nach dem Angriff an die Oberfläche kam, ist nicht vorhanden.

Anmerkung. Die Schlußfolgerung, daß das Unterseeboot untergetaucht war, zog man aus der Tatsache, daß niemand auf der „Sussex" ein Unterseeboot gesehen hat, trotzdem das Wetter schön war.

e) Keine Warnung erfolgte, und es wurde auch kein Versuch in dieser Richtung gemacht, da nichts davon erwähnt ist.

Anmerkung. Die gesammelten Beweise bestätigen, daß keine Warnung erfolgte.

f) Eine Skizze, die der Unterseebootskommandant von dem Dampfer, den er torpedierte, hergestellt hat, stimmt mit einer Photographie der „Sussex" in der „London Graphic" nicht überein.

Anmerkung. Die Skizze ist anscheinend nach dem Gedächnis auf Grund einer Beobachtung des Schiffes durch ein Periskop angefertigt worden. Da die einzigen Unterschiede, die von dem Kommandanten, der sich auf sein Gedächtnis verließ, hervorgehoben wurden, die Lage des Schornsteins und die Form des Hecks sind, so ist anzunehmen, daß sich die Schiffe sonst glichen.

g) Kein anderes deutsches Unterseeboot hat an jenem Tage und in jener Gegend Dampfer angegriffen.

Anmerkung. Da nach den eingegangenen Meldungen kein anderes Schiff als die „Sussex" ohne Warnung von einem untergetauchten Unterseeboot torpediert worden ist, so steht es außer Frage, daß das Schiff von dem Unterseeboot torpediert worden ist, auf dessen Kommandantenbericht die Note vom 10. April beruht.

gez.: Lansing.

XVIII a. Adresse des Präsidenten Wilson an den Congreß, 21. April 1916.

New York, 22. April (W. B.).

In seiner Adresse sagt Wilson: „In Verfolgung der Tauchbootkriegführung gegen den Handel der Feinde, die Deutschland trotz des ernsten Einspruchs unserer Regierung unternommen hat, haben die deutschen Tauchbootkommandanten Handelsschiffe mit immer größerer Lebhaftigkeit angegriffen, nicht nur auf hoher See um England und Irland herum, sondern wo immer sie sie antreffen konnten, und in einer Weise, die immer und immer unbarmherziger und immer und immer unterschiedsloser wurde, und, während die Monate dahingingen, weniger

Digitized by Google

und weniger unter Beobachtung irgendwelcher Schranken, und sie haben bedenkenlos ihre Angriffe auf Schiffe jeder Nationalität und Schiffe, die sich in jeder Art von Diensten befanden, gerichtet. Eine Tragödie auf See ist der anderen gefolgt in einer Weise und unter solchen Begleitumständen, daß offenbar wurde, daß diese Kriegführung, wenn das noch eine Kriegführung ist, nicht fortgesetzt werden kann ohne handgreifliche Verletzung der Gesetze der Menschlichkeit. Was auch die Ansicht und Absicht der deutschen Regierung ist, sie hat offenbar bewiesen, daß es ihr unmöglich ist, solche Angriffsmethoden auf den feindlichen Handel innerhalb der Grenzen zu halten, die durch Vernunft oder Menschlichkeit gesetzt werden. Einer der letzten und schrecklichsten Vorfälle dieser Kriegführung war die Vernichtung der „Sussex". Dieser muß, wie die Versenkung der „Lusitania", als ein so einzigartig tragischer und ungerechtfertigter Fall angesehen werden, daß er ein schreckliches Beispiel für die Unmenschlichkeit der Tauchbootkriegführung ist, wie sie die Kommandanten der deutschen Fahrzeuge in den letzten zwölf Monaten betrieben haben. Wenn dieser Vorfall für sich allein dastünde, so könnte irgend eine Erklärung, eine Mißbilligung durch Deutschland, eine Feststellung eines verbrecherischen Fehlers oder willkürlichen Ungehorsams seitens des Kommandanten des Fahrzeuges, das den Torpedo abgefeuert hat, gesucht oder angenommen werden; aber unglücklicherweise steht er nicht allein. Die jüngsten Ereignisse machen den Schluß unausweichlich, daß er nur ein Beispiel, obwohl eines der schwersten und betrübendsten Beispiele, ist für den Geist und die Art der Kriegführung, die die deutsche Regierung fälschlich angenommen hat, und die von Anfang an die deutsche Regierung dem Vorwurfe aussetzte, daß sie alle Rechte der Neutralen beiseite wirft, indem sie nur ihr eigenes augenblickliches Ziel im Auge habe. Die amerikanische Regierung hat sich bemüht, sich von jeder zu weitgehenden Handlung oder Einspruch durch bedächtige Erwägung der außerordentlichen Umstände dieses Krieges, der keinen Vorgänger in der Geschichte kennt, fernzuhalten, und ließ sich in allem, was sie sagte oder tat, von den Gefühlen echter Freundschaft leiten, die immer das Volk der Vereinigten Staaten gegenüber dem deutschen Volke gehegt hat und auch fortfährt zu hegen."

Mit Bezug auf den Weg, der in Aussicht genommen worden ist, falls Deutschland nicht sofort einen Verzicht auf die gegenwärtige Art der Kriegführung gegen Passagier- und Frachtschiffe erklärt und in die Tat umsetzt, sagt Wilson: „Zu dieser Entscheidung bin ich mit schmerzlichstem Bedauern gekommen. Ich bin sicher, daß alle bedachtsamen Amerikaner der Möglichkeit eines Vorgehens, wie es in Aussicht genommen ist, mit aufrichtigem Widerstreben entgegensehen werden, aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir in gewisser Weise und durch den Zwang der Umstände die verantwortlichen Wortführer für die Rechte der Menschheit sind, und daß wir nicht stillschweigend dabeistehen dürfen, während diese Rechte allmählich vollständig beiseite gefegt werden. Im zermalmenden Strome dieses schrecklichen Krieges sind wir es der Rücksicht auf unsere eigenen Rechte als Nation, unserem Pflichtgefühl als Vertreter der Rechte der Neutralen in der ganzen Welt und einer gerechten Auffassung der Rechte der Menschheit schuldig, jetzt mit äußerstem Ernst und Festigkeit den Standpunkt einzunehmen, den ich eingenommen habe, und zwar im Vertrauen darauf, daß ich Ihre Bewilligung und Ihren Beistand finden werde. Alle ernst denkenden Männer müssen sich in der Hoffnung vereinigen, daß die deutsche Regierung, die in

Digitized by Google

anderen Fällen als Verfechter alles dessen dagestanden hat, für das wir jetzt im Interesse der Menschheit eintreten, die Berechtigung unserer Forderungen anerkennen möge, und ihnen in dem Geiste begegnen wird, in dem sie gestellt worden sind."

XIX. Antwortnote der deutschen Regierung vom 4. Mai 1916.

Der Unterzeichnete beehrt sich, im Namen der Kaiserlich Deutschen Regierung Seiner Exzellenz dem Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, Herrn James W. Gerard, auf das Schreiben vom 20. v. Mts. über die Führung des deutschen Unterseebootkrieges Nachstehendes zu erwidern:

Die Deutsche Regierung hat das ihr von der Regierung der Vereinigten Staaten in Sachen der „Sussex" mitgeteilte Material an die beteiligten Marinestellen zur Prüfung weitergegeben. Auf Grund des bisherigen Ergebnisses dieser Prüfung verschließt sie sich nicht der Möglichkeit, daß das in ihrer Note vom 10. v. Mts. erwähnte, von einem deutschen Unterseeboot torpedierte Schiff in der Tat mit der „Sussex" identisch ist. Die Deutsche Regierung darf sich eine weitere Mitteilung hierüber vorbehalten, bis einige noch ausstehende für die Beurteilung des Sachverhalts ausschlaggebende Feststellungen erfolgt sind. Falls es sich erweisen sollte, daß die Annahme des Kommandanten, ein Kriegsschiff vor sich zu haben, irrig war, so wird die Deutsche Regierung die sich hieraus ergebenden Folgerungen ziehen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat an den Fall der „Sussex" eine Reihe von Behauptungen geknüpft, die in dem Satze gipfeln, daß dieser Fall nur ein Beispiel für die vorbedachte Methode unterschiedsloser Zerstörung von Schiffen aller Art, Nationalität und Bestimmung durch die Befehlshaber der deutschen Unterseeboote sei. Die Deutsche Regierung muß diese Behauptung mit Entschiedenheit zurückweisen. Auf eine ins einzelne gehende Zurückweisung glaubt sie indessen im gegenwärtigen Stadium der Angelegenheit verzichten zu sollen, zumal da die Amerikanische Regierung es unterlassen hat, ihre Behauptung durch konkrete Angaben zu begründen. Die Deutsche Regierung begnügt sich mit der Feststellung, daß sie, und zwar lediglich mit Rücksicht auf die Interessen der Neutralen, in dem Gebrauch der Unterseebootwaffe sich weitgehende Beschränkungen auferlegt hat, obwohl diese Beschränkungen notwendigerweise auch den Feinden Deutschlands zugute kommen, — eine Rücksicht, der die Neutralen bei England und seinen Verbündeten nicht begegnet sind.

In der Tat sind die deutschen Seestreitkräfte angewiesen, den Unterseebootkrieg nach den allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätzen über die Anhaltung, Durchsuchung und Zerstörung von Handelsschiffen zu führen, mit der einzigen Ausnahme des Handelskrieges gegen die im englischen Kriegsgebiet betroffenen feindlichen Frachtschiffe, deretwegen der Regierung der Vereinigten Staaten niemals, auch nicht durch die Erklärung vom 8. Februar d. J., eine Zusicherung gegeben worden ist. Einen Zweifel daran, daß die entsprechenden Befehle loyal gegeben worden sind und loyal ausgeführt werden, kann die Deutsche Regierung niemandem gestatten. Irrtümer, wie sie tatsächlich vorgekommen sind, lassen sich bei keiner Art der Kriegführung ganz vermeiden und sind in dem Seekrieg gegen einen Feind, der sich aller erlaubten und unerlaubten Listen bedient, erklärlich. Aber auch abgesehen von Irrtümern birgt der Seekrieg genau wie der

Digitized by Google

Landkrieg für neutrale Personen und Güter, die in den Bereich der Kämpfe gelangen, unvermeidliche Gefahren in sich. Selbst in Fällen, in denen die Kampfhandlung sich lediglich in den Formen des Kreuzerkrieges abgespielt hat, sind wiederholt neutrale Personen und Güter zu Schaden gekommen. Auf die Minengefahr, der zahlreiche Schiffe zum Opfer gefallen sind, hat die Deutsche Regierung wiederholt aufmerksam gemacht.

Die Deutsche Regierung hat der Regierung der Vereinigten Staaten mehrfach Vorschläge gemacht, die bestimmt waren, die unvermeidlichen Gefahren des Seekrieges für amerikanische Reisende und Güter auf ein Mindestmaß zurückzuführen. Leider hat die Regierung der Vereinigten Staaten nicht geglaubt, auf diese Vorschläge eingehen zu sollen; anderenfalls würde sie dazu beigetragen haben, einen großen Teil der Unfälle zu verhindern, von denen inzwischen amerikanische Staatsangehörige betroffen worden sind Die Deutsche Regierung hält auch heute noch an ihrem Angebote fest, Vereinbarungen in dieser Richtung zu treffen.

Entsprechend den wiederholt von ihr abgegebenen Erklärungen kann die Deutsche Regierung auf den Gebrauch der Unterseebootswaffe auch im Handelskrieg nicht verzichten. Wenn sie sich heute in der Anpassung der Methoden des Unterseebootkrieges an die Interessen der Neutralen zu einem weiteren Entgegenkommen entschließt, so sind für sie Gründe bestimmend, die sich über die Bedeutung der vorliegenden Streitfrage erheben.

Die Deutsche Regierung mißt den hohen Geboten der Menschlichkeit keine geringere Bedeutung bei als die Regierung der Vereinigten Staaten. Sie trägt auch voll Rechnung der langen gemeinschaftlichen Arbeit der beiden Regierungen an einer von diesen Geboten geleiteten Ausgestaltung des Völkerrechts, deren Ziel stets die Beschränkung des Land- und Seekriegs auf die bewaffnete Macht der Kriegführenden und die tunlichste Sicherung der Nichtkämpfenden gegen die Grausamkeiten des Krieges gewesen ist. Für sich allein würden jedoch diese Gesichtspunkte, so bedeutsam sie sind, für die Deutsche Regierung bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge nicht den Ausschlag geben können.

Denn gegenüber dem Appell der Regierung der Vereinigten Staaten an die geheiligten Grundsätze der Menschlichkeit und des Völkerrechts muß die Deutsche Regierung erneut und mit allem Nachdruck feststellen, daß es nicht die deutsche, sondern die britische Regierung gewesen ist, die diesen furchtbaren Krieg unter Mißachtung aller zwischen den Völkern vereinbarten Rechtsnormen auf Leben und Eigentum der Nichtkämpfer ausgedehnt hat, und zwar ohne jede Rücksicht auf die durch diese Art der Kriegführung schwer geschädigten Interessen und Rechte der Neutralen und Nichtkämpfenden. In der bittersten Notwehr gegen die rechtswidrige Kriegsführung Englands, im Kampf um das Dasein des deutschen Volkes, hat die deutsche Kriegführung zu dem harten, aber wirksamen Mittel des Unterseebootkrieges greifen müssen. Bei dieser Sachlage kann die Deutsche Regierung nur erneut ihr Bedauern darüber aussprechen, daß die humanitären Gefühle der Amerikanischen Regierung, die sich mit so großer Wärme den bedauernswerten Opfern des Unterseebootkrieges zuwenden, sich nicht mit der gleichen Wärme auch auf die vielen Millionen von Frauen und Kindern erstrecken, die nach der erklärten Absicht der englischen Regierung in den Hunger getrieben werden und durch ihre Hungerqualen die siegreichen Armeen der Zentralmächte zu schimpflicher Kapitulation zwingen sollen. Die Deutsche Regierung und mit ihr das deutsche Volk hat für dieses ungleiche Empfinden um so weniger Ver-

Digitized by Google

ständnis, als sie zu wiederholten Malen sich ausdrücklich bereit erklärt hat, sich mit der Anwendung der Unterseebootwaffe streng an die vor dem Krieg anerkannten völkerrechtlichen Normen zu halten, falls England sich dazu bereit findet, diese Normen gleichfalls seiner Kriegführung zu Grunde zu legen. Die verschiedenen Versuche der Regierung der Vereinigten Staaten, die Großbritannische Regierung zu bestimmen, sind an der strikten Ablehnung der britischen Regierung gescheitert. England hat auch weiterhin Völkerrechtsbruch auf Völkerrechtsbruch gehäuft und in der Vergewaltigung der Neutralen jede Grenze überschritten. Seine letzte Maßnahme, die Erklärung deutscher Bunkerkohle als Bannware, verbunden mit den Bedingungen, zu denen allein englische Bunkerkohle an die Neutralen abgegeben wird, bedeutet nichts anders als den Versuch, die Tonnage der Neutralen durch unerhörte Erpressung unmittelbar in den Dienst des englischen Wirtschaftskrieges zu zwingen.

Das deutsche Volk weiß, daß es in der Hand der Regierung der Vereinigten Staaten liegt, den Krieg im Sinne der Menschlichkeit und des Völkerrechts auf die Streitkräfte der kämpfenden Staaten zu beschränken. Die Amerikanische Regierung wäre dieses Erfolges sicher gewesen, wenn sie sich entschlossen hätte, ihre unbestreitbaren Rechte auf die Freiheit der Meere England gegenüber nachdrücklich geltend zu machen. So aber steht das deutsche Volk unter dem Eindruck, daß die Regierung der Vereinigten Staaten von Deutschland in dessen Existenzkampf die Beschränkung im Gebrauch einer wirksamen Waffe verlangt, und daß sie die Aufrechterhaltung ihrer Beziehungen zu Deutschland von der Erfüllung dieser Forderung abhängig macht, während sie sich gegenüber den völkerrechtswidrigen Methoden seiner Feinde mit Protesten begnügt. Auch ist dem deutschen Volke bekannt, in wie weitem Umfang unsere Feinde aus den Vereinigten Staaten mit Kriegsmitteln aller Art versehen werdon. Unter diesen Umständen wird es verstanden werden, daß die Anrufung des Völkerrechts und der Gefühle der Menschlichkeit im deutschen Volke nicht den vollen Widerhall finden kann, dessen ein solcher Appell hier unter anderen Verhältnissen stets sicher ist. Wenn die Deutsche Regierung sich trotzdem zu einem äußersten Zugeständnis entschließt, so ist für sie entscheidend einmal die mehr als hundertjährige Freundschaft zwischen den beiden großen Völkern, sodann aber der Gedanke an das schwere Verhängnis, mit dem eine Ausdehnung und Verlängerung dieses grausamen und blutigen Krieges die gesamte zivilisierte Menschheit bedroht.

Das Bewußtsein der Stärke hat es der Deutschen Regierung erlaubt, zweimal im Laufe der letzten Monate ihre Bereitschaft zu einem Deutschlands Lebensinteressen sichernden Frieden offen und vor aller Welt zu bekunden. Sie hat damit zum Ausdruck gebracht, daß es nicht an ihr liegt, wenn den Völkern Europas der Friede noch länger vorenthalten bleibt. Mit um so stärkerer Berechtigung darf die Deutsche Regierung aussprechen, daß es vor der Menschheit und der Geschichte nicht zu verantworten wäre, nach 21-monatiger Kriegsdauer die über den Unterseebootkrieg entstandene Streitfrage eine den Frieden zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Volke ernstlich bedrohende Wendung nehmen zu lassen.

Einer solchen Entwicklung will die Deutsche Regierung, soweit es an ihr liegt, vorbeugen. Sie will gleichzeitig ein letztes dazu beitragen, um — solange der Krieg noch dauert — die Beschränkung der Kriegführung auf die kämpfenden Streitkräfte zu ermöglichen, ein Ziel, das die Freiheit der Meere einschließt

Digitized by Google

und in dem sich die Deutsche Regierung mit der Regierung der Vereinigten Staaten auch heute noch einig glaubt.

Von diesem Gedanken geleitet, teilt die Deutsche Regierung der Regierung der Vereinigten Staaten mit, daß Weisung an die deutschen Seestreitkräfte ergangen ist, in Beobachtung der allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätze über Anhaltung, Durchsuchung und Zerstörung von Handelsschiffen auch innerhalb des Seekriegsgebiets Kauffahrteischiffe nicht ohne Warnung und Rettung der Menschenleben zu versenken es sei denn, daß sie fliehen oder Widerstand leisten.

In dem Daseinskampf, den Deutschland zu führen gezwungen ist, kann ihm jedoch von den Neutralen nicht zugemutet werden, sich mit Rücksicht auf ihre Interessen im Gebrauch einer wirksamen Waffe Beschränkungen aufzuerlegen, wenn seinen Gegnern gestattet bleibt, ihrerseits völkerrechtswidrige Mittel nach Belieben zur Anwendung zu bringen. Ein solches Verlangen würde mit dem Wesen der Neutralität unvereinbar sein. Die Deutsche Regierung ist überzeugt, daß der Regierung der Vereinigten Staaten eine derartige Zumutung fernliegt; dies entnimmt sie aus der wiederholten Erklärung der Amerikanischen Regierung, daß sie allen Kriegführenden gegenüber die verletzte Freiheit der Meere wiederherzustellen entschlossen sei. Die Deutsche Regierung geht demgemäß von der Erwartung aus, daß ihre neue Weisung an die Seestreitkräfte auch in den Augen der Regierung der Vereinigten Staaten jedes Hindernis für die Verwirklichung der in der Note vom 23. Juli 1915 angebotenen Zusammenarbeit zu der noch während des Krieges zu bewirkenden Wiederherstellung der Freiheit der Meere aus dem Wege räumt, und sie zweifelt nicht daran, daß die Regierung der Vereinigten Staaten nunmehr bei der Großbritannischen Regierung die alsbaldige Beobachtung derjenigen völkerrechtlichen Normen mit allem Nachdruck verlangen und durchsetzen wird, die vor dem Kriege allgemein anerkannt waren und die insbesondere in den Noten der Amerikanischen Regierung an die Britische Regierung vom 28. Dezember 1914 und vom 5. November 1915 dargelegt sind. Sollten die Schritte der Regierung der Vereinigten Staaten nicht zu dem gewollten Erfolge führen, den Gesetzen der Menschlichkeit bei allen kriegführenden Nationen Geltung zu verschaffen,

so würde die Deutsche Regierung sich einer neuen Sachlage gegenübersehen, für die sie sich die volle Freiheit der Entschließung vorbehalten muß.

Der Unterzeichnete benutzt auch diesen Anlaß, um dem Herrn Botschafter die Versicherung seiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern.

gez. von Jagow.

Seiner Exzellenz dem Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, Herrn James W. Gerard.

XX. Schlußnote der amerikanischen Regierung vom 9. Mai 1916.

Euer Exzellenz.

Ich habe die Ehre, auf Weisung meiner Regierung Euer Exzellenz die folgende Antwortnote auf die Note Eurer Exzellenz vom 4. Mai d. J. mitzuteilen:

Die Note der Kaiserlichen Regierung vom 4. Mai 1916 ist von der Regierung der Vereinigten Staaten sorgfältig erwogen worden. Es ist besonders an ihr beachtet worden, daß sie als Absicht der Kaiserlichen Regierung für die Zukunft kundgibt, „daß sie ein Letztes dazu beitragen will, um — solange der Krieg noch

Digitized by Google

dauert — die Beschränkung der Kriegführung auf die kämpfenden Streitkräfte zu ermöglichen", und daß die Kaiserliche Regierung entschlossen ist, allen ihren Seebefehlshabern die Beschränkungen nach den anerkannten völkerrechtlichen Grundsätzen aufzuerlegen, auf denen die Regierung der Vereinigten Staaten in all den Monaten bestanden hat, seit die Kaiserliche Regierung am 4. Februar 1915 ihre jetzt glücklicherweise aufgegebene Unterseebootpolitik ankündigte. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat sich in ihren geduldigen Bemühungen um einen freundschaftlichen Ausgleich der aus jener Politik erwachsenen kritischen Fragen, welche die guten Beziehungen zwischen den beiden Ländern so ernst bedrohten, beständig durch Beweggründe der Freundschaft leiten und zurückhalten lassen. Die Regierung der Vereinigten Staaten wird sich darauf verlassen, daß die jetzt geänderte Politik der Kaiserlichen Regierung hinfort eine gewissenhafte Ausführung finden wird, die die hauptsächliche Gefahr für eine Unterbrechung der guten, zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland bestehenden Beziehungen beseitigen wird. Die Regierung der Vereinigten Staaten hält für notwendig, zu erklären, daß sie es für ausgemacht ansieht, daß die Kaiserliche Regierung nicht beabsichtigt zu verstehen zu geben, daß die Aufrechterhaltung der neuangekündigten Politik in irgendeiner Weise von dem Verlauf oder Ergebnis diplomatischer Verhandlungen zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und irgendeiner anderen kriegführenden Regierung abhänge, obwohl einige Stellen in der Note der Kaiserlichen Regierung vom 4. d. M. einer solchen Auslegung fähig sein könnten. Um jedoch die Möglichkeit eines Mißverständnisses zu vermeiden, teilt die Regierung der Vereinigten Staaten der Kaiserlichen Regierung mit, daß sie keinen Augenblick den Gedanken in Betracht ziehen, geschweige denn erörtern kann, daß die Achtung der Rechte amerikanischer Bürger auf der hohen See von seiten der deutschen Marinebehörden in irgendeiner Weise oder in geringstem Grad von dem Verhalten irgendeiner anderen Regierung, das die Rechte der Neutralen und Nichtkämpfenden berührt, abhängig gemacht werden sollte. Die Verantwortlichkeit in diesen Dingen ist getrennt, nicht gemeinsam; absolut, nicht relativ.

Ich ergreife die Gelegenheit, um Euer Exzellenz die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu erneuern. gez.: James W. Gerard.

Seiner Exzellenz Herrn von Jagow, Staatssekretär des Auswärtigen Amts.

Die vorstehenden Texte sind abgedruckt aus: „Chronik des Deutschen Krieges. Nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen" (C. H. Beck, München); bisher erschienen 9 Bände; aus „Der große Krieg", Urkunden, Depeschen und Berichte der Frankfurter Zeitung; bisher erschienen 54 Hefte; sowie aus der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung.

Digitized by Google

Der Ernst der Stunde.

Von Wilhelm Seitz, Bankdirektor in München.

Die uns drohenden Gefahren laut und eindringlich in die Gehirne aller Angehörigen unseres Volkes einzuhämmern, ist lebendigste Pflicht; denn nur wer die Gefahr sieht, kann ihr begegnen. Wir alle wissen und erkennen es in heißer Dankbarkeit an, mit welchem über alle überkommenen Begriffe hinausgehenden Opfermut unsere Söhne und Brüder unsere Existenz schützen, mehr als je haben wir unbegrenztes Vertrauen zu der Leitung und Führung unseres Heeres. Das gleiche Vertrauen haben wir zu unserer Marine.

Enger und enger wird der Kreis der Seesperre, der direkten und indirekten, mit immer neuem Mut springt man uns an die Kehle. Möge uns nicht der Atem ausgehen und die Kraft des Ausholens zum letzten Schlage erlahmt sein oder durch früher kaum in Betracht gezogene Helfer oder durch mittlerweile stark gewordene Gegenwirkungen gebunden werden, wenn unsere politische Leitung die Stunde gekommen glaubt. Wir wollen nicht glauben, was Lloyd-George am 22. August d. J. sagte: „Deutschland verpaßte die Gelegenheit und weiß dies".

Dieser Krieg ist ein Kampf geworden auf Leben und Tod und so muß er geführt werden. Ein Kampf in erster Linie gegen England, dem nunmehr von allen Seiten als Hauptfeind erkannten Gegner, ohne dessen Niederzwingung an ein Kriegsende nicht zu denken ist. Der Krieg kann heute durch Vergleich nicht mehr beendet werden. Er hätte, so wie viele Leute es sich früher dachten und manche es sich heute noch denken, vielleicht, wenn England wollte, mit Verständigung noch beendigt werden können nach $^1/_2$ oder 1 Jahr der Kriegführung, damals nämlich, als England sein eigenes Menschenmaterial noch nicht in größerem Umfang hatte einsetzen müssen, viel später schon nicht mehr. Seine Aufwendungen und die daraus sich ergebenden Lasten, seine Forderungen und seine übernommenen Verpflichtungen gegen seine Kampfgenossen waren zu groß geworden, seine Verluste an Menschen und damit an Volkskraft wuchsen. Es konnte und mußte, gedrängt von der auch von seinen Staatsmännern nicht vorausgesehenen Entwicklung, — man erinnere sich nur an Greys Rede über die Gleichwertigkeit des Eintretens oder Nichteintretens in den Krieg — auf die völlige Unterwerfung seiner Gegner hinarbeiten, schon um von ihnen Ersatz zu erlangen für das Verlorene und Aufgewendete. Spielen auch andere Gründe herein, wie die von

Digitized by Google

Mc. Kenna den Zeichnern und Besitzern früherer Staatsanleihen unvorsichtiger Weise gegebenen Zusicherungen, so ist doch allen unversöhnlichen haßerfüllten Äußerungen der verantwortlichen Staatsmänner, wie der unverantwortlichen Zeitungen zu entnehmen, daß die in der Hauptsache mit kurzfristigen Anleihen finanzierten Kriegsausgaben mindestens dem Volke gegenüber auch damit begründet werden, daß für ihre Verzinsung und Tilgung, ihre Endgestaltung also, der Feind werde herangezogen werden. In konsequenter Verfolgung der die ganze englische Eroberungs- und Wirtschaftspolitik beherrschenden Ideen, in der traditionell in jedem Engländer lebenden Mindereinschätzung des Landsoldaten, in dem, bei der realen Einwertung der Dinge sicher schon sehr früh erwachten Mißtrauen in die Leistungsfähigkeit der Heere gegenüber einem Gegner wie Deutschland schlug England zunächst die Wege ein und verfolgte sie konsequent, die ihm zuverlässig zum Ziele zu führen schienen, erwog und ergriff es die Mittel, für deren erfolgreiche Anwendung sein Selbstbewußtsein, seine von keinen Landesangehörigen angezweifelte überlegene Kraft, seine Flotte ihm Bürgschaft gab. Es sperrte die Zugänge der Meere gegen die Mittelmächte ab, der Hunger sollte sie zwingen. Die Blockade war nicht effektiv, aber kein Neutraler, am wenigsten Amerika, widersetzte sich ernstlich. Es folgte die Einrichtung der Kontrollstellen in den an uns grenzenden Ländern, auch in den Vereinigten Staaten. In überlegter, zäher, unbeirrbar rücksichtsloser Art folgten die schwarzen, die grauen, die weißen Listen.

Welche Verwirrung der Begriffe, welche niederdrückende Atmosphäre.

Die gleichen Leute, welche eine Absperrung Englands durch einen etwaigen rücksichtslosen U-Bootskrieg mit vorangegangener Erklärung einer Kriegszone, provokatorisch, da auch neutrale Schiffe und Ladungen treffend, finden oder ihn gar für hellen Wahnsinn erklären, da ihm der Konflikt mit Amerika und den Neutralen folgen könne oder müsse, diese selben Leute nehmen unsere auf rücksichtslose Gewaltausnutzung gegründete Absperrung durch England geduldig hin und finden nichts besonderes darin, daß die Neutralen nicht zu uns dürfen und kommen, und trotzdem nicht daran denken, England den Krieg zu erklären.

Ich verletze ja nach den Verhandlungen im Reichstag kein Geheimnis mehr, wenn ich darauf hinweise, daß der U-Bootskrieg, trotz der schon aus dem Februar d. J. stammenden Denkschrift aus dem Admiralstab der Marine, in der sich dieser bereit und durchaus

Digitized by Google

im Stande erklärte ihn erfolgreich durchzuführen, und deren wesentliche Ziffern, wie wir aus der kürzlich hier veröffentlichten Korrespondenz des Großadmirals Tirpitz mit dem Reichskanzler wissen, von diesem bestätigt werden, damals auch deshalb unterblieben ist, weil der Admiralstab seine Leistungsfähigkeit beweisen sollte, was er natürlich, ebenso wie der Generalstab der Armee, nie anders als eben durch die Tat vermochte, und weil wir Amerika und dessen uns zugute kommende Einfuhr über die neutralen Länder — auch Rumänien wurde damals dazu gerechnet — nötig zu haben meinten. Ehe Wochen vergehen, werden wir von solchen Waren kein Pfund mehr erhalten, denn es werden auf den schwarzen Listen selbst die Schmuggler und deren Abgeber stehen, denen kein Importeur mehr liefert. Übersehen wir nicht, daß dieser Krieg für die seefahrenden Neutralen um uns, die ihrer Kleinheit wegen nie den Ehrgeiz hatten oder unter der Notwendigkeit standen, Macht- und Absatzpolitik zu treiben oder Gleichberechtigung anzustreben, ein Mehrer des Wohlstandes war. England hat sie in seinen Dienst gestellt oder zwingt sie in seinen Dienst. Sie folgen in der Hauptsache willig, denn sie verdienen, sie werden in auch von ihnen ungeahnter Weise reich in und an diesem Krieg, der uns wie den am Kriege beteiligten anderen europäischen Staaten das Herzblut abzapft. Einige wenige Zahlen zur Erläuterung.

Der Auslandshandel der Vereinigten Staaten ist gegenüber dem Stande vor einem Jahre (Juli gegen Juli) gewachsen, beim

Export um 66,4%
Import um 28,0%
die Stahlaufträge um 94,7%

die Abnahme an unbeschäftigten Frachtwagen um 95,9%

(The Annalist 4. Sept. 1916).

Die Ausfuhr steigt von Monat zu Monat weiter; sie ist z. Zt. größer als die von Deutschland, Frankreich, Holland, Italien, Österreich-Ungarn zusammen vor dem Kriege, der Ausfuhrüberschuß stieg von 551 auf 2136 Mill. Da die Kriegslieferungen zu außergewöhnlichen Preisen erfolgen, die Kosten der Lebenshaltung aber nur um 31,6% gestiegen sind, ist die Zunahme des Volkswohlstandes und des Volksvermögens sehr erklärlich.

Waren es zu Beginn des Krieges einige unglückliche Worte, gegen die nicht mehr aufzukommen war, und die die Grundlage des Zeitungs- und Volksstimmungsfeldzuges gegen uns bildeten, so kamen später ausschlaggebend dazu die materiellen Gründe. Der

Digitized by Google

Seeverkehr zu uns, in zunehmendem Maße auch der Landverkehr, hatte aufgehört. Aber das Meer nach irgendwohin sonst blieb frei für die Neutralen, hielten sie sich nur in den Grenzen der englischen Erlaubnisse. Ihre Schiffahrt blühte, ihr Handel verdiente schweres Geld, die Erzeugnisse ihrer Fabriken, die Überschüsse ihrer Landwirtschaft konnten zu ungeahnten Preisen losgeschlagen werden. Wenn heute unter dem Druck der Truste und schwarzen Listen auch sie gewisse Bedrängnisse im Verkehr und der Lebensführung dulden müssen, so haben die Sympathien für die Entente so tiefe Wurzeln geschlagen, daß nicht diese, sondern wir für ihre Einschränkungen als die Schuldträger erklärt werden, denn für die große Mehrzahl von ihnen sind doch nur wir im Unrecht. Wir aber meinen das nicht. Ganz und gar nicht, gewiß nicht, aus innerster Überzeugung nicht. Wir alle wissen, daß wir diesen Krieg *nicht* gewollt haben. Ich will über die äußerlichen, wenn ich so sagen darf, formalen, dem Kriegsbeginn vorausgegangenen Dinge nicht sprechen. Wir haben den Krieg nicht gewollt, weil wir ihn nicht wollen *konnten*. Unser Land und Volk war auf Entwicklung und Frieden eingestellt, der trotz öfterer Reizungen zum Gegenteil, 44 Jahre von uns erhalten wurde. Wir gediehen und kamen vorwärts im Frieden. Der Wohlstand wuchs, die Lebenshaltung aller Arbeitenden hob sich, wir vollbrachten Außerordentliches auf den Gebieten der geistigen, technischen Leistungen, wir konnten vorbildliche soziale Einrichtungen schaffen und weiter bilden, daneben versäumten wir freilich auch nicht, wie es nun einmal germanischer Stammes- und Sinnesart entspricht, uns wehrhaft zu halten. Aber wir bedrohten niemand und verlangten nichts als den Platz an der Sonne, auf den jedes Lebewesen ein natürliches Anrecht hat. Für diesen Platz bot die Erde für jeden ihrer Bewohner noch auf unabsehbare Zeit Raum.

Es gibt Kriege, die ein Volk wagen muß. Solche Kriege waren die der Befreiung von unerträglichem Joch, die der Einigung Deutschlands. Für *diesen* Krieg aber gab es bei uns keine innere Notwendigkeit. Sie fehlte auch bei den Gegnern. Und weil diese nichts trieb als der Neid, die böse Absicht, die Eroberungssucht, der abgrundtiefe Haß gegen alles Deutsche, der Vernichtungswille, darum traten *wir* in den aufgezwungenen Kampf ein mit der Begeisterung, der inneren Erhebung, die das Bewußtsein des edleren Rechtes gibt.

Er ist freilich hart geworden, dieser Kampf auch für uns. An die Stelle der Begeisterung ist das Bewußtsein der Pflicht getreten, die Überzeugung, daß gegenüber der unverhüllten, ja scharf betonten Erbarmungslosigkeit der Absicht nur fortdauernde äußerste Willens-

Digitized by Google

anspannung zum Siege führen kann, den wir erringen müssen. An die Stelle der Selbstverständlichkeit des Vorhandenseins alles dessen, was wir brauchten, ist der Mangel getreten. Viel hat England nach dieser Richtung erreicht, den Rest glaubt es noch zu erreichen. Die Zufuhren, deren wir nicht entraten zu können meinten, wegen deren wir eine Note des unverschämtesten und frechsten Tones hinnahmen, werden aufhören. Wir stehen wieder so, wie wir früher einmal standen, aber geschwächt an Tausenden kostbarer, unersetzbarer Leben, stehen vor dem Winter und vor den Ergebnissen unserer, nur unserer Ernten, zu denen höchstens noch hinzukommen die etwa an uns abzutretenden Teile aus den Überschüssen der alten Produktion der uns umgebenden neutralen Länder. Wir werden durchhalten; aber nicht ewig bloß durchhalten, siegen wollen, müssen wir. Hindenburg sprach dies Wort, der allverehrte Mann, zu dem wir in unbegrenztem Vertrauen aufblicken. Siegen müssen wir, damit dieser Krieg, an dem nicht wir allein, sondern ganz Europa sich verblutet, ein Ende nehme. Siegen müssen aber wir, weil dieser Krieg ein Kampf geworden ist auf Leben und Tod, in dem die zwar entsetzlich grausame, aber unabweisbare Entscheidung nur sein kann: die andern oder wir. Wir Deutsche werden den Krieg — ich muß sagen leider — nie führen mit dem unerschöpflichen, unauslöschlichen Haß unserer Feinde, aber auch bei uns muß der Kampfwille sein, wie auf der Gegenseite unerbittlich, rücksichtslos hart, auf Vernichtung gerichtet. Höher als jede andere steht für jeden Einzelnen, mehr aber noch für jedes Volk die Pflicht der Selbsterhaltung. Prägt Euch in das Bewußtsein, daß hinter diesem Krieg der Engel des Todes steht, bereit, über den Unterliegenden das Leichentuch zu breiten. Erreger, Träger, Führer, Finanzierer, Ernährer dieses Krieges ist England. Es kann ihn, ohne niedergeschlagen zu sein, heute nicht einmal abbrechen, nicht, ohne alles aufzugeben, was es in Jahrhunderten aufgebaut hat. Die Ereignisse haben England viel weiter getrieben, als seine Staatsmänner je geahnt haben, es ist von ihnen abhängig geworden, nun muß es, auch wenn es anders wollte, vorwärts. Aber es will gar nicht anders und wollte es nie.

Lord Grey hielt dieser Tage wieder einmal eine Rede über die Entstehung des Krieges, die nichts so klar erkennen ließ als die unveränderte Entschlossenheit des Kriegswillens, als die Tatsache, daß England vor und in dem Krieg an nichts gedacht hat, als an diesen, während wir unaufhörlich vom Frieden reden. Es ist nützlich, sich aus einigen anderen Reden die markantesten Stellen ins Gedächtnis

Digitized by Google

zurückzurufen, weil wir daran verfolgen können, wie unbeirrbar, wie leidenschaftslos, wie wirklich ohne jede Sentimentalität, wie ohne jede Spur von irgendwelcher Hemmung diese Vertreter ihres Volkes nicht bloß reden, sondern ihren Worten gemäß handeln. Asquith sagte in der Guildhall im September 1914: „England steckte in den Napoleonischen Kriegen das Schwert nicht eher in die Scheide, als bis, nach einem Kampfe von 20 Jahren, die Freiheit Europas gesichert war. Laßt uns hingehen und gleich ihnen handeln". Und er handelte so, er und die andern um ihn, damals, wie heute. Und Churchill sprach im Oktober 1914: „Wir sind jetzt erst im 3. Monat, aber man soll nur warten, man soll die Lage einmal prüfen im 6. Monat, dann im 9. Monat, dann im 12. Monat, dann werden Sie die Erfolge sehen, die immer deutlicher sein werden und die Deutschland dem Verderben ausliefern, die Deutschland dem Verderben so sicher ausliefern, wie der Wind die Blätter von den Bäumen streicht". So viel auch Winston Churchill gefaselt hat, so sehr er sich über die Erfolge der Anstrengungen seines Landes getäuscht haben wird, diese Anstrengungen *selbst* kamen. Sie werden noch heute fortgesetzt und wir sollten nie vergessen, welche Bevölkerungsmassen, welche Reserven noch hinter diesem Lande stehen, dessen Szepter über weit mehr als $^1/_4$ der Erdbewohner gebietet. Nur der Vollständigkeit halber erinnere ich hier auch an Reden unseres Kanzlers. „Zu unserem wie zum Schutze und Heil aller Völker müssen wir die *Befreiung der Weltmeere* erringen, nicht um sie, wie England es will, allein zu beherrschen, sondern sie allen Völkern in gleicher Weise dienstbar zu machen." Das war am 19. August 1915. Und am 9. Dezember 1915: „Weder im Osten noch im Westen dürfen unsere Feinde von heute über *Einfallstore* verfügen, durch die sie uns von morgen ab aufs Neue und schärfer als bisher bedrohen". Beide, sehr schöne Reden aus dem Jahre 1915, denen diese Sätze entnommen sind, fanden jubelnden Beifall, die Taten werden ihnen gewiß folgen. Unversöhnlich, zäh, unbeirrbar, konsequent in der Ausbildung aller auf unsere Vernichtung zielenden Mittel, so steht England vor uns, dessen Vertreter nirgends so ausgeprägt wie dort Typen sind ihres Landes, des Machtwillens, des Existenzbegriffes, der Entwicklungsgeschichte, der sittlichen, besser unsittlichen Anschauungen Großbritanniens. Was galten und gelten ihnen Gesetze, was Völkerrechte, was Moral in der Anwendung auf Andere, ihnen im Wege Stehende, ihre Habgier Reizende, ihre Machtziele Störende! Ihre äußere Entwicklungsgeschichte, deren entsetzlichste Fortsetzung dieser Krieg, ist Blut, Unterwerfung, Aussaugung, Vernichtung.

Digitized by Google

Immer wäre freilich auch heute noch selbst ein unentschiedenes Ende für England nicht, jetzt noch nicht, so tragisch wie für uns. Hat doch England noch nicht annähernd so viel produktive Menschen verloren wie wir, positiv nicht so viel, noch viel weniger aber relativ, im Verhältnis zu der seinem Imperium angehörigen, seine Reserve bildenden Menschenzahl, die von der gesamten Bevölkerung der Erde von vielleicht 1600 Millionen Menschen weit über 400 Millionen beträgt; haben doch alle seine Fabriken weitergearbeitet, hat es doch an seiner Schiffahrt, an seinen Produkten Kohle und Eisen verdient, nicht wie wir am Inland, also durch bloße Verschiebung, sondern am Ausland; blühte doch weiter sein nur durch den Mangel an Schiffsraum behinderter Handel. Die verlorenen Schiffe und deren Ladung wurden durch die bezahlte Versicherungssumme gedeckt. Deren Prämien freilich verteuerten die zu ersetzenden Waren und damit die Lebenshaltung der Bevölkerung. Eine, aber nur eine der mehrfachen Hauptwirkungen des rücksichtslosen U-Bootskrieges liegt auf diesem Gebiet und England, das hier viel verwundbarer ist als wir, weiß das und führt darum selbst und läßt darum in den sogen. neutralen Ländern seine wütenden Zeitungsangriffe führen. Was aber noch schwerer auf ihm lastet als auf uns sind seine die unseren weit übersteigenden Schulden, die für deren Verzinsung und Tilgung aufzubringenden Steuern, das dafür zu sehr beträchtlichen Teilen ins Ausland, nicht ins Inland gehende Geld, das bezahlt werden muß, selbst den Fall eines Staatsbankerottes angenommen, weil das Ausland, Amerika, sich zum weitaus größten Teil für seine Darlehen Pfänder geben ließ, Pfänder in amerikanischen und neutralen Werten. Auch sind diese Schulden teurer geworden als die unseren und großenteils nicht konsolidiert. England hat jetzt mehr als 1500 Mill. Pfund (= rund 30 Milliarden Mark) kurzfristige Wertpapiere ausgegeben. Ein Parlamentsmitglied bezeichnete es als einen schrecklichen Gedanken, daß noch am Kriegsende ein so hoher Betrag vorhanden sein könne. Mc. Kenna, der Schatzkanzler, gab die Ausgaben allein in Amerika mit 2 Mill. Pfund per Tag an und dies Geld müsse und zwar in Amerika aufgebracht werden, da England sonst den notwendigen Bedarf an Weizen, Kupfer usw. für sich und die Verbündeten nicht decken könne. Ferner werden die Schuldner (Freunde) zahlungsunfähig.

Zu tief ist England in das Netz verwoben, das es sich selbst gestrickt hat, als daß es sich ihm entwinden könnte. 25 Millionen Mark im Durchschnitt täglich betrugen nach Asquith die Vorschüsse an die

Digitized by Google

Verbündeten und die Kolonien in der Zeit vom 23. Juli bis 7. Oktober dieses Jahres, sie werden bald auf 30 Millionen, also auf etwa 1 Milliarde pro Monat steigen. Nun hat, früher allerdings, der Schatzkanzler im Unterhause erklärt, die Verbündeten erhielten Kredit nur gegen Sicherheit für Zins und Amortisation. Wo soll diese auf die Dauer herkommen und wie könnte England ohne Streikgefahr es wagen Zuschüsse zur Kriegführung zu verweigern auch ohne Deckung? Je länger, je verderblicher auch aus diesem Grunde, wird für England der Krieg, je länger umso hartnäckiger, um dem eigenen Ruin zu entgehen, führt es ihn in der Hoffnung auf Schadenersatz durch den Feind.

Entsetzlich wäre unser Los, unterlägen wir. Vergegenwärtigen wir uns nur zunächst einmal die Verhältnisse nach einem unentschiedenen, einem Waffenstillstands-, einem sogenannten Remis-Frieden, einem entscheidungslosen Abbruch des Krieges. Auch dieser ist, nach der Meinung der Gegner, nie anders zu denken als unter Herausgabe der von uns besetzten Gebiete, der Pfänder also, die heute allein uns Gewähr bieten für Teilersatz wenigstens der Ausgaben für den uns aufgezwungenen Krieg, als unter Verzicht auf unsere Kolonien.

Die Summe der Ausgaben des ordentlichen und außerordentlichen Etats des Reiches betrug:

für das Rechnungsjahr 1914 M. 3,495,713,671.—

Für das Jahr 1916 waren vorgesehen ordentl. und außerordentl. Etat 3,758 Mill., wozu die Nachbewilligungen kommen.

Zur Deckung der Mehrausgaben wurden Anleihen herangezogen, die nach dem Krieg verzinst und getilgt werden müssen, nicht durch Aufnahme immer neuer Schulden, wie während des Krieges, sondern durch Steuern, Zölle und sonstige auf Vermehrung der Reichseinnahmen gerichtete Maßregeln. Zu den etwa $3^1/_2$ Milliarden des alten Reichshaushaltes treten also die Verzinsung und Tilgung der Kriegsanleihen von, sagen wir zunächst einmal 60 Milliarden, mit 4 Milliarden. Wie bekannt, hat das Reich während des Krieges die Ausgabe von festverzinslichen Schuldverschreibungen monopolisiert. Die von den Bundesstaaten, den Provinzen, den Kreisen, den Gemeinden zu erfüllenden Verpflichtungen aber waren enorm, ihre, meistens gegen Wechsel, oder in ähnlichen Formen gemachten Schulden sind ungeheuer gewachsen. Sie sollen nach dem Kriege konsolidiert werden, die Aufwendungen für Verzinsung und Tilgung in außerordentlich großer Höhe sind durch Steuern aufzubringen. Die

Digitized by Google

Invalidenrenten, die Pensionen der Witwen und Waisen darf man schon heute mit 3 Milliarden ansetzen; sie steigen mit jedem Tage der Kriegführung weiter. Was wir für die Zerstörungen in Ostpreußen und im Elsaß aufzubringen haben, wissen wir wohl annähernd, unsicher, aber sehr groß ist die Ziffer für die Erneuerung, Ergänzung und Verstärkung der Kriegmittel, des Bedarfs für Heer und Flotte, um die wir nicht herumkommen, da wir angesichts der von den Gegnern nicht erreichten Ziele uns erst recht wehrhaft und gerüstet halten müssen. Man wird kaum fehlgehen, wenn man sich die zu deckende Ausgabesumme des Reiches allein mit dem $3^1/_2$ bis 4fachen der bisherigen Budgets denkt, ganz abgesehen von den Einzelstaaten, Provinzen, Kreisen, Städten.

Alle diese jährlichen Mehrausgaben sind durch Steuern, in irgendwelchen Formen aufzubringen. Alle Steuern liegen als schwere Lasten auf der Produktion, verteuern diese also, verteuern sie in einer Zeitperiode, in der die Konkurrenz des Auslandes, des neutralen Auslandes, auch Japans, furchtbar für uns, erstarkt ist. Diese Länder haben unter dem Krieg nicht nur nicht gelitten, sondern sind reich, ganz unfaßlich reich, also kapitalkräftiger, leistungsfähiger geworden gegenüber unserer Verarmung. Vergleichsweise nur einige Ziffern aus den Vereinigten Staaten. Vor dem Kriege wurde unser Volksvermögen geschätzt auf 330—390 Milliarden, das Englands auf 300—360 Milliarden. Nach der offiziellen Schätzung der Handelsabteilung der Vereinigten Staaten ist der Nationalreichtum Amerikas gewachsen in der Zeit vom 30. Juni 1912 bis 30. Juni 1916 um 41 Milliarden Dollars, gleich (den Dollar zu nur 5 Mark gerechnet) über 200 Milliarden Mark. Und das geht bei den hochgeschraubten Preisen, die Amerika für seine Erzeugnisse erhält, im gleichen Tempo weiter. Während unserer ganzen Existenz also haben wir ein Nationalvermögen von 330—390 Milliarden angesammelt, Amerika in 4 Jahren eine Mehrung um 200 Milliarden. Auch bei uns haben viele Industrien, haben ganze Volksklassen Geld verdient, aber das von uns aufgewendete Geld bleibt im Lande, es hat sich nicht vermehrt, das Volksvermögen ist nicht gewachsen. Unsere Erzeugung, für die im wesentlichen der Staat, also die Allgemeinheit, die Summe der Einzelnen in Form von Beteiligung an den Kriegsanleihen zahlte, war keine produktive. Wir bauten keine Häuser um darin zu wohnen, keine Fabriken um Verbrauchswerte herzustellen, wir zahlten damit keine Rohstoffe, um diese in nützliche Fabrikate umzuwandeln. Wir verwendeten sie auf die Ernährung, Ausrüstung,

Digitized by Google

Kleidung, den Unterhalt von Millionen der nutzbringenden Arbeit entzogener Menschen, auf die Herstellung von Geschossen, die zerplatzten, von Kanonen und Gewehren, die nur destruktive Tätigkeit verrichteten. Kurz, unser Volksvermögen hat in den Jahren des Krieges nicht zugenommen, es hat sich nur verschoben. Die Ersparnisse, die Liquidationsgelder aus dem Ausverkauf der Industrie und des Handels sind gegen gezeichnete Kriegsanleihe dem Staate zugeflossen, der die Kriegsbedürfnisse damit deckte. Das alles war notwendig, mußte sein, denn über dem Erwerbsbedürfnis steht die Pflicht der Selbsterhaltung.

Aber die aus den aufgenommenen Schulden sich ergebenden Lasten liegen auf dem Staat, der sie wieder in möglichst gerecht abgewogener Art auf seine Staatsangehörigen wird verteilen müssen. Über das „Wie" hier zu sprechen, ist nicht die Zeit. Sie müssen verteilt, können nicht abgewälzt werden, außer auf den unterliegenden Feind, müssen auch deshalb unbedingt, unter allen Umständen getragen werden, weil Gläubiger ist wieder das eigene Volk in allen seinen Schichten, daher die absolute Sicherheit gerade unserer Kriegsanleihen. Amerikas Reichtumszuwachs aber ist Blut aus den Adern Europas. Wie können wir aufkommen, gar neue Absatzgebiete erobern gegen solche Konkurrenz? Neben unseren ungeheuern Steuerlasten laufen einher eine starke Verteuerung unserer Lebenshaltung und in deren Folge Forderungen auf Lohnerhöhungen, Preissteigerungen der Rohstoffe. Berechtigter als je, infolge des riesigen Anwachsens der Kapitalkraft, ist die Annahme des Zusammenkaufes, der Zurückhaltung, des Preisdiktierens durch die Amerikaner gewisser notwendiger, ihrer Kontrolle unterliegender Waren. Hinzu kommt der Plan des Wirtschaftskrieges der Feinde nach dem Kriege, der durchaus ernsthaft zu nehmen ist und den wir nur im Falle eines entscheidenden Sieges hindern können. Eine weitere traurige Folge dieses Krieges ist der Verlust an Produktionskraft unseres Volkes infolge unserer Menschenverluste. Setzen wir die jährliche Produktion eines Mannes, gewiß nicht zu hoch, mit M. 2000 an, und vervielfältigen diese Zahl mit der Zahl der Gefallenen, nehmen wir dazu die verminderte Produktionskraft der Verstümmelten und Invaliden, so werden wir eine Ziffer erschreckenden Umfangs finden, die an unserem früheren Gesamteinkommen fehlt. Noch andere Gründe sprechen dafür, daß von diesem überhaupt nichts mehr übrig bleibt. Womit wollen wir dann höhere Löhne zahlen, womit soziale Aufgaben erfüllen, womit Kulturaufgaben lösen?

Digitized by Google

Es ist höchste Zeit, daß in allen Köpfen das Nachdenken wach werde über diese Dinge, daß die Erkenntnis heraufsteige bei allen, die arbeiten, körperlich oder geistig, ob hoch oder niedrig, auch bei denen, die sich das Recht auf Ruhe errungen haben, daß die Arbeit keine Frucht mehr bringe. Und dies alles schon im Falle der Wiedereinrichtung der äußeren, der politischen Verhältnisse vor dem Kriege. Wie sich mir die Zustände darstellen, falls wir unterliegen sollten, will ich nur in kurzen Sätzen andeuten. Sie lassen sich erweitern.

Englands Krieg gegen Deutschland ist gerichtet auf Unterbindung, wenn möglich, Vernichtung der deutschen Konkurrenz. Je länger der Krieg dauert, umso dringender muß England wünschen, die deutsche Industrie und den deutschen Handel auszuschalten. Denn Nordamerika, Japan und die Neutralen wachsen an finanzieller und Erzeugungskraft während des Krieges sehr stark, nehmen nicht bloß Deutschland und Österreich, sondern auch den Ententeländern, insbesondere England, Absatzgebiete weg, weshalb England alles daransetzen muß, dem feindlichen Europa als Ersatz seine Produktion aufzuzwingen, wenn es siegreich bleibt. Ich sage dem feindlichen, denn das freundliche ist, finanziell völlig abhängig von ihm geworden, ohnedies in seiner Hand. Wir sehen an der mit eiserner, zäher Konsequenz durchgeführten Blockade unserer Meeresküsten, an der rücksichtslosen Handhabung der Sperre und Kontingentierung der uns umgebenden Neutralen, an den in allen Ländern eingerichteten schwarzen Listen, welche alle jene Firmen und Personen enthalten, die mit Deutschland Handel treiben oder auch nur direkt oder indirekt in Verkehr stehen, wie England seine Machtmittel gegen uns handhabt. Darum wird England, rücksichtslos nur auf sein nationales Interesse bedacht, die deutsche Industrie vernichten oder wo es gleich Leistungsfähiges nicht auf deren Stelle zu setzen vermag, sie in *seinen* Dienst stellen. Da uns die Machtmittel, vor allem die uns weggenommene Flotte fehlen würden, es zu verhindern, würde die Einfuhr aller in Ausfuhrartikel zu verwandelnden Rohprodukte aufhören (Baumwolle, Wolle, Gummi, Häute, Kupfer, Nickel, Zinn, edle Erze, deren wir zur Verfeinerung unserer Stahlerzeugung bedürfen, usw.) oder sie würde in Rationen zugemessen. Auf das Äußerste beschränkt würde die Zufuhr der zum Betriebe von Maschinen und Eisenbahnen nötigen Fette, Öle u. dergl. Selbst die Erzeugung für das Inland kann und würde auf den Klein-(Eigen-) betrieb beschränkt werden, da England auf dem Wege des Zwangsvertrags die Versorgung aus *seiner* Erzeugung vornehmen würde.

Digitized by Google

Der deutsche Großhandel, der unter dem Druck schwerster Einfuhr- und Ausfuhrbeschränkungen stände, verfiele. An seine Stelle träte als Lieferant und Vermittler England. In erster Linie nähme, wie schon bemerkt, England alle deutschen Handelsschiffe als Teilentschädigung für seine Kriegskosten weg. Was aus der Kriegsflotte wird, soll hier nicht erörtert werden. Es würde ferner wegnehmen unseren Goldvorrat, unsere Eisenbahnen, Staatsforsten, Bergwerke, Staatsgüter, unsere Sammlungen, würde wahrscheinlich zur Deckung der von ihm verlangten Kriegsentschädigung beschlagnahmen deutsches Privatvermögen. Trotz der großen Menschenverluste im Kriege würde daher bei uns zunehmen Arbeitslosigkeit und Auswanderung. Wir haben zu rechnen mit der Entwertung unserer Währung, Konsumrückgang infolge verminderter Kaufkraft Europas im Allgemeinen, des unterlegenen Deutschland im Besonderen.

Die furchtbaren Steuern (für Entschädigungen, Renten, Anleiheverzinsung und -tilgung, für notdürftige Wiederaufrichtung des Zerstörten), die Valutaentwertung drücken alle Einkommen, die andererseits jeder, vom Arbeiter bis zum Rentner zu erhöhen trachten muß, da er leben will. Lohnforderungen, denen nicht entsprochen werden kann, Streiks, Unruhen sind die Folge. Alle Gebrauchsartikel werden teurer (Valutaentwertung, erhöhte Herstellungs- oder Importkosten) bei vermindertem Einkommen. Am Ende stehen Verarmung, Leistungsunfähigkeit, Verlangen nach öffentlichem Eingreifen, Staatssozialismus, der aber auch nicht abhelfen kann. Entartung der Rasse, sozialer und politischer Untergang, wie er nach Umlauf ihrer Zeit beschieden war Hellas, Rom, Byzanz, beschränkt, hier aber schon beeinflußt von England: Portugal, Spanien, neuerdings Serbien, vielleicht Rumänien, vielleicht Griechenland.

Wie absolut sicher diese Folgen der englischen Maßnahmen eintreten würden, spüren wir jetzt, im Kriege unmittelbar am eigenen Leibe. Unser Volk hat sich über den reinen Agrarbetrieb längst hinausentwickelt. Wir leben ja heute und halten durch. Aber keiner von uns wird der Meinung sein, daß der jetzige Zustand der Naturalwirtschaft mit seinen Fett-, Eier-, Fleisch- und sonstigen Mängeln auf längere Dauer ertragbar wäre. Gewiß wäre es gerade aus dieser Erkenntnis heraus dringend wünschenswert, weiteres Acker- und Siedelungsland (sagen wir durch Angliederung der dünn bevölkerten, fruchtbaren Ostseeprovinzen) zu erlangen. Aber solche Wünsche müssen zurückgestellt werden. Die härteren Notwendigkeiten gehen den weniger harten vor. Von Eng-

Digitized by Google

land droht unserem Volke die Existenzunmöglichkeit. Diese mörderischen Absichten des Vernichtungswillens mit allen Mitteln, welche sorgende Gedanken ausfinden können, abzuwehren, die furchtbare Gefahr, die uns gerade von dieser Seite droht, immer von Neuem in das Bewußtsein unseres Volkes einzuhämmern, dürfen wir nicht müde werden. England beherrscht schrankenlos, behindert durch nichts und niemand, die See, die auch für uns — wie viele von uns glaubten das trotz des Kaiserwortes, daß unsere Zukunft auf dem Wasser liege, früher nicht — Lebenselement geworden ist. Nicht umsonst wurden und werden wegen der England auf dem Meere drohenden Gefahren die die eigentlichen Gedanken umhüllenden Ausdrücke der Verabscheuungswürdigkeit in allen Tonarten, in allen England zugänglichen Zeitungen des In- und Auslandes in die Welt hinausgeschrieen. England weiß, warum es diese Stimmungsmache, durch die es eigene Absichten keinen Augenblick beeinflußen ließe, nicht abbrechen darf, und auch wir konnten es einer unvorsichtiger Weise von kompetenter Seite lautgewordenen Äußerung entnehmen. Leyland, der als bester englischer Marineschriftsteller bezeichnet wird, machte in den „Times" das englische Volk eindringlich auf die große Gefahr aufmerksam, die ein erfolgreicher deutscher Unterseebootskrieg bedeute. Gelinge es nicht die deutschen Unterseeboote durch neue Methoden zu vernichten oder die erlittenen Verluste durch eine auf das Äußerste gesteigerte Bautätigkeit wieder gutzumachen, so drohten verhängnisvolle Folgen. Leyland schreibt, der Einfluß der deutschen Unterseeboote auf den Seeverkehr sei wahrscheinlich das wichtigste und zugleich schwierigste Problem, dem sich England heute gegenübersehe. Seine Lösung sei eine Lebensfrage für das eigene Land wie für die Verbündeten überhaupt. Leyland muß dabei zugeben, daß tatsächlich der Unterseebootskrieg durchaus dem Völkerrecht entspricht und er bemerkt, die deutsche Regierung habe ganz richtig die tiefste Wurzel der zur Gefahr werdenden Preissteigerung der englischen Lebensmittel im Schiffsraummangel erkannt.

Düster ist dieses Bild. Hart stehen die Tatsachen vor uns. Immer haben wir, unersetzlich, verloren die Toten, die für uns gefallen; zu beklagen und uns ihrer in nimmermüder Dankbarkeit zu erinnern, die Invaliden. Schreckliches droht uns, ist das Opfer ihres Lebens und ihrer Gesundheit umsonst gebracht, die Vernichtung.

Ich habe zu schildern versucht, was uns bevorsteht, wenn wir unterliegen, wenn wir müde auch nur abbrechen. Es geht um Leben und Tod von 67 Mill. Deutscher. Wem weitet sich nicht das Herz, wem

Digitized by Google

öffnet sich nicht der Sinn, nimmt er dies Wort in sich auf. Wer denkt nicht mit Schauern der großen Tage, da das Hereinbrechen dieses Krieges uns alle einte, uns alle erhob, in allen die Erkenntnis aufflammen ließ der heißen Liebe zum Vaterlande. Deutschland, Deutschland über alles! Ihm, unseren Kindern, unseren Enkeln dies Vaterland zu erhalten in Wohnlichkeit und Freiheit, daran müssen wir alle unseren letzten Willensnerv setzen.

Sollen die Ströme von Blut aus den Wunden unserer Brüder, Väter und Söhne umsonst geflossen sein? Soll unser Volk und Land untergehen, weil Gemeinheit, Habgier, Rachedurst, Dünkel, Herrschsucht, Lüge und Verleumdung gegen uns zu Felde gezogen sind? Haben sich nicht die Männer unseres Volkes, die in Waffen gegen die Überzahl der Feinde standen und stehen, als über alle Begriffe kraftvoll und tüchtig erwiesen? Haben nicht wir anderen neben der Pflicht der Dankbarkeit die noch viel höhere Pflicht, uns von diesen unersetzlichen Menschen zu erhalten, was zu halten ist, alles zu tun, was dieses Ziel fördert, also den Krieg abkürzt und auch unser Volkstum als Ganzes leistungsfähig, wirkungskräftig erhält?

Wir haben dieser Tage Polen als selbständiges Königreich erklärt, hoffen uns damit einen Grenzschutz geschaffen und unserem Heere neuen Zuwachs gesichert zu haben. Aber wem von uns wurde dabei das Herz warm, der Sinn klar? Polen, das Fremdvolk, die polnische Irredenta, zweifellos auch eine Trotzgründung gegen das einem Friedensschluß nicht geneigte Rußland.

Unsere unmittelbarsten Gefahren drohen von anderswoher, vor unserer Vernichtung schützt uns diese Gründung nicht; unterliegen wir, so geht auch sie wieder in Trümmer. Um *nicht* zu unterliegen, gibt es nur ein Kampfziel, einen Hauptfeind. Über diesen sprach auch der Kanzler mit der Erbitterung —, so meinte eine den Regierungsanschauungen, wie man glaubt, ganz besonders nahestehende Zeitung —, die der Stimmung in Deutschland entspricht. Daß, so fuhr diese selbe Zeitung aber fort, bestimmte politische Gruppen dieses Bekenntnis gerade gegen England als einen Triumph ihres Andrängens gegen die Regierung empfinden werden, kann man annehmen. Ob sie auf eine Bekehrung des Kanzlers zu ihren sachlichen Zielen zu rechnen haben, wird die weitere Entwicklung zeigen, aber einstweilen ist es nicht wahrscheinlich. Denn wenn Herr von Bethmann-Hollweg sagt, er sei unbedingt dafür, einen Minister zu hängen, der gegen England nicht „jedes taugliche, den Krieg wirksam abkürzende Kampfmittel" gebrauche, so spricht das nicht gerade für

Digitized by Google

die „rücksichtslose" Empfehlung der am meisten umstrittenen Spezialwaffe.

Man sieht, wie auch die entschiedensten Worte sofort umgedeutet werden. Und doch darf in unseren Erwägungen nichts anderes mehr Platz greifen als derselbe auf dem Selbsterhaltungstrieb fußende, rücksichtslose, jeder Sentimentalität bare Vernichtungswille, der auch die anderen treibt.

Möge der Entschluß dazu nicht zu spät kommen, möge das Bild nicht zur Wirklichkeit werden, das mir vorschwebt: Zwei Männer, der Eine und der Andere halten sich, in einem Kampf auf Leben und Tod an der Kehle. Es geht zu Ende, da schreit der Andere: Laß' los oder es kommt mein Freund! Und schon setzt sich der Freund in Bewegung. Da läßt der Eine los, worauf der Andere ihn erwürgt. Der Freund allerdings kommt dann nicht.

Möge das deutsche Volk sich klar sein, daß ein solches Bild, daß das Wort „ein Existenzkampf" kein Wort, kein Bild ist. Dann wird es jede Maßnahme, die geeignet ist, uns dem Siege näher zu bringen, aus vollem Herzen begrüßen, auch wenn sie den einzelnen hart trifft. Und mögen Hindenburg und Ludendorff überzeugt sein, daß das deutsche Volk jede Wahrheit verträgt und verlangt, jede gerechte und gleichmäßige Maßnahme verträgt und verlangt und daß es dann am größten ist, wenn es den Ernst der Stunde erkennt.

Die Förderung der Produktion.

Von Dr. Georg Heim in Regensburg.

Wenn die deutsche Landwirtschaft den Anforderungen, die man an sie stellt, gerecht werden soll, so ist mehr wie bisher notwendig, die Produktionsmöglichkeit zu fördern. Man hat von der Landwirtschaft nur verlangt und ihr Vorschriften gemacht, man hat aber für die Hebung der Produktionskraft bisher so gut wie gar nichts getan.

Im Gegenteil. Das muß ganz offen gesagt werden.

Es muß den Tatsachen ins Gesicht gesehen werden. Hier ist Wandel zu schaffen, wenn nicht unheilbare, von der Gesamtheit der Volksgenossen zu tragende Schäden schärfer und schärfer zutage treten sollen. Mit verringerten Produktionsmitteln kann man keine Erzeugung erhalten, geschweige denn steigern. Der Vorwurf, der immer wieder erhoben wird, daß die Förderung der Produktion bisher im kriegswirtschaftlichen Arbeitsprogramm fast keine Rolle gespielt habe, ist leider richtig. Eine ganze Reihe von Maßnahmen hat die gegenteilige Wirkung erzielt (Verbot der Hausschlachtungen, Schweineschlachtzwang, Fütterungsverbote usw.).

Digitized by Google

Bei einem Vergleich zwischen der Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft in Friedenszeiten und heute, ist ein großer Ausfall an Produktionsmitteln zu buchen. Ich erinnere an die verringerte Gespannzahl durch die Pferderequipierung, den Ausfall der Auslandszufuhr in Futtermitteln, die bedeutende Mindererzeugung von künstlichen Düngemitteln — um so schärfer wirkend, weil durch den Rückgang des Viehstapels auch der Stallmist ganz beträchtlich um mindestens 40 Prozent quantitativ und mangels hochwertiger Futtermittel qualitativ ebenfalls um mindestens 30 Prozent zurückgegangen ist. Diese drei Rechnungsposten im Zusammenhalt ergeben einen ganz bedeutenden Rückgang in der Ernährungsbilanz des Bodens.

Es besteht außerdem ein Ausfall an Treibkraft. Die Landwirtschaft, besonders der mittelbäuerliche Betrieb, der mit Motoren arbeitet, muß heute infolge des teilweise absoluten Mangels an Heizöl auf die Verwendung dieser überaus wichtigen Hilfsmittel verzichten.

Es ist mit einer Verkürzung der Arbeitszeit während eines großen Teils des Jahres wegen mangelnder Leuchtöle zu rechnen. In vielen Betrieben spielt dieser Ausfall an Licht eine große und entscheidende Rolle. Der Arbeitstag wird dadurch verkürzt, infolge dessen auch die Arbeitsleistung.

Damit ist die Aufzählung bei weitem noch nicht erschöpft. Den größten Ausfall bringt der Entzug menschlicher Arbeitskräfte. Bereits die Einerntung im Jahre 1916 erfolgte unter ganz anderen Voraussetzungen wie die des Jahres 1915. Aus diesem Grunde ist auch das kurzfristige Druschprämiensystem für die Getreideernte 1916 vollständig verkehrt und unsozial. Die wenigen wirtschaftlich Glücklichen, die noch über Arbeitskräfte verfügen und mit Motorkräften versorgt sind, haben einen Vorteil von dieser Druschprämie, die Mehrzahl der anderen Betriebe, die nicht in dieser glücklichen Lage sind, haben den Nachteil. Je mehr Arbeitskräfte einem Betriebe genommen sind, desto weniger kann er sich diese Vorteile verschaffen. Das ist gewiß keine soziale Ordnung und es ist unrichtig, wenn das Kriegsernährungsamt schreibt, man könne bei einem solchen Preissystem auf einzelne privatwirtschaftliche Interessen keine Rücksicht nehmen. Durch dieses Preissystem sind nicht privatwirtschaftliche Interessen verletzt, sondern soziale Grundsätze. Dies muß umso mehr wundernehmen, da doch im Kriegsernährungsamt Gewerkschaftsführer mitraten und -taten. Es war vorherzusehen, daß für Erledigung der notwendigen Arbeiten in der Zeit vom Beginn der Ernte 1916 bis zu den Herbstarbeiten (Kartoffelernte, Felderbestellung) die Arbeitskräfte unzulänglich werden würden. Dabei wurde in den Arbeitsplan noch gewaltsam störend durch das Druschprämiensystem eingegriffen, indem man die Landwirte durch eine kurzbemessene Prämienzeit für Nichtbrotgetreide, dessen Ablieferung gar nicht drängte, von den anderen Arbeiten abgezogen hat. Die schlimmen Folgen zeigten sich durch Verzögerung der Kartoffelernte, verspätete Ablieferung der Kartoffel, Stockung der Versorgung und als schlimmste Folge des verspäteten Versands erhöhte Gefahr des Verderbs durch Frühfröste. Man kann wahrhaftig nicht behaupten, daß das Kriegsernährungsamt bisher auch nur in einer einzigen Frage eine glückliche Hand gehabt hätte.

Die Erntearbeiten 1916, die Drescharbeiten, die Feldbestellarbeiten, die Kartoffel-

Digitized by Google

ernte, alle diese Arbeiten, die sich auf wenige Wochen im Herbst zusammendrängen, müssen heute von einer gegenüber dem Jahre 1915 weit verringerten Zahl von Arbeitskräften bewältigt werden und selbst diese restigen Arbeitskräfte sind halbe Arbeitskräfte; Jugendliche, Buben und Mädchen und auf der anderen Seite wieder Männer mit grauen Haaren und Frauen sind heute die landwirtschaftliche Arbeitsarmee. Wenn die Landwirtschaft schon vor Ausbruch des Krieges der Arbeitskräfte ermangelte, so ist es unausbleiblich, daß jetzt aus der ungenügenden Zahl der Arbeitskräfte eine Arbeiternot geworden ist.

Die Gefangenen, auf die so oft verwiesen wird, bieten nur einen schwachen Ersatz. Ich habe darüber persönliche Erfahrungen zu machen in drei Betrieben selbst Gelegenheit gehabt. Es gibt Gefangene, die gleichwertig sind einem volljährigen, tüchtigen Bauernknecht. Das sind Landwirte; aber für das Gros der Gefangenen gilt die Formel: 2=1. Da man aber zwei für einen bezahlen und ernähren muß, ist trotz der niedrigen Bezahlung heute bei den gesteigerten Lebensmittelpreisen die Arbeitsleistung teuerer zu erkaufen wie in Friedenszeiten. Dazu kommt die Steigerung der Arbeitslöhne, besonders im Taglohn, die ganz außergewöhnlich ist. Bei gegenwärtig beginnender Kartoffelernte wird mir beispielsweise aus Unterfranken berichtet, daß der Taglohn bei voller Kost von 1.70 Mark bis 1.80 Mark in Friedenszeiten auf 3.50 Mark gestiegen ist. Das ist eine hundertprozentige Preissteigerung. Auch auf dem jährlich üblichen Markte für Erntearbeiter in Deggendorf in Niederbayern, einer der reichsten Getreidegegenden Niederbayerns, waren die Löhne um 100 Prozent höher wie in anderen Jahren.

In dieser Lohnsteigerung erblicke ich aber noch nicht einmal das Wesentliche. Das Wesentliche erblicke ich in dem Mangel, sich überhaupt Arbeitskräfte zu verschaffen. Hier ist Licht und Sonne sehr ungleich ausgeteilt. Es gibt wenige glückliche Betriebe, in denen die Bestellung mit Arbeitskräften so günstig ist wie in Friedenszeiten. Es gibt wieder andere Betriebe, die mit Gefangenen so reichlich versehen sind, daß die Bewirtschaftung so leicht, wenn auch nicht so billig wie in Friedenszeiten ist. Die Mehrzahl der Betriebe leidet aber unter vollständigem Mangel an dem notwendigen Personal.

Die Zahl der sogenannten verlassenen Betriebe vermehrt sich. Täglich erhalte ich Briefe dieser Art. Eine kranke Frau mit einem Hof von über 120 Tagwerk teilte mir vor einiger Zeit mit, daß sie ihren Stall vollständig aufgebe und nicht mehr anbauen werde. Ich greife nur einzelne Beispiele aus den Erfahrungen der letzten Tage heraus. Heute erhalte ich einen Brief. Es dreht sich um einen Einödhof. Der unverheiratete Besitzer ist einberufen, zwei Schwestern zurücklassend, wovon die eine durch ein Nervenleiden absolut arbeitsunfähig ist, keine einzige männliche Arbeitskraft in dem Hofe. Dabei 60 Stück Vieh im Stall! Die Folge davon ist jetzt zunächst die Auflassung des Stalles, denn zur Stallwirtschaft gehören Leute. In der Erkenntnis dieser Tatsache geht der rechnende, buchführende Großbetrieb mehr und mehr zur viehlosen Wirtschaft über. Man baut nur Zuckerrüben und Getreide. Es ist der billigste Betrieb. Man kann mit der Maschine arbeiten. Der Gutsherr selbst hat bloß eine, zwei Kühe für seinen eigenen Milchbedarf.

Der Fall, daß in einem Betrieb überhaupt kein Angehöriger des Besitzers mehr

Digitized by Google

vorhanden ist, häuft sich mehr und mehr. Der Vater im Felde, die Mutter gestorben, unmündige Kinder in Anstalten und bei Verwandten untergebracht. In solchen Fällen gibt es heute nur ein Hilfsmittel, nämlich die Anrufung des Gerichtes, das zunächst, wenn Kinder da sind, einen Vormund für die Kinder bestellt und für das Anwesen einen Abwesenheitspfleger, welcher aber selbst wieder mit der Bewirtschaftung oft in Schwierigkeiten kommt, wenn ihm die Kräfte fehlen.

Daraus ergibt sich, daß in die Versorgung mit Arbeitskräften ein System kommen muß, in erster Linie bei der Zuteilung der Gefangenen. Dieses System fehlt heute, wie ich mich überzeugt habe. Im ersten Kriegsjahr haben viele Betriebsinhaber gar keine Lust gezeigt, Gefangene zu nehmen. Heute ist das anders geworden. Unterdessen haben sich die Verhältnisse vollständig geändert durch die Einberufungen. Heute ist eine Organisation auf diesem Gebiete notwendig. Es wäre vor allem notwendig, in jedem Regierungsbezirk und dann wieder in jedem untergeordneten Verwaltungsbezirk Kommissionen zu bilden, ausgestattet mit weitgehenden gesetzlichen Befugnissen, die die Bewirtschaftung solcher verlassener und aller männlichen Arbeitskräfte beraubter Betriebe zu fördern verpflichtet wären und die in erster Linie auch zu hören wären, soweit es sich um Zuteilung von Gefangenen handelt. Für die Herbstarbeiten 1916 würde diese Organisation zu spät einsetzen, aber dringend notwendig ist sie nach meiner Überzeugung für die Frühjahrsbestellarbeiten der Felder und die Erntearbeiten 1917.

Die städtische Bevölkerung (Konsumenten) hat vielfach keine Vorstellung, welche Zustände der Krieg notwendigerweise für die Landwirtschaft im Gefolge gehabt hat. Man stellt an die Landwirtschaft Forderungen, genau so als ob sie noch unter gleichen Voraussetzungen produziere wie in Friedenszeiten. Ein heilloser Irrtum! Aus diesem Irrtum entspringt eine Reihe von Mißverständnissen und falschen Anschuldigungen gegen die Landwirtschaft. Ich bin täglich in der Lage, in solchen Schwierigkeiten als Ratgeber herangezogen zu werden und leider Gottes bin ich meist in einem solchen Fall der Mann, der nicht zu raten weiß. Dringendes und erstes Gebot ist deshalb Organisation der Arbeit, nicht nur Paragraphen, die der Landwirtschaft Verpflichtungen bringen, sondern auch Maßnahmen zur Förderung der Produktion. Zum Produzieren gehören Produktivmittel. Alle Schäden auszugleichen wird in allen Fällen nicht möglich sein, eine wesentliche Verbesserung ist aber zu erreichen, die schwersten Schäden sind zu vermeiden. Das wird deutsche Organisationskraft und deutscher Organisationswille zu erreichen in der Lage sein.

Digitized by Google

Die Dardanellen.

Von Adolf Dirr.

Wenn der liebe Gott ein Einsehen gehabt hätte, so hätte er den geologischen Kräften, die eine Verbindung zwischen dem Schwarzen und dem Ägäischen Meer hergestellt haben, Halt geboten. Er hätte noch ein Übriges tun und die Verbindung zwischen Südspanien und Nordwestafrika bestehen lassen, den Sund heben und quer über die Landenge von Suez einen Sinai stellen können. Es wäre ruhiger in Europa: schon Helle hätte damals nicht in den Hellespont fallen können, England wäre nicht nach Ägypten gegangen und Rußland würde sich nicht auf Konstantinopel versteifen.

Wenigstens könnte man sich das so denken. Aber man kann's sich's auch noch anders zurechtlegen. Schließlich hat es aber ja doch gar keinen Wert, darüber zu philosophieren, was geschehen wäre, wenn .... Drum ist's klüger, wir halten uns an das Tatsächliche.

Die Dardanellen sind da. In ihrer östlichen Fortsetzung liegt das Marmarameer. Von da aus geht es hinaus, durch einen noch viel engeren Schlauch, den Bosporus, in den Pontus, vulgo Schwarzes Meer. Das liegt da wie eine ungeheure dickbauchige Flasche, deren Boden sich auf den Kaukasus stützt und deren Hals eben von Bosporus, Marmarameer und Dardanellen gebildet wird. Zwei Todfeinde sitzen an den Ufern dieses Meeres; im Norden der Russe, im Süden der Türke. Und sie sind Todfeinde wegen dieses Flaschenhalses.

Das kam so. Die Feindschaft zwischen Russen und Türken ist zwar sehr alt, sie datiert noch aus der Zeit, als Rußland noch kaum an die Dardanellen dachte, aber sie wurde schärfer und immer schärfer, als es sein Haus auszubauen begann, nachdem es im Süden, in der Ukraina und der Krim und im Südosten, im Kaukasus, seine Herrschaft bis ans Meer getragen hatte. Da, im Süden, in den ungeheuren Strecken, die das Nord- und Ostufer des Schwarzen Meeres in Hunderte von Kilometer tiefem Bogen umspannen, da liegt Rußlands Kornkammer, da liegen Rußlands Petroleum-, Erz- und Kohlenminen, da liegt Rußlands eigentliche Kraft. Von da aus fahren seine Getreideschiffe alljährlich aus, um die Zinsen der drückenden Staatsschulden mit ihrem Inhalt zu begleichen, dahin führt es ein, was es für seine südlichen Teile aus andern Ländern braucht. Der Norden Rußlands ist unselbständig, hängt für seines Lebens Notdurft vom Süden ab; Sibirien aber ist noch abgeschlossener, im Süden hat es Steppen, Wüsten und unübersteigbare Gebirge, im Norden den ewig gefrorenen Boden und nur der einzige Westostweg der sibirischen Bahn ist das ganze Jahr gangbar. Aber die fruchtbaren Gebiete Sibiriens sind Tausende von Kilometern von jeder dauernd benutzbaren Wasserstraße entfernt. Im Winter hat das europäische Rußland bis jetzt einen einzigen Ausgang in ein eisfreies Meer, eben in's Schwarze Meer. Aber am Flaschenhalse sitzt einer, der eifersüchtig darauf wacht — wachen darf, denn Europa hat ihn dazu ermächtigt — daß nur das hinauskommt, was ihm paßt. Er braucht kein Kriegsschiff hinauszulassen, und tut es auch aus guten Gründen nicht. Er ließ im Frieden jedes Handelsschiff durch in beiden Richtungen, aber er kann den Hals auch jeden Augenblick verkorken und hat ihn nun seit zwei Jahren zugestöpselt. Man sieht, die Lage ist für Rußland verdammt ungünstig. Man versteht sein Streben nach der Herrschaft über die Dardanellen, selbst wenn man seine Liebe und Zärt-

Digitized by Google

lichkeit für die slavischen Brüder auf dem Balkan für das eitle Geflunker hält, das sie sind. Im Norden ist, wie gesagt, die Lage nicht besser; wenn der „General Winter" das Bottnische Meer nicht in Eisesbande schlüge, es wär immer noch einer da, der an den Dardanellen im Norden, an der engen Durchfahrt zwischen Dänemark und Schweden ein Wörtchen mitzureden hätte. Dieser eine sind wir. Es ist aber noch einer da, der beide Flaschenhälse zustöpseln könnte, das ist der Engländer. Zwar herrscht zwischen ihm und dem Russen jetzt eitel Freundschaft — wer's glaubt, wird selig — aber Freundschaften dauern schon zwischen den einzelnen Menschen oft nicht lange, um so weniger zwischen Völkern.

England und Rußland rütteln an dem Kork seit zwei Jahren; man muß glauben, daß sie keinen ordentlichen Stopfelzieher haben. Auf jeden Fall, ernst genommen hat die Sache nur Rußland, England sicher nicht. Wäre Konstantinopel gefallen, so hätte der gute Freund blos Mytilene, Imbros und Saros, allenfalls noch Kastro-Limno zu besetzen brauchen, und die Flasche wäre wieder ebenso gut verkorkt gewesen wie je. Der gute Freund hätte es tun müssen, wenn anders es ihm ernst war mit den Absichten, mit denen er in den Weltkrieg eintrat. Nimm, Leser, eine Karte der östlichen Welthälfte zur Hand, und laß' deinen Blick den Küsten des Indischen Ozeans entlang gleiten, von Kapstadt bis zum Somaliland, von Aden über Maskat, Currachee, Bombay, nach Colombo, dann weiter von da über Calcutta, Rangoon, Singapore nach Australien, und du wirst merken, was das für Absichten waren: die Lücken auszufüllen im Britischen Weltreich, den Indischen Ozean zu einem britischen Meer zu machen, das nur britische Küsten bespült, den Landweg zu sichern, von Kapstadt nach Singapore. Dazu fehlten ihm Deutsch-Ostafrika, die Teile des Osmanischen Reiches und Persiens südlich etwa des 35. Breitegrades. Diese Lücken aber konnte es nur ausfüllen, wenn es am Kriege gegen Deutschland teilnahm, dasselbe Deutschland, das ihm dort, nicht etwa in Belgien, im Wege stand. Und durfte, zur Erreichung dieses Zieles, die russische Flotte niemals in gefährlichste Nähe seines kürzesten Wasserweges nach dem Indischen Ozean lassen, durfte keine starke Türkei dulden.

Und wären Englands Absichten gelungen, dann hätte Rußland noch mächtiger an seiner nordischen Pforte rütteln müssen; es wäre ihm nichts übrig geblieben, als über Mittel- und Westeuropa den Weg nach dem eisfreien Meer zu suchen. Und schließlich ist auch das Mittelländische nur eine Fortsetzung des Schwarzen Meeres und an seinem Ausgang ins Weltmeer sitzt wieder der Allerweltszustopfler, der Brite . . . .

Nun hat Rußland Konstantinopel bis jetzt nicht bekommen, und die Aussichten darauf schwinden mit jedem Tag noch mehr zusammen. Also muß es doch wieder nach Westen drängen? Denn es ist doch klar, daß der berühmte eisfreie Hafen an der Murmanküste keine wirkliche Lösung der Frage ist, ebensowenig ein Hafen am Persischen Golf. Dazu ist Rußland zu groß. Es braucht mehrere eisfreie Häfen, je einen für jede seiner großen geographisch-ökonomischen Provinzen; einen für Ostsibirien, einen für Südrußland, einen für den Norden und einen für seine zentralasiatischen Besitzungen. Für letztere könnte nur ein Hafen am Persischen Golf oder am Arabischen Meer in Betracht kommen.

Das klingt, als ob hier russische Politik getrieben werden sollte? Gewiß nicht; es sollen nur ganz offen Rußlands Nöte besprochen werden. Wer seines Nachbars Nöte nicht kennt, kann ihm ja weder Gut' Freund, noch Gut' Feind sein.

Digitized by Google

Gut' Freund, oder Gut' Feind — beide Lösungen sind möglich.

Zieht Rußland die Lösung Gut' Freund vor, so muß es rückhaltslos die Konsequenzen seiner geographischen Lage ziehen, d. h. auf seine europäischen Träume verzichten, genauer gesagt, auf seine Balkanpolitik. Damit auch auf seine vorderasiatischen Pläne. Vorderasien ist diejenige ökonomisch-geographische Provinz, in Hinsicht deren wir auf keinen Kompromiß uns einlassen können. Vielleicht begreift man in Petersburg endlich, daß nach 28 Monaten Mißerfolg, nach dem gründlichen Fiasco der Dampfwalze, die gegen den Westen gerichtete Politik ein Riesenirrtum war. Vielleicht besinnt man sich wieder auf seine asiatische Politik. Vielleicht erinnert man sich sogar daran, daß das Wenige, was man durchgeführt hat, zum größten Teil den verschrienen Deutschen zu danken ist. Vielleicht sieht man ein, daß man sich durch allzugroße Gefräßigkeit nur eine tödliche Magenerweiterung zuzieht, daß man sein Haus vom Keller und nicht vom Dache aus bauen und ein großes Feld nur dann erwerben soll, wenn man Pflüge, Arbeiter und Zugtiere genug hat. Bis jetzt aber hat man sich zuerst die drei eben genannten angeschafft und dann erst sich umgesehen, wem man sein Feld wegnehmen könnte. Besinnt sich Rußland auf seine wirklichen Aufgaben, dann könnte man ihm allenfalls das gewähren, was ihm England's Angst seinerzeit verweigerte: die freie Durchfahrt seiner Kriegsflotte durch die Dardanellen. Dafür, daß diese Erlaubnis nicht mißbraucht würde gegen die Türkei und deren Bundesgenossen, sorgen Bosporus und Dardanellen selber. Sie können so befestigt, so gesichert werden, daß kein Grönländerkahn, geschweige denn ein Kampfschiff durchkommt.

Sollte Rußland aber die Lösung Gut' Feind vorziehen, so sähen wir und unsere Bundesgenossen uns vor die Aufgabe gestellt, ihm seinen Lebensnerv zu durchschneiden, d. h. ihm die Ukraine bis zum Ufer des Kaspischen Meeres mitsamt dem Kaukasus wegzunehmen, es von Odessa bis Merw und Buchara mit einem eisernen Ring einzuklammern, Finland und die gesamten Ostseeprovinzen von ihm loszulösen, gleichviel ob in diesem Kriege oder in zehn, zwanzig Jahren. Bis dahin hat vielleicht Westeuropa doch schon begriffen, wovor wir es dadurch beschützt haben, daß wir unser eigen Vaterland verteidigt haben, nämlich vor der russischen Gefahr. Wären Deutschland und Österreich niedergeworfen worden, dann gäbe es nichts mehr, was Rußland vor dem Streben nach den Küsten der Nordsee und des Atlantischen Ozeans zurückhalten könnte. Dann wäre es aus mit Europa.

Digitized by Google

Zur biographischen Literatur.

„Wie werden Sie es anfangen," fragte der Herzog von Bourgogne Choisy, „um zu sagen, König Carl VI. sei wahnsinnig gewesen?" — „Ich werde sagen: er war wahnsinnig." — Und Ludwig XIV. fragte Mezeray: „Weshalb schildern Sie Ludwig XI. als einen Tyrannen?" — „Sire, weshalb war er ein Tyrann?" Nicht alle Biographen sind so ehrlich; denn auch für den Biographen, ja für ihn vor allem, gilt das eherne Gesetz, das schon Cicero für den Geschichtschreiber aufstellt: Ne quid falsi dicere audeat, ne quid veri non audeat — und dieses Gesetz ist schwerer zu erfüllen als manches andere. Dieser Ausspruch fällt Einem unwillkürlich ein, liest man von einem großartigen biographischen Denkmal für das Zeitalter Kaiser Franz Josephs I., zu welchem Anton Bettelheim, der Herausgeber des „Biographischen Jahrbuchs und Deutschen Nekrologs", in einem zu Wien erschienenen und in Sonderabdruck verbreiteten Kriegs-Almanach die Anregung gibt. Dr. Bettelheim findet, Österreich habe die Schätzung seiner großen Männer meist Anderen überlassen und dürfe sich nicht wundern, daß es bis zum Ausgang des Vormärz und weit darüber hinaus nicht nur bei Böswilligen und Neidern als das Land der Phäaken galt, und daß Wirksamkeit und Verdienste eines Grillparzer, Altmütter, Schreyvogel, Waldmüller bei uns im Reich verdunkelt, wenn nicht gar verschollen blieben. Da trat 1856 Constant von Wurzbach mit dem ersten Bande seines „Biographischen Lexikons des Kaisertums Österreich" hervor, „enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche seit 1750 in den österreichischen Kronländern geboren wurden oder darin gelebt und gewirkt haben". Als der 73jährige Herausgeber den mit dem Jahre 1890 abschließenden letzten, sechzigsten, Band mit dem rührenden Epilog schließen konnte:

Gottlob, das große Werk ist nun zu Ende;
Es war daran, daß ich es nicht vollende —
Ich ganz allein schrieb diese sechzig Bände!
Lexikonmüde ruhen aus die Hände —

da stand man staunend und bewundernd vor diesem Gipfel zähesten Sammel- und Forscherfleißes eines Einzelnen: 24 254 Lebensläufe hatte Wurzbach geschrieben. Nun war er aber auch zu Ende mit seiner Kraft. Ich fand ihn krank und sehr gealtert, als ich ihn, der von seinem Berchtesgadener Tuskulum nach München gekommen war, in seinem Hotel aufsuchte. Bald nach mir kam Professor Sepp, der alte Achtundvierziger. Man konnte sich keine größeren Gegensätze als diese beiden Greise denken. Sepp war kaum zur Türe hereingestolpert, als er Wurzbach hitzig zurief: „Wann kommt Ihr zu uns?" Damit meinte er nicht, wie ich anfangs glaubte, und wohl Jeder glauben mußte, etwa die Familie Wurzbach, sondern die Deutschen, die deutschen Provinzen Österreichs. Das schwarzrotgoldene Ideal hatte sich in diesen Worten des alten Feuerkopfes wieder einmal explosiv Luft gemacht.

Warum ich das erzähle? Das Groß-Deutschland, wie es sich Johann Nepomuk Sepp von den Tagen des Frankfurter Parlaments bis in sein 92. Lebensjahr geträumt, wird ja wohl auch nach diesem Kriege — und zum Heile der beiden beteiligten Staaten — nicht in die Erscheinung treten; die gemeinsamen deutschen Kulturinteressen aber werden hoffentlich ein größeres gegenseitiges Verständnis und lebhaftere Förderung erfahren. Die Anregung Bettelheims oder vielmehr deren Ausführung und Ausgestaltung würde dazu ein redlich

Digitized by Google

Teil beitragen können. Auf dem Wege, den noch Wurzbach eingeschlagen, geht's heutzutage nun freilich nicht mehr, geradeso wenig wie heute selbst ein Universalgenie wie Alexander v. Humboldt die Fülle der Naturwissenschaften in einem Kosmos umfassen könnte. Jetzt könnte man sich nur die 56 Riesenbände der Allgemeinen Deutschen Biographie zum Muster nehmen, die zwar einen Herausgeber, Rochus v. Liliencron, aber zahlreiche Mitarbeiter und Quellen hatte, aus denen sie gespeist wurde. Bettelheim selbst schließt zwei andere, scheinbar näher liegende Wege aus: den nächstliegenden, das Wurzbachsche Lexikon durch die von ihm selbst noch vorbereiteten, heute auf der Wiener Stadtbibliothek liegenden 1560 „Cahiers" bis auf die Gegenwart fortzuführen oder ein neues biographisches Lexikon ins Leben zu rufen, das etwa bei Rudolf von Habsburg oder gar, wie die Allgemeine Deutsche Biographie, mit der christlichen Zeitrechnung zu beginnen hätte.

Wurzbach hatte sich seine riesige Aufgabe noch erschwert, indem er neben den Toten auch noch die Lebenden aufnahm. Die Allgemeine Deutsche Biographie wie Bettelheims berufene Fortsetzung derselben, das Biographische Jahrbuch, schließen die letzteren grundsätzlich aus, was nur zu billigen ist, denn: Rücksicht den Lebenden, aber Wahrheit den Toten! Bettelheim schlägt nun vor, etwas völlig Neues in Angriff zu nehmen und besonders auch auf einen etwa aus den „Cahiers" Wurzbachs gezogenen Nachtrag zu diesem selbst oder zu Liliencrons oder Bettelheims biographischen Werken zu verzichten, weil dabei die grundverschiedene Anlage und Arbeitsweise erst recht störend zum Ausdrucke kommen müßte. Dieses Neue würde in einem biographischen Denkmal für das Zeitalter Kaiser Franz Josephs I. bestehen, in dessen Kreis alle gehören würden, die seit dem 18. August 1830, dem Geburtstage, und insbesondere seit dem 2. Dezember 1848, dem Regierungsantritte des Kaisers, für die Entwicklung Österreichs irgendwie von Belang erscheinen. Den Mittelpunkt eines solchen Denkmals würde die Gestalt Franz Josephs selbst zu bilden haben in einer monumentalen Biographie, wie wir sie an der Maria Theresias durch Arneth besitzen.

Im Kriege sieht Bettelheim kein Hindernis. Er erzählt, wie die Vertragsverhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften mit dem Inhaber der Firma Duncker und Humblot für den Verlag der Allgemeinen Deutschen Biographie in dem Augenblicke zum Abschluß gelangten, als im Jahre 1870 auf der Straße die Extrablätter mit der Nachricht vom Fall Straßburgs ausgerufen wurden. Bettelheim appelliert an die Mithilfe der Wiener Akademie. Diese verlangt seit ihrer Begründung von ihren Mitgliedern die Aufzeichnung ihrer Lebensumstände — „ein weiser Brauch, dem unsere Literatur die Krone der österreichischen Selbstbiographien, Grillparzers Erzählung seiner eigenen Schicksale, zu verdanken hat." Dort wären also auch noch andere Schätze zu heben, die für dieses große biographische Denkmal Neu-Österreichs in Betracht kämen. Die Vorarbeiten würden wohl allein ein Jahrzehnt und mehr erfordern, weitere die Ausführung; aber die gegenwärtige Generation wäre berufen, den Grundstein zu legen zu diesem Monumentum Austriae, das Österreichs und seines Kaisers würdig sein soll. Wenn aber Bettelheim als Sechziger, wie ja überhaupt die heutige ältere Generation, die Vollendung eines solchen biographischen Riesenwerkes auch nicht erleben kann, so wäre doch sicher in Österreich kein Mann zu finden, der mehr berufen sein könnte, ein Nachfolger Constant von Wurzbachs auf neuer, wissenschaftlicher Basis zu werden, als eben er, der geborene Künstler der Biographie. Ist er's ja doch schon seit manchem Jahr-

Digitized by Google

zehnt durch sein Biographisches Jahrbuch, das als natürliche Fortsetzung der Allgemeinen Deutschen Biographie gedacht und eingerichtet, sich nicht auf die Deutschen Österreichs beschränkt, sondern alle Toten deutscher Zunge und Kultur umfaßt. Ja selbst die Gattin Bettelheims, die kongeniale Tochter Ludwig Gabillons, hat sich durch ihre feinsinnigen biographischen Essays bekannt gemacht und erst kürzlich, in der vom Insel-Verlag begonnenen Österreichischen Bibliothek ein trefflich zusammengestelltes Bändchen über Fürst Friedrich zu Schwarzenberg, den „Landsknecht", herausgegeben.

Bettelheim wäre ganz der Mann dazu, die von ihm selbst angeregte große Aufgabe auf die Beine zu bringen. Auf Grund seiner Vorarbeiten auf diesem Gebiete würden sich ihm die Quellen wohl leichter erschließen als jedem Andern. Seine ungebrochene, frische Arbeitskraft würde ihm auch „noch diese Last zu andern Lasten" tragen helfen. Seine sichere Hand hat das Biographische Jahrbuch nun auch in den Krieg hineingeführt und wird es auch heil aus ihm herausführen. Der neueste, 17. Band, auf den ich noch kurz hinweisen möchte, ist kurz vor Beginn des neuen Jahres (im Verlag von Georg Reimer, Berlin), freilich etwas verspätet, erschienen. Er umfaßt die Toten des Jahres 1912 und ist mit dem Bildnis Rochus v. Liliencrons geschmückt, den Bettelheim mit Recht „einen der vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit, einen der reinsten Charaktere aller Zeiten" nennt. Geheimrat Prof. Dr. Edward Schröder hat seine für die Zwecke des Deutschen Nekrologs durchgesehene und ergänzte Rede auf Liliencron für den Band beigesteuert, der diesmal etwas schmäler ausgefallen ist, weil die Totenliste des behandelten Jahres von dem im Felde stehenden Verfasser nicht zu beschaffen war und nachgetragen werden muß. Sonst aber ist dem Buche der Kriegszustand kaum anzumerken. Es seien nur die wichtigsten biographischen Artikel genannt: die Nekrologe auf Frhr. v. Marschall (von Minister v. Brauer), Justi (von Friedrich Marx), O. W. Fiedler (von E. Fiedler), Alexander v. Peez (von Heinrich Friedjung), Felix Dahn (von Jantzen), Theodor Gomperz (von L. Radermacher), J. V. Widmann (von J. Fränkel), Max Zenger (von Allfeld). Auf dem Gebiete der Indologie hat das Jahrbuch gleich zwei Größen ersten Ranges zu verzeichnen: den Prager Indologen Alfred Ludwig, den Übersetzer und Kommentator des Rigveda, und im Nachtrag Otto Böthlingk (gest. 1904). Den ersteren behandelt M. Winternitz, den letzteren L. v. Schroeder. Der wohl älteste Mitarbeiter des Jahrbuchs, der Münchner Prof. Dr. H. Holland, ist wie in sämtlichen früheren Bänden der berufene Nekrologist der deutschen und insbesondere der Münchner Künstler. Der Herausgeber selbst hatte sich den Nekrolog auf Alfred Frhrn. v. Berger vorbehalten, dessen wie aus tausend Facetten schillerndem Wesen er trotz seines nahen persönlichen Verhältnisses zu ihm ganz wunderbar gerecht zu werden weiß.

Der Krieg kann der ruhigen biographischen Arbeit natürlich ebensowenig günstig sein, wie er es ja überhaupt Literatur und Wissenschaft gegenüber ist. Wenn aber Herausgeber und Verlag in so schwerer Zeit mit einem so ernsten und kostbaren, über die Gegenwart hinausreichenden und -weisenden Unternehmen, wie es das „Biographische Jahrbuch und Deutscher Nekrolog" ist, durchhalten können — um ein beliebtes Kriegsschlagwort zu gebrauchen — dann darf man vielleicht auch hoffen, daß mitten aus den wilden Kämpfen der Gegenwart für Österreich ein biographisches Denkmal erstehen könnte, wie es Dr. Anton Bettelheim im Geiste sieht, und wie im Schlachtendonner von 1870 das größte biographische Werk deutscher Nation, die Allgemeine Deutsche Biographie, geboren wurde.

Alfred Frhr. Mensi v. Klarbach.

Digitized by Google

Zur Beurteilung von Riezler-Ruedorffer.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

„Sie imputieren in Ihrem Artikel ‚Tatsachen' im Septemberheft Herrn Riezler eine Ansicht, für welche es Ihnen schwer fallen dürfte in dessen Büchern einen Beleg zu finden, wenn Sie schreiben, er habe zu den Politikern gehört, ‚die . . . vor dem Krieg einen Bruch mit England für unmöglich erklärten und die damals dafür waren, unsere Flotte langsam wieder abzubauen, um England nicht unnötig aufzuregen'. Ich habe das glänzende Buch, das Herr Riezler unter dem Decknamen J. J. Ruedorffer über die ‚Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart' (Deutsche Verlagsanstalt 1914) erscheinen ließ, nach dieser Richtung hin genau durchgesehen, jedoch nichts dergleichen gefunden, wenn man nicht, wozu man kein Recht hat, den geäußerten Gedanken in zwei Sätze des Werkes gewaltsam hineinlesen will, welche lauten:

‚Indes kann man sich vielleicht eine deutsche Weltpolitik ohne eine überragende Stellung zur See, aber gewiß keine ohne eine solche Stellung zu Lande denken. So wichtig die Flotte für den realen Schutz der Interessen über See wie für die Imponderabilien der Macht ist, das Heer ist noch wichtiger.' Dann erwähnt Riezler die letzte Heeresverstärkung und spricht die Erwartung aus: ‚Damit muß sich, wenn Vernunft und Einsicht in die reale Lage die Wandlungen der Menschen bestimmt, die Stellung dieser möglichen Gegner zu den weltpolitischen Unternehmungen Deutschlands allmählig ändern.' (a. a. O. S. 107.)

So bestimmt ich annehme, daß Sie diese Richtigstellung Ihren Lesern nicht vorenthalten werden, so schwerlich kann ich, nach der Stellung, die Sie der amtlichen deutschen Politik gegenüber nicht erst seit Kriegsbeginn, sondern fast seit Bestehen Ihrer Zeitschrift einnehmen, hoffen, daß Sie die folgenden über den Rahmen einer Berichtigung hinausgehenden Ausführungen zur Kenntnis Ihrer Leser bringen. Wenn ich mich dennoch nicht enthalte, sie Ihnen vorzutragen, so geschieht dies zu Ihrer persönlichen Informierung, um nicht zu sagen Bekehrung, und mit Rücksicht auf die außergewöhnliche Verbreitung Ihres Blattes, welcher eine außergewöhnliche Verantwortlichkeit und Informationspflicht seiner Herausgeber entspricht.

Ich muß mich wundern, daß Sie die markantesten Sätze Riezlers nicht längst in einer jener in ihrer Tendenz durchsichtigen Zusammenstellungen politischer Aussprüche gebracht haben, mit denen Sie Ihre eigenen Erzeugnisse gewissermaßen zu garnieren belieben. Der Umstand, daß Herr Riezler ein hoher Reichsbeamter ist, hätte Sie nicht hindern, sondern veranlassen müssen, ein Werk zu würdigen, das Ihr Mitarbeiter Kjellén schlechthin als ‚meisterhaft' bezeichnet (Die politischen Probleme des Weltkrieges, Teubner 1916, S. 23) und das, mag man gegen Einzelheiten noch manches vorzubringen haben, zu den bedeutendsten Leistungen unserer an bedeutenden Werken nicht überreichen politischen Literatur gehört. Es wäre Ihnen dann nicht entgangen, daß Herr Riezler ein ausgezeichneter Kronzeuge gerade für die Behauptung ist, die Sie seit neuerem mit einer an die Grenze der Ungerechtigkeit streifenden Eindringlichkeit von Heft zu Heft schroffer aufstellen: es fehle dem deutschen Volke an politischem Instinkt. Genau wie Sie, ist Herr Riezler der Überzeugung: ‚Innere Zerrissenheit und Mangel an politischer Begabung brachten das deutsche Volk während langer Jahrhunderte um jede politische Geltung. Glänzende Waffenerfolge blieben ohne politischen Nutzen. Die militärische Tüchtigkeit der Bevölkerung kam fremden Interessen zu gut' (S. 101).

Genau wie Sie, erkennt Herr Riezler die englische Weltherrschaft ‚in viel höherem Grade als ein Werk der Diplomatie als der Waffen. Die Kriegs-

Digitized by Google

geschichte anderer Länder ist reicher an glänzenden Siegen, heroischen Taten. Was England vor anderen Staaten voraus hat, sind nicht die Siege, sondern die guten Folgen seiner Siege. Diese aber sind ein Werk der Politik . . . Was die Engländer vor den anderen Völkern voraus hatten und haben, das sind nicht die großen Einzelnen, die Cromwell und Pitt: es ist der politische Geist, der die Gesamtheit beherrscht, eine breite politische Oberschicht, deren eingeborene Tradition und geschlossene Denkart einen trefflichen Durchschnitt garantiert, in Ermangelung des Genius dem Talent die Führung sichert, den Pfuscher nicht duldet und immer eine große Anzahl sicher und tüchtig arbeitender ausführender Organe zur Verfügung stellt, ohne die auch die Leistung des Genius an der zähen Tücke der Objekte zuschanden wird' (S. 89).

Herr Riezler durchschaut die englische Interpretation der ‚Freiheit der Meere' und die daraus für Deutschland resultierenden Gefahren nicht weniger, als Ihr Mitarbeiter Graf Reventlow, wenn er (S. 92) ausspricht, daß sie ‚bereits in dem Anspruch fremder Staaten, zur See nicht von vornherein auf Gnade und Ungnade der englischen Flotte verfallen zu sein, ein Attentat auf die Grundlagen der englischen Weltherrschaft sieht.'

Genau wie Sie, urteilt Herr Riezler über die Unzweckmäßigkeit der steten Versicherung redlicher Absichten in der Politik: ‚Die deutsche Regierung hat bei ihren Flottenrüstungen immer wieder und nachdrücklich betont, daß diese Rüstungen rein defensiv gedacht sind . . . Diese Erklärungen haben auf die öffentliche Meinung Englands so gut wie keinen Eindruck gemacht; die englische Regierung hat im Gegensatz zu dieser deutschen Haltung ihre Flottenverstärkungen stets offen mit den deutschen Rüstungen begründet' (S. 92).

Genau wie Sie, kritisiert er aufs schärfste die Politik der drohenden Gebärde: ‚Diesem (englischen) Nationalismus kommt es überall auf das Wesen der Sache und nirgends auf den Schein an. Darin enthüllt sich eine alte Tradition der Macht. Der junge Nationalismus pflegt am äußeren Schein der Macht sich zu berauschen und das Prestige anzubeten; dabei kann es vorkommen, daß unter dieser Scheinbarkeit sich reale Ohnmacht verbirgt' (S. 95) — ein Satz, der Ihrem Mitarbeiter über Frau von Staël nicht hätte entgehen sollen. Ist es nicht ein geradezu bismarckisches Bild, wenn Riezler den deutschen Nationalismus vergleicht ‚mit den Manieren eines jungen Hundes, der, linkisch und schwerfällig, noch nicht weiß, wie er die noch ungelenken Glieder gebrauchen und wann er bellen soll' (S. 111). Sollte die Abneigung gegen einen so ungewöhnlich hoffnungsvollen Staatsmann nicht auf das Gefühl zurückzuführen sein, das der junge Goethe in Straßburg den Sulla aussprechen läßt: ‚Es ist was Verfluchtes, wenn so ein Junge neben einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem über den Kopf wachsen wird?'

Da ich mit dem Ausdrucke dieses Gefühls wohl nicht nur die Grenze dessen überschreite, was Sie Ihren Lesern mitzuteilen für gut finden, sondern auch dessen, was Sie selbst an abweichenden Meinungen ertragen, lassen Sie mich schließen."

* * *

Das Vorstehende enthält einige Unrichtigkeiten, die wir gegenwärtig nicht berichtigen können; übrigens liegt uns ein Artikel über Riezler vor, kann aber nicht vor Januar erscheinen. D. R.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien

Meyers Klassiker-Ausgaben

Meyers Klassiker-Ausgaben verdanken ihre große Beliebtheit ebenso ihrem niedrigen Preis und ihrer schönen Ausstattung wie der mustergültigen Bearbeitung. Sie bieten den Text genau in der des Dichters Willen entsprechenden letzten Fassung und bringen von namhaften Fachgelehrten geschriebene Lebensabrisse der Klassiker, deren literargeschichtliche und ästhetische Bedeutung zugleich gewürdigt wird. Sachkundige Einleitungen zu den einzelnen Werken führen in die Geisteswelt der Dichter ein, und knappe Erläuterungen unter dem Text erleichtern das Verständnis ihrer Werke. Den deutschen Klassikern sind Bildnisse in Kupferstich oder Ätzung sowie Handschriftenproben beigegeben.

Arnim herausg. von J. Dohmke. 1 Band in Leinen geb. 2 M.

Björnson, Dramatische Werke. Übers. von Edmund Lobedanz. 1 Bd. in Leinen geb. 2 M. — Bauern-Novellen. Übers. von Edmund Lobedanz. 1 Band in Leinen gebunden . . . 1 Mark 25 Pf.

Brentano von M. Preitz. 3 Bde. in Leinen geb. 7.50 M.

Bürger hrsg. von A. E. Berger. 1 Bd. in Leinen geb. 2 M.

Byron übersetzt v. H. Stadelmann, A. Strodtmann u. a., hrsg. v. Fr. Brie. 4 Bde. in Leinen geb. 8 M.

Cervantes, Don Quijote. Übers. und hrsg. von Edm. Zoller. 2 Bde. in Leinen geb. 4 M.

Chamisso hrsg. von Hermann Tardel. 3 Bde. geb. 6 M.

Die Edda von H. Gering. 1 Band in Leinen geb. 4 Mark

Eichendorff hrsg. v. R. Dietze. 2 Bände geb. 4 M.

Freiligrath hrsg. v. P. Zaunert. 2 Bde. geb. 4 Mark

Gellert v. A. Schullerus. 1 Band in Leinen gebunden 2 M.

Goethe von Karl Heinemann. Kleine Ausg. 15 Bde. geb. 30 M. Große Ausg. 30 Bde. geb. 60 M.

Grabbe hrsg. von A. Frans und P. Zaunert. 2 Bde. 6 M.

Grillparzer hrsg. von R. Franz. 5 Bände geb. 10 M.

Gutzkow hrsg. v. Peter Müller. 4 Bände gebunden 8 M.

Hauff hrsg. von Max Mendheim. 4 Bände in Leinen geb. 8 M.

Hebbel herausg. von Fr. Zinkernagel. Kleine Ausg. 4 Bde. geb. 8 M. Große Ausg. 6 Bde. geb. 12 M.

Heine herausg. von Ernst Elster. 7 Bde. in Leinen geb. 16 M.

Herder hrsg. von Th. Matthias. 5 Bde. in Leinen geb. 10 M.

Hoffmann von D. Schweizer und P. Zaunert. 4 Bände in Leinen gebunden 8 Mark

Homer, Ilias. Übers. v. J. H. Voß, hrsg. von Paul Brandt. 1 Band in Leinen geb. 2 Mark 50 Pf.

Homer, Odyssee. Übers. v. J. H. Voß, hrsg. von Paul Brandt. 1 Band in Leinen geb. 1 Mark 75 Pf.

Immermann von H. Maync. 5 Bde. geb. 10 M.

Jean Paul hrsg. v. R. Wustmann. 4 Bände geb. 8 Mark

Kleist hrsg. von Erich Schmidt. Kleine Ausg. 3 Bände geb. 6 M. Große Ausg. 5 Bde. geb. 10 M.

Körner hrsg. v. Hans Zimmer. 2 Bde. in Leinen geb. 4 M.

Lenau hrsg. von Carl Schaeffer. 2 Bde. in Leinen geb. 4 M.

Lessing hrsg. von G. Witkowski. 7 Bde. in Leinen geb. 14 M.

Ludwig herausg. von O. Schweizer. 3 Bände geb. 6 M.

Mörike hrsg. v. Harry Maync. 3 Bde. in Leinen geb. 6 M.

Nibelungenlied übersetzt von K. Simrock, hrsg. von G. Holz. 1 Bd. geb. 2 M.

Novalis und Fouqué hrsg. von J. Dohmke. 1 Bd. in Leinen geb. 2 M.

Platen hrsg. v. Wolff u. Schweizer. 2 Bände geb. 4 Mark.

Reuter herausg. von Wilh. Seelmann. Kleine Ausg. 5 Bde. 10 M. Große Ausgabe 7 Bde. 14 M.

Rousseau, Bekenntnisse. Nach der Übersetzung von Levin Schücking herausg. von Konrad Wolter u. Hans Bretschneider. 2 Bände in Leinen geb. 5.50 M.

Rückert herausg. v. G. Ellinger. 2 Bände gebunden 4 M.

Schiller von L. Bellermann. Kleine Ausg. 8 Bde. geb. 16 M. Große Ausg. 14 Bde. geb. 28 M.

Shakespeare übers. v. August Wilh. Schlegel u. Ludwig Tieck, hrsg. v. Alois Brandl. 10 Bde. in Leinen geb. 20 M.

Sophokles, Tragödien. Übers. v. J. J. Chr. Donner, herausg. von Paul Brandt. 1 Bd. in Leinen gebunden 2 Mark 50 Pf.

Tegnér, Die Frithjofs-Sage. Übersetzt von Heinrich Viehoff. 1 Bd. in Leinen geb. 1 M.

Tieck hrsg. von Gotth. L. Klee. 3 Bände in Leinen geb. 6 M.

Uhland hrsg. v. Ludwig Fränkel. 2 Bände geb. 4 M.

Wieland hrsg. v. Gotth. Ludwig Klee. 4 Bde. geb. 8 M.

Weltgeschichte der Literatur

Von **Otto Hauser.** Mit 62 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung und Holzschnitt. **2 Bände in Leinen gebunden . . . 20 Mark**

Dieses Werk reicht von den ältesten Zeiten bis auf die jüngste Gegenwart und umfaßt an 10000 Namen. Der erste Band behandelt die orientalischen Literaturen, die Literaturen des klassischen Altertums einschließlich des christlichen Literaturkreises und die romanischen Literaturen, der zweite die germanischen, slawischen und uralaltaischen Literaturen. Die von Zitaten und Sprachproben belebte Darstellung ist außerordentlich anschaulich und anregend; sorgfältig angelegte Bandregister machen das Werk auch zum praktischen und vielseitigsten Nachschlagebuch.

Verlagsverzeichnis »Musterbücherei« mit Bilder- und Textproben kostenfrei durch jede Buchhandlung

Digitized by Google

BENZ

AUTOMOBILE u. FLUGMOTOREN

RHEINISCHE AUTOMOBIL- u. MOTORENFABRIK A.-G. MANNHEIM

Digitized by Google

P Germ 359.1

Deutscher Kalender 1917

Aus dem Kindheitsevangelium
Rudolf G. Binding / Östliches Märchen
Auguste Supper / Das Friedensmahl
Franz von Kobell / Die Gschicht vom Brandner Kasper
Gottfried Keller / Der Wahltag
Berthold Auerbach / Befehlerles
Alfred Freiherr Mensi v. Klarbach / Kutya-német
Editha de Lalande / Die Japaner wie ich sie kennen lernte
Ludwig Kemmer / Unser täglich Brot
Adolf Dirr / Das Auslandsdeutschtum
Franz Carl Endres / Clausewitz für Alle
Hört den Engländer!
Peter Ziegelroth / Die deutsche Eigennahrung

Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, Dezember 1916
Vierteljahr 4 M Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
APR 7 1924
LIBRARY

Feist-Cabinet

* bester Ersatz *
für französischen Champagner
Sektkellerei Frankfurt a.M. A.G.

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Nürnberg	Schwandorf
Bad Kissingen	Hersbruck	Partenkirchen	Straubing
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Erlangen	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg
Fürth	Landshut	Schwabach	

Aktienkapital . .	51.000,000 Mark
Reservefonds . . .	29.000,000 Mark
Pfandbriefumlauf .	500.000,000 Mark
Hypothekenbestand	510.000,000 Mark

Digitized by Google

Januar

1	M	Neujahr. Beſchn. Chr.
2	D	Namen Jeſu. Makar.
3	M	Genoveva. Antherus.
4	D	Rigobert. Titus. Daſr.
5	F	Telesphorus. Amil., J.
6	S	Heilige drei Könige.
7	S	Valent. Luzian. Reinh.
8	M	Severin. Erhard. ●
9	D	Julian. Baſil. Marzell.
10	M	Florida. Agatho. Wilh.
11	D	Theodoſius. Hygineus
12	F	Ernſt. Probus. Arkad.
13	S	Gottfried. Veronika.
14	S	Hilarius, Kl. Fel v. Nol.
15	M	Paul. Maurus. Maxim.
16	D	Marzellus. Honorat.
17	M	Antonius, A. Sulpitius.
18	D	Petri Stuhlf. zu Rom.
19	F	Heil. Familie. Knut
20	S	Fabian. Seb. Neophit
21	S	Agnes, J. Meinrad.
22	M	Vinzenz. Anaſtaſius.
23	D	Maria Vermählung. ●
24	M	Thimotheus. Euſebia.
25	D	Pauli Bekehr. Juvent.
26	F	Polykarp. Bathildis.
27	S	Johann Chryſoſtomus.
28	S	Karl d. Gr. Valerius, B.
29	M	Franz v. Sales. Aquil.
30	D	Adelgunde. Felix IV. ☽
31	M	Petrus Nolask. Ludov.

Gott iſt ein großes, ſtilles Haus,
das offen ſteht zu jeder Stunde;
kein Ton geht weder ein noch aus,
und dunkel ſcheint's in ſeinem Grunde.
Und willſt du einen Namen rufen
in ſeine unermeſſ'nen Hallen,
dann wanken unter dir die Stufen,
und ſeine Tore niederfallen!

Und wer hineingeht, ſieht das Licht,
er ſieht die Wahrheit und das Leben;
doch wer hinausgeht, ſagt es nicht
dem Wandrer, der ihn frägt, daneben.
Hinein muß ſelbſt ein jeder dringen,
und jeder wird es anders ſehen
und, in der Seele engſten Schlingen
verwahrend es, von dannen gehen.

Gott iſt ein großes, ſtilles Haus,
das offen ſteht zu jeder Stunde,
und mancher zieht mit Saus und Braus
vorüber und nimmt keine Kunde;
er muß die Anker fröhlich lichten
aufs hohe Meer, das er erkoren,
iſt glücklich und weiß doch mit nichten
daß er in dieſem Haus geboren.

Gottfried Keller.

Digitized by Google

Februar

1	D	Ignatius. Sigisbert.
2	F	Mariä Lichtm. Korn.
3	S	Blasius. Ansg. Remed.
4	S	Andreas. Kors. Veron.
5	M	Agatha, J. Jap. Märt.
6	D	Titus. Doroth. Amand.
7	M	Romuald. Richard. ●
8	D	Johann von Matha.
9	F	Apollonia, J. Alto.
10	S	Scholastika, J. Austreb.
11	S	Erscheinung Mariä i. L.
12	M	7 Stifter d. Servitenord.
13	D	Katharina von Ricci.
14	M	Valentin, M. Auxentius.
15	D	Faustinus u. Jovita. ☾
16	F	Juliana. Gregor X.
17	S	Donat. Fintan. Silvin.
18	S	Konstantia, J. Simeon.
19	M	Konrad v. Piac. Mans.
20	D	Fastnacht. Eleutherius.
21	M	Aschermittw. Eleonor. ●
22	D	Petri Stuhlf. zu Ant.
23	F	Petrus Dam. Milburg.
24	S	Matthias. Edilb. Serg.
25	S	Walburga, J. Viktorin.
26	M	Mechthilde. Marg. v. C.
27	D	Leander, B. Julianus.
28	M	Roman. Oswald. ☽

Die Gefahr des deutschen Geistes.

„Die ganze Zusammensetzung Ihres Wesens ist ein sonderbarer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellte. Die Masse von vortrefflichen Gedanken, von sinnreichen und oft tiefen Kombinationen, die seit zwanzig Jahren durch Ihre Feder gegangen, schien sich bloß für andere zu entwickeln; in Ihnen selbst hat nichts haften, nichts Wurzel schlagen können; Sie sind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks. Stets bereit, alles anzuerkennen, alles gelten zu lassen, alles zu umfassen, sich gleichsam mit allem zu vermählen, was nur irgend in Ihre Nachbarschaft tritt, konnten Sie nie zu einem gründlichen Haß oder zu einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Ihr Leben ist eine immerwährende Kapitulation. Wenn der Teufel in Person auf Erden erschiene, ich weise ihm die Mittel nach, in vierundzwanzig Stunden einen Bund mit Ihnen zu schließen."

Friedr. Gentz an Johannes Müller 1807.

Digitized by Google

März

1	D	Suitbert. Albin. Eudoz.
2	F	Simplizius. Heraklius.
3	S	Kunigunde. Marinus.
4	S	Kasimir. Luzius. Hadr.
5	M	Friedrich, A. Phokas.
6	D	Fridol. Perpet. Koleta.
7	M	Thomas von Aquin
8	D	Joh. v. G. Philemon. ◍
9	F	Franziska R. Gregor.
10	S	40 Märtyrer. Attalas.
11	S	Rosina. Firmin. Euth.
12	M	Gregor d. Gr. Theoph.
13	D	Nizephorus. Euphrasia.
14	M	Mathilde. Eutychius.
15	D	Longinus. Klem. M.
16	F	Heribert. Zyriak. ☾
17	S	Patrizius, B. Gertrud.
18	S	Zyrillus v. Jer. Gabriel.
19	M	**Joseph.** Pancharius.
20	D	Eugen. Wolfr. Kuthb.
21	M	Benedikt. Nik. v. d. Flüe.
22	D	Benven. Kath. v. Schw.
23	F	Viktor. Theodul. ●
24	S	Simeon v. Trient. Berta.
25	S	**Mariä Verk.** Irenäus.
26	M	Emanuel. Kastul. Ludg.
27	D	Rupert. Joh. v. Damask.
28	M	Guntram. Joh. v. Kap.
29	D	Eustasius, A. Ludolf.
30	F	7 Schmerzen Mariä. ☽
31	S	Balbina. Guido. Amos.

Dich vor allem, heilige Mutterſprache, / preiſ' ich hoch; denn was mir an Reiz des Lebens / je gewährt ein karges Geſchick, ich hab' es / dir zu verdanken.

Spröde ſchilt der Stümper dich nur; mir gabſt du / Alles; arm an eigenen Schätzen bin ich, / doch verſchwenderiſch wie ein König ſchwelg' ich / ſtets in den deinen.

Mancher Völker Sprachen vernahm ich; keine / iſt an Farbe, plaſtiſchem Reize, Reichtum, / Wucht und Tiefe, keine ſogar an Wohllaut / iſt dir vergleichbar.

Ja du biſt der griechiſchen Schweſter ſelber / ebenbürtig, wärſt des Gedankenfluges / eines Pindar wert und der Kunſt der alten / göttlichen Meiſter.

Wenn die Zeit auch nicht an des deutſchen Volkes / Weltberuf mit ehernem Finger mahnte, / eine ſolche Sprache allein genügte, / ihn zu verkünden.

Heinrich Leuthold.

Digitized by Google

April

1	S	**Palmsonntag.** Hugo.
2	M	Franz v. P. Mar. v. Äg.
3	D	Richard. Agape u. Ch.
4	M	Isidor, Zosimus. Plato.
5	D	Gründonnerstag. Vinz.
6	F	Karfreit. Zöleſtin. Sixt.
7	S	Karſ. Herm. Joſ. ●
8	S	**Hl. Oſterfeſt.** Amant.
9	M	**Oſterm.** Maria Kleoph.
10	D	Apollonius. Terentius.
11	M	Leo d. Gr. Felix, B.
12	D	Julius. Zeno. Viktor.
13	F	Hermenegild, M. Ida.
14	S	Juſtinus. Tiburt. ☾
15	S	Weißer Sonnt. Anaſt.
16	M	Benedikt Labre. Pat. B.
17	D	Anizetus, P. Rudolf.
18	M	Eleutherius. Amid. Bek.
19	D	Emma. Werner. Leo.
20	F	Hildegunde, J. Speerf.
21	S	Anſelm. Lothar. ●
22	S	Soter u. Cajus. Leon.
23	M	Georg. Adalb. Gerard.
24	D	Fidelis, v. S. Egbert.
25	M	Joſ. Hauptf. Markus.
26	D	Maria vom guten Rat.
27	F	Petrus Kaniſ. Zita.
28	S	Paul v. Kreuz. Vitalis.
29	S	Petrus v. Verona. ☽
30	M	Katharina von Siena.

Kein Menſch wird als ein Ich geboren. In manchem aber ſteckt das Material zu einem Ich. Es iſt eine langwierige, beſchwerliche und geheimnisvolle Sache um die Entſtehung eines Ich. Das weiß freilich nur einer, der ſelber in dieſen Dingen Erfahrung hat. Damit ein Ich entſtehen kann, muß der Menſch erſtens Material ſein, zweitens ein Schickſal haben. Schickſale ſind Formen des Lebens, in die die menſchliche Maſſe gepreßt wird. Das Material an ſich iſt geſtaltlos. Perſönlichkeit aber iſt Plaſtizität. Viele haben ein Schickſal, aber ſie ſind wertloſes Material. Sie werden vom Leben zerrieben ohne einen Funken Ich zu produzieren. Manche ſind brauchbares Material, aber ſie haben kein Schickſal. Vom Leben nicht ernſt genommen, leben ſie ſchickſallos ein trauriges, unfruchtbares Daſein. Das Material aber vergeuden ſie. Schickſal iſt, was übermächtig iſt. Schickſal iſt, was trifft. Dem einen iſt Liebe Schickſal. Dem andern iſt Schickſal, daß er nach Liebe gierig keine Liebe hat. Was Schickſal heißt, iſt düſter, unheimlich, gefährlich. Es will erkannt werden. Es trägt Konſequenzen in ſich, die gezogen werden wollen. Nur wenige kennen ihr Schickſal und deſſen Bedeutung. Dazu gehört Spürſinn und Scharfſinn. Wer ſeinem Schickſal feige entſchlüpfen will — wer die Konſequenzen ungezogen läßt, iſt kein Ich. Er vergeudet ſein Material. Hartes Schickſal braucht hartes Material. Edles Material nützt jedes Schickſal.

Eliſabet Werner.

Digitized by Google

Mai

1	D	Philipp und Jakob.
2	M	Athanasius. Sekundus.
3	D	Kreuzauffind. Alexand.
4	F	Florian. Monik. Godeh.
5	S	Pius. Angelus. Hilar.
6	S	Johann von Lateran.
7	M	Stanislaus. Gisela. ●
8	D	Michaels Erscheinung.
9	M	Gregor von Nazianz.
10	D	Antoninus. Isid. Gord.
11	F	Mamertus. Franz v. H
12	S	Pankratius. Achilleus
13	S	Servatius. Petrus Reg.
14	M	Bonifaz. Justina. ☾
15	D	Sophia. J. B. d. l. Salle.
16	M	Johann von Nepomuk.
17	D	**Christi Himmelfahrt.**
18	F	Venantius. Felix. Erich.
19	S	Ivo. Petrus Zöléstinus.
20	S	Bernardin v. S. Basilla.
21	M	Konstantin. Felix v. K. ●
22	D	Julia. Helena. Rita, W.
23	M	Desiderius. Joh. B. d. R.
24	D	Maria-Hilf. Johanna.
25	F	Gregor. Urban. Adelm.
26	S	Philippus Neri. Eleuth.
27	S	**Heiliges Pfingstfest.**
28	M	**Pfingstmontag.** Wilh.
29	D	Maria Magd. v. P. ☽
30	M	Felix. Ferdinand.
31	D	Angela Merici. Petron.

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch, weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Wackrer heimatlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen;
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu wert, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karriere-Machen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

Th. Storm.

Digitized by Google

Juni

1	F	Juventius. Pamphilus.
2	S	Erasmus. Marzellin.
3	S	**Heil. Dreifaltigkeit.**
4	M	Franz v. Carr. Quirin.
5	D	Bonifazius. Doroth. ☽
6	M	Norbert. Klaud. Alex.
7	D	**Fronleichnam.** Rob.
8	F	Medardus. Klodulph.
9	S	Primus und Felizian.
10	S	Margareta. Maurinus.
11	M	Barnabas. Fortunatus.
12	D	Johann v. hl. Fak. ☾
13	M	Anton v. Pad. Felikula.
14	D	Basilius, B. Hartwich.
15	F	Herz-Jesu-Fest. Vitus.
16	S	Herz-Maria-F. Benno.
17	S	Adolf. Rainer. Gund.
18	M	Markus und Marzell.
19	D	Juliana von Falk. ●
20	M	Silverius. Florentina.
21	D	Aloisius. Alb. Demetr.
22	F	Paulinus. Eberhard.
23	S	Edeltrude. Agrippina.
24	S	Joh. Geburt. Firmin.
25	M	Wilh. Adelb. Prosper.
26	D	Johannes und Paulus.
27	M	Ladislaus. U. L. Fr. ☽
28	D	Leo. Irenäus. Benign.
29	F	**Peter u. Paul.** Alfred.
30	S	Pauli Gedächtnis. Luc.

Es gibt Menschen, die nicht in dem gegebenen Boden wurzeln, sondern die den Boden erst suchen oder sozusagen selbst schaffen, der ihrem Bedürfnis entspricht. Man kennt sie als Phantasten, Revolutionäre, Apostel, Genies. Sie sind eine seltene Art und werden selten richtig erkannt. Es scheint als wäre es unmöglich auf den Grund ihres Wesens zu sehen. Sie sind immer anders als man glaubt. Sie sind die paradoxen Wesen unter den Menschen. Ruhelos, glücklos, gesetzlos, ziellos, Zweifler aus Instinkt lassen sie sich tragen von dem Leben, in dem sie nicht heimisch sind — dessen Sinn sie immer suchen und nicht finden — ungläubig wie sie sind. Die Wurzellosen sind mit Wissen den Möglichkeiten des Lebens ausgeliefert. Sie sind mit Wissen ihren eigenen Möglichkeiten preisgegeben: ihren Lastern, Tugenden, Leidenschaften. Die Wurzellosen sind gottlos. Ihre Ideen sind vage Spekulationen, die sie nicht festhalten, wenn sie ihnen entgleiten. Ihre Ideale sind leidenschaftlich geliebte Träume, denen sie nicht treu bleiben, wenn Wirklichkeit sie verdirbt. Sie arbeiten und schaffen; aber ohne Glauben, ohne Freude, ohne Stetigkeit. Sie sind immer allein — auch unter Freunden. An der Heimatlosigkeit und Rastlosigkeit ihrer Seele kann man sie erkennen. Niemand ist so wie sie dem Strom und Wirbel des Werdens preisgegeben. Sie besitzen den Schein der Tiefe, den Schein der Größe, den Schein der Stärke. In Wirklichkeit aber sind sie ohne Tiefe, ohne Größe, ohne Stärke. Ihr Geist schwebt, schweift, gleitet, ohne zu finden wo er stehe und wurzele. Ihr Dasein ist Scheindasein. Mutlos, hoffnungslos — ohne Liebe zum Leben — in ihrem ganzen Wesen krank, lassen sie sich tragen von dem Leben, in dem sie nicht heimisch sind und dessen Sinn sie nicht begreifen können.

Elisabet Werner.

Digitized by Google

Juli

1	S	Heil. Blutfeſt. Theob.
2	M	Mariä Heimſ. Otto, B.
3	D	Eulogius. Anatolius.
4	M	Ulrich. Berta. Laur. ●
5	D	Anton. Zaccar. Domit.
6	F	Goar. Godoleva, M.
7	S	Willibald, B. Zyrill.
8	S	Kilian u. Geſ. Eliſ. v. P.
9	M	Veronika von Julian.
10	D	Amalie. Felizitas u. 7 S.
11	M	Pius I. Sigisbert. ☾
12	D	Joh. Gualbert. Nabor.
13	F	Anakletus. Serapion.
14	S	Bonaventura. Juſtus.
15	S	Erlöſerfeier. Heinrich.
16	M	Maria v. Berge Karm.
17	D	Alexius. Gener. Theod.
18	M	Kamillus. Friedr. Arn.
19	D	Vinzenz von Paul. ●
20	F	Margareta, J. Elias.
21	S	Arbogaſtus, B Daniel.
22	S	Skapulierf. Maria M.
23	M	Apollinaris. Liborius.
24	D	Chriſtina, J. Ludovika.
25	M	Jakob d. Alt. Chriſtoph.
26	D	Anna. Gotthalm. Chriſt.
27	F	Pantaleon. Anthuſa. ☽
28	S	Innozenz I. Viktor I.
29	S	Martha. Beatrix. Flora.
30	M	Julitta. Abdon u. Senn.
31	D	Ignatius von Loyola.

Es ſprach der Geiſt: Sieh auf! Es war im Traume.
Ich hob den Blick. In lichtem Wolkenraume
Sah ich den Herrn das Brot den Zwölfen brechen
Und ahnungsvolle Liebesworte ſprechen.
Weit über ihre Häupter lud die Erde
Er ein mit allumarmender Gebärde.

Es ſprach der Geiſt: Sieh auf! Ein Linnen ſchweben
Sah ich und vielen ſchon das Mahl gegeben,
Da breiteten ſich unter tauſend Händen
Die Tiſche, doch verdämmerten die Enden
In grauen Nebel, drin auf bleichen Stufen
Kummergeſtalten ſaßen ungerufen.

Es ſprach der Geiſt: Sieh auf! Die Luft umblaute
Ein unermeßlich Mahl, ſoweit ich ſchaute,
Da ſprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
Da ſtreckte keine Schale ſich vergebens,
Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
Kein Platz war leer, und keiner durfte darben.

C. F. Meyer.

Digitized by Google

August

1	M	Petri Kettenfeier. Fides.
2	D	Alfons v. Lig. Gundech.
3	F	Stephans Auffind. ●
4	S	Dominikus. Perpetua.
5	S	Portiunkulaf. Mar. S.
6	M	Verklär. Chriſti. Sixtus.
7	D	Kajetan. Afra. Donat.
8	M	Cyriakus. Larg. Smar.
9	D	Romanus. Dominik. ☾
10	F	Laurentius. Amadeus.
11	S	Philomena. Suſanna.
12	S	Klara. Hilaria. Herkul.
13	M	Kaſſ. Hippolyt. Joh. B.
14	D	Euſebius. Demetr., M.
15	M	Mariä Himmelfahrt.
16	D	Joachim. Roch. Diom.
17	F	Hyazinth. Sibylla. ●
18	S	Helena. Klara v. Kr.
19	S	Sebald. Jul. Ludw. B.
20	M	Bernhard. Philibert.
21	D	Joh. Franziska v. Ch.
22	M	Symphorian. Siegfried.
23	D	Klaudius. Philipp, B.
24	F	Bartholomäus. Aurea.
25	S	Ludwig. Geneſius. ☽
26	S	Zephyr., P. Abund. M.
27	M	Joſeph Kalaſ. Gebh. B.
28	D	Auguſtin, Kl. Hermes.
29	M	Johannis Enthauptung.
30	D	Roſa v. Lima. Gaudent.
31	F	Raim. Nonn. Iſabella.

Die Quelle des Fortſchrittes in der Geſchichte iſt der einzelne Menſch.

In der neuen Epoche unſrer Geſchichte iſt unſre Hauptaufgabe die, möglichſt viele Menſchen zu Perſonen, zu Charakteren zu erziehen.

Charaktere bilden ſich an der Arbeit und an den Erfolgen der Arbeit.

Kultur iſt kein Ideal für einen einzelnen, und ebenſowenig ein Ideal für ein Volk: dem einzelnen und ganzen Nationen Kultur als Ideal empfehlen, heißt beiden geſtatten, ohne Ideal zu ſein.

Humanität, Nationalität, Stammeseigentümlichkeit, Familiencharakter, Individualität ſind eine Pyramide, deren Spitze näher an den Himmel reicht als ihre Baſis.

Es gibt für den Menſchen nur Eine Schuld, die, nicht er ſelbſt zu ſein.

Es gibt nur Einen Gottesdienſt auf Erden, den, den Kindern Gottes zu dienen: den ungeborenen, den nicht erwachten, den unfertigen, den kranken, den verlorenen: denen, auf deren Stirnen die Klarheit des Himmels leuchtet, und in deren Herzen Gottes Blut fühlbar warm rollt, wie den ſcheuen, ſchwer lebenden, in denen das Licht nur ſelten aufblinkt: den in Vergnügen und Selbſtſucht verſunkenen, ſogar den am ſchwerſten von Allem zu ertragenden, den Tugendhaften, den Weiſen, den Korrekten.

Lagarde.

Digitized by Google

September

1	S	Agidius. Verena. ●
2	S	Stephan, K. Maxima.
3	M	Manſuetus. Simeon.
4	D	Roſa. Roſalia. Marin.
5	M	Laurentius. Bertinus.
6	D	Magnus, A. Zacharias.
7	F	Regina. Dietrich. Klod.
8	S	Mariä Geb. Hadr. ☾
9	S	Korbinian. Gorgonius.
10	M	Nikolaus von Tolent.
11	D	Amilian. Hyaz. Protus.
12	M	Mariä Namen. Guido.
13	D	Notburga. Eulogius.
14	F	Heil. Kreuz-Erhöhung.
15	S	Mariä 7 Schm. Albin.
16	S	Kornel. Ludmilla. ●
17	M	Wundm. d. h. Frz. v. A.
18	D	Joſeph v. Kup. Ferreol.
19	M	Theodor. Januarius.
20	D	Euſtachius. Theopiſtes.
21	F	Matthäus. Jon. Iphig.
22	S	Thomas v. V. Maurit.
23	S	Thekla. Linus. Patern.
24	M	Rupert. Gerhard. ☽
25	D	Kleoph. Aurelia. Paziſ.
26	M	Zyprian und Juſtina.
27	D	Hiltrude. Kosm. Dam.
28	F	Wenzeslaus. Adelrich.
29	S	Michael. Fratern. Grim.
30	S	Otto. Hieronymus. ●

Schlaft ihr? Wollt ihr wieder träumen,
da das Wachen kaum begann?
Und die Zeitenwogen ſchäumen
noch die Brandung himmelan!

Sinnt ihr Bänder nur und Feſſeln
für den deutſchen Sauſebraus?
Peitſcht ihm mit des Spottes Neſſeln
alle warmen Triebe aus?

Eure Heldenleichentücher,
was bei Kulm und Leipzig fiel,
eure Scharnhorſt, Gneiſenau, Blücher,
ſind ſie ſchon ein Fabelſpiel?

Sind die Tapfern wieder Schemen?
Wird euch Glück und Ruhm zur Laſt?
Und beginnt ihr euch zu ſchämen,
daß ihr einmal deutſch gehaßt?

E. M. Arndt.

* * *

Liebe ſetzt immer Haß voraus. Der erſte Grad der Zuneigung iſt Abneigung von den Gegenſätzen deſſen, zu dem man ſich neigt. Alles Edle iſt Ergebnis eines Kampfes, iſt ein Sieg über uns und den Kot, der ſich beim Wandern an unſere Sohlen heftet.

Lagarde.

Digitized by Google

Oktober

1	M	Remigius. Wasnulf.
2	D	Schutzengelf. Leodegar.
3	M	Kandid. Ewald. Gerh.
4	D	Franz v. Assisi. Petron.
5	F	Plazid. Flavia. Galla.
6	S	Bruno. Fides. Adalbero.
7	S	Rosenkranzf. Mark. ☾
8	M	Brigitta. Bened. Pelag.
9	D	Ludwig Bertr. Dionys.
10	M	Franz Borgia. Gereon.
11	D	German. Ethelburga.
12	F	Maximilian. Seraphin.
13	S	Eduard. Hugol. Kolom.
14	S	Kallistus. Burkhard.
15	M	Theresia. Aurel. Sever.
16	D	Gallus. Eliphius. ●
17	M	Hedw. Marg. Mar. Al.
18	D	Lukas, Ev. Berthildis.
19	F	Petrus v. Alk. Fredesw.
20	S	Wendel. Irene. Joh. K.
21	S	Ursula. Bertold. Hilar.
22	M	Kordula. Maria Sal.
23	D	Severin. Gratianus. ☽
24	M	Raphael. Evergislus.
25	D	Krispinus, M. Chrysant.
26	F	Bernward. Evaristus.
27	S	Florentinus. Sabina.
28	S	Simon u. Jud. Thadd.
29	M	Narziss. Eusеb. Ermel.
30	D	Alfons Rodr. Serap. ●
31	M	Wolfgang, B. Luzilla.

Drei Dinge sind der Ertrag unsrer Bildung: schlechte Augen, gähnender Ekel vor allem was war, und die Unfähigkeit zur Zukunft.

Lieber Holz hacken, als dies nichtswürdige zivilisierte und gebildete Leben weiter leben: zu den Quellen müssen wir zurück, hoch hinauf in das einsame Gebirg, wo wir nicht Erben sind, sondern Ahnen.

Alles zerfällt und zerfährt vor und in dem Dampfe und der Elektrizität: wir müssen so viel wie möglich Geschlossenheiten hervorrufen, Heimaten, die man nicht vergißt.

Das Wesen des Menschen besteht darin, ideal zu empfinden: nur dadurch, daß er dies tut, unterscheidet er sich vom Tiere.

Möge Deutschland nie glauben, daß man in eine neue Periode des Lebens treten könne ohne ein neues Ideal.

Jeder Mensch ist einzig in seiner Art, denn er ist das Resultat eines nie wieder vorkommenden Prozesses einziger Art: darum ist schlechthin jeder Mensch, der geboren wird, der Anlage nach einer Bereicherung seines Geschlechtes und seiner Nation, und darum gibt es für jeden Menschen nur Eine Bildung, die ganz speziell auf ihn berechnet, und deren Aufgabe sein muß, aus ihm das zu machen, was irgend aus ihm gemacht werden kann.

Lagarde.

Digitized by Google

November

1	D	Allerheiligen. Luitp.
2	F	Allerseelen. Viktorin.
3	S	Hubert. Ida. Pirmin.
4	S	Karl Borrom. Emmer.
5	M	Zacharias und Elisabeth
6	D	Leonhard. Erlafried. ☾
7	M	Engelb. Ernst. Willibr.
8	D	4 gekr. Brüder. Gottfr.
9	F	Theod. Ursinus. Orestes.
10	S	Andreas. Avellinus.
11	S	Martin, B. Veranus.
12	M	Martin, P. Kunibert.
13	D	Stanisl. Kostka. Didak.
14	M	Josaphat. Veneranda. ●
15	D	Albert. Leop. Gertrud.
16	F	Edmund. Othmar. Oth.
17	S	Gregor. Hilda. Florin.
18	S	Odo. Roman. Maxim.
19	M	Elisab. v. Thür. Pont.
20	D	Korbinians Erhebung.
21	M	Mar. Opfer. Kolumb. ☽
22	D	Cäcilia. Philem. App.
23	F	Klemens. Felizit. Lukr.
24	S	Johann v. Kr. Chrysog.
25	S	Katharina. Jukunda.
26	M	Konrad, B. Silvester.
27	D	Virgilius. Valerian, B.
28	M	Kreszenz. Sosthen. ●
29	D	Saturninus. Illumin.
30	F	Andreas, Ap. Maura.

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sichel und schneidet die Saaten.
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen.
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte,
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte,
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

Conrad Ferdinand Meyer.

Alle Germanen sind, nicht trotzdem, sondern weil sie Freunde der Freiheit sind, Aristokraten im besten Sinne dieses Worts: sie sind, nicht trotzdem, sondern weil sie gerne wandern, die begeistertsten Anhänger des Hauses und der Heimat: sie sind, nicht trotzdem, sondern weil sie träumen, durstig nach Taten: versuche man einmal auf diese Eigenschaften des deutschen Volks als Staatsmann einen Reim zu machen: der Erfolg wird überraschend sein. Lagarde.

Digitized by Google

Dezember

1	S	Eligius. Natal. Edm.
2	S	Bibiana. Paulina. Lup.
3	M	Franz Xaver. Luzius.
4	D	Barbara. Petrus Chryſ.
5	M	Sabbas, A. Kriſpina.
6	D	Nikolaus. Aſella. ☾
7	F	Ambroſ. Servus. Phara.
8	S	**Mariä Empfängnis.**
9	S	Leokadia. Peter Four.
10	M	Melchiades, P. Eulalia.
11	D	Damaſus, P. Sabinus.
12	M	Syneſius. Epim. Korm.
13	D	Luzia. Ottilia. Jodok.
14	F	Spirid. Loth. Nikaſ. ♍
15	S	Chriſtiana. Valerianus.
16	S	Adelheid. Euſeb. Alb.
17	M	Lazarus v. B. Sturm.
18	D	Mariä Erwart. Wunib.
19	M	Nemeſius. Adjutus.
20	D	Chriſtian, B. Julius.
21	F	Thomas. Themiſt. ☽
22	S	Zeno. Flavian. Demetr.
23	S	Viktoria, J. Hartmann.
24	M	Adam u. Eva. Adela.
25	D	**Heil. Weihnachtsfeſt.**
26	M	**Stephanus,** Erzmärt.
27	D	Johannes, Ev. Maxim.
28	F	Unſchuldige Kinder. ♑
29	S	Thomas von Canterb.
30	S	David. Rainer. Liber.
31	M	Silveſter, P. Melania.

Geiſtiges Leben — und politiſches Leben iſt geiſtiges Leben — erwacht durch die Notwendigkeit des Kampfes. Je leichter einem Kinde das Lernen gemacht wird, deſto weniger und oberflächlicher lernt es. Je bequemer der Weg eines Mannes iſt, deſto weniger leiſtet er. Je ſchwerere Aufgaben einem Stamme, einem Volke geſtellt ſind, auf eine deſto höhere Stufe ſteigt dieſer Stamm und dies Volk. Ein Volk erwirbt durch den Krieg (dies Wort im weiteſten Sinne genommen) die Uebung und volle Ausbildung der ihm eingeborenen Eigenſchaften, und die Fähigkeit, die charakteriſtiſchen Eigentümlichkeiten des Feindes, den es bekämpft, in ſich aufzunehmen.

Die Nationalität der Deutſchen erhalten kann nur der, welcher einſieht, daß ſie ganz und gar noch zu wecken iſt.

Die Muskeln des Menſchen ſtärken ſich durch die Arbeit: die Muskeln der Nation durch die Arbeit für die Nation, und ſolche Arbeit iſt die Koloniſation, und im Bereiche der Welt iſt nur ſie es. Lagarde.

* * *

Die Rechte ſtreckt' ich ſchmerzlich oft in Harmesnächten
und fühlt' gedrückt ſie unverhofft von einer Rechten —

Was Gott iſt, wird in Ewigkeit
kein Menſch ergründen,
doch will er treu ſich allezeit
mit uns verbünden.

Conrad Ferd. Meyer.

Digitized by Google

Aus dem Kindheitsevangelium.

Die liebe Frau Sankt Anna hatt ihren Ursprung von Aaron, der der obersten Priester einer war in dem alten Bund, und ihr Geschlecht war von Bethlehem von der Stadt Judas. Ihr Mann, der hieß Joachim, war geboren von königlichem Geschlecht Davids, und war von der Stadt Nazareth.

Anna und Joachim, die waren gerecht in allem ihrem Leben und hielten alle Zeit die Gebot Gottes. Und teilten all ihr Gut in drei Teil, und zwei Teil gaben sie den Armen und das dritt Teil behielten sie selber in ihrer Notdurft, daß sie und ihr Gesind davon lebten. Gott aber mehret ihnen ihr Gut, daß ihnen niemand gleich war an Reichtum. Und waren bei einander zwanzig Jahr, daß sie nie kein Kind gewannen. Darum waren sie sehr betrübet, und baten Gott und gelobten ihm, so er ihnen ein Kind gäbe, das wollten sie ihm geben zu seinem Dienst.

Da kam Joachim und viel Volks gen Jerusalem zu einem großen Fest. Und da er zu dem Tempel kam und zu dem Altar und wollt opfern wie die anderen, da sprach der Priester zornig zu ihm: „Wie darfst du zu dem Altar gehen, da du von Gott verflucht bist! Und dein Opfer ist Gott unwert, darum, daß du unfruchtbar bist.“ Des schämet sich Joachim, so daß er traurig aus dem Tempel schied, und traut sich nicht in sein Haus zu seinem Gesind, sondern fuhr zu seinen Knechten, die ihm des Viehes hüteten auf dem Feld, das war nicht fern von Nazareth. Und fastet in großer Trübsal, und gedacht an Abraham und seine Frau Sarah, daß ihnen Gott ihren Sohn Isaak gab in ihren alten Tagen.

Anna aber wußte nicht, daß man Joachim aus dem Tempel hätt getrieben und nicht, wo er war, und höret in fünf Monden kein Wort von ihm, und war betrübet. Da sie aber der Sach inne ward, verschloß sie ihr Haus und leget klägliche Kleider an. Und kniet Tag und Nacht, und sprach eines Tags: „O Herr, du starker Gott von Israel, du hast mir nicht Kinder geben, und hast mir auch meinen Mann genommen, und ich weiß nicht, ob er lebendig ist oder tot.“ Und ging mit großem Ernst und Weinen in einen Baumgarten und fiel an ihr Gebet und rief Gott an mit Andacht. Und stund wieder auf, und hub ihre Augen und Händ auf zu dem Ewigen Gott, und sprach: „O Herr, guter Gott, du hast allen Kreaturen Kind gegeben, den Tieren und den Vögeln, auch den Fischen, und freuen sich all ihrer Kinder. Und hast mich allein gelassen ohn Gaben deiner Gütigkeit. Ich bitt dich, daß du mir einen Erben gebest; den will ich dir opfern in den Tempel.“ Und da sie das sprach, da erschien ihr der Engel Gabriel in großer Klarheit. Und sprach

Digitized by Google

zu ihr: „Anna, du liebe Dienerin Gottes, Gott hat dein Gebet erhöret. Du wirst gebären, und der Leumund deines Samens wird gehen durch alle Land. Du bist gesegnet unter den Frauen, daß von dir geboren wird eine Tochter, die wird heißen Maria, die wird von ihrer Geburt sein voll der Gnaden Gottes.“ Da ward Anna froh von dem Gesicht, und danket Gott.

Als aber Joachim etliche Zeit in großer Trübsal gewesen, kam der Engel zu ihm und sprach: „Gott hat mich zu dir gesendet und hat deine Scham gesehen und dein Gebet erhöret. Deine Frau Anna wird dir eine Tochter gebären, die sollst du Maria heißen.“ Da sprach Joachim: „Nun hab ich meine Frau zwanzig Jahr gehabt, und sie hat mir nie kein Kind geboren.“ Da sprach der Engel: „Ich bin deiner Frauen erschienen, die da weint und betet, und hab sie getröstet. Darum geh heim zu deiner lieben Hausfrauen!“ Da fiel Joachim nieder und sprach: „Sitz eine kleine Weil in mein Haus, und segne mich, deinen Diener!“ Da sprach der Engel: „Du sollst nicht sprechen, dein Diener, denn wir sind all eines Herrn Diener und Knecht. Mein Essen ist unsichtbar, und mein Trinken mag nicht gesehen werden. Darum sollst du mich nicht bitten, daß ich in dein Haus geh. Was du mir willst geben, das opfer du zu einem brennenden Opfer!“ Da nahm Joachim ein makellos Lamm, und sprach zu dem Engel: „Ich darf Gott nicht ein brennend Opfer bringen, du gebest mir dann Gewalt, daß ich opfere.“ Da sprach der Engel: „Ich hieß dich nicht opfern, wüßt ich nicht, daß es Gottes Willen.“ Da opfert er Gott ein brennend Opfer, und der Rauch von dem Opfer ging auf gen Himmel. Da fiel Joachim auf sein Antlitz, und lag darauf von der sechsten Stund bis zur neunten. Da kamen seine Diener, und wußten nicht, wie ihm geschehen, und erschraken gar sehr und huben ihn auf. Da saget er ihnen, was ihm der Engel kund getan. Da wurden sie froh, und sprachen, er solle zu seiner Frauen gehen, wie ihn der Engel geheißen hätt.

Als aber Joachim schlief, da erschien ihm der Engel Gottes in dem Schlaf und sprach: „Geh ruhig von dem Feld, und kehr heim zu deiner lieben Frauen! Und hab dir das zu einem Wahrzeichen: so du kommst unter das gülden Tor, so begegnet dir deine Wirtin Anna. Die ist traurig, daß du also lang bist aus gewesen. Aber wann du kommst, so wird sie froh.“ Da erwachet Joachim, und saget seinen Hirten, was ihm geträumet hätt. Da lobten sie Gott, und machten sich auf den Weg.

Da sie aber dreizehn Tag gewandert waren, ging Anna in ihr Haus in ihr Schlafkämmerlein und gedacht an die Wort, die der Engel geredet. Da kam ein großer hochzeitlicher Tag. Da sprach Sankt Annen Dienerin zu ihrer Frauen: „Ihr seid lang betrübet gewesen und habet euch sehr gepeiniget. Ihr sollet nun hochzeitliche Kleider anlegen. Es zie-

Digitized by Google

met nicht, daß ihr klaget an dem hochzeitlichen Tag." Da das Anna höret, da ward sie traurig, und stund auf und ging in den Baumgarten an ihr Gebet, daß sie möchte weinen und klagen. Da erschien ihr der Engel in ihrem Gebet, und sprach zu ihr: „Steh auf, und geh nach Jerusalem, und wann du kommest zu dem gülden Tor, so begegnet dir dein Mann Joachim." Da das Anna höret, fuhr sie mit ihren Dienern gen Jerusalem.

Da sie unter das gülden Tor kam, betet sie und wartet ihres Mannes, wie ihr der Engel verkündet hätt. Da sie aber aufstund von ihrem Gebet und sah, daß er kam, da fiel sie um seinen Hals und danket Gott. Und sprachen mit einander, was ihnen der Engel verkündet hätt, und sie beteten zu Jerusalem, und gingen heim.

Darnach ward Anna schwanger des lieben Kindes Maria. Und da die Zeit kam, daß sie gebären sollt, da gebar sie Maria. Die war so schön, wie kein schöner Mensch nie geboren ward.

Da aber die Tage erfüllet wurden nach ihrer Geburt, da nahmen Joachim und Anna das Kind Maria, und trugen es zu Jerusalem in den Tempel, und opferten es dem Herrn nach dem Gesetz des Moses. Und opferten für das Kind ein Lämmlein und zwei Turteltauben. Darnach zogen sie es mit großem Fleiß bis zu der Zeit, da das Kind der Mutter entbehren mocht. Und da Unser Frau drei Jahre alt war, da ging das Mägdlein mit seiner Mutter Anna und seinem Vater Joachim gen Jerusalem. Und ging fünfzehen Stapfen auf zum Tempel ohn aller Menschen Hülf und opfert mit seinen Händen das Opfer Gottes auf den Altar, und sich selber. Da wunderten sich alle Menschen, die in dem Tempel waren, und sprachen: „Was will aus diesem Kind werden?" Die Priester aber baten ihren Vater und ihre Mutter, wann das Kind sieben Jahr alt würde, daß sie es dann in den Tempel gäben, Gott zu dienen. Das gelobeten sie. Also nahm die edele Jungfrau zu an Weisheit, und ihre Wohnung war bei Gott.

Da aber Unser liebe Fraue Maria sieben Jahre alt war, da gaben sie ihr Vater und Mutter in den Tempel, daß sie Gott diene, zu den zwölf Mägdlein, die waren alle von dem Geschlechte Davids. Aber das Mägdlein Maria war das edelste an Gnaden und von Geburt. Und war weis an Sinnen, denn sie lernet den Psalter alsbald, und alle Bücher, die man ihr fürleget. Das nahm alle Menschen Wunder, die es hörten oder sahen. Und ehreten sie die anderen Mägdlein, als ob sie ihre Königin wär, und hatten sie gar lieb. Und empfahlen ihr die Priester die Zier des Tempels, der pflag sie mit großem Fleiß. Und lehret ihre Mägdlein alle, wie sie sollten Gott dienen und ihn lieb haben von ganzem Herzen. Und wo Unser Fraue ging, da neiget sie ihr Haupt ein wenig und schlug ihre

Digitized by Google

Augen nieder. Und wer mit ihr redet, dem antwortet sie demütiglich, und ihre Gebärden waren schämig und züchtig.

Da aber die Zeit kam, daß die Jungfrau Maria bei den vierzehen Jahren war, da wollt man ihr einen Mann geben nach der Juden Gewohnheit. Da sprach sie: „Ich hab mein Keuschheit behalten, und hab Gott gelobt, ich wolle sie behalten, dieweil ich lebe.“ Da sprach ein Priester: „Es ist geschrieben: was man Gott gelobt hat, das soll man halten. Darum wollen wir Gott bitten, daß er uns zu erkennen geb, wie wir uns halten sollen mit der Jungfrauen.“ Der Rat gefiel ihnen allen wohl, und beteten mit großem Fleiß. Da kam eine Stimme von Gott in den Tempel, das hörten alle, die da waren. Die sprach: „Alle Männer, die von Davids Geschlecht sind, und noch nicht Hausfrauen haben, die sollen all in den Tempel kommen, und soll jeglicher eine dürre Rut mit sich bringen. So sollet ihr merken, wes jegliche Rute sei, und welche Rute Blüt und Blumen bringet.“ Da kamen viel Männer, und jeglicher hoffet, es werde seine Rute blühen. Da sie da waren, kam die Stimme also von Gott, und sprach: „Es ist einer geboren von Davids Geschlecht, der heißt Josef, und sitzet zu Bethlehem. Der ist gerecht und dienet Gott mit Fleiß und ist so demütig, daß er sich ihrer unwert dünket.“ Da sandte der oberste Priester nach ihm. Er aber war gehorsam, und kam. Da ging ihm der Priester entgegen und nahm ihm die Rute aus der Hand und trug sie zu dem Altar, und siehe, sie gewann Blumen. Da dankten sie Gott mit Freuden. Und geboten die Priester dem Josef, er solle Marien nehmen zum Gemahl. Da sprach Josef: „Des bin ich unwert. Doch will ich Gott gehorsam sein und euch. Und wie ich Gott meine Keuschheit gelobt und gehalten hab bisher, also will ich sie mit ihr halten bis an mein End.“ Also gaben die Priester Marien und Josef zusammen.

Als aber die gnadenreiche Zeit erfüllet ward, da sandte Gott der Jungfrau seinen Boten, den Erzengel Gabriel, nach Nazareth, daß er ihr die Geburt Unsers Herrn verkünde. Darnach ward die Jungfrau fruchtbar ohn Mannes Samen. Und eh daß Maria und ihr Gemahl zusammen kamen, da merket Josef, daß sie schwanger war. Darum wollt er sie nicht heim führen und sie allein lassen. Da er des gedachte, erschien ihm der Engel des Herrn in dem Schlaf, und sprach zu ihm: „Josef, Sohn Davids, du sollst dich nicht fürchten, Marien zu nehmen zum Gemahl. Denn was da in ihr ist, das ist von dem Heiligen Geist. Sie wird einen Sohn gebären, den sollst du Jesum heißen, der wird sein Volk erlösen von seinen Sünden.“ Da Josef aufstund von dem Schlaf, tat er, wie ihm der Engel geboten.

In der Nacht aber, da Maria ihren Sohn gebar, da ging der Kaiser Augustus aus und sah einen scheinenden Stern, der war einer Jung-

Digitized by Google

frau gleich, die trug ein Kind auf ihrem Arm. Da fraget der Kaiser große Meister, was der Stern bedeute, aber das kunnten sie ihm nicht sagen. Da kam Sibilla, die Weissagin, und sprach zu ihm: „Heut in dieser Nacht hat eine reine Magd ein Kind geboren, das ist Gottes Sohn vom Himmel.“ Da das der Kaiser höret, erschrak er. Denn er hatt geboten überall in seinem Reiche, daß man Bilder nach ihm solle machen, und ihn anbeten. Die hieß er alle niederwerfen, und sprach, ihn solle niemand mehr anbeten. Man solle den anbeten, der von einer reinen Magd geboren wär.

Die Wallfahrt der heiligen drei Könige hat ihren Ursprung von der Weissagung Balaams, der war ein Priester von Madian, aber ein Heide. Und sprach unter seinen Weissagungen: „Es wird auf gehen ein Stern von Jakob, und unter dem Stern wird ein König geboren, der gewaltig ist Himmelreichs und Erdreichs, und wird erlösen alles Volk Israel.“

Da die Weisesten im Morgenland die Weissagung Balaams vernahmen, wurden sie froh und glaubten, daß dem also solle geschehen. Es liegt aber ein Berg im Morgenland im Land India, heißt Faus, der ist so hoch, daß er alle Berg im Morgenland übertrifft. Da nahmen die Herren unter den zwölf Meistern die weisesten, die man mochte haben im Morgenland, und schickten sie auf den Berg Faus. Und empfahlen den Meistern auf dem Berg, wann sie bei Tag oder Nacht am Himmel eines Sterns gewahr würden, oder in den Lüften eines Lichts, daß sie das von Stund an sollten sagen. Also blieb die Sage und das Warten des Sterns viel Zeit im Morgenland. Und begehrten alle gar sehr, daß die Zeit käme und daß der Stern aufging.

Als aber Jesus geboren ward von der Jungfrau, ließ Gott zu derselbigen Zeit seinen Stern erscheinen. Und die zwölf Meister auf dem Berg Faus sahen ihn in derselbigen Nacht, und sahen den Stern aufgehen wie die Sonn. Und ließ sich nieder ob dem Berg wie ein Adler, und blieb ob dem Berg den ganzen Tag. Und da die Sonn am Mittag war, wo ihr Schein am größten ist, da war der Stern lauter und klar wie die Sonn. Es sprach auch eine Stimm aus dem Stern: „Es ist ein Kindlein geboren, der Juden König und Herr, des das Volk geharret hat. Suchet es, und betet es an!“ Da nun das Volk in dem Land den seltsamen Stern sah, erschraken sie, und zweifelten nicht, daß es der Stern wär, den Balaam vor langen Zeiten geweissagt.

Die drei Könige aber waren fern von einander, und wußte keiner nichts vom andern. Und geschahen den drei Königen viel Zeichen und Wunder. Der erste König hatt einen Strauß, der zog aus zweien Eiern ein Lamm und einen Leuen. Der ander König hatt einen hohen Cederbaum in seinem Garten, der wuchs so hoch, daß er über alle Berge ging, und beweget sich in der Stund, als Gott geboren ward. Und flog ein Vogel

Digitized by Google

auf den Baum, und sang mit menschlicher Stimm: „Uns ist ein Kind geboren von einer Jungfrau rein.“ Der dritte König hatt eine Fraue, die gewann ein Kind in derselbigen Nacht, das sprach mit lauter Stimm: „Es ist ein Kind geboren von einer Jungfrau rein.“ Da bereiteten sie sich und all ihr Volk mit großem Reichtum und königlichen Kleidern, auch mit Pferden und mit Mäulern und mit Kameltieren und mit Schätzen. Und wollten den König der Juden suchen und ihn anbeten.

Es ist aber eine Gewohnheit im Morgenland, daß sie bei Nacht reisen, von wegen der großen Hitz, und liegen den Tag still. Und ist zu wissen von den Landen der heiligen drei Könige, daß es sind die drei Länder, so man nennet India. Und sind des mehren Teil Inseln im Meer, und sind umgeben mit Wasser und Moos, mit Schlangen und tödlichen Tieren. Und in der ersten Insel das Königreich heißt Nubia, in dem Land war zu der Zeit ein König, der hieß Melchior. Im andern India war ein Königreich, das hieß Codolia, da war zu der Zeit ein König, hieß Balthasar. Und in dem dritten India war ein Königreich, das hieß Tharsis, und zu der Zeit war da ein König, der hieß Caspar.

Nun schuf es Gott in seiner Weisheit, daß die drei Könige sich auf dieselbig Zeit erhuben aus ihrem Land mit ihrem Volk. Da sie auf den Weg kamen, da erschien ihnen der Stern, einem jeglichen mit seinem Volk besonders. Und leuchtet ihnen in der Nacht nicht wie der Mond, sondern wie der Sonnen Schein. Und zogen des Nachts durch Städt und Dörfer; denn es war zu der Zeit guter Fried, also daß man keine Stadt verschloß. Und zogen mit Volk und Vieh über Berg und Tal und manche grausame Straß ohn Irrung, denn sie däuchet alles ein schlichter und ebener Weg. Und kamen weder Tag noch Nacht in keine Herberg, noch ihre Pferd. Und keiner ihres Volks aß und trank nie nicht, seit sie von Haus schieden, bis daß sie kamen gen Bethlehem. Und däuchet einem jeglichen, daß er von seinem Haus bis gen Jerusalem nicht mehr denn ein Tagreis getan hätt; und waren doch dreizehen Tagreisen gezogen.

Da aber die heiligen drei König, jeder von seinem Land, mit all ihrem Volk kamen bis zwo Meilen zu der Stadt Jerusalem, da bedecket sie ein großer Nebel und eine Finsternis; also verloren sie den Stern. Da kam der König von Nubia und Arabia, mit seinem Volk in dem Nebel zum Berg Kalvaria, da blieb er. Da kam auch alsobald der König von Tharsis, seinen besonderen Weg an den selbigen Berg. Und da ging der Nebel auf, aber den Stern sahen sie nicht. Da kam der König von Codolia mit seinem Volk, da war der Nebel hin und die Finsternis. Und sahen einander, und sahen Jerusalem. Und wiewohl einer den andern nie gesehen hätt, empfingen sie einander mit großen Freuden. Und wiewohl ihrer jeglicher eine besondere Sprach hätt, so

Digitized by Google

däuchet sie doch, ihrer jeder rede des andern Sprach. Und saget es einer dem andern, warum er kommen wär. Da war es alles eine Sach, da wurden sie froh. Da sie aber schnell der Stadt naheten und gen Jerusalem kamen, da wurden sie froh, und meinten, sie fänden da der Juden König. Es war aber Herodes vom Kaiser gesatzt zum König der Juden, und war gar alt. Da fragten ihn die drei König, wo der Juden König wäre, der kürzlich wär geboren worden. „Denn wir haben seinen Stern gesehen im Morgenland, darum sind wir kommen und wollen ihn anbeten." Da erschrak Herodes mit den Seinen; und besendet die Fürnehmsten der Priester und die Schreiber und fraget sie, wo Jesus solle geboren werden. Da sagten sie all: „Zu Bethlehem, in der Stadt Juda, denn also ist geschrieben in den Weissagen." Da Herodes das vernahm, bat er die Könige, wieder zu kommen. Und fraget sie, wie lang es wär gewesen, daß sie den Stern gesehen. Also sendet er sie gen Bethlehem, und sprach: „Nun fahrt hin und fragt fleißiglich nach dem Kindlein! Und wann ihr es findet, so entbietet mir es wiederum, daß ich auch komm und es anbete." Da sie das vernahmen, fuhren sie von dannen. Und da sie aus der Stadt kamen, erschien ihnen der Stern wieder. Des wunderte sie, und erfreuten sich. Und ging ihnen vor, und nachdem er sie gewiesen bis gen Bethlehem, das liegt zwo kleine Meilen von Jerusalem, fanden sie auf dem Weg die Hirten an der Statt, da ihnen der Engel erschien und kund tat Jesu Geburt in Bethlehem Da die Hirten den Stern sahen, liefen sie zu den Königen und sprachen: „In solchem Schein ist uns der Engel erschienen und hat uns die Geburt Gottes verkündet." Und sagten den Königen, wie der Engel mit ihnen geredet hätt, und wie sie das Kind und die Mutter gesehen hätten. Das hörten die Könige und ihr Volk, und merkten die Worte mit Fleiß. Dieweil die Könige redeten mit den Hirten, da gewann der Stern Klarheit und Schein. Und da die Könige von den Hirten schieden, da gaben sie ihnen große Gab und königliche Kleider. Und folgten dem Stern, und kamen gen Bethlehem. Und der Stern leitet sie bis in die Höhl, darinnen Gott Mensch worden war. Da stund der Stern still, und teilet sich zwischen der Mauer und dem Fürschuppen mit solcher Klarheit, daß die Höhl erleuchtet ward und alles, was darinne war. Und der Stern ging wieder auf den Fürschuppen, aber der Schein blieb in der Höhl. Da gingen die heiligen drei König hinein und brachten dem Kind und Marien ihr Opfer.

Das Kindlein war geleget und gebunden in schnöde Tüchlein bis an die Arme. Und lag in der Krippen vor dem Esel und vor dem Ochsen im Heu. Und war Maria bekleidet mit einem weißen Mantel, den sie vornen mit der linken Hand beschlossen; und der Mantel bedecket das Haupt ohn das Antlitz. Und saß auf der Krippen, und hub das Haupt

Digitized by Google

des Kindes auf mit ihrer rechten Hand. Da nun die Könige die Erde küßten, wie Gewohnheit ist im selbigen Land, da legten sie mit Andacht ihr Opfer der Jungfrauen auf ihren Schoß zu des Kindes Haupt. Es war aber König Melchior, der Jesu das Gold opfert, der kleineſt unter den dreien. Und Balthaſar, der König von Codolia, war nicht zu groß, noch zu klein. Caſpar, der König von Tharſis, war der größeſt unter ihnen, und war ein ſchwarzer Mohr. Auch iſt zu wiſſen, daß die drei König aus ihren Landen brachten viel köſtlicher Kleinod, zu opfern dem König, der da war geboren. Aber da ſie ſahen das Kind Jeſus in den Krippen liegen in großer Armut, da war ihnen, als ſtünden ſie in einem glühenden Ofen. Und kamen in große Furcht und Schrecken, daß ſie alles des vergaßen, das ſie zu des Kindes Ehr gebracht hatten. Und da ſie ihre Schätz auf taten, da mocht ihrer keiner mehr opfern, denn was ihm des erſten in die Hand kam. Da war König Melchior der erſt, dem kamen in ſein Hand dreißig gülden Pfennig, die opfert er dem Kind. Darnach opfert König Balthaſar, dem kam in ſein Hand Weihrauch. Zum letzten kam König Caſpar und opfert Myrrhen. Sie waren auch alle drei ſo begierig und andächtig zum Opfer, und in großer Furcht, daß ſie nicht verſtanden, daß Maria, die Jungfrau, zu jegliches Königs Opfer ſprach mit geneigtem Haupt: „Gott genad euch!“

Da aber die heiligen drei König dem Kind ihr Opfer gebracht hatten, von Stund an huben ſie an und ihr Volk, auch ihr Vieh, und aßen und tranken nach der Natur Gewohnheit. Denn ſie hatt Gott geführet von Morgenland bis gen Bethlehem ohn alles Eſſen und Trinken und ohn allen Schlaf. Und blieben den Tag zu Bethlehem und pflagen ihrer Ruhe. Und ſagten dem Volk, warum ſie kommen wären, und wie ſie der Stern mit großem Wunder hätt geführet.

Als ſie aber den Tag zu Bethlehem blieben, da erſchien ihnen der Engel im Schlaf und ſaget ihnen, daß ſie nicht kommen ſollten zu Herodes, und führen einen andern Weg. Da ſahen ſie den Stern nicht mehr, und mußten durch die Land ziehen mit Leuten, die ihnen den Weg wieſen. Und mußten fürbaß eſſen und trinken und ſchlafen wie andre Menſchen. Wie ihrer jeglicher einen beſonderen Weg kommen war aus ſeinem Land, alſo fuhren ſie alle drei heim. Und zogen durch viel fremder Land, und ſagten dem Volk überall, was ſie geſehen und gehört hätten. Da wurden ſie würdiglich empfangen, und gebrach ihnen weder Zehrung noch Koſt, bis daß ſie kamen zu dem Berg Faus.

Dieſe Faſſung des Kindheitsevangeliums ſtammt aus dem Augsburger Paſſional, das der Inſelverlag ſchön erneuert hat: Der Heiligen Leben und Leiden, zwei Bände. Sie wurde für den Zweck dieſes Kalenders zuſammengezogen und ſprachlich überarbeitet.

Digitized by Google

Morgengespräch.

Von Johann Peter Hebel.

Als einst an einem schönen Sommermorgen der Hausfreund mit dem Adjunkt landaufwärts auf der Straße war, die Luft war so heiter und erquicklich, und alle Augenblicke warf ein Baum dem Adjunkt einen Apfel an den Hut, gleichsam ihn fragend, ob er auch wieder da sei; auf einmal, unterhalb Seefelden, dehnte sich der Adjunkt kräftig aus. „Hausfreund," sagte er, „mir ist so wohl. Examiniert mich ein wenig über das Sprüchlein: ‚Du machest fröhlich Alles, was da webet, beide des Morgens und des Abends.'"

Der Hausfreund sagte: „Ich will's probieren. Was heißt das: Du machest fröhlich?"

Sagt darauf der Adjunkt: „Das ist keine Frage, die ich von einem klugen Mann erwartet hätte. Was fröhlich ist, muß man selber wissen. Täglich Heute. — Niemals Gestern. — Morgen kommt selber."

Sagt darauf der Hausfreund: „Ich versteh' euch nicht recht."

Da wollte der Adjunkt fast kurios werden, denn er kann es nicht leiden, daß man ihn nicht gleich versteht. „Wenn man heute eine gute Stunde hat," sagte er, „daß man sie mit Augen und Ohren, Vernunft und allen Sinnen gleichsam in das Gemüth hineintrinkt, und nicht daran denkt, daß es gestern schlimmer war oder auch besser, und ob es morgen besser sein werde, oder auch schlimmer. — Wenn ich an das denken wollte, ich hab's auch schon besser gehabt, als bei euch."

„Nichts für ungut," sagte der Hausfreund. „Was folgt nun daraus?"

„Folgt daraus, daß man ein gutes Gewissen habe. Denn das böse Gewissen kann Gestern und Morgen nie vergessen."

„Fragt sich nun, Adjunkt, was macht er fröhlich?"

„Antwort: Alles, was webet."

„Was versteht ihr darunter?"

„Erstlich und vordersamst," sagt er, „die Spinnen. Denn die Spinne webt ihr Netz, und schlägt gleichsam wie ein Krämer auf dem Jahrmarkt ihren Stand auf, so sie doch nichts feil hat, sondern sie wiegt sich hin und her in der lustigen Morgenluft und zwischen den Rosensträuchen im Garten, und betet in ihrer Art auch das Sprüchlein: Aller Augen warten auf dich, sonst wär' das Sprüchlein nicht wahr. Hernach ißt sie eine Fliege, und wenn's sein kann zwei, weiß nimmer, daß sie gestern keine gehabt hat, und denkt nicht daran, wann der Sperling kommt. Also macht er jedes Thierlein fröhlich in den kurzen Tagen seines Daseins."

„Zweitens, versteh' ich darunter," sagt er, „den Weber. Denn ob er schon in einer dunklen Kammer sitzt, und sich viel rühren und einen dünnen Faden nach dem andern einschießen muß in den langen Zeddel, so sieht er doch, wie sein Thun gedeiht. Das Tuch wird glatt und fest, das Werk lobt den Meister, und wenn er inne haltet, und eine Prise nimmt, denkt er: du nährst dich von deiner Hände Arbeit, wohl dir! du hast es gut."

„Drittens," sagt er, „versteh' ich darunter Mich, den Adjunkt. Denn nach allem Andern webe ich noch lustige Liedlein, Brechräthsel, ja Standreden in euren Kalender, und alle eure Leser haben mich gern. Seht, hier ist nichts," sagte er, indem er die Taschen umkehrte, — „hier ist nicht viel — hier ist die

Digitized by Google

Maultrommel und vier neue weltliche Lieder, die will ich drucken lassen in Reutlingen. Wenn wir fertig sind, sing ich euch eins davon."

„Viertens und endlich," sagt er, „versteh' ich darunter Alles, was webet, das heißt alle Menschen. Denn Weben oder Webern heißt so viel, als sich bewegen. In ihm leben, weben und sind wir. Weben heißt rührig sein mit den Gliedmaßen, Schaffen und Arbeiten mit den Händen etwas Gutes."

„Folgt daraus, Adjunkt?"

„Folgt daraus: Wer die Hände in den Schooß legt und nicht rührig und emsig ist an seiner Arbeit, der kann auch nie recht fröhlich sein, wenn er schon so aussieht. Denn es heißt: du machest fröhlich Alles, was webet."

„Fragt sich nun drittens, Adjunkt, warum heißt es: Beide, des Morgens und des Abends?"

Sagt der Adjunkt: „Weil nicht alle Tageszeiten gleich sind. Habt ihr noch nie geachtet, wann die Schnitter am lustigsten sind? Morgens wann sie hinausgehen, und Abends, wann sie heimkommen. Oder, wann stimmt euer Nachbar, der Schuhmacher, seine Lieder an: Süßer Christ, du, du bist meine Wonne? Am Morgen freut er sich, daß es an die lustige Arbeit geht. Er schneidet das Leder zu und zwingt es über den Leist, und die Morgensonne grüßt ihn zwischen dem Kirchthurm hinein und zwischen der Zehndscheuer. Am Abend freut er sich, daß die Arbeit ein Ende hat und die Ruh kommt. Der Schuh ist fertig, nett und ohne Tadel, die erquickliche Abendluft weht ihm zum Fenster hinein und die Löffel und Gabeln rühren sich schon in der Schublade."

„Gut gegeben, Adjunkt, was folgt daraus?"

„Folgt daraus: Wer sein Geschäft nicht in Ordnung treibt, heute alles thun will, morgen nichts, Vormittags sitzt er im Wirthshaus, Nachmittags muß das Geschäft doch fertig sein, also bleibt er daran bis Mitternacht — einen solchen Menschen kann er nicht fröhlich machen, denn ein solcher respektiert die Tageszeiten nicht."

„Adjunkt," sagte der Hausfreund, „wenn ihr alle Sprüchlein also auszudeuten wißt, so ist an euch ein Pfarrer verloren gegangen. Singt mir jetzt euer Liedlein!"

Da sang der Adjunkt durch Seefelden hinauf das Liedlein vom König Högne. Es war hübsch.

Merk's!

In China, Südamerika und sogar in Sumatra habe ich deutsche Beamte voller Empörung erzählen hören, wie rasch ihre Landsleute die Lokalfarbe annähmen und ihre deutschen Gewohnheiten, Sitten und Gesichtspunkte einbüßten. ... Deutsche Offiziere kehrten entrüstet aus China zurück, weil ihre Landsleute dort englisch sprechen und sogar sehr abgeneigt sind, sich ihrer Muttersprache zu bedienen ... Und Wilhelm von Polentz sagt in seinem „Land der Zukunft": Die Deutschamerikaner sind für die alte Heimat dauernd verloren, politisch ganz und kulturell fast vollständig. ... Deutsche werden englische Staatsbürger, kein Engländer läßt sich in Deutschland naturalisieren. Millionen von Deutschen sind Amerikaner geworden, keine Amerikaner werden Deutsche. Collier.

Digitized by Google

Östliches Märchen.

Von Rudolf G. Binding in Buchschlag (Hessen).

Im Morgenlande lebte einst ein reicher Kaufmann, der eine schöne Tochter hatte. Vornehme Jünglinge der Stadt bewarben sich um sie; aber das Mädchen erklärte sich für keinen und sagte zu ihrem Vater: „Ich will einen haben, der etwas kann, was kein andrer kann." Diese Worte der schönen Kaufmannstochter verbreiteten sich im ganzen Lande.

Nun wohnten in einer anderen Stadt drei Brüder; von ihnen besaßen zwei eine schätzenswerte Kunst, von der sie wohl sagen konnten, daß sie kein andrer verstünde. Die beiden schickten sich an, zu der schönen Kaufmannstochter zu gehen. Da sagte der dritte zu seinen Brüdern: „Gewiß verstehe ich keine solche Kunst wie ihr; aber auch ich glaube, etwas vollbringen zu können, was kein andrer vermag; ich will mit euch gehn." Die beiden lachten: „Es wird etwas Rechtes sein!" sagten sie. „Was ist es denn, was du glaubst vollbringen zu können?" Und so drangen sie lange in ihn. Der dritte aber schwieg beharrlich.

Nichtsdestoweniger machte er sich mit den andern auf und alle drei kamen in jene Stadt, wo das begehrte Mädchen wohnte. Sie begaben sich zu dem Kaufmann und sagten: „Wenn Eure Tochter einen Mann nehmen will, dem eine ganz besondere Kunst eignet, jeder von uns glaubt eine solche dartun zu können." Und der erste fuhr fort: „Meine Kunst ist diese: so oft etwas verloren ist, so weiß ich, wo es ist." Der zweite sagte: „Ich kann ein Pferd von Holz machen, das fliegt; jeder der es besteigt wird in der Luft schweben wie der Thron des Königs Salomo und kann es lenken, wohin er mag." Der dritte aber sprach: „Ich weiß von meiner Kunst nichts; aber ich glaube, ich könnte durch ein Feuer gehen." Da lachten die beiden Brüder und sagten: „Wozu soll dir das nützen? Du wirst nie dazu kommen, deine Kunst zu üben; denn ehe du sie erweisen kannst, mußt du durch Flammen gehn. Das ist leichter gesagt als getan. Du wirst umkehren, wenn dir zu heiß wird."

Indessen ging der Kaufmann und berichtete seiner Tochter alles, was die Brüder gesagt hatten. Sie aber wurde ernst und nachdenklich, als sie über die drei Männer und ihre Künste nachsann, und wußte sich nicht zu entscheiden. Zur Nachtzeit jedoch erhob sie sich, nahm die brennende, mit Öl wohlgefüllte Ampel ihres Schlafgemachs vom Haken und ging heimlich aus dem Hause und aus der Stadt. So wanderte sie weit hinaus ins unbewohnte Gebirge, das noch nie eines Menschen Fuß berührt hatte, und gelangte endlich auf einen einsamen, gewaltig hohen, kahlen Gipfel, der

Digitized by Google

rings durch einen dichten Wald von den Tälern und der Tiefe geschieden war. Dort machte sie halt, als ob sie den Ort gefunden hätte, der für ihr Vorhaben taugte. Indem sie an den Rand des sie umschließenden Waldgürtels zurücktrat, goß sie das Öl ihrer brennenden Lampe in das niedere Buschwerk, warf diese zugleich hinein und sprach:

Wind, wehe!
Wald, vergehe!
Feuer verzehrt dich.
Liebe begehrt mich.

Da fing der Wald Feuer und der Wind jagte es weiter im Kreise um den Gipfel, so daß das Mädchen rings von einem Flammengürtel umgeben war, als der Tag anbrach.

In der Frühe vernahm der Kaufmann, daß seine Tochter verschwunden war, und keiner, den er fragte, wußte von ihrem Verbleib. Da ging er jenen der drei Jünglinge an, der da gesagt hatte, so oft etwas verloren sei, wisse er, wo es sei. Und nach kurzem Besinnen antwortete er: „Eure Tochter sitzt auf der Höhe eines unnahbaren Berges eine Tagereise von hier gegen Morgen." Kaum hatte das der zweite vernommen, so schnitzte und zimmerte er in Eile das fliegende hölzerne Pferd zusammen, und kaum daß es fertig war, schwang sich der dritte hinauf und erhob sich mit ihm in die Luft.

Als er in die Nähe des Berges gelangte, gewahrte er den Feuerring, in dessen Mitte das schöne Mädchen wohlbehalten, doch zitternden Herzens saß; und obwohl er ihn mit dem hölzernen Pferd hätte überfliegen können, achtete er es doch gering, sie so zu gewinnen, und lenkte am Fuß des brennenden Waldes sein Pferd zur Erde. Dann schritt er raschen Mutes in die Flammen hinein.

Das Feuer umbrauste ihn. Brennende Stämme schlugen auf seinen Leib. Die Kleider flogen flammend von seinen Gliedern. Tausend heiße Zungen fuhren zischend über seine Haut. Verkohlt, geschwärzt, blutend und kaum noch atmend erreichte er den Gipfel und sank der Schönen zu Füßen.

Sie aber küßte ihn und pflegte ihn mit ihren Händen. Und wo sie ihn berührte, da war es wie ein wohltätiger Balsam, so daß seine Wunden schnell heilten.

Als sie nach Wochen geheilt waren, wählte die Kaufmannstochter zwischen den drei Freiern. Und obwohl er von vielen Narben entstellt war, sagte sie: „Der für mich durchs Feuer gegangen ist, den will ich."

Digitized by Google

Das Friedensmahl.

Von Auguste Supper in Korntal.

Johann Weber und Georg Nagel hatten einen langen, eintönigen Weg zu ihrer Arbeitsstelle am Straßenbau. Zwischen lehmigen Äckern führte er hin, an einer weiten Geröllhalde vorüber, deren Ursprung niemand kannte, und auf der ein mächtiger Lindenbaum ragte seit Menschengedenken.

Kam ein Fremder an diesem Baum vorbei, so mußte er wohl Zwiesprache halten mit ihm, mußte fragen: Wie kommst du da her, du Einsamer? welches ist dein Schicksal, was sahest, was erlebtest du?

Vielleicht drängten sich diese Fragen auch den Einheimischen auf. Aber es kam ihnen nicht zum Bewußtsein. Ihre Gedanken über solche Dinge stiegen nie ganz hoch.

So wußten sie nicht, warum sie gerne am Sonntag zu dem gewaltigen Baum kamen. Sie meinten wohl, es sei des schönen Schattens wegen. Aber Schatten gab es auch in ihren Obstgärten, in den engen Gassen von Neunstetten. Da hätten sie nicht den harten Weg durch die sonnenheißen Äcker machen müssen.

Sie saßen dann im Geröll, bis ihnen die Knochen weh taten. Ein dumpfes Träumen war in ihnen, und die Stunden schlichen. Sonntag, meinten sie, sei das.

Wenn sie aufstanden und die Glieder reckten, sagten sie wohl: „Schlecht sitzt mer do." Aber von dem, was ihre abwesenden Seelen irgendwo erlebt hatten, wußten sie nichts.

Wenn die beiden Männer bei ihrem täglichen Arbeitsgang an dem Baum vorbeikamen, sahen sie ihn nicht. Der Werktag lag um ihn her wie eine Tarnkappe.

Außer den zwei Neunstettern waren nur Italiener auf der Arbeitsstelle. Eine laute, bunte Bande, von denen die meisten sehnig, jung, blitzäugig waren. Einige nur standen im Alter der beiden Neunstetter. Aber auch mit ihnen war schwer zusammenzukommen, denn sie sprachen ein Deutsch, in dem das Welsche vorschlug, und weder Georg Nagel noch Johann Weber verstand das Gemisch reinlich zu sichten.

So waren die Neunstetter auf sich angewiesen. Ob ihre Hauen im Takt gingen mit denen der Welschen, im Innern gab es wenig Übereinstimmung.

Ein großes Zelt war seitwärts im Acker aufgeschlagen für die Straßenarbeiter. Lange Brettertische und ungehobelte Bänke standen darin, und im Hintergrund schaltete der schwarzhaarige, lachende, junge Koch der Welschen. Zwei große Kessel über zwei Feuerstellen hatte er zu bedienen, und den Neunstettern war es zum Verwundern, wie flink und vergnügt

Digitized by Google

er sein Werk tat. Oft war ein Sieden, Schmoren, Braten im Zelt, daß die Düfte weithin durch die Luft zogen.

Die beiden Neunstetter füllten die großen Nasen mit den Gerüchen. Es duftete so anders als die Suppen, die ihnen am Abend ihre Weiber kochten. Sie wußten nicht, was sie daraus machen sollten.

„Für was hältst d' 's?" fragte leise der Johann den Schorsch.

„G'sottene Schnecke' und Roßfleisch," gab ebenso leise der Gefragte zurück, spuckte aus und arbeitete weiter.

Der Koch mit seinen blitzenden Zähnen und blitzenden Augen machte sich zuweilen an die beiden, wenn er sah, wie sie ihr hartes Brot und den Speck aus den grünen Rucksäcken kramten und abseits vom geselligen Zelt einsam ihre stumme und kümmerliche Mahlzeit hielten. „Mitessen", sagte er lachend in seinem welschen Deutsch, „miteſſen, gute Essen bei uns, nix Brot, gute Essen."

Aber die zwei schüttelten die Köpfe zu solcher Einladung. Die Welschen sollten doch nicht glauben, daß Neunstetter Männer den gleichen Fraß brauchen konnten, wie Halbwilde. Am Rain, unfern vom Zelt, blieben sie sitzen, lauschten hinüber nach dem verworrenen Lärm der Tafelnden, nach dem Lachen, Sprechen, Tellerklappern, und es war ihnen eine fremde, eine verachtete Welt, die dort drüben toste.

Einmal war ein kalter, feuchter Tag. Man konnte nicht am Raine unter freiem Himmel sitzen. Nebel hingen über dem Gelände, und gelbrote Wasserpfützen, die Überbleibsel einer dunklen Regennacht, standen allerorten. Die Welschen aber pfiffen und sangen bei der Arbeit, als sei strahlender Sonnenschein. Sie schwatzten was kein Mensch verstand und gebärdeten sich, als sei etwas Besonderes los. Mürrisch und unwirsch hackten und schaufelten die Neunstetter Männer im Nebelgerieſel.

Aus dem Zelt kam das vorbereitende Tellerklappern, das leise, helle Pfeifen des arbeitenden Kochs. Immer das gleiche Liedlein pfiff dieser Schwarzhaarige. Johann Weber, der beim Gesangverein von Neunstetten vorne dran war, hatte die Weise schon ganz in den Ohren. Sie erinnerte ihn an etwas, klopfte immerfort an sein Inwendiges an. Aber er kam nicht dahinter, was sie von ihm wollte, und woher sie ihm vertraut sei.

Würziger, lockender als je kamen heute die Düfte aus den brodelnden Kesseln. Georg Nagel sah auf seine Uhr. Der Hunger fing an, ihn zu plagen. Aber es kam ihm vor, als sei es kein Hunger nach hartem Roggenbrot und zähem Speck. Er richtete sich auf an seinem Hauenstiel und blickte nach dem Kameraden aus. Der stand ganz nahe, hatte auch die Nase in der Luft und witterte.

„Für was schätzst d' 's?" fragte leise der eine.

„E' fette g'schmälzte Supp'", gab ebenso der andere zurück.

Digitized by Google

Sie spuckten in die Hände und hackten weiter, und das nasse Geriesel sprühte ihnen ins Genick.

Und nun gab der Koch sein gebräuchliches Zeichen. Mit dem Kochlöffel trommelte er auf der umgestürzten Blechschüssel und rief dazu gellend etwas Welsches.

Es war ein Höllenlärm, den auch die Entferntesten hören mußten. Schneller noch als sonst ließen heute alle ihre Werkzeuge fahren, lachten, schrien und drängten in buntem Gewimmel dem trockenen Zelt und den angestammten Plätzen zu.

Auch die Neunstetter legten die Hauen weg; aber sie taten es ohne Lärm und bedächtig. Dann zogen sie die Schnupftücher und wischten sich die Hälse und die Gesichter. Sie sahen sich an, als warte jeder, daß der andere etwas sage. Dann stampften sie durch den nassen Lehm hinüber zu ihren Rucksäcken, die hart am Zelt im Trockenen lagen.

„Schorsch!"

„Hm!"

„Heut sitze' mer 'nei'."

Und sie setzten sich hinein nahe dem Eingang an die Zeltwand. Es war ihr gutes Recht, nicht etwa eine Gnade, die die Welschen ihnen gewähren oder verweigern konnten.

Zusammengedrängt, wie zwei Wellensittiche, saßen sie, nicht beachtet von der lärmenden Schar.

Sie hielten ihre Rucksäcke auf den Knien, schnitten versteckt, als dürfe das niemand sehen, ihr Brot ab und kauten mit ernsten, fast finsteren Gesichtern.

Johann Weber nahm sein regennasses Hütlein, das sonst den langen Arbeitstag hindurch nicht von seinem Kopf kam, bedächtig ab und legte es neben sich. Er tat es mit einer fast feierlichen Gebärde, als nehme er eine symbolische Handlung vor. Eine Handlung, die anzeigen sollte, daß er hier innen im Zelt bei sich zu Hause, und nicht Gast bei den Fremden sei. Im Hintergrund hantierte der Koch mit einem triefenden Schöpflöffel. Die Neunstetter wußten, daß er und sein lautes, lachendes Gehaben sie nichts anging. Aber sie mußten doch nach ihm hinsehen und sich seiner Emsigkeit, seiner Beweglichkeit wundern.

„Wie e' Zeisig im Baum ist der Kerle", sagte ganz verstohlen der Schorsch zum Johann.

Und auf einmal erspähte der Vielgeschäftige bei den Kesseln die zwei Neunstetter. Er kam heran, grinsend, mit lachenden Augen. „Wollen nicht Risotto, wollen nicht?" fragte er eifrig und machte die Gebärde des Schöpfens.

Die beiden schauten auf, Messer und Brot in den Fäusten, den harten Bissen im Mund. Sie blickten sich an und schüttelten langsam die Köpfe.

„Wollen nix?" fragte der Welsche enttäuscht und gedehnt und bückte sich

Digitized by Google

nach dem Hütlein, das neben Johann Weber lag. Ein welkendes Lindenzweiglein, an dem die winzigen, grünen Nüsse hingen, zog er aus dem Hutband.

„Ist von meine Baum," sagte er lachend, „kenne gut."

„'s ist von gestert, vom Sonntich her", murmelte erläuternd Johann Weber, zu seinem Gefährten gewendet, damit der nicht meine, ein ernsthafter Neunstetter Mann habe am Werktag etwas mit blühenden Linden zu schaffen.

„Ist meine Baum", wiederholte lachend der Koch und blitzte die zwei mit seinen dunklen Augen an, und sagte viel Welsches, das sie nicht verstanden. Dann fragte er noch einmal: „wollen nix gute Essen? is nix Gift, nix Gift".

Johann Weber stand langsam auf und tat ein paar Schritte auf die Kochkessel zu. Mit langem Hals, als dürfe er nicht zu nahe kommen, schaute er hinein.

Da wurden ein paar von den Schwatzenden und Essenden an den Holztischen still und blickten auf den Neunstetter. Sie fingen an, Unverständliches zu murmeln, als der Mann wieder zurücktrat.

„Schorsch," sagte Johann zu dem Gefährten, „aussehe' tut's net schlecht und rieche tut's gut. Wöllet mer?"

„Jo," murmelte der Gefragte, „beim Kommis hot mer oft au' net g'wüßt, was mer ißt."

Die Welschen an den Tischen schauten jetzt alle her. Lachend die einen, unmutig die andern.

„Is Teufel drin, *Diavolo grosso*", schrie einer. Da gab es ein Gelächter und Rufe, die drohend, oder doch zornig klangen.

„Komm," sagte Johann, „sie werdet wild wie d'Horniß. Esse' mer halt, in Gotts Name'!"

Sie nahmen zwei leere Teller von einer Bank und ließen sie sich füllen und waren auf einmal umringt von den lachenden Welschen.

„Is mein Namenstag heut, mein Jahrtag," schrie der Koch, „alle lustik, alle gut essen."

Die Neunstetter wollten lachen. Aber sie waren verwirrt und benommen, wie sie so im Mittelpunkt all des Lärms standen, und sie trauten nicht, ob der Koch sie nicht zum Narren habe.

Sie arbeiteten sich an ihre alten Plätze durch und aßen dort von der welschen Speise.

Da setzten sich die andern wieder an die Tische, sprachen durcheinander, lachten und drehten die Köpfe nach ihren Gästen.

„Iß sauber aus," flüsterte Johann, „sonst werdet se rabiat."

Und sie aßen, bis die Löffel auf dem Blech der Teller kratzten. Der Koch kam herüber, sah die getane Arbeit, lachte und fragte viel Welsches.

Sie schüttelten die Köpfe. „I' tät Vergelt 's Gott sage', wenn i' welsch könnt", meinte Johann, halb zum Koch und halb zum Schorsch gewendet.

Digitized by Google

Sonst pflegten sich die zwei nach dem Essen unter den Haselbusch zu legen, der unfern von ihrem Arbeitsplatz im Gelände stand. Heut blieben sie sitzen, wo sie saßen und lehnten die Köpfe an die Zeltwand.

Die Welschen lärmten noch eine Zeitlang fort an den Tischen, dann legten sie die Arme auf die Platte, die Köpfe drauf und fingen zu schlafen an.

Die Neunstetter blinzelten durch die Augenlider. Wenn man die Fremdlinge so liegen sah, still, friedlich, ohne Lärm und Grimassen, dann glichen sie fast den rechten Leuten. Der eine dort mit dem blaugestreiften Hemd, der, dem ein Finger an der rechten Hand fehlte, sah auf ein Haar dem Eberle gleich, dem Sägmüller.

Und der Koch, der jetzt ganz still und sorglich das Geschirr aufwusch und dazu sein Liedlein so leise und zart pfiff, als wolle er die Schläfer nicht wecken, er glich — — —

Sie waren eingenickt die Neunstetter Männer.

Am Feierabend kam die Sonne heraus, die sich den ganzen Tag versteckt gehalten hatte. Ein grelles Glitzern war über dem Land, ein hartes Leuchten, wie es nicht lange währen kann.

Und mitten darin stand der Koch auf einem Haufen geschlagener Steine, hatte sein Feierabendgewand an und eine rote Blume hinter dem Ohr. „Jahrtag heut, alle lustik!", schrie er den Neunstettern zu, die, ihre Rucksäcke und die steinernen Mostkrüge auf dem Rücken, an ihm vorüberschritten, der Heimat zu.

„Wünsch' Glück!", stieß Georg Nagel neben der Feierabendpfeife hervor, die er zwischen den Zähnen hatte.

„Er hot uns bloß für Narre'", meinte Johann Weber.

Sie gingen ihren einsamen Weg wie jeden Abend. Hinter ihnen blieb der Lärm der Welschen.

Der Lindenbaum tauchte auf, inmitten der öden Halde voll steinigen, grauen Gerölls. Hochragend, schweigend stand er gegen den Himmel, gegen die sinkende Sonne, die einen goldenen Schein um seine runde Krone wob. Nie hatten die Neunstetter sonst auf dem Heimweg den Baum gesehen, den Sonntagsbaum.

Heute war's, als ob er ihnen den Pfad vertrete, daß sie nicht vorbeikonnten.

„Du," sagte der Schorsch, „möcht' wisse', wie alt er ist?"

„Der Baum do?" fragte Johann.

„Noi, der Kerle, wo de Welsche kocht. Er sächt doch, er häb' heut' sein Namenstag."

„Der sächt viel", entgegnete kurz der andere und nahm den Hut ab, um zu sehen, ob der kleine, welke Zweig noch daran stecke. Es war ihm eingefallen, daß der Koch gesagt hatte: ist von meine Baum, kenne gut.

Und nun strich der Abendwind durch die Linde und schimmernde Tropfen

Digitized by Google

sprühten über die Steine und über die zwei Männer. „No", sagte Georg Weber unmutig und trat zurück, als hätte der Baum einen üblen Scherz mit ihm gemacht.

Sie schritten weiter, der Heimat zu. In der Linde schmetterte ein Vogel sein Lied, als lache er hinter ihnen her. Und dann ging er über in eine leise Weise. Johann Weber, der beim Gesangverein war, hob den Kopf und merkte, daß es das Lied des Kochs war, das der Vogel pfiff, und das ihm immer so bekannt geklungen hatte. Es mußte auch einen Text dazu geben. Aber der fiel ihm nicht ein, der stieg nicht ganz hoch in ihm. Aus den fernen Dächern von Neunstetten wirbelte der Abendrauch. Dort kochten die Weiber die Suppen.

„Schorsch", sagte Johann und verhielt den Schritt, „ei'mol hänt mir jetzt mit de' Welsche' g'gesse', i' schätz', mir esset wieder mit 'n."

„Isch mir recht", entgegnete der andere und nahm die Pfeife aus dem Mund. „'s send Leut', wie mir au'. Der, mit dem g'streifte Hemed, sieht grad wie d'r Eberle aus, der Sägmüller."

„Und der Lustig mit seiner rote Blum hinter'm Ohr —"

Sie gingen auseinander mit kurzem Gutnacht, ohne sich über den Koch näher auszusprechen.

So wäre der Friede angebahnt gewesen mit jenem Mahl. Aber in der Nacht, als die Welschen ihres lustigen Kochs Namenstag festlich begingen, hat der, der dem Sägmüller Eberle gleichsah, den Gefeierten erstochen.

Die zwei Neunstetter saßen auch fernerhin am Rain, aßen ihr hartes Brot und den zähen Speck aus den Rucksäcken und sogen den Duft in ihre großen Nasen, der aus den Kesseln im Zelt stieg, an denen ein neuer Koch hantierte. Nicht flink und froh wie ein Zeisig war dieser Neue, und nie hat er die Männer zu Tisch gebeten. Sie hätten auch schwerlich noch einmal mitgehalten. Es war ihnen, als sei Blut in die fremde Suppe geträufelt.

So oft sie der Heimat zuwanderten, stand jetzt der Lindenbaum am Weg, der seitdem nur Sonntags in der Welt gewesen war. Ein lachender Bursche mit der roten Blume hinter dem Ohr war dann nicht weit. Sie wußten nur nicht wo. Hinter ihnen her klang das Lied, das Johann Weber kannte, zu dem er aber den Vers nicht wußte.

Einsam, schweigend, ruhevoll ragte der Baum. Wenn längst die Schritte der Männer verklungen waren auf dem harten Weg, auf dem sie der Abendsuppe entgegengingen, dann rauschte er leise im Nachtwind. Und er raunte von den zeitlosen Dingen, die kein Neunstetter ausdenkt. Mag sein, daß der Lustige mit seiner roten Blume das Raunen verstand, weil ihm der Baum so vertraut war. Aber die Wissenden müssen verstummen. —

Digitized by Google

Charakter der Deutschen.

Von Karl Julius Weber (1835).

Der Feind unserer Nachbarn am Rhein ist der Leichtsinn, unser Feind der Schwersinn. Das Ausland kann uns wegen Fresserei und Völlerei nicht mehr anzapfen, oder thut es mit Unrecht; aber sollte es nicht mit einigem Rechte uns immer noch Schwerfälligkeit, Grobheit und Verdrossenheit in Kleinigkeiten (les querelles d'Allemand)[1]) vorwerfen?

Unsere Altvordern überlegten alles Wichtige zweimal; einmal im Rausche und einmal in der Nüchternheit, aber dann handelten sie, und wie? — wie Deutsche mit dem rechtlichsten, langsamsten und größten Ordnungssinn, der je einer Nation zu Theil ward, die man daher ohne alle Gefahr mit den vielen Reglements der Staatsmaschine verschonen dürfte; wir aber verloren in Fesseln alle Schnellkraft und sanken vereinzelt in dumpfen Knechtsinn. Daher unsere Nationalzüge Nachahmungssucht, Kleinigkeitsgeist und ungemein geringe oder bescheidene Meinung von uns selbst, die oft wahrer Hundedemuth gleichkommt. Diese gottverdammliche Hundedemuth hat der Franzose im Sinn, wenn er von oben, von der Polizei oder Schildwachen unartig behandelt ausruft: Est-ce qu'on me prend pour un Allemand?[2]) — Der Britte wird unter einem John Bull vorgestellt, der doch noch um sich stößt; uns personificirt der deutsche Michel, der sich selbst einen Tritt vor den Hintern gefallen läßt, und fragt: „Was beliebt?" —

Wenn mir im Auslande ein Mann aufstößt, zu unbehüflich für einen Franzosen, zu ceremoniös für einen Britten, zu treuherzig für einen Italiener, zu biegsam für einen Spanier, zu lebhaft für einen Niederländer, zu bescheiden für einen Russen, ein Mann, der mit schiefen Bücklingen sich andrängt, und mit unbeschreiblicher Entsagung Allen huldigt, die er für vornehmer hält als sich, so sagt mir mein Herz und mein Blut im Gesicht: „Das ist Dein Landsmann!" Der berühmte Tanzmeister Marcel, zu dem einst ein Mann in den Tanzsaal trat und sich für einen Engländer ausgab, rief: „Sie ein Britte, der Theil hat an der Gewalt und Verwaltung seiner Insel? Nein! Dieser niedergesenkte Kopf, dieser schüchterne Blick, dieser ungewisse Gang verkündigen mir nichts als den betitelten Diener eines deutschen Fürsten."

Sein, nicht Scheinen, ist doch immer der schönste Zug im Charakter meiner — fast hätte ich Nation gesagt — meiner stillen, häuslichen, genügsamen, arbeitsamen und ehrlichen Landsleute. Der Deutsche scheint beim ersten Anblick selten was er ist, und kommt dem Fremden noch linkischer und schwerfälliger vor, als er wirklich ist; aber hinter dieser schlichten, ruhigen Außenseite wohnt häufig ein gebildeter Geist, Nachdenken und tiefes Gefühl für Pflicht und Ehre, Häuslichkeit und Fleiß. Redlichkeit ist doch noch vorzugsweise hier zu Hause, und man ist Nachts auf den Poststraßen sicherer als in den Gassen von London und Paris. Wir gleichen unsern Rheinweinen und dem Pumpernickel — gesund und derb, aber nicht süß.

Milder Ernst, Beharrlichkeit im Nachdenken und Arbeiten, Mäßigung in Leidenschaften und Neigungen ist deutscher Charakter, und ein solcher Charakter führt von selbst zur Gutmüthigkeit. Die dem Deutschen so oft vorgeworfene Charakterlosigkeit ist natürlich gegründet in der Verschiedenheit seiner Völker und ihrer Regierungsformen, in der Religion und Sprache und in der wirklichen

[1]) Zänkereien eines Deutschen. — [2]) Hält man mich für einen Deutschen?

Digitized by Google

Mannigfaltigkeit deutscher Sitten und Gebräuche. Aber gerade dies macht, daß Aufklärung weit ausgebreiteter bis in den entferntesten Winkel sich vorfindet, während in England und Frankreich sich Alles nach der Hauptstadt drängt und modelt. In den kleinsten deutschen Städtchen findet man Männer, wie man sie nur in Hauptstädten, in Paris und London selbst findet, und jeder einzelne Staat bildet eine Art freier Oppositionspartei gegen den andern, die sich Wahrheiten sagt; ein Fürst, der sich in seinem Lande nicht gerne Wahrheiten sagen läßt, konnte solche vor 1792 leicht vom getreuen Nachbar gedruckt zu lesen haben, und so muß es wieder kommen, wenn es besser werden soll.

Vermöge unserer Gutmüthigkeit sind wir, wie ich behauptet, geselliger, als selbst die Franzosen; wir führen die Fremden sogleich in unsere Gesellschaften und selbst in unsere Familien; wir führen sie ins Wirthshaus, und unsere tables-d'hôte sind eine fast ausschließliche deutsche Sitte, die der denkende Ausländer am meisten zu schätzen weiß, weil er da am meisten lernt, in ungenirter Gesellschaft ist, und von Wirthen am wenigsten geprellt werden kann. Etwas weniger aufrichtig dürften wir aber schon in gewissen Fällen und gegen gewisse Menschen sein, damit die Franzosen bei diesem Punkte nicht mehr sagen: Vous me prenez pour un Allemand? vorzüglich gegen solche, von denen der Plattdeutsche sagt: „he is so uprichtig as een Koschwanz."

Hart ist des Deutschen Himmel und Klima, hart und fest wie seine Eiche soll auch sein Sinn sein, und es kann nicht schaden, wenn wir unsern Landsleuten zurufen, wie der Thüringer Schmied seinem zu weichen Landgrafen, der incognito vor ihm zu stehen glaubte, mit jedem Hammerschlag zurief: werde hart, Landgraf! Der Italiener nennt Deutschland von alten Zeiten her la Magna; [1]) auf dem Wege der Härte kann es dies am ehesten werden.

Das größere Deutschland.

Von Rudolf Kjellén.

Deutschland ist „das Reich der Mitte" in Europa. Dies ist das zentrale Faktum in seiner eigenen Stellung. Es hat keine Seite frei so wie andere Großmächte, kein Expansionsgebiet an der eigenen Tür. Auf allen Seiten ist es von alten und großen Kulturländern umgeben; es liegt von Natur aus zwischen anderen Großmächten eingekreist.

In jedem Augenblick einem konzentrischen Druck ausgesetzt, ständig umringt von mächtigen Nachbarn, die seine Feinde werden können, ist es von der europäischen Konstellation abhängiger als irgendeine andere Weltmacht. Wenn es überhaupt an der planetarischen Konkurrenz teilhaben will, dann muß es stark genug sein, den Kampf mit jeder nur möglichen Kombination in Europa bestehen zu können. Gerade in der geographischen Lage in der Mitte liegt also der Schlüssel für den militärischen Charakter des modernen Deutschlands und gleichzeitig die natürliche Erklärung für gewisse Züge von Zaudern und scheinbarer Unsicherheit in seiner auswärtigen Politik.

Aber es ist auch klar, daß alle diese schwebenden Vorstellungen sich um dasselbe große Ziel bewegen: Deutschlands kontinentale Gebundenheit

[1]) Das Große.

Digitized by Google

zu überwinden und ihm mehr Raum und Luft zu verschaffen. Die heutige politische Karte zeigt sich nämlich immer mehr als ein ihm zu kurz gewordenes Kleid, dem außerdem etwas vom Charakter einer Zwangsjacke anhaftet.

Die Schwäche des deutschen Zukunftsprogramms rührt ganz einfach daher, daß der Boden anfing zur Neige zu gehen, als sich Deutschland bei der Verteilung einstellte. Rivalen mit jahrhundertealten, kolonialen Traditionen hatten bereits die besten Plätze mit Beschlag belegt. Als erstes unter ihnen erblickt es England. Es findet England direkt gegen sich auf seinen beiden größten Zukunftslinien, der äquatorialen, die einen Querbalken über die Kap—Kairobahn legen, und der levantinischen, die der Verbindung Kairo—Kalkutta einen Riegel vorschieben würde. Das ist Stoff für zwei Faschodakonflikte. Aber diese direkten Reibungen sind nur vereinzelte Symptome eines Interessengegensatzes, der den ganzen Erdkreis umfaßt, weil England nunmehr in Deutschland seinen Hauptrivalen auf dem Weltmarkt und dem Weltmeer sieht.

Deshalb trat auch England mit der Leitung und Initiative bei den diplomatischen Kombinationen hervor, die die Entwicklung Deutschlands in äußerer Hinsicht hindern wollen. Von ihm ging der Gedanke an diese „Einkreisung" aus, die ein eisernes Band um Deutschland in Europa legen sollte. Die Marokkokrise 1911 hat das deutsche Volk gelehrt, daß es an England vorbei keinen Weg zur Weltmacht gibt. Unter diesem Eindruck hat man in nationalistischen Kreisen mit steigendem Ernst die Frage zu diskutieren begonnen, ob dieses Ziel überhaupt auf friedlichem Wege zu erreichen sei.

Englisches Machtstreben ist vor allem gesund und lebenskräftig: ein nüchterner Blick, ein starker Griff ins Dasein und ein hartes Anfassen desselben. Es ist in erster Reihe ein dominierender Sinn für Realitäten: Mißtrauen gegen Phantasien, Vorliebe für „things" vor „sounds", Neigung, „short views of things" zu nehmen, zusammen mit einer wunderbaren Fähigkeit „the most of it" zu tun. Mit diesen Eigenschaften wurden die Engländer die Lehrmeister der Welt in der Kunst zu kolonisieren. Sie greifen nicht gern auf einmal nach großen Zielen; ihr Fortschreiten geschieht in kleinen Schritten, aber mit einer Ausdauer, die sich zur brutalen Energie einer Bulldogge steigern kann, falls sie jemand auf dem Wege zu der vor Augen liegenden Aufgabe hindern will. Es ist eine gewisse Neigung, jeden Tag seine Sorge haben zu lassen, aber gleichzeitig eine unvergleichliche Intensität des Willens, jedem Tage im Dienste der Entwicklung einen Inhalt zu verleihen.

Zu den natürlichen Hilfsquellen des britischen Reiches ist daher auch die imponderabile Kraft zu rechnen, die in dem unbedingten Glauben des Volkes an sich selbst und an seine hohe Mission liegt. Die Engländer sind ein Herrenvolk, ausgeprägter als irgendein anderes seit den Tagen der alten Römer, und für ihren Willen zur Macht existieren keine anderen Grenzen als die unseres Planeten. Der Blick über die Welt, jenes Schauen in die Weite, das kleinen und in engen Grenzen wohnenden Nationen für immer verwehrt ist, ist ihnen angeboren; uferlos, wie der Ozean vor den Toren des Heimatlandes, ist ihr Expansionstrieb; die wunderbare Ausdehnung des Reiches hat ihn gestärkt, die Erfahrung der hervorragenden Lebenskraft der englischen Institutionen hat ihn zur Reife gebracht, bis er ins Blut überging und ein Teil des englischen Wesens wurde. Eine solche Macht in den Tagen der Gesundheit wird nie im Ernst und definitiv „saturiert".

Digitized by Google

In Wirklichkeit gibt es nur die Wahl zwischen „Weltmacht oder Niedergang“ (Bernhardi). Entweder muß Deutschland die Aufgabe mit der ungeheueren Anspannung aller Kräfte, die darin liegt, auf sich nehmen, oder es muß sich für die Zukunft darein finden, sein Dasein als eine Macht zweiten Ranges „ohne Mitgestaltungsrecht in dem kommenden Weltalter“ dahinzuschleppen. Dieser Gedanke ist es, der den Patrioten des großen Landes unerträglich erscheint.

Die große Frage ist die, ob diese Lehren bei der tiefen Masse des deutschen Volkes schon hinreichenden Widerhall finden. Die imperialistischen Rufer scheinen manchmal eher daran zu zweifeln als zu glauben. Es ist eine alte Klage, daß „Deutschlands schlimmste Feinde nicht Ausländer sind“ (Arndt 1809). Mit Bitterkeit reden die großdeutschen Verfasser von dem „ideellen Pauperismus“ in der Heimat, der Spießbürgerlichkeit und kleinstädtischen Perspektive des Volkes, der Gleichgültigkeit der Presse, der Furcht des Kapitals vor Risiken in den Kolonien. Der Welteroberungstrieb scheint noch nicht in vollem Ernst erwacht zu sein bei einem Volk, das dazu verurteilt war, Jahrhunderte in der größten Zersplitterung zu leben, welche die Geschichte kennt. Vielleicht liegt dieser Trieb von Anfang an ihm nicht im Blut, die norddeutsche Ebene bietet ja keine so weiten Perspektiven wie die Steppe Rußlands und die Prärie Nordamerikas oder das Meer an der Küste Englands. Es sah wirklich so aus, als ob das heutige Deutschland, was den Blick über die Welt und das planetarische Machtverlangen betrifft, das die psychische Voraussetzung für die Großmacht ist, unter den anderen stehe.

Andererseits darf man sich jedoch darin nicht täuschen, daß in neuester Zeit in der Tiefe der Volksseele eine Veränderung vor sich gegangen ist. Es sieht wirklich so aus, als ob der nationale Wille zum Wachstum neuerdings, um die Zeit der Marokkokrisis und nachher, im selben Maße wie die Machtentwicklung selbst fortgeschritten ist. Mit der Aufgabe und dem Risiko ist das Volk gewachsen. Denn dieses Volk besitzt noch alle Anzeichen einer physischen, psychischen und moralischen Gesundheit. Es ist ein Volk, das nicht nur auf der Höhe der Kultur, sondern auch auf der der Lebenskraft und des Lebensmutes steht. Aus solchem Stoff werden Weltmächte geformt. Großdeutschland scheint bereit zu sein, vor der Geschichte dasselbe Zeugnis abzulegen wie Deutschland zu Bismarcks Zeiten — daß es reiten kann, wenn man es nur in den Sattel hebt!

Diese Sätze stammen aus dem weitaus lesenswertesten historisch-geographischen Buche, das unmittelbar vor dem Krieg erschien, Kjelléns „Großmächte der Gegenwart“ (Leipzig, Teubner, geheftet 2 Mark 40). Kjellén hat sich nicht nur als glänzender Deuter der Vergangenheit, sondern als klarer Seher der Zukunft erwiesen. Sein neuestes Buch „Die politischen Probleme des Weltkriegs“ (Teubner, 2 Mark 40) ist die zeitgemäße Ergänzung der „Großmächte“. Beide Werke gehören in die politische Abteilung einer Hausbibliothek, die in Zukunft nicht mehr bloß aus Erzählungen und Gedichten bestehen darf. An Beherrschung des Stoffes, Scharfblick und politischer Einsicht sind sie unübertroffen, zugleich so verständlich und spannend geschrieben, daß sie als die beste Einführung in die äußere Politik immer wieder empfohlen werden müssen.

Digitized by Google

Die Gschicht vom Brandner Kaspar.

Von Franz von Kobell.

Der Brandner-Kaspar is a Schlosser gwest und hat bei Tegernsee a kloas Häusl ghabt, hübsch hoch obn am Albach, wo mar auf Schliersee nübergeht. Da hat er ghaust mit sein Wei, die Traudl ghoaßn hat, und mit seini zwoa Buabn, min Toni und min Girgl; die san zeiti Seldatn worn und hamm in an Artollerie-Regiment dient in Land draußt. Der Kaspar is a fleißiger, braver Mo gwest und lusti und schneidi. Gforchtn hat er ihm vor gar nix und hat amal an großn wininga Hund, der a Dirn umgrennt hat und hätts zrissn, frei mit der Hand bein Kragn packt und hat n a so an a Mauer higworfa, daß er nimmer aufgstandn is, und n Hagmoar vo Scharling hat er sei Raaffa und Spetaklmacha bei der Mess auf der Kaiserklausn aa vertriebn. Nebn seiner Schlosserarbet hat ers Büchsnmacha guat verstandn und für d Jaaga d Stutzn gfrischt und zammgricht, besser was a Büchsnmacher in der Stadt. Is aa s Jagn und s Scheibnschießn sei größti Freud gwest und hat auf d letzt überall jaagern derfa, denn der Forstmoaster hat an ihm an verlässinga Jagdghilfn ghabt und der nix kost hat. Wier er auf die Jahr kumma is, is sei Traudl gstorbn, hatn recht gschmerzt, weil s gar a guts und taugsams Wei gwesn is, und jetz hat er halt alloa für ihm a so furtglebt und no in sein fünfasiebzigstn Jahr hat ihm weiter nix gfeit an der Gsundheit und hat gjaagert und gschossn wier a fufzger.

Jetz sitzt er amal dahoam und hat ihm an Rechblatter zammgricht und probiert, und überdem klopfts an der Tür. Denkt er, wer muaß denn da draußt sei, denn dees Aklopfa is bein ihm nit Brauch gwest und ruft nacha: „No eina!“ Jetz kimmt da an elendiger Loda rei, zaundürr, daß er grad klappert hat, und bloach und hohlauget, an abscheuliga Kerl.

Der Kasper sagt: „Was geits, was willst?“

Na, der ander: „Kasper, i bi der Boanlkramer und ho di fragn wolln, ob d nit ebba mit mir geh willst?“

„So? Der Boanlkramer bist, na, Bruader, i mag nit mitgeh, gfallt ma no ganz guat auf der Welt.“

„Denkt hab i mas,“ sagt der Boanlkramer, „aber holn muaß i di do amal, was moast ebber in Fruajahr?“

„Waar nit aus in Fruajahr, wo der Hofalz is und der Schnepfastrich und die kloan Vögerln am schönsten singa, na dees waar ma zwider.“

„Oder in Summa?“

„Nix Summa, da hon i mit der Rechbirsch Arbet und is aa zhoaß.“

„Oder in Hirgscht?“

„Ja was fallt dir denn ei, ha narret, soll i d Hirschbrunst hintlassn und die Klopfeter und s Oktoberschießn, waar nit aus!“

„Na also, nacher in Winter?“

„Da mag i aa nit, schau s Fuchspassn und s Moderausjagn is mei extragi Freud und is in Winter aa zkalt.“

„Ja willst denn du ewi lebn? Dees tuats nit, Kasper.“

„Boanlkramer, i will dir was sagn, mei Vater selig is neunzg Jahr alt worn, und so alt will i aa wern, na kost mi abholn. Aber i glaab, es is gscheiter als die Rederei da, wann d mit mir a Glaasl Kerschngeist trinkst, i hon an recht an

Digitized by Google

guatn, und du schaugst ja so elendi aus und sper, daß dir a Glaasl gwiß guat toa werd und a paar Kirternudln hon i aa no dazua."

Und so geht er an a Wandkastl hi und holt a Flaschl raus und a paar Glaasl und die Nudln. N Boanlkramer is ebbas selles no nit passiert und setzt si an Tisch hi und probiert den Kerschngeist. Der hat ihm woltern gschmeckt und a Nudl aa und da trinka die zwoa (der Kasper hat fleißi eigschenkt), und der Boanlkramer is ganz allert worn; hat aber do allewei vo die 90 Jahr ebbas abahandln wolln. Da sagt der Kasper: „Woaßt was, mach mar a Gschpielei drum, pass auf!" Und geht wieder an dees Kastl, da is a Kartn glegn und der Grasober just obndrauf. Den schiebt der Kaspar in sein Joppnirmi und legt na d Karten aufn Tisch.

„Jetz heb dir a Häuferl aba, Boanlkramer," sagt er, „dees is des dei und dees ander is des mei. Wann jetz du in dein Häuferl n Grasober hast, so geh i mit dir, wann d magst, wann aber i den Grasober in mein Häuferl ho, so derfst ma nimmer kemma, bis i 90 Jahre alt bi."

Der Boanlkramer, der schon a bißl an Dampes ghabt hat, hat glacht und hebt ihm an woltern Toal ab und sagt: „Wegn meiner, es gilt," denn er hat ihm denkt, weil er die mehrern Kartn ghabt hat, kunnt leicht der Grasober dabei sei. Wier er jetzt seini Kartn nachanander aschaugt, steckt der Kasper hoamli den Grasober in sei Häuferl nei und wie der Boanlkramer min Aschaugn firti gwest is, broat der ander vor ihm sei Kartn aus und da geht halt richti aa der Grasober her. „Verdammti Gschicht," sagt der Boanlkramer, aber der Kasper lacht und sagt: „Trink no a Glaasl und lass ma den neunzger lebn!"

„I ko nix macha," sagt der Boanlkramer, „aber ebber reut di dei Glück amal und waans a so is derfst mi grad ruafa, bi nacha glei da."

„Hat guati Weg," sagt der Kasper und wie der oa furt is, hat er ihm no nachgrufa, er soll sei acht gebn, daß er nit in Bach einifallt, — und is mit den Bsuach ganz zfriedn gwest. —

San schlechti Zeitn kemma, der Tiroler Krieg is ausbrocha und hat alli Leut derschreckt. Es is a böser Krieg gwest und grausi is s herganga bei Schwaz und aufn Berg Isel und viel boarischi Seldatn san bliebn selm und n Kasper seini Süh, die er so gern ghabt hat hats aa derwischt. Was hats gnutzt, daß s globt worn san in Rapport, daß s überall so schneidi garbet hamm, der Kasper hats halt nimmer gsegn und is ihm nachet ganga. Anderni traurigi Sachan und Zwiderheitn san aa agruckt, fremdi Leut san daher kemma, hamm überall s Holz zammakaaft und zammagschlagn; natürli hamm sie die altn Wildwechsl, die er so guat kennt hat, verändert und is min Wildbrat aa weniger worn, und d Wildschützn san mehra worn, wie s allzeit geht, bal a Krieg is. Der Kasper is freili nit leicht verzagt worn, aber an diewein hat ihm do d Welt nimmer recht gfalln und na hat er wohl aa an Boanlkramer denkt und was der gsagt hat von „ruafa", aber grufa hat ern dengerscht nit. —

Jetz is ebbas bsunders gschegn. A Sennderinn auf der Gindlalm is von an wildn Stier gstocha worn und is glei dahigwest aa. Derwei aber ihri Leut gwoant und gjammert hamm, is dees Diendl ganz frisch und wohlauf an der Himmisportn gstandn, hat gar nit gwißt, wie s hi kemma is.

Der Portner, der Petrus, hats glei dersegn und hats Türl aufgmacht, dees nebn der großn Portn gwest is. Er hat an langa graabn Rock aghabt und a blobi Bindn um d Schulter, und s Diendl hat n verwundert groß agschaugt.

Digitized by Google

„Grüß di Gott, Diendl," sagt er und weil s a bildsaubers Diendl gwest is, hat er ihm denkt, die is taugsam für an schön Engl.

„Ja, wo bin i denn?" sagt sie ganz derschrocka.

„In Himmi bist," sagt der Petrus, „und wer di glei eiweisn lassn ins Paradies, aber zerscht sag ma, wo kimmst denn du her?"

„I bi vo Tegernsee dahoam und Sennderin gwest auf der Gindlalm."

„Ja, na kennst ebber aa n Brandner-Kasper?"

„Den altn Kasper moants, wer werd den nit kenna? Er kehrt oft ei in meiner Hüttn, wann er auf d Jagd geht."

„Geht er no auf d Jagd, muaß ja scho an achtzger sei?"

„Ja wißts es, Asitzn tuat er halt die mehra Weil, s Birschn geht freili nimmer recht, aber sonst is er no guat bein Zeug."

„Schau, schau, er sollt schon aa herobn sei, i wart alli Tag drauf."

„Derfts scho no a Wei wartn," sagts Diendl, „bals wahr is, was an diem oa verzählt hamm."

„No!? Was is denn dees?"

„Sie sagn halt, i glaabs aber nit, der Kasper hätt amal min Boanlkramer kart und hätt der verspielt und derfet n derntwegn vor sein neunzigstn Jahr nit furtnehma vo der Welt. Der Kasper is a Lustiga und hat ebba die Gschicht amal oan aufbundn."

„Wer woaß, wer woaß," sagt der Petrus, „kunnt ebbas dra sei, da muaß i aufpassn. Aber Diendl, jetz geh da eini, i schick dir glei an Engl nach, der di weiter führt. Du hast brav und frumm glebt auf der Welt, schau, derntwegn bist jetz aa in Himmi herobn." Und s Diendl bidankt si und kußt ihm d Hand und geht hi, wo er ihr hideut hat; der Petrus aber schreibt glei a Vorladung an Boanlkramer und schickts ihm. —

Den andern Tag in aller Frua is der Boanlkramer daherkemma ganz untertäni und demüti, dees just nit allewei sei Sach gwest is.

„Habts mi rufa lassn, Herr Portner," sagt er, „soll enk was bsorgn?"

Der Petrus schaugtn a Weil ernsthaft a, na sagt er: „Boanlkramer, was muaß i vo dir hörn? Du führst di schö auf, spielst mitn Brandner-Kasper ums Lebn und verlierst no obndrei! Was san dees für Sachan, wie kost di so ebbas untersteh?!"

„Ja schaugts," sagt der oa, „i woaß ja, daß der Kasper da rauf kemma soll und weils a so gnua Leut herobn habts, hon i mir denkt, es macht nix aus, wann er a bißl spater kimmt."

„An dees hast aber nit denkt, gel, daß mit meiner Buachführung nix zammageht, bal an jder raufkimmt, wann er mag. Der Kasper is auf achtzgi eigschriebn: is schön gnuag, und jetzt is er scho drüber und du gibst ihm gar neunzgi!"

Der Boanlkramer hat was sagn wolln, aber der Petrus hatn ganz fuchti agfahrn: „Staab bist und glei gehst abi und bringst n Kaspern rauf oder i jag di ausn Dienst, jetzt woaßt es!"

Da hat thm der Boanlkramer nix mehr zsagn traut und is ganz daasi abgschobn. Die Gschicht hat n gwalti verdrossn. Wei Wort hon i n Kaspern gebn für die 90 Jahr, hat er denkt, und jetz soll is nit haltn; es mag mi a so toa Mensch auf der Welt und wanns aufkimmt, daß i an schlechtn Kerl gmacht ho, na derf i mi nindersicht mehr jegn lassn. Und hat ihm halt bsunna hinum und herum, wier er aus den Handl kemma kunnt. Es is aber alleweil an adraahter Schlaankl

Digitized by Google

gweſt und ſo is ihm richti was eigfalln. Dees probierſt, hat er ihm denkt, ſpannt ſei Wagerl a und fahrt zum Kaſpern. Der hat ſei Pfeifei graacht und juſt d Zeitung gleſn. Wie der oa reikimmt, hat der Kaſper ſei Brilln vo der Naſn abagſchobn und ſchaugt halt, wers is. Er hat aber n Boanlkramer gſchwind derkennt, denn der is no grad ſo zaudürr gweſt und der nämlichi Häuter, wie s erſtimal, wo er n gſegn hat.

„Ja, was willſt denn du?“ hat er gſagt, „i ho di nit gruaſa, und was ausgmacht worn is, werſt aa no wiſſn oder willſt an ſchlechtn Kerl macha?“

„Nix, nix, fallt mer nit ei und i woaß, daß d no 9 Jahr guat haſt, da feit ſi nix. I ho juſt in der Nachberſchaft a kloas Gſchäft ghabt und da hon i di bſuacha wolln und ſchaugn was d machſt. Und weil i mei Wagerl da ho und auf a Plaatzl fahrn muaß, wo ma gar ſchö ins Paradies einiſchaugn ko, ſo is mar eigfalln, daß i dir dees ſagn will, wann d ebba mitfahrn wollſt.“

„Na, i dank dir recht ſchö,“ hat der Kaſper gſagt, „i bi nit ſo neugieri, wie d moaſt und bi lieber dahoam, wo i mi auskenn, als an an fremdn Ort, wo i nit woaß, wies is.“

„Ja,“ ſagt der oa, „du moaſt ebba, daß d dort bleibn ſollſt, wo i di hiführ. Vo den is koa Red, es is a Spazierfahrt und in an Stündl ſan ma wieder da, denn mit mein Rößl geht dees leicht.“

„Und ko ma wirkli ins Paradies einiſchaugn?“

„Ja, verſteht ſie, wann is amal ſag.“

„Und in an Stündl ſan ma wieder da?“

„Wann di nit lang dort aufhaltn willſt, dees ſteht bei dir, ſan mer in an Stündl wieder da, ſo wahr i Boanlkramer hoaß.“

Jetzt hat n Kaſpern die Gſchicht do begieri gmacht, auf a Stündl kann er ja mitfahrn und a weng einiſchaugn ins Paradies, von dem er ſcho ſo viel ghört hat. Und er holt ſein guatn Freund, n Kerſchngeiſt, her und ſchenkt a paar Glaasln ei.

„Wegn mei,“ ſagt er, „Boanlkramer, i fahr mit und du bringſt mi wieder her! Da trink, es is friſch draußt.“

Und ſie ſtößn a und trinka und na ſan ſ naus. Da is a ſchwarzs Wagerl gſtandn wier a Trucha und a Raappi agſpannt. Sie ſteign ei, der Boanlkramer ſchnalzt mit der Peitſchn und jetz ſan ſ dahigſauſt, daß der Kaſper kaam n Huat derhebt hat und is ihm Hörn und Segn verganga. Als wann ſ der Sturm davotraget, ſan ſ dahi und aufamal is s finſter worn und ſan Blitz umanandagfahrn unter ihna und ober ihna und hat dunnert und kracht, daß der Kaſper geſchrien hat:

„Waas is dees? Kehr um, kehr um!“

Da hat ihm der Boanlkramer ins Ohr nei gruaſa:

„Da hoaßt mas bei die ſchwarzn Wolkan, da ſan die Dunnerwetter zhaus, mir ſan aber glei durch, derfſt di nit ferchtn.“

Und richti is s gſchwind wieder liacht worn und ſie haltn vor an großn, großn Gſchloß in ſchönſtn Sunnaſchei. An dem Gſchloß is a goldes Tor gweſt und bein Seitntürl hat der Boanlkramer agläut und is glei der Petrus rauskemma.

„No, Kaſper,“ ſagt er, „biſt amal da, jetz geh no glei eina, i wer dir s Paradies zoagn und werſt a Freud dra habn.“

Und nimmt n Kaſpern bei der Hand und führt n eini, aber der Boanlkramer hat draußt bleibn müſſen. Und die zwoa ſtenga jetz in an weitn Saal mit durchſichtigi Wänd wie gſchliffes Spieglglas und da hat ma weit nausgſegn in an

Digitized by Google

Gartn mit die schönstn Bloamen in alli Farbn und mit großi Baam voll Apfi und Birn und Pfersi und Pommerantschn, grad a Pracht, und der Kasper hat nit redn kinna vor lauter Verwunderung. Und in dem Gartn san die schönstn Engl rumgwandlt mit silberni Flügl und glanzedi Kranzln in Haar, und danebn aa viel viel Leut, und auf amal springa zwoa Bursch daher und juxn und ruafa: „Ja, grüß Gott, Vater, grüß Gott!“ und er derkennt sein Girgl und sein Toni. „Jesses, meini Buabn“ schreit er und fallt ihna um n Hals, und da schau! Sei Traudl kimmt aa daher und sei Vater und Muatta und a ganz Rudl vo seiner Freundschaft und is a „Grüß Gott“ gwest hinum und herum und a Freud, daß ihm der Petrus, der zuagschaugt hat, d Augn gwischt hat. Und in den Gewurl fliegt aufamal a kloaner Engl daher und sagt zum Kaspern: „Kasper, der Boanlkramer laßt enk sagn, er fahret jetz wieder abi, obs mitfahrts?“

„Na, liebs Bübi,“ sagt der Kasper, „sag ihm, er soll no alloa fahrn, i bleib da und will nix mehr wissn vo der Welt drunt und sag Herr vergelts Gott tausendmal, daß ma die Gnad worn is, daß i daher kemma bi.“

Dees is die Gschicht von Brandner-Kasper.

Internationale Schiedsgerichte.

Von Friedrich v. Bernhardi.

Von der Auffassung ausgehend, daß jeder Krieg einen Rechtsbruch darstelle und daß in der unbedingten Durchführung des Rechts nicht nur der höchste Ausdruck der Kultur, sondern auch das wahre Wohl der Staaten gegeben sei, wird immer von neuem der Vorschlag gemacht, durch Schiedsgerichte die zwischen den Staaten entstehenden Streitigkeiten zu schlichten und damit den Krieg unmöglich zu machen. Wer mit solchen Vorschlägen nicht irgendwelche Nebenabsichten verbindet, sondern wirklich an ihre Durchführbarkeit glaubt, legt von einer merkwürdigen Kurzsichtigkeit Zeugnis ab.

Zwei Fragen drängen sich dabei der Betrachtung unmittelbar auf, nämlich: nach welchem Recht der Schiedsspruch erfolgen soll, und wer dafür bürgen soll, daß sich die Parteien auch wirklich diesem Schiedsspruch fügen?

Die erste Frage kann man kurz dahin beantworten, daß es ein solches Recht weder gibt noch geben kann. Das gesetzte Recht ist immer nur ein Versuch, wirklich richtiges Recht zu sein. Es ist daher unmöglich, daß ein geschriebenes Recht allen Besonderheiten jedes einzelnen Falles entsprechen könne; der Rechtsprechung muß stets eine gewisse Freiheit in der Beurteilung des einzelnen Falles gelassen werden. So ist schon innerhalb eines gegebenen und begrenzten Anschauungskreises das gesetzte Recht nur selten völlig gerecht.

Noch unsicherer aber wird der Begriff des Rechts dadurch, daß das Rechtsbewußtsein kein einheitliches, sondern ein vielfach verschiedenes ist. Wie in den einzelnen Personen, so entwickelt sich auch in den einzelnen Völkern ein ganz verschiedenartiges Rechtsbewußtsein, das in den mannigfaltigsten Formen zum Ausdruck kommt, aber auch neben dem gesetzten Recht, bisweilen sogar im Widerspruch zu ihm, in der Volksseele lebt.

Digitized by Google

Es kommt auch noch ein anderer Anlaß der Unsicherheit hinzu. Mit den wechselnden Begriffen verschiedener Zeiten und Weltanschauungen ändert sich auch das Rechtsbewußtsein desselben Volkes. Das gesetzte Recht vermag mit dieser inneren Entwicklung, diesem Wachstum des Rechtsbewußtseins nur selten Schritt zu halten; es bleibt hinter jenem zurück. Es entsteht ein Zustand, bei dem sich das lebendige Rechtsbewußtsein des Volkes mit dem gesetzten Recht im Widerspruch befindet, wo die Rechtsformen völlig überlebt sind und dennoch bestehen.

So ist schon für Menschen eines gemeinsamen Anschauungskreises in ihrem privaten und gesellschaftlichen Verkehr ein unbedingtes Recht nicht zu setzen. Der Begriff des Rechtsstaats im strengsten Sinne ist in Wahrheit eine Unmöglichkeit und müßte zu unerträglichen Zuständen führen, wenn das starre Prinzip nicht gemildert würde durch die fortschreitende Entwicklung des gesetzten Rechts, sowie durch die stets notwendige Zulassung der Gnade und der gesellschaftlich gestatteten Selbsthilfe. Um wie viel mehr muß ein allgemeines internationales Recht unmöglich sein bei den weitverzweigten und verwickelten Beziehungen zwischen Völkern und Staaten, wenn schon zwischen einzelnen Personen bisweilen nur der Zweikampf dem Rechtsbewußtsein entspricht! Jedes Volk bringt aus sich selbst seine eigenen Rechtsbegriffe hervor, jedes hat seine besonderen Ideale und Bestrebungen, die mit einer gewissen Notwendigkeit aus seinem Charakter und seinem geschichtlichen Leben hervorgehen. Diese verschiedenen Anschauungen tragen ihre lebendige Berechtigung in sich selbst und können mit denen anderer Völker in schroffsten Widerspruch geraten, ohne daß man sagen könnte, das eine Volk habe mehr Recht als das andere. Ein allgemeines Menschheitsrecht hat es nie gegeben und kann es nicht geben. Einzelne Teilbeziehungen kann man wohl durch internationale Rechtsbestimmungen regeln, die Gesamtheit des Völkerlebens entzieht sich unbedingt der Kodifizierung. Selbst wenn eine solche aber versucht, selbst wenn ein umfassendes internationales Recht geschrieben würde, könnte doch kein Volk, das sich selbst achtet, seine eigene Rechtsauffassung einem so gesetzten Recht zuliebe opfern, ohne seine höchsten Ideale zu verleugnen, ohne sich einer sein eigenes Rechtsbewußtsein verletzenden Ungerechtigkeit zu fügen und sich so zu entwürdigen.

Das Gleiche gilt von allen Ehrenfragen, die zwischen verschiedenen Völkern und Staaten auftauchen können. Man braucht bloß Engländer und Deutsche miteinander zu vergleichen, um sofort wahrzunehmen, wie grundverschieden ihre Auffassung von nationaler Ehre ist, der asiatischen und amerikanischen Staaten gar nicht zu gedenken. Es kann daher auch niemals ein Schiedsgericht über Ehrenfragen entscheiden, da ihnen ein allgemeingültiger Maßstab, wie er in Rechtsfragen vorhanden ist, fehlt, nach dem sie entschieden werden könnten.

Besonders verderblich aber müßten Schiedsgerichtsverträge für ein aufstrebendes Volk werden, das seinen politischen und nationalen Höhepunkt noch nicht erreicht hat und auf Machterweiterung angewiesen ist, um seinen Kulturaufgaben gerecht werden zu können. Jedes Schiedsgericht muß von einem gegebenen politischen Zustande ausgehen, diesen als zu Recht bestehend anerkennen und jede, auch die notwendigste Veränderung, die nicht die Zustimmung aller Vertragsgenossen findet, als Rechtsverletzung betrachten. Damit wäre jede fortschrittliche Veränderung gehemmt, ein Rechtszustand geschaffen, der mit der tatsächlichen Entwicklung der Verhältnisse sehr leicht in Widerspruch geraten und die Machterweiterung des lebenskräftigen Staats zugunsten des kulturell niedergehenden unterbinden könnte.

Digitized by Google

Schon aus diesen Erwägungen ergibt sich die Antwort auf die zweite entscheidende Frage, wodurch nämlich dem Schiedsspruch zwingende Geltung verschafft werden soll, wenn irgend ein Staat sich ihm nicht fügen wollte? Wo fände sich die Macht, um einem Spruch dieses Rechts die Ausführung zu sichern?

In Amerika hat der ehemalige Staatssekretär Elihu Root sich 1908 dahin geäußert, daß der von der zweiten Haager Konferenz eingesetzte „high court of international justice" wirklich *kraft des Zwanges, den die öffentliche Meinung ausübe*, endgültig und einspruchsfreie Entscheidungen werde treffen können. Auch die jetzigen Führer der amerikanischen Friedensbewegung scheinen diese Auffassung zu teilen. In naivem Selbstbewußtsein scheinen sie zu glauben, daß die öffentliche Meinung überall die Ansicht vertreten müsse, die den amerikanischen Geldmagnaten als die für sie vorteilhafteste erscheint, und keinen Begriff davon zu haben, daß es sich bei der aufsteigenden Entwicklung der Menschheit um ganz andere Dinge handelt als um materielles Wohlbefinden, Geschäfts- und Geldverkehr.

In Wirklichkeit würde die öffentliche Meinung durchaus keine einheitliche sein, und ein eigentlicher Zwang könnte immer nur wieder durch Krieg ausgeübt werden, der gerade vermieden werden soll. Nur in einem Universalstaat, wie im Römischen Reich, könnte man sich eine schiedsrichterliche Entscheidung bei Streitigkeiten der einzelnen Unterstaaten allenfalls denken; einen solchen aber kann und wird es niemals wieder geben, und wenn er entstände, wäre er ebenso wie eine allgemeine Friedensliga gewiß das größte Unglück für allen menschlichen Fortschritt, der eben auf dem Gegensatz der Interessen und dem ungehemmten Wettstreit verschiedener Gruppen beruht.

Solange wir in einem Staatensystem leben, wie es das heutige ist, hat demnach der deutsche Reichskanzler zweifellos das Richtige getroffen, als er in seiner Reichstagsrede vom 30. März 1911 sich dahin äußerte, daß Schiedsgerichtsverträge zwischen Staaten auf klar zu übersehende Rechtsverhältnisse beschränkt werden müßten und daß auch ein allgemeiner Schiedsvertrag zwischen zwei Staaten keinerlei Bürgschaft für dauernden Frieden gewähre. Ein solcher Vertrag stelle lediglich fest, daß zwischen den beiden vertragschließenden Staaten ein ernsthafter Anlaß, den Frieden zu brechen, nicht gedacht werden könne; er besiegele also nur einen bereits tatsächlich bestehenden Zustand. Ändere dieser sich aber, „entwickelten sich zwischen den beiden Nationen Gegensätze, die ihre Lebensbedingungen berühren, die, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflege, an die Nieren gehen, dann werde jeder Schiedsvertrag ‚brennen wie Zunder', d. h. seine Wirkung völlig verlieren".

„Deutschland und der nächste Krieg", das großartige Buch des Generals von Bernhardi, dem diese Ausführungen entnommen sind (Stuttgart, Cotta 6 Mark), ist in folgende Kapitel eingeteilt: Das Recht zum Kriege, Die Pflicht zum Kriege, Deutschlands Entwicklung, Deutschlands Mission, Weltmacht oder Niedergang, Soziale und politische Bedeutung der Kriegsvorbereitung, Der Charakter unseres nächsten Krieges, Der nächste Seekrieg, Worauf es ankommt, Die Organisation der Armee, Die Ausbildung, Die Vorbereitung des Seekriegs, Heereskraft und Volkserziehung, Finanzielle und politische Vorbereitung des Krieges.

Digitized by Google

Die Baumzucht.

Von Johann Peter Hebel.

Der Adjunkt mit schwarzen Lippen, ohne daß er's weiß, mit blauen Zähnen und herabhängenden Schnüren an den Beinkleidern zu dem Hausfreund. „Die Kirschen," sagt er, „schmecken mir doch nie besser, als wenn ich selber frei und keck wie ein Vöglein auf dem luftigen Baum kann sitzen, und essen frisch weg von den Zweigen die schönsten, — auf einem Ast ich, auf einem anderen ein Spatz."

„Wir nähren uns doch alle," sagt er, „an dem nämlichen großen Hausvatertisch und aus der nämlichen milden Hand, die Biene, die Grundel im Bach, der Vogel im Busch, das Rößlein und der Herr Vogt, der darauf reitet."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „singt mir einmal in eurer Weise das Liedlein vom Kirschbaum. Ich will dazu pfeifen auf dem Blatt."

Der lieb Gott het zum Früehlig gseit:
Gang, deck im Würmli au si Tisch!
Druf het der Chries-Baum Blätter treit,
viel tausig Blätter grün und frisch.

Und 's Würmli usem Ei verwachts,
's het g'schlose in si'm Winterhuus,
es streckt sie und sperrt 's Müüli uf,
und ribt die blöde Auge us.

Und druf se hets mit stillem Zahn
am Blättli g'nagt enander no
und gseit: „Wie ist das Gmües so gut!
Mir chunnt schier nimme weg dervo."

Und wieder het der lieb Gott gseit:
„deck jez im Immli au si Tisch."
Druf het der Chries-Baum Blüethe treit,
viel tausig Blüethe wiiß und frisch.

Und 's Immle siehts und fliegt druf los,
früeih in der Sunne Morge-Schin.
Es denkt: „das wird mi Caffi sy,
sie hen doch chosper Porzelin."

„Wie sufer sin die Chächeli gschwenkt!"
Es streckt sie trochche Züngli dri.
Es trinkt und seit: „Wie schmeckts so süeß,
do mueß der Zucker wohlfel sy."

Der lieb Gott het zum Summer gseit:
„Gang, deck im Spätzli au si Tisch!"
Druf het der Chries-Baum Früchte treit,
Viel tausig Chriesi roth und frisch.

Und 's Spätzli seit: „isch das der B'richt?
do sitzt me zu und frogt nit lang.
Das git mer Chraft in Mark und Bei',
und stärkt mer d'Stimm zum neue Gsang."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „hat euch auch manchmal der Feldschütz verjagt ab den Kirschbäumen in eurer Jugend? Und habt ihr, wenns noch so dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetschenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen, und Äpfel und Nüsse eingetragen auf den Winter, wie meiner Schwiegermutter ihr Eichhörnlein, das sie euch geschenkt hat? Man denkt doch am längsten dran, was einem in der Jugend begegnet ist."

„Das geht natürlich zu," sagt der Hausfreund, „man hat am längsten Zeit, daran zu denken."

Der lieb Gott het zum Spötlig gseit:
„Ruum ab! si hen iez alli g'ha."
Druf het e chüele Bergluft gweiht,
und 's het scho chleini Rife g'ha.

Und d'Blättli werde gel und roth
und falle eis im andere no,
und was vom Bode obsi chunnt,
muß au zum Bode nidsi go.

Der lieb Gott het zum Winter gseit:
„deck weidli zu, was übrig ist."
Druf het der Winter Flocke gstreut.

Digitized by Google

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „ihr seid ein wenig heiser. Wenn ich die Wahl hätte, ein eigenes Kühlein oder ein eigener Kirschbaum oder Nußbaum, lieber ein Baum."

Der Hausfreund sagt: „Adjunkt, ihr seid ein schlauer Gesell. Ihr denkt, wenn ich einen eigenen Baum hätte, so hätt' ich auch einen eigenen Garten oder Acker, wo der Baum darauf steht. Eine eigene Hausthüre wäre auch nicht zu verachten, aber mit einem eigenen Kühlein auf seinen vier Beinen könntet ihr übel dran sein."

„Das ist's eben," sagt der Adjunkt, „so ein Baum frißt keinen Klee und keinen Haber. Nein, er trinkt still wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde, und saugt reines, warmes Leben aus dem Sonnenschein, und frisches aus der Luft, und schüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich sterben. Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinder mit seinen Blüthen, mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen. Die Bäume wären die glücklichsten Geschöpfe," meint der Adjunkt, „wenn sie wüßten, wie frei und lustig sie wohnen, wie schön sie sind im Frühling und in ihrem Christkindleinsstaat im Sommer, und Alles stehen bleibt und sie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wanderer ausruht in ihrem Schatten und ein Pfeiflein Tabak genießt, oder ein Stücklein Käs, und wie sie gleich dem Kaiser Wohlthaten austheilen können, und Jung und Alt froh machen umsonst, und im Winter allein nicht heimgehen. Nein, sie bleiben draußen und weisen den Wandersmann zurecht, wenn Fahrwege und Fußpfade verschneit sind: Rechts — jetzt links — jetzt noch ein wenig links über das Berglein."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „wenn ihr einmal Vogt werdet, Stabhalter seid ihr schon, oder gar Kreisrath, das Alter hättet ihr, so müßt ihr eure Untergebenen fleißig zur Baumzucht und zur Gottseligkeit anhalten, und ihnen selber mit einem guten Beispiel voranleuchten. Ihr könnt eurer Gemeinde keinen größeren Segen hinterlassen. Denn ein Baum, wenn er gesetzt oder gezweigt wird, kostet nichts oder wenig, wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kinder und trägt dankbare Zinsen. Die Gottseligkeit aber hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens."

„Wenn ich mir einmal so viel bei euch erworben habe," sagt der Adjunkt zum Hausfreund, „daß ich mir ein eigenes Gütlein kaufen und meiner Schwiegermutter ihre Tochter heirathen kann, und der liebe Gott bescheert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie miteinander wachsen und gedeihen und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Büblein selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan, und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie Auferstandene von den Todten in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommervögeln und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinab: Stilles Kind, dein Bäumlein blüht. Schlafe du indessen ruhig fort! Dein Maitag bleibt dir nicht aus."

Es ist kein unwäger Mensch, der Adjunkt.

Digitized by Google

Der Wahltag.

Von Gottfried Keller.

Der achtzigjährige Friedensrichter Berghansli saß an einem schönen ersten Maisonntage lang und schlank, wie er geblieben war, hinter dem Tisch in stiller Stube und studierte etwas. Er hielt, da er schon einen ziemlichen Gang auf seinen hochgelegenen Matten gemacht, ein Stück Brot in der Hand und trank dazu ein Glas von seinem heiteren Wein, der ruhig und kühl war, wie der Mann. Der war so lange schlank und munter geblieben, weil ihm nicht, wie den heutigen Spekulanten und Gelüstlern, kein Wein süß und feurig genug, kein Vergnügen zu teuer und kein Tag wechselvoll genug war.

Was der alte Berghansli studierte, war aber die Proklamation der Regierung, worin diese das gleichgültige Volk gar nötlich ansang, daß es doch seiner Bürgerpflicht genügen, sein Ehrenrecht gebrauchen und an den Erneuerungswahlen teilnehmen möchte, aus denen abermals ein großer Rat hervorgehen und das Regiment neu bestellt werden sollte, und zwar am Nachmittage selbigen Maisonntages. Er las alle solche Kundmachungen von oben bis unten sehr aufmerksam und kritisch: wenn sie zu gefühlvoll waren, zu prahlerisch oder zu zierlich, so verzog er etwas spöttisch den Mund; waren sie aber zu trocken, zu amtlich, hölzern und ungesalzen, so ärgerte es ihn wiederum und er meinte, da sei es kein Wunder, wenn alle Wärme und aller Glanz des öffentlichen Lebens dahingingen; kurz, es war schwer, es ihm recht zu machen.

Denn es war dem Berghansli bei diesen Dingen so feierlich zu Mute, als ob das Gewissen des Landes selbst redete, und da dünkt es ihn nicht gleichgültig, welche Sprache dasselbe führe. Heute schien er jedoch nicht übel zufrieden zu sein, und als drei wandernde Handwerksburschen zum Fenster hereingereist kamen, nämlich ein ganz neuer weißer Sommervogel, eine lose Apfelblüte und ein verdorrtes Baumblatt vom vorigen Jahr, welche alle drei sich auf die Wahlproklamation niederließen, da wurde er fast gerührt, und diese Boten des Lebens und Todes gemahnten den Berghansli an den ewigen Wechsel und die Vergänglichkeit irdischer Dinge. Er wunderte sich, daß das Gemeinwesen, welches jene Proklamation aussandte, in diesem Wechsel schon so lange bestand, an die fünfhundert Jahre, mit seinen zweihundert Ratsmännern; und in Betracht, daß auch diese fünfhundert Jahre, selbst wenn sie sich verdoppeln sollten, nur ein Augenblick seien gegenüber der Ewigkeit, nahm er sich vor, heute

Digitized by Google

ebenfalls wieder und vielleicht zum letzten Mal zu den Wahlen zu gehen, um, so viel an ihm lag, den besagten Augenblick benutzen zu helfen und jederzeit seine Pflicht zu tun.

Der alte Berghansli hatte drei Enkel im Hause von einem verstorbenen Sohn, kräftige und hübsche Burschen, welche seinen ziemlich großen Gütergewerb fleißig bebauten und auch sonst zu allerlei nützen und unnützen Dingen pünktlich bei der Hand waren; nur in keine Gemeinds- und Kreisversammlungen waren sie zu bringen und fanden stets etwas zu tun, wenn eine solche im Anzug war. Heute aber wollte der Alte sie beim Zipfel nehmen und mit Gewalt hinführen, eh' er von hinnen müßte; er guckte daher wie ein alter Falk aus dem Fenster über sein Ausgelände und in das Tal hinunter, um die Burschen zu erspähen, als sie eben hinter seinem Rücken in die Stube traten und riefen: „Großvater! wir gehen alle fort und kommen heute nicht zum Mittagessen!"

„So?" sagte der Alte. „Seid ihr so eifrig zu den Wahlen? Ihr werdet mich doch mitnehmen wollen, und wenn wir um 12 Uhr weggehen, so kommen wir noch früh genug!"

Bei dem Worte Wahlen schüttelten jedoch alle drei die Köpfe, wie drei Esel, welchen man eine Bratwurst vorhält, da sie doch lieber Heu fräßen.

„Es wird in Thorlikon ein Schaf ausgekegelt," sagte Heiri, der älteste, „und ich habe abgeredet, dabei zu sein; es gibt einen großen Wettkampf zwischen den Thorli- und Narrlikonern".

„Ich will an die Bubliker Kilbi gehen und ein Mädchen beschauen, von dem man mir gesagt hat. Es ist ja ausgemacht, daß ich heiraten soll", sagte Jokobli, der zweite.

„Und ich", fügte Peterli, der jüngste, hinzu, „will einmal sehen, ob ich den Hirzenwirt zu Bücheliberg antreffe und ihm seinen Stutzen abkaufen. Er wird wohl daheim hocken, da heut' die Wahlen sind".

„So, so!" sagte der Alte. „Ihr habt ja alle zu tun, wie die Braut im Bad! Aber erst hört noch ein Wort an von mir, eh' Ihr an Eure Geschäfte geht."

Somit ging er über sein Wandschränklein, in dem er seine Papiersachen aufbewahrte und nahm ein Bündelchen vergilbter Druckhefte hervor, mit einem alten weiß und blauen Schnürchen kreuzweis zusammengebunden und mit vielen Ohren und Brüchen versehen. Es waren alle Verfassungen, die der alte Mann seit 1798 beschworen hatte, gewissermaßen die Originalausgaben, wie sie ihrer Zeit als neugebacken dem Volke ausgeteilt wurden. Sie dünkten ihn, als er sie

Digitized by Google

jetzt auseinanderlegte, wie abgedorrte Blätter vom Baum des Lebens, und er gedachte fast mit einem Seufzer seiner fernen stürmischen Jugendzeit, des fremden Volkes, das er im Vaterland gesehen, des Unfuges, den er an den eigenen Mitbürgern mit erlebt, aber auch der fröhlichen Tage der Befriedigung, die noch immer auf den Unfug, und des neuen Lebens, das noch immer auf das Absterben gefolgt war.

„Seht," sagte er, indem er die Verfassung der helvetischen Republik zur Seite legte, „das ist die erste Verfassung, die ich beschworen habe; fabriziert aber ist sie in Paris worden und hat uns kein Glück gebracht. Die sie gemacht haben, wußten nicht, was Schweizer sind, und wenn sie es erraten hätten, so würden wir eben keine Schweizer mehr gewesen sein. Doch fort damit! Es gibt auch heut' noch Leute genug, die immer Alpenrosen im Munde führen, aber nie gemerkt haben, was schweizerisches Recht und Freiheit eigentlich seien. Sie meinen eben, wenn man nur keinen König über sich habe, so sei der Schweizer fertig. Das ist freilich nun so das gröbste von der Sache.

„Hier ist die von Anno 1802, die sogenannte Mediationsakte. Das war schon ein besseres Werk und das Beste, das wir bis zur neuen Zeit gehabt haben. Der Bonaparte hat es gemacht und uns gegeben, und daher war es immer bitterlich für ein altes Kriegs- und Freiheitsvolk, wenn ein fremder Kaiser und Kriegsmann ihm das Gesetz machen mußte, das es selber nicht mehr zuwege bringen konnte.

„Das ist die von Anno 1814, das die Bundesverfassung von 1815; es ist Herrenzeug und zwar von kleinen Herren, die immer weniger über ihre Nase hinaussehen als die großen. Folgt die von Anno 1831, die ich eigentlich gesucht habe. Das ist die erste, die so recht unser eigenes Gewächs ist, drum hat sie auch schon bald dreißig Jahre hergehalten. Glaubt aber nicht, daß das ein sehr kühnliches und vollkommenes Werk sei oder war; vielmehr hat es einen ganz bescheidenen Anfang genommen. Seht, was ich da mit Bleistift durchgestrichen habe, da hatte die Stadt Zürich noch 71 Mitglieder in den Großen Rat zu setzen, ohne einen anderen Grund, als denjenigen ihrer früheren Herrschaft. Nachdem wir diese bescheidentliche Form unserer Selbständigkeit sieben Jahre getragen, haben wir endlich Anno 1836 gewagt, ganz aus dem Hühnerkorb herauszugehen und haben das Wahlrecht auf das ganze aufrechte Volk verlegt. Was geschieht? Nun geht jeder zehnte Mann in die Wahlen, als ob die übrigen alle Falliten und Bestrafte wären, und dieser zehnte Mann macht ihnen so das Gesetz; das heißt sich freiwillig einer Bevogtigung unterziehen. Und dabei singt ihr, wenn ihr einen Schoppen im Leibe habt, mit

Digitized by Google

euren neumodigen Fistelstimmen noch immer die schönsten Freiheitslieder! Habt ihr noch nie gesehen, wie einen gleichgültigen Mann, der an nichts in der Welt teilnehmen mochte, als was seinen Bauch anging, diese Teilnahmlosigkeit noch stets zur Selbstverachtung führte? Das heißt, um seine Laster wie er meinte zu beschönigen, sagte er zuletzt: Es ist eben mit Allem nichts und mit mir auch nicht! Geradeso endet die träge Teilnahmlosigkeit eines Volkes immer mit der Mißachtung seiner Einrichtungen und mit dem Verluste seiner Freiheit. Überlaßt nur fünfzig Jahre lang die Bestimmung eures Schicksals einigen wenigen fleißigen Männchen, die nicht zu faul sind, in die Gemeinde zu laufen, so werden euch die schon eine Verfassung machen, welche euch der sauren Mühe des Lebens enthebt, ihr Nachtkappen, die ihr euch so davor scheut, als ob man euch in der Kirche die Nase abschneiden wollte!"

„Hoho!" sagte Heiri, „dann sind wir auch noch da! So lang' ich aber mit der Sache, wie sie geht, zufrieden bin, so seh' ich nicht ein, warum ich immer laufen soll, wenn der Statthalter pfeift; wenn es mir einmal nicht mehr gefällt, so werde ich schon gehen!"

„So? Meinst du?" erwiderte der Alte. „Das ist freilich eine besondere Art, seine Befriedigung zu bezeigen, wenn man sich versteckt und stille hält, wie eine erschrockene Maus. Wie sollen die, welche die Sache leiten, denn merken, daß sie es dir recht machen? Und wenn du mit einer Sache zufrieden bist, mußt du nicht trachten, daß sie Bestand habe und auf einen festen Grund gebaut sei? Der festeste Grund für ein Regiment ist aber die lebendige Teilnahme des Volkes. Ein Großrat, der von einer Kirche voll Bürger gewählt ist, hat ein ganz anderes Herz im Leibe, als einer, den einige Dutzend Männlein gewählt haben. Er hat vor diesen gar keinen rechten Respekt und ärgert sich über ihre kleine Zahl statt ihnen dankbar zu sein. Wie? Du bestellst zu jeder Jahreszeit, sei die Hoffnung groß oder gering, dein Feld, damit es nicht an dir liege, wenn es fehlen soll, und du bist zu faul, alle vier Jahre einmal den Acker des Landes bestellen zu helfen, damit es nicht an einem kräftigen Erdreich fehle, wenn es wachsen will? Du magst nicht eine Stunde lang in die Kirche gehen, weil du ein Schaf auskegeln mußt? Glaubst du, das werde auf die Dauer Ratsmänner mit Haaren auf den Zähnen geben, die von solchen Zufriedenheitsleuten nicht sowohl gewählt, als wählen gelassen worden sind?

„Du pflügst und säest auf deinem Feld, ohne zu wissen, was du ernten, und doch bist du nicht verdrossen, es zu tun; da, wo du aber

Digitized by Google

weißt, was du ernteſt, wo du dein Schickſal in der Hand haſt, da ſcheuſt du dich zu ſäen und glaubſt, es wachſe dennoch. Zuletzt aber wird es nicht mehr wachſen oder wenigſtens nicht, was dir gefällt."

„Das iſt alles recht," ſagt Heiri, „wenn es nur auf mich allein ankäme und wenn ein einzelner Mann die Wahlen machte!"

Der alte Berghansli zuckte die Achſeln und erwiderte: „Das iſt immer die Rede von deinesgleichen, und es iſt eine falſche Beſcheidenheit, die Zwillingsſchweſter deiner unechten Zufriedenheit. Wenn der Feind kommt, wenn Feuer ausbricht, wenn die Waſſer austreten, ſo geht jeder ungeheißen und keiner ſagt, auf den einzelnen Mann komme es nicht an. Es iſt eine Gedankenloſigkeit, wenn du ſagſt, nicht ſo verhalte es ſich mit der Ausübung ſtiller Bürgerpflichten, wie die Wahlen zum Beiſpiel ſind. Wenn gleich unbemerkbar und langſam, ſo trägt im Gegenteil jeder einzelne Mann durch ſein Wegbleiben zur allmählichen Abnahme des Allgemeinen bei, und jedenfalls möchte ich nicht immer mit Gewalt der ſein, auf welchen nichts ankommt!

„Und wie ſteht es mit dir, Meiſter Peterli, du willſt einen Stutzen kaufen? Das ſcheint ſchon was beſſeres, als ein Schaf auszukegeln. Aber iſt es deine wirkliche Ausrede, oder haſt du auch einen höheren oder tieferen Grund, wie dein wackerer Zufriedenheitsbruder?"

„Ich könnte allerdings," antwortete der Jüngſte etwas trotzig und finſter, „den Stutzen ebenſogut an einem anderen Tage kaufen, obgleich ich nicht gern in der Woche im Land herumlaufe. Aber ich will es nur geſtehen, daß mich die Wahlen nicht viel kümmern!"

„Und warum nicht?" fragte der Alte.

„Weil", ſagte Peterli, „ich nicht ſo denke, wie mein Bruder, ſondern im Gegenteil unzufrieden bin, da alles am Schnürchen gezogen wird, wie jene Wiege, die eine liſtige Bauernfrau der Kuh an den Schwanz gebunden hat, damit das Kind einſchlafe, während ſie Bohnen ſteckt!"

„Nun", rief der Alte, „ſo geh' hin, du Schwerenöter und hau' das Schnürchen ab!"

„Wie ſoll ich es abhauen?"

„Geh' zu den Wahlen, ruf': hoho! hehe! Mach' Lärm und ſag': Da fehlt's, dort fehlt's, der gefällt mir nicht, er hat dies und jenes getan oder nicht getan, den und den wollen wir wählen! Halte feſt auf den und wenn er nicht durchgeht, ſo unterziehſt du dich bis zum nächſten Mal und haſt deine Pflicht getan."

„Das iſt eben die Not," ſagte Peterli, „ich kenne niemand, dem ich ſtimmen könnte, es iſt niemand um den Weg, es geht ja nichts vor,

Digitized by Google

wobei man auf irgend einen aufmerksam gemacht wird, es streckt keiner den Kopf hervor, der ein neues Gesicht hat —"

„Der Ratssaal," unterbrach der Alte ernst, „ist kein Schneiderladen, in dem immer neues Zeug ausgehängt zu sein braucht; die neuen Gesichter erweisen sich zuweilen als bloße Gesichter, an welche sich durchaus kein ehrwürdiger Schimmel der Zeit und Erfahrung ansetzen will. Wenn du aber niemand kennst, dem du deine Stimme geben kannst — wie willst du dazu kommen, einen kennen zu lernen, wenn du allen öffentlichen Verhandlungen, sei es in Angelegenheiten der Gemeinde, des Kantons oder der Eidgenossenschaft aus dem Wege läufst? Nur dort kannst du hauptsächlich beobachten, wie sich der und jener benimmt, und du mußt ein sehr unzugänglicher Gesell sein, wenn nach Verlauf einiger Zeit nicht irgend ein Mann den Eindruck auf dich macht, daß du ihn eher als einen anderen im Rate sehen möchtest. Denn einen von den Vorhandenen wirst du am Ende wählen müssen, wenn du überhaupt willst vertreten sein, da du nicht wirst warten wollen, bis gerade in deinem Wahlkreis ein solcher Prophet aufsteht, wie du ihn in deinem Kopfe ausgedacht hast. Darin hast du recht, daß du denjenigen so gut als möglich kennen lernen möchtest, dem du stimmen sollst; dazu ist aber nötig, daß man selbst etwas Menschenkenntnis besitze und sich selbst auch Rechenschaft zu geben verstehe über das, worauf es ankommt.

„Du bist Feldschütz; um so mehr sieh' drauf, daß der Ratsmann, dem du deine Stimme gibst, auch eine Art Feldschütz sei, welcher auf unbestimmte Distanzen und ohne künstliche Vorrichtungen zu schießen versteht auf dem Platz, auf den er gestellt wird, das heißt, daß er sein eigenes Gewissen frei und frank in der Hand trage, wie du deinen Feldstutzen, und es angesichts der Ereignisse zu brauchen verstehe; kurz, daß er seinen Schuß selbst lade und ihn abgebe auf sein eigenes Mannesgewissen und nicht so in das verabredete Haufengewissen hinein, wo einer sich hinter dem andern versteckt und alle sich gegenseitig mit schreckbaren Reden Mut machen müssen.

„Sieh' zu, ob einer ein Urteil über die Dinge habe, eh' er die Zeitung gelesen hat, und wenn es auch schlicht und kunstlos ist, oder ob immer nur nachher.

„Sieh' auch zu, ob einer in allen Fällen mit seiner Meinung zum Voraus fertig ist, eh' er die anderen gehört hat, und mit dem Vorsatz in die Beratung geht, auf nichts zu hören und keine Gründe auf sich wirken zu lassen; denn statt eines solchen könnte man ebensogut einen hölzernen Mann hinschicken.

Digitized by Google

„Einem, den man nie einsam sieht, der nie eine freie Stunde für sich lebt und denkt, sondern der jeden müßigen Augenblick hinter den Karten zubringt, gib deine Stimme nicht, außer es wäre denn ein sehr kluger Mann; denn es gibt allerdings auch solche, welche in Gottes Namen einmal nicht allein sein können und immer etwas treiben müssen.

„Einem, der bei jeder Gelegenheit mit allen Glocken läutet, seine Gegner im Großen Rat verächtlich und lächerlich macht und ihnen nachher lachend die Hand drückt, stimme beileibe nicht, denn ein solcher wird in den großen Dingen nie etwas ausrichten.

„Stimme keinem, der um dich herum geht, wie die Katze um den heißen Brei, oder der dir ein Gesicht macht, als ob er dich fressen wolle, wenn du ihm nicht stimmst; und auch keinem, der dich fürchten würde, nachdem du ihn gewählt hast.

„Einem, der lügt, und wenn es auch für die gute Sache wäre, gib niemals deine Stimme, und endlich auch keinem Weinfälscher oder Kartoffelbrenner."

„Gut," sagte Peterli, „da kann ich mich nur gleich auf die Beine machen, um alle die Beobachtungen noch bis um zwei Uhr anzustellen."

„Heute wirst du allerdings nicht mehr viel sehen können," erwiderte der Großvater, „aber umso nötiger ist es, daß du den Anfang machst und gleich heute in die Versammlung gehst. Schon die Art, wie die Hervorragenden mit mehr oder weniger offenem Tone sprechen und wie sie dreinschauen, wird dir für den eint' und andern einen günstigen oder ungünstigen Eindruck machen, welchen du nachher bei anderen Versammlungen und Geschäften weiter verfolgen kannst. Wenn du z. B. einen siehst, der ruhig und in sich gesammelt auf seinem Platze verharrt und das, was er etwa zu sagen hat, ohne Zögern und mit Sicherheit vorbringt, aber mit wohlwollendem Blick, so wird er dir besser gefallen, als vielleicht einer, der beständig umherläuft, von einem zum andern, sich geschäftig erweist, die Versammlung mit gierigen Habichtsblicken belauert, und fortwährend wie von einem bösen inneren Feuer verzehrt zu sein scheint; obgleich damit nicht gesagt ist, daß dieser nicht vielleicht eine ehrliche, wenn auch ehrgeizige Haut und jener ein durchtriebener und listiger Patron sein kann. Aber dein Instinkt für jenen kann dennoch der richtige sein, da die Selbstbeherrschung für einen Ratsmann eine Haupttugend ist und niemals ohne gute Früchte bleibt.

„Doch wie steht es mit dir, Meister Jakob? Du scheinst mir den ernsthaftesten Abhaltungsgrund zu haben, da du eine Frau suchen

Digitized by Google

willst. Aber könnte man nicht sagen, du würdest dazu ein besseres Recht erwerben, wenn du vorher deine Bürgerpflicht erfüllst? Denn wenn du Hausvater wirst, so bist du mit doppelten Banden an das öffentliche Wesen geknüpft, welches lediglich aus den gesamten Familien des Landes besteht und den Bestand desselben schützt."

„Nun," sagte der Brautschauer, „ich gläube, eine Frau könnte ich auch morgen und übermorgen noch bekommen. Aber offen gesagt, habe ich auch noch einen anderen Grund, mich nicht stark um die Wahlen zu bekümmern, wenn etwas Besseres zu tun ist."

„Und das wäre?"

„Ei," fuhr Jakobli fort, „man hat mir gesagt und es scheint mir auch so, unser kantonales Wesen mit seinem Großen Rate habe nicht mehr viel zu bedeuten, alles dränge jetzt der Einheit zu, der Auflösung der Kantone in ein Ganzes, des Kleinen in das Große, und da muß ich gestehen, daß ich keine Freude habe, leeres Stroh dreschen zu helfen!"

„So?" rief der Alte, fast heftig auffahrend, „pfeifst du auch aus dem Loch? Was willst du mit deiner Schweiz ohne ihre alten und neuen Kantone? Eine ausgefressene Schüssel, ein leeres Faß würde sie sein, ein weggeworfener Bienenkorb ohne Waben, ein in ein Haferfeld, auf dem die Rosse weiden, umgearbeiteter Garten würde sie sein! Nein, er ist schön, der rote schweizerische Bundes- und Waffenrock, aber ein politischer Schmutzfink ist, wer nicht sein reinliches, selbstgewobenes Hemd ehrbaren Standeslebens darunter trägt; es ist stattlich, das rote Ehrenkleid der Helvetia mit dem Kreuz auf der Brust; aber höchst ehrbarlich und von gutem Herkommen zeugend sind die zweiundzwanzig schneeweiße Hemdchen, welche sie im Kasten hat, das Zürcherische mit einem weiß und blauen Schildlein am Herzschlitz. Ohne Bund gibt es keine Eidgenossen, ohne Kantone keinen Bund, ohne Wetteifer im großen und guten keine Kantone; das ist der Steinschnitt im Gewölbe unseres Vaterlandes.

„Daß aber unser Kanton in diesem Wetteifer rühmlich vorangehe, das hängt von dem Großen Rat ab, den wir heute zu wählen haben. Er soll eine Leuchte sein unter den Kantonen in Erfüllung der Bundespflicht wie in Verwaltung und Fortbildung seiner selbst, ein Erhalter der fruchtbringenden Mannigfaltigkeit unseres Schweizerlandes, und hoffentlich wird die Zeit bald kommen, wo die Kantone von ihrer ersten Verblüffung, welche sie über dem lustigen Getümmel der neuen Bundeseinrichtung beschlich, sich erholend, von ihrem Vorschlagsrechte Gebrauch machen und in eidgenössisch-lebendiger Bewegung miteinander wetteifern.

Digitized by Google

„Also jetzt nur aufgebrochen und mitgekommen, wer ein guter Eidgenosse und ein guter Zürcher ist, keines ohne das andere, die Hälfte davon wird nicht angenommen!"

Die drei Wahlscheuen getrauten sich nicht länger, dem Alten davonzuschleichen, sondern gingen willig mit ihm den Berg hinunter. Der schöne Maientag und der frische Mut des Greisen weckten auch ihre Zürcherherzen auf und sie wurden noch auf dem Wege, nach Art aller Neubekehrten, so eifrig für die Sache, daß sie untereinander verabredeten, für diejenige Gemeinde, aus welcher verhältnismäßig die wenigsten Mannen werden gekommen sein, einen eigenen Übernamen zu erfinden und ihn derselben anzuhängen für die nächsten vier Jahre, bis sie von einer anderen Gemeinde abgelöst sei.

Das Ergebnis der beendigten Wahlen war in diesem Kreise eine Art Mittelgut, hausbacken und gewöhnlich in der ruhigen Zeit, trotz einiger Änderungen, welche stattgefunden infolge natürlichen „Hinschiedes" einiger Räte. In solchen Zeiten ist immer ein sanftes Gras nachgewachsen, das nun zunächst steht und zum blühen kommt.

Da wurde gewählt ein sogenannter Zehenstrecker, d. h. ein Mann, auf den das Volk nicht aus freien Stücken verfallen, den es nicht „sehen" würde, wenn er sich nicht bei allen Wahlanlässen jedesmal auf die Zehen stellte, bettelnd und schreiend die Hand erhöbe, wie die Kinder unter dem Kirschbaum. Nachdem das Volk sich Jahrzehnte lang erst nach dem Zehenstrecker garnicht, dann etwas verwundert umgesehen, wird es endlich aufmerksam und gibt ihm versuchsweise und lächelnd die ersehnte Stelle. Denn er ist über seiner ewigen Bewerbung ein geriebener Gesell geworden, der einen anscheinend ordentlichen Geschäftsdunstkreis um sich her aufgeregt hat. Eine Million Projektchen und Vorschläge hat er gemacht und jedesmal an den Wahlen in Umlauf gesetzt. Ein Kanälchen hat er ausgeheckt, um die Gemeindetreffermühle zu treiben, die Erzielung einer Ziege mit fünf Zitzen hat er erfunden und was dergleichen Dinge mehr sind, aus denen zwar nie etwas wurde, die er aber in hundert Versammlungen und Vereinen besprach, in der Presse künstlich angreifen ließ und nachher verteidigte. Er handhabt die verdeckte Selbstangreifung wie ein Meister und die Reklame wie ein Künstler.

Da er nur einen Grundsatz kennt, der lautet: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! so ist er je nach Umständen jedermanns Freund und jedermanns Feind. Diese Stellung weiß er dann immer für eine Parteistellung auszugeben, obgleich er politisch so leer ist wie eine taube Nuß.

Ein solcher Zehenstrecker also wurde gewählt; denn das Volk will

Digitized by Google

zuweilen auch solche Käuze haben; es sorgt stets für die Mannigfaltigkeit und Vollzähligkeit der Gestalten auf seinem Schachbrette.

Ferner wurde gewählt, ebenfalls spät, ein Alter, der sich seit dreißig Jahren gegenüber jeder herrschenden Partei die „junge Schule" nannte, obschon er kein Härlein mehr auf dem von Vorurteilen des Alters vollgepfropften Schädel trug. Dieser wurde gewählt, weil er unter den Unmündigen und Frischkonfirmierten allerhand Schaden und Torheiten anrichtete und heimlich versprochen hatte, die jungen Schuljahre nunmehr abzuschließen und die Zeit der männlichen Reife anzutreten, wozu er jetzo in den schönsten Jahren stehe.

Auch wurde ein sogenannter Früh-Gemeinnütziger gewählt, d. h. einer, der schon vor seinem zwanzigsten Jahre den gemeinnützigen Gesellschaften der Gemeinde, des Bezirkes, des Landes und der Eidgenossenschaft angehört hatte und nun nach wiederum zwanzig Jahren durch seine vielfachen Missionen und Arbeiten einen ganz schätzbaren Vorrat von Kenntnissen und Erfahrungen erworben und ein brauchbarer Redner über alles war, welcher der Gegend wohl anstand.

Ein stiller Mann, welcher plötzlich eine Million geerbt, wurde sodann gewählt, da man ihn für Steuern und Geschenke fürchterlich zu schröpfen gedachte und hiefür in guter Laune erhalten wollte. Schon hatte er eine neue Feuerspritze, ein Kirchenfenster, eine Orgel, drei Kadettentrommeln und eine Gemeindefahne gestiftet und mehreres versprechen müssen.

Zum Schluß wurde ein noch stillerer Mann, ein bestandener Parlamentshecht erkürt, als Vogt über diesen ganzen parlamentarischen Nachwuchs, der denselben mit wenig Worten in Ordnung zu halten und zum Nutzen der löblichen Wählerschaft zu verwenden hatte.

Nach beendigter Wahlhandlung aber saßen die drei Brüder in einem Hinterstübchen des Wirtshauses zusammen und ermittelten nach ihren gemachten Erhebungen diejenige Gemeinde, welche am schlechtesten vertreten gewesen, um ihr den besagten Spitznamen zuzumessen und unter die Leute zu bringen. Die Brüder selbst waren zwar bei ihrem Mangel an Erfahrung in der Hast um ihre Stimmen gekommen, sie wußten kaum wie, und ihr gemeinschaftliches, krummgespitztes Bleistiftendchen hatte sich, von einem eigenen Wahlkobold beseelt, fast gegen den Willen der Schreibenden bewegt. Jeder verschwieg den beiden andern, daß er gar keine rechte Zufriedenheit an seiner Stimmgebung empfinde und sich für übertölpelt halte.

Vielleicht gerade aus Ärger darüber war ihr Eifer nun groß und sie saßen mächtig zu Gericht.

Es ergab sich, daß es die Bürger von Nebenheim waren, von wel-

Digitized by Google

chen ein alter, halbtauber Ehegäumer sich auf dem Platze eingefunden. Jakob, der die Frau hatte besehen wollen und nun der Grimmigste war, eröffnete, nachdem die Namenfinder eine gute Weile fruchtlos gebrütet, seine Meinung dahin, daß „Nebenheimer" an sich ein guter Spitzname werden könne für solche, die überall daneben kommen; daß zwar der Titel des erschienenen Ehegäumers auch eine ironische Bezeichnung für alle diejenigen geben würde, welche so lässig ihres Rechtes warteten; daß aber endlich gerade die Anwendung des Namens der Nebenheimer auf alle trägen Bürger die empfindlichste und abschreckendste Strafe wäre, da gewiß künftig jede Ortschaft sich hüten würde, ihren erhabenen Namen einer solchen Gefahr auszusetzen.

Die zwei Beisitzer Jakobs, welche von allen den heutigen Verhandlungen ganz erschöpft waren, erklärten sich mit seinem Vorschlage einverstanden und übertrugen ihm auch, den vereinbarten Übernamen öffentlich zu verkünden „auf ihm geeignet scheinende Weise", worauf sie sich stracks unter das junge Volk machten.

Inzwischen saß Vater Berghans in einer Laube vor dem Hause, neben dem offenen Fenster des Beratungsstübchens seiner Enkel, weitab vom Getümmel der Leute, und schaute über die blühenden Felder hinaus. Indem er so in den Sonnenschein blinzelte und dabei ein rötliches junges Dornzweigelchen im Munde hielt, erspähte er den alten Ehegäumer von Nebenheim, der, seinen turmartigen, schwarzlackierten Strohhut wie ein Staatsmann in der Hand tragend, würdig einherschritt, an der Seite eine schlanke Mädchengestalt. Die Art, wie dieselbe ihre natürliche Raschheit mäßigte und neben dem langsamen Gange des alten Mannes die unnatürlich keck ausholenden Schritte elastisch anhielt, gab einen gar anmutigen, beinahe feierlichen Anblick.

Berghansli erhob sich und winkte dem Paare, und es näherte sich bald der Laube, während das Mädchen vorsichtig einen schnellen Blick über den Platz warf aus ernsten braunen Augen.

Da man von dem alten Nebenheimer sagte, er wolle sich zu einer verheirateten Tochter zurückziehen und wünsche nun das gegenwärtige Mägdlein, das Kind einer andern verstorbenen Tochter, das bisher bei ihm gelebt hatte, irgendwo wohl anzubringen, da man nicht minder vom Berghansli wußte, daß er einen seiner Enkel und zwar den Jakob, zu einer wackeren Verehelichung anhalte, um sein häusliches Wesen noch vor seinem Tode fortgesetzt zu sehen, so gewann dieses Zusammentreffen sehr den Anschein einer verabredeten Sache.

Wie dem auch sein mochte, so geschah es jetzt, daß Jakob gerade um die Ecke trat, um dem Großvater die Schlußnahme wegen des Spitz-

Digitized by Google

namens und deren Tragweite zu eröffnen, als auch der Nebenheimer mit der Jungfrau anlangte, welche die goldene Kette ihrer Vorfahrinnen wie ein Bürgermeister über den Spitzen und Stickereien ihres Sonntagsstaates und einen grünen spitzigen Roggenhalm gleich einem gestrengen Szepter an der Hand trug.

Jakob ließ den Mund, aus welchem er seine politische Mitteilung hatte wollen ertönen lassen, so lange offen stehen, daß die Fremde volle Zeit gewann, sich von ihrem Erröten zu erholen und dasjenige Benehmen innezuhalten, welches bei sogenannten ersten Zusammenkünften als ersprießlich erscheint und weder etwas verdirbt noch vergibt.

Es war allerdings eine solche Zusammenkunft, wie sich immer deutlicher zeigte. Jakob hatte seine Frau auf einer Seite suchen wollen, die dem Alten nicht gefiel, und dieser die Sache ohne jenes Wissen auf den Wahltag angeordnet.

„Siehst du," sagte er scherzweise, „du hast heute, glaub' ich, eine Mädchenschau abhalten wollen und nun bekommst du unverhofft noch die Allerschönste zu sehen!"

„Sie ist allerdings schön!" erwiderte Jakob immer noch verwundert, daß er diese Entdeckung noch nie gemacht, und ganz unbefangen.

Die Jungfrau aber wiegte ihren Roggenhalm und ließ seine Blattstreifen unverfänglich durch die Finger laufen; die Begebenheit endigte für heute damit, daß Berghansli und sein Enkel, nachdem die kleine Gesellschaft eine Erfrischung zu sich genommen, den Ehegäumer von Nebenheim und seine Enkelin eine gute Strecke Weges nach Hause geleiteten.

Auf dem Rückwege sagte Berghansli, indem er bei Sternenschein ungesehen etwas lächelte:

„Wie steht's denn mit dem Spitznamen für die Nebenheimer, den ihr in der Stube ausgemacht habt? Hast du die Sache besorgt?"

Ganz verblüfft antwortete der Junge: „Diese Teufelei hab' ich bei Gott ganz vergessen! Allein — nun haben wir da die Bekanntschaft der guten Leute gemacht; ich glaube, das Mädchen würde mich dauern, auch ist ja ihr Großvater der einzige, der gekommen ist!"

„Es ist mir recht," sagte der Alte ernster, „wenn dir das Mädchen gefällt und ihr einig werden könnt. Wenn die Sache mit dem Spitznamen aber nicht eine Torheit gewesen wäre, da dergleichen nie etwas nützt, so würde ich doch sagen, es soll das erste und letzte Mal sein, daß du wegen eines Weibsbildes eine politische Tathandlung änderst oder unterlässest! Siehst du, Meister Jakob, so kommt es, wenn man von der Kälte in die hitzigen Anläufe hineinfällt. Immer gleich und stets geübt, das macht den Mann!"

Digitized by Google

Befehlerles.

Von Berthold Auerbach.

Am ersten Pfingsttage war in allen Dörfern des Oberamtes am schwarzen Brette des Rathauses folgende Verordnung zu lesen:

„Da man in Erfahrung gebracht, daß viele Waldfrevel von dem unbefugten Tragen der Äxte herrühren, so wird anmit zur öffentlichen Kunde gebracht: Von heute an soll jeder, der sich auf der Straße oder im Walde mit einer Axt herumtreibt, dem ihn betreffenden Landjäger, Flur- oder Waldschützen genaue Auskunft geben, wozu und warum er die Axt bei sich hat; sofern er hierüber nicht genügenden Ausweis geben kann, verfällt er beim erstmaligen Betreffen in die Strafe von 1 Reichsthaler, bei Wiederholung in die von 3 Reichsthalern und beim abermaligen Zuwiderhandeln in eine Gefängnisstrafe von acht Tagen bis vier Wochen.

Der Oberamtmann
Rellings."

Seit alten Zeiten ist es nämlich ein Recht und eine Sitte der Schwarzwälder Bauern, bei einem Gange über Feld, d. h. von einem Orte zum andern, eine kleine Handaxt am linken Arme zu tragen; nur die „Mannen", d. h. die verheirateten Männer, tragen dieses Wahrzeichen, die „Buben", die ledigen Burschen, aber nicht. Es mag wohl sein, daß dies, wie die Sage geht, noch ein Überrest von der allgemeinen Wehrhaftigkeit ist.

Viele Bauern standen nach der Nachmittagskirche am Rathause; der Matthes, der auch zu den Mannen gehörte, las die Verordnung laut vor. Alle schüttelten die Köpfe und murmelten Verwünschungen und Flüche vor sich hin; der alte Schultheiß aber sagte laut: „Des wär' vor alters et g'schea, des sind aunsere G'rechtsame."

Da sah man den Buchmaier mit der Axt am Arme vom obern Dorfe herabkommen; alles schaute nach ihm hin, wie er so daherschritt. Es war ein behäbiger, kräftiger Mann in seinen besten Jahren, nicht groß, aber breitschulterig und dick. Aus den kurzen ledernen Beinkleidern hatte sich das Hemd etwas aufgestaucht; aus der offenen roten Weste sah das breite Querband der an Nesteln aufgehakten Hosenträger hervor, das buntgewoben und in der Ferne wie ein Pistolengurt aussah; der dreieckige Hut saß auf einem fast unverhältnismäßig kleinen Kopfe, dessen milde Gesichtszüge besonders um Mund und Kinn etwas weiblich Zartes ausdrückten; die weitgeschlitzten, hellglänzenden blauen

Digitized by Google

Augen mit den emporstehenden dunkeln Augenbrauen verkündeten Klarheit und männlichen Trotz.

Matthes sprang dem Buchmaier entgegen, meldete ihm die Verordnung und sagte: „Vetter, ihr seid alle keine rechten Gemeinderäte, wenn ihr euch das gefallen lasset.“

Der Buchmaier wandelte in seinem gemessenen Gange fort, ohne auch nur einen Schritt zu beschleunigen; er ging geradeswegs auf das Brett zu. Alles wich zurück, damit er bequem lesen könne, er rückte seinen Hut etwas in die Höhe, erwartungsvolle Stille herrschte ringsum. Als der Buchmaier leise zu Ende gelesen hatte, schlug er sich mit der flachen Hand auf die Rundung seines Hutes, ihn fester setzend; das deutete etwas Unternehmendes an. Darauf nahm er ruhig seine Axt vom linken Arm und mit einem „Da!“ hieb er sie in das schwarze Brett mitten durch die Verordnung; dann wendete er sich zu den Umstehenden und sagte: „Wir sind Bürger und Gemeinderäte; ohne Amtsversammlung, ohne Beistimmung von allen Gemeinderäten kann man keine solche Verordnung erlassen; ich will einmal sehen, ob die Schreiber alles sind, und ob wir denn garnichts mehr gelten, und wenn es bis an den König geht, wir dürfen das nicht leiden. Wer mit mir einig ist, der nehme meine Axt da heraus und hau' sie noch einmal ins Brett.“

Der Matthes war der erste, der zugriff; der Buchmaier aber hielt ihm den Arm und sagte: „Laß die ältern Leute zuerst dran.“

Dieses Wort wirkte auf die Verzagten und Zweifelnden, die über die Handlungsweise des Buchmaiers betroffen waren und nicht wußten, was sie tun sollten. Der alte Schultheiß führte zuerst seinen Hieb mit zitternder Hand, dann griffen alle tapfer zu; von allen Umstehenden schloß sich keiner aus, und besonders der Name des Oberamtmanns wurde kreuz und quer zerhackt. — Nach und nach kam das ganze Dorf herbei; alle wurden zur gleichen sinnbildlichen Handlung ermuntert, und unter Lachen und Jubeln tat jeder seinen Hieb.

Der Schultheiß, von dem, was geschehen war, benachrichtigt, wollte Landjäger von Horb kommen lassen; sein weiser Minister aber riet ihm von diesem Aufgebote ab, da das doch nichts helfe; auch dachte der kluge Soges bei sich: „Gut, laß sie nur alle freveln, das gibt eine ganze Ernte Vorladungen, und für jede Vorladung einen Batzen; hauet nur wacker zu, es geht euch ins Fleisch, und das ist mein Batzenfleisch.“ Mit fröhlicher Miene berechnete Soges bei einem Schoppen im Adler seinen Gewinn aus den Dorfhändeln.

So blieb endlich außer dem Soges und dem Schultheißen keiner im ganzen Dorf an dem Exzesse unschuldig.

Digitized by Google

Am Dienstage gingen auf Veranlassung des alten Schultheißen die Gemeinderäte selber vor Amt und machten die Anzeige von dem, was sie getan hatten. Der Oberamtmann wütete und fluchte in der Stube umher. Er hieß nicht umsonst Rellings, er sah wirklich aus wie ein geschorner Kater, dem man eine Brille aufsetzt und Sporen an die Füße heftet. Er wollte die Verbrecher sogleich einstecken lassen; der Buchmaier aber trat scharf vor ihn und sagte: „Ist das Eure ganze Kunst? Einsperren? Da hat's noch gute Weil'. Wir sind da, um Gegensprach einzulegen, wir bekennen frei, was wir getan haben, und da kann von keinem vorläufigen Einsperren die Rede sein: ich bin kein Landläufer, Ihr wisset, wo ich wohn', ich bin der Buchmaier, das da ist der Bäck, das da der Schmiedhannes, und das da des Michels Basche, wir sind auf unserm eigenen Grund und Boden zu finden. Ohne Urteil kann man uns nicht einsperren, und dann gibt's noch einen Ausweg weiter 'naus, Reutlingen zu oder Stuttgart, wenn's sein muß."

Der Oberamtmann lenkte wieder ein und lud die Männer auf morgen um neun Uhr zum Verhöre vor.

Dieses letzte war wenigstens insofern gut, daß der Soges dadurch um seine wohlgezählten Batzen geprellt wurde. — So betrügen sich oft die großen und kleinen Herren in ihren Berechnungen.

Es sah fast kriegerisch aus, als des andern Tags mehr als hundert Bauern, die Handäxte am Arme, durch das Dorf hinauswanderten. Sie hielten oft vor einem Hause und riefen einen Verspäteten an, der sich in der Eile noch auf der Straße seinen Rock anzog, manche Scherze und Witzreden wurden nicht weiter gesponnen, wenn man den Buchmaier ansah, der die Augenbrauen tief hereinzog. Kein Tropfen wurde getrunken, ehe man vor Amt ging: „Erst Rotes und nachher Brotes", war der Wahlspruch der Bauern.

Der Oberamtmann sah im Schlafrock mit der langen Pfeife im Munde zum Fenster hinaus. Als er nun den bewaffneten Zug so daher kommen sah, machte er schnell das Fenster zu und sprang nach der Klingel, weil er aber stets Sporen an den Stiefeln hatte, verfing er sich in dem Vorhange und stürzte der ganzen Körperlänge nach auf den Boden; die lange Pfeife lag wie seine Waffe neben ihm. Er erhob sich indes schnell wieder, klingelte nach dem Amtsdiener, schickte ihn zum Stationskommandanten, zum Wachtmeister der Landjäger, und befahl, daß sie alle mit scharfgeladenen Gewehren herkommen sollten. Leider aber waren nur noch vier Mann im Orte. Er befahl nun, daß sie sich unten in der Amtsdienerstube halten und jeden

Digitized by Google

Augenblick bereit sein sollten. In der Amtsstube befahl er sodann, daß von den Bauern einer nach dem andern hereinkommen und daß sogleich immer wieder geschlossen werden solle.

Als nun der Buchmaier zuerst hereingerufen wurde, sagte er, die Tür in der Hand haltend: „Guten Morgen, Herr Oberamtmann," und sich sogleich umkehrend, sagte er zu den Draußenstehenden: „Kommet 'rein, ihr Mannen, wir haben gemeinschaftliche Sach', ich red' nicht für mich allein." Ehe sich's der Oberamtmann versah, war die ganze Stube mit den Bauern gefüllt, die ihre Äxte im linken Arme trugen. Der Buchmaier trat vor, auf den Schreiber zu, und seine Hand ausstreckend, sagte er: „Schreibet's auf, Wort für Wort, was ich sag'; sie sollen's bei der Kreisregierung auch wissen." Er fuhr sich sodann zweimal mit der rechten Hand durch den Hemdkragen, stemmte seine Faust auf den grünen Tisch und begann:

„Allen Respekt vor Euch, Herr Oberamtmann, der König hat Euch geschickt, und wir müssen Euch gehorchen, wie das Gesetz will; der König ist ein braver, rechtschaffener Mann, er will gewiß nicht, daß man die Bauern wie das Vieh hudeln oder wie die Kinder mit Döble einschulen soll. Die kleinen Herrle, die von oben bis 'runter stehen, die haben Freud' an dem Befehlerles-Spielen; zuletzt schreiben sie's noch nach Noten vor, wie die Henn' gackern muß, wenn sie ein Ei legt. Ich will Euch einmal das Deckele vom Häfele tun, ich will Euch den klaren Wein einschenken. Ich weiß wohl, es nützt jetzt nichts; gesagt muß es aber sein, ich muß den Putzen einmal 'raustun, es würgt mich schon lang. Die Gemeind' soll jetzt garnichts mehr gelten, alles soll in den Beamtenstuben abgetan werden. Ei so pflüget und säet und erntet auch in den Beamtenstuben. So ein verzwängtes Schreiberle kujoniert ein ganzes Rathaus voll Bauern, und eh' man sich's verlugt, wird ein Schreiberschultheiß nach dem andern auf das Dorf gesetzt; da ist hernach alles in der besten Schreiberordnung. Wahr ist wahr, Ordnung muß sein, aber zuerst muß man sehen, ob's nicht ohne Schreiber besser geht; und dann, wir sind grad' auch nicht auf den Kopf gefallen, und ist's auch nicht im Amtsstil, wir können's doch auch. Es muß g'studierte Leute geben, die über alles eine Aufsicht haben; aber zuerst müssen die Bürger selber ihr Sach' in Ordnung bringen."

„Zur Sache, zur Sache!" drängte der Amtmann.

„Das gehört zur Sach'. Mit eurem Schreiberwesen wisset ihr nichts mehr zu befehlen und ihr kommt ans Verhüten, Vorsorgen und Verhindern, ja Verhindern, ich hätt' schier gesagt — Zuletzt

Digitized by Google

stellet ihr noch an jeden Baum einen Polizeidiener, damit er keine Händel kriegt mit dem Wind und nicht zu viel trinkt, wenn's regnet. Wenn das mit dem Befehlerles so fortgeht, möcht' man ja auf der Kuh fortreiten. Alles, alles wollt ihr uns nehmen; jetzt ist eins da, um das lassen wir uns nicht bringen." Er hob die Axt hoch auf und fuhr dabei zähneknirschend fort: „Und wenn ich mit der Axt da die Türen bis zum König aufbrechen muß, ich geb' sie nicht aus der Hand. Von alten Zeiten her ist es unser Recht, daß wir Äxte tragen, und wenn man sie uns nehmen will, so muß es die Amtsversammlung oder der Landtag tun, und da haben wir auch ein Wort mitzureden. Aber warum wollet ihr sie uns nehmen? Damit kein Waldfrevel geschieht? Dafür sind Waldschützen und Strafen und Gesetze da, und die gelten gleich für Edelmann und Bettelmann. Wie viel Zähn' braucht ein armer Bauer, um Grundbirnen zu essen? Reißt ihm die andern 'raus, damit er nicht in Versuchung kommt, Fleisch zu stehlen. Und warum lasset ihr denn die Hund 'rumlaufen mit ihren Fangzähnen? Wenn ein Bub' acht, neun Jahr' alt ist, hat er sein Messer im Sack, und wenn er sich in den Finger schneid't, ist er eben selber daran schuld; tut er einem andern 'was damit, klopft man ihm auf die Finger. Wer sagt denn euch, daß wir noch ärger als kleine Kinder sind, und ihr unsre Lehrer und Vormünder? Ihr Herrn tut grad', als wäret ihr dran schuld, daß ich jetzt nicht zum Fenster 'nausspring'; in der Hauptsach' vom Leben muß ja doch jeder für sich und jede Gemeinde für sich sorgen und nicht ihr Herren. Was sag' ich da? Herren! Unsere Diener seid ihr, und wir sind die Herren. Ihr meinet immer, wir sind euretwegen da, damit ihr was zu befehlen habt; wir bezahlen euch, damit Ordnung im Land ist, und nicht, um uns kujonieren zu lassen. Staatsdiener seid ihr, und der Staat, das sind wir, die Bürger. Wenn uns kein Recht wird, so gehen wir nicht zum Brünnele, sondern zum Brunnen, und eh' leg' ich meinen Kopf auf den Block und laß mir ihn mit der Axt da vom Henker abhauen, eh' ich mir sie von einem Beamten ohne meinen Willen nehmen lass'. So ist's, ich bin fertig."

Andächtige Stille herrschte ringsum, ein jeder sah den andern an, blinzelte mit den Augen, die gleichsam sagten: „Der hat sein Sach', jetzt kann er's sieden oder braten." Der Basche aber sagte ganz leise zum Bäck: „Da paßt das Sprichwort recht: dem ist's gut von der Haue gefallen." — „Ja, der hat das Maul nicht in der Tasch'!" erwiderte der Bäck.

Der Oberamtmann ließ den Eindruck dieser Rede nicht lange an-

Digitized by Google

bauern; ein Papierchen zwischen den Fingern drehend, begann er mit ruhigem Tone die Schwere des geschehenen Verbrechens darzustellen. Mancher scharfe Seitenhieb auf den Buchmaier fiel; dieser aber schüttelte immer nur leise den Kopf, als ob er Fliegen abwehre. Zuletzt sprach der Oberamtmann von Prozeßkrämern und Aufrührern, von eingebildeten Herrenbauern, die einmal mit einem Advokaten einen Schoppen getrunken, die läuten hörten und nicht wüßten, wo? Von dieser allgemeinen Abschweifung ging er dann wieder auf das Vorliegende über; er nannte einzelne Anwesende bei Namen, lobte sie als ruhige, verständige Bürger, die zu einer solchen Tat unfähig seien. Er sprach seine tiefe Überzeugung aus, daß sie sich von dem Buchmaier hatten verleiten lassen; er beschwor sie bei ihrem Gewissen, bei ihrem Gehorsam gegen König und Gesetz, bei ihrer Liebe zu Frau und Kindern, die schwere Schuld nicht auf sich zu laden, offen und frei die Verführung zu bekennen, und ihre Strafe werde mild sein.

Wiederum herrschte Stille; einige sahen einander an, und blickten dann verlegen zur Erde. Der Buchmaier erhob sein Antlitz hoch und kühn, er schaute allen frei ins Angesicht, seine Brust hob sich, erwartungsvoll hielt er den Atem an. Der Matthes hatte schon den Mund geöffnet, um zu sprechen; da hielt ihm der Schmiedhannes den Mund zu, denn eben erhob sich der alte Schultheiß, der von allen Anwesenden allein auf einem Stuhle gesessen hatte. Mit schweren Tritten, die Füße kaum erhebend, ging er vor an den grünen Tisch, anfangs keuchend und oft Atem holend, dann aber in fließender Rede sagte er: „Groß Dank für die gute Nachred', die Ihr mir und andern gehalten habt, Herr Oberamtmann, aber was der Buchmaier gesagt hat, unterschreib' ich aufs Tüpfele hin. Wenn's noch einen Beweis bräucht', daß uns die Herren wie kleine Kinder, wie Unmündige ansehen, so hättet Ihr ihn geliefert, Herr Oberamtmann; nein, ich bin sechsundsiebzig Jahre alt und bin zwanzig Jahre Schultheiß gewesen. Wir sind keine Kinder, die sich zu so etwas wie zu einem Bubenstreich verführen lassen, die Axt bleibt bei mir, bis man mir sechs Bretter mitgibt. Wer als ein Kind dasteht, der soll's nur bekennen. Ich bin ein Mann, der weiß, was er tut; wenn's zur Straf' kommt, bin ich auch dabei."

„Wir auch!" riefen alle Bauern wie aus einem Mund; die Stimme des Matthes tönte vor.

Das Antlitz des Buchmaiers war wie mit Licht übergossen; er faßte noch mit der rechten Hand seine Axt und drückte sie innig ans Herz.

Digitized by Google

Nachdem die herkömmlichen Förmlichkeiten beendet, das Protokoll unterschrieben und der Buchmaier sich eine Abschrift davon erbeten hatte, verließen die Bauern still die Oberamtei.

Noch mehrere andre Gemeinden taten Einsprache gegen die neue Verordnung; die Sache kam bis vor die Kreisregierung. Diejenigen, welche auf eine so ungebührliche Weise mit den Äxten selber Einsprache getan hatten, wurden um eine namhafte Summe bestraft. Indes wurde nach einiger Zeit der Oberamtmann Rellings versetzt, die Verordnung aber nicht mehr erneuert.

Nach wie vor tragen die Mannen ihre Axt am linken Arm.

Als die Mexikaner zum ersten Male den Kopf eines erschlagenen spanischen Konquistadoren auf dem Spieß stecken sahen, feierten sie ein großes Freudenfest, daß es mit der gefürchteten Unsterblichkeit der Fremdlinge nichts sei. Mit derselben Logik frohlocken viele gute Europäer, wenn sie eine Idee durch eine andere widerlegt sehen, daß sie nun den ganzen unangenehmen Gedankenkrempel über Bord werfen dürfen.

Laudatores temporis acti. Manche möchten gern das alte Stück noch einmal da capo haben. Gottlob ist der eiserne Vorhang schon gefallen.

Geistreich sein ist nicht schwer, wenn man frech ist. Ehrfurcht und Geist zugleich haben, da beginnt erst die Kunst.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Aber auch vom Absurden zum Möglichen.

Vaterland und Partei. Es kommt nirgends auf die Meinungen an, sondern nur auf die Gesinnung, die dahinter steht.

Manche verteidigen einen politischen Zustand mit seiner langen Dauer. Aber die Dauer hat hier mit der Güte nichts zu tun. Gerade die schlechten Eigenschaften einer Einrichtung, eines Gemeinwesens können ihre Dauer verlängern. Man denke an das alte Polen, an den Staat der Mamelucken, an das Heilige Römische Reich.

A la baisse-Patrioten. Es gibt Patrioten, deren Ansehen in dem kleineren oder weiteren Kreis, der sich um sie bekümmert, um desto höher steigt, je zweifelhafter und dunkler die augenblickliche Aussicht fürs Ganze sich ansieht. Sie haben immer auf Schwarz gesetzt, und wenn's schief geht, können sie ausrufen wie jener Jude, der darauf gewettet hatte, er könne sich den Fingernagel mit dem Taschenmesser abhauen, ohne das Schwarze darunter zu treffen, und sich dabei selbst das Spitzel abschlug: „Au wai, ich hab's gewonnen."

Es ist ein Naturgesetz der Verteidigung, daß sie am stärksten unter dem ersten Eindruck des Angriffs ist und sich allmählich abschwächt. Deshalb dürfen wir Deutsche jetzt keinen bloßen Verteidigungskrieg führen. v. M.

Digitized by Google

Die Zukunft Elsaß-Lothringens.

Rede des Reichskanzlers Fürsten v. Bismarck.

Ich habe zur Einleitung des Ihnen vorliegenden Gesetzentwurfs nur wenige Worte zu sagen. Über das Detail desselben wird die Diskussion ja Gelegenheit geben mich zu äußern; das Hauptprinzip desselben aber ist, glaube ich, einer Meinungsverschiedenheit kaum unterworfen, nämlich die Frage, ob Elsaß und Lothringen dem deutschen Reiche einverleibt werden sollen. Die Form, in welcher es zu geschehen haben wird, die Form namentlich, in welcher es anzubahnen sei, wird ja Gegenstand Ihrer Beschlüsse sein, und Sie werden die verbündeten Regierungen bereit finden alle Vorschläge, die in dieser Beziehung abweichend von den unserigen gemacht werden, sorgfältig zu erwägen.

In dem Prinzipe selbst, glaube ich, daß eine Meinungsverschiedenheit um deshalb nicht vorhanden sein wird, weil sie schon vor einem Jahre nicht vorhanden war und während dieses Kriegsjahres nicht zu Tage getreten ist. Wenn wir uns ein Jahr — oder genauer zehn Monate — zurückversetzen, so werden wir uns sagen können, daß Deutschland einig war in seiner Liebe zum Frieden; es gab kaum einen Deutschen, der nicht den Frieden mit Frankreich wollte, solange er mit Ehren zu halten war. Diejenigen krankhaften Ausnahmen, die etwa den Krieg wollten in der Hoffnung, ihr eigenes Vaterland werde unterliegen, — sie sind des Namens nicht würdig, ich zähle sie nicht zu den Deutschen.

Ich bleibe dabei, die Deutschen in ihrer Einstimmigkeit wollten den Frieden. Ebenso einstimmig aber waren sie, als der Krieg uns aufgedrängt wurde, als wir gezwungen wurden, zu unsrer Verteidigung zur Wehr zu greifen, wenn Gott uns den Sieg in diesem Kriege, den wir mannhaft zu führen entschlossen waren, verleihen sollte, nach Bürgschaften zu suchen, welche eine Wiederholung eines ähnlichen Krieges unwahrscheinlicher und die Abwehr, wenn er dennoch eintreten sollte, leichter machen. Jedermann erinnerte sich, daß unter unseren Vätern seit dreihundert Jahren wohl schwerlich eine Generation gewesen ist, die nicht gezwungen war den Degen gegen Frankreich zu ziehen, und jedermann sagte sich, daß, wenn bei früheren Gelegenheiten, wo Deutschland zu den Siegern über Frankreich gehörte, die Möglichkeit versäumt worden war, Deutschland einen besseren Schutz gegen Westen zu geben, dies darin lag, daß wir den Sieg in Gemeinschaft mit Bundesgenossen erfochten hatten, deren Interessen eben nicht die unsrigen waren. Jedermann war also entschlossen, wenn wir jetzt, selbständig und rein auf unser Schwert und unser eigenes Recht gestützt, den Sieg erkämpften, mit vollem Ernste dahin zu wirken, daß unseren Kindern eine gesichertere Zukunft hinterlassen werde.

Die Kriege mit Frankreich hatten im Laufe der Jahrhunderte, da sie vermöge der Zerrissenheit Deutschlands fast stets zu unserem Nachteile ausfielen, eine geographisch-militärische Grenzbildung geschaffen, welche an sich für Frankreich voller Versuchung, für Deutschland voller Bedrohung war, und ich kann die Lage, in der wir uns befanden, in der namentlich Süddeutschland sich befand, nicht schlagender charakterisieren, als es mir gegenüber von einem geistreichen süddeutschen Souverän einst geschah, als Deutschland gedrängt wurde, im orientalischen Kriege für die Westmächte Partei zu nehmen, ohne daß es der Überzeugung seiner Regierungen nach ein selbständiges Interesse hatte den Krieg zu

Digitized by Google

führen. Ich kann ihn auch nennen — es war der hochselige König Wilhelm von Württemberg. Der sagte mir:

„Ich teile Ihre Ansicht, daß wir kein Interesse haben uns in diesen Krieg zu mischen, daß kein deutsches Interesse dabei auf dem Spiele steht, welches der Mühe wert wäre deutsches Blut dafür zu vergießen. Aber wenn wir uns darum mit den Westmächten überwerfen sollten, wenn es so weit kommen sollte, zählen Sie auf meine Stimme im Bundesrate bis zu der Zeit, wo der Krieg zum Ausbruch kommt. Dann aber nimmt die Sache eine andere Gestalt an. Ich bin entschlossen, so gut wie jeder andere, die Verbindlichkeiten einzuhalten, die ich eingegangen bin. Aber hüten Sie sich die Menschen anders zu beurteilen, wie sie sind. Geben Sie uns Straßburg, und wir werden einig sein für alle Eventualitäten; solange Straßburg aber ein Ausfallstor ist für eine stets bewaffnete Macht, muß ich befürchten, daß mein Land überschwemmt wird von fremden Truppen, bevor mir der Deutsche Bund zu Hilfe kommen kann. Ich werde mich keinen Augenblick bedenken, das harte Brot der Verbannung in Ihrem Lager zu essen, aber meine Untertanen werden an mich schreiben. Sie werden von Kontributionen erdrückt werden, um auf Änderung meines Entschlusses zu wirken. Ich weiß nicht, was ich tun werde, ich weiß nicht, ob alle Leute fest genug bleiben werden. Aber der Knotenpunkt liegt in Straßburg; denn solange das nicht deutsch ist, wird es immer ein Hindernis für Süddeutschland bilden, sich der deutschen Einheit, einer deutsch-nationalen Politik ohne Rückhalt hinzugeben. Solange Straßburg ein Ausfallstor für eine stets waffenbereite Armee von hundert- bis hundertfünfzigtausend Mann ist, bleibt Deutschland in der Lage, nicht rechtzeitig mit ebenso starken Streitkräften am Oberrhein eintreten zu können — die Franzosen werden stets früher da sein."

Ich glaube, dieser aus dem Leben gegriffene Fall sagt alles — ich habe dem nichts hinzuzufügen.

Der Keil, den die Ecke des Elsaß bei Weißenburg in Deutschland hineinschob, trennte Süddeutschland wirksamer als die politische Mainlinie von Norddeutschland, und es gehörte der hohe Grad von Entschlossenheit, von nationaler Begeisterung und Hingebung bei unseren süddeutschen Bundesgenossen dazu, um ungeachtet dieser naheliegenden Gefahr, der sie bei einer geschickten Führung des Feldzuges von seiten Frankreichs ausgesetzt waren, keinen Augenblick anzustehen in der Gefahr Norddeutschlands die ihrige zu sehen und frisch zuzugreifen um mit uns gemeinschaftlich vorzugehen. Daß Frankreich in dieser überlegenen Stellung, in diesem vorgeschobenen Bastion, welches Straßburg gegen Deutschland bildete, der Versuchung zu erliegen jederzeit bereit war, sobald innere Verhältnisse eine Ableitung nach außen nützlich machten, das haben wir Jahrzehnte hindurch gesehen. Es ist bekannt, daß ich noch am 6. August 1866 in dem Fall gewesen bin den französischen Botschafter bei mir eintreten zu sehen um mir mit kurzen Worten das Ultimatum zu stellen Mainz an Frankreich abzutreten oder die sofortige Kriegserklärung zu gewärtigen. Ich bin natürlich nicht eine Sekunde zweifelhaft gewesen über die Antwort. Ich antwortete ihm: „Gut, dann ist Krieg!" Er reiste mit dieser Antwort nach Paris; in Paris besann man sich einige Tage nachher anders und man gab mir zu verstehen, diese Instruktion sei dem Kaiser Napoleon während einer Krankheit entrissen worden. Die weiteren Versuche in Bezug auf Luxemburg und weitere Fragen sind bekannt. Ich komme darauf nicht zurück. Ich glaube, ich brauche auch nicht zu beweisen, daß Frank-

Digitized by Google

reich nicht immer charakteristisch genug war den Versuchungen, die der Besitz des Elsaß mit sich brachte, zu widerstehen.

Die Frage, wie Bürgschaften dagegen zu gewinnen seien, — territorialer Natur mußten sie sein; die Garantien der auswärtigen Mächte konnten uns nicht viel helfen; denn solche Garantien haben zu meinem Bedauern mitunter nachträglich eigentümlich abschwächende Deklarationen erhalten. Man sollte glauben, daß ganz Europa das Bedürfnis empfunden hätte die häufig wiederkehrenden Kämpfe zweier großen Kulturvölker inmitten der europäischen Zivilisation zu hindern und daß die Einsicht nahe lag, daß das einfachste Mittel sie zu hindern dasjenige sei, daß man den zweifellos friedfertigeren Teil von beiden in seiner Verteidigung stärke. Ich kann indes nicht sagen, daß dieser Gedanke von Haus überall einleuchtend gefunden wurde. Es wurde nach anderen Auskunftsmitteln gesucht, es wurde uns vielfach vorgeschlagen, wir möchten uns mit den Kriegskosten und mit der Schleifung der französischen Festungen in Elsaß und Lothringen begnügen. Ich habe dem immer widerstanden, indem ich dieses Mittel für ein unpraktisches im Interesse der Erhaltung des Friedens ansehe. Es ist die Konstituierung einer Servitut auf fremdem Grund und Boden, einer sehr drückenden und beschwerlichen Last für das Souveränitäts-, für das Unabhängigkeitsgefühl desjenigen, den sie trifft. Die Abtretung der Festungen wird kaum schwerer empfunden als das Gebot des Auslandes innerhalb des Gebietes der eigenen Souveränität nicht bauen zu dürfen. Die Schleifung des unbedeutenden Platzes Hüningen ist vielleicht öfter wirksamer zur Erregung französischer Leidenschaft benutzt worden als der Verlust irgend eines Territoriums, den Frankreich an seinen Eroberungen 1815 zu erleiden hatte. Ich habe deshalb auf dieses Mittel keinen Wert gelegt, um so weniger, als nach der geographischen Konfiguration des vorspringenden Bastions, wie ich mir erlaubte es zu bezeichnen, der Ausgangspunkt der französischen Truppen immer gleich nahe an Stuttgart und München gelegen hätte wie jetzt. Es kam darauf an, ihn weiter zurückzuverlegen.

Außerdem ist Metz ein Ort, dessen topographische Konfiguration von der Art, daß die Kunst um es zu einer starken Festung zu machen, nur sehr wenig zu tun braucht, und dasjenige, was sie etwa daran getan hat, wenn es zerstört würde, was sehr kostspielig wäre, doch sehr rasch wiederherzustellen wäre. Ich habe also dies Auskunftsmittel als unzulänglich angesehen.

Ein anderes Mittel wäre gewesen — und das wurde auch von Einwohnern von Elsaß und Lothringen befürwortet — einen neutralen Staat, ähnlich wie Belgien und die Schweiz, an jener Stelle zu errichten. Es wäre dann eine Kette von neutralen Staaten hergestellt gewesen von der Nordsee bis an die Schweizer Alpen, die es uns allerdings unmöglich gemacht haben würde Frankreich zu Lande anzugreifen, weil mir gewohnt sind Verträge und Neutralitäten zu achten und weil wir durch diesen dazwischenliegenden Raum von Frankreich getrennt wären; keineswegs aber würde Frankreich an dem im letzten Kriege ja gehegten, aber nicht ausgeführten Plan gehindert sein gelegentlich seine Flotte mit Landungstruppen an unsere Küsten zu schicken oder bei Verbündeten französische Truppen zu landen und bei uns einrücken zu lassen. Frankreich hätte einen schützenden Gürtel gegen uns bekommen, wir aber wären, solange unsere Flotte der französischen nicht gewachsen ist, zur See nicht gedeckt gewesen. Es war dies ein Grund, aber nur in zweiter Linie.

Der erste Grund ist der, daß die Neutralität überhaupt nur haltbar ist, wenn

Digitized by Google

die Bevölkerung entschlossen ist sich eine unabhängige, neutrale Stellung zu wahren und für die Erhaltung ihrer Neutralität zur Not mit Waffengewalt einzutreten. So hat es Belgien, so hat es die Schweiz gethan; beide hätten uns gegenüber es nicht nötig gehabt; aber ihre Neutralität ist tatsächlich von beiden gewahrt worden; beide *wollen* unabhängige, neutrale Staaten bleiben. Diese Voraussetzung wäre bei den neu zu bildenden Neutralen, Elsaß und Lothringen, in der nächsten Zeit nicht zugetroffen, sondern es ist zu erwarten, daß die starken französischen Elemente, welche im Lande noch lange zurückbleiben werden, die mit ihren Interessen, Sympathien und Erinnerungen an Frankreich hängen, diesen neutralen Staat, welcher immer sein Souverän sein möchte, bei einem neuen französisch-deutschen Kriege bestimmt haben würden sich Frankreich wieder anzuschließen, und die Neutralität wäre eben nur ein für uns schädliches, für Frankreich nützliches *Trugbild* gewesen. Es blieb daher nichts anderes übrig als diese Landesstriche mit ihren starken Festungen vollständig in deutsche Gewalt zu bringen um sie selbst als ein starkes Glacis Deutschlands gegen Frankreich zu verteidigen und um den Ausgangspunkt etwaiger französischer Angriffe um eine Anzahl von Tagemärschen weiter zurückzulegen, wenn Frankreich entweder bei eigener Erstarkung oder im Besitz von Bundesgenossen uns den Handschuh wieder hinwerfen sollte.

Der Verwirklichung dieses Gedankens, der Befriedigung dieses unabweisbaren Bedürfnisses zu unserer Sicherheit stand in erster Linie die Abneigung der Einwohner selbst, von Frankreich getrennt zu werden, entgegen. Es ist nicht meine Aufgabe hier die Gründe zu untersuchen, die es möglich machten, daß eine urdeutsche Bevölkerung einem Lande mit fremder Sprache und mit nicht immer wohlwollender und schonender Regierung in diesem Maße anhänglich werden konnte. Etwas liegt wohl darin, daß alle diejenigen Eigenschaften, die den Deutschen vom Franzosen unterscheiden, gerade in der Elsässer Bevölkerung in hohem Grade verkörpert werden, so daß die Bevölkerung dieser Lande in Bezug auf Tüchtigkeit und Ordnungsliebe, ich darf wohl ohne Überhebung sagen, eine Art von Aristokratie in Frankreich bildete; sie waren befähigter zu Ämtern, zuverlässiger im Dienst; die Stellvertreter im Militär, die Gendarmen, die Beamten im Staatsdienst in einem die Proportion der Bevölkerung weit überragenden Verhältnis waren Elsässer und Lothringer; es waren die 1½ Millionen Deutsche, die alle Vorzüge des Deutschen in einem Volke, das andere Vorzüge hat, aber gerade nicht diese, zu verwerten imstande waren und thatsächlich verwerteten; sie hatten durch ihre Eigenschaft eine bevorzugte Stellung, die sie manche gesetzliche Unbilligkeit vergessen machte. Es liegt dabei im deutschen Charakter, daß jeder Stamm sich irgend eine Art von Überlegenheit namentlich über seinen nächsten Nachbar vindiziert; hinter dem Elsässer und Lothringer, solange er französisch war, stand Paris mit seinem Glanze und Frankreich mit seiner einheitlichen Größe; er trat dem deutschen Landsmann gegenüber mit dem Gefühle: Paris ist mein, und fand darin eine Quelle für ein Gefühl partikularistischer Überlegenheit. Ich gehe nicht auf die weiteren Gründe zurück, daß jeder sich einem großen Staatswesen, welches seiner Fähigkeit vollen Spielraum gibt, leichter assimiliert als in einer zerrissenen, wenn auch stammverwandten Nation, wie sie sich früher diesseits des Rheins für einen Elsässer darstellte. Tatsache ist, daß diese Abneigung vorhanden war und daß es unsere Pflicht ist sie mit Geduld zu überwinden. Wir haben meines Erachtens viele Mittel dazu; wir Deutschen haben im ganzen die Gewohnheit wohlwollender, mitunter etwas unge-

Digitized by Google

schickter, aber auf die Dauer kommt es doch heraus, wohlwollender und menschlicher zu regieren, als es die französischen Staatsmänner tun; es ist das ein Vorzug des deutschen Wesens, der in dem deutschen Herzen der Elsässer bald anheimeln und erkennbar werden wird.

Wir sind außerdem imstande den Bewohnern einen viel höheren Grad von kommunaler und individueller Freiheit zu bewilligen, als die französischen Einrichtungen und Traditionen dies je vermochten. Wenn wir die heutige Pariser Bewegung betrachten, so wird auch bei ihr eintreffen, was bei jeder Bewegung, die eine gewisse Nachhaltigkeit hat, unzweifelhaft ist, daß neben allen unvernünftigen Motiven, die ihr ankleben und den einzelnen bestimmen, in der Grundlage irgend ein vernünftiger Kern steckt; sonst vermag keine Bewegung auch nur das Maß von Kraft zu erlangen, wie die Pariser es augenblicklich erlangt hat. Dieser vernünftige Kern — ich weiß nicht, wieviel Leute ihm anhängen, aber jedenfalls die besten und intelligentesten von denen, die augenblicklich gegen ihre Landsleute kämpfen — ich darf es mit einem Worte bezeichnen: es ist die deutsche Städteordnung; wenn die Kommune diese hätte, dann würden die Besseren ihrer Anhänger zufrieden sein. Solche Wünsche, wie sie ja in Frankreich bei den großen Gemeinden sehr berechtigt sind im Vergleich mit ihrer staatsrechtlichen Vergangenheit, die ihnen nur ein sehr geringes Maß der Bewegung zuläßt und nach den Traditionen der französischen Staatsmänner das Äußerste dennoch bietet, was man der kommunalen Freiheit gewähren kann, machen sich ja bei dem deutschen Charakter der Elsässer und Lothringer, der mehr nach individueller und kommunaler Selbständigkeit strebt wie der Franzose, in hohem Grade fühlbar und ich bin überzeugt, daß wir der Bevölkerung des Elsaß auf dem Gebiete der Selbstverwaltung ohne Schaden für das gesamte Reich einen erheblichen freieren Spielraum lassen können — von Hause aus, der allmählich so erweitert wird, daß er dem Ideal zustrebt, daß jedes Individuum, jeder engere, kleinere Kreis das Maß der Freiheit besitzt, was überhaupt mit der Ordnung des Gesamtstaatswesens verträglich ist. Das zu erreichen, diesem Ziele möglichst nahe zu kommen, halte ich für die Aufgabe jeder vernünftigen Staatskunst und sie ist für die deutschen Einrichtungen, unter denen wir leben, sehr viel erreichbarer, als sie es in Frankreich nach dem französischen Charakter und der unitarischen Verfassung von Frankreich jemals werden kann. Ich glaube deshalb, daß es uns mit deutscher Geduld und deutschem Wohlwollen gelingen wird, den Landsmann dort zu gewinnen — vielleicht in kürzerer Zeit, als man jetzt erwartet. Es werden aber immer Elemente zurückbleiben, die mit ihrer ganzen persönlichen Vergangenheit in Frankreich wurzeln und die zu alt sind um sich davon noch loszureißen oder die durch ihre materiellen Interessen mit Frankreich notwendig zusammenhängen und für das Zerreißen der Bande, die sie an Frankreich knüpften, eine Entschädigung bei uns entweder gar nicht oder nur spät finden können. Also wir dürfen uns nicht damit schmeicheln sehr rasch an dem Ziele zu sein, daß im Elsaß die Verhältnisse sein würden wie in Thüringen in Bezug auf deutsche Empfindungen; aber wir dürfen denn doch auch nicht verzweifeln das Ziel, dem wir zustreben, unsererseits noch zu erleben, wenn wir die Zeit erfüllen, welche dem Menschen im Durchschnitte gegeben ist.

Wie nun dieser Aufgabe näher zu treten sei, in welcher Form zunächst, das ist die Frage, welche jetzt zuerst an Sie herantritt, meine Herren, aber doch nicht in einer entscheidenden und die Zukunft bindenden Weise. Ich möchte

Digitized by Google

Sie bitten, bei diesen Beratungen sich nicht auf den Standpunkt zu stellen, daß Sie etwas für die Ewigkeit Gültiges machen wollen, daß Sie jetzt schon sich einen festen Gedanken bilden wollen über die Gestaltung der Zukunft, wie sie nach mehreren Jahren etwa sein soll. Dahin reicht meines Erachtens keine menschliche Voraussicht. Die Verhältnisse sind abnorm; sie mußten abnorm sein — unsere ganze Aufgabe war es — und sie sind nicht nur abnorm in der Art, wie wir das Elsaß gewonnen haben, sie sind auch abnorm in der Person des Gewinners. Ein Bund, aus souveränen Fürsten und Freien Städten bestehend, der eine Eroberung macht, die er zum Bedürfnisse seines Schutzes behalten muß, die sich also im gemeinsamen Besitz befindet, ist eine in der Geschichte sehr seltene Erscheinung, und wenn wir einzelne Unternehmungen von Schweizer Kantonen abrechnen, die doch auch immer nicht die Absicht hatten sich die gemeinsam gewonnenen Länder gleichberechtigt zu assimilieren, sondern sie als gemeinsame Provinzen zum Vorteil der Eroberer zu bewirtschaften, so glaube ich kaum, daß sich in der Geschichte etwas Ähnliches findet. Ich möchte also glauben, daß gerade bei dieser abnormen Lage und abnormen Aufgabe die Mahnung, den Fernblick des scharfsichtigsten Politikers in menschlichen Dingen nicht zu überschätzen, besonders an uns herantritt. Ich wenigstens fühle mich nicht imstande jetzt schon mit voller Sicherheit zu sagen, wie die Situation nach drei Jahren im Elsaß und in Lothringen sein wird. Um das berechnen zu können müßte man in die Zukunft sehen. Es hängt das von Faktoren ab, deren Entwickelung, deren Verhalten und guter Wille gar nicht in unserer Gewalt stehen und von uns nicht regiert werden können. Es ist das, was wir Ihnen vorlegen, eben ein Versuch den richtigen Anfang einer Bahn zu finden, über deren Ende wir selbst noch der Belehrung durch die Entwickelung, durch die Erfahrungen, die wir machen werden, bedürftig sind. Und ich möchte Sie deshalb bitten einstweilen denselben empirischen Weg gehen zu wollen, den die Regierungen gegangen sind, und die Verhältnisse zu nehmen, wie sie liegen, und nicht, wie sie vielleicht wünschenswert wären. Wenn man nichts Besseres an die Stelle zu setzen weiß für etwas, das einem nicht vollständig gefällt, so tut man immer meiner Überzeugung nach besser der Schwerkraft der Ereignisse ihre Wirkung zu lassen und die Sache einstweilen so zu nehmen, wie sie liegt; sie liegt aber so, daß die verbündeten Regierungen gemeinsam diese Länder gewonnen haben, daß ihr gemeinsamer Besitz, ihre gemeinsame Verwaltung etwas Gegebenes ist, was nach unseren Bedürfnissen und nach den Bedürfnissen der Beteiligten in Elsaß und Lothringen modifiziert werden kann. Aber ich möchte dringend bitten, sparen Sie sich, ebenso wie es die verbündeten Regierungen machen, das Urteil über die Gestaltung, wie sie definitiv noch einmal werden kann, noch auf. Haben Sie mehr Mut die Zukunft zu präjudizieren, als wir haben, so werden wir Ihnen bereitwillig entgegenkommen, da wir unsere Arbeit ja doch nur gemeinschaftlich betreiben können, und gerade die Vorsicht, mit der ich die Überzeugung der verbündeten Regierungen kundgebe, mit der dieselben sich die Überzeugung gebildet haben, zeigt Ihnen zugleich die Bereitwilligkeit, in der wir uns befinden uns belehren zu lassen, wenn wir irgend einen besseren Vorschlag erhalten, namentlich wenn er sich an der Hand der Erfahrung, selbst einer kurzen Erfahrung, als der bessere bewährt haben sollte; und wenn ich unsererseits diesen guten Willen kundgebe, so bin ich sicher, daß er bei Ihnen ebenso vorhanden ist, auf diesem Wege gemeinsam mit deutscher Geduld und deutscher Liebe zu allen, besonders zu den neuesten Landsleuten, das richtige Ziel zu finden und schließlich zu erreichen.

Digitized by Google

Kutya-német.

Von Alfred Freiherrn Mensi v. Klarbach.

In seinen „Gedanken und Erinnerungen" kommt Bismarck im Kapitel über den Dreibund auch auf Ungarn zu sprechen. Er sagt dort: „Wenn in Ungarn stets die besonnene politische Erwägung den Ausschlag gäbe, so würde diese tapfere und unabhängige Nation sich darüber klar bleiben, daß sie als Insel in dem weiten Meere slavischer Bevölkerungen sich bei ihrer verhältnismäßig geringen Ziffer nur durch Anlehnung an das deutsche Element in Österreich und in Deutschland sicher stellen kann. Aber die Kossuth'sche Periode und die Unterdrückung der reichstreuen deutschen Elemente in Ungarn selbst und andre Symptome zeigten, daß in kritischen Momenten das Selbstvertrauen des ungarischen Husaren und Advokaten stärker ist als die politische Berechnung und die Selbstbeherrschung. Läßt doch auch in ruhigen Zeiten mancher Magyar sich von den Zigeunern das Lied „Der Deutsche ist ein Hundsfott" aufspielen!" Auf ungarisch heißt das Kutya-német. Aber der Ungar hat noch ein anderes Sprichwort für den Deutschen bereit: „Mégis hunczut a német, hogy a fene enné meg!" Das heißt zu deutsch etwa: „Hinterlistig ist der Deutsche, daß ihn doch der Teufel auffräße!"

Als im Mai d. J. Graf Andrássy im Auditorium maximum der Universität München unter der sympathischen Teilnahme aller Kreise einen Vortrag über die Solidarität des Deutschtums und Ungartums hielt, spielte der Sohn jenes Andrássy, mit dem Bismarck den Dreibund zustande brachte, auch auf jene Stelle in dessen Memoiren an zum Beweise, wie wenig selbst ein Bismarck, „der große Realpolitiker" die ungarischen Verhältnisse gekannt habe, wenn er „an seinem Lebensabend" meinen konnte, der Ungar sei für den Deutschen nicht zuverlässig. Hierauf entwickelte der Führer der heutigen Oppositionspartei in Ungarn die großen, der deutschen und ungarischen Nation und Rasse gemeinsamen Interessen in einem längeren Vortrag. Damit hatte er recht. Aber auch Bismarck hatte mit seiner Bemerkung recht, denn daß bis zum Ausbruch des großen Krieges das Wort „Kutya-német" in Ungarn Geltung hatte, kann man nur zwei Jahre nach Ausbruch des Weltkrieges und auf die Entfernung von Budapest nach München verbindlich leugnen wollen. Wir alle haben in diesem Kriege umlernen müssen, und so auch die Ungarn. Jetzt werden sich die Zigeunerkapellen dort freilich hüten, das Lied „Kutya-német" aufzuspielen. Jetzt lautet es anders. Als un-

Digitized by Google

garische Reiter in einem kleinen ruthenischen Dorfe der Nordkapathen im Schützengraben lagen und ein Karrettenführer kam und dem Offiziersburschen Janos etwas ins Ohr flüsterte, konnte dieser seine Mütze hoch in die Luft werfen und seinem Herrn freudetrunken zujauchzen: „A nemetek jönnek!“ „Die Deutschen kommen!“

Wenn ich heute, wo deutsche Leisetreterei mehr wie je darauf bedacht ist, um Himmelswillen ja keine andere, zumal neutrale oder gar befreundete Nation irgendwie zu verschnupfen, das alte ungarische Lied zitiere und ein paar Bemerkungen daranknüpfen möchte, so leitet mich nichts weniger als das Bedürfnis nach unzeitiger Verhetzung gegen eine Nation, die Bismarck heute mit noch größerem Rechte als damals eine tapfere nennen würde. Ich weiß, was Deutschland wie Österreich Ungarn als dem unerschütterten Bollwerk gegen die russische Sturmflut verdankt, und ich habe nicht wenige Deutsche und österreichische Offiziere gesprochen, die übereinstimmend versicherten, daß, wo ungarische Regimenter oder Einzelverbände im Osten wie im Süden auftraten, sie zu den tapfersten und vor allem — verläßlichsten gehörten und gehören. Wenn wir aber nicht wollen, daß nach dem Kriege die Zigeuner in Ungarn, und nicht diese allein, sich wieder auf das einst so beliebte „Kutya-német“ besinnen, so reicht dazu der schönste gemeinsame Endsieg nicht aus, sondern dann müssen wir auf den Grund gehen und fragen, warum der Ungar den Deutschen einen Hundsfott nennt oder genannt hat und diesen Grund beseitigen. Der Grund liegt einfach in dem schwächeren Nationalgefühl der Deutschen gegenüber dem Ungarischen. Von den gegen 17 Millionen, die in Ungarn leben, sind nur etwas über 51 Prozent, gegen 9 Millionen, Magyaren. Wie viele von diesen ursprünglich Deutsche, Slaven, Rumänen waren, ist heute kaum mehr auszumachen. Man hat Jahrzehnte vor dem Kriege über mehr oder minder gewaltsame Magyarisierungen geklagt, aber man hätte, mit vielleicht noch größerem Rechte, über die freiwilligen Magyarisierungen, besonders über das vielfach betrübend schleunige Aufgeben deutschen Volkstums klagen sollen und können.

Wenn der 1832 zu St. Georgen in Ungarn geborene Hermann Bamberger, der sich vom Schneidergesellen zum berühmten Professor der Orientalia in Budapest aus eigener Kraft hinaufarbeitet, als welcher er vor drei Jahren auch gestorben ist, bald schon sich zum Vambery magyarisiert hat, vermutlich schon als er 1863 und 1864 als Derwisch verkleidet Westturkestan bereiste um die Heimat der Magyaren zu entdecken, so ist dies nur ein hervorragendes Beispiel aus vielen. Wenn

Digitized by Google

es ferner viele seiner jüdischen Glaubensgenossen ihm vor- oder nachgemacht haben, so entschuldigt dies den Deutschen christlicher Konfessionen, der diesen Nationalitätenwechsel oft um weit geringerer Vorteile willen — manchmal nur eines voller und schöner klingenden magyarischen Namens wegen — im Handumdrehen vorgenommen hat, umsoweniger, als bekanntlich unsere israelitischen Mitbürger überall und bei allen Nationen ein besonderes Anschmiegungsvermögen an den Tag legen, umso fester und schöner sie meist in der Familie wurzeln. Sie gehen im Franzosen, Italiener, im Spanier und Engländer, warum also nicht auch im Magyaren? — fast restlos auf. Es ist eben ein alter Nationalfehler von uns Deutschen, im Ausland unser Volkstum oft und bald zu verleugnen und endlich zu verlieren, und in Ungarn nicht allein, sondern schon lange vorher in Frankreich und in England. Nur daß dort nicht gerade die Zigeuner das Couplet vom Hundsfott-Deutschen in den Cafés und auf den Straßen singen. „Die Deutschen werden nicht besser im Ausland, wie das exportierte Bier" — sagt Einer, der's von sich wissen kann: Heinrich Heine. Es ist eine alte Geschichte, und schon Luther klagt in seinen Tischreden: „Es ist keine verachtetere Nation denn die Deutschen. Italiener heißen uns Bestien; Frankreich und England spotten unser; und alle andern Länder. Wer weiß, was Gott will und wird aus den Deutschen machen; wiewol wir eine gute Staupe vor Gott wohl verdient haben". Wird der furchtbare Krieg, in dem wir leben, uns ändern und diese „Staupe" uns bessern? Wird er unser Nationalgefühl oder sagen wir besser unser deutsches Volksgefühl so stärken, daß wir von unserem alten Nationallaster gründlich und für alle Zeit geheilt werden?

Daß unsere größten Geister aller Zeiten es gekannt und verdammt haben, konnte daran nichts ändern und bessern. Der Dichter ist ein Seher, der Philosoph ein Lehrer seines Volkes. — Beide haben in den Wind gesprochen, wenn dies Volk nicht ein williger Schüler ist. Vielleicht der geistvollste Deutsche des 18. Jahrhunderts, Georg Christoph Lichtenberg, meint: „Keine Nation fühlt so sehr, als die Deutsche, den Wert von anderen Nationen, und wird leider! von den meisten wenig geachtet, eben wegen dieser Biegsamkeit. Mich dünkt: die anderen Nationen haben recht: eine Nation, die Allen gefallen will, verdient von Allen verachtet zu werden. Die Deutschen sind es auch wirklich so ziemlich. Die Ausnahmen sind bekannt und kommen nicht in Betracht, wie alle Ausnahmen," und „Der Character der Deutschen in zwei Worten: patriam fugimus. Virg." Man könnte bei ersterem

Digitized by Google

Wort glauben, Lichtenberg habe unsere diplomatischen Anbiederungsversuche vor dem Kriege vorgeahnt, vor denen uns im und nach dem Kriege ein gnädiger Gott bewahren möge. „Die Demut ist seit 1648 des Deutschen größtes Erblaster; er achtet sich selbst gering, so wird er's, und die Völker umher verachten ihn" — steht im „Deutschen Volkstum" Friedrich Ludwig Jahns zu lesen, einem genial und unbekümmert um alle Gegner 1808 hingeworfenen Buche, das ich gerade jetzt allen ehrlichen Deutschen, vor allem aber auch unseren Pädagogen, nicht warm genug ans Herz legen kann.

In jener düsteren unruhevollen Zeit, die so manche Parallelen mit der unseren hat, haben große deutsche Patrioten wie Jahn, den die Gegenwart unterschätzt, wenn sie ihn nur mehr als den alten „Turnvater" kennt, strafende und mahnende Worte zur Selbstbesinnung gefunden, so der auch erst seit dem Kriege wieder langsam zu Ehren kommende Feuergeist Joseph von Görres, dessen tröstlicher Ausblick aber auch wahr werden mag, wenn er einmal vom deutschen Volke sagt: „plötzlich hat es sich immer, ein Gegenstand des Staunens und der höchsten Überraschung, für seine Feinde und seine Plager, groß aufgerichtet und ihnen immer in wenig Tagen wieder abgenommen, was sie ihm in langen Jahren abgelistet und abgedrungen". Möge es in Erfüllung gehen wie die Prophezeiung des stilleren, sinnigen Novalis: „Der Deutsche ist lange das Hänschen gewesen. Er dürfte aber wohl bald der Hans aller Hänse werden. Es geht ihm, wie es vielen dummen Kindern gehen soll — er wird leben und klug sein, wenn seine früher klugen Geschwister längst vermodert sind, und er nun allein Herr im Hause ist."

Das ist aber nur möglich, wenn der im Auslande lebende Deutsche seine Heimat nicht vergißt, wenn er auch fern von ihr an ihr festhält und seinen Stolz darein setzt, ein Deutscher zu sein; nicht zuletzt, wenn er in diesem Bestreben von der diplomatischen Vertretung seines Vaterlandes auch im Ausland unterstützt wird. Es wären da beschämende Beispiele beizubringen, wie deutsche Konsuln im Auslande da höchstens zu einer begütigenden und sanft vermittelnden Tätigkeit zu bewegen gewesen sind, wo es dem Vertreter Englands nur ein energisches Wort kostete, um seinem Landsmann und Schützling Recht zu verschaffen. Das liegt in der Zeit vor dem Kriege, und so sei diese so unangebrachte deutsche Zimpferlichkeit mit ihm begraben. Dafür aber, daß der im Auslande lebende Deutsche, wenn er ein ganzer Kerl ist, ein heißes Gefühl seines Rechtes auf deutsche Sprache und Kultur besitzt, und wie tief er die Beschämung über jede Handlung

Digitized by Google

in seiner alten Heimat empfindet, die nach seiner Anschauung ihn und sein Volk auch in den Augen des scharfblickenden Auslands heruntersetzt — dafür sei als ein schlagender Beweis ein alter Artikel der „Illinois Staatszeitung" herangezogen, den ich mir als ein, gerade in diesen Tagen doppelt kostbares Dokument urwüchsiger deutscher Geradheit und echter Vaterlandsliebe aufbewahrt habe. Der nordamerikanische Staat Illinois hat nach der letzten Volkszählung gegen 5 Millionen Einwohner, darunter gegen 400000 Deutsche. Wie die „Illinois Staatszeitung" Gefühle und Interessen dieser immerhin beachtenswerten Minorität vertritt oder vertrat — das beweisen wahrhaft herzerfrischend diese Ausführungen, die verdienten, in einen Vorbereitungskurs für deutsche Diplomaten aufgenommen zu werden.

Der Artikel führt uns zurück in die erste Jugend des Dreibundes. Bismarck hatte Deutschland längst in den Sattel gesetzt, nun sollte es reiten. Das deutsche Nationalgefühl aber hatte nicht gleichen Schritt mit den unerhörten Erfolgen der deutschen Armeen halten können: es ließ da und dort noch zu wünschen übrig, fast wie — „das Weitere verschweig' ich" singt Mozarts Figaro. Der König von Italien war nach Berlin gekommen um dem jungen Kaiser seinen Besuch zu machen. Wie sehr unsere Landsleute über'm großen Wasser, das jetzt durch die Aktion unserer Unterseeboote so zusammengeschrumpft ist, schon damals die Vorgänge in der Reichshauptstadt verfolgten, ersieht man aus den Bemerkungen, welche die „Illinois Staatszeitung" daran knüpft. Man höre: „Um den Deutschen den dreißigjährigen Krieg und seine Folgen aus Kopf und Gliedern zu treiben, dazu hat nicht der eine Krieg von 1870 genügt; dazu genügt der eine Bismarck und der eine Kaiser nicht, der nach deutschen Speisezetteln ißt. Menschenalter werden darüber vergehen und mehr als ein Krieg wird noch ausgefochten werden müssen, ehe die Deutschen in Deutschland sich die — wir würden es nennen Bedientenhaftigkeit, aber drüben haben sie jetzt ein sanfteres Wort erfunden — Schmiegsamkeit gegen fremde Völker abgewöhnen; ehe sie ihre Volkseigenart so hart schmieden, daß sie den andern wie ein stählerner Hammer auf den Schädel niedersausen kann, anstatt sich wie ein bleiernes Spielzeug zu verbiegen. Eitelkeit und Stolz sind himmelweit voneinander verschiedene Dinge. Von der ersteren hat man in Deutschland seit dem Krieg von 1870 genug und übergenug; aber von dem letzteren unsäglich wenig. Die Eitelkeit findet ihre Hauptbefriedigung in der Verleugnung des Stolzes; sie fühlt sich wohl, wenn sie mit ihrer Geschicklichkeit in der Bedientenhaftigkeit prahlen

Digitized by Google

kann. So geschah es bei dem neulichen Besuch des Königs von Italien in Berlin. Welcher Italiener hätte, als der Kaiser Friedrich oder der Kaiser Wilhelm nach Florenz oder Rom kamen, daran gedacht, sie in deutscher Sprache anzusingen oder anzureden? Man würde das als eine nationale Entwürdigung angesehen haben. Aber als der italienische König nach Berlin kam, da winselte ihn eine deutsche Frau mit einem italienischen Willkommensgedicht an. Wie ein grimmiger Hohn auf diese Schweifwedelei klingt es, wenn hinzugefügt wird, daß der König der Winslerin einige artige Dankesworte in italienischer Sprache sagte, sie aber bekennen mußte, daß sie kein Italienisch verstehe: — non capisco, — Kannitverstahn. Wie viele Menschenalter werden wohl vergehen müssen, ehe sich eine italienische oder französische Frau, die kein Deutsch versteht, ein deutsches Gedicht einpauken wird, um damit einen deutschen Herrscher zu begrüßen? Die Enkel derjenigen, die diese Zeilen lesen, werden's noch nicht erleben! Und weiter! Der junge Deutsche Kaiser (in dieser Beziehung in schroffem Gegensatz zu dem Deutschenverächter Friedrich II.) macht sich die Wahrung deutschen Wesens und deutscher Sprache zur Aufgabe; — bei ihm mußte der italienische König nach deutschem Speisezettel essen. Aber der deutsche Reichstag, die Vertretung des deutschen Volkes, ließ es sich nicht nehmen, mit einem italienischen Speisezettel aufzuwarten. Herr v. Benda sprach Herrn Crispi italienisch an; dieser antwortete nicht, wie er es gekonnt hätte und als anständiger Mensch hätte tun sollen, in deutscher, sondern auch in italienischer Sprache. Das war eigentlich eine Beleidigung, aber — eine Beleidigung, die man sich gestatten kann, wenn man es mit gebildeten Hausknechten zu tun hat, die sich auf Verleugnung ihrer eigenen Sprache etwas einbilden. Und das Berliner Volk auf den Straßen rief anfangs zwar „Hoch!", aber später „evviva!", weil ja der italienische König vielleicht nicht Deutsch verstünde (er versteht's aber ganz gut) und man doch jedem Mißverständnisse vorbeugen müsse. . . . . „Schmiegsamkeit" nennen sie es drüben in nur sanft tadelndem Tone und glauben damit schon recht hart zu sein. „Knechtschaffenheit" nannte es der nun leider verstorbene Urdeutsche Johannes Scherr, und die Bezeichnung paßt uns besser. Die traurige Wahrheit ist, daß die Deutschen vor nun fast zwanzig Jahren die Welschen äußerlich überwunden haben, aber nicht innerlich. Im Jahre 1848 hieß es in Berlin: „Was hülfe es, wenn man die Gendarmerie abschaffte? Jeder gute Preuße hat seinen Gendarmen in der Brust!" So darf man — leider, leider! — jetzt sagen: „Was hilft es, daß im Jahre

Digitized by Google

1870 die Franzosen von den Deutschen zusammengehauen worden sind? Jeder gute Deutsche hat seinen Franzosen in der Brust". Nämlich: der Reichsdeutsche. Nun gibt es aber auch außerhalb der Grenzen des neuen deutschen Reiches preußischer Nation Deutsche. Und die haben allerlei andere Gendarmen in der Brust: der Deutsche in Ungarn den Magyaren teremtete, der Deutsche in Böhmen den Bruder Tschech, der in Mähren den biederen Hannaken, der in Triest den Italiener, der in Riga .... doch nein, da hört's auf. Der Deutsche in den russischen Ostseeprovinzen fühlt sich durch und durch als Deutscher, haßt und verachtet den russischen Tyrannen. Aber leider hilft es ihm nichts; der biedere Reichsdeutsche hat für ihn kein Mitgefühl, denn er, (der biedere Reichsdeutsche) ist ja „Realpolitiker". Es wäre ja wunderbar, wenn die nach Amerika gekommenen Deutschen nicht ein gut Teil, oder vielmehr ein böses Teil von der deutschen „Schmiegsamkeit" mitgebracht hätten. Ja, sie haben es mitgebracht und zeigen es jeden Tag, indem sie — selbst untereinander oder im Kreise ihrer Familie ein ganz schauderhaftes Kauder-Englisch gebrauchen, anstatt so zu reden, wie ihnen ihr deutscher Schnabel gewachsen ist. Das ist eben die aus dem 30jährigen Kriege stammende Hausknechts- und Schindluderchen-Natur. Der echte und rechte Mann von deutscher Art verachtet solche Hausknechterei; er spricht, schreibt und denkt Deutsch und wird, indem er das tut, finden, daß er dadurch den Englisch-Redenden ein weit höheres Maß von Achtung abtrotzt, als sie dem ihnen die Schuhe ableckenden Bedienten jemals zollen werden."

Ich weiß leider nicht, ob der Mann, der im Jahre 1889 so prachtvoll grob seinen Landsleuten die Wahrheit zu sagen wußte, noch lebt und schreibt, aber wissen möchte ich, was er etwa heute sagen würde, wo seine im Eingang seiner donnernden Philippika ausgesprochene Prophezeiung von den Kriegen, die noch über uns kommen müßten, so furchtbar in Erfüllung gegangen ist. Mir will scheinen, als ob diese starke mahnende Stimme aus dem fernen Westen uns auch heute noch mit der obigen „Rede ins Gewissen" manches, ja vieles zu sagen hätte. Der Dreibund ist zerrissen, und nicht nur unsere Enkel, wie der Mann von Illinois meint, sondern auch die Enkel unserer Enkel werden es nicht erleben, daß eine italienische Frau einen deutschen Herrscher in Italien je mit einem deutsch einstudierten Gedicht begrüßen wird. Daran läge ja nicht viel, aber er und wir wollen ja damit nichts weiter sagen, als daß das deutsche Volksgefühl, in manchen Kreisen mindestens, auch heute noch immer

Digitized by Google

viel schwächer ist als das unserer Nachbarn und heutigen Feinde. Solange dies aber der Fall ist, wird auch die bitter mahnende Stimme aus Illinois Recht behalten, und wir werden die herrlichsten Siege unserer Heere weder verdienen noch kulturell auszunützen verstehen. In keiner anderen Literatur als der deutschen finden sich soviele Mahnungen und Warnungen, des Volkstums, zuhause und auch in der Fremde, eingedenk zu sein und zu bleiben. Das kann kein Zufall sein; und wenn auch ein Hermann Bahr in einem seiner letzten Stücke sich über unsern alten, längst nicht mehr gelesenen und vergessenen Klopstock lustig macht und dem Dichter des Messias auch sonst das Kennwort der Langeweile mitgegeben wird, so wollen wir uns doch wenigstens vier Verse aus seiner Ode „Mein Vaterland" merken:

„Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du.
Sei nicht allzugerecht. Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist!"

Die Japaner wie ich sie kennen lernte.

Von Editha de Lalande in Cunnersdorf im Riesengebirge.

Während meines dreizehnjährigen Aufenthaltes in Japan, wo mein Mann als Privatarchitekt und später als Ratgeber der japanischen Regierung tätig war, habe ich das schöne Land, welches mir eine zweite Heimat geworden ist, sowie seine Bewohner und deren uns Europäer merkwürdig anmutende Gebräuche kennen und ihre Sprache verstehen und sprechen gelernt. Jetzt, nachdem ich seit einem Jahre wieder in Deutschland lebe, will ich versuchen, die noch frischen Eindrücke der Vergangenheit festzuhalten in der Hoffnung, daß man meinen Erinnerungen im deutschen Vaterlande mit einigem Interesse folgen wird.

Dadurch, daß Japan zur Zeit — wenn auch aus recht unerfreulichen Gründen — im Mittelpunkte unseres Interesses steht, fühle ich doppelte Veranlassung, über dessen vielbesprochenen Volkscharakter nachzudenken, und empfinde es fast als meine Pflicht, dasjenige der Öffentlichkeit mitzuteilen, was ich über die Psyche des Japaners zu sagen im Stande bin. Ich fühle mich hierzu ganz besonders gedrängt, weil ich bisher kaum einen Menschen traf, von dem ich hätte annehmen können, daß er in der Lage wäre, etwas annähernd Sachkundiges über die Psyche des Japaners zu sagen. Die meisten Europäer, wenn sie auch jahrelang im Osten gelebt haben, machen ihre Studien bei den untersten Schichten des Volkes, denn in gute Kreise zu kommen ist für einen Ausländer in Japan ungeheuer schwierig, ja fast unmöglich. Und über den Charakter eines Volkes zu urteilen, von dem man wenig mehr kennt als die unteren Schichten, wäre nicht richtig. Jene wenigen Diplomaten aber, die dort vorübergehend in der guten Gesellschaft Zutritt erlangen, kennen die Sprache des Landes nicht und haben

Digitized by Google

besonders darum wenig Gelegenheit das Volk kennen zu lernen, weil ihr Verkehr mit diesem nur ein offizieller ist.

Als ich seiner Zeit nach Japan kam, war ich jung genug, um mit Leichtigkeit die Sprache zu erlernen und mir dadurch sehr bald das Vertrauen der Bevölkerung zu erringen; der Japaner ist an und für sich sehr verschlossen, dem Europäer aber bringt er ein ganz besonderes Mißtrauen entgegen. Hierzu ist er wohl größtenteils auch berechtigt, denn in der Tat nehmen fast alle Ausländer im Verkehr mit dem Ostasiaten eine überlegene Miene an. Oft genug läßt man die Japaner fühlen, daß sie ihre Kultur dem Westen verdanken, und das beleidigt nicht nur ihren Stolz, sondern verletzt auf das Empfindlichste ihr sehr stark ausgeprägtes Taktgefühl und nationales Empfinden.

Nach ihren Begriffen von guter Erziehung ist der Europäer in ihren Augen kein sehr vornehmer Mann, da er es nicht versteht, seine Gefühle zu verbergen, was beim Japaner einen groben Verstoß gegen die gute Sitte bedeutet. Um so empfindlicher werden sie durch die Wahrnehmung berührt, daß diese Leute des Westens es scheinbar wagen, verächtlich auf das asiatische Volk herabzusehen. Meine dortigen Erfahrungen bestätigen, daß sie ein gewisses Recht haben zu solcher Annahme. Legten die Europäer die taktvolle Klugheit der Japaner an den Tag und unterließen es, darauf hinzuweisen, daß die gelbe Rasse dem Auslande ihre Kultur verdankt, so würde sich sehr bald ein ganz anderes Verhältnis zwischen den Vertretern der verschiedenen Nationalitäten anbahnen. Der Japaner weiß ganz genau, woher ihm seine Zivilisation kommt, doch er liebt es nicht, unausgesetzt daran erinnert zu werden, und da er im gleichen Falle niemals so handeln würde, darf man es ihm nicht verdenken, wenn er sich verletzt fühlt. Diese Fähigkeit, seine Gefühle zu verbergen, empfinden und bezeichnen wir beim Japaner als Falschheit. Wer das Volk und seine Sitte genauer kennt, der weiß, daß diese vermeintliche Falschheit nichts weiter ist, als ein übertrieben feines Taktgefühl. Es wird immer nur das gesagt und getan, was den Anderen nicht verletzen könnte, man spricht eben nur liebenswürdige, angenehme Dinge. Ein Schaden erwächst hierdurch für niemanden, denn ein Japaner kennt die Moral seines Volkes, und weiß, was er von alldem zu halten hat. Mit dem Europäer steht es freilich anders. Er kann seiner Erziehung gemäß den Japaner nicht begreifen.

Für einen feinsinnigen Menschen lebt es sich gut im Lande der aufgehenden Sonne. Überall begegnet er freundlichen Gesichtern, hilfsbereiten Menschen und einem großen Kunstsinn bei allen Schichten des Volkes, der sich in jedem kleinen Gegenstande des Hausgerätes bei Vornehm und Gering verrät. Ein großer einheitlicher Zug von Harmonie durchströmt das sonnige Land mit seiner lachenden, schönheitsdurstigen Bevölkerung. Wohltuend berührt auch die sprichwörtlich gewordene ostasiatische Ruhe. Im ganzen Lande giebt es kein einziges Sanatorium für Nervenkranke, weil dort nervöse Leute nicht zu finden sind. Den Begriff, daß Zeit Geld bedeutet, kennt man nicht, dahingegen ist Ruhe die erste Bürgerpflicht.

Je tiefer ich darüber nachdenke, je schmerzlicher und unbegreiflicher sind mir die politischen Handlungen, die Japan in diesem Kriege begangen hat. Nach allem, was ich in den letzten Wochen meines Aufenthaltes in Tokio gehört und erlebt hatte, mußte ich mich der Hoffnung hingeben, den Japaner über kurz oder lang als unseren Bundesbruder begrüßen zu können. Es schien mir wirklich

Digitized by Google

auch nichts natürlicher als dieses, denn ich sah in dem großen Hasse — den beide Völker für England empfanden — einen Grund zu starker Verbundenheit. Und wenn ich bedenke, wie seiner Zeit jeder ernste Japaner so unverhohlen seiner Freude Ausdruck gab bei deutschen Erfolgen und englischen Niederlagen — so ist es mir noch immer unverständlich, daß es inzwischen zu keiner Einigung der Deutschen und Japanischen Regierung kommen konnte. Man wird mir nicht verdenken, wenn ich geneigt bin, die Schuld nicht allein dem japanischen Volke zuzuschieben, sondern sie auch in der großen Unkenntnis zu suchen, die bei uns zu Hause über den japanischen Volkscharakter herrscht. Es ist ja eine alte Sache, daß wo zwei sich zanken, meistens beide Teile ein gewisses Maß an Schuld tragen. Da das japanische Volk im Kerne seines Wesens so unendlich viel Züge hat, die es mit dem deutschen verbinden, so glaube ich trotz allem an eine einstmalige Verbrüderung dieser beiden Nationen. Für mein Gefühl hat der Deutsche, trotz einiger wesentlicher Verschiedenheiten, gerade mit dem Japaner so viel gemeinsame Charaktereigenschaften, wie mit keiner anderen Nation. Zum Beispiel sind beiden Völkern gemeinsam eigen: die große Vaterlandsliebe — der Mut — die Tapferkeit und die todesverachtende Aufopferungsfähigkeit für Kaiser und Reich. Dann starker Familiensinn, verbunden mit großer Liebe zu Kindern. Und drittens eine gewisse Sentimentalität, ein tiefer Hang zur Natur und Poesie. Ganz besonders treten letztere Eigenschaften bei den Frauen zu Tage, die unendliche Ruhe um sich verbreiten. Nie wird man an ihnen eine hastige Bewegung beobachten. Selbst wenn ihre Pflichten und Arbeitskreis noch so groß sind, still und lautlos erledigen sie ihre Geschäfte. Kommt der Mann nach des Tages Arbeit in sein friedvolles Heim zurück, so empfängt ihn lächelnd sein anmutiges Weib. Heiter plaudernd richtet sie ihm die Mahlzeit, und ist immer nur von der einen Sorge erfüllt, ob sie alles zur Zufriedenheit ihres Herrn bereitet habe. So sehr die japanische Frau ihr Glück darin findet sich dem Manne zu fügen und für ihn zu sorgen, so nimmt sie doch nicht die abhängige Stellung ein, die man ihr in Europa zuspricht. Der japanische Mann achtet seine Frau so hoch, daß er nur seinen allerbesten Freunden gestattet in seinem Hause zu verkehren. Hat er sonst irgendwie Verpflichtungen gegen andere Menschen, so macht er diese im Teehause oder sonst einem öffentlichen Lokale ab. In der Familie eines Japaners zu verkehren gilt als sehr große Ehre. Und Europäern wird eine solche nur selten zuteil. Ich weiß, welch tiefen Eindruck es auf meinen Mann machte, als er zum ersten Male vom Grafen Terauchi, dem damaligen Kriegsminister, jetzigen Ministerpräsidenten, in seine Privatwohnung eingeladen wurde. Nicht nur dessen Frau, sondern sogar die alte Großmutter war zum Empfange meines Mannes zugegen, was für japanische Verhältnisse eine nicht hoch genug einzuschätzende Ehre bedeutete. So wenig die Stimme der japanischen Frau an die Öffentlichkeit dringt, so regiert sie doch durchaus im Innern ihres Hauses, und der Ton zwischen den beiden Gatten ist auf beiden Seiten respektvoll und absolut kameradschaftlich. Die Macht freilich, die die Japanerin ausübt, liegt in ihrer weiblichen Sanftmut und dem scheinbaren sich Fügen und nicht in der Betonung des Gleichberechtigtseinwollens.

Ja, welche Poesie geht von der japanischen Frau aus, Harmonie verbreitend, wo immer sie ist. Wie ein ewiger Frühling wirkt sie. Und selbst wenn Wolken aufziehn an ihrem Himmel, sie bleibt sich immer gleich in ihrer weichen, stillen Art. Unendlich rührend aber ist sie als Mutter. Wie oft schaute ich zu, wenn

Digitized by Google

an heißen Sommertagen japanische Mütter in stundenlanger Geduld auf den Matten vor ihren Kindern knieten, um durch Fächeln die Hitze und die Moskitos zu vertreiben.

Da ich mich mit meinen Gedanken so oft in Japan, im Paradiese der Kinder, befinde, so ist es mir Bedürfnis, ein wenig über die wahrhaft ideale Stellung zu sprechen, die das Kind dort einnimmt. Zumal da die Erziehungsbegriffe der Japaner in großem Gegensatze zu den unsrigen stehen.

Wenn man den charakteristischen Zug des japanischen Volkes hervorheben wollte, so müßte man von der Vergötterung des Kindes sprechen. Es ist rührend, wie viel Geduld und Opferfähigkeit Eltern dort leisten können. Da wird das eigene Interesse völlig hintenangesetzt. Bei Tag und Nacht ist Mutter sowohl wie Vater stets bereit dem Kinde zu dienen und jede einzelne zu verrichtende Pflicht ist eine Quelle immer neuer Freuden. Erzogen, in unserem Sinne, wird das japanische Kind überhaupt nicht. Man läßt es sich einfach entwickeln, ganz nach seiner Individualität. Egoismus sowie Unarten werden als selbstverständlich vorausgesetzt, ja gar nicht als solche empfunden. Stellt man über diesen Punkt als Europäer zuweilen verwunderte Feagen, so begegnet man nur erstaunten Blicken und der verständnislosen Antwort: Aber es ist doch ein Kind! Kann solch ein Wesen denn anders sein? Es ist doch ein eigner, freier Geist mit allen Bedürfnissen eines solchen, der sich uns und den Dingen gegenüber nach seiner Art zur Geltung bringen muß. Da wird keine einzige selbständige und selbstbewußte Regung unterdrückt. Nur im Unterwerfen der Eltern unter den Willen des Kindes lernen diese das Dienen. Am Beispiel der Eltern allein wird ihnen der Begriff des Gehorsams und des Sichfügens verständlich. Der japanische Erzieher läßt tatsächlich dem Kinde jeglichen Willen, trotzdem aber giebt es in Japan durchschnittlich kaum unartige Kinder. In den ersten drei bis vier Jahren ihres Lebens sind sie kleine Tyrannen, mit Einsetzen der Vernunft aber haben sie sich zu selbständigen Geschöpfen entwickelt. Man sollte es kaum glauben, wie artig und verständig kleine japanische Kinder sind, sobald sie diese anfängliche, eigensinnige Periode, in der sie allein herrschen, überwunden haben. Ich hatte immer den Eindruck, als ginge diesen Kindern der Begriff oder der Reiz des Sichwidersetzens verloren oder vielmehr als lernten sie ihn nie kennen, dadurch, daß die Eltern sich stets auf ihrer Seite zeigen. Von der frühesten Kindheit an herrscht zwischen Eltern und Kindern ein durchaus kameradschaftliches Verhältnis, bei dem sich erstere im Nachgeben und liebender Güte wahrhaft erschöpfen, und das führt mich zum zweiten hervorstechendsten Charakterzuge dieses Volkes, nämlich zu der unbegrenzten Ehrfurcht und Verehrung der Alten.

Von dem Moment an, wo das Kind erwachsen ist, gilt seine ganze Sorge den Eltern. Die meisten Männer arbeiten dort nur bis zum fünfzigsten Lebensjahre. Von da an werden sie von ihren Kindern erhalten, von denen jedes einzelne, sei es männlichen oder weiblichen Geschlechts zum Lebensunterhalte der Eltern beisteuert. In fast allen Fällen wohnen die Eltern beim erstgeborenen Sohne und falls dieser gestorben ist, beim nächstfolgenden. Vor Weib und Kind gilt die Sorge zunächst immer den alten Eltern, nach deren Wünschen man sich in allem richtet. Ja, Eltern- und Kindesliebe regieren in Japan. Sie ist nicht anerzogen, sondern entspringt dem Gefühle der Dankbarkeit der Eltern gegen das Kind und des Kindes gegen die Eltern. Zuerst sind die Eltern für die Kinder da, später ist es umgekehrt.

Digitized by Google

Aber nicht allein von Eltern- und Kindesliebe wollte ich sprechen, sondern überhaupt im Allgemeinen von der großen Vergötterung des Kindes in Japan. Wie oft, wenn ich mit meiner fünfköpfigen Schar auf Reisen mich dem Bahnhofe näherte, stürzte alles im Zuge an die Fenster und rief: Kommen Sie hier herein, ach bitte kommen Sie hier herein! Im Nu war ich von meinen Kindern getrennt, die sehr bald emsig schmausend und anderweitig reich beschenkt zwischen einigen Mitreisenden eifrig plaudernd saßen. Sorglos und vertrauend wachsen die Kinder dort auf, nichts anderes kennen und empfinden sie als hingebende Liebe. Wohin ein Kind auch kommt, überall begegnet es glückstrahlenden Gesichtern, offenen Herzen, treuester Sorge und Pflege auch bei fremdesten Menschen.

Sehr Vieles ist schon gesagt und geschrieben worden über die japanische Tänzerin, ihre Anmut und Schönheit. In ihrer wirklichen Bedeutung ist sie aber wohl bis jetzt nur von wenigen Europäern erkannt worden. Man muß wissen, daß das für Fremde gegebene, bei großen Banketten herrschende Leben und Treiben nicht maßgebend ist für das Studium der Gesha. Bei solchen Gelegenheiten tritt das japanische Mädchen nur als Charaktertänzerin irgend einer alten Sage auf. Meist sind es mehrere, die durch wundervoll rhythmische Bewegungen von Füßen und Händen ein Gedicht oder eine Geschichte darstellen. Von wirklichem Interesse kann solch ein Geshatanz nur für Denjenigen sein, der der japanischen Sprache mächtig ist, denn um was es sich bei einem jeweiligen Tanze handelt, wird von den zu beiden Seiten des Raumes postierten Sängerinnen kundgegeben, die ihren Gesang auf einem Saiteninstrument begleiten. So sehr nun auch der schönheitsdurstige Mensch von solch einem farbenfrohen, graziösen Bilde japanischer Tänzerinnen bezaubert wird, — was der Japaner bei der Gesha sucht, ist im Grunde genommen etwas ganz Anderes. Die beliebteste Gesha eines Teehauses tanzt, wenn sie berühmt geworden ist, überhaupt nicht mehr, sondern ist nur dazu da, die Gäste geistig zu unterhalten. Die am meisten Begehrte ist nicht die beste Tänzerin, oder die Schönste, sondern diejenige, die am witzigsten und geistvollsten zu unterhalten versteht. Mir will es scheinen, als ob man in Europa vom japanischen Theehausleben einen falschen Begriff bekommen habe, und somit auch von den Gewohnheiten und der Moral des Japaners. Was diesen so häufig nach getaner Arbeit in ein Theehaus treibt, ist nichts weiter als der Wunsch nach vollkommener Ablenkung seines Geistes von seinen alltäglichen Geschäften durch ein schlagfertiges Wortgeplänkel mit einer klugen Gesha. Zunächst beginnt solch ein Mädchen mit ihrem Gaste ein sogenanntes Spiel der Hände. Für uns Europäer macht es den Eindruck als ergötzten sich diese Leute am harmlosen Scherenschleiferspiele unserer Kinder, wo beider Teile Hände in verschiedener Reihenfolge aneinander geschlagen werden. In der Art, nur bei weitem komplizierter ist der Zeitvertreib der japanischen Geshahände. Bei dem Spiele kommt es darauf an, wer Sieger bleibt und es ist Pflicht jeder guten Gesha, niemals zu unterliegen. Dahingegen gewinnt sie dem Manne bei geschicktem Spiele geradezu Unsummen ab — falls um hohe Werte gespielt wird, was natürlich nicht immer der Fall ist.

Nach einer solchen Einleitung, wo es sich um ein Messen der Geschicklichkeit handelt, beginnt zwischen dem Theehausbesucher und der Gesha ein Kampf auf geistigem Gebiete. Im höchsten Grade spannend ist es, wenn ein intelligenter Mann auf die geschickteste Art seiner Partnerin eine Blöße zu geben versucht, was ihm aber nur in den seltensten Fällen gelingt. Auf das Schärfste versteht die Gesha jedem Hiebe zu parieren und Schlag auf Schlag erfolgt Rede und

Digitized by Google

Gegenrede. Immer schneller wird die witzige Konversation, so daß man kaum noch zu folgen vermag, bis sich endlich in den meisten Fällen der Mann als geschlagen erklären muß, und unter heiterem Gelächter, angenehm erregt, das Lokal verläßt, um seiner Gattin zu Hause ein angenehmer und gutgelaunter Gesellschafter zu sein. Natürlich giebt es auch Geshas, die witzig, graziös und schön zugleich sind; die werden dann zuweilen einem Manne gefährlich und es kostet ihn unter Umständen sein Lebensglück, wenn es ihm nicht gelingt, solch ein geliebtes Mädchen käuflich aus dem Stande der Gesha zu lösen. —

Es giebt in Tokio, im besten Viertel der Stadt, eine Reihe von ineinandergehender Straßen, in denen sich Haus an Haus die vornehmsten Häuser der Residenz befinden. So oft ich auch durch diesen Teil Tokios zu gehen oder zu fahren hatte — immer wieder packte mich jenes geheimnisvolle Etwas, wenn mein Blick die schönen Gebäude der dortigen Theehäuser streifte. Zweistöckig ragen sie in die Luft vom besten Holze gebaut, mit wundervollen Schnitzereien versehen und mit bunten Lampions geziert. In den kleinen unendlich gepflegten, zierlichen Vorgärten brennen in großen und kleinen Stein- oder Bronzelaternen winzige Lämpchen, ein mattes Licht im Garten verbreitend. Aus allen Häusern dringt fröhliches Gelächter, Saitenspiel und Gesang und geheimnisvolle Gestalten huschen vorbei, silhouettenwerfend auf die pergamentenen Wände. So sieht man wohl viel von Außen — aber doch nicht genug, um ahnen zu können, was im Innern eines jeglichen Hauses sich abspielt. Eine Sehnsucht aber überkommt uns, hineinzuschauen in dieses bunte Treiben — mit zu erleben — einmal nur den Zauber zu lösen, der zwischen diesen Mauern wohnt und jedesmal atemberaubend sich auf die Seele legt, wenn man in Dämmerstunden durch diese Straßen wandelt.

Schwül und sehnsüchtig sind japanische Sommernächte. Alle Fenster und Türen des Hauses werden geöffnet, um auch dem leisesten Windhauche Einlaß zu gewähren. Und während man wartend die Kühlung herbeisehnt, strömen betäubende Düfte aus tausend Blütenkelchen an unser Lager, die geheimnisvoll begleitet sind vom leisen Zirpen der Nachtzikaden. Von fernher klingen dumpftönend die Glocken der Tempel von den betenden Massen in mitternächtlicher Stunde geläutet, da es am Tage zu heiß ist, dem Gotte zu dienen. Und will es uns eben gelingen, die Augen zum Schlummer zu schließen, so kommt des Nachtwächters eintöniges, mit zwei Hölzern geschlagenes „klapp klapp", um den beginnenden Schläfer aus seinen Träumen zu stören. Da legt sich dann schwer und immer schwerer die drückende Atmosphäre der Sommernacht auf unsre Seele und sie zwingt uns den Schlaf zu fliehen und Ruhe zu suchen im wachen Erleben. Und tiefinnerstes Erleben ist es, was sich nun unserm Auge bietet.

Wir sind hinaus getreten auf die Terrasse des Hauses und blicken hinüber in das geschäftige Treiben einer tropischen Sommernacht. Soweit unser Auge reicht, sehen wir auf großen und kleinen Hügeln inmitten winziger Gärten gelegen, japanische Häuschen, deren Wände der Hitze halber bei Seite geschoben sind, so daß sich das ganze Familienleben vor unseren Augen abspielt. Um alle Veranden ziehen sich rote Laternen, die leise schaukeln vom hin und herhuschen flinker Frauen, welche schnell dem Gatten noch eine Tasse dünnen Thees bereiten, oder durch anmutiges Fächeln ihm Kühlung verschaffen. Die Tochter des Hauses spielt wohl zagend ein Saiteninstrument, denn die Seele des Japaners verlangt nach Poesie in solcher Sommernacht.

Digitized by Google

Wie ist es seltsam und wunderbar, so stummer Zeuge zu sein vom Leben und Treiben so vieler Menschenkinder. Dunkel umhüllt sie die Nacht, nur phantastisch beleuchtet sind sie vom rötlichen Scheine schwankender Laternen, in dem sich zuweilen gespenstisch erscheinend die Silhouetten alter Kryptomerien zeigen. Und dazu singt und klingt es in den Lüften von Tönen dunkler Glocken, klagender Lautenschläger, zirpender Grillen, pulsierenden Lebens, das erst erwacht, wenn die Glut des Tages vorüber und die süße, sehnsüchtige Sommernacht der Tropen beginnt.

Das Jahr 1914 war, wie für alle Welt, auch für Japan ein außerordentlich bedeutungsvolles. Mein Mann, der seit der Annexion von Korea als Architekt für die japanische Regierung dort tätig war, kam Ende Juli von Soeul zurück, wo er sich 14 Tage aufgehalten hatte, um den Bau eines großen Eisenbahnhotels zu beaufsichtigen. Nach der Angliederung und Stellung unter japanisches Protektorat, hatte sich in dem neu eroberten Lande auf allen Gebieten eine fieberhafte Tätigkeit entwickelt. In der kurzen Zeit seit der Annexion hatte man in Korea viel geschaffen. Soeul, die Hauptstadt des Landes, sah einer völligen Neugestaltung entgegen. Regierungsgebäude und Paläste hatte man errichtet, Straßen und Plätze angelegt, so daß sich Menschen nach einjähriger Abwesenheit kaum noch zurecht finden konnten. Zum Gouverneur über dieses Kolonialgebiet hatte man den früheren Kriegsminister Grafen Terauchi ernannt, einen der fähigsten Köpfe Japans, welchem es als speziellem Gönner meines Mannes gelungen war, diesen als obersten Ratgeber der Regierung in allen baulichen Angelegenheiten anzustellen. Man muß die japanischen Sitten und Gebräuche genau kennen, um beurteilen zu können von wie großer Bedeutung es war, daß ein Mann europäischer Nationalität sich eine Stellung erworben hatte, die ihn an die Spitze aller bisherigen, alteingesessenen und erprobten japanischen Arbeitskräfte stellte. Es war dieses um so erstaunlicher, als es sich bei meinem Manne um einen Privatarchitekten handelte, der bisher mit der Regierung in keinerlei Verbindung gestanden hatte. Die erste Aufgabe, die der Firma de Lalande in Soeul zuteil wurde, war Umbau und Verbesserung des Gouverneurpalastes. Die besten japanischen Regierungsbaumeister, die in Tokio das schöne, große Palais des Kronprinzen im europäischen Stile gebaut hatten, waren auch mit dem Bau des Residenzsitzes des Grafen Terauchi in Soeul betraut worden, und mußten sich nun in eine fast völlige Umgestaltung ihrer Baupläne durch meinen Mann fügen, da Graf Terauchi von der praktischen Architektur dieses Gebäudes nicht befriedigt war. Es geschah also zum ersten Male, daß man einen europäischen Architekten über eine altberühmte japanische Baufirma setzte. Nur ein so unerschrockener Mann wie Terauchi konnte den Mut finden zu einer so gegen alles Herkömmliche verstoßenden Handlungsweise. Abgesehen von dem persönlichen Verdienste meines Mannes, dem es gelungen war, sich das Vertrauen des Grafen Terauchi zu erwerben, war es ein Beweis deutschfreundlicher Gesinnung, wenn Terauchi der deutschen Architektur einen so großen Einfluß für die Zukunft einräumen wollte.

Kaum zwei Wochen vor seinem Tode erhielt mein Mann durch Graf Terauchi eine feste Anstellung bei der japanischen Regierung, die ihn für 8 Jahre zum obersten Ratgeber in allen architektonischen Fragen ernannte. Es eröffnete sich hierdurch für ihn ein Feld reicher und interessanter Tätigkeit, denn man arbeitete an einer völligen Umgestaltung Koreas.

Für die großen, im Norden des Landes liegenden Schlachtfelder aus alter

Digitized by Google

Zeit — dem sogenannten „Botandai" — waren Pläne zur Anlage eines großen Nationalparkes angefertigt worden, in dem sich mehrere Hotels, sowie unter Anderem auch ein Tierpark in der Art des Hagenbeck'schen befinden sollten. So war unsere Firma mit einer großen Anzahl von Aufträgen für Regierungsgebäude aller Art betraut worden, an deren sofortiger Ausführung vorläufig aber nicht gedacht werden konnte, da es der japanischen Regierung an den nötigen Geldmitteln fehlte.

Jahrelang hatte mein Mann dem japanischen Volke seine besten Kräfte zur Verfügung gestellt ohne dafür mehr als einen ideellen Vorteil zu erzielen. Nun endlich, Mitte des Jahres 1914, trat der eigentliche Lohn für seine jahrelange, aufopferungsvolle Tätigkeit an ihn heran und zwar mit einem jährlichen Gehalte von 48 000 Mark.

Solche Beweise des Vertrauens erwies man einem deutschen Architekten vier Wochen vor Ausbruch des Krieges, eines Krieges, in dessen Verlaufe sehr bald die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern gelöst werden sollten. Die Stimmung in Japan also zu jener Zeit war keinesfalls eine Deutschfeindliche. Mit wirklicher Bestürzung nahm das Volk die Nachricht von dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Ländern auf. Man fügte sich murrend den Notwendigkeiten, die das Bündnis mit England brachte und erstarkte im Hasse gegen dieses Volk, dessen Zwange man sich aus finanziellen Rücksichten fügen mußte. Japan war abhängig von England durch die große Anleihe, die es im russisch-japanischen Kriege gemacht hatte, und konnte sich nur durch Tilgung dieser Schuld loskaufen. So willigte es ein, an der Seite seines Gläubigers gegen das von ihm geschätztere Deutschland zu kämpfen und entledigte sich dadurch des größten Teiles seiner Schulden, die es als Kriegsanleihe bei England kontrahiert hatte, und die ihm jetzt gut geschrieben wurden. Es ist dem japanischen Volke — bis auf wenige deutschfeindliche Ausnahmen — schwer gefallen, seine Pflicht England gegenüber zu erfüllen, das es haßt, wie kein zweites Land.

Für meinen Mann aber lösten sich alle Komplikationen, in die er gekommen wäre, durch einen Herzschlag, der seiner von tausend Empfindungen hin und hergerissenen und gequälten Seele die Ruhe gab. In geradezu ergreifender Weise beklagte man in Tokio seinen Tod, der hohe Staatsbeamte, die sich der Hitze wegen auf ihren Gütern befanden, in die Residenzstadt zurückrief, wo sie mir mit Rat und Tat zur Seite standen. Diesem schmerzlichen Ereignisse verdankte ich das fast tägliche Zusammensein mit den einflußreichsten Männern Japans, die mir mit ihren Beileidsbezeugungen immer wieder ihr großes Bedauern über die politischen Entscheidungen ihrer Regierung aussprachen. Doch nicht nur aus den mir direkt gemachten Äußerungen japanischer Würdenträger und Männer des Volkes ersah ich die anhaltende deutschfreundliche Gesinnung, sondern oft genug fand ich Gelegenheit den Gesprächen fremder Menschen, teilweise hoher Offiziere zu lauschen, die immer in Tönen höchster Bewunderung des deutschen Heeres und seiner Fortschritte auf dem Kriegsschauplatze gedachten. Wie oft machte ich die Beobachtung bei meinen Abschiedseinkäufen in Tokio — wenn von meiner Nationalität die Rede war, daß ein freundliches Aufleuchten und doppelte Liebenswürdigkeit in den Mienen der Verkäufer sich ausprägte.

So schied ich Ende des Jahres 1914, mit dem Eindruck, ein Land zu verlassen, daß mir verwandt war und immer bleiben würde, und das dem deutschen Volke trotz aller Wirrnisse freundlich gesinnt war und ist.

Digitized by Google

Unser täglich Brot.

Man sagt den Schwaben nach, sie würden erst mit vierzig Jahren klug — zuweilen wird auch einer, der nicht das Glück hat, so tief in Deutschland daheim zu sein wie sie, auf seine vierziger Jahre zurückschauend inne, daß diese Jahre, gerade sie, ihm geistiges Wachstum, Befreiung von Vorurteilen, Klarheit in Seelenkämpfen gebracht haben. Der deutsche Mensch gärt lange.

Ich hatte als Kind wie die meisten Kinder keine Freude an der Fleischnahrung und wurde von dieser Abneigung auch nicht durch die Schmausschilderungen des Alten Testamentes bekehrt. Selbst das Osterlamm entlockte meiner Seele eine scheue, ehrfürchtige Frage: Wußte der Herr nichts Besseres zu essen? und einen mitleidigen Gedanken an die Zicklein, die ich auf dem Phäakenmarkte meiner Schulstadt feilgeboten sah. In Knabenjahren, die im tiefen Frieden weniger Nahrung für mich übrig hatten, als diese Kriegsjahre armen Kindern bieten, berührte es mich gar nicht, wenn mir aus der biblischen Geschichtstunde der frühsten Volksschulzeit in den Sinn kam, wie Abraham zu den Rindern lief und ein Kalb holte, den Herrn zu ehren. Aber wenn Sara Semmelmehl mengte, knetete und Kuchen buk und Abraham Butter und Milch auftrug, lief mir das Wasser im Munde zusammen und ich empfand die Armut schwerer. Diese Gleichgültigkeit gegenüber der Fleischnahrung wurde auch durch den Bratenduft homerischer Verse nicht erschüttert, ich wunderte mich über die Freude der Götter am Braten-, Brutzel- und Brandgeruch und träumte von der Fülle des Brotes.

Als die magern Jahre der Jugend von den fetten des Amtes abgelöst wurden, beherrschte das Junggesellenasyl, ein Krug zum grünen Kranze, zur Post, zur Eisenbahn, zum Hirsch, zum Löwen oder sonst einem Tier, meine Lebensweise. Aber am freundlichsten grüßte mich auf meiner Dienstwanderung durch allerlei Kleinstädte im Norden und im Süden Bayerns nicht die Wirtshausmenagerie, sondern das Bäckerfenster mit seinem Brezelwappen und seinem blonden Brot. Und an den einsamen Heimabenden, zu denen eine unstandesgemäß teure Wohnung oder kühne, oft waghalsige Käufe von Büchern und Urväterhausrat oder Arbeitstauungen Anlaß gaben, machte sich Saras Backkunst geltend: Sara herrschte auch in dem Schlaraffenlande, von dem ich selbst im Reichtum des jungen Amtes träumte, wenn ich vom Dienste heimkehrend Kisten und Kasten allzu leer fand. Und Saras schwäbisch fortgebildete und veredelte Kunst bewährte sich dann

Digitized by Google

auch am eignen Herde, der mit seiner Fülle alle meine Jugenträume übertraf. So konnte ich mich bald von der Hälfte der Fleischnahrung freimachen und des Abendbrotes und seiner Zutaten — Butter, Käse, Milch, Zucker und Dörrobst — freuen, ohne daß die Feierabendruhe durch Vorstellungen von dem Leiden und Sterben traulicher Tiere gestört wurde. Oft leisteten mir bei diesen Mahlzeiten die rührenden Gestalten zweier Tierfreunde, denen ich in meinen Wanderjahren begegnet war, mit stillem Gruße Gesellschaft: Die Mutter eines Freundes, die in ihrer Enge ein Spital für Kleintiere unterhielt, denen ärztliche Hilfe versagt war, und ein Amtsvorstand, der eine Jagd gepachtet hatte, nur um die Tiere zu hegen und vor der Verfolgung zu schützen, und zu allen Jahreszeiten einen Zylinder auf dem Haupte, das Gewehr um die Schulter, jonst Wotan an Wuchs, Mantel und Bart mit seinen lieben Tierle Zwiesprache hielt. Er war ein Schwabe.

Mit dem Mittagfleisch stritt ich mich noch lange herum, über die Grenze des Schwabenalters hinaus. Ich war in Schwaben eingewachsen und ein Suppenschwabe geworden. Die Mittagbrühe, die Frauenkunst auch mit dem knappen Pfunde Rindfleisch des Mittelstandes schmackhaft und nahrhaft herstellen kann, schien mir unentbehrlich. Auf das Klümpchen ausgesottnen Fleisches, das mit seiner grauen Farbe den grauen Alltag viel treffender bezeichnete als das bunte Brot, auch auf den Sonntagsbraten mit seinen feierlichen Maßen, seinem Hekatombenduft und seiner heitern Brotfarbe war leichter zu verzichten als auf die Mittagbrühe, obwohl ich mir bewußt war, daß ihre Anziehungskraft, soweit sie *mich* berührte, ebenso sehr auf den Einlagen: Getreidegraupen, -grütze, -grieß, Nudeln, Flädle und ähnlichen Leckerbissen beruhte als auf der doch meist dünnen Mischung von Wasser und Salz, Pflanzen- und Fleischsäften.

Man erschrickt, wenn man in sein Leben zurückschauend wahrnimmt, wie stumpf die Gewohnheit macht und wie herrisch sie das erwachende Brudergefühl gegenüber den Tieren zum Weiterschlummern zwingt. Man sieht und fühlt mit innigem Vergnügen eine Sumpfmeise seinen Finger umkrallen und mit gänzlich überflüssigen Reckübungen Hanf- und Hirsekörner aus seiner Hand picken. Ein Fink trippelt zierlich stolz heran, immer näher, man freut sich über das Ornament, das er in die dünne Schneeschicht zeichnet. Da fühlt man ihn auf dem Fuße. Mäuschenstill hält man, um ihn nicht zu verscheuchen, sieht ihm in die glitzernden Äuglein, wähnt sich vogelsprachekund wie Salomo und denkt: Du armer kleiner Winterwitwer, was für Wilde sind doch die Italiener, daß sie dir dein Weibchen

Digitized by Google

töten und fressen können! Man ist einig mit Heyse: „Dürft ich nur einmal Gottvater spielen, nur auf ein Stündlein — ich führe dazwischen, und wo ich irgend tät erwischen in flagranti solch groben Bengel, ich ließ ihm von einem handfesten Engel fünfzig mit feuriger Rute geben —".

Vor fünf Jahren, an einem Herbstmorgen, legte ein Schüler ein totes Rotschwänzchen vor mich auf den Katheder. Es war die Gabe eines Kindes. Sie kam von einem lieben, großen Jungen, der über die Kindheit, über alle Schulgenossen und Lehrer hinausgewachsen, aber ein Kind geblieben war. Durch die Bilder des Fließblatttagebuches, das er nach Laune und Gelegenheit führte, und durch seine heitern, harmlos wilden Augen tat ich manchen Blick in eine liebe, gute, reine Seele. In Samogitien ist er gefallen. — Ich verstand seine Gabe. Er wollte das Mitleid mit dem toten Vogel und die Freude an der Schönheit, die dem Tierchen auch im Tode geblieben war, mit mir teilen. Aber die Gabe berührte mich tiefer. Ich empfand sie als Mahnung mein Verhalten gegenüber den Tieren zu klären und zu entscheiden. Lang war diese Mahnung in mir laut. So oft ich das Vöglein sah, ward sie wieder wach. Die trauliche Tiergestalt schmückt den Weihnachtsbaum. Scheu und zart sind Kinderaugen und Kinderhände, Kinderfragen und Kinderträume um sie her. Aber jahrelang blieb ihre Mahnung unerfüllt. Ich hatte noch nicht einmal die Kraft das reichschenkende Hausvogelvolk, Hühner, Gänse, Enten, Tauben, mit der gleichen Liebe zu umfassen und der gleichen Schonung zu würdigen wie die Singvögel. Und wenn ich diese Mahnung auch nicht suchte und forderte, so wies ich sie doch auch nicht zurück. Küchenbrauch, Kochrezepte, Ernährungstradition, Kaufgelegenheit sind stärker als das seltsame paradiesische Gleichheitsgefühl, das man empfindet, wenn man in München an der Theatinerkirche oder in der Finkenstraße einen behaglich weidenden Tauber gestreift und dafür einen Flügelhieb abbekommen hat.

Man ist tief betroffen von dem Worte des Apostels Paulus im 8. Kapitel des Briefes an die Römer: „Denn auch die Kreatur frei werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes". Man sinnt ihm nach. Dann überrauscht es der Alltag.

Justinus Kerner zeigt mahnend auf das Auge des Kalbes, man hat selbst schon oft dieses Tierkind leiden sehn und fühlt mit dem Dichter: „Doch bei dem letzten Hauch der Kehle ein Glanz aus deinem Auge spricht: «In mir auch wohnet eine Seele, für mich

Digitized by Google

auch hält ein Gott Gericht»". Aber auch von dieser Erschütterung ist es noch weit bis zu dem Verzicht auf den eignen bescheidnen und noch unterschätzten Verbrauch von Tieren. Man fühlt sich nicht berechtigt denen, für die man zu sorgen hat, diese Eiweißquelle zu verschließen, traut sich nicht gleichwertigen Ersatz zu schaffen und wird durch Eiweißfanatiker unter den Ärzten in diesen Bedenken bestärkt. So verwindet man eine schmerzende Mahnung nach der andern und übersieht, überhört, überfühlt immer wieder die Tierqual, die die Voraussetzung der Ernährung mit Fleisch und des geringen Genusses ist, den diese Nahrung gewährt.

Ich nahm, so gut ich konnte, tätig an dem Kampfe teil, den C. G. Schillings, Rudolf Hermann und Alfred Walter Heymel gegen Reiher-, Robben-, Giraffenmetzger führten, stimmte der furchtbar bittern Anklage der Tierverächter zu, womit Professor Cossmann seine Anzeige der Krallschen „Tierseele" begleitet, sah in den Beobachtungen, die an den denkenden Tieren in Elberfeld und Mannheim gemacht wurden, das Wort des Apostels von dem Aufstreben der Kreatur zu der Freiheit der Kinder Gottes sich erfüllen, ließ mich von Zeit zu Zeit durch eine Erzählung von Auguste Supper erquicken, worin die Tiere mehr sind als nutzbarer Stoff und hilfreiche Kraft, immer freudig überrascht und in dem Glauben an unser Volk bestärkt, wenn ich in dem Mitarbeiterkreise der „Süddeutschen Monatshefte" sah, wie willig er sein Herz jenem Apostelwort öffnet. Und immer war ich noch zu schwach zum Zerbrechen der Fesseln einer Gewohnheit, der ich mich schon halb entrungen hatte.

Tierfreundschaft ist nichts Leichtes. Sie wärmt das Herz in kalten Lebenszeiten, belädt es aber auch schwer mit Sorgen und Schmerzen und bewahrt es nicht vor Ungerechtigkeit und Härte. Man hängt an einem Hunde, sorgt für ihn wie für einen Menschen, bereut Fehler, die man in seiner Behandlung begeht, fast so bitter wie Unrecht, das man den Liebsten tut, verliert das Tier mit Schmerzen, ist des Wiesenfleckes froh, worin man es bergen kann, und verschließt doch immer wieder die Sinne und das Herz den Leiden der Tiere, die nun einmal als Jagd- und Schlachttiere gelten, obwohl man auch an ihnen Anmut, Liebenswürdigkeit und wenn auch diese Eigenschaften fehlen, Empfindungen kennen gelernt hat, die man dem häßlichsten Wesen ersparen sollte.

Die Beschreibungen von Zuständen und Bräuchen in Schlachthäusern, die die „Süddeutschen Monatshefte" in den letzten Jahren brachten, haben mir zur Entscheidung und zur Freiheit verholfen. Unter

Digitized by Google

dem Eindrucke der erschütternden Feststellungen über das Schlachten in Hamburg und München gelang es mir, die Gewohnheit von mehr als vierzig Jahren zu überwinden. Nicht von einem Tage zum andern. Ich fühlte allmählich auch das Behagen an der Suppe schwinden, ward mißtrauisch und empfindlich gegen ihren Geruch und fühlte erst fleischlosen Gerichten gegenüber Eßlust.

Als ich im Aprilhefte 1916 den Artikel „Im Münchener Schlachthaus. Stenographische Aufzeichnungen eines zuverlässigen Freundes" gelesen hatte, zerriß ich die letzten Fesseln der Gewöhnung. Ich lebte eine zeitlang allein fleischlos, nicht ohne Sorge, daß sich der Verzicht auf das Fleisch in meinem Kräftezustande fühlbar machen werde, da auch das Maß der übrigen Stoffe, mit denen ich mich nähre, stark herabgesetzt ist. Ich bin nichts weniger als kräftig. Von der Muttermilch abgesehen, womit meine Mutter nicht zu kargen brauchte und nicht kargte, war meine Ernährung fast die ganze Jugendzeit hindurch, besonders in den Jahren des beschleunigten Körperwachstums und der Entwicklung, ungenügend. So ist mein Leben durch allerlei Unkraft beschwert und eingeengt. Aber ich ertrug den Nahrungswechsel besser, als ich hoffte. Ich fühlte meine Kräfte nicht schwinden, sie hielten meiner Berufsarbeit, die mit Unrecht als leicht betrachtet wird, besser stand als bisher. Ich habe nie in meinem Leben, auch nicht in den eßfreudigsten Jugendjahren, an der täglichen Nahrungsaufnahme, womit der Mensch beladen ist, soviel Freude und Behagen gehabt wie jetzt bei den fleischlosen Speisen, die meine Frau mit rasch wachsender Kunst herstellt.

Nun löste sich die ganze Familie von der überlieferten Ernährungsform. Weit schneller als seinerzeit die Abrichtung mit Messer und Gabel vollzog sich die Emanzipation von diesen Eßgeräten. Der Löffel des Linsengerichtes, des Märchens, der Bauern-, der Soldatenmahlzeit ward wieder in seine Herrschaft eingesetzt. Unser Landvolk ist nicht satter, nicht stärker, nicht glücklicher geworden, seit der Löffel bei ihm die Herrschaft verloren hat. Hunger und Heimweh nach einer märchenhaft reichen Bauernspeisekammer erfaßten mich vor Jahren, als ich der Entmilchung der Bauernnahrung nachforschte und dabei aus einem trefflichen Buche von Professor Kaup — „Ernährung und Lebenskraft der ländlichen Bevölkerung" — erfuhr, was das Landvolk für die Fleischnahrung und den Alkohol hingegeben hat. Jetzt fühle ich mich der satten, reichen Heimat der Väter wieder nah.

In dieser schweren Zeit ist unser Vaterland auch in den Teilen, die am reichsten gesegnet sind, nicht das Land, „da Milch und Honig

Digitized by Google

innen fleußt". Sara täte sich schwer beim Kuchenbacken, aber die Frauen der Gegenwart verlieren weder der Nahrungsmittelknappheit noch anspruchsvollen Rezepten aus der alten Phäakenzeit gegenüber den Kopf. Immer waren sie Sparkünstlerinnen. Immer hatte ein Kochrezept nur dann Aussicht in ihr Cimelienrezeptbuch aufgenommen zu werden, wenn es in seinen Forderungen bescheiden war. Und jetzt werden unter Kriegsrecht die ältesten, ehrwürdigsten, durch Familienüberlieferung geheiligten Rezepte einer Musterung unterzogen. Mit Kopfschütteln wird die verschwenderische Kunst der Großmütter mißbilligt. Feigen werden durch Hutzeln, ein halbes Pfund Butter durch ein Fünftel, Milch durch Hutzelbrühe ersetzt und der Wohlgeschmack des fertigen Gebäcks rechtfertigt diese Abstriche und Änderungen. Was diese Kost noch besonders, über alle Köchinnenkunst, würzt, weiß jeder, der sehend geworden wie Justinus Kerner im Blick eines guten, sanften Tieres, das ihm in früher Kindheit hochgeehrt an der armen Wiege des Heilandes begegnete und dem er sich erst unter dem Zwange der Ernährungstradition entfremden und verhärten mußte, Todesangst gelesen hat.

Es ist erstaunlich, wie reich unsre liebe Tierwelt und unsre liebe Heimaterde auch in dieser Blockadearmut uns den Tisch decken, auch ohne daß blutige Opfer fallen. Es ist bewundernswert, wie bunt unsre Frauen Hülsenfrüchte und Getreide und das knappe Kartoffel-, Obst-, Eier-, Käse-, Milch-, Butter- und Zuckermaß zu Brühe und Mus, zu Kuchen und Brot, zu Fladen und Knödeln und Krapfen zu verarbeiten wissen. Die Küche, der Tisch, die Luft in der Wohnung — alles ist anmutiger als in der Zeit des Fleischverbrauches. Alle werden satt. Auch der Spatzenschwarm vor dem Küchenfenster kommt nicht von Kräften.

Bleibt ein bescheidnes Maß von Getreide, Hülsenfrüchten, Kartoffeln, Obst und Gaben des lebenden Tieres jedem erreichbar, dann braucht uns vor dem Winter nicht bange zu sein. Und im Frieden heißt es dann vielleicht, wenn die Schule aus ist: „'s Haber-Mueß wär ferig, iez chömmet, ihr Chinder, und esset!" oder, wenn ein Gast kommt: „Eile, und menge drei Maß Semmelmehl, knete und backe Kuchen".

Ludwig Kemmer

Digitized by Google

Das Auslandsdeutschtum.

Wenn jemand eine Weltkarte zur Hand nähme und darauf die Stellen rot schraffierte, wo Angehörige unseres Volkes sitzen, die Welt würde so rot werden, wie sie jetzt, aber von dem geflossenen Blute ist. Die Welt würde aussehen, als wäre sie zum guten Teile deutsch — was sie eben nicht ist.

Ungezählte Millionen hat das deutsche Volk hinausgeschickt, ehe es zum Reiche zusammengehämmert wurde; Hunderte und Hunderte von Tausenden auch seit jener Zeit. Gegen zwei Millionen sitzen in Rußland, die einen als Bauern in Polen, in Südrußland, an der Wolga, im Kaukasus und in Sibirien; die andern als Herrenvolk in den baltischen Provinzen, lebende Zeugen noch verklungener deutscher Herrschaft über jene Gebiete; andere Hunderttausende waren zerstreut über das ganze Reich als Kaufleute, Lehrer, Ingenieure, Gewerbetreibende. Syrien kennt deutsche Bauernkolonien; ebenso Brasilien. In Siebenbürgen sitzen die „Sachsen", in Italien gibt es die sieben und die dreizehn Gemeinden, eine deutsche Bauernkolonie in der Umgebung von Rom; eine ebensolche haust noch in Griechenland. Was das deutsche Element in den Vereinigten Staaten bedeutet, ist heute jedermann bekannt; weniger weiß man von den Deutschen in Kanada[1]). Dazu kommen noch die vielen Hunderttausende, die in anderen Eigenschaften, nicht als Auswanderer, in außerdeutschen Ländern saßen. Einige Zahlen, die ich dem Buche von H. Weck, „Das Deutschtum im Auslande", entnehme. Es saßen an Reichsdeutschen

in der Schweiz (1900)	168,238
in Holland (1912)	37,534
in Rumänien, Bulgarien und Griechenland zusammen etwa	8,200
in Chile	3,407
in Argentinien	17,143
in Belgien (1910)	57,000
in Italien (1911)	5,748
in Frankreich (1901)	86,684
in Ägypten und Indien zusammen etwa	3,000
in Südafrika	30—35,000
in Australien etwa	100,000

(seit 1828 ungefähr 65,000 Einwanderer).

[1]) Bereits 1901 schätzte man die Zahl der in Kanada angesiedelten Deutschen auf 350000! Die Zahl hat sich seither sicher bedeutend vermehrt; man denke an die Enthüllungen der österreichischen Presse vor einigen Jahren über die illegale Auswanderung dorthin. Ist der Gedanke, England zu zwingen, Kanada an uns abzutreten, wirklich so verrückt, wie man mir immer sagt?

Digitized by Google

Und dann noch die Landsleute in unsern Kolonien. (Es ist hier keine Vollständigkeit erstrebt; sie wird zurzeit auch nicht durchzuführen sein; wer Genaueres wissen will, lese es in dem erwähnten Buche Weck's nach.)

Die Gründe, aus denen so viele Millionen Deutsche ins Ausland gezogen sind, stehen im Buche unserer Geschichte nicht immer mit goldenen Lettern verzeichnet. Manche Seite ist mit Blut geschrieben. Enge des Wohnraumes, religiöse und politische Verfolgung haben die einen übers große Wasser, die andern in die Steppen Rußlands getrieben. Das gilt hauptsächlich für die Zeit bis 70. Das Reich hat darin Wandel geschaffen; wir wissen ja genau, wie seit seiner Gründung der Strom der Auswanderung immer träger floß. Aber bis heute noch, d. h. natürlich bis zum Ausbruch des gegenwärtigen Krieges wanderten jährlich ganze Scharen über die immer enger werdenden Grenzen hinüber; freilich teilweise im Dienste unseres Handels, unserer Industrie, unserer Wissenschaft. Es ist nicht zu leugnen, daß die Stellung des Auslandsdeutschen seit Gründung des Reiches mächtig gestiegen ist.

Freilich ist sie auch viel schwieriger geworden. Der deutsche Auswanderer von früher war hochwillkommen; man schätzte seine Arbeitskraft, seinen Fleiß; er half Öden in Kulturland umwandeln, er vermehrte die Kopfzahl und den Wohlstand seines neuen Vaterlandes. Und die Hauptsache war — hinter ihm stand kein Deutsches Reich. Aber der junge Deutsche von gestern, der hinausging um zu lernen oder zu lehren, der deutschen Handel, deutsche Industrie und deutsche Wissenschaft vertrat, der fand überall nur scheele Blicke. Man nahm oder rief ihn, weil man ihn brauchen konnte, in der ausgesprochenen Absicht — ihn je eher, je lieber wieder loszukriegen. Er hat — sagen wir's offen und ehrlich — die Abneigung gegen das Deutschtum großziehen helfen. Und es soll keine Schmeichelei, keine Entschuldigung des eben gesagten, keine captatio benevolentiae sein, wenn ich hinzufüge, daß er dies gerade durch die Eigenschaften, die wir so sehr an ihm schätzen, getan hat, durch seinen Fleiß, seine Wißbegier, seine Kraft, seine Genügsamkeit. Die haben ihm und damit seinem Volke viel mehr geschadet als etwa der mangelnde Stil in seinen Äußerlichkeiten. Der junge Buchhändler, der um Französisch zu lernen und den französischen Markt zu studieren, nach Paris geht und dort als Volontär oder um ein paar lumpige Franken im Jahr dient, verdrängt einen französischen Kommis während dieser Zeit und macht seinen Prinzipal anspruchsvoll in Bezug auf die Leistungen seiner

Digitized by Google

Angestellten. Der Kellner, der nach London geht — bitte, damit's nachher die Engländer bei uns in Deutschland besser haben! — nimmt einem englischen seine Stelle weg, und zwingt ihn, den selbst in dienender Stellung sehr selbstbewußten, zu einer weniger hochmütigen Auffassung seiner gesellschaftlichen Stellung. Der Ingenieur, der nach Rußland geht, bringt die Finger nicht mit, durch die er sehen könnte, wenn, ja wenn . . . man weiß, worauf hier angespielt werden soll.

Das sind nur ein paar Beispiele, wo man Hunderte anführen könnte. Überall dasselbe Bild: der Deutsche zwingt durch seine Auffassung von Pflicht die andern zur Aufgabe ihrer vermeintlichen Rechte. Wenigstens wird es so aufgefaßt. Und daher die Abneigung und der Haß.

Man kann auch nicht sagen, daß ihm seine Aufgabe durch den Rückhalt am Vaterlande erleichtert wurde. Gerade das Fehlen einer solchen werktätigen Unterstützung, die Geringschätzung des Auslandsdeutscher durch die Heimat — ich erinnere hier nur an das böse Gesetz, daß jeder Deutsche nach zehn Jahren seine Staatszugehörigkeit verliert, wenn er es versäumt, die nötigen bürokratischen Schritte zu tun, ein Gesetz, das seit 1913 zwar gemildert, aber nicht ganz beseitigt worden ist — hat dazu geführt, daß wir unzählige unserer Landsleute fremdem Volkstum geradezu in die Arme getrieben haben. Selbst im Privatleben kommen bei uns Dinge vor, die einem die Lust am Deutscher-sein schon vergällen könnten. Ich kenne ein paar empörende Fälle aus neuester Zeit, (nebst vielen andern aus der Zeit vor dem Krieg). Was soll man dazu sagen, wenn einem Landsmanne, der dreißig Jahre im Ausland gelebt, seine Kinder deutsch erzogen hat, was ihm gar nicht hoch genug angerechnet werden kann und der vom Kriegsausbruche in Deutschland überrascht wurde, wenn diesem Manne ein starkes Mißtrauen noch heute entgegengebracht wird und seine Kollegen im Amte von ihm immer noch als dem „Engländer" sprechen? Zugegeben, es ist nicht so gemeint, es ist Gedankenlosigkeit und nicht Bosheit, aber . . . kann Gedankenlosigkeit nicht ebensosehr verletzen als Bosheit? Wir müssen noch in Manchem umlernen, unter anderm auch in der Wertung unserer Auslandsdeutschen.

Hoffen wir, daß der Krieg auch hier Wandlung schafft. Es ist ja schließlich leicht, den deutschen Staub von den Füßen zu schütteln, aber es ist sicherlich schwer, den Staub fremder Erde zu schlucken. Wir — der Staat ebensowenig wie der einzelne Bürger — dürfen es dem Auslandsdeutschen nie vergessen, daß er es war, der am meisten

Digitized by Google

mitgeholfen hat bei der Eroberung der Welt durch Handel und Industrie unseres Vaterlandes. Wer hat ihr die Wege gebahnt? Der Auslandsdeutsche. Wer wird nach dem Kriege die schwersten und wildesten Zeiten durchzumachen haben? Der Auslandsdeutsche. Auf wen bauen wir zur Wiedereroberung unserer Stellung draußen in der Welt? Auf den Auslandsdeutschen. Wer soll um Achtung werben für unser Volkstum (auf Liebe pfeifen wir)? Der Auslandsdeutsche.

Darum sollen unser Segen und unsere besten Wünsche ihn begleiten auf seiner schweren Fahrt. Am Staate aber soll er einen felsenfesten Rückhalt finden; er soll es endlich wissen und fühlen, daß Deutschland hinter ihm steht. Dr. Adolf Dirr.

Postkarten.

Ausnahmsweise können wir auch einmal Postkarten empfehlen. Der bekannte Schriftgießer Klingspor in Offenbach hat herzhafte deutsche Sprüche ausgewählt und sie in verschiedenen (wohl selbstgegossenen) Typen auf Postkarten drucken lassen. Und zwar sind es nicht die abgetragenen Sprüche, die sich in den Abreißkalendern und Backfischstammbüchern forterben, sondern aus der ersten Hand geholte. Da ist eine Reihe von zehn Bütten-Briefkarten, von denen eine den Aufdruck trägt:

Alles Große und Gute, worauf unsere gegenwärtige Existenz sich stützt und wovon sie ausgeht, ist lediglich dadurch wirklich geworden, daß edle und kräftige Menschen allen Lebensgenuß für Ideen aufgeopfert haben. Schleiermacher.

In einer Reihe von zehn Bütten-Postkarten heißt es auf einer:

Darin liegt die Hoheit des Krieges, daß der kleine Mensch ganz verschwindet vor dem großen Gedanken des Staates. In solchen Tagen scheidet sich die Spreu von dem Weizen. Was ist das für eine Verkehrung der Sittlichkeit, wenn man aus der Menschheit streichen will das Heldentum. Jakob Burckhardt.

In einer anderen:

Ich glaube, daß ein vernünftiger Mensch bei ruhiger Überlegung niemals einen Krieg beginnt, in dem er genötigt ist, von Anfang an defensiv zu verfahren; was nützen alle schönen Gefühle: Jeder Krieg, der nicht zu Eroberungen führt, schwächt den Sieger und entnervt den Staat. Friedrich der Große.

In wieder einer anderen:

Schlagen Sie mir eine andere Politik vor, und ich will sie ehrlich und vorurteilsfrei mit Ihnen diskutieren; aber eine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen, sie kann uns heut ebenso gefährlich werden, wie sie 1805 war, und wir werden Amboß, wenn wir nichts thun, um Hammer zu werden. Bismarck.

Eine Reihe von zehn Karten enthält Aussprüche von Clausewitz, zwei Reihen Worte von Lagarde. Ein Verzeichnis der nun schon in die vielen Hundert gehenden Klingspor-Karten erhält man vom Verlag, J. F. Lehmann in München.

Digitized by Google

Der Prophet Raſputin.

Von Profeſſor Dr. Rudolf Stübe in Leipzig.

Der ſeltſame Heilige, der am ruſſiſchen Kaiſerhofe eine myſtiſche Rolle ſpielt, erſcheint wohl den meiſten als ein ſehr gewandter Betrüger, der ſich mit viel Geſchick in den Mantel des Propheten hüllt, durch eine gewiſſe elementare Naivität an ſeine ſubjektive Ehrlichkeit glauben läßt und ſich durch die Künſte der Askeſe in den Ruf des Heiligen zu ſetzen weiß. Eine ſolche Erſcheinung hat in Rußland nichts Unglaubhaftes oder Überraſchendes. Man könnte zunächſt geneigt ſein, dieſen merkwürdigen Mann mit den „Juridiwy", den „Gottesnarren", in Beziehung zu ſetzen, die eine charakteriſtiſche Erſcheinung der ruſſiſchen Volksreligion ſind. Wörtlich bedeutet „Juridiwy" ſoviel wie „Blödſinniger". Das Wort erinnert daran, daß für primitives Denken — und das Denken des ruſſiſchen Volkes iſt noch in hohem Grade primitiv — ein von geſteigertem religiöſem Gefühl ergriffener Menſch ein „Verrückter" oder ein „Beſeſſener" iſt. Als „Verrückte" (meſchugga) bezeichnete auch im alten Iſrael der Volksmund die alten Ekſtatiker und Propheten (Hoſ. 9, 7. II. Kön. 9, 11. Jer. 29, 26). Die ruſſiſchen „Gottesnarren" ſind Menſchen von ſtark erregtem, durchaus echtem religiöſen Gefühlsleben, mit dem — wie überall in primitiver Religion — aſketiſche Lebensform verbunden iſt. Natürlich kommen unter ihnen auch Schwindler vor, die aus der Frömmigkeit ein Gewerbe machen, die den Schein der Heiligkeit als bewährtes Mittel ergiebiger Bettelei benutzen. Das iſt z. B. bei den Aſketen Indiens oder bei den taoiſtiſchen Mönchen Chinas ebenſo; auch ſie betreiben mit ihren Übungen ein Gewerbe. Die Yogins in Indien ſind geradezu eine Landplage. Und in unſerer Kultur begegnet uns die gleiche Erſcheinung. Daß Bettler durch fromme Redeweiſe, durch Herſagen des Vaterunſers oder Abſingen von Choralverſen Stimmung für ſich zu machen ſuchen, kann man noch heute bei uns erleben. Dieſe Ausnutzung der Religion iſt aber ſtets das Sekundäre. Urſprünglich ſind dieſe Geſtalten wirklich von ſtarken religiöſen Impulſen erfüllt.

Die ruſſiſchen „Juridiwy" durchziehen noch heute das weite Land ohne Unterlaß, Sommer und Winter durchwandern ſie Rußland nach allen Richtungen. Tag und Nacht kann man ihnen auf den unwegſamſten Straßen begegnen. Es ſind Männer wie Frauen, die in grober Kleidung, in Fußlappen und Baſtſchuhen, mit einem Sack auf dem Rücken, dem blechernen Trinkgefäß am Gürtel und einem langen Stabe von einem Wallfahrtsort zum anderen ziehen. — Überall finden ſie freundliche Aufnahme und Unterſtützung, zumal beim einfachen Volke. Aber auch die Häuſer des ruſſiſchen Landadels ſtehen ihnen offen; Graf Leo Tolſtoi, der dieſe Leute ſehr anſchaulich ſchildert und von ihnen ſtark beeinflußt worden iſt, hat oft ſolche Gäſte lange beherbergt. Er berichtet in ſeinen Kindheitserinnerungen: „Gottesleute kehrten viele und von verſchiedener Art in unſerem Hauſe ein, und ich bin meinen Erziehern ſehr dankbar dafür, daß ich ſie mit tiefer Achtung betrachtete. Wohl mögen auch Unaufrichtige unter ihnen geweſen ſein und Zeiten der Schwäche und Unaufrichtigkeit mögen auch in ihrem Leben nicht gefehlt haben, der eigentliche Zweck ihres Lebens war, wenn auch in praktiſcher Hinſicht töricht — doch ein ſo hoher, daß ich froh bin, von Kindheit an die Höhe ihres Handelns unbewußt begreifen gelernt zu haben....

Digitized by Google

Auch einen wirklichen Narren, den Gärtnerburschen Akim, habe ich gekannt, und es hat großen Eindruck auf mich gemacht, wie er betete und wie er mit Gott wie mit einem lebendigen Wesen verkehrte."

Wir haben darin die Stimmungsgrundlage in der russischen Volksseele, die den Heimatboden für solche Gestalten wie Rasputin zu bieten scheint. Und doch ist er etwas anderes, er will Prophet sein, und als solcher findet er Gläubige. Es muß von ihm eine faszinierende Kraft ausgehen, er scheint eine stark suggestiv wirkende Persönlichkeit zu sein. Solcher Einfluß aber setzt auf seiten derer, die ihm „Glauben" schenken, eine eigenartige seelische Verfassung voraus. Es ist mit einem Worte das primitive Gefühls- und Glaubensleben, das auch auf den höchsten Stufen der Kultur nicht ausgestorben ist, das auch in Gebildeten durch besondere Umstände wieder erweckt wird. Wir hängen in zahlreichen rudimentären Erscheinungen des Geisteslebens in verborgenen Tiefen noch mehr, als wir meist ahnen, mit dem primitiven Menschen zusammen. Sobald unser Leben von Wirkungen getroffen wird, die von keinen Kulturmitteln überwunden werden können, erwacht wieder das primitive Empfinden. Krankheit, Leiden jeder Art, Not und Tod sind die mächtigen Erreger uralten Glaubens. Und hier gibt es keinen Unterschied zwischen Gebildet und Ungebildet. Der Aberglaube blüht nirgends so kräftig wie in den großen Städten, den Mittelpunkten der Kultur, und hier findet er vielfach in den höchsten Schichten der Gesellschaft seine kräftigste Unterstützung. Die Kartenlegerin von Ruf, die Chiromantin, der Astrolog haben überall eine ausgedehnte und zahlungsfähige Kundschaft. In alle dem lebt primitiver Glaube fort, den keine Polizeiverordnungen ausrotten können.

Damit haben wir gerade für Rußland den Boden gewonnen, in dem eine Erscheinung wie Rasputin wurzelt. Die Christianisierung Rußlands hat eine ältere Religionsstufe aus dem Volksempfinden keineswegs verschwinden lassen. Das stark gefühlsmäßig betonte Glaubensleben der Slawen macht die Russen nicht nur zu treuergebenen Verehrern der kirchlichen Ordnungen, sondern läßt unter christlicher Hülle auch die Anschauungen des alten Volksglaubens fortleben. Oft sind dabei nur die Namen verändert, und sie verhüllen kaum den alten, heidnischen Brauch. Noch 1520 wurde von einem litauischen Waidewotten, dem Opferpriester, ein Stieropfer veranstaltet. Aber noch heute wird in Rußland am 20. Juli dem Propheten Elias ein Hammelopfer dargebracht; der „Hammelsonntag" heißt dieser Tag. Im Jahre 1907 hatte der bekannte Sprachforscher Otto Schrader das Glück, wenige Stunden von der Gouvernementsstadt Petrosadowsk einem solchen Opferfest beizuwohnen, das ein mit christlichem Firnis nur schwach verhülltes, durchaus heidnisches Ritual ist. Einige reiche Bauern bringen auf Grund eines Gelübdes einen Hammel dar, der vor der Kapelle des Elias geschlachtet und zerteilt wird. Das Fleisch wird an den See gebracht und dort in 12 Kesseln von Männern gekocht. Es entspricht durchaus primitiver Religion, daß sich Frauen an der kultischen Handlung nicht beteiligen dürfen. Dann wird das Fleisch in den Kesseln vor die Heiligenbilder getragen und hier mit Weihrauch geräuchert. Dabei singen Kinder religiöse Lieder. Sodann wird das Fleisch in der Kapelle in kleinere Stücke geteilt und verkauft; jeder nimmt seinen Anteil nach Hause, wo es gegessen wird. Es entspricht altheidnischem Brauch, daß die kultische Handlung einen derb-lustigen Charakter hat. Im Gouvernement Olonetz wird dem Elias noch heute ein Stier geopfert.

Digitized by Google

Hier sind die Gebräuche noch altertümlicher. Der Geistliche — als Nachfolger des heidnischen Priesters — vollzieht die Weihung des Fleisches, und daran schließt sich auf einer Wiese ein richtiges Opfermahl mit einem ergiebigen Trinkgelage.

Daß hier heidnischer Brauch waltet, wird vollends klar, wenn man die Gestalt des Elias im russischen Volksglauben kennen lernt. Im Alten Testament gebietet der Prophet Elias über Feuer und Wasser und fährt in feurigem Wagen zum Himmel auf. Diese Züge sind vom Volksglauben aufgenommen worden, sie machen Elias zum Nachfolger des alten Gottes, der Donner, Blitz und Regen sendet. „Gnädiger Prophet Elias, besänftige den schrecklichen Sturm und gib uns sanften Tau!" so betet man noch heute. Zugleich wird Elias zum Schutzgott der Herden und des Ackerbaus. Am Georgstage gelobt der russische Bauer: „Gnädiger Prophet Elias, beschütze mein Vieh und erhalte es den Sommer über gesund, dann gelobe ich dir zu deinem großen Festtage einen Stier oder Hammel." Elias ist demnach ein alter Wettergott, dem auf höherer Kulturstufe Viehzucht und Ackerbau unterstellt wurden. Der heidnische Gott, den der Name des Elias nur leicht verhüllt, ist der in Kijew verehrte Perun, der litauische Perkunas, der Gott des Blitzes und Donners. Der Name hängt mit dem altslawischen pirati „schlagen" zusammen; im Weißrussischen bedeutet heute noch perun „Donnerschlag". Beschrieben wird die Erscheinung des Gottes als „ein großer, breitschultriger Dickkopf mit schwarzem Haar, schwarzen Augen und goldenem (d. h. flammendrotem) Bart. In der rechten Hand hat er einen Bogen, in der linken einen Köcher mit Pfeilen. Er fährt am Himmel mit einem Wagen und sendet feurige Pfeile." Genau so wird noch heute der Prophet Elias auf volkstümlichen russischen Bilderbogen dargestellt[1]).

An diesem einen Beispiel sehen wir, daß sogar noch der heidnische Kultus im russischen Volk lebt. Weit tiefer aber als der Kultus haften im Volksgeiste Stimmungen, Gefühle und Anschauungen der primitiven Zeit. Und auf sie müssen wir zurücklenken, um den „Propheten" Rasputin zu verstehen. Eine ältere Stufe als die der persönlichen Göttervorstellungen liegt im Seelen- und Geisterglauben vor. Dem Kultus persönlicher Götter entspricht das Priestertum; im Geisterglauben aber hat der Zauberer die entsprechende Stellung. Er ist der Vermittler zwischen den Menschen und Geistern, er kennt die Mittel, um die Geister zu beeinflussen, sie abzuwehren oder gefügig zu machen. Den Seelen der Gestorbenen aber ist eine besondere Fähigkeit eigen: sie wissen die Zukunft. Und so verbindet sich mit der Beschwörungskunst früh die Wahrsagung. Die Verbindung von Zauber mit Wahrsagung vertritt nun der Schamane, in der ganzen mongolischen Welt die Bezeichnung des Wahrsagers und Beschwörers. Früher leitete man das Wort von dem indischen sramana, der Bezeichnung der

[1]) Einen Kultus des Elias als Gewittergottes bezeugen auch Volkssagen der Georgier, deren Nationalheiliger der Hl. Georg ist. Beide sind an die Stelle altheidnischer Götter getreten und erscheinen in der georgischen Volkssage weit mächtiger als Jesus. Ein reiches Material über die Religion der Georgier gibt das bedeutende Werk des georgischen Historikers Prof. J. Dschawahischwili, „Gedichte des georgischen Volkes", das freilich nur in georgischer Sprache vorliegt. Es verdiente eine Übersetzung! Das die Religion betreffende Kapitel hat M. v. Tseretheli übersetzt in der Zeitschrift „The Quest" (1912). Einiges aus diesen Quellen gibt die wertvolle Arbeit von Titus v. Margwelaschwili, „Colchis, Iberien und Albanien und die Wende des 1. Jahrh. v. Chr.", Halle 1914 (S. 62 ff.).

Digitized by Google

buddhistischen Mönche, ab. Neuerdings ist der Nachweis gebracht, daß es ein mongolisches Wort vom Stamme sam ist, das auf Geisterkult hindeutet. Nichts anderes als ein moderner Schamane ist auch Rasputin. Und er findet Glauben, weil der Schamanismus in Rußland — ich lasse dahingestellt, ob durch mongolische Einflüsse — heute noch eine lebendige Religion ist.

Die Einführung des Christentums in Rußland durch Wladimir (Ende des 10. Jahrhunderts) ist ein politischer Akt gewesen, der im Volke nichts Wesentliches änderte. Heidentum und Christentum schlossen sich nicht gegenseitig aus. Heidnische Vorstellungen gingen ungebrochen in das Christentum über und haben sich von ihm, wie das Beispiel des Eliaskultus dartut, niemals ganz geschieden. Die Vertreter des Heidentums, die Zauberer, mochten nicht viel an ihrer Stellung im geistigen Leben einbüßen. Wohl wurden Götzendienst und Schamanentum durch eine polizeiliche Verfügung beseitigt; die Götterbilder wurden zertrümmert und ins Wasser geworfen. Das Volk, das kaum verstand, worum es sich handelte, ließ das teils ohne Widerstand geschehen, teils lehnte es sich auf. Wohin aber der Arm des Großfürsten von Kijew nicht reichte, da blieb alles beim alten. Wir haben über diese Hergänge nur vom kirchlich-orthodoxen Standpunkt aus geschriebene späte Berichte in Chroniken, deren Verfasser Mönche sind. Besäßen wir auch Quellen heidnischer Herkunft, so würden wir die Kräfte des Widerstandes deutlicher erkennen. Wir erfahren, daß heidnische Zauberer, die sich den christlichen Missionaren widersetzten, getötet wurden. Christentum und Schamanentum berührten sich namentlich da, wo nichtslawische Völker saßen, also besonders auf altem finnischen Boden. Freilich war das Heidentum kein festes, in sich geschlossenes Lehrsystem, das der Einheitlichkeit des Christentums starken Widerstand hätte leisten können. Aber bei äußerer Nachgiebigkeit behielt es doch eine starke innere Stellung im Volksleben. Bis heute hat das Christentum in Rußland den Schamanismus nicht überwunden. Nicht nur in den unteren Volksschichten, sondern auch in den oberen Kreisen bildet die heidnische Erbschaft an Aberglauben und Zauberei einen großen Bestandteil des religiösen Besitzes. Die Naturdämonen, Wasser- und Waldgeister, Unholde und Kobolde, sind nicht etwa — wie bei uns — ins Märchenreich verwiesen, sondern haben neben den Gestalten des christlichen Glaubens eine ganz reale Macht. Der alte Perun, dessen Bild Wladimir in den Dnjepr werfen ließ, lebt als der Hl. Elias fort. Wichtiger aber ist, daß das Verhältnis des russischen Volkes zu den christlichen Heiligen durchaus der heidnischen Behandlung der Götter entspricht. „Taugt es, so betet man davor, taugt es nicht, so braucht man es zum Bedecken von Krügen und Töpfen!" sagt das Volk humorvoll von den Heiligenbildern. (Vgl. die glänzende Satire Jesaia 47,9—17.) Europäische Beobachter wie russische Gelehrte, z. B. der ausgezeichnete Theologe Golubinsky, haben auf das alte Schamanentum zum Verständnis der Volksreligion hingewiesen. Eine Kirchenversammlung im Jahre 1551 klagte über die heidnischen Bräuche des Volkes. Das ist bis heute nicht anders geworden; das Heidentum ist keinesfalls erlegen, sondern lebt im Geist des Volkes neben dem Christentum weiter. In Leroy-Beaulieu's bekanntem Werke „Das Reich des Zaren" (Band 3) findet man dafür zahlreiche Belege. Als z. B. ein Dieb einem Bauern einen Ochsen aus dem Stalle entführt hatte, riß der Bauer das Heiligenbild von der Wand und schleuderte es unter ärgsten Schmähungen auf den Düngerhaufen. Die Mißhandlung von Götterbildern, die

Digitized by Google

das Erwartete nicht geleiſtet haben, iſt eine ganz gewöhnliche Erſcheinung im Schamanismus. Der ruſſiſche Bauer gehört dieſer Stufe noch in der Hauptſache an. Das zeigt ſich auch in zahlreichen religiöſen Feſten, die als kirchliche Feiertage gelten, im Weſen und Urſprung aber heidniſche Geiſterkulte ſind. Manche von dieſen Feſttagen ſind völlig unverſtändlich geworden; man weiß nur, daß es Sünde iſt, an ihnen zu arbeiten. In Tſchernigow gibt es ein Feſt der Waſſernixen, der „Ruſſalkentag“. An gewiſſen Tagen darf man nicht ſpinnen oder pflügen oder mit dem Beile arbeiten. Zumal in den Beluſtigungen, in Prozeſſionen, Tänzen und Liedern, kommt heidniſcher Glaube zum Ausdruck. Überall iſt das Schamanentum, der Glaube an die Kraft des Zauberers, in Rußland lebendig geblieben. Das zeigt ſich auch darin, daß ruſſiſche Anſiedler unter Finnen oder Tataren völlig dem Heidentum oder dem Iſlam anheimgefallen ſind. Namentlich im Oſten iſt die religiöſe Praxis der Ruſſen Fetiſchismus. Große Steine oder alte Eichen ſind im europäiſchen Rußland noch bis in die neuere Zeit verehrt worden. Sogar die Geiſtlichen nehmen daran teil, indem ſie Zweige des heiligen Baumes an die Feiernden verteilen. Die Zauberei aber hat ſich beſonders im Norden, dem klaſſiſchen Lande des Zaubers, erhalten. Bekanntlich gelten die Lappen ſeit älteſter Zeit als hervorragend zauberkundig. Uralte Zauberformeln leben hier noch. Sie ſind aufgezeichnet worden und ſo in chriſtlich-religiöſe Schriften gelangt. Ja, der Handel mit ſolchen Zaubertexten wird von ruſſiſchen Geiſtlichen als ergiebiges Geſchäft betrieben. Tatſächlich war der Geiſtliche noch vor kurzem — vielleicht vereinzelt noch heute — ein Schamane. Er gewann durch ſchamaniſtiſche Zauberkünſte beim Volke ein großes Anſehen. Er heilte, wie der Schamane, durch ſeine Kunſt auch Kranke. Und der Glaube an den Zauber iſt nicht etwa nur Volksglaube; die höchſten Kreiſe und die Gebildeten teilen ihn. Der Zar Boris Godunow ließ 1598 jedermann einen Eid abnehmen, daß er keinen Zauber gegen das Leben des Zaren ausüben werde. Iwan III. galt einem orthodoxen Mönch für bezaubert, weil er einen Metropoliten ernannt hatte, den jener für einen Ketzer hielt. Iwan IV. ließ 60 Zauberer nach Moskau kommen, weil er das Erſcheinen eines Kometen für ein Zeichen ſeines baldigen Todes hielt. Sogar ein Mann wie der hochbegabte, aufgeklärte Patriarch Nikon (geſt. 1681) teilte nicht nur einen Teufelsglauben, der ſich völlig als Schamanismus erweiſt, ſondern er ſuchte auch durch Zauberer über ſeine Zukunft Gewißheit zu erhalten. Damit haben wir wieder die Verbindung von Zauberei und Wahrſagerei, die für den Schamanismus bezeichnend iſt. Wenn ein Kraftmenſch wie Iwan IV. und ein bedeutender Geiſt wie Nikon die Wahrſagekunſt der ruſſiſchen Schamanen in Anſpruch nahmen, ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß Nikolaus II., der beides nicht iſt, ſich ſeinen Hofſchamanen und Wahrſager in Raſputin hält. Wir können in religionsgeſchichtlichem Lichte dieſen Mann nur als einen ſchamaniſtiſchen Wahrſager auffaſſen, in dem ſich die Künſte verfeinerter ſchamaniſcher Zauberei mit der Suggeſtivkraft der Askeſe vereinen.

Digitized by Google

Clauſewitz für Alle.

Von Franz Carl Endres, Major a. D.

Krieg iſt Leben in konzentrierteſter Form, in höchſter Steigerung und gewaltſamſter Betätigung. Das weiß heute jedermann.

Es gab aber Zeiten — und das iſt gar nicht ſo lange her — wo es gerade die nicht gewußt haben, die ſich berufsmäßig mit dem Kriege zu befaſſen hatten, die Leute vom Fach, die ſo oft im Rädergetriebe ihrer Maſchine den künſtleriſchen Blick für das Ganze der Maſchinenanlage verlieren. Sie ſchufen, einer Schwäche und gleichzeitig einem Vorzug menſchlicher Natur entſprechend, für die Erſcheinungen des Krieges wie für alles andere ſammelnde und ordnende Syſteme und zwangen in dieſe toten, engen Formen das quellende, ſprudelnde, glitzernde Leben des Krieges hinein. Sie ſchufen Theorien, die ſich bald im Gebiete unfruchtbarſter Abſtraktion verloren, die nichts weiter waren als im höchſten Falle geiſtreiche Wortkunſt, an der ſich aber wieder alle die berauſchten, die des Lebens natürlich-einfache Geſtalt im Düſter ihrer Voreingenommenheit nicht ſehen konnten.

Große Feldherrn traten auf: Friedrich II., Napoleon, die mit einem alles Papierene, alles rein Spekulative durch ihre Tat niederwarfen. Man ſollte meinen, daß jeder Vernünftige von ſelbſt den Gegenſatz der Tat zu den Formeln und dem ganzen Kram vergilbter Pergamente erkannt hätte, daß durch die Tat auch in die Wiſſenſchaft ein erlöſender Hauch von warmem Leben geſtrömt wäre.

Das war nur ganz vereinzelt der Fall.

Bis auf den heutigen Tag gibt es leider nur zuviel Menſchen, die nichts von natürlicher Anſchauung wiſſen wollen, denen nichts gefällt, was nicht in a und b und c zu teilen iſt, nicht dem Geſetz ſich fügt — dem armſeligen Geſetz, das doch ſelbſt nur eine Erfindung menſchlichen Geiſtes iſt. Solche Menſchen hören in ihrer Selbſtgefälligkeit nicht, wie das Leben über ſie lacht, das Leben, das keine Geſetze kennt.

Wie Kant die Lehre von den Grenzen der Erkenntnis gab und damit Freiheit in der Begrenzung ſchuf, ſo war auf militäriſchem Gebiete Clauſewitz der Befreier von all jenem Wuſt, der ſich im Lauf der Zeiten militäriſcher Wiſſenſchaft angehängt hatte; auch er Befreier dadurch, daß er die Grenzen des theoretiſch Feſtlegbaren beſtimmte! Trotzdem wird Clauſewitz noch heute von manchen als Theoretiker mit Mißtrauen betrachtet, während doch gerade er es war, der einerſeits Freiheit in die Theorie brachte, andrerſeits eine Lehre ſchuf, die vom Leben ausgeht und damit in ihren Ergebniſſen dem praktiſchen Leben des Krieges unmittelbar zugute kommt.

Moltke ſchreibt im Sinne dieſer Clauſewitziſchen Freiheit: „Die Strategie iſt ein Syſtem von Aushilfen, iſt die Übertragung des Wiſſens auf das praktiſche Leben."

Vergleichen wir dieſen Ausſpruch mit dem Standpunkt, den Clauſewitz zur Theorie einnimmt und den er folgendermaßen formuliert:[1]) „Es wäre eine träumeriſche Hoffnung, an die Möglichkeit einer Theorie zu glauben, die für jede abſtrakte Wahrheit ſorgte und es der Kritik nur überließe, den Fall unter das paſſende Geſetz zu ſtellen; es wäre eine lächerliche Pedanterie, der Kritik vorzuſchreiben, daß

[1]) „Vom Kriege", Buch II, Kapitel 5.

Digitized by Google

sie an den Grenzen der heiligen Theorie jedesmal umdrehe ... Alle positiven Ergebnisse der theoretischen Untersuchung, alle Grundsätze, Regeln und Methoden ermangeln der Allgemeinheit und absoluten Wahrheit um so mehr, je mehr sie zur positiven Lehre werden. Sie sind da, um sich beim Gebrauch anzubieten, und dem Urteil muß es immer überlassen bleiben, ob sie angemessen sind oder nicht."

Unsere Armee aber hat glücklicherweise frühzeitig eine Reihe von Männern gehabt, die die Bedeutung Clausewitzens erkannt und für die Erziehung ihrer Untergebenen verwendet haben. „Die Saat, die Clausewitz ausstreute," sagt General v. Schlieffen in seinem Vorwort zum Buch vom Kriege, „hat reiche Frucht getragen auf den Schlachtfeldern von 1866 und 1870/71. Die Überlegenheit unserer Führung, die sich dort offenbarte, wurzelt ganz wesentlich in dem Werke „Vom Kriege", an dem sich ein ganzes Geschlecht bedeutender Soldaten herangebildet hat."

Clausewitz selbst ließ seine Gedanken von der Tat Napoleons befruchten, Moltke wiederum schuf neue Tat auf dem Boden Clausewitzischer Lehre.

Clausewitz hat eine Reihe von kriegsgeschichtlichen Werken geschrieben, die von der heutigen Forschung, der ganz andere Quellen zur Verfügung stehen, naturgemäß überholt sind. Trotzdem aber sind sie, was Stil und kritischen Standpunkt betrifft, unübertrefflich und für alle, die Kriegsgeschichte zu schreiben anfangen, die edelste Schule. Clausewitzens „Feldzug 1796" gehört unstreitig zu den klassischen Stücken kriegsgeschichtlicher Literatur, namentlich wegen der psychologischen Methode der Kritik, auf die wir noch zu sprechen kommen werden.

Das entscheidende, ich darf wohl sagen, ewige Werk des großen Denkers aber sind seine Bücher „Vom Kriege". Das Produkt zwölfjähriger Arbeit, reichsten Wissens und Könnens, durchglüht von dem reinen Feuer eines hohen Geistes!

Wenn ich unsere Leser auf dieses Werk aufmerksam mache und in diesem Aufsatz eine bescheidene Einführung in sein Verständnis geben möchte, so glaube ich das heute mit mehr Recht tun zu können, als etwa noch vor Jahresfrist. Heute hat der Weltkrieg mit einem Schlage das Interesse der Gesamtheit an militärischen Fragen in das Dringendste gesteigert. Die Nation ist zur Armee geworden, die Hoffnung, Sehnsucht und Erwartung von Millionen liegt im Felde. Es ist zudem das schöne Vorrecht des Gebildeten, sich über alle geistige Arbeit orientiert halten zu können. Wenn man nun schon seit einiger Zeit Strategie und Taktik nicht mehr als eine Geheimwissenschaft unserer Berufssoldaten auffaßt, was sie auch wirklich nicht ist, so ist doch heute das Bestreben, einen Einblick wenigstens in die größten Gesichtspunkte, die in diesen Gebieten maßgebend sind, zu gewinnen, ein viel heftigeres, allgemeineres und auch zweifellos berechtigtes.

Nur die sachgemäße Orientierung verhilft zu einem gewissen Grade von Urteil, und allein das Urteil ist in der Lage, die Geschehnisse der Gegenwart mit Vernunft zu betrachten, mit jener Vernunft, die der Würde und der gesellschaftlichen Pflicht desjenigen entspricht, der sich „gebildet" nennen will. Das ruhige Urteil schadet keineswegs der Begeisterung. Es ist aber der unerbittliche Feind alles Übertreibenden, mithin der Feind des größten Fehlers unserer Zeit. Das ruhige Urteil wirkt durch das Gleichgewicht, das es im Intellekt voraussetzt, auch Gleichgewicht schaffend auf das Gemüt und überdauert damit alles Leid dieses furchtbaren Krieges.

Digitized by Google

Zur rechten Stunde erſchien im Verlage von B. Behr ein Neudruck des Werkes „Vom Kriege“[1]). Für die Maſſe der Gebildeten iſt es erſchienen und unbedenklich kann es von ihnen zur Hand genommen werden. Der allgemeine Bildungswert des Buches erreicht voll den militäriſchen. Und welchem einſichtigen Soldaten wäre es nicht eine Freude und Genugtuung, wenn ſein Volk mit Eifer ſich bemüht, Einblick in militäriſche Verhältniſſe zu gewinnen, wo doch der moderne Krieg das ganze Volk unter die Waffen ruft!

Das Verſtändnis für den Krieg wird durch die Lektüre ohne Zweifel wachſen. Nur glaube der Laie nicht, nachdem er Clauſewitz geleſen, unſerem Meiſter Hindenburg Konkurrenz machen zu können. Dieſe Konkurrenz am Schreib- oder am Biertiſch iſt eine beliebte, aber gefährliche Selbſttäuſchung. Einblick und Orientierung iſt noch lange kein Wiſſen, und Wiſſen noch lange kein Können und Können ſelbſt noch lange keine Tat unter dem Druck gewaltiger Verantwortung vor ſeinem Volke, der Geſchichte und dem eigenen Gewiſſen.

Unüberlegte, leichtfertige Kritik, auch über den Feind, iſt immer das Zeichen mangelnden Verſtandes. Nur der Dumme gibt ein Urteil ab, ohne Urteil zu haben.

Zu Clauſewitz zurück! Er hat ſein groß angelegtes Werk nie vollendet. Er hat nur die erſten Bücher ausgearbeitet und die ſelbſt wollte er noch einer ſpäteren Überarbeitung unterziehen. Völlig fertig iſt nur das erſte Kapitel des erſten Buches. Das Ganze iſt ein Torſo geblieben, aber ähnlich den Torſi der antiken Kunſt, die dem Beſchauer immer den Eindruck des Ganzen machen, weil ſie in dem, was ſie noch ſind, vollendete Kunſt darſtellen und darum harmoniſch wirken.

Für den Nichtfachmann haben auch nur die erſten Bücher Intereſſe. Das erſte Buch handelt „über die Natur des Krieges“. Hier iſt die Grundlage der geſamten Lehre geſchaffen. Der Krieg iſt entſtanden aus Haß und Feindſchaft, er ſtellt ſich dar als ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unſeres Willens zu zwingen. In der Anwendung dieſer Gewalt gibt es an ſich keine Grenzen. Sobald wir aber aus der Abſtraktion in die Wirklichkeit treten, finden ſich „Modifikationen“ in der Geſtalt des Krieges, die damit zuſammenhängen, daß der Krieg kein iſolierter Akt iſt, ſondern mit dem status quo ante eng zuſammenhängt, daß er nicht in einer einzigen Entſcheidung ſich auslöſt und daß der „politiſche Zuſtand, welcher dem Kriege folgen wird, durch den Kalkül ſchon auf ihn zurückwirkt“.

Das Spiel der Wahrſcheinlichkeiten und des Zufalls ſtellen ſich dem reinen Wirken der beiden feindlichen Willen entgegen, vergrößern oder verringern das tatſächliche Ergebnis und endlich iſt der Krieg nicht denkbar ohne politiſchen Zweck. Er wird damit ein Werkzeug der Politik, eine „Fortſetzung der Politik mit anderen Mitteln“. Durch all dies verliert er unendlich viel von ſeiner urſprünglichen Idealgeſtalt. In meiſterhafter Weiſe verſteht es Clauſewitz, die den Krieg beeinfluſſenden Momente herauszuſchälen und in voller Plaſtik darzuſtellen. Wer allein dieſes erſte Kapitel genau ſtudiert hat — auf dem Sofa läßt ſich Clauſewitz nicht leſen — wird ſchon mit ganz anderen Augen den Krieg betrachten.

[1]) General v. Clauſewitz, Vom Kriege. Mit einer Einführung von Graf von Schlieffen und einem ausführlichen Sach- und Namenregiſter von Oberſtleutnant a. D. P. Creuzinger. 9. verbeſſerte Auflage. B. Behrs Verlag (Fr. Feddersen), Berlin und Leipzig. Im Kriegsjahr 1915.

Digitized by Google

Wundervolle weitere Kapitel enthält dieses erste Buch! „Über den kriegerischen Genius", „Von der körperlichen Anstrengung im Kriege", das sind alles Aufsätze, die für jeden, der Kriegsberichte und Kriegsnachrichten liest, von höchstem Interesse sind.

Im zweiten Buche handelt Clausewitz über die Theorie des Krieges. Hier bedarf der Leser einer kurzen Erklärung über die beiden Begriffe Strategie und Taktik. Es gibt eine Reihe von Definitionen[1]), die alle nicht erschöpfend sind, sondern nur einzelne Begriffseigentümlichkeiten hervortreten lassen. Clausewitz selbst definiert: „Die Taktik ist die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht, die Strategie die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges."

Auch diese Definition ist, namentlich was Strategie betrifft, zu einseitig.

Wenn wir Strategie die Antwort auf die Frage nennen, wie man Schlachten im Rahmen des Gesamtziels vorbereitet und geschlagene Schlachten im Rahmen dieses Zieles ausnützt und mit welchem, auf das Gesamtziel gerichteten Gedanken man sie schlägt; wenn wir dagegen Taktik die Antwort auf die Frage nennen, mit welchen Mitteln und auf welche Weise man dem strategischen Gedanken in der Schlacht Ausdruck verleiht — so ist diese Definition jedenfalls für das Verständnis der Allgemeinheit brauchbar.

Der Leser wolle beachten, daß Clausewitz taktisch in sehr vieler Hinsicht heute veraltet ist. Er möge daher in dem Werke von Clausewitz all das nicht lesen, was rein taktische Fragen behandelt. Das sind im großen und ganzen das V. Buch „Streitkräfte", das VI. Buch „Verteidigung", mit dem Clausewitz selbst nicht ganz zufrieden ist, und das VII. Buch „Der Angriff".

Aus unserer oben gegebenen Definition heraus wird der Leser erkennen, warum Strategie nicht veraltet, dagegen Taktik so schnell veralten kann. Die großen Grundlagen der Strategie sind dieselben geblieben seit Alexander des Großen siegreichen Tagen. Dagegen ist das Ausdrucksmittel des strategischen Gedankens in der Taktik durch Veränderung der Bewaffnung, Organisation und Technik ein ganz anderes geworden. Ebenso natürlich auch das reine Handwerkszeug der Strategie, das ja im allgemeinen das gleiche wie das der Taktik ist.

Trotz unserer viele Hunderte von Kilometer langen Fronten und trotz der Millionenheere, die einander gegenüberstehen, gilt z. B. der uralte Satz der Strategie unverändert weiter, daß man da, wo man die Entscheidung sucht, so stark als möglich sein muß, ebenso wie er in Cäsars Gallischem Kriege gegolten hat. Wollte man aber heute mit griechischer Phalanx oder römischen Manipeln diesen strategischen Gedanken am Punkte der Entscheidung zum Ausdruck bringen, so würde das zur eigenen Vernichtung führen.

Daraus möge unser Leser entnehmen, daß Strategie an sich, wenn der Gegner sich nicht ohne Schlacht ergibt, nicht zum Ziele führen kann. Sie gleicht dem geschickten Griff des Ringers — ihm muß der physische Druck der Muskeln folgen. So der strategischen Anlage die taktische Durchführung!

Diese ist in ihrer Kraftäußerung wieder ganz besonders abhängig von der Güte des taktischen Instrumentes, des Heeres. Und darin liegt die Verbindung, die besteht zwischen dem Lorbeerreis des letzten Musketiers mit den Kränzen des Feldherrn.

[1]) Vgl. General von Scherff im Augustheft 1904 dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

Das dritte Buch „Von der Strategie überhaupt" enthält vielleicht die ſchönſten Stellen, die in der ganzen militäriſchen Literatur der Welt ſich finden.

Hier begründet Clauſewitz die pſychologiſche Seite kriegeriſcher Forſchung.

Clauſewitz ſtellt hier die Elemente der Strategie zuſammen und teilt ſie ein in moraliſche, phyſiſche, mathematiſche, geographiſche und ſtatiſtiſche. Er ſieht aber mit ſeinem künſtleriſchen Auge ſofort, daß dieſe Elemente nie iſoliert auftreten, daß alſo eine ſyſtematiſche Behandlung der Einzelelemente zu Trugſchlüſſen führen müßte, weil eben nur durch ihr Zuſammenſein und Zuſammenwirken die ſtrategiſche Lage ſich formt. Bei iſolierter Betrachtung „würde man ſich in die leblоſeſte Analyſe verlieren, und wie in einem böſen Traum würde man ewig umſonſt verſuchen, von dieſen abſtrakten Grundlagen den Bogen zu den Erſcheinungen der wirklichen Welt hinüber zu wölben. Der Himmel behüte einen jeden Theoretiker vor einem ſolchen Beginnen! Wir wollen uns an die Welt der Totalerſcheinungen halten und unſere Analyſe nicht weiter treiben, als jedesmal zur Verſtändlichkeit des Gedankens notwendig iſt. . . . ."

Innerhalb der angegebenen Elemente ſind nun aber die moraliſchen Faktoren die wichtigſten. Ihr oft „unglaublicher Einfluß", ſagt Clauſewitz, wird am beſten in der Kriegsgeſchichte bewieſen.

Ja, in einer Kriegsgeſchichte, wie ſie Clauſewitz ſchreibt! Nicht in einer, wie ſie Autoren vor und nach ihm geſchrieben haben.

Clauſewitz hat, nachdem der Marſchall von Sachſen, der leider mehr als galanter Freund der Adrienne Lecouvreur, denn als tiefer Denker bekannt iſt, in ſeinen „Rêveries" die herrlichſten Anſätze gemacht, die pſychologiſch begründete kriegsgeſchichtliche Kritik und damit erſt lebensfähige und lehrhafte Kriegsdarſtellung geſchaffen.

Durch Clauſewitzens Buch zieht ſich, alles beeinfluſſend, der Gedanke, den ein geiſtreicher Franzoſe einmal in Worte gekleidet hat: „Une bataille ne se perd pas matériellement." Es iſt der Wille, der ſiegt, der Wille, der zuſammenbricht, ſei es im Führer, ſei es in der komplizierteren Form des Maſſenwillens. Wir ſind heute eifrige Beobachter der pſychogenen Phänomene, als da ſind Maſſenſchreck, Begeiſterung, Depreſſionszuſtände im einzelnen und in der Maſſe und Maſſenpſychoſen aller Art. Wir wiſſen die Bedeutung dieſer Zuſtände einzuſchätzen, wir wiſſen, wie wir durch ſorgſame Pflege der Truppe, durch ſachgemäße Dienſteinteilung in den Stäben die Angriffsflächen ſeeliſcher Erkrankungen verringern, die günſtiger ſeeliſcher Affekte vergrößern. Wir dürfen aber nie vergeſſen, daß ſtarke Wurzeln dieſer Erkenntniſſe auf Clauſewitz zurückgehen — der in einer geometriſchen Zeit die Seele des Krieges entdeckte.

Im vierten Buche „Das Gefecht" entwickelt Clauſewitz einen Gedanken, der ſchon vom erſten Buch an gelegentlich auftritt, das ſogenannte Vernichtungsprinzip. Zweck des Gefechtes iſt die Vernichtung des Gegners. Das Vernichtungsprinzip tritt natürlich ſchon in der ſtrategiſchen Überlegung zutage, indem die Schlacht am beſten ſo angelegt iſt, daß der Feind, wenn er ſie verliert, vernichtet wird.

Man hat nun teilweiſe behauptet, daß erſt Napoleon das Vernichtungsprinzip gewiſſermaßen erfunden habe und Clauſewitz es von ihm übernommen und wiſſenſchaftlich ausgebaut habe.

Digitized by Google

Das ist eine ganz falsche Vorstellung. Das Vernichtungsprinzip ist so alt wie der Krieg. Es ist sogar früher viel drastischer zutage getreten, in jenen Zeiten, in denen Völker wie Heuschrecken in das Gebiet des Feindes fielen und alles mordeten oder in ihrer Gesamtheit gemordet wurden. Später, als das politische Ziel des Krieges ein feiner geartetes war, verlor der Krieg viel von seiner Strebigkeit nach Vernichtung. Die Schlacht zwar ist stets von dem Prinzip getragen gewesen, sie selbst aber wurde aus Gründen, die in der Organisation schwer ersetzbarer, stehender, geworbener Heere lagen, zur ultima ratio des Feldherrn, nicht wie zur Zeit großen Soldatenreichtums zum selbstverständlichsten naheliegendsten Ziel der Strategie. Heute aber, im großen Abringen der Kräfte, atmet jede Teilhandlung des Weltkrieges das Vernichtungsprinzip. Können wir doch gegenüber den zahllosen Scharen der Russen nur dadurch die endgültige Oberhand bekommen, daß wir vernichten, vernichten, bis den Großfürsten und anderen maßgebenden Führern das Menschenmaterial ausgeht. Es ist ein Kampf wie gegen Ungeziefer.

Es hat allerdings militärische Gelehrte gegeben, wie z. B. Erzherzog Karl, die aus Gründen der Überlegung — freilich einer unrichtigen — die Schlacht als den Beweis einer fehlerhaften Führung ansahen und den Krieg durch die Macht des strategischen Manövers entscheiden wollten. Diese Äußerungen dürfen wir aber getrost als Degenerationserscheinungen ansprechen. Sie sind Zeichen eines vorübergehenden Niedergangs der Kriegskunst, hervorgerufen durch eine von falschen Voraussetzungen ausgehende Beurteilung der hinhaltenden Strategie Friedrichs des Großen im zweiten Teil des Siebenjährigen Krieges, als Soldatenmangel und feindliche Überlegenheit ihm verboten, die Entscheidung des Krieges durch immer neue Schlachten herbeizuführen.

Von diesen falschen, unkritischen Konsequenzen hat Clausewitz die strategische Theorie befreit und ihr das Teil Ursprünglichkeit wiedergegeben, was ihr abhanden gekommen war.

Clausewitz beweist — und die Kriegsgeschichte Preußen-Deutschlands hat es in praxi hundertmal nach ihm bewiesen, daß der Zweck des Krieges, die Niederwerfung des Gegners durch Brechen seines Willens, nur durch die Schlacht möglich ist.

Nach dem vierten Buch, das diesen Gedanken entwickelt und vertieft, möchte ich den Nichtfachmann bitten, die Lektüre zu unterbrechen und erst wieder die Skizzen zum achten Buch zu lesen, die eng mit dem ersten Buch zusammenhängen und namentlich die politische Natur des Krieges einer geistvollen Untersuchung unterziehen.

Gleichzeitig mit der großen Ausgabe Clausewitzens ist eine kleine Ausgabe erschienen, die dem Leser eine Auswahl aus dem Werke vom Kriege bringt.[1]) Die Auswahl ist geschickt getroffen. Ersichtlich sollte nur der Stoff aufgenommen werden, der heute noch einen Bestandteil moderner Lehre bildet. Die Kritik darüber aber kann meines Erachtens nach nur der Fachmann fällen. Und so ist einiges aufgenommen, was veraltete Taktik betrifft, andrerseits fehlt einiges, was wichtig und heute noch lebensfähig genug ist. Im ganzen wird aber die kleine Ausgabe,

[1]) Clausewitz. Vom Kriege. (Ausgewählte Kapitel.) Mit einer Würdigung des Werkes von Clausewitz von Professor Dr. Gustav Roloff-Gießen. Leipzig, K. F. Koehler.

Digitized by Google

die sehr billig ist und mit 10 Pf. Porto ins Feld geschickt werden kann, viel Freude bereiten. Begrüßenswert jedenfalls ist der Versuch, volkstümliche Ausgaben zu schaffen. Das Bedürfnis des Volkes nach geistiger Nahrung ist enorm gestiegen. Diesem Bedürfnis müssen Autoren und Verleger Rechnung tragen.

Clausewitz insbesondere ist durch die Ethik seiner Persönlichkeit, die sich in seinen Schriften dartut, wie durch den völligen Mangel jeglichen Byzantinismus ganz besonders geeignet, als militärischer Erzieher der modernen Zeit zu gelten. Wenn Clausewitz zu seiner Zeit sein grandioses Werk schrieb, um „manchen Faltenkniff in den Köpfen der Strategen und Staatsmänner auszubügeln", so hat er damit zu wenig gesagt. Ganz richtig bemerkt der Herausgeber der kleinen Ausgabe, daß er diese Kur auch auf die Köpfe der Historiker und Philosophen ausgedehnt hat.

Ich möchte dem hinzufügen: es sind noch zu wenig Köpfe genannt; jeder von uns allen hat irgend einen Faltenkniff, den er sich durch Clausewitz ausbügeln lassen kann, und nicht nur im Kopf, sondern auch im Herzen des Menschen ist so manches, an das der große Psychologe mit heilender Hand rührt.

Hört den Engländer!

In der Wochenschrift „Deutsche Politik" wird einem Engländer das Wort gegeben, dessen naiv kühne Bekenntnisse grelle Schlaglichter auf die Kluft zwischen deutscher und englischer Anschauung werfen. Dieser Engländer verdient um so mehr Gehör, als er sich in einem deutschen Offiziersgefangenenlager befindet. Einem Kriegsgefangenen könnte man es eher nachfühlen, wenn er sein Los durch Anbiederung an das gewalthabende Volk verbessern wollte. Aber unser Engländer bleibt auch in der Gefangenschaft Engländer. Weil er Engländer ist. Wie denkt er über den Ausgang des Krieges?

„Es ist notwendig", so läßt ihn sein deutscher Freund in der genannten Zeitschrift sprechen, „sich zunächst darüber klar zu sein, daß, gleichgültig, wie dieser Krieg ausgehen wird, der Kampf zwischen England und Deutschland fortgesetzt werden wird, da England die Vorherrschaft, die es sich in jahrhundertelangen Kämpfen erworben hat, bis zum letzten Atemzuge verteidigen wird; darüber ist man sich in England vollkommen klar, und zwar nicht nur in den Regierungs- und Parlamentskreisen, sondern auch in den breiten Schichten des englischen Volkes. Daß man in England den Anschein aufrecht erhält, als ob es sich um den Kampf gegen eine deutsche Klique handelt, ist nichts anderes als eine geschickte Aufmachung. In England hat man seit Jahren den Kampf mit Deutschland kommen sehen und Vorkehrungen getroffen; daß man trotz alledem Deutschland in die Rolle des Angreifers gedrängt und damit für England eine äußerst günstige Stimmung geschaffen hat, zeigt Englands diplomatische Überlegenheit. Es muß zugegeben werden, daß man sich in England in den ersten sechs Wochen des Krieges mit der Hoffnung trug, die Russen, die Franzosen und die deutschen Sozialdemokraten würden für England die Niederwerfung Deutschlands besorgen oder sie ihm wenigstens erleichtern; aber das Fehlschlagen dieser Hoffnung hat in England keineswegs entmutigend gewirkt, noch Ausbrüche des Zornes hervor-

Digitized by Google

gerufen, sondern lediglich die Entschlossenheit verstärkt, diesen Gegner, der sich noch gefährlicher, als man angenommen hatte, erwiesen hat, unter Aufbietung aller Kräfte zu schlagen. Auch wenn der jetzige Krieg England sein Ziel noch nicht erreichen lassen sollte, wird England das Endziel nicht aus den Augen lassen.

Deutschland ist durch die englische Kriegserklärung überrascht worden, und auch daraus leitet der Engländer ohne weiteres ab, daß er Deutschland überlegen ist. Die Ausbrüche des Hasses, die Deklamation von „Ich hasse England" und „Gott strafe England" bestärken England in seinem Überlegenheitsgefühl, weil man darin ein Zeichen der Ohnmacht sieht. England hat seine Einkreisungs- und Schwächungspolitik gegen Deutschland zielbewußt verfolgt, während Deutschland noch in den letzten Monaten vor Ausbruch des Krieges eine Annäherung an England zu erreichen versuchte, was man in England als Schwäche ansah. Wenn man nun heute in deutschen Zeitungen der Anschauung begegnet, man könne den englischen Wegen in Diplomatie und Kriegführung nicht folgen, weil man in Deutschland dafür nicht niederträchtig genug sei, so ist das für den Engländer nicht etwa eine kränkende Verurteilung seiner moralischen Qualitäten, sondern er sieht daraus nur das Eingeständnis der Unterlegenheit.

Der Engländer ist von Natur härter und zäher als der Deutsche, und er wird sich durch nichts von seinem Ziele abbringen lassen. Der Deutsche kann heute noch nicht daran glauben, daß auch nach diesem schweren Kriege der Kampf weiterdauern wird, und deswegen spricht man ihm in England die Kraft ab, einen vielleicht hundert Jahre langen Kampf rücksichtslos und mit unentwegter Beobachtung des Endzieles zu kämpfen. England hat durch seine nüchterne Auffassung der Dinge, durch seine Unerbittlichkeit dem Besiegten gegenüber und durch sein angeborenes Herrscherbewußtsein sich ein Weltreich erworben, wie es selbst die Römer nicht besessen haben, und England wird auch in diesem Kampfe mit Deutschland den Beweis dafür liefern, daß es mit den jahrhundertelangen Eroberungszügen, die es nicht immer mit dem Schwert in der Hand geführt hat, nicht nur ein Reich, sondern auch die Beharrlichkeit und Ausdauer erworben hat, sein Eigentum zu verteidigen."

Ich habe den Engländer nicht im Zweifel darüber gelassen, daß sein Urteil meines Erachtens schief sei, und ich habe ihn aufgefordert, mir zu sagen, worauf seine Auffassung beruhe, daß wir selbst nach den Erfahrungen des Krieges weniger nüchtern dächten wie die Engländer.

Er wollte mit folgendem den Beweis dafür führen: „Selbst heute noch sprechen deutsche Zeitungen von den „englischen Vettern", darin liegt der Unterton der Wertschätzung und der Versuch der Anbiederung; die Erklärung des Reichskanzlers, ‚wir haben die Sentimentalität verlernt', ist für mich ein Beweis des Gegenteils, denn das tatsächlich erfolgte Freiwerden von Gefühlsregungen würde man nicht erwähnen, wer sagt ‚ich bin ein wilder Mann', ist es nicht."

Das größte Gewicht legte er auf das folgende Vorkommnis. Vor etwa acht Wochen fiel infolge Absturzes ein bekannter englischer Flieger dicht hinter den englischen Reihen nieder, und entgegen der ausdrücklichen Anordnung wurde von einem amerikanischen Berichterstatter die Nachricht von seinem Tode verbreitet; wenige Tage später warf ein deutscher Flieger, der möglicherweise den englischen abgeschossen hatte, einen Kranz mit einer Widmung in englischer Sprache an der Stelle des Absturzes nieder. Als dann Immelmann von einem Engländer abgeschossen wurde und sein Tod gleichfalls sofort bekannt wurde,

Digitized by Google

verbreitete die deutsche Zeitung die Nachricht, ein englischer Flieger hätte über den deutschen Reihen einen Kranz für Immelmann mit einer Widmung abgeworfen, und zitierte diese Widmung. Aus ihrem angeblichen Wortlaut konnte jeder, der englisch kannte, ersehen, daß es sich um eine Schwindelnachricht handeln mußte; sie ist auch später dementiert worden. Über den Eindruck dieser beiden Meldungen, von denen die eine wahr, und die andere erfunden war, in den deutschen und englischen Zeitungen, hatte er eine Sammlung, die etwa 45 englische und fast 200 deutsche Zeitungen umfaßte. In den englischen Zeitungen wurde unter einer entsprechenden Überschrift, die entweder „Weitere deutsche Beschimpfung" oder „Deutsche Unverschämtheit" oder „Widerliche Anbiederungsversuche" hieß, etwa folgendes gesagt: die Deutschen hätten den durch ein Aussetzen seines Motors oder einen ähnlichen Unglücksfall zu Tode gekommenen englischen Flieger noch nach seinem Tode beschimpft, indem sie einen Kranz über den englischen Linien abgeworfen hätten, an dem eine Karte geheftet gewesen sei, auf der sich in miserablem Englisch neben der falschen Behauptung, daß ein Deutscher das Flugzeug abgeschossen habe, eine Widmung befunden habe. Die Engländer hätten den Kranz samt Widmung in einen ungelöschten Kalkhaufen geworfen, in dem sonst seucheverdächtiges Ungeziefer vernichtet wurde. Die Darstellung der Angelegenheit in den deutschen Zeitungen war etwa die folgende: Die Überschrift lautete entweder „Englische Ritterlichkeit" oder „Anerkennung Immelmanns durch die Engländer" oder „die Ritterlichkeit im englischen Heere nicht erstorben" oder „Ein erfreuliches Zeichen englischer Ritterlichkeit", und der Text lautete gewöhnlich: Wir erhalten die Mitteilung aus dem Felde, daß ein englischer Flieger wenige Stunden nach dem Absturz Immelmanns über den deutschen Reihen einen prachtvollen Kranz mit einer anerkennenden Widmung in englischer Sprache niedergeworfen habe; man kann hieraus ersehen, daß auch die Engländer den Gegner achten, und daß sich auch das englische Heer auf seine Tradition wieder besinnt. Wenn wir auch keine Folgerungen aus dieser Kundgebung ziehen wollen, möchten wir doch nicht verfehlen, von dieser erfreulichen Handlungsweise der Engländer gebührend Kenntnis zu geben. „Hieraus kann und muß ich entnehmen, daß man in Deutschland auch heute noch bereit ist, den Engländer zu lieben, wenn er es nur zuläßt. Wir werden daraus unsere Vorteile ziehen, da wir Gefühlsregungen im Völkerkampf nicht kennen; das verbürgt uns aber den Sieg."

Die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Erzählung „Der Wahltag" von Gottfried Keller (Seite 316–327), des größten politischen deutschen Dichters des 19. Jahrhunderts, verdanken wir dem Cotta'schen Verlage und der Verwaltung des Nachlasses Gottfried Kellers. „Der Wahltag" ist veröffentlicht in Gottfried Kellers Nachgelassenen Schriften und Dichtungen (Cotta). Zugleich weisen wir auf die billigen Ausgaben Kellers hin, die wir in den Büchern zum Schenken namhaft machen, sowie auf Ermatingers Werk: Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher, das soeben mit dem III. Bande, der die Briefe und Tagebücher 1861—1890 enthält, vollständig geworden ist.

Digitized by Google

Die Idee des Deutschtums.

In jedem andern Lande besteht eine bestimmtere Vorstellung vom deutschen Wesen als in Deutschland. Die Vorstellung, die man im Auslande hat, ist durch Abneigung verzerrt, aber man hat eine, während man in Deutschland keine hat, wie wohl auch von den Eigentümlichkeiten einer Familie niemand weniger eine klare Vorstellung hat als die Familie selbst. Es wird vielleicht in den andern Ländern auch so sein. Das was wir während des Kriegs erkannt haben, in dürren Worten zu sagen, ist uns bisher nicht möglich gewesen; vielleicht ist es überhaupt nicht möglich. Denn es handelt sich um etwas hinter den Dingen Liegendes, um eine Idee im Sinne Platos, um die Idee des Deutschtums, wie sie ein Künstler, Kleist, in der Hermannsschlacht gestaltet, aber soweit wir sehen kein Philosoph in abstrakten Sätzen ausgedrückt hat.

Ein Behelf ist der Hinweis auf ältere Thatsachen, mit denen persönliche Neigungen und Abneigungen, Zustimmungs- und Widerspruchsgeist weniger zu thun haben als mit den Thatsachen der Gegenwart. Wenn jetzt öfter die Rede davon geht, wie dieser oder jener politische Vorgang im Licht der Geschichte aussehen würde, so ist damit nicht an das Urteil der Geschichte appellirt, das jedesmal zu spät kommt, sondern an das Urteil dessen, zu dem man spricht und den man versucht in eine Geistesstimmung zu versetzen, wie man sie längst Vergangenem gegenüber eher einnimmt als gegenüber Gegenwärtigem. So möchten wir, indem wir durch Wiedergabe von Thatsachen aus der Vergangenheit versuchen, Wesenszüge des deutschen Volkes klarzulegen, dahin streben, daß die gleichen Wesenszüge auch in der Gegenwart erkannt werden. Nicht wie ein Schlüsselstück durch zufällige Analogien, sondern wie eine Tragödie durch die Unveränderlichkeit des Menschlichen, ist die deutsche Geschichte das erschütterndste Buch, das Deutsche jetzt lesen können. Es lehrt die Gefahren der gegenwärtigen Lage erkennen, denen wir mutig ins Auge sehen wollen, um sie mutig zu bekämpfen. Die größten Gefahren für Deutschland haben bisher stets in Deutschen gelegen, und es ist ein großer Irrtum zu glauben, daß diejenigen, die die deutsche Idee in der Politik erkannten und vertraten, leichter und freudiger Anklang in den Massen gefunden hätten als die Vertreter der deutschen Idee in der Kunst, in der Erziehung, in der Sittlichkeit oder in welchem Gebiet auch immer. Wir scheuen uns nicht, es auszusprechen, es ist eine Idee, für die wir kämpfen und Erfolge sind uns nur wertvoll, wenn sie ihr dienen. Eine deutsche Weltherrschaft, wenn sie eine Weltherrschaft der deutschen Börse wäre, erscheint uns nicht als erstrebenswert. Und selbst in den breitesten Massen, die nichts von Ideen wissen, ist ein Gefühl dafür vorhanden, daß dem Deutschen nicht ein Stück Land, ein Stück Geld die Grauen dieses Kriegs aufwiegen können, ein Gefühl das, mißgeleitet, in Einwirkungen auf fremde Völker, in Rücksichten auf abstrakte Worte wie Völkerrecht, letzten Endes mit Rücksichten auf den Beifall von Ausländern, den Krieg vor sich selbst zu adeln versucht. Dem allem liegt zu Grunde, daß der Deutsche nicht ohne Rechtfertigungen zu leben vermag. Für uns liegt die Rechtfertigung nicht in Worten sondern in Werten. Wenn uns das Deutschtum so wenig wert wäre wie manchen unserer Internationalisten, so würden wir noch einen Schritt weiter gehen als diese, und sagen:

Digitized by Google

es ist gleichgiltig, welche Bevölkerung in Abhängigkeit von der anderen gerät. Unsere Überzeugung ist aber, daß dem Deutschtum zum Sieg zu verhelfen, das Einzige ist, was wir thun können, um die Menschheit dem Reiche, das kommen soll, einen Schritt näher zu bringen. Bisher hat jede Blüthe den Todeskeim in sich getragen und sind die Völker, die an der Entwicklung nach Innen angelangt waren, in der äußeren Welt zusammengebrochen. Wenn ihre Zeit richtig gekommen war, ist ihre Zeit um gewesen. Bei dem Deutschen könnte es anders sein, weil ihm Kraft, Mut und technisches Geschick gegeben ist, wie sie wohl bei keinem Volk mit so reichem Innenleben vorhanden waren. Wenn es noch möglich ist, die Idee des Deutschtums zu erhalten, so wird es durch die Führung der Männer geschehen, in denen diese in der Erde wurzelnden Eigenschaften des deutschen Volkes am stärksten entwickelt sind. Wir sind ihrer Führung näher gekommen, seit wir im September schrieben: „In unserem Volk liegen noch unerschöpfliche Quellen der Kraft verborgen und jetzt zum Teil verschüttet. Es bedarf der Männer, denen im Herzen selbst der geheimnisvolle Brunnen rauscht, um sie zu erwecken. Dann erst werden die Feinde ganz erfahren, was dies Deutschland vermag, wenn rings um den Deutschen Kaiser die mächtigsten und tapfersten Männer stehen, denen das deutsche Volk ungebeten und aus freiem, ganzem Herzen sein volles Vertrauen schenkt."

„Die gewaltige Zeit, in der wir leben, schüttelt die Großen und die Kleinen. Wenn Orkane wehen, fühlen auch die niedrigsten Sträucher, daß es Winde gibt.

Diese gewaltige Zeit berechtigt jeden ehrlichen Mann, zu reden und zu warnen und zu zeigen, woher die Donnerwetter ziehen.

Fest ins Auge blicken sollen wir der großen Zeit, damit wir uns zu ihrer Höhe erheben und ihren heiligen Willen vollbringen. Sie wird stoßen den, der sich nicht rühren will; sie wird zerstoßen den, der gegen sie anrennen will. Es ist eine wunderbare Zeit, worin wir geboren sind.

Wenige Menschen sind besonnen und kraftvoll; die meisten, auch viele gute, gehen in neblichter Irre umher.

Es werden aufstehen solche, die unter schönen Scheinen von Gerechtigkeit und Milde, unter schönen Namen von deutscher Treue und Sitte dich wieder in das alte Elend hineinlocken und hineingaukeln wollen; die dir mit den heiligen Worten Milde, Menschlichkeit, Christlichkeit das stolze Herz brechen wollen, daß du lieber dienest als herrschest. Siehe, solche sind unter scheinbaren Vorwänden Aussäer der Zwietracht und Lähmer deines Zornes und deiner Macht.

Auch wird deine alte Pest nicht fehlen, deutsches Volk, jenes kakelnde und schnatternde Geschlecht der Vielseitigen. Kaum wird dein Schwert rot sein von dem Blute deiner Peiniger, so werden sie Mäßigung, Mäßigung! schreien und dir mit Halbheit und Jämmerlichkeit die Seele füllen wollen.

Wehe dir, wenn du das geringste glaubst von dem, was diese predigen, und dreimal wehe dir, wenn du kleinmütig abläßest von dem Kampf, ehe er durchgestritten ist!

Ergreife das Glück, welches Gott dir geben will; ergreife die neue Zeit, aber die neue deutsche Zeit und nicht die neue französische Zeit!

Du gutmütiges Schaf hörst dich von den eitlen und übermütigen Fremden jeden Tag dummes deutsches Vieh nennen und meinst, sie rühmen die Tugend der Sanftmut und Geduld an dir!

Wahrlich, ich sage dir, zu lange, zu lange wandelst du in diesem Irrtum. Auf, ermanne dich! Fasse dir eine deutsche und männliche Zuversicht und sieh über das Kleine hinweg, und du wirst Großes gewinnen!" E. M. Arndt 1814.

Digitized by Google

Neue Insel-Ausgaben.

Es werden nun bald 30 Jahre, daß der junge Dichter und Ästhetiker Heinrich von Stein am 20. Juli 1887 einem Herzleiden erlegen ist. Die Welt wußte wenig von ihm: Anhänger und Verehrer dieses frühreifen Talentes gingen kaum über den Bayreuther Kreis hinaus. In diesem allerdings war sein Werth früh erkannt und geschätzt worden. Erst als Reclam seine Schrift „Goethe und Schiller, Beiträge zur Ästhetik der deutschen Classiker" in seine so populäre Bibliothek aufnahm, mag er wirklich erst ins deutsche Volk gedrungen sein. Es war deshalb ein sehr guter Gedanke des Insel-Verlags, Schriften Steins zu einer Ausgabe zu vereinigen, die alle Vorzüge dieses Verlags in Druck, Papier und sonstiger Ausstattung aufweist. Friedrich Poske, der sich schon um den Nachlaß Steins verdient gemacht hatte, hat Heinrich von Stein Gesammelte Dichtungen in drei Bänden herausgegeben, die „Die Ideale des Materialismus", sein „Vermächtniß", „Helden und Welt" und „Dramatische Bilder und Erzählungen" umfassen. (Geh. M. 8.—, in Halbleinen M. 12.—). Aus dem eben ausgegebenen Insel-Almanach auf das Jahr 1917, der seinem Doppelzweck: eine anregende Lectüre aus Bruchstücken neuerer Verlagswerke mit einer vornehmen Reclame in Wort und Bild zu vereinigen, wieder ganz entspricht, ersehen wir, daß der Insel-Verlag Steins „Helden und Welt", eingeführt durch Richard Wagner, außerdem in einer billigen Sonderausgabe (in Leinen M. 3.—) erscheinen läßt. Diese letztere Ausgabe wird sich gewiß noch besser und leichter durchsetzen als die dreibändige der „Dichtungen", denn sie bietet das Hauptwerk Steins für sich, jenes, dem der junge Ästhetiker eigentlich seinen Dichterruhm verdankt. Es ist sicher kein Zufall, daß die erste Anerkennung und Propaganda für diese Dialoge wie für die Renaissance-Scenen des Grafen Gobineau von Richard Wagner und seinem Kreis ausgegangen ist. An die Renaissance Gobineaus denkt man auch sofort, wenn man Steins „Helden und Welt" liest — so grundverschieden sie auch sind. Aber man sollte dabei an ein älteres und größeres Vorbild denken, an Walter Savage Landors „Imaginary Conversations of Literary Men and Statesmen", deren prachtvollste Stücke auch in einer deutschen Übersetzung und Auswahl (Männer und Frauen des Wortes und der That von Eugen Oswald, Paderborn 1878) vorliegen. Dem kühnen Realismus und der souveränen Objectivität Landors kommt der idealgesinnte und sanftere deutsche Jüngling freilich nicht nahe; aber ein bedeutendes Werk werden „Helden und Welt" immer bleiben. Mir persönlich stehen einzelne seiner Dramatischen Bilder und Erzählungen fast noch höher. Wer nie von Heinrich von Stein etwas gehört hat, also gerade der richtige naive Leser, wird, wenn er etwa zufällig den zweiten und dritten Band vor dem ersten gelesen hat, schwer glauben können, daß dieser, der „Die Ideale des Materialismus" enthält, von demselben Verfasser herrührt Halb Philosophie, halb phantastische Dichtung, erinnern diese sprunghaften und abgerissenen Gedanken mitunter sehr stark an die romantischen Aphorismen des Novalis und an den Hyperion des unglücklichen Hölderlin. Gewiß ist Steins von vornherein verunglückter Versuch, Materialismus und Idealismus zu vereinigen, subjectiv

Digitized by Google

genug und voll von eigenen Gedanken, aber er steht andererseits doch so fühlbar und stark im Banne seines Lehrers Dühring und dessen Systems, ja sogar dessen Fachausdrücke, daß heute der Genuß dieser seiner Schrift ein ziemlich zweifelhafter ist. Wir hätten lieber gesehen und es wäre vielleicht für die schöne Sammelausgabe noch vortheilhafter gewesen, wenn unter dem Titel „Schriften" (statt „Dichtungen") der erste Band mit der Einführung Poskes „Helden und Welt", der zweite die Dramatischen Bilder und Erzählungen und, wenn schon die Ausgabe drei Bände bringen sollte, der dritte „Goethe und Schiller" und „Steins Vorlesungen über Ästhetik" gebracht hätte. Jedenfalls werden Steins ästhetische Schriften eine längere Zukunft haben als seine „Ideale des Materialismus". Der schönen Ausgabe ist die Wiedergabe eines Reliefporträts von Ernst Wägener vorangestellt, das sich an dem Grabmal Steins auf dem Invalidenkirchhof zu Berlin befindet.

Gewissermaßen als ein Vermächtnis Alfred Walter Heymels führt der Insel-Verlag die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe, wenn auch langsam, weiter. Auch in dieses Unternehmen mag der Krieg hindernd und verzögernd eingegriffen haben. In dem bekannten rotledernen, biegsamen Einband, auf dünnem Papier in lesbarer Antiqua gedruckt sind zuletzt von Goethes Werken seine Aufsätze zur Cultur- Theater- und Literatur-Geschichte, Maximen und Reflexionen, in zwei Bändchen, und in zwei weiteren Goethes Lyrische und Epische Dichtungen erschienen. Diese beiden letzteren verdienen für sich die weiteste Verbreitung und werden sie sicher auch finden. Es gibt wohl keine Ausgabe, die Goethes Gedichte so schön und bequem auf kleinstem Raum vereinigt: sie haben in der kleinsten Tasche Platz. Chronologische und alphabetische Inhaltsverzeichnisse für jeden der beiden Bände erhöhen noch ihre Brauchbarkeit. Der letzte, 16. Band dieser Goethe-Ausgabe wird hoffentlich nicht allzu lange auf sich warten lassen. Die in der gleichen Ausstattung erschienene dankenswerthe sechsbändige Ausgabe von den Werken Kants ist bedauerlicher Weise nach dem dritten Bande ins Stocken gerathen. Ihre Vollendung wäre umso wünschenswerther, als die weiteren Bände die Correctur mancher früherer Versehen bringen könnten und sollten. Ich weiß ja nicht, ob der Insel-Verlag eine Fortführung dieser Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe über die bisher edirten deutschen Classiker Goethe, Schiller, Kant, Schopenhauer hinaus plant; wenn aber, dann möchte ich auf eine früher von mir an anderer Stelle gegebene Anregung zurückkommen, die auf den Vorschlag hinauslief, den genannten deutschen Classikern in derselben Ausstattung die Werke Shakespeares und Dantes mit parallelem englischen bezw. italienischen Originaltext folgen zu lassen. Sie würden wahre Unica vorstellen, denn so oft auch ihre Werke sonst noch immer aufgelegt werden — in dieser bequemen Form sind sie doppelsprachig noch nicht da. A. v. M.

Digitized by Google

Die deutsche Eigennahrung.

Von Dr. med. Peter Ziegelroth in Krummhübel im Riesengebirge.

Leitsätze: Es ist unsere oberste Pflicht, eine ausreichende Ernährung des deutschen Volkes sicherzustellen. Diese Sicherstellung ist nur möglich, wenn die deutsche Volksnahrung unter gar keinen Umständen abhängig ist vom Willen des Auslandes.

Deutschland kann die gewaltigen Aufgaben, die es in Gegenwart und Zukunft zu erfüllen hat, nur lösen durch die deutsche Eigennahrung. Das heißt alles, was zur Ernährung unseres Volkes, zu Arbeit und Gedeih, zur Verteidigung und Mehrung nötig ist, muß auf deutschem Boden durch die deutsche Eigennahrung für alle Zeit sichergestellt sein.

Das Schaffen der deutschen Eigennahrung ist daher der wichtigste Teil des deutschen Wirtschaftslebens für jetzt und für die Zukunft.

Bisher sah es übel aus mit der deutschen Eigennahrung. Von Jahr zu Jahr war dieser wichtigste Teil des deutschen Wirtschaftslebens in immer größere Abhängigkeit vom Auslande geraten. Von Jahr zu Jahr mit unheimlicher Regelmäßigkeit war die Riesenzahl der Millionen gestiegen, die wir an das Ausland für Nährstoffe zu zahlen hatten. Es glich fast dem Tribute eines besiegten Volkes. Noch vor dreißig Jahren wäre keine feindliche Koalition auf den Gedanken gekommen, es uns gegenüber mit der Aushungerung zu versuchen. Denn Deutschland zählte auf dem gleichen Boden wie jetzt nur siebenundvierzig Millionen Einwohner, die es mehr als reichlich aus Eigenem ernähren konnte, und ernährt hat. Denn es betrug noch in den achtziger Jahren die Einfuhr von Lebensmitteln noch nicht zweihundert Millionen Mark — meist oder fast ausschließlich garnicht für eigentliche, d. h. unentbehrliche Lebensmittel, sondern für mehr oder minder entbehrliche Genußmittel. Aber wie hat sich das Bild geändert! Bereits im Jahre 1910 haben wir nahezu 1½ Milliarden Mark für ausländische Nahrung und Genußmittel ausgegeben.

Wir haben verbraucht an ausländischen Nährstoffen:

1910	für	1460	Millionen	Mark
1911	„	1981	„	„
1912	„	2207	„	„
1913	„	1701	„	„
Sa:		7349	Millionen	Mark.

Also in den letzten 4 Jahren vor dem Kriege haben wir für nahezu 7½ Milliarden Mark Lebensmittel aus dem Auslande verbraucht. Wohlgemerkt Lebensmittel, denn die etwa entbehrlichen Genußmittel spielten hierbei eine nur bescheidene Rolle.

Unsere Bevölkerung war in den 30 letzten Jahren gewachsen von 47 auf 67 Millionen Einwohner. Unsere Abhängigkeit von ausländischen Nahrungsmitteln war in der gleichen Zeit gestiegen von 200 auf 2000 Millionen Mark. Also während die Bevölkerung gewachsen ist im Verhältnis von etwa 2 : 3 ist der Verbrauch an ausländischen Lebensmitteln gewachsen im Verhältnis von 2 : 20.

Wenn es wahr ist, daß dieser Krieg ein Handelskrieg ist, weil England den Wettbewerb Deutschlands auf dem Weltmarkte fürchtete, und ihn deshalb erwürgen wollte, so ist er noch mehr ein Handelskrieg deshalb, weil ein Blick auf

Digitized by Google

die Handelsstatistik den Engländern unsere schwächste Seite aufdeckte, nämlich unsere Abhängigkeit von ausländischer Lebensmittel-Zufuhr.

So ist es verständlich, wenn England im Hinblick auf die Riesenzahlen der deutschen Lebensmittelzufuhr sich und seinen Verbündeten einreden konnte: „schneiden wir diese Zufuhr ab, so muß das deutsche Volk verhungern". Aber Gottlob stimmte diese Rechnung nicht. Wir waren noch nicht auf Gnade und Verderb abhängig von der ausländischen Lebensmittelzufuhr. Vielmehr kamen die obigen Riesenzahlen vorwiegend dadurch zustande, daß wir eine geradezu unsinnige Verschwendung mit Lebensmitteln vor dem Kriege getrieben haben. Wir hatten uns zu einem Prasservolke entwickelt. Selbst im Genusse von Fleisch, diesem teuersten aller Lebensmittel standen wir an der Spitze aller Völker. Die Menge von Fleisch, die das deutsche Volk verbraucht hat, betrug:

1840: 15 Kilo für Kopf und Jahr
1865: 23 „ „ „ „ „
1875: 30 „ „ „ „ „
1900: 43 „ „ „ „ „
1912: 50 „ „ „ „ „
1913: 54 „ „ „ „ „

Jetzt müssen wir auskommen mit etwa 12½ Kilo für Kopf und Jahr. Und wenn wir nur etwas mehr pflanzliches Eiweiß, also Hülsenfrüchte und etwas Fett dazu hätten, so würde es keinem einfallen, auch nur ein Wort der Klage zu verlieren. Seit dem Jahre 1870 also war unser Fleischverbrauch gestiegen von 23 Kilo auf 54 Kilo pro Kopf und Jahr. Und niemand, auch kein Fleischfanatiker wird behaupten wollen, daß diese unsinnige Steigerung des Fleischgenusses unser Geschlecht kräftiger gemacht hat, als es die Helden von 70/71 waren. Der Vermehrung des deutschen Volkes von 47 Million auf 67 Millionen entsprach allenfalls eine Steigerung des Fleischverbrauches von 900 Millionen Kilo auf 1500 Millionen Kilo im Jahre. Wir haben aber bereits im Jahre 1910: 3500 Millionen Kilo Fleisch verbraucht. 2 Milliarden Kilo Fleisch haben wir also zu viel als Luxusnahrung aufgegessen. Und das war um so schlimmer, als diese ungeheueren Fleischmengen der letzten Jahre sich nur schaffen ließen, teils durch direkte Einfuhr, teils indirekt durch Einfuhr gewaltiger Mengen ausländischer Futter- und Mastmittel.

Es ist gut, wenn man dies im Auge behält, damit man bei der Schaffung der deutschen Eigennahrung uns die Arbeit nicht törichter Weise erschwert. Denn nur Fleisch oder vorwiegend Fleisch essen zu wollen, ist ein hygienischer und volkswirtschaftlicher Unsinn für uns. Alle, welche sich heute ernsthaft mit der Volksernährung beschäftigen, sind sich darüber einig, daß die Hauptquellen fast aller Nahrungsschwierigkeiten lagen und liegen in der ungeheuren Überschätzung des Fleisches. Unter dem unheilvollen Einflusse der Voitschen Theorie, irregeführt durch einseitige Nahrungstheoretiker, wurde lange und ausgiebig gelehrt und gepredigt, daß eine kräftige Ernährung gleich sei einer Fleischkost. Und so setzte in deutschen Landen allenthalben ein Fleisch-Wettessen ein. Die reicheren Volkskreise gingen mit schlechtem Beispiele voran, das Volk folgte. Und aus dem noch vor 50 Jahren omnivoren Deutschen mit seiner gemischten Kost wurde sehr bald ein regelrechter Carnivore, der sich einbildete, er sei schlecht ernährt, wenn er nicht zweimal täglich Fleisch aß. Die Speisezettel der Gasthäuser — Gradmesser für die diätetische Kultur eine Volkes — wiesen fast nur Fleischgerichte auf. Die Güte

Digitized by Google

einer Mahlzeit, eines „Diner", wurde bemessen nach der Zahl der Fleischgänge, die auf den Tisch kamen. Und so geschah es denn, daß wir vor dem Kriege nahezu 2 Milliarden Kilo Fleisch zu viel, das heißt über die Bedürfnisse einer gemischten Diät hinaus im Jahre verbraucht haben.

Zur Erzeugung aber von 2 Milliarden Kilo Fleisch sind mindestens 10 Milliarden Kilo kräftiger Futtermittel nötig. Und das kann die deutsche Erde nicht leisten. (Vergl. Ziegelroth: „Die Deutsche Erde und ihre Nährkraft".) Das hat uns mit in erster Linie in jene gefährliche Abhängigkeit vom Auslande gebracht, die uns nahezu verhängnisvoll hätte werden können, und die wir unter allen Umständen beseitigen müssen als schwerste Gefahr für unsere Zukunft.

Können wir das? Wir können es, wenn wir die Lehren des Krieges beherzigen, wenn wir eine gemischte und nicht einseitige Fleischdiät schaffen wollten. Das kann die deutsche Erde leisten.

Wir wollen aber auch andererseits die Augen nicht verschließen vor der Größe unserer Aufgabe. Wir müssen vor allen Dingen in völliger Klarheit sein über das, was das deutsche Volk an Nahrung nötig hat und das aus Eigenem zu schaffen wir fest entschlossen sind. Von Luxusnahrung rede ich hier nicht. Sehen wir uns aber zunächst einmal den Friedensverbrauch an.

In dem ausgezeichneten Buche von Prof. Elzbacher: „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungskrieg" wird auf Grund sehr sorgfältiger Untersuchungen berechnet, daß wir vor dem Kriege im Jahre verbraucht haben:

2 261 000	Tonnen	Eiweiß
2 581 000	„	Fett
12 913 000	„	Kohlehydrate
Sa: 17 755 000	Tonnen	Nahrungsmittel

Darunter waren ausländische Nährstoffe:

625 000	Tonnen	Eiweiß
1 096 000	„	Fett
1 061 000	„	Kohlehydrate
Sa: 2 782 000	Tonnen	ausländische Nahrungsmittel.

Sonach stammen von den 17,75 Millionen Tonnen Nahrungsmittel 2,78 Millionen, d. h. etwa ein Sechstel aus dem Auslande. Fünf Sechstel haben wir aus Eigenem schon in Friedenszeiten erzeugt. Nun stammt aber alle Nahrung mittelbar oder unmittelbar aus der Erde und ihren Früchten. Um die obigen fünf Sechstel unseres Verbrauches zu erzeugen, hatten wir 24 Millionen Hektare deutschen Ackerlandes nötig (vgl. Ziegelroth: „Das Ende der Fett- und Eiweißnot", Archiv für phys.-diät. Therapie, 1916, 9). Zur Erzeugung des Gesamtverbrauches würden wir sonach 28 Millionen Hektare deutscher Erde nötig haben. Doch ist hierbei noch manches zu erwähnen.

Im Einzelnen betrachtet, ergibt sich aber folgendes: von den 12,9 oder rund 13 Millionen Tonnen Kohlehydraten-Nahrung stammten 1 Million Tonnen aus dem Auslande, also noch nicht 8%. Von den 2,58 Millionen Tonnen Fett stammten aber nicht weniger als 1,09 aus dem Ausland, das sind gegen 43%. Und von 2,26 Millionen Tonnen Eiweiß stammten fast 0,63 Millionen Tonnen aus dem Auslande, das sind 28%.

Sonach ist es begreiflich, daß die Fett- und Eiweißbeschaffung im Vordergrunde unserer Bemühungen stehen muß. Denn die Kriegsnahrung unseres

Digitized by Google

Volkes leidet vorwiegend Not an Fett und Eiweiß. Ganz besonders akut aber ist die Fettnot.

Über die physiologische Bedeutung dieser beiden Nährstoffe will ich mich hier nicht verbreiten. Nur soviel, daß das Eiweiß als der einzige Träger des organisch gebundenen Stickstoffs für das Wachstum und Gedeihen unserer Jugend für den Ersatz verbrauchter Organteile bei Kindern und Erwachsenen unentbehrlich und durch nichts anderes ersetzbar ist. Es gibt für Eiweiß keinen Ersatzstoff. Das Fett wiederum mit seinem hohen Kalorienwert ist die ergiebigste Wärme- und Energiequelle des menschlichen Organismus. Die Verbrennungswärme des Fettes übertrifft die aller anderen Nährstoffe um mehr als das Doppelte. Das Fett wird sonach mit Recht als einer der Hauptträger der vitalen Energie oder Lebenskraft angesprochen. Eine vorübergehende Knappheit an Fett und Eiweiß kann gewiß ohne schwere Schädigung ertragen werden. Bleibt aber die Zufuhr jener Stoffe längere Zeit unter dem physiologischen Minimum, dann ist der deutsche Volksorganismus gefährdet. Mit allen Mitteln also müssen wir Abhilfe schaffen und zwar durch die deutsche Eigennahrung. Es gibt für uns nur den einen Weg: wir müssen die fettreichen Ölfrüchte und die eiweißreichen Hülsenfrüchte in allergrößtem Maßstabe anbauen, ohne die anderen Ackerfrüchte zu benachteiligen. Steht uns Fett- und Eiweißfrucht ausreichend zur Verfügung, dann können wir zunächst schon der Fett- und Eiweißnot begegnen. Dann aber können wir mittelbar durch die Abfälle und Rückstände der Ölgewinnung, im Ölkuchen, so hochwertiges Mastfutter gewinnen, daß auch tierisches Fett und tierisches Eiweiß, Fleisch, Milch, Butter ausreichend zur Verfügung steht.

Um die deutsche Eigennahrung auf dieser Grundlage zu schaffen, brauchen wir 2 Millionen Hektar neues Ackerland. Wo aber diese Anbauflächen hernehmen? Das deutsche Volk, welchem die gesamte Menschheit so ungeheuer viel zu danken hat, ist wie der Dichter in dem Schillerschen Gedicht bei der Verteilung der Erde übel weggekommen. An die 70 Millionen Deutsche sind zusammengepfercht auf noch nicht 0,6 Millionen Quadratkilometern. Während z. B. Rußland ein zusammenhängendes Areal von über 22 Millionen Quadratkilometern mit Beschlag belegt hat. Rußland könnte auf seinen eigenen Fluren an die 800 Millionen Menschen ernähren. Noch größere Anbauflächen hat England zu seiner Verfügung. Deutschland ist mit 70 Millionen Menschen hart an die Grenze seiner Nährkraft gelangt. Ein unhaltbarer Zustand.

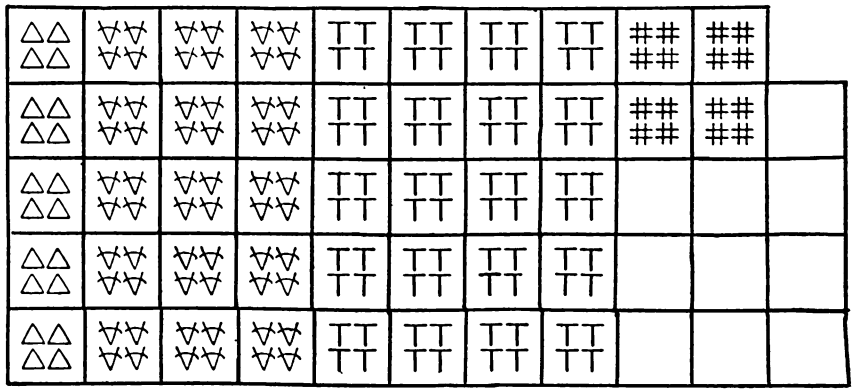
Das Deutsche Reich umfaßt rund 545 000 Quadratkilometer oder 54 Millionen Hektare. Umstehende Skizze zeigt 54 kleine Quadrate, deren jedes eine Million Hektare darstellen soll. Nach dem letzten statistischen Jahrbuche für das Deutsche Reich 1915 ist unser Land wie folgt verteilt:

5	Millionen	Hektar	auf	Städte, Dörfer, Gewässer
15	„	„	„	Wald
20	„	„	„	Acker, Wiesen Gärten
4	„	„	„	Kartoffelland
10	„	„	„	Ödland, Moore, Sümpfe.

Die Skizze klärt uns auch darüber auf, weshalb alle Mahnungen an unsere Landwirte, Öl und Hülsenfrüchte in größeren Mengen anzubauen, keinen nennenswerten Widerhall finden konnten. Es ist einfach kein Platz mehr frei. Dazu kommt folgendes: Der deutsche Landwirt hat den Anbau der Öl- und Eiweißfrucht seit Jahrzehnten unter dem Drucke der ausländischen Konkurrenz als nicht loh-

Digitized by Google

nend aufgeben müssen. Und jetzt ist der ganze unserer Landwirtschaft zur Verfügung stehende Boden anderweitig mit nicht minder nötiger Frucht belegt in bewährter Fruchtfolge und Kultur. Und nun gar mitten im Kriege unter schwierigen Arbeitsverhältnissen eine neue und dazu schwierige Frucht einführen? Unmöglich schon aus äußeren Gründen. Es ist keine nennenswerte Anbaufläche entbehrlich. Denn selbst beim besten Willen und größter Arbeitsfreudigkeit könnte im Rahmen der bestehenden landwirtschaftlichen Betriebe bei uns Öl- und Eiweißfrucht nur im kleinsten Maßstabe angebaut werden. Und darüber müssen wir uns vor allem klarbleiben: wirklich helfen kann nur Anbau im Großen. Versuche im Kleinen sind eher schädlich, weil sie uns ablenken von der eigentlichen großen Aufgabe, uns einhüllen in den Dunst, daß etwas geschehen ist.



△ Städte, Dörfer, Wege, Flüsse, Seen. ∀ Wald. ⊤ Acker. # Kartoffeln.

Es wird nötig, uns genau Rechenschaft abzulegen, wie die neuen Anbauflächen zu verteilen sind.

Die Beschaffung von 8% weiteren Kohlehydraten macht keinerlei Schwierigkeiten. Wir brauchen nur an unsere Kartoffel zu denken. Die Kartoffel ist für Deutschland die bei weitem ergiebigste Kohlehydratquelle. Ein Hektar Kartoffelland gibt im Mindestertrage 100 Doppelzentner oder 10 Tonnen Kartoffeln. Die Kartoffel aber hat mehr als 20% Kohlehydrate. Daher ergibt ein Hektar Kartoffelland 2 Tonnen Kohlehydrate. Sonach brauchen wir zur Mehrerzeugung von 1 Million Tonnen Kohlehydrate 500 000 Hektar Kartoffelland. Wohl gemerkt bei schlechter Ernte. Schon eine gute Mittelernte würde fast doppelte Erträge ergeben. Aber gerade die Kartoffel sollten wir stets im Überflusse haben. Sie ist die Frucht der Vorsehung für unser Volk.

Bei dem Fett- und Eiweißbedarf ist zu erinnern, daß wir in Friedenszeiten eine ungeheure Verschwendung getrieben haben. Der wirkliche Bedarf ist erheblich geringer als der Friedensverbrauch. Die Elzbacherschen Fett- und Eiweißzahlen sind um fast 50% zu groß. Aber nehmen wir auch hier, um dem weitestgehenden Bedarf gerecht zu werden, eine Mehrerzeugung von 800 000 Tonnen Fett und 600 000 Tonnen Eiweiß an.

Am schnellsten kommen wir zum Ziele, wenn wir uns an die pflanzlichen Fette und Eiweiße halten. Wieviel neues Ackerland brauchen wir, um 800 000 Tonnen

Digitized by Google

Fett jährlich mehr zu erzeugen? Die beste Fettquelle für den deutschen Boden sind Mohnöl, Rüböl, Leinöl, schon wegen ihrer kostbaren Nebenprodukte (Mastfutter, Leinenfasern usw.). Der Fettgehalt dieser Öle ist außerdem ein sehr hoher, nahezu 98%. Aus praktischen Gründen gehe ich vom Mohnöl aus, weil es ein sehr schmackhaftes und bekömmliches Speisefett gibt und weil es in Aussaat und Ernte ziemlich einfach ist.

Ein Hektar Land mit Mohn bepflanzt ergibt etwa eine halbe Million Tonnen Öl. Also um 800000 Tonnen Öl zu ernten sind 1,6 Millionen Hektar Land nötig.

Unsere besten Eiweißfrüchte sind Bohnen mit 25%, Erbsen mit 17%, Linsen mit 18% Eiweiß. Bohnen und Erbsen gedeihen bei uns im allgemeinen gut. Bohnen sind außerdem doppelt nötig für uns, um unser Brot nahrhaft zu erhalten. Denn wenn wir das Brotgetreide mit Kartoffelmehl oder Kartoffeln strecken, so hat ja das technisch keine Bedenken.. Wir dürfen aber physiologisch nicht vergessen, daß durch eine solche Streckung die Nährkraft des Brotes erheblich sinkt. Denn das Mehl des Brotgetreides hat rund 7—8% Eiweiß, das Kartoffelmehl oft nur ½%. Soll also das Brot seine Nährkraft behalten, so müssen wir es mit eiweißreichem Mehl anreichern. Das geschieht am besten durch Bohnenmehl, das früher als ein beliebtes „Kraftmehl" im Handel war. Erst mit den gleichen Teilen Bohnenmehl vermischt, darf die Kartoffel Anspruch erheben, eine vollwertige Streckung des Brotmehls zu sein. Und was es für unser Volk bedeutet, ein wirklich nahrhaftes Brot zu erhalten, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Bei der großen Fettarmut der Kartoffel wird man außerdem gut tun, noch etwas von dem fettreichen Hafermehl (3,5% Fett) hinzuzufügen. Beim Anbau muß man auch an den hohen Fettreichtum der Sojabohne (17% Fett) denken. Nur gedeiht die Sojabohne nicht überall.

Unsere deutschen Bohnen geben auf den Hektar einen Mittelertrag von 1200 Kilo, Erbsen einen solchen von 2000 Kilo. Also 1500 Kilo kann man als den Mittelertrag unserer Hülsenfrüchte annehmen. Bei 20% Eiweißgehalt ergibt der Hektar 300 Kilo Eiweiß. Um 600 000 Tonnen Eiweiß mehr zu ernten, sind demnach 2 Millionen Hektar neues Ackerland nötig. Für den Mehrbedarf an Eiweiß, Fett und Kohlehydraten würden demnach 4 Millionen Hektar Land nötig sein. Das gilt aber bei völligem Abschluß von jeder ausländischen Zufuhr und unter Beibehaltung unserer Verschwendung aus den Friedensjahren. Beides braucht nicht ernsthaft in Rechnung gesetzt zu werden. Ein wirklich hermetischer Abschluß Deutschlands ist ja nicht möglich. Zumal, da unser Wirtschaftsgebiet, nach einem Worte des Reichskanzlers, von Arras bis Mesopotamien reicht und von der Düna bis zu den Vogesen. Mit der Hälfte neuen Ackerlandes kommen wir reichlich aus. Sodaß man auch aus diesen Gesichtspunkten heraus 2 Millionen Hektar neues Ackerland als wirklich nötig wird einsetzen müssen.

Um diese 2 Millionen Hektar neuen Ackerlandes zu schaffen, müssen wir einen Entschluß fassen so stark wie die Not, die uns zwingt. Wir müssen uns entschließen die kostbaren Reserven des deutschen Waldes anzugreifen. Wir haben 15 Millionen Hektar oder 60 Millionen Morgen deutschen Wald. Davon müssen wir 2 Millionen Hektar in Ackerland verwandeln. Aber um Gottes willen, hier, wo es sich um das Wohl und Wehe unseres Vaterlandes handelt, ich wiederhole es eindringlichst, nur keine halben Maßregeln. Alle Vorfragen sind längst praktisch gelöst. Wir wissen, daß es kaum eine Stelle in unseren Wäldern gibt, abgesehen von felsigen Gebirgsgegenden, wo nicht zum mindesten die Kartoffel gedeiht.

Digitized by Google

Ein erheblicher Teil unseres Waldes aber steht auf kräftigstem Boden, der entsprechend vorbereitet, die beste Edelfrucht zu tragen vermag. Selbstverständlich wird man alle Einzelheiten, wie Auswahl und Vorbereitung des Waldbodens, Vorfrucht, Fruchtfolge usw. erfahrenen Sachverständigen anvertrauen müssen. Aber erhebliche Schwierigkeiten gibt es nicht. Das Holz steht heute so hoch im Preise, daß es alle Unkosten reichlich decken würde. Das Ausroden der Wurzeln, im Kleinen eine Hauptschwierigkeit, ist im Großen mit den entsprechenden Maschinen schnell geschehen. Gleichzeitig wird damit die zweite Hauptschwierigkeit, das Rigolen, in geradezu idealster Weise ohne besondere Mehrarbeit mit erledigt. Aber ich brauche ja auf die Einzelheiten hier nicht mehr einzugehen. Ich würde nur wünschen, daß man gleich von Anfang an die zu bebauenden Waldflächen in je etwa 15 bis 20 Hektar teilt. Denn wenn auch jetzt nur der Großbetrieb unter staatlicher Verwaltung in Frage kommen kann, so wird es doch gut sein, hier später Bauerngüter zu schaffen. Welch ein Segen für unser Vaterland, wenn wir in der Erzeugung der nötigen Volksnahrung weitere hundert- bis zweihunderttausend deutsche Bauernfamilien ansiedeln könnten. Die Grenzen der einzelnen Parzellen sollten gleich mit nutzbringenden Sträuchern, wie Haselnüssen, Himbeeren, Brombeeren, die Verbindungswege aber mit Obstbäumen, besonders Pflaumen und Äpfeln bepflanzt werden. Ich erwähne dies hier ausdrücklich. Denn es ist kein Ruhmesblatt der deutschen Volkswirtschaft, daß wir in Friedenszeiten über 200 Millionen Mark an das Ausland zahlen mußten nur für Obst und Früchte. Ohne nennenswerte Minderung ihrer sonstigen Erträge könnte die deutsche Erde reichlich das Zehnfache ihrer jetzigen Obsternte geben. Obst muß ein billiges Volksnahrungsmittel werden.

Auch das ist selbstverständlich, daß man das neue Ackerland nicht ausschließlich mit Öl- und Eiweißfrucht oder Kartoffeln anbaut. Vielmehr wird das neue und das alte Ackerland in dem nötigen Wechsel und je nach den Aussichten des Anbaues genutzt werden müssen. Erinnern wird man sich aber, daß die Ölfrucht sich als ungewöhnlich gute Vorfrucht für Weizen erwiesen hat, dessen Erträge nach Ölfrucht sich bis um 50% erhöhen. Durch Olanbau gewinnen wir auch neues und gutes Weizenland. Ebenso wird man sich dankbar erinnern, daß die Hülsenfrucht wenig Stickstoffdünger nötig hat, weil sie in ganz wunderbarer Weise durch Vermittlung ihrer Knöllchen-Bakterien den Luftstickstoff direkt sich anzueignen und in Eiweiß umzusetzen vermag. Dies allein schon ist beim Fehlen des Chilesalpeters ein zwingender Grund zum Massenanbau der Hülsenfrucht.

Danach ergibt sich folgendes:

1. Die deutsche Eigennahrung kann geschaffen, unsere Nahrungsnot kann für immer beseitigt werden,
2. Zur Beseitigung unserer Nahrungsnot brauchen wir 2 Millionen Hektar neues Ackerland.
3. Diese 2 Millionen Hektar Ackerland stehen uns in unseren Wäldern reichlich zur Verfügung.
4. Durch Aufforsten unserer Ödländereien können wir den Ausfall an Waldbestand decken.

Man hat versucht aus den Ödländereien neues Ackerland zu machen. Ein verkehrtes Beginnen. Für Bayerns Ödländereien hat Dr. Heim das längst ausgesprochen. Von Batocki hat es für die Ödländereien des Reiches bestätigt. Die Ödländereien müssen erst langsam heranreifen für die Ackerkultur. Wir müssen

Digitized by Google

dankbar sein, daß sich ein nennenswerter Teil des Ödlandes aufforsten läßt.

Warum zögern wir die deutsche Eigennahrung Wirklichkeit werden zu lassen? Wir haben genug erfahrene Forstleute und Landwirte, erfüllt von dem heißen Drange, dem Vaterlande zu helfen. Diesen übergebe man die klar gestellte Aufgabe und alle Nahrungsnot hat für uns ein Ende.

Ich weiß, es gibt hier viel Wenn und Aber. Sie alle werden hinweggefegt durch die eherne Notwendigkeit. Wohl mag dem Forstmann das Herz weh tun bei dem Gedanken, Wald in Ackerland zu verwandeln. Niemand empfindet es stärker als ich: der deutsche Wald ist unser Stolz. Aber wir sind nicht reich genug, um mehr Wald zu haben als unbedingt nötig ist.

Wird sich aber das deutsche Klima nicht verschlechtern durch Niederlegung so vielen Waldes?

Man hüte sich, diese Gefahr theoretisch zu übertreiben. Denn niemand wird ernsthaft behaupten dürfen, daß der Ausfall eines so geringen Bruchteiles unserer Wälder unser Klima ändern könnte. Aber auch dieser theoretischen Gefahr begegnen wir ja praktisch dadurch, daß wir gleichzeitig unsere Ödländer entsprechend aufforsten. Ferner, da es sich bei unseren Wäldern um einen Umtrieb von Jahrzehnten handelt, so läuft praktisch unser Vorschlag darauf hinaus, daß wir eben nur etliche Jahre früher schlagen und etliche Jahre später aufforsten.

Und die Arbeitskräfte? Nun wenn wir uns erst entschlossen haben und der Befehl gegeben ist, die deutsche Eigennahrung zu schaffen, dann werden auch die Arbeitskräfte da sein. Zunächst können gerade in den Wintermonaten die Arbeitsheere unserer Kriegsgefangenen kaum besser beschäftigt werden als mit den nötigen Vorarbeiten in den Wäldern für die Frühjahrsbestellung. Dann werden und müssen Maschinen nach amerikanischem Muster die menschlichen Arbeitskräfte möglichst ersetzen. Das geht umso besser, da es sich um ausgedehnte, zusammenhängende Flächen handelt. Und die spätere Kleinarbeit, der Kampf gegen Ungeziefer und Unkraut und die schließliche Erntearbeit? Ich wollte, es wäre erst so weit und Hunderttausende von Arbeitskräften stehen uns dafür zur Verfügung. Alt und Jung, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, die bisher noch zu keinerlei Kriegsarbeit herangezogen worden sind, werden sich unter geeigneter Leitung mit Freuden in den Dienst der deutschen Eigennahrung stellen.

Wenn wir ungesäumt an die Arbeit gehen, dann können wir schon in der nächsten Ernte unsere Erträge erheblich mehren. Sicherlich aber im Jahre 1918 und mit jedem Jahre mehr die deutsche Eigennahrung verwirklichen.

Um aber auch die letzten theoretischen Bedenken zu bannen, muß man sich vor Augen halten, daß die Sicherstellung der Volksnahrung die Voraussetzung unseres Bestehens ist. Ein Volk, das seine Freiheit über alles liebt, darf bei Strafe des Unterganges nicht abhängig sein von ausländischer Nahrungszufuhr, die jederzeit unterbunden werden kann. Alle Wehr und Waffen nützen uns nichts, die stärkste Rüstung ist durchlöchert ohne gesicherte Volksnahrung.

Wir wollen uns nicht scheuen, es offen zu bekennen, daß wir das in den langen Friedensjahren übersehen haben. Umso schärfer hat das eifersüchtige Auge unserer Feinde dieses Loch in unserem Panzer entdeckt. Hier liegen die Wurzeln von Englands Einkreisungspolitik. Die deutsche Eigennahrung aber ist für uns die beste Friedensbürgschaft.

Vor dem Kriege war das Fehlen der deutschen Eigennahrung für England der beste Köder bei seiner Einkreisung. Und während des Krieges wird England nicht müde, auf das Fehlen unserer Eigennahrung hinzuweisen und auch den

Digitized by Google

Neutralen zu sagen: „Wenn Ihr Euch unserer Einkreisung anschließt, dann muß Deutschland zusammenbrechen.“ Das Verhalten mancher Neutralen gegen uns beruht auf dieser Suggestion. Unsere starke Abhängigkeit von der ausländischen Nahrungszufuhr war mit einer der Hauptgründe für den Krieg, sie ist eines der Hauptmittel die Kriegsmüdigkeit unserer Feinde von Neuem zu beleben. Sie würde auch schließlich nach dem Kriege immer wieder ein Anreiz sein für immer neue Einkreisungsversuche und Kriege. Denn hier ist auch gleichzeitig der Hauptköder für Englands „Krieg nach dem Kriege“.

Um unser Wollen noch mehr zu befestigen, müssen wir daran denken, daß diejenigen ausländischen Nahrungs- und Futtermittel, für welche wir vor dem Kriege jährlich an die 2 Milliarden an das Ausland zahlen mußten, nach dem Kriege auch ohne eigentlichen Handelskrieg mindestens das zwei- und dreifache kosten würden, ja vielleicht noch mehr — wenn wir sie nötig haben und auf sie angewiesen bleiben. Und nun stelle man sich vor, wie verheerend es nicht nur auf unsere Valuta, sondern wie vernichtend es geradezu auf unser ganzes Wirtschaftsleben wirken müßte, wenn wir für lebenswichtige Nahrungsmittel jährlich bis an die 6 oder 7 Milliarden Mark an das Ausland zu zahlen hätten. Wir könnten dann auch nach dem glänzendsten Siege in die schlimme Lage kommen einen unerhörten Tribut zahlen zu müssen. Das gesamte deutsche Volk würde zu einem Frondienst ohnegleichen verurteilt sein nur zur Aufbringung dieses Tributes. Wir wollen nicht vergessen, daß sich solche Gedankengänge auch in ernsten englischen Zeitschriften finden. War vor dem Kriege unsere Handelsbilanz schon eine passive, eben infolge unserer Abhängigkeit von ausländischen Nahrungs- und Futtermitteln, so würden wir nach dem Kriege ohne deutsche Eigennahrung in eine wirtschaftliche Sklaverei geraten, die gleichbedeutend wäre mit völkischem Untergange. Deshalb müssen wir uns entschließen, mit allen Mitteln die uns fehlenden Nahrungsmittel und Futterstoffe aus deutscher Erde zu erzeugen.

Die harten Erfahrungen des Krieges haben uns gründlich aufgerüttelt aus dem bequemen Geschehenlassen und der fast unbegreiflichen Sorglosigkeit der Friedensjahre. Und auch im Kriege haben wir leider kostbare Zeit verstreichen lassen. Vielleicht weil es zum Dogma bei uns geworden war, daß Deutschland seine Einwohner aus Eigenem nicht zu ernähren vermag, vielleicht weil man sich auch noch während des Krieges Täuschungen über die politische Lage hingab. Aber Gott sei Dank — noch geht es, wenn wir nur ernsthaft und unentwegt an die Arbeit gehen.

Diejenigen aber, welche sagen: Solch große Umwälzungen in der Beschaffung unserer Nahrung lohnen nicht, da doch der Frieden bald kommen muß, denen sage ich: niemand weiß, wann der Frieden kommt und wie lange er erhalten bleibt. England ist an lange Kriege gewöhnt. Es wird selbst vor einem zwanzigjährigen Kriege nicht zurückscheuen, solange es noch den Schatten einer Hoffnung hat, durch Ausschaltung Deutschlands sich die Weltherrschaft zu sichern. Wer unter Annahme einer begrenzten Kriegsdauer einen Gegner bekriegen will, der mit einer unbegrenzten Kriegsdauer rechnet, ist verloren. Aber auch mit dem Kriege enden nicht unsere Ernährungsschwierigkeiten. Beide, Krieg und Ernährungsschwierigkeiten, schwinden nur, wenn wir unabhängig vom Auslande sind. Wir können von deutscher Eigennahrung nicht reden, ohne gleichzeitig der Aufspeicherung von Nahrungsmitteln zu gedenken. Vor einigen Jahren wurde der Plan von Vorratsspeichern, sogenannten Silos erörtert. Das geschah damals wohl aus anderen Erwägungen heraus. Hier sei die Frage beantwortet: Wieviel

Digitized by Google

Nahrungsmittel hätten wir aufspeichern müssen, um selbst einem langen Kriege bei völligem Fehlen der ausländischen Zufuhr gewachsen zu sein? Da uns, wie wir gesehen haben, ein Sechstel unseres Nahrungsbedarfs höchstens fehlt, so würden wir mit der Aufspeicherung eines Jahresbedarfs mindestens volle sechs Jahre sehr gut auskommen. Ja, bei einiger Vorsicht und einigem Sparen hätte der aufgespeicherte Bedarf eines einzigen Friedensjahres uns erlaubt acht bis zehn Jahre völlig abgeschlossen vom Auslande zu leben. Die Aufspeicherung ist unterblieben. Es ist nicht meine Sache, den Gründen dieser Unterlassung nachzuspüren. Die Vergangenheit ist unwiederbringlich. Aber lernen müssen wir aus ihr. Vortreffliche entsprechend große Speicher können wir gar nicht umgehen. Mindestens muß in fetten Jahren für die mageren vorgesorgt werden. Auch bei uns kann die Spannung zwischen guten und schlechten Ernten eine beträchtliche sein. So haben wir im Jahre 1913 geerntet: Roggen 12,2 Millionen Tonnen, Weizen 4,6 Millionen Tonnen, Hafer 10 Millionen Tonnen, Wiesenheu 29 Millionen Tonnen, und im Jahre 1915: Roggen 9,1, Weizen 3,8, Hafer 5,9, Wiesenheu 19,6 Millionen Tonnen. Solche Unterschiede erleben wir, wohlgemerkt bei nahezu gleichen Anbauflächen. Noch mehr kommen die Ernteergebnisse der Kartoffel in Schwankung. 1904 haben wir 36 Millionen Tonnen, 1913 54 Millionen Tonnen Kartoffeln geerntet.

Die Technik der Aufbewahrung hat heute eine Höhe erreicht, die fast alle Nahrungsmittel in Dauerware verwandeln kann, ganz besonders gilt dies von den pflanzlichen Fett- und Eiweißstoffen.

König Eduard VII. wird als der Vater der Einkreisungspolitik gegen uns angesehen. Deutschlands steigender Bedarf an ausländischen Nahrungsmitteln spielte bei seinen Einkreisungsplänen eine wesentliche Rolle. Im Jahre 1908 haben wir an Lebensmitteln eingeführt für 2247 Millionen Mark und ausgeführt für 838 Millionen Mark, mithin war unser Verbrauch 1400 Millionen. Eduard VII. starb 1910. Die Erben seiner Einkreisungspolitik konnten sich darauf berufen, daß bereits im Jahre 1912 wir eingeführt haben an Nahrungsmitteln für 3332 Millionen Mark und ausgeführt haben für 1125 Millionen Mark, sodaß unsere Abhängigkeit vom Auslande bereits auf über 2 Milliarden Mark gestiegen war. Was aber eine solche Abhängigkeit von ausländischer Zufuhr bedeutet, wußten die Engländer am besten einzuschätzen. Denn England kann seine Einwohner lange nicht mehr aus Eigenem ernähren, es ist erheblich dichter bevölkert als Deutschland. Bei uns kommen auf den Quadratkilometer 120 Menschen, in England 144 Menschen. Deutschland so dicht wie England bevölkert hätte eine Einwohnerschaft von 78 Millionen zu ernähren. England konnte sich den Luxus einer solchen Überbevölkerung leisten, denn es glaubte sich sicher im Besitz der Seeherrschaft, und was es zur Ernährung seiner Einwohner nötig hatte, konnte es sich von überall her holen, ganz besonders aus seinen eigenen gewaltigen Siedlungsländern: Canada, Indien, Südafrika, Australien. Hier kann Nahrung für viele hunderte von Millionen Menschen geschaffen werden. Wir aber sind mit 70 Millionen Menschen hart an der Grenze unserer Ernährungsmöglichkeit. Für 70 Millionen Menschen kann Deutschland unter Zuhilfename alles irgendwie anbaufähigen Landes und jedes irgendwie entbehrlichen Waldes Nahrung schaffen. Unsere Bevölkerung aber wächst darüber hinaus — darum gibt es für uns nur Eines: „Navigare necesse est, vivere non necesse." Dieser Satz, einst nur der Ausdruck eines starken Machtwillens, ist jetzt eine physiologische Notwendigkeit für uns. Freiheit der Meere, Siedlungsland, das sind die Grundlagen unserer Existenz.

Digitized by Google

Deutschland und England.

Von Johannes Scherr.

1873 veröffentlichte bei Caesar Schmidt in Zürich Johannes Scherr ein „Sommertagebuch von 1872". Aus dem inzwischen nicht neu aufgelegten Buch, das wohl von allen Scherrschen Büchern am unbekanntesten geblieben ist, schickt uns Dr. F. Düsterbehn in Heidelberg die folgenden Auszüge:

Wer wie ich am 11. August d. J. aus dem Oberlande bernwärts fuhr, konnte, bevor der Zug von Thun abging, in einem der Wagen das brutale Gebahren eines offenbar den „oberen Zehntausend" angehörenden Engländers bestaunen. Allerdings sind, wie jeder die Schweiz Bereisende weiß, englische Lümmeleien keine Seltenheiten, sondern häufige Vorkommnisse; allein die in Rede stehende durfte sich ungescheut für ein Unikum ausgeben. Ohne einen Schatten von Grund behelligte und beleidigte das fuchsbärtige Exemplar von stolzem Briten aus der Tiefe des Bewußtseins seines Bullismus heraus einen deutschen Reisenden, welcher zu meiner Freude sich begnügte, sein gutes Recht fest zu wahren und im übrigen den Lümmel ruhig und kühl, aber entschieden abfahren zu lassen.

Möchte sich, dachte und wünschte ich, Deutschland allezeit so gegen England stellen, dessen tückische Feindseligkeit unserem Lande früher oder später Gefahren bereiten wird. Sich bei Zeiten mit diesem Gedanken vertraut zu machen und das Nötige vorzukehren, könnte nichts schaden. Denn daß das politische, industrielle und kommerzielle Auftreten Deutschlands ein schmerzender Splitter nicht nur, sondern ein schwerdräuender Balken im Scheelauge Britannias sein muß, ist eine Tatsache, welche nur Blinde nicht sehen. Legt doch bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit die englische Presse davon Zeugnis ab. So neulich wieder bei Besprechung der Zustände und der bevorstehenden Option in Elsaß-Lothringen. Fast sämtliche Blätter ergingen sich da in einem ebenso giftigen als ohnmächtigen Gegeifer gegen das Deutsche Reich . . .

. . . . Die englische Politik ist rein nur eine Politik des englischen Interesses und dagegen ist an und für sich gar nichts einzuwenden. Wirkliche Politik — im Gegensatz zur traumhaften — war und ist und bleibt Interessenpolitik. Unser Land hatte es schwer genug zu büßen, daß seine Fürsten und Staatsmänner diese Wahrheit nicht früher erkannt und beherzigt haben. Aber das muß der in ekelhafte Scheinheiligkeit eingemachten englischen Selbstsucht gegenüber fortan mit Entschiedenheit klargestellt, behauptet und durchgeführt werden: Unser eigenes Interesse steht uns am höchsten und wir kümmern uns keinen Fart weder um eure geheuchelten Sympathiebezeugungen noch um eure aufrichtigen Haßworte. Wir wissen, wie wir mit euch dran sind, und wir hoffen, daß binnen nicht allzu langer Frist ein Tag kommen werde, wo wir die alte zwischen uns hängende Rechnung gründlich zu bereinigen vermögen, wie wir die alte französische Rechnung endlich gründlich bereinigt haben. Ihr lacht? Nun wohl, die Franzosen lachten auch, wollten sich vor übermütig spöttischem Lachen geradezu ausschütten, wenn ihnen schon vor Jahren dann und wann ein deutscher Patriot prophezeite, daß der Tag der großen Abrechnung kommen würde.

Übrigens ist das dünkelhafte Großmaultum, welches die englische Presse Deutschland gegenüber aufreißt, auch nur ein Ausfluß des englischen Grundwesens, das heißt der Heuchelei, wie sie von natur- und rechtswegen einem

Digitized by Google

Lande eignet, welches den ungeheuerlichsten Humbug der Weltgeschichte, den Konstitutionalismus, erfunden oder doch wenigstens großgezogen hat. Ja, erheuchelt ist der Übermut, womit England auf Deutschland blickt und hinter den großbrockigen Phrasen der englischen Presse versteckt sich nur schlecht das Angstbewußtsein, daß in demselben Verhältnis, in welchem Deutschlands Aufsteigen vorschreitet, das Sinken Englands weitergeht. Weitergeht! Denn daß dieses Sinken längst begonnen hat, untersteht gar keiner Frage.

Man sagt, das englische Staatswesen sei dermalen in einer Umbildung von der aristokratisch-oligarchischen zur demokratischen Praxis begriffen. Mag sein, obzwar der sklavische Respekt, welchen bis zur Stunde die Engländer vor jedem Ochsen von Lord und vor jeder Gans von Lady haben, diesen Umbildungsprozeß als noch nicht sehr weit vorgeschritten erscheinen läßt. Aber ist die englische Gesellschaft gesund genug, diese Prozedur auszuhalten? Schwerlich. Wir wollen hier den fressenden Krebs Englands, welcher Irland heißt, nicht einmal berühren, obschon uns derselbe eine gute Veranlassung böte, die Engländer, welche neulich so viele Krokodilstränen über „das von den brutalen Deutschen tyrannisierte" Elsaß-Lothringen weinten, zu fragen: Warum laßt denn ihr die von euch in Wahrheit und Wirklichkeit seit Jahrhunderten tyrannisierten Irländer nicht „optieren?" Antwort: Weil ihr, schnöde Pharisäer, die ihr seid, gar wohl wißt, daß die Irländer nicht sich selbst, wohl aber euch zum Lande hinausoptieren würden .... Dies, wie gesagt, nur nebenbei. Ist doch auch anderwärts, und an noch gefährlicheren Stellen, gar vieles faul im britischen Staate. Die innerlichen Organe kränkeln und dieses Siechtum treibt Symptome der widerlichsten Natur an die Oberfläche. So z. B. die mehr und mehr zur Burleske werdende Vergemeinerung des Parlamentarismus, welche unwidersprechlich schon daraus erhellt, daß eine so hohle, gedunsene Schwatzblase, wie Herr Gladstone eine ist, in dieser Posse das leitende Wort haben und so lange behalten kann. Der steinherzige und bronzestirnige, mit christlicher Gleißnerei umwickelte Money-Makingskult, welchem England seit einem halben Jahrhundert mit Fanatismus huldigte, hat seine Produktionskraft in den höchsten Regionen der Intelligenz so ziemlich auf Null reduziert.

...In alledem mögen die Engländer tun oder lassen, was sie wollen: es ist ihre Sache. Unsere, der Deutschen Sache ist, gegen die englische Feindschaft auf der Hut zu sein und mehr noch gegen die englische Freundschaftsheuchelei. Jedesmal, wenn die englische Presse mit Deutschland recht schöntut, können wir versichert sein, daß eine englische Tücke um die Wege sein müsse. Wir wissen ja, daß unser Land, so oft es sich mit England einließ und sich auf England verließ, schließlich immer betrogen war. Eine Kette unwidersprechlicher Beweise hierfür spannt sich Ring an Ring vom Frieden von Utrecht bis auf unsere Tage herab. Die Deutschen waren den Engländern stets nur gut genug, für sie die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und leider hat die Gemeinheit und Gewissenlosigkeit der deutschen Fürstenpolitik diese Kastanienholerei für lange Zeit zu einem Geschäfte gemacht, dessen schmutzige Einzelheiten in den Engländern die hochmütigste Verachtung der deutschen Nationalität pflanzen konnte, mußte. Es giebt keine Beschimpfung, kein Schmachwort, welche und welches der britische Hochmut uns nicht ins Gesicht geworfen hätte. Noch zur Zeit des Krimkrieges durfte einer der schöpsigsten Schöpse, welche jemals ein Earlskrönlein getragen, durfte Lord Ellenborough sich erfrechen, öffentlich zu schmähen: „Die Deutschen

Digitized by Google

sind das feigste und niederträchtigste Volk der Erde." Wohl, sie werden euch hoffentlich eines Tages recht leserlich auf euren breiten Beefeatersbuckel schreiben, von welcher Beschaffenheit ihre „Feigheit" eigentlich sei.

Gewiß, wir sind ein friedliches Volk und lassen uns viel bieten, zumal wir wissen, daß bei weitem nicht alle kläffenden Hunde zu beißen vermögen, und daß z. B. die Zähne der englischen Dogge sehr stumpf und wackelig geworden sind. Aber selbst die deutsche Geduld nimmt unter Umständen ein Ende und England gegenüber hätte sie von rechtswegen längst eine Ende nehmen müssen...

— — — — — — — — — — — — — — —

...Das Deutsche Reich wird England nicht herausfordern. Es hat auch Wichtigeres und Besseres zu tun, als um die Unverschämtheiten der englischen Presse sich zu kümmern. Aber wenn das Reich seine Machtstellung behaupten und was eine unumgängliche Naturnotwendigkeit ist, weiter entwickeln, wenn es namentlich, wie es schlechterdings wird wollen müssen, seemächtig werden will, so wird es früher oder später, wahrscheinlich sogar sehr bald, England auf seinem Wege, so auf seinem Wege finden, daß es nicht daran vorbeikommen kann, sondern das Hindernis bei Seite schieben muß. Natürlich wird die englische Schlauheit dafür zu sorgen suchen, daß die Wahl der Stunde, wann diese feindliche Begegnung stattfinden wird, bei ihm, bei England sei. Darauf arbeitet es schon jetzt hin, indem es die französische „Republik" kajoliert und karessiert, in der Voraussicht, daß der endgiltige Entscheidungskampf um Sein oder Nichtsein zwischen Deutschland und Frankreich nur eine Frage der Zeit sein könne. So, wie die Sachen heute liegen, hat es den stärksten Anschein, daß in diesem Entscheidungskampfe England, die Interessen des Germanentums preisgebend und verratend, mithandelnd auf Seiten Frankreichs stehen werde, weil es um jeden Preis die immer bedrohlicher anwachsende Konkurrenz auf dem Weltmarkte beseitigen möchte. Auf eine französisch-englische Allianz also, welche selbstverständlich „im Namen und Interesse der Civilisation" geschlossen werden wird, muß Deutschland sich gefaßt machen.

Angesichts dieser Gefahr wäre es selbstmörderischer Wahnwitz, wollte das Deutsche Reich nicht möglichst gute Beziehungen mit Rußland unterhalten, allem Geschrei von dummen Jungen, worunter sehr alte, zum Trotz. Allerdings ist im festen Bunde mit Österreich-Ungarn das Deutsche Reich mächtig genug, den Weltfrieden gegen alle Welt aufrecht zu halten und zu behaupten; aber den schleichenden und tastenden bösen Absichten Englands vermag es nur mit Beihilfe Rußlands bei Zeiten einen Riegel vorzuschieben. Darüber sollten sich alle Deutschen klar sein, welche die Dinge sehen, wie sie sind, und die Traumwandelei nicht mit der Politik verwechseln.

Billige Bücher zum Schenken.

Die Zeiten sind hart, die Gelder knapp, Bücher teuer ... Nein, Bücher sind nicht teuer, die schönsten Sachen sind schon um eine Mark zu haben und billiger. Laßt den alten Brauch nicht abkommen, Bücher unter den Baum zu legen! Legt in jedes Weihnachtspäckchen ins Feld ein Buch! Hier eine knappe Liste von ganz und gar nicht alltäglichen Büchern, die sich besonders zum Schenken eignen.

Digitized by Google

Aus der Inselbücherei (je 60 Pf.): François, Die goldene Hochzeit; Hofmannsthal, Der Thor und der Tod; Stifter, Nachkommenschaften.

Aus Amelangs Taschenbibliothek (je 1 M.): Raithel, Herrle und Hannile; Schuller, Heimweh; Stifter, Zwei Schwestern.

Eugen Salzers Taschenbücherei (je 1 M.): Federer, Sisto e Sesto; Federer, Das letzte Stündlein des Papstes; Schieber, Und hätte der Liebe nicht; Öser, Sonnwärts.

Fischers Romanbibliothek (je 1.25 M.): Fontane, Frau Jenny Treibel; Hesse, Unterm Rad; Strauß, Kreuzungen.

Cotta'sche Handbibliothek: Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin (Auswahl) 2 M.; Gottfried Keller, Die drei gerechten Kammacher, und Pankraz der Schmoller in 1 Bd. 90 Pf.; Keller, Ausgewählte Gedichte 1 M. 30.

Cotta'sche Schulausgabe: Bismarck, Gedanken und Erinnerungen 1 M. 80; Aus Bismarcks Familienbriefen 1 M.; Keller, Drei Erzählungen (Frau Regel Amrain und ihr Jüngster, Kleider machen Leute, Dietegen) 1 M. 50.

Langewiesche-Bücher um 1 M. 50: Friedrich der Große; Die Befreiung 1813/14/15; 1848; Der Kanzler (Bismarck); Briefe der Liebe.

Langewiesche-Bilderbücher für Erwachsene (je 1 M. 80): Deutsche Dome; Deutsche Burgen; Deutsche Bürgerbauten; Deutscher Barock; Die schöne Heimat.

Man rechne nur zusammen, um wie billiges Geld man sich schon eine Bismarckbibliothek zusammenstellen kann, oder daß fünf Novellen von Keller und die Gedichtauswahl zusammen nur 3 M. 70 kosten!

Ein paar neue Bücher, für die sich die Leser dieses Heftes interessieren werden: Anna Schieber, Alle guten Geister! Feldausgabe 3 M. (Eugen Salzer); Auguste Supper, Der Herrensohn 4 M. (Deutsche Verlagsanstalt); Federer, Eine Nacht in den Abruzzen (Herder 1 M); Huggenberger, Die Geschichte des Heinrich Lenz (Staackmann 3 M); Federer, Das Mätteliseppi (Grote 5 M).

Von früher erschienenen Büchern seien ganz besonders in Erinnerung gebracht: Fontane, Vor dem Sturm (Cotta 5 M.); Möschlin, Die Königsschmieds (Wiegandt & Grieben 5 M. 50); Supper, Da hinten bei uns, und Leut' (Salzer, je 3 M); François, Die letzte Reckenburgerin (Insel 3 M.); Widmann, Der Heilige und die Tiere (Huber 4 M.), und die Gesamtausgabe der Werke Fontanes (S. Fischer 20 M.).

Albrecht Dürers Handzeichnungen. 78 Abbildungen mit Text von Heinrich Wölfflin. München, Piper & Co., 12 Mark. Während Dürers Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte, wenigstens die bedeutendsten, Gemeingut weiter Kreise geworden sind, gilt das nicht für die Handzeichnungen. Sie waren wohl in einzelnen Blättern zu haben, oder in umfangreichen Sammlungen nachzusehen, aber weder handlich noch billig, dazu nicht immer ganz leicht zu verstehen. Die Ausgabe Professor Wölfflins ist handlich, im Verhältnis zum Gebotenen billig und durch seine Einleitung und die Erläuterungen zu jedem einzelnen Blatt das Verständnis in hohem Grade fördernd.

Friedrich Wasmann. Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold. Mit zahlreichen Bildern. Insel-

Digitized by Google

verlag. 12 Mark. Als dieser nun allen zugängliche eigene Lebenslauf mit Bildern des Künstlers zum erstenmal in einer kostbaren Ausgabe vorgelegt wurde, gab ein Künstler seinem Entzücken unter anderm folgenden Ausdruck: „Einer unsrer liebenswürdigsten Maler im Geist der ersten Hälfte des Jahrhunderts . . ., der fern vom Markte der Ausstellungen, fern vom Drang der Bestellungen schweigend und unbekannt zur Zeit des Nazarenertums d. h. der allgemeinen Formerstarrung, mit der Selbständigkeit der Auffassung die Reinheit der Linien, mit der vollendeten Festigkeit und Sicherheit eine keusche, wahrhaft rührende Anmut verband." In der Lebensbeschreibung fand derselbe Beurteiler „so feine Beobachtungen und einflüsternde Wendungen, wie sie nur dem großen Schriftsteller gelingen".

Der das schrieb, heißt Stefan George.

Heinrich Natter. Leben und Schaffen des Künstlers. Mit 75 Kunstdrucktafeln. Berlin, Verlagsanstalt Prometheus. 15 Mark. Viele, die meisten haben schon Werke von diesem großen Bildhauer gesehen, ohne seinen Namen zu merken: den Zwingli in Zürich, den Walther von der Vogelweid in Bozen, eines seiner Grabmale in Wien. Wer die Geschichte der deutschen Bildhauerei zu schreiben unternimmt, muß ein eigenes Kapitel anfangen für Heinrich Natter. Wer das Suchen nach einem deutschen Stil in der monumentalen Kunst an einem besonders lehrreichen, zugleich, bei allen ergreifenden äußern und innern Nöten, wohlgeratenen Lebenslauf erleben will, gehe zu diesem Tiroler Heinrich Natter. Der Text, der von seiner Witwe stammt, ist spannend und rührend zugleich.

Die schöne deutsche Stadt: Vier reichillustrierte, einzeln käufliche, billige Bände (je 1 Mark 80). München, Piper & Co. Die süddeutsche Stadt (194 Bilder); die mitteldeutsche Stadt (160 B.); die norddeutsche Stadt (200 B.); die Tiroler Stadt (160 B.).

Griechenland. Landschaften und Bauten. Schilderungen deutscher Reisender, herausgegeben von Ernst Reisinger. Mit 88 Vollbildern, davon 62 nach Aufnahme der K. Preußischen Meßbildanstalt. Inselverlag, 4 Mark. Als im Jahre 1913 die griechischen Photographien der Meßbildanstalt in Deutschland ausgestellt wurden, hatten die Besucher das Gefühl, hier sei erst das ganze Griechenland entdeckt, nicht bloß das der klassischen Ruinen, sondern auch der frühen christlichen Kirchen, der mittelalterlichen Burgen, byzantinischen Klöster, lieblicher und fruchtbarer Landschaften, des Meers, der Inseln. Dies Griechenland ist neben dem bekannteren, klassischen in Reisingers Band zu sehen; aber auch die bekannten Stätten machen einen ungeahnten Eindruck, dank der Aufnahme der Meßbildanstalt. Reisinger schildert den Verfall, das Vergessen, die Wiederentdeckung Griechenlands und hat mit umfassender Kenntnis und sicherem Geschmack aus der deutschen Literatur über Griechenland besonders schöne Stücke vereinigt: von Hermann Hettner, Vischer und Fallmerayer bis zu Eduard Engel, Isolde Kurz und Hugo von Hofmannsthal.

Im selben Verlag: Albrecht Dürer von Emil Waldmann. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen. Gebunden 3 M. 50. Eine gute Einführnng in die Gemälde und den Lebenslauf des Meisters.

Digitized by Google

Eine Handvoll Jahreszahlen.

1840 Opiumkrieg in China.
1856 Pariser Kongreß.
1857 Aufstand in Indien.
1858 Rußland annektiert das Amurgebiet.
1859 Italienischer Krieg zwischen Österreich, Frankreich und Piemont.
1866 Krieg zwischen Preußen und Österreich.
1867 Umwandlung der Habsburgischen Monarchie in den Doppelstaat Österreich-Ungarn.
1870 Nov. Brief Carlyles an die Times. Deutsch-französischer Krieg.
1871 10. Mai Frankfurter Frieden.
1871—1879 Graf Julius Andrassy Minister des Auswärtigen in Österreich-Ungarn.
1876 Österreichisch-russische Konvention von Reichstadt. England führt Schulzwang ein.
1877/1878 Russisch-Türkischer Krieg. Frieden von St. Stefano.
1878 Die Türkei überläßt England Zypern.
1878 13. Juni bis 13. Juli Berliner Kongreß.
1879 Bündnis des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns.
1881 Die Franzosen in Tunis.
1882 Festsetzung der Engländer in Ägypten. Begründung des Dreibundes durch Zutritt Italiens zum Bündnis des Deutschen Reiches und Österreichs.
1884 Neutralitätsverträge zwischen Rußland, Österreich und dem Deutschen Reiche. Anfänge der Deutschen Kolonialpolitik.
1885 Anerkennung des Kongostaates durch Europa.
Der russ. General Komaroff liefert den Afghanen am Kuschk ein Gefecht, wofür er vom Zaren einen Ehrensäbel erhält. Folge Kurssturz russischer Werte an der Londoner Börse und Übergang russ. Werte nach Deutschland.
1885—1895 Unterwerfung Madagaskars durch die Franzosen.
1887 Der Rückversicherungsvertrag zwischen Rußland und dem Deutschen Reiche. Englisches Markenschutzgesetz: Made in Germany.
1888 Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II.
1889 Verstimmung zwischen Deutschland und Rußland. Lombardverbot der Reichsbank für russische Werte. Russisch-französ. Annäherung.
1890 Rücktritt Bismarcks. Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages. Abkommen zwischen Deutschland und England: Sansibar und ein Teil Ostafrikas gegen Helgoland.
1891 Zweibund.
1891—1901 Bau der sibirischen Eisenbahn.
1894 Thronbesteigung Nikolaus' II. von Rußland. Russisch-deutscher Handelsvertrag: Deutschland wieder Geldgeber Rußlands neben Frankreich.
1895 Japanisch-Chinesischer Krieg. Friede von Shimonoseki. Einspruch Rußlands, Frankreichs und des Deutschen Reiches.
1896 Geheimvertrag zwischen Rußland und China. Gründung der Daily Mail als erster englischer halfpenny Zeitung.
1897 Abkommen zwischen Österreich-Ungarn und Rußland über den Balkan. Abtretung Port Arthurs durch China an Rußland. Artikel in der Saturday-Review: Germania delenda! — Erwerbung Tsingtaus.

Digitized by Google

1897/98 Programm für den Bau einer deutschen Kriegsflotte.

1898 Hauptmann Marchand in Faschoda. Delcassé Minister des Auswärtigen. Orientfahrt des deutschen Kaisers. Bismarck † (30. Juli). Ende August schlägt Zar Haager Weltfriedenskonferenz vor.

1899 Englisch-französische Grenzverträge über Innerafrika. Russ. Anleihe von 3 Mill. Pfund in London abgelehnt. Deutscher Kaiser in norweg. Gewässern an Bord des franz. Kriegsschiffs Iphigénie, franz. Off. u. Mannsch. auf d. Hohenzollern, Depeschenwechsel zwischen Kaiser und Loubet, Kaiserstandarte auf d. franz. Schulschiffe. Figaro-Artikel „Alliance on flirt?" Schärfste Verstimmung in Rußland. Delcassés Sendung nach Petersburg.

1899—1902 Burenkrieg.

1900 Erweiterung des Programms für den Bau der deutschen Kriegsflotte.

1900—1910 Eduard VII. von England.

1901 Pariser Rothschild legt 424 Mill. Frcs. russ. Anleihe auf.

1902 Englisch-japanisches Bündnis.
Verständigung zwischen Italien und Frankreich. („Extratour".)

1903 Fürstenmord und Dynastiewechsel in Serbien.

1904/1905 Russisch-Japanischer Krieg. Friede von Portsmouth.

1904 Englisch-französisches Abkommen über alle streitigen Fragen der Weltpolitik.

1905 Kaiser Wilhelm in Tanger. Duma in Rußland.
Zusammenkunft Franz Josephs und Eduards VII. in Marienbad.

1906—1908 Iswolski Leiter der russischen Politik.

1906 Konferenz in Algeciras.

1907 Englisch-russisches Abkommen über Persien, Afghanistan, Kleinasien und Türkei (letzteres geheim).

1908 Einführung des parlamentarischen Konstitutionalismus in der Türkei. Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina in Österreich-Ungarn; Räumung des Sandschak. Dreiverbandsentrevue im finnischen Meerbusen.

1909 Reichsfinanzreform. Kanzlerwechsel in Berlin. Beginn der deutsch-englischen Verständigung. Italien. Mobilisierung gegen Österreich.

1910 Vertrag zwischen Rußland und Japan.

1911 Beilegung des Streites um Marokko zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche. Abtretung eines Teiles des französischen Kongo an das Deutsche Reich.

1911 Italien geht nach Tripolis. Italienisch-Türkischer Krieg. Holland befestigt Vlissingen an der Scheldemündung.

1912/13 Krieg des Balkanbundes gegen die Türkei.

1913 Heeresvorlage und Wehrbeitrag angenommen. Französisch-englisches Flottenabkommen. Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich.

1914 28. Juni Ermordung des Thronfolgers von Österreich-Ungarn in Serajewo. Herabsetzung des Bezugspreises der Times, wodurch Massenverbreitung d. deutschfeindl. Weltblattes. London zeichnet im Juni nur 25% der russ. Anleiheforderung. 12. Juni Ministerium Ribot wegen dreijähr. Dienstzeit gestürzt. Triumph Jaurès' in der Humanité. 13. Juni erregter Artikel der Birschwija Wjedowosti: „Rußland ist bereit und hofft, daß Frankreich es auch ist." Jaurès ermordet.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes – soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien

Der Krieg 1914/16

Werden und Wesen des Weltkriegs, dargestellt in umfassenderen Abhandlungen und kleineren Sonderartikeln

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von

Dietrich Schäfer

Mit vielen Karten, Plänen, Kunstblättern, Textbildern und statistischen Beilagen

Erster Teil, in Leinen gebunden 10 Mark

Die Fortsetzung, deren Umfang und Preis erst später festgesetzt werden können, folgt nach Freigabe durch die Zensur.

Unser neues Werk **„Der Krieg 1914/16"** soll vom Werden und Wesen des größten aller Kriege eine möglichst vollkommene Anschauung schon jetzt vermitteln. Deshalb sucht das Buch die großen Ereignisse und alles, was sie in ihren Bannkreis gezogen haben, in ihren Entwickelungsreihen zu erfassen und zu sondern, die vielverzweigten Zusammenhänge zu ergründen, die Ergebnisse dieser Arbeit in verständlicher Sprache darzustellen und so ein Bild des Krieges zu bieten, das bei größtem Reichtum an Einzeltatsachen zugleich einen allgemeinen Eindruck gibt. Weit über hundert tiefschürfende Einzelabhandlungen hervorragender Fachmänner aus allen Wissensgebieten, die der Krieg berührt, unterrichten neben zahllosen kleinen Beiträgen über die Geschehnisse und Wandlungen geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Art, belehren über die durch den Krieg bedingten Neuerungen im gesamten Heer- und Marinewesen, über den Umschwung im Wirtschaftsleben der Völker, über die einzelnen Kriegsbegebnisse und die führenden Männer der beteiligten Staaten. — Eingehende und erschöpfende Behandlung wird der Geschichte und Politik der am Kriege beteiligten Länder, der Geographie sämtlicher Kriegsschauplätze und anschließend daran der gesamten Kriegsgeschichte zuteil. Alle Zweige der Kriegstechnik im weitesten Umfang finden ebenso sorgfältige Darstellung wie die Fragen der Welt- und Volkswirtschaft, des Rechts- und Bildungswesens. Was überhaupt das Weltgeschehen, das Kultur- und Geistesleben im Kriege berührt, hat hier, von kundiger Hand geformt, eine Stätte gefunden.

Der Vertiefung der Anschauung kommt in reichstem Maße die bildliche Darstellung zu Hilfe. Neben übersichtlich gezeichneten und sorgfältig in Vielfarbendruck ausgeführten Karten aller Kriegsschauplätze geben bunte und schwarze Tafeln Aufschluß über die modernen Kriegswaffen und Kriegsmittel, Uniformen, Kriegsauszeichnungen usw.

Die Art seiner Beiträge macht das Buch nicht nur zu einem Spiegelbild des Weltkriegs, sondern auch über den Tag hinaus zu einem Führer und Leiter, weil es neue Anschauungen und Werte von Dauer schafft. Seiner Aufgabe, in den Bahnen deutschen Denkens und deutscher Wissenschaft sachlich und unparteiisch zu schildern, wird es vollauf gerecht.

Atlas zum Kriegsschauplatz 1914/16

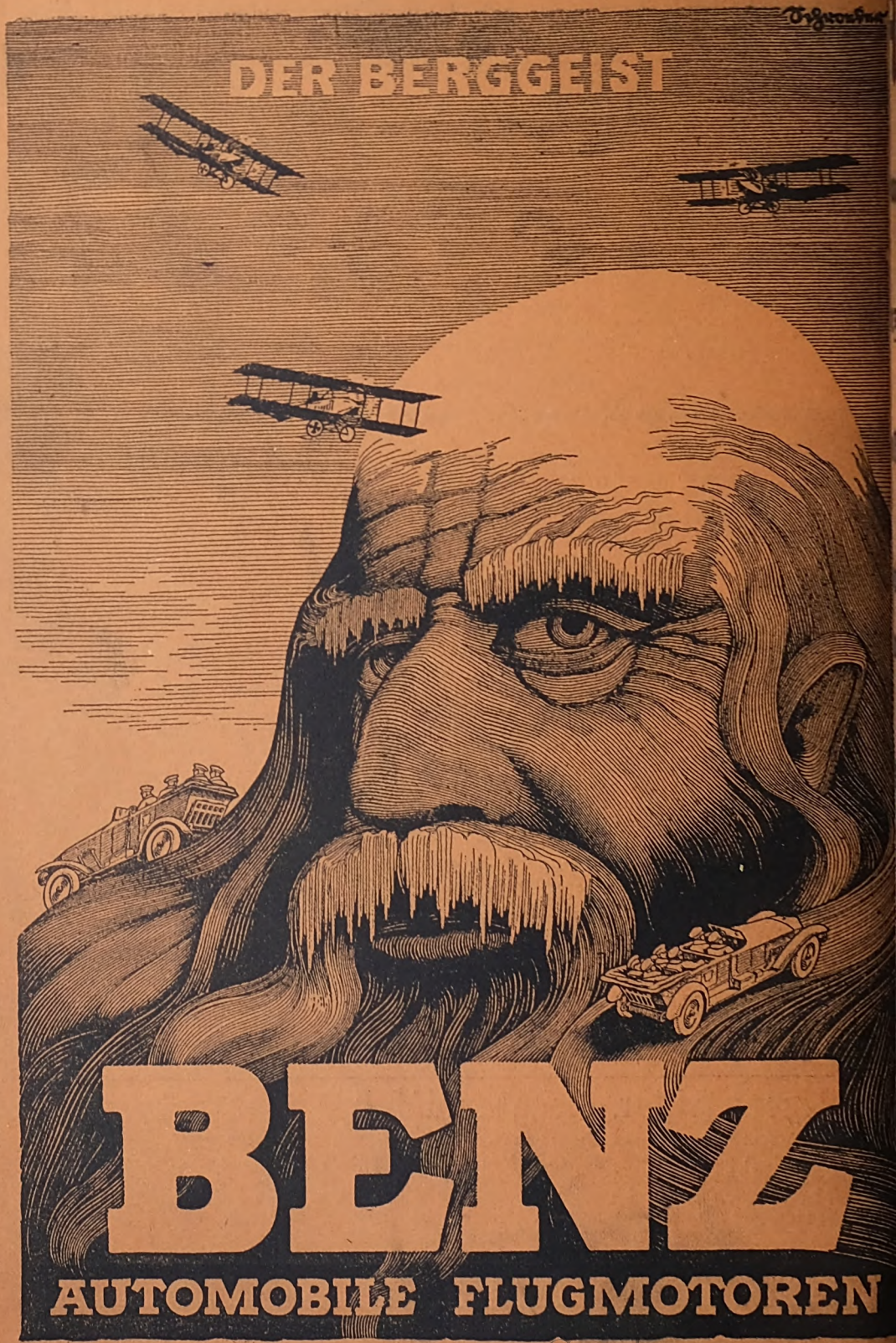
23 Haupt- und 10 Nebenkarten aus Meyers Konversations-Lexikon
In Umschlag zusammengeheftet **1 Mark 50 Pf.**

Meyers Histor.-Geographischer Kalender für 1917

Mit 365 erläuterten, die Geschichte des Weltkrieges 1914/16 chronologisch begleitenden Abbildungen, historisch und geographisch denkwürdigen Landschafts- und Städtebildern, Bildnissen, anziehenden Darstellungen aus dem Gebiete der Literatur-, Natur-, Kultur- und Kunstgeschichte, Gedenktagen, Sprüchen, Gedichten und Zitaten, einer Jahresübersicht mit astronomischen Notizen sowie einem Register und einem Kalendarium auf der Rückseite.
Als Abreißkalender eingerichtet. 2 Mark.

Verlagsverzeichnis „Musterbücherei" sind kostenfrei durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Digitized by Google



Digitized by Google

P Germ 359.1

Äußere Politik

Johannes Haller / Die auswärtige Politik des Fürsten Bülow

Franz Buhl / Eine Kritik der auswärtigen Politik Frankreichs

Ernst Graf zu Reventlow / Die Frage der türkischen Meerengen und ihre Entwicklung

Fichtes Lehre von der äußeren Politik

Franz Buhl / Französische Revanchepolitik und die Neuromantik der gesta Dei per Francos

Fritz Gerlich / Volkswirtschaft und Politik

Erik Norling / Deutsch und Preußisch

C. Riedt / Japans auswärtige Politik

John Redmond / Die Lage Irlands

Über die englische Weizenversorgung für 1917

Englische Schuljungen

Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, Januar 1917

Vierteljahr 4 M Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
APR 7 1924
LIBRARY

Feist-Cabinet

* bester Ersatz *
für französischen Champagner
Sektkellerei Frankfurt a.M. A.G.

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Nürnberg	Schwandorf
Bad Kissingen	Hersbruck	Partenkirchen	Straubing
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Erlangen	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg
Fürth	Landshut	Schwabach	

Aktienkapital: 51.000,000 Mark; Pfandbrief-Umlauf: 500.000,000 Mark
Reservefonds: 29.000,000 Mark: Hypotheken-Bestand 510.000,000 Mark

Übernahme von Wertgegenständen in geschlossenem und versiegeltem Zustande als **geschlossene Depots,**

Vermietung von **Schrankfächern (Safes)** verschiedener Größe in den in den **unterirdischen Bankgewölben** eingerichteten **Stahlkammern.**

Digitized by Google

Von den Notwendigkeiten, die unserm Volk erst seit dem Krieg aufgehen, immer noch sehr allmählig, immer noch auf Widerstände aller Art stoßend, ist Teilnahme an der äußeren Politik die wichtigste. Wir waren geneigt und gewohnt, nach dem Bibelspruch „Was geht das uns an! Da sieh du zu!“ von uns alle Verantwortlichkeit abzuwälzen und der Regierung zuzuschieben.

Was geht uns diese Palastrevolution an drunten in Serbien? sagten wir, als die letzten Obrenowitsch ermordet wurden, damit der serbische Thron frei würde für die gegen Rußland gefügigeren Karageorgiewitsch. Deutsche Witzblätter konnten nicht genug lustige Zerrbilder bringen auf diese Operettengesellschaft, die uns so gar nichts anging. Wie haben wir gelacht über das lausige Montenegro! Immer noch waren wir die harmlosen Spießbürger, für die es nur ein Sonntagnachmittagsgespräch war, „wenn hinten, weit, in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen“. Und noch heute, jetzt, in dieser Stunde, gibt es Leute, die süffisant lächeln: Was geht uns Serbien an und Montenegro und der Mbret von Albanien? die keine Ahnung haben, daß da drunten ganze Arbeit gemacht werden muß, wenn wir nicht ein paar Jahre nach dem Weltkrieg ein neues niedliches Balkanfeuerchen erleben wollen, das über Nacht in einen neuen Weltbrand anwächst.

Es existiert eine englische Bibliothek à la Ullstein, kleine Leinwanddinger, die man für die Eisenbahn kauft oder aufs Land mitnimmt, billige Massenbücher, ausgestattet so gut, daß sie sich bloß rentieren, wenn Hunderttausende weggehen wie warme Semmeln. Was kaufen die Engländer wie warme Semmeln?: Treibende Kräfte in Rußland. Bei den besiegten Türken. Der Panama-Kanal. Wie der Landarbeiter lebt. Ein Naturforscher in Guyana. Der Mantel des Orients. Die Entschleierung Lhassas. Vom Kap nach Kairo. Wo Neger über Weiße herrschen. Durch das Herz von Patagonien. In Indien. Mexiko, wie ich es sah. Auf Karren durch Finnland. Auf Wüstenpfaden nach Bagdad. Von Paris nach New-York auf dem Landweg. Das Leben des Generals Gordon. Berühmte Schlachten der Neuzeit. Die Entstehung des modernen Ägypten. Der große Burenkrieg. Wie wir die Grenze gegen Kaschmir schufen. Der Balkandruck. Mit Kitchener nach Kartum.

Und wir? Was lasen wir? Oh, lauter feine Sachen: Romane, in denen sie sich kriegten. Novellen, in denen sie sich nicht kriegten. Gedichte, in denen Fremdwörter mit Geschmacklosigkeiten reimten. Kluggeschwätz über Expressionismus nnd Impressionismus. Worte, statt Sachen. Literatur, statt Wirklichkeit. Träume, statt Taten. Weibergeschichten waren uns interessanter als die deutschen Kolonien. Schilderungen aus dem Protzenpöbel anziehender als „wie der Arbeiter lebt“. Wir erstickten in einer schmierigen, muffigen Belletristik. Kein Hauch der weiten Welt, kein frischer Wind von draußen, kein Blick über Wüsten und Ozeane, kein Interesse „wie man eine Grenze macht“.

Außenpolitik — wer trieb sie? wer durfte sie treiben, ohne sich bloßzustellen? Wer war Fachmann? Wer nur beschlagen? Ein kleines Häuflein einflußloser Warner,

Digitized by Google

die man höhnte. Welche unserer Parteien hatte ein außenpolitisches Programm? Wenn's hoch kam, wurden äußere Forderungen zum Gegenstand und rasch erledigten, rascher vergessenen Vorwand innerpolitischer Kuhhändel. Was war Algeciras und Agadir gegenüber Zabern? „Da verstanden wir uns gleich": das war Wasser auf alle Parteimühlen, das war ein großer Tag in der Reichstagssitzung!

Für innere Zänkereien waren wir jederzeit zu haben. Unentwegt rauften wir uns mit Ultramontanen ab und mit Sozialdemokraten, mit Junkern und mit Schlotbaronen, gründeten neue Parteien drauf los, zersplitterten uns in fünferlei Freisinn und sechserlei Fortschritt und siebenerlei Liberalismus, derweil die Anderen über uns lachten, die Welt verteilten wie ein Butterbrot und uns nicht einmal eine alte Rinde an den Kopf schmissen: „Ei seht doch diese lieben Deutschen! Für alles haben sie Zeit, sogar dafür haben sie Zeit!" Sind sie schon alle durch den Krieg bekehrt, die Politiker, die auch die Außenpolitik nur mit der Schneiderelle der inneren maßen? die ihr Ja oder Nein in Lebensfragen unseres Volks vom Ja oder Nein der Regierung zu ihren Parteifragen abhängig machten?

Goethe, der uns gekannt hat, sagte zu seinem Eckermann: „Während sich die Deutschen mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstand aus und gewinnen die Welt." Hätte er nur ein paar Jahrzehnte länger gelebt, so hätte er sagen müssen „innerpolitische Zänkereien". Denn was die deutsche innere Politik lange so unfruchtbar gemacht hat, ist, daß ihr der weite Gesichtskreis der wirklichen großen Politik fehlte, der starke Frühlingswind, der ums Haus weht, so mächtig, daß man alle Fenster aufreißt, daß es einen nicht mehr zwischen den engen Mauern leidet, daß man hinaus muß ins Weite und Ferne, wo Arbeit winkt für Männer. Der Mangel einer kraftvollen Außenpolitik lähmt die innere, macht sie bitter, giftig und schwärend. Es ist, wie wenn ein gesunder Mann in der Blüte seiner Kraft dazu verdammt ist, keine Bewegung zu machen, immer am Tisch zu hocken und sich rein aus überschüssiger Kraft mit den Hausgenossen abzuraufen. Unsere Erziehung war Stubenerziehung, unsere Erholung Stubenerholung, unsere Politik ein Stubenkannegießern.

Wohl trieben wir Geographie und Völkerkunde, aber wissenschaftlich, objektiv und unpraktisch, daß sich ja keine Konsequenzen draus ergaben. Wir lasen Zeitungen, aber am liebsten, was unter dem Strich stand. Mit unserer berühmten Kultur wurden wir Europas Feuilleton. Die Leitartikel schrieben die Anderen und wir lasen sie kaum. Wir zitierten Geibels unglückseligen Reim vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen sollte, bis uns diese Welt brutal vor den Kopf schlug. In Kulturgeschwätz und innerer Polemik verläpperten wir Interesse und Kraft. Derweil gewannen die Andern die Welt, verteilten die Andern die Welt. Und als diese Welt gewonnen und verteilt war, fiel sie über uns her, um auch das Unsrige noch als Zuwage auszuteilen. Wenn wir nicht endlich, in elfter Stunde lernen, daß ein Volk ohne tätiges Interesse an der äußeren Politik versumpft, verrottet, verkommt, dann haben die Andern den Krieg politisch gewonnen, auch wenn sie ihn militärisch verlieren.

Digitized by Google

Die auswärtige Politik des Fürsten Bülow.

Von Johannes Haller.

Mitten im Lärm des Weltkriegs hat Fürst Bülow das Wort ergriffen, um über „Deutsche Politik" zu sprechen. Sein Buch, äußerlich zwar eine neu bearbeitete Sonderausgabe der Abschnitte, die er vor drei Jahren zu dem Jubiläumswerk „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II." beigesteuert hatte, ist in Wirklichkeit doch etwas Neues. Schon die fortlaufende Beziehung auf die jüngsten Ereignisse hat aus dem geschichtlichen Rückblick des Jubeljahres fast mehr ein Programm für die Zukunft gemacht. Ob das Buch dabei literarisch gewonnen hat, ist gegenwärtig unwesentlich. Noch weniger wäre es zu beanstanden, wenn der Fürst seine Ansichten und Urteile geändert hätte. Die ungeheuren Ereignisse der letzten zwei Jahre haben so viele Schleier gelüftet, daß selbst ein Eingeweihter sich nicht zu schämen brauchte, wenn er heute manches anders sehen müßte als früher. Nur eine aufgeblasene Afterkritik könnte daran Anstoß nehmen, wie es kürzlich dem Grafen Reventlow widerfahren ist. Befremden könnte eher, daß der Fürst so wenig Veranlassung findet, seine frühere Darstellung zu revidieren. Schon die erste Auflage begegnete mit ihrem unverwüstlichen Optimismus manchem Kopfschütteln. Irre ich nicht, so hat die in hoffnungsfreudigen Durakkorden ausklingende Darstellung von Deutschlands Lage schon bei ihrem Erscheinen vor dem Kriege mehr Zweifel als Zustimmung geweckt. Gewiß ließ sich für die heitere Weltansicht damals, im Zeitalter der deutsch-englischen Verständigungsträume, noch allerlei anführen. Wir haben das verstanden, auch da, wo wir die Meinung des hohen Verfassers nicht teilen konnten, und haben uns den Genuß an seinem anmutig klaren Vortrag und so mancher geistvollen Belehrung durch den steten Zweifel an seiner Gesamtauffassung nicht beeinträchtigen lassen. Freilich, als schon so bald darauf der ausbrechende Weltkrieg den Pessimisten in einer Weise Recht gab, die sie selbst erschaudern ließ, da wurde das Buch des Fürsten Bülow für viele zu einem unfreiwilligen Markstein, wie weit unsere offizielle Welt in der Schätzung von Menschen und Dingen abgeirrt war. Wer hätte damals erwartet, daß der Fürst dieses selbe Buch noch während des Krieges neu herausgeben, und erst recht, daß er in ihm die alte Tonart festzuhalten suchen werde?

Sie aufzugeben, hätte ihm allerdings nicht leicht fallen können. Der Optimismus ist nun einmal der beherrschende Zug in seinem Wesen, er kennzeichnet ihn als Staatsmann und macht ihn zum schärfsten Gegensatz des von ihm so gern zitierten Bismarck, dessen Gedanken stets von der Sorge beherrscht waren. Zudem ist seine Darstellung der Dinge im Wesentlichen eine Darstellung seiner eigenen Taten. Er hätte also an seiner eigenen Wirksamkeit Kritik üben müssen, hätte er die optimistische Note aus seinem Vortrag entfernt. Es ist aber ein eigenes Ding mit der Selbstbeurteilung leitender Staatsmänner. So viele ihrer über die eigene Geschichte nachträglich gesprochen oder geschrieben haben — sie wollen immer Recht gehabt haben. Wenn sie einmal den Widerspruch zwischen dem, was sie erstrebt, und dem, was geschehen ist, nicht leugnen können, dann sollen es doch die Tatsachen, nicht sie selbst gewesen sein, die Unrecht haben. So kann auch Fürst Bülow im Vorwort der neuen Ausgabe versichern, er finde nirgends auf dem Felde der auswärtigen Politik Veranlassung, Grundsätzliches

Digitized by Google

von seiner Auffassung zu ändern: „Die Ereignisse haben mir im Wesentlichen Recht gegeben." „Im großen und ganzen glaube ich, meine Darstellung trotz und wegen des Krieges aufrecht erhalten zu sollen."

Es ist nicht leicht, diesen Gedanken zu verstehen. Fürst Bülow hatte im Jahre 1914 die Lage Deutschlands in rosigem Lichte geschildert. Er hatte gezeigt, daß wir zwar mit der unversöhnlichen Feindschaft Frankreichs stets würden rechnen müssen, daß aber bei Rußland die Gefahr eines Konfliktes schon seit 1871 bestanden habe, ohne zum Kriege zu führen, also auch künftig nicht zum Kriege zu führen brauche. Er hatte auch in den Beziehungen zu England, über die er sonst skeptischer urteilte als andere deutsche Staatsmänner, eine zunehmende Besserung festgestellt und aus allem dem auf eine bevorstehende „lange weitere Friedenszeit" geschlossen. Wenige Monate, nachdem er sich hatte vernehmen lassen, brach der Krieg aus, den er für ferner als je erklärt hatte. Wie kann er da behaupten, die Ereignisse hätten ihm Recht gegeben? Der Fürst scheint andeuten zu wollen, daß es so nicht hätte zu kommen brauchen. Die Lage sei dieselbe gewesen, wie 1908/9 während der bosnischen Krise. Man hätte hoffen dürfen, daß ebenso wie damals „die Gedanken an die Schrecken und Zerstörungen eines europäischen Völkerkrieges den verantwortlichen Staatsmännern . . . die Mittel zur schließlichen friedlichen Lösung an die Hand geben" würden. „Die Hoffnung hat sich nicht erfüllt." Warum nicht? War es Zufall, Fatum oder Ungeschick? Auf diese Frage erhalten wir keine Antwort. In dem ganzen Buche ist sie nicht zu finden; je mehr man darin sucht, desto weiter wird man von der Lösung des Rätsels abgeführt: wie konnte es geschehen, daß eine so ausgeprägte Friedenspolitik, wie sie das Deutsche Reich andauernd befolgte, schließlich zu dem größten Kriege aller Zeiten geführt hat?

Die Politik, um die es sich dabei handelt, trägt für uns den Namen des Fürsten Bülow und wird ihn in der Geschichte behalten. Der Fürst selbst hat sie gekennzeichnet. Unter seiner verantwortlichen Leitung vollzog Deutschland den Übergang von der europäischen Politik zur Weltpolitik, der sich verkörperte im Bau der deutschen Kriegsflotte. Er sollte sich vollziehen unter Vermeidung jedes kriegerischen Zusammenstoßes mit andern Mächten, vor allem mit England. Dieses Ziel sei im Jahre 1909, als Fürst Bülow abtrat, erreicht gewesen, die „Gefahrenzone erster Ordnung", in der wir während der ersten zehn Jahre des Flottenbaus uns befunden hatten, sei „ohne Einbuße an Würde und Prestige" durchschritten worden. In der bosnischen Krise sei schließlich auch das Einkreisungsnetz zerrissen, mit dem England uns zu fesseln versucht hatte, und englische Zeitungen selbst hätten damals bekannt, daß die Stellung Deutschlands größer und stärker sei als jemals seit dem Rücktritt Bismarcks. „Unser Aufstieg zur Weltpolitik war geglückt."

Wenn diese Darstellung richtig ist, dann läßt sich der Ausbruch des Krieges nur auf zwei Arten erklären: entweder die politische Lage hat sich seit dem Rücktritt des Fürsten Bülow vollständig verändert, sodaß die Fortsetzung seiner Politik ein entgegengesetztes Ergebnis haben mußte; denn daß wir heute noch eine Weltmacht sind, wie der Fürst schreibt, „in dem Sinne, daß der Arm deutscher Macht in die entferntesten Gegenden zu langen vermag", klingt geradezu wie Hohn. Oder seine Politik ist von einer schlechtern abgelöst worden. Das erste ist nach der Meinung des Fürsten selbst nicht der Fall, denn er findet ja, wie wir sahen, daß die Dinge im Juli 1914 „sowohl hinsichtlich des Problems

Digitized by Google

selbst wie auch hinsichtlich der Mächtegruppierung" ganz ähnlich lagen wie 1908/9 während der bosnischen Krisis. Aber auch das zweite wird man nicht behaupten können. Wohl ist hie und da behauptet worden, Deutschland habe seine Weltpolitik seit 1912 aufgegeben, indem es sich mit England zu verständigen suchte. Aber das ist eine tendenziöse Verdrehung. Wenn wir die Hand zur Verständigung boten, so geschah es, weil wir das Ziel unserer Weltpolitik erreicht glaubten: die Gleichberechtigung auch mit der größten bisherigen Weltmacht, gestützt auf den nahezu vollendeten Flottenbau. Sind die Akten über diese Phase der deutschen Auslandspolitik auch noch keineswegs geschlossen, so darf man doch schon heute sagen, daß von einem grundsätzlichen Wechsel der bisherigen Hauptrichtung keine Rede gewesen ist. Was wie eine Änderung des Kurses aussah, das war nicht als Verzicht auf Weltpolitik gemeint — wie könnte man den geplanten Erwerb neuer afrikanischer Kolonien dafür ausgeben! — sondern als ihre Erfüllung. Es bleibt also nur, wenn man zwischen der Politik der Ära Bülow und dem Ausbruch des Weltkriegs jeden Zusammenhang leugnen will, die eine Möglichkeit, daß die Nachfolger des Fürsten zur Erreichung des gleichen Zwecks nicht mehr die richtigen Mittel anzuwenden verstanden haben. Auch darüber wird man heute noch nicht endgültig urteilen dürfen. Es ist ja wohl nicht zu leugnen, daß Fürst Bülows Geschicklichkeit von seinen Nachfolgern nicht erreicht wurde. Aber dieser Unterschied, so groß er sein mag, würde doch nicht ausreichen, einen vollständigen Umschlag der Wirkungen zu erklären. Die Annäherung an England, die nach ihm gesucht wurde, heißt der Fürst ausdrücklich gut, und wenn er sie auch wohl in anderer Weise erstrebt haben würde, wer wollte behaupten, daß darum die Haltung Englands im Sommer 1914 eine andere gewesen wäre? Auch im Balkankrieg hätte er kaum eine andere Politik gemacht, und vollends den Potsdamer Vertrag mit Rußland könnte er so gut wie ein anderer geschlossen haben. In der Hauptsache haben die Männer, die nach dem Fürsten in der Wilhelmstraße arbeiteten, auch mit den gleichen Mitteln und nach den gleichen Grundsätzen gearbeitet wie er. Die Musik ist die gleiche, nur die Tonart um einige Stufen tiefer. Unter Bülow klang sie humoristisch-sanguinisch, später mehr melancholisch-pathetisch.

Es wird also wohl nicht anders sein, als der schlichte Laienverstand es von Anfang an aufgenommen hat: zwischen der Weltpolitik der Ära Bülow und dem Weltkrieg von 1914 besteht nicht nur ein zeitliches Verhältnis von vorher und nachher, sondern der engste Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Die Darstellung des Fürsten kann also nicht richtig sein, und sie ist auch nicht richtig. Es ist schon keineswegs richtig, daß die gefährliche Zeit bis 1909 wirklich so ganz ohne Einbuße an Würde und Prestige für Deutschland überwunden worden sei. Damals, in den ersten Jahren des Jahrhunderts, begann ja schon das Abschwenken Italiens vom Dreibund, das zum ersten Male die Machtstellung des Deutschen Reiches als weniger gesichert enthüllte. Einen Verlust an Ansehen, wie ihn vollends die Konferenz von Algeciras brachte, hat Deutschland bis zum 4. August 1914 nicht wieder zu buchen gehabt. Fürst Bülow hat seinerzeit die Unzuverlässigkeit des südlichen Bundesgenossen mit einem Witzwort abzutun gesucht, das dem Ernst der Sache nicht entsprach, die Italiener verletzte und vor der übrigen Welt unsere Verlegenheit doch nicht zu verbergen vermochte. Über Algeciras urteilt er noch jetzt mit erstaunlicher Bescheidenheit. „Nicht alles Erwünschte, aber das Wesentlichste war erreicht worden." Das

Digitized by Google

glaubt ihm heute wohl niemand mehr, und niemand außer den Beteiligten leugnet, daß Algeciras für uns eine schwere diplomatische Niederlage gewesen ist, die erste, seit das Deutsche Reich bestand. Wenn nun in späteren Jahren der beschönigte Rückzug immer mehr zur gewohnheitsmäßigen Taktik der deutschen Auslandspolitik wurde, so fordert die Gerechtigkeit festzustellen, daß diese Taktik zuerst vom Fürsten Bülow aufgebracht und wenigstens in einem Fall mit einer Vollkommenheit gehandhabt worden ist, die bis zum 5. Mai 1916 unerreicht blieb.

Es ist ferner ein wesentlicher Irrtum in der Darstellung des Fürsten, daß die Gefahren für Deutschland in den Jahren von 1897 bis 1909 am größten gewesen seien und von diesem Zeitpunkt an abgenommen hätten. Die Tatsachen haben gelehrt und inzwischen veröffentlichte Akten haben es erläutert, daß die Lage des Reiches seitdem nur mit jedem Jahre gefährlicher wurde. Was bis dahin nur eine Entente zwischen England und Frankreich gewesen war, wurde erst 1912 zum förmlichen Bündnis, und zwar zum Angriffsbündnis mit gemeinsamem Kriegsplan, das zu jeder Zeit automatisch in Kraft treten konnte, sobald beide Beteiligten darüber einig waren, „daß der europäische Friede bedroht sei." Auch zwischen England und Rußland verdichtete sich das bestehende Einverständnis immer mehr zu festen Verträgen mit unverhülltem Kriegszweck. Allerdings war inzwischen unsere Flotte herangewachsen, aber den Krieg von uns fernzuhalten, war sie doch noch nicht stark genug. Der Gedanke des „Risikos", auf dem unser Flottenbau beruhte, hat sich ja im gegenwärtigen Kriege als Irrtum herausgestellt, indem sich zeigte, daß nur eine Flotte, die den Gegner anzugreifen und zu schlagen vermag, nicht eine solche, die er aus Furcht vor zu hohen Verlusten nicht anzugreifen wagt, unsere Handelsinteressen wirksam schützen kann. In der ersten Auflage hatte der Fürst geschrieben: „Der Kreis deutscher Macht ist tatsächlich durch den Bau unserer Flotte über die Welt ausgebreitet, zum Schutz der über die Welt verbreiteten deutschen Interessen." Er hat den Satz nunmehr gestrichen. Aber er hätte auch den andern nicht stehen lassen dürfen: „Solange wir die Flotte nicht hatten, waren unsere gewaltig anwachsenden weltwirtschaftlichen Interessen . . . die freie Angriffsfläche, die das Deutsche Reich seinen Widersachern bot . . . . Nachdem wir in die Reihe der Seemächte eingetreten sind . . . hatten wir jetzt die Möglichkeit, unsere Interessen wirksam wahrzunehmen, übergriffen entgegenzutreten und überall, vornehmlich in Kleinasien, Ostasien und Afrika unsere Stellung zu behaupten und auszubauen." Der Krieg hat in einer Weise, die jede Erörterung ausschließt, gezeigt, daß dies nicht der Fall war, und auch die Heldentaten unserer Seeleute, für die Fürst Bülow schöne Worte des Ruhmes findet, können an der Tatsache nichts ändern, daß unsere Flotte nicht imstande gewesen ist, ja nicht einmal hat versuchen dürfen, die Aufgabe zu erfüllen, die ihr „in erster Linie zugedacht" ist: „unseren Welthandel, Leben und Ehre unserer Mitbürger im Auslande zu schützen". In dieser Beziehung standen wir 1914 um nichts besser da als 1904. Während nun mit unserem weltwirtschaftlichen Interessenkreis auch unsere Verwundbarkeit wuchs und mit den zunehmenden inneren und äußeren Schwierigkeiten unseres Bundesgenossen indirekt auch unsere eigene Kraft abnahm, stärkten die Gegner fortwährend ihre Rüstung zu Lande und zu Wasser. Es ist doch kaum die Frage, und es ist ja der beste Beweis für die Friedensliebe des Deutschen Reiches, daß bei gleicher Gruppierung der Mächte in einem europäischen Kriege das Kräftever-

Digitized by Google

hältnis vor 1909 zu Zeiten günstiger für uns gewesen wäre, und daß es sich seitdem von Jahr zu Jahr zu unseren Ungunsten verschoben hat. Wäre das nur noch zwei Jahre so fortgegangen, hätte Rußland Zeit gehabt, seine strategischen Eisenbahnen auszubauen — die erforderlichen Milliarden hatte es ja schon von Frankreich bekommen —, wer weiß, ob wir den Krieg so wie jetzt überhaupt ausgehalten hätten!

Die optimistische Auffassung des Fürsten Bülow stützt sich vor allem darauf, daß der Zusammenstoß im Jahre 1908/9 vermieden wurde. Man weiß, daß dies durch die nachdrücklichen Vorstellungen bewirkt wurde, die der Fürst in Petersburg machen ließ, und man merkt ihm den Stolz auf diesen Erfolg an. In immer neuen Wendungen hält er sich dabei auf. „Der Verlauf der bosnischen Krise wurde tatsächlich das Ende der Einkreisungspolitik Eduards VII." „Durch die bosnische Annexionskrise wurde weder der Krieg entfesselt, noch auch nur unser Verhältnis zu Rußland ernstlich geschädigt. Die sehr überschätzte Konstellation von Algeciras zerbarst an den handfesten Fragen der Kontinentalpolitik . . . So erwies sich damals die kunstvolle Einkreisung und Isolierung Deutschlands, während einiger Zeit das Schreckbild ängstlicher Gemüter, als ein diplomatisches Blendwerk, dem die realpolitischen Voraussetzungen fehlten." „Der Versuch, den deutsch-englischen Gegensatz zu einem System der gesamten internationalen Politik zu erweitern, ist bis 1914 nicht wiederholt worden." Braucht man diese Sätze heute noch zu widerlegen? Ist es nicht fast unbegreiflich, daß ihr Verfasser sie aus dem, was er 1913 geschrieben, in die neue Auflage herübergenommen hat? Wissen wir denn nicht längst, daß der deutsch-englische Gegensatz nach 1909 noch viel mehr als früher zum System der internationalen Politik geworden ist, das sich schließlich für fest genug hielt, das Gottesurteil des Krieges herauszufordern? Es ist ja richtig, daß König Eduard im Frühjahr 1909 sich bequemte, nach Berlin zu kommen und sich dort in der bei uns üblichen gedankenlos-gemütvollen Weise feiern zu lassen. Aber die seine Miene beobachten konnten — „er blickte um sich, wie eine Hyäne", hat einer von ihnen gesagt — waren nicht im Zweifel, daß der König höchst widerwillig eine Maske trug, und der belgische Gesandte erfuhr, daß der Besuch politisch inhaltlos verlaufen sei. Es ist auch richtig, daß Rußland im Jahre darauf den Potsdamer Vertrag einging, den man bei uns für eine Auferstehung der alten Freundschaft auszugeben suchte. Aber wie das von russischer Seite gemeint war, darüber konnte man eigentlich schon damals im klaren sein, wenn man die riesenhaften Rüstungskredite ansah, die von der Regierung gefordert, von der Duma noch überboten wurden. Zum Überfluß besitzen wir ja auch das Geständnis des Fürsten Trubezkoi, daß Rußland damals wie auch später lediglich darum klein beigegeben hat, weil es nur über „Schwerter von Pappe" verfügte. Also beweist die Erfahrung von 1908/9 nur, daß der Friede damals noch erhalten bleiben konnte, weil Rußland noch nicht kriegsbereit war. Für jeden, der die Dinge sah, wie sie waren, und sich weder durch übertriebene Vorurteile noch durch billigen Optimismus täuschen lassen wollte, ergab sich der unerbittliche Schluß, daß in gleicher oder ähnlicher Lage der Krieg ausbrechen werde, sobald die russischen Rüstungen weit genug vorgeschritten sein würden. Was Fürst Bülow 1909 erreicht hatte, war kein politischer Erfolg, sondern nur ein diplomatischer Succeß.

Es bleibt also wohl dabei: die politische Lage, aus der der Weltkrieg her-

Digitized by Google

vorgegangen ist, hatte sich in der Ära Bülow gebildet. Der Weltkrieg ist die Frucht der Einkreisungspolitik, und die Einkreisung die Antwort auf die Weltpolitik des Fürsten Bülow. Nur darum kann es sich handeln, ob nicht eine andere Politik Deutschland vor der Einkreisung bewahrt oder die Entwicklung der Einkreisung zum Vernichtungskrieg gehindert haben würde.

Es ist nur natürlich, daß Fürst Bülow den Satz verficht, die Weltpolitik sei eine Notwendigkeit gewesen. Seine Beweisführung ist längst Gemeingut, sodaß wir sie als bekannt voraussetzen dürfen; kaum jemals dürfte sie mit soviel eindringlicher Beredsamkeit vorgetragen worden sein, wie hier. Sie nimmt den Leser gefangen. Und doch gibt es da eine Stelle, an der man das Gefühl bekommen kann, daß die Rechnung nicht ohne Rest aufgeht. Das ist dort, wo der Fürst von den englischen Bündnisanträgen spricht, die von uns abgelehnt wurden. Zum mindesten hat seine Darstellung das Problem nicht erschöpft. Sie läßt schon die Tatsachen nicht voll zu ihrem Rechte kommen. „Die Idee einer deutsch-englischen Allianz" ist doch keineswegs nur „in der Presse beider Länder" „bisweilen erörtert worden", sondern während der Jahre 1898 bis 1901 haben sich zu wiederholten Malen die englische Regierung, Minister und Botschafter, mit dem bestimmten Wunsch nach förmlichem Bündnis uns genähert. Man darf sich der Tatsachen kurz erinnern. Vorausgegangen war jener Vertrag von 1898, der in seinem Wortlaut nicht bekannt geworden ist, von dem man aber weiß, daß er den Engländern die Neutralität Deutschlands im Burenkrieg zusicherte und uns die Aussicht auf Erwerb der portugiesischen Kolonien in Afrika eröffnete. Wir befanden uns also damals in einer Phase der Annäherung an England, und von uns hätte es abgehangen, daraus ein Bündnis zu machen, das die andere Seite lebhaft wünschte. Es war keineswegs blos „dieser oder jener englische Minister", noch weniger Chamberlain allein „ohne Rückendeckung durch den Premierminister Lord Salisbury", sondern wirklich „die gesamte Regierung", was Fürst Bülow in Frage zu stellen scheint, wenn auch soviel richtig ist, daß Lord Salisbury sich nicht dafür erwärmte und die entscheidenden Schritte während seiner zeitweiligen Abwesenheit geschahen. Das wollte nicht viel besagen. Salisbury war alt und nicht mehr Herr der Lage. Chamberlain war die Seele des Kabinets und hatte seine Kollegen gewonnen. Der Antrag war also wohl ernst gemeint und ernst zu nehmen. Welche Gründe vom deutschen Standpunkt dagegen sprachen, hat Fürst Bülow eindrucksvoll auseinandergesetzt: wir hätten uns dazu bequemen müssen, englischen Interessen gegen Rußland zu dienen, wie es nachher Japan getan hat; wir wären dabei in schwierigerer Lage gewesen als Japan, da ein Krieg gegen Deutschland bei den Russen populär und für sie viel leichter zu führen gewesen wäre, während wir uns gleichzeitig gegen Frankreich hätten wehren müssen. Darauf hätten wir uns nur „bei absolut bindenden englischen Verpflichtungen" einlassen dürfen, und wir hätten auf den Ausbau unserer Kriegsflotte wohl verzichten müssen. Der letzte Grund scheint entscheidend gewesen zu sein, da der Fürst an anderer Stelle seines Buches gesteht, bis 1909 habe die Politik dem Flottenbau dienen müssen, erst nach dieser Zeit sei das natürliche Verhältnis wieder hergestellt worden, daß die Flotte der Politik diente. Hauptsächlich also um unsere Flotte bauen zu können, hätten wir 1898—1901 das englische Bündnis abgewiesen.

Die Darstellung des Fürsten läßt nicht deutlich genug erkennen, welches

Digitized by Google

die unmittelbare Wirkung war, und daß sie von vornherein vorauszusehen war. Wir mußten uns sagen, daß wir mit der Ablehnung des Bündnisses Englands Feindschaft herausforderten und es zur Verbindung mit anderen Großmächten drängten. Daß es in der bisherigen glänzenden Einsamkeit zwischen den festländischen Mächtegruppen nicht länger verharren konnte noch wollte, war deutlich hervorgetreten. Fand es den Anschluß an den Dreibund nicht, dann war vorauszusehen, daß es ihn auf der andern Seite suchen würde. Der Regierungswechsel von 1901 hat diese Wendung beschleunigt, aber gekommen wäre sie auch ohne ihn. König Eduard, längst als Feind Deutschlands und Anhänger einer Verbindung mit Frankreich und Rußland bekannt, trat während des Schlußaktes der deutsch-englischen Bündnisverhandlungen auf die Szene. Als sie gescheitert waren — wobei er wohl schon ein wenig nachgeholfen hat — war es ihm nicht mehr schwer, die Minister in die von ihm gewünschte, schroff deutschfeindliche Richtung fortzureißen. Nur Chamberlain mußte zu diesem Zwecke kalt gestellt werden. Bei der Neubildung des Kabinets, nach dem Rücktritt Salisburys (1902), verweigerte der König ihm das begehrte Portefeuille des Auswärtigen, was für den ehrgeizigen Mann der Anfang vom Ende seiner glänzenden Laufbahn war. Von da ab beherrschte Eduard VII. die englische Auslandspolitik, und man weiß, wie er sie geführt hat. Die Ablehnung des englischen Bündnisses durch Deutschland bedeutete also den Anfang der englischen Einkreisungspolitik.

Hier ist der Punkt, an dem man sich fragen muß, ob nicht ein anderer Entschluß möglich und ratsam gewesen wäre. Wir stellen die Frage nicht in akademischem Treppenwitz. Sie ist zu ihrer Zeit sehr ernsthaft gestellt, sehr gründlich erwogen und keinesfalls einheitlich beantwortet worden. Um 1900 hatte das englische Bündnis unter den deutschen Staatsmännern warme Fürsprecher. Gesetzt den Fall, die englischen Anträge wären nicht abgelehnt worden, was wäre die Folge gewesen? Zweifellos hätten wir ein Bündnis auf dem Fuße völliger Gleichheit mit England damals nicht eingehen können. Wir wären bis zu einem gewissen Grade abhängig geworden. Fürst Bülow weist auf das warnende Beispiel Frankreichs hin, das sich jetzt als Kämpfer für England verbluten müsse. Aber das ist eine rhetorische Übertreibung. Verblutet hätten wir uns gewiß nicht, weil wir nicht geschlagen worden wären. Näher liegt der Hinweis auf Japan. Es hat mit England ein Bündnis geschlossen, in dem es abhängig wurde, und hat es heute nicht zu bereuen; zusehends nähert es sich seinen Zielen. Auch für uns hätte die abhängige Lage nicht ewig zu dauern brauchen; es kam nur darauf an, daß wir inzwischen unsern Nutzen dabei fanden. Wären wir, wie bei der damaligen Gesamtlage zu erwarten war, dadurch in Konflikt mit Rußland geraten, so hätte das Englands Interessen gedient. Aber mußte es darum den unseren notwendig schaden? Bei einem Kriege gegen Rußland, wenn England auf unserer Seite stand, wenn es vielleicht gar Frankreich im Schach hielt und zur Neutralität zwang, — aber auch ohne dies — wären wir trotz allem zu Anfang des Jahrhunderts bald Sieger gewesen und hätten die Rechnung früherer Jahrhunderte begleichen, den Druck, den der östliche Nachbar auf unsere ungeschützten Grenzen übte, mindestens für ein Menschenalter beseitigen können. Es sind Anzeichen vorhanden, daß kein Geringerer als Fürst Bismarck zu Ende der achtziger Jahre zeitweilig an etwas Ähnliches gedacht und den Plan nur zurückgestellt hat, weil das formelle Bündnis mit Eng-

Digitized by Google

land, das er wünschte, damals nicht zu haben war. Freilich war unser Verhältnis zu England inzwischen schon ein anderes geworden, der englische Geschäftsneid war erwacht und hatte den Schlachtruf Delenda Germania bereits erhoben. Es ist verständlich, daß man für unsern zunehmenden Welthandel nach wirksamem Flottenschutz verlangte, und der Flottenbau hätte zurücktreten müssen, wenn wir uns mit England gegen Rußland wandten. Aber — man muß, um hinter die Wahrheit zu kommen, an allem zweifeln — war es denn notwendig, war es auch nur erwünscht, daß unsere Entwicklung zur Welthandelsmacht so schnell vor sich ging? Hat sie mit ihrem märchenhaft raschen Zeitmaß nicht auch manche ernsten Gefahren mit sich gebracht, vor deren schlimmsten Früchten uns vielleicht nur der Krieg bewahrt hat? Die Meinung ist doch nicht zu verachten, daß ein vorsichtigeres Tempo in der Entwicklung unserer Industrie dem deutschen Volk in seiner Gesamtheit nur heilsam gewesen wäre, wenn wir gleichzeitig für unsern Überschuß an Menschen durch Gebietserweiterung im Osten nützliche Verwendung fanden. So wie es kam, sind wir zu einer Politik genötigt gewesen, die im tiefsten Grunde etwas Unnatürliches hatte. Wir mußten unsere Industrie steigern, weil unser Gebiet für die wachsende Volkszahl zu eng wurde; wir konnten dabei nur auf auswärtige Märkte spekulieren, auf denen wir unfehlbar mit England in Feindschaft gerieten, und waren doch noch lange nicht in der Lage, einen bewaffneten Zusammenstoß mit ihm auszuhalten. Dabei aber war — dies ist wohl das Entscheidende — unsere kontinentale Stellung noch keineswegs fertig.

Fürst Bülow schreibt gelegentlich, die Spannung mit England habe kommen müssen, „als Deutschland nach Lösung seiner alten kontinental-politischen Aufgaben, nach der Sicherstellung seiner europäischen Machtstellung“ die Bahn der Weltpolitik zu beschreiten anfing. In diesem Satze steckt ein Fehler. Es ist nur eine falsche Silbe, die die ganze Rechnung unsicher und anfechtbar macht: das Wörtlein „nach“. Nicht nach, sondern vor Lösung unserer kontinentalpolitischen Aufgaben, bevor unsere europäische Machtstellung gesichert war, haben wir uns an die Weltpolitik gemacht! Dies hat der gegenwärtige Krieg jedem gezeigt, der sehen will. Wissen konnte man es schon früher, und Bismarck hat es gewußt; daher der Alpdruck feindlicher Koalitionen, der ihm den Schlaf raubte. Ein Staat, der zwischen zwei Großmächten liegt, deren eine ihm auf den Tod verfeindet ist, und der ihrer Verbindung nur durch künstliche und nie ganz sichere diplomatische Mittel die Spitze zu bieten vermag, ist in seiner Machtstellung nichts weniger als sicher, vielmehr in seiner Existenz bedroht. Seine vornehmste Aufgabe muß darum sein, diese Bedrohung loszuwerden, und das erste, was dazu geschehen müßte, wäre die Gewinnung militärisch sicherer, schützender Grenzen. Wie es damit für uns bestellt war, weiß heute jedes Kind: im Osten eine geradezu ungeheuerliche Linie, die sich nicht halten ließ, und im Westen das wichtigste Industriegebiet, das volkswirtschaftliche Herz des Reiches, nur durch die höchst zweifelhafte Neutralität eines Kleinstaats geschützt, auf den nicht der mindeste Verlaß war. Diese unglückliche Lage zu verbessern, hätte immer als eine der dringendsten Aufgaben unserer Kontinentalpolitik gelten sollen. Es gab aber noch andere, die der Lösung harrten: die polnische Frage, die orientalische Frage. Man hat jene so lange beschwiegen, diese so lange besprochen, bis man aufhörte, an ihre Lösung zu denken. So entstand die irrige Vorstellung, unsere europäischen Aufgaben seien gelöst, während wir in

Digitized by Google

Wirklichkeit noch die größten und schwierigsten vor uns hatten. Vielleicht trägt Bismarck selbst daran den größten Teil der Schuld mit seinem in der Wirkung unglücklichen Wort vom saturierten Deutschland. In der unfertigen Lage, bei so wenig befestigter Stellung in Europa fingen wir an, uns um eine Weltstellung zu bewerben. Das war kühn, aber es war entschieden nicht der Weg, den man normal nennen würde; es kann sich nur fragen, ob man diesen Weg zu beschreiten gezwungen war, ob es nicht einen anderen gab. Und den gab es vielleicht doch. Wenn das Bündnis mit England um die Wende des Jahrhunderts die Möglichkeit bot, durch Niederwerfung Rußlands uns für ein Menschenalter Sicherheit im Osten, eine feste, leicht zu verteidigende Grenze, Raum zu kolonisatorischer Ausbreitung zu verschaffen, dazu die Mittel, die orientalische Frage nach unseren Interessen zu lösen, dann war es am Ende auch kein Unglück, daß das, was man Weltpolitik nennt, vertagt wurde. Wir konnten sie in einem späteren Zeitpunkt aufnehmen, und waren dann in unserer festgewurzelten, gutgedeckten kontinentalen Stellung auch für England schwer angreifbar. Denn das hat ja wiederum der gegenwärtige Krieg aufs Neue bewiesen — man konnte es vorher schon aus der Geschichte und der Natur der Dinge wissen — daß England uns niemals direkt anfallen, sondern unter allen Umständen einer festländischen Koalition gegen uns bedürfen würde. Die aber hätte es nach vollem Siege Deutschlands über Rußland auf lange hinaus nicht mehr gefunden. Das alles sind Fragen, die sich nicht kategorisch beantworten lassen; aber gestellt mußten sie werden, um es deutlich zu machen, daß Deutschland um 1900, als Fürst Bülow die auswärtigen Geschäfte führte, an einem Scheideweg gestanden hat. Die Darstellung des Fürsten läßt das nicht erkennen, weil sie nur den einen Weg zeigt. Daß der andere breit und glatt gewesen wäre, wird niemand behaupten. Es gibt nun einmal keinen Königsweg für ein Volk, das aufwärts strebt! Aber größer wären seine Gefahren und Hindernisse schwerlich gewesen, als die wir jetzt auf unserm Pfad gefunden haben.

Die größte Schwierigkeit lag wohl im Entschluß. Eine Frontwendung gegen Rußland wäre um 1900 etwas Neues und Überraschendes gewesen, um so mehr, als eine unmittelbare Nötigung dazu gerade damals nicht gegeben war, wo Rußland die orientalische Frage „einfrieren" ließ, um sich ganz nach Ostasien zu wenden. Immerhin sind auch solche Entschlüsse gefaßt worden. Man pflegt sie, wenn das Glück ihnen hold war, zu den genialsten Taten der Weltgeschichte zu rechnen, und gerade in der deutschen Geschichte nehmen sie den bevorzugten Ehrenplatz ein: 1740 und 1866! Freilich muß dazu auch ein Friedrich oder Bismarck da sein, dessen Auge die Zukunft durchdringt. Um 1900 aber waren Bismarcks Epigonen am Werk, innerlich gebunden durch das, was sie für Bismarcks Überlieferung ansahen, ohne die freie Kühnheit, die seine eigentliche Größe war. So blieb man in den Bahnen einer angeblich Bismarckschen Politik, die Bismarck selbst — wer kann es sagen? — vielleicht verlassen hätte. Wir vermessen uns nicht, zu behaupten, daß es richtiger oder gar allein richtig gewesen wäre, das englische Bündnis anzunehmen. Es ist ja mit solchen Dingen nicht anders als mit den Entschlüssen des Feldherrn im Kriege, über die der Erfolg entscheidet, und der Erfolg spricht eben immer nur von der einen Möglichkeit. Aber — mit Clausewitz zu reden — „daß die Kritik diese Alternative mit zur Sprache bringen mußte, wird kein Sachverständiger bezweifeln, sobald sie einmal genannt ist." Die letzte Antwort kann nur die Geschichte geben,

Digitized by Google

und sie wird sie geben. Noch ist der Prozeß nicht entschieden, adhuc sub judice lis est! Siegen wir über England, haben wir die Kraft, das durchzuführen, was vor einem halben Menschenalter unternommen wurde, dann war die damals getroffene Wahl richtig, und dann — aber erst dann! — wird auch Fürst Bülow ein Recht zu dem stolzen Selbstzeugnis haben, zwischen 1897 und 1909 habe „sich eine bedeutsame Entwicklung vollzogen, die den Mitlebenden nicht immer zum Bewußtsein gekommen ist, die aber die Nachwelt erkennen und würdigen wird."

* * *

Die Kehrseite der englisch-deutschen Beziehungen bilden die deutsch-russischen. Nach dieser Richtung ist das Urteil über die Politik des Fürsten Bülow schon von den Tatsachen gesprochen, man braucht es ihnen nur abzuhören. Es lautet nicht eben günstig.

Als die englischen Anträge abgelehnt wurden, begann für uns eine Zeit erhöhter Russenfreundschaft, die den russisch-japanischen Krieg überdauerte und in die Anfänge der russischen Revolution hineinreichte, um in Algeciras plötzlich zu zerreißen. In der Darstellung des Fürsten tritt auch dies lange nicht genug hervor. Es ist doch noch in frischer Erinnerung, wie eifrig wir damals den russischen Interessen nach innen und nach außen dienten. Ungern denken wir heute daran, wie gegen die Gegner des Zarismus die Kräfte der deutschen Polizei jederzeit zur Verfügung der russischen Regierungsorgane standen. Als in Rußland nach der Niederlage das alte System einstürzte, der Staatsbankerott an die Tür klopfte und die zarische Regierung den Kopf verlor, da waren wir es, die den Bedrängten mit Rat und Tat beisprangen. Berliner Bankhäuser retteten den finanziellen Kredit des Zarenreichs, die Besuche Kaiser Wilhelms in den finnischen Schären stellten seinen moralischen Kredit wieder her. Was war der Ertrag? Unmittelbar darauf trat Rußland in Algeciras auf die Seite unserer Gegner und anderthalb Jahre später war das Einverständnis mit England geschlossen und die Einkreisung Deutschlands vollendet. Man muß über alle diese Tatsachen hinwegsehen, um sich dem Eindruck zu verschließen, daß hier die Politik des Deutschen Reiches in einer Weise zusammengebrochen ist, für die sich nicht leicht ein gleichartiges Beispiel finden läßt. Ist der Zusammenbruch unverschuldet? Schwerlich. Es sind doch nicht nur Fehler im Einzelnen gemacht worden, die ganze Rechnung war falsch angesetzt.

Es fällt auf, daß den nicht geringen Diensten, die das Deutsche Reich seinem östlichen Nachbar in den Jahren 1901—1906 leistete, auch nicht der kleinste Gegendienst gegenübersteht. Auch Fürst Bülow vermag keinen einzigen Vorteil namhaft zu machen, den wir von unserer Parteinahme für Rußland gezogen hätten. Er muß sich begnügen, auf die „erhöhte Wärme" der Beziehungen zu verweisen, als ob persönliche Gefühle und herzliche Manieren schon ein politischer Gewinn wären. Lassen wir es dahingestellt, ob die Lösung des russisch-französischen Bündnisses wirklich ein so aussichtsloses Unterfangen war, wie der Fürst behauptet. Er urteilt hier doch mit einem auffallend zarten und nachsichtigen Verständnis für die Seelenstimmung der Gegner, wenn er unumwunden ausspricht, daß es nicht einmal „in der Absicht der deutschen Politik liegen konnte, Rußland von Frankreich zu trennen. Nachdem zwischen Rußland und Frankreich ein Bündnisvertrag abgeschlossen und in das nationale Empfinden beider Völker übergegangen war (!), war uns die Möglichkeit, Rußland vom französ-

Digitized by Google

sischen Bündnis zu lösen und durch vertragsmäßige Bande an uns zu knüpfen, für absehbare Zeit verbaut. Wohl aber konnten wir die deutschlandfeindliche Spitze des Zweibundes durch Sanierung der deutsch-russischen Beziehungen abstumpfen." Das bedeutet mit anderen Worten: für Rußland steht das französische Bündnis ein für allemal an erster Stelle, es ist eine gegebene Tatsache, gleichsam wie ein Naturgesetz der europäischen Politik. Wir müssen uns dem fügen, uns daran gewöhnen, daß unser Haus auf einem Vulkan steht, und froh sein, wenn er nur Steine und Asche statt glühender Lava auswirft. Jedenfalls für den leitenden Staatsmann einer Großmacht, die sogar Weltmacht sein will, ein außerordentliches Maß von Resignation! Es ist bekannt, daß nicht alle so geurteilt haben, daß uns unter anderm noch kurz vor Ausbruch des Krieges in Petersburg Andeutungen gemacht wurden, man wolle das französische Bündnis aufgeben, wenn wir Österreich-Ungarn fallen ließen. Übrigens stimmt das Urteil des Fürsten nicht mit seiner Handlungsweise überein. Wir wissen doch seit kurzem aus halbamtlicher Quelle, daß er nach dem japanischen Kriege den Versuch gemacht hat, „Rußland durch vertragsmäßige Bande an uns zu fesseln." Aber lassen wir diese Möglichkeiten auf sich beruhen, so bleibt doch die Frage bestehen, was uns die so eifrig angewärmte russische Freundschaft genützt hat, solange sie bestand? Unsere Beziehungen zu andern Staaten wurden dadurch nirgends besser. Als wir mit England wegen der Bagdadbahn und Koweit Händel bekamen, ließen uns die Russen völlig im Stich. Hätte es nun für uns keine andere Möglichkeit als die russophile Politik gegeben, so müßte man das hinnehmen. Aber wir hatten doch kurz zuvor eine andere vor uns gesehen und verschmäht. Was war es also, das wir für die Ablehnung des englischen Bündnisses eintauschten? Nichts weiter als das kalt gewordene Linsengericht der historischen Freundschaft zwischen den Häusern Hohenzollern und Romanow.

Wir hatten ohne Zweifel mehr erwartet, aber die Rechnung war fehlgeschlagen. Man kann aus einer Erzählung des Fürsten Bülow erraten, worauf sie gerichtet *war*. Er berichtet von einer Äußerung, die Bismarck gegen Ende der achtziger Jahre zu ihm getan hat. „In dem russischen Faß gärt und rumort es ja ganz bedenklich, das könnte einmal zu einer Explosion führen. Am besten für den Weltfrieden wäre es wohl, wenn die Explosion nicht in Europa, sondern in Asien erfolgte. Wir müssen uns dann nur nicht gerade vor das Spundloch stellen, damit der Zapfen uns nicht in den Bauch fährt." Anfangs des Jahrhunderts erfolgte die Explosion, wie Bismarck gewünscht hatte, in Ostasien. Wir stellten uns vorsichtig hinter das Faß, und der zurückprallende Zapfen flog uns ins Auge. Keine zwei Jahre nach Beendigung des japanischen Krieges hatte Rußland sich mit England verständigt — auf unsere Kosten.

Das konnte niemand überraschen, denn es geschah nach den Gesetzen der politischen Physik. Rußland, im fernen Osten zurückgeworfen, mußte sich wieder mit erhöhter Energie seinen europäischen Interessen und Problemen zuwenden. Da Port Arthur, die Mandschurei und Korea verloren waren, traten Konstantinopel und Armenien wieder in die erste Linie. Hier kann Fürst Bülow allenfalls Nachsicht beanspruchen. Er hatte wohl erwartet, daß die Russen siegen und dann für lange Zeit im fernen Osten beschäftigt sein würden, wovon die Folge eine steigende Verschärfung des russisch-englischen Gegensatzes gewesen wäre. Statt dessen trat das Gegenteil ein, die Russen wurden geschlagen, sogar sehr empfindlich geschlagen. Wir hatten eben Rußland militärisch überschätzt,

Digitized by Google

wie es unsere Art war, alles für unübertrefflich zu halten, was gerade mit uns befreundet war. Hätten unsere leitenden Männer damals eine bessere, eine gründlichere Kenntnis des wirklichen Rußland, nicht nur, wie das leider bei unserer Diplomatie üblich ist, des Hofes und der Residenz besessen, so hätten auch sie vorausgesehen, was viel niedriger Gestellte von Anfang an wußten, daß dieses Rußland in seiner damaligen Verfassung und bei seinem revolutionsreifen inneren Zustand einen solchen Krieg gegen einen Gegner wie Japan, hinter dem England stand, unbedingt verlieren müsse. Doch wie gesagt, dieser Rechenfehler mag entschuldbar sein, da der Ausgang jedes Krieges ungewiß ist. Was nicht entschuldigt werden kann, ist die Richtung, die unsere Politik oder sagen wir der Kürze wegen, da er sie nun einmal vor der Geschichte zu verantworten hat, die Fürst Bülow jetzt einschlug.

Er scheint den Augenblick für günstig gehalten zu haben, um Rußland durch Freundschaftsbeweise und Liebesdienste an uns zu fesseln. Deutsches Geld half über die gefährliche Finanznot hinweg, der Rat Kaiser Wilhelms bewog den Zaren — wie wir jetzt halbamtlich erfahren haben — durch Einlenken in die Bahn des Verfassungslebens den Ausweg aus den inneren Wirren zu suchen. Wir setzten auf Witte, den Deutschenfreund, den Gegner Englands und Führer der konstitutionellen Richtung. Wir hatten, wie sich bald zeigte, wieder auf das falsche Pferd gesetzt. Die raschen Erfolge bei Niederwerfung der Revolution brachten dem Zaren die Meinung bei, daß er weiter nachgegeben habe als nötig war. Der dem Zaren von jeher unsympathische Witte wurde gestürzt, seine Gegner ergriffen die Zügel der Macht. Ist es zu verwundern, daß dies auch auf die auswärtige Politik zurückwirkte? Die Nachgiebigkeit gegen die Volkserhebung, die man jetzt bereuen zu müssen glaubte, war ja von Deutschland angeraten worden. Und was hatte man überhaupt von Deutschland bisher gehabt? Während des eben abgelaufenen unglücklichen Krieges war die deutsche Freundschaft ja ganz angenehm, in der Finanzkrisis sogar sehr nützlich, für die politische Hauptfrage aber war sie wertlos gewesen. Die Niederlage war durch sie nicht verhindert worden. Es wiederholte sich im kleinen, was 1878 geschehen war, als die Zarin dem deutschen Botschafter vorwurfsvoll sagte: Eure Freundschaft ist zu platonisch. Ganz platonisch war sie diesmal nicht gewesen, aber der Russe, von jeher anspruchsvoll, verlangte viel mehr. So kam es, daß die deutschen Bündnisanträge abgelehnt wurden, während die englische Werbung offene Ohren fand.

Das sieht nun wieder aus, als hätte eine unberechenbare Wendung unsere an sich richtigen Pläne durchkreuzt. Aber so ist es doch nicht. Diese Pläne hatten von Anfang an wenig Aussicht auf Erfolg. Was hatten wir denn außer Geld und guten Worten den Russen zu bieten? Die offiziöse Mitteilung, der wir unsere Kenntnis verdanken, hat sich darüber etwas orakelhaft geäußert: wir hätten Rußland Anträge gemacht, durch deren Annahme es gegen jede Bedrohung gesichert worden wäre. Gleichviel, was sich darunter verbarg, ob ein neuer Dardanellenvertrag, der dem russischen Handel die freie Durchfahrt verbürgte, oder was sonst etwa, es war unter allen Umständen zu wenig. Rußland wollte überhaupt nicht gegen Bedrohung gesichert sein, es wollte Eroberungen machen, am Balkan, in Kleinasien und wohl auch noch sonstwo. Dazu verlangte es zumindest freie Hand, wenn nicht Unterstützung. Wer Rußland gewinnen, sich mit ihm fest verbinden wollte, der mußte in diesem Punkte den russischen

Digitized by Google

Wünschen entgegenkommen. Bismarck hat es getan. Er selbst hat das oft ausgesprochen, und wir wissen zudem längst, daß sein viel berufener Rückversicherungsvertrag den Russen den Weg nach Konstantinopel und die Vorherrschaft am Balkan freigab. Seit Bismarcks Sturz war das Deutsche Reich von dieser Linie immer mehr abgekommen, es hatte, im Gegenteil, die Stärkung der Türkei sich offen zum Zielpunkt genommen. Auf dieser Grundlage war ein Zusammengehen mit Rußland auf die Dauer nicht möglich. Nirgends deutlicher als hier zeigte sich, daß die Politik des Deutschen Reiches mit der seiner Nachbarn in grundsätzlichem Widerspruch stand; die andern wollten Erwerbungen machen, die den bestehenden Zustand änderten, Deutschland vertrat die Erhaltung des status quo. Mit einer Politik des status quo war den Russen am wenigsten gedient.

Dies war die schwache Stelle der Politik des Fürsten Bülow und — setzen wir hinzu — seiner Nachfolger: sie suchten die Verbindung mit einer Macht, der sie nichts zu bieten hatten, deren dringendstem Wunsche sie vielmehr andauernd entgegenwirkten. Es war vorauszusehen, daß diese Macht sich nach der andern Seite wenden werde, sobald sie dort hoffen konnte, zu bekommen, was sie brauchte. Von dieser Wendung sind die deutschen Staatsmänner überrascht worden, wie wir durch das Zeugnis des belgischen Gesandten wissen. Eigentlich ist nur ihre Überraschung selbst überraschend. Wenigstens Fürst Bülow hätte voraussehen müssen, was geschehen würde, da er selbst uns die Warnung mitteilt, die ihm Bismarck einst auf den Weg gegeben hatte: wenn wir England zum offenen und permanenten Feinde bekämen, würden wir es völlig an Rußland ketten. Er mußte auch wissen, daß, wenn England zu bieten anfing, wir in Petersburg den Kürzeren ziehen würden. Es kann ihm doch unmöglich unbekannt gewesen sein, daß die Türkei und Konstantinopel für die englischen Staatsmänner nicht mehr das noli me tangere der Palmerstonschen Zeit waren. Seit Jahren schon arbeitete ja die englische Diplomatie, für alle Welt sichtbar, in entgegengesetzter Richtung, in engeren Kreisen aber wußte man, daß ihr Begehren nach gewissen Stücken des türkischen Reiches sich schon zur Zeit Lord Salisburys bis zu förmlichen Teilungsvorschlägen verdichtet hatte. Für eine Verständigung mit Rußland war also auf englischer Seite die wesentlichste Voraussetzung gegeben. Nun brauchte nur das Scheitern der ostasiatischen Pläne auch in Petersburg die alten Wünsche wieder zu erwecken, und schon sah die erstaunte Welt den russischen Koloß in die weitgeöffneten Arme König Eduards sinken.

Man darf es wiederholen, dies war keine Überraschung, es entsprach durchaus der Logik der Tatsachen. Wohl bestanden zwischen den beiden neuen Freunden alte Interessengegensätze fort, aber sie traten zurück hinter dem neuen gemeinsamen Gegensatz gegen einen Dritten. Im Staatenleben, das überhaupt von wechselnden Gegensätzen regiert wird, kommt es aber immer darauf an, welcher Gegensatz jeweils der stärkste ist. Darüber konnte man bei England nicht mehr im Zweifel sein, seit Deutschland das englische Bündnis abgelehnt hatte. Aber auch bei Rußland drang jetzt die Einsicht wieder durch, die schon Skobelew in das geflügelte Wort gekleidet hatte: der Weg nach Konstantinopel führt durch das Brandenburger Tor! England wie Rußland sahen jetzt beide ihren derzeitigen Hauptgegner in Deutschland. Eine vorausschauende Politik hätte darum das Herannahen der vollständigen Einkreisung erkannt

Digitized by Google

und ihr vorzubeugen gesucht, sobald die Aussicht schwand, an Rußland einen Rückhalt gegen England zu finden, das heißt, sobald die Niederlage Rußlands in der Mandschurei feststand, also im Frühjahr 1905, spätestens nach der Schlacht bei Tsushima. Dies war der Moment, der ausgenutzt werden mußte: das englisch-französische Einverständnis mußte entweder diplomatisch aufgelöst oder militärisch vernichtet werden, ehe der Dritte im Bunde den Ring um Deutschland schloß. Die Gelegenheit hierzu war da; sie hieß Marokko, und es sah einen Augenblick so aus, als sollte sie benutzt werden. Frankreich war nicht gerüstet; das bewies schon der panische Schrecken, der die französischen Minister bei der ersten Kriegsdrohung befiel. Rußland, mit dem größeren Teil seines Heeres in der Mandschurei, mit erschöpften Finanzen und den Anfängen der Revolution im Lande, hätte nicht eingreifen können. Die englische Hilfe hätte den Franzosen wenig genützt, denn die 100 000 Mann, die König Eduard ihnen großmütig versprochen hatte, existierten noch garnicht. An der raschen und vollständigen Niederwerfung Frankreichs war kein Zweifel. Nicht nur die militärischen Autoritäten rieten dazu, den Augenblick zu benutzen, auch der letzte Träger der bismarckschen Überlieferungen im Auswärtigen Amt, Herr v. Holstein, war, wie man weiß, für den Krieg. Wir haben den Krieg dennoch nicht geführt. Auf einen großartig aussehenden Anlauf folgte kein Sprung, und aus Marokko wurde Algeciras. Dies ist im Buche des Fürsten Bülow das ausführlichste und das unglücklichste Kapitel. Es ist eine eifrige und beredte Selbstverteidigung. Aber seine Beredtsamkeit wird nicht vermögend sein, irgend einen Gerichtshof der Welt zu seiner Freisprechung zu bewegen, so lange es ihm nicht gelingt, die Tatsache wegzuschaffen, daß wir die Unabhängigkeit Marokkos, deren wir uns in feierlichster Weise, unter Einsetzung der Person des Kaisers, vor aller Welt, namentlich vor der ganzen islamitischen Welt, angenommen hatten, schließlich doch geopfert haben.

Die wahre Geschichte jener aufregenden und unerfreulichen Monate wird vielleicht nie geschrieben werden. So viel aber weiß man heute doch schon, daß damals im Schoße der deutschen Regierung selbst zwei Richtungen mit einander rangen, daß im Anfang die kriegerische überwog und zuletzt die friedliche siegte. Fürst Bülow vertritt heute die friedliche, und es ist interessant, was er dafür geltend macht. Im Grunde ist es nur ein Gedanke: die Flotte. England, sagt der Fürst, hätte damals unsere im Entstehen begriffene Kriegsflotte vernichten können und hätte es getan, und es hätte ebenso unsern Handel in der Welt zerstört. Als Laie wird man sich hüten müssen, dem ersten Satz zu widersprechen, obwohl es nicht ohne Weiteres einleuchtet, daß Wilhelmshaven und Kiel damals gegen einen englischen Angriff schutzlos gewesen sein sollen. Als Laie wird man auch nicht darauf bestehen dürfen, daß die Flotte, die wir damals bauten, uns niemals zur Unabhängigkeit von England verholfen hätte, hätte nicht England selbst uns durch den Übergang zum Bau von Dreadnoughts die Möglichkeit geboten, den Wettbewerb mit Aussicht auf Erfolg neu aufzunehmen. Abgesehen von allem dem, ist die Frage doch erlaubt: war Deutschland wegen der Flotte da oder die Flotte Deutschlands wegen? Was bedeutete der Verlust von Kriegsschiffen gegenüber der Tatsache, daß wir auf dem Festland von Europa die unbestrittene Vorherrschaft erwarben und schlechterdings keine Macht mehr da war, die uns hätte angreifen und unser Dasein bedrohen können? Was unser überseeisches Handelsgeschäft betrifft, so wäre es

Digitized by Google

gewiß mitsamt den Kolonien den Engländern zum Opfer gefallen, aber der Verlust wäre damals weder relativ noch absolut so groß gewesen wie jetzt. Die englische Blockade endlich hätten wir sehr viel leichter ertragen, ja vielleicht kaum gespürt, wenn der Verkehr mit Rußland aufrecht erhalten blieb und Nordamerika, wie man für damals wohl annehmen darf, sich nicht so willig wie heute zum Sekundanten Englands hergegeben hätte. Im Grunde gab es dabei nur eine Schwierigkeit: den casus belli zu finden, dem die Franzosen nicht ausweichen konnten und der dem deutschen Volke einleuchtete. Das wäre gewiß nicht leicht gewesen, um so weniger, als man hier gegen den Schatten Bismarcks hätte kämpfen müssen, dessen Äußerungen über die Verwerflichkeit des Präventivkriegs der politischen Bequemlichkeit des deutschen Philisters in so verhängnisvoller Weise eingeleuchtet haben. Aber eine ihrer Sache sichere, ihrer Zwecke klar bewußte Politik hätte auch das zustande gebracht. Sie hätte dem Volke klargemacht, daß es sich bei Marokko in der Tat, wie Fürst Bülow selbst noch jetzt urteilt, um eine nationale Frage handelte. Sie hätte ihm die Augen darüber geöffnet, vor welcher Gefahr es stand, und den Schatten Bismarcks beschworen durch Anrufung des lebendigen Bismarcks, der weder 1864 noch 1866 sich um die Frage gekümmert hat, ob nicht die Vorsehung noch andere Wege zum Ziele wisse als den Krieg, und der 1870 einen Krieg entfesselte um einer Ehrenfrage willen, ohne daß eine andere Bedrohung vorlag. Das hätte das deutsche Volk verstanden und den Kampf mit dem gleichen todesmutigen Pflichtgefühl aufgenommen, mit dem es immer gekämpft hat. Der Erfolg aber, der nicht ausgeblieben wäre, hätte für das Weitere schon gesorgt.

Das alles hat heute gewiß nur noch historischen Wert. Aber Fürst Bülow ist doch nicht im Recht, wenn er jede retrospektive Betrachtung dieser Art grundsätzlich als „Konjekturalpolitik" ablehnt. Alle Politik ist im Grunde konjektural, weil sie immer mit Faktoren rechnet, die nur vermutungsweise angenommen werden können. Wollte man aber die Erörterung der Frage abschneiden, was geschehen wäre, wenn man in einem bestimmten Fall nicht so, sondern anders gehandelt hätte, so hieße das auf jede Kritik in der politischen Geschichte und damit auch auf die Möglichkeit, aus der Geschichte zu lernen, verzichten. In der Kriegswissenschaft würde kein Verständiger diese Forderung stellen, und doch ist das Feld der unberechenbaren Möglichkeiten im Kriege noch viel größer als in der Politik. So hat auch der politische Historiker das Recht und die Pflicht, über entscheidende Entschlüsse auf Grund der inzwischen durch Erfahrung gewonnenen Einsicht zu urteilen, und zu erwägen, ob und in wie weit durch andere Entschüsse den mittlerweile eingetretenen Folgen hätte vorgebeugt oder ausgewichen werden können; nicht in der Meinung, daß er selbst nun der Klügere sei oder gewesen wäre, der den Fehler nicht gemacht, das Richtige aber gefunden haben würde, sondern, wie Clausewitz es ausdrückt, „er erkennt die Fehler aus dem Zusammenhang der Dinge und fordert von der Sagazität des Handelnden, daß er sie hätte sehen sollen." Eben an dieser Sagazität scheint es damals gefehlt zu haben. Es ist schwer zu glauben, daß die Gefahr der Einkreisung rechtzeitig in ihrer ganzen Größe erkannt worden sei, wenn es feststeht, daß nicht einmal die fertige Einkreisung zu dem Schritt bewogen hat, der doch von allen am nächsten lag, nämlich die jahrelangen Versäumnisse in unserer Rüstung zu Lande so rasch wie möglich nachzuholen, und das Reich, entsprechend den größeren Gefahren, militärisch stärker zu machen. Aber bis man sich dazu auf-

Digitized by Google

rafste, mußten noch fünf Jahre vergehen, und Fürst Bülow ist es nicht gewesen, der die Heeresverstärkung — die erste seit 1893! — beantragte, durch die die Kampfkraft des Reiches mit seiner gestiegenen Volkskraft wieder einigermaßen in Einklang gebracht wurde.

Wenn es überdies auch richtig sein mag, daß die wirklichen Folgen eines nur in Gedanken angenommenen Entschlusses immer ungewiß bleiben, weil man nie wissen kann, was nachher alles geschehen wäre, so weiß man doch eines mit Bestimmtheit: was nicht geschehen wäre. Das bedeutet in diesem Falle, daß dem Deutschen Reiche der gegenwärtige Krieg erspart geblieben wäre, wenn es sich im Jahre 1905 entschlossen hätte, den letzten günstigen Augenblick zu benutzen, um zu verhindern, daß die drei stärksten Großmächte Europas sich zu seiner Vernichtung verbänden. Ob das nun wirklich ein Fehler war oder am Ende doch weise Vorsicht, ob es nicht für Deutschlands Glück und Zukunft besser ist, daß es mit größeren Kräften den schwereren Krieg führen und einmal in derselben Weise wie das Preußen des Großen Königs gegen Übermacht um sein Dasein kämpfen muß, darüber wird das Schicksal entscheiden, indem es den deutschen Waffen den Sieg verleiht, auf den wir hoffen. Unsere Betrachtung hat nichts weiter erstrebt, als die Vergangenheit zu verstehen. Alles, was wir geltend machten, gehört längst der Vergangenheit an. Die Frage darf ja heute garnicht mehr aufgeworfen werden, vor der wir an der Jahrhundertwende standen, ob wir auf der Bahn zur Welt- und Seemacht mit immer größeren und schnelleren Schritten weiterschreiten oder einstweilen die Schritte hemmen und zunächst unsere Stellung in Europa sichern sollten. Veraltet und überwunden ist auch der Gedanke, als könnten wir zwischen der Front gegen Ost und gegen West, Rußland oder England, eine Wahl treffen, mögen auch noch so viele, die den Schlag der Weltenuhr überhört haben, an dieser altgewohnten Formel hängen bleiben. Die Würfel sind gefallen! Längst ist es entschieden, daß wir Weltmacht sein oder untergehen müssen, und daß wir die Aufgaben, die in einer früheren Phase nacheinander sich hätten lösen lassen, nun beide zugleich zu lösen haben: auf dem Festland eine unangreifbare Stellung und auf dem Meere Freiheit und Gleichberechtigung uns zu erkämpfen.

* * *

Aber unser Interesse an dem Buche des früheren Reichskanzlers erschöpft sich nicht mit dem, was es über die Vergangenheit bietet. Wir fragen ebenso nach dem, was es uns für Gegenwart und Zukunft zu sagen hat. Wir finden am Schlusse des Bandes eine allgemeine Belehrung darüber, wie man auswärtige Politik machen müsse, was insbesondere das deutsche Volk zu lernen und was es sich abzugewöhnen habe, wenn es auf diesem Felde Lorbeeren ernten wolle. „Die lässige Gleichgültigkeit gegenüber dem politischen Leben, die vor Zeiten einmal unschädlich war, ist heut nicht mehr am Platz." Sie hat bewirkt, daß unter anderem die auswärtige Politik den Meisten ein völlig unbekanntes Gebiet ist, auf dem sie nach Anschauungen der Parteipolitik, nach abstrakten Lehrmeinungen und moralischen Empfindungen urteilen. „Wir laufen immer wieder Gefahr, auswärtige Vorgänge mit dem Herzen statt mit dem Kopf zu nehmen. Damit hängt auch unser Mangel an Psychologie zusammen. Wer alles vom Standpunkt des eigenen Gefühls beurteilt, vermag sich schwer in die Mentalität anderer hineinzudenken." Wer würde das nicht unterschreiben? Aber

Digitized by Google

es gilt doch durchaus nicht nur von denen, die sich aus Gewohnheit oder Geschmack zu wenig mit Politik befassen. Gerade unsern beamteten Politikern wären vor allen Dingen mehr Kenntnisse zu wünschen, Kenntnisse von Menschen und Dingen. Das ist ja während des Krieges in überraschender Weise zu Tage getreten. Wir haben die Beobachtung machen können, daß es im deutschen Volke keineswegs an Kennern des Auslands fehlt, ja vielleicht ist gründliche Kenntnis fremder Länder in Deutschland häufiger anzutreffen als anderswo. Aber diese reichen Kenntnisse waren nicht Gemeingut, und sind es zum großen Teil noch jetzt nicht, und sie wirken nicht auf unsere Politik, weil eben die Auslandskenner nicht die Politiker und die Politiker nicht Kenner des Auslands sind. Man hat sich beispielsweise bei uns darüber aufgehalten, daß der Botschafter, der Frankreich bei Ausbruch des Krieges seit Jahren in Berlin vertrat, kein Wort Deutsch verstand. Wie war es aber mit unsern Vertretern in Petersburg? Wie viele von ihnen, Botschaftern, Räten und Sekretären, waren imstande, eine Unterhaltung in russischer Sprache zu führen oder nur eine russische Zeitung zu lesen? Fürst Bülow hat auch vollkommen Recht, wenn er rät: „Wir sollten den andern nicht zu oft und in zu hohen Tönen unsere Kultur anempfehlen. Es ist besser, ruhig zu erklären, daß man die Sicherheit und Stärkung des eigenen Landes anstrebe, als eine Kulturhegemonie anzukündigen, die alle Welt mehr fürchtet als die politische Suprematie." „Die beste Art der Kulturpropaganda und der richtige Weg, deutsche Kultur zu verbreiten, besteht darin, daß wir unser geistiges Leben rein halten von unreinen und unsrer Kultur schädlichen fremden Einflüssen." Gewiß; wir sind als junges Kulturvolk unsrer eigenen Art noch nicht sicher genug und verraten diese innere Unsicherheit nur zu oft in einer Weise, die mit unsern Ansprüchen seltsam kontrastiert. Damit bringen wir uns auch politisch vielfach um die Früchte unserer Arbeit. Aber auch hier darf man fragen: von wem gilt das mehr, vom Volk im Ganzen oder von seinen amtlichen Vertretern und verantwortlichen Leitern? „Wir legen auf allen Gebieten, im Reiche der Kunst wie auf politischem Felde, zu hohes Gewicht auf das Urteil des Auslands." Auch das ist richtig, aber wen trifft der Tadel stärker, die Männer der Kunst oder die Männer der Politik? Gibt es nicht sogar einen ehemaligen Reichskanzler, dem man nicht ganz ohne Grund vorgeworfen hat, daß er dem Ausland mehr Komplimente mache als gut sei? Läßt es sich leugnen, daß der Sinn für nationale Unabhängigkeit, wie immer er sich äußern mochte, bei den verantwortlichen Vertretern des nationalen Staates seit langen Jahren viel eher auf Dämpfung als auf Ermutigung rechnen konnte? Und ist es nicht eine Tatsache, die man wohl ignorieren, aber nicht aus der Welt schaffen kann, daß die Entwicklung, die die Dinge genommen haben, viel richtiger von gewissen viel gescholtenen Kreisen im Volke, als von den amtlich Legitimierten vorausgesehen und vorausgesagt worden ist? Es kommt einem darum auch so vor, als sollten die vortrefflichen Ermahnungen des Fürsten Bülow über die Notwendigkeit von Kenntnissen, Takt und Selbstbewußtsein, und über die Verkehrtheit des Moralisierens in der Politik gewiß von jedermann, am meisten aber doch von den durch Amt und Beruf zur Leitung der Volksgeschicke Ausersehenen gelesen und beherzigt werden. Oder um es bildlich auszudrücken: der Fürst sollte seine Predigt den Pfaffen, nicht dem Laienvolk halten.

Vielleicht ist das auch seine eigene Meinung. Wenn er z. B. sagt: „ein ungeschicktes Wort, eine unüberlegte Wendung können unter Umständen mehr

Digitized by Google

Schaden tun als ein verlorenes Gefecht", — so wird auch er wohl nicht bestreiten, daß alle Taktlosigkeiten der alldeutschen Presse und alle Verstiegenheiten der Kriegsziel-Literatur noch nicht den zehnten Teil des Schadens aufwiegen, den ein gewisses Wort angerichtet hat, das aus hochamtlichem Munde in einem geschichtlichen Augenblick gefallen ist. Es ist nicht die einzige Stelle dieser Art, die eine solche Deutung zuläßt oder gar fordert. Der Fürst scheint also im Grunde unserer Ansicht zu sein, daß die Reform am Haupte mindestens so nötig sei wie an den Gliedern. Aber wie soll das anders werden? „Die Gegenwart, die voll ist von ernsten und großen Aufgaben, und noch mehr die Zukunft nach diesem Kriege, brauchen ein politisches Geschlecht. Es ist eine deutsche Hoffnung, daß ein solches Geschlecht dereinst heimkehrt aus der Feuer- und Seelenprobe dieses beispiellosen Völkerringens. Männer mit großem Herzen, die das besonnene Urteil über die praktischen Fragen innerer Politik nicht verkrüppeln lassen wollen durch den Zwang parteipolitischer Doktrinen, Männer mit starkem Willen, die eine entschlossene, in ihren Zielen große, in ihren Mitteln energische Politik auch von der Regierung fordern." Das sind schöne Worte, jedem Deutschen aus der Seele gesprochen. Aber sind sie mehr als ein Wunsch? Die gleiche Hoffnung hat schon einmal das deutsche Volk beseelt, vor hundert Jahren. Sie ging nicht in Erfüllung, weil die alten Formen über den neuen Geist den Sieg davontrugen. Da gab es genug der Männer mit großem Herzen und starkem Willen, vielleicht mehr als heute, aber sie mußten bei Seite stehen, verbittert und vergrämt, zur Untätigkeit verdammt, wenn nicht gar als Staatsfeinde verfolgt, während „die Affenbosheit niedriger Handlanger", wie Treitschke es genannt hat, das Schicksal der Nation in der Hand behielt. Wer bürgt uns dafür, daß es diesmal nicht ähnlich gehe? Da helfen alle Mahnungen an das Volk nicht viel, wo die Entscheidungen in engem Kreise und in wenigen Augenblicken fallen. Das politische Geschlecht, das Fürst Bülow in den heimkehrenden Kriegern hoffend erblickt, ist schon da. Es sind ihrer schon heute mehr denn siebentausend in Israel, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor Baal, und viele hunderttausende, die erwachen und sich den Schlaf aus den Augen reiben. An den Truppen fehlt es nicht, aber wo sind die Führer, wo ist der Führer? Wo ist die Möglichkeit für die vorhandenen reichen Gesinnungen, Fähigkeiten, Kenntnisse, sich zur Geltung zu bringen? Auf den bisherigen Wegen wird es künftig noch weniger gehen. Der neue Wein braucht vollends neue Schläuche, neue Formen des staatlichen Lebens, die besser als die alten dafür sorgen, daß die lebendigen Kräfte genützt werden, und die rechten Männer an die rechten Stellen gelangen. Denn mag auch Fürst Bülow leider Recht haben, wenn er das politische Talent unser ererbt schwächstes nennt, so fehlt es uns doch auch daran nicht ganz. Es müßte nur entwickelt werden, dann würden wir auch in der Politik und vor allem in der auswärtigen Politik wieder Fortschritte machen, in der wir als Ganzes seit Bismarck nur Rückschritte gemacht haben. Und dazu eben bedürfte es neuer Formen des staatlichen Lebens. Aber das ist ein Problem der innern Politik, und davon soll hier ja nicht die Rede sein. Es wurde nur gestreift, um zu zeigen, daß es vorhanden ist, und um festzustellen, daß Fürst Bülow von ihm keine Notiz genommen hat. Da können wir also von ihm auch keinen Rat erwarten.

Wenn wir nun fragen, wie wir uns Deutschlands Beziehungen zu den einzelnen Mächten denken sollen, so hören wir manche ausgezeichnete allgemeine Gedanken, denen man nur aus vollem Herzen beistimmen kann. Vortreff-

Digitized by Google

lich ist besonders, was im Vorwort über die Stimmung gesagt ist, die der Krieg voraussichtlich bei allen beteiligten Völkern hinterlassen wird. „Haß und Rachegefühl werden noch lange die internationalen Beziehungen beeinflussen. Es wäre ein schwerer, ein nicht gutzumachender Fehler, in dieser Richtung Illusionen nachzugehen und früher vorhandene, vielleicht berechtigte Sympathien praktisch hinüberretten zu wollen in eine Zeit, der dieser Krieg das Gesetz vorgeschrieben und den Charakter bestimmt hat." „Unter den Trümmern, die dieser Krieg hinterlassen wird, werden moralische Eroberungen nicht leicht zu machen sein." Man kann nur wünschen, daß diese Worte von allen, die es angeht, beherzigt und zur Richtschnur genommen werden. Es ließe sich auch wohl noch mehr sagen: wenn in früheren Zeiten die Beziehungen Deutschlands zu andern Staaten und Völkern wechselweise bestimmt wurden durch Anziehung und Abstoßung, so wird in Zukunft auf lange hinaus nur noch die Abstoßung wirksam sein. Mit Sympathien werden wir so bald nicht rechnen dürfen, nirgends, auch nicht bei den jetzt noch Neutralen, mögen sie nun weiterhin neutral bleiben oder nicht. Darin unterscheidet sich die durch den jetzigen Krieg geschaffene Weltlage von allen ähnlichen in früherer Zeit, darin ist sie schlechthin beispiellos. Darum hat Fürst Bülow Recht, wenn er die so beliebten Analogien aus der Geschichte — 1866, den Siebenjährigen Krieg — als Richtschnur für unser Verhalten mit scharfen Worten ablehnt. Es zeugt wirklich nicht von politischem Sinn, wenn man immer wieder auf diese schiefen Vergleiche zurückkommt, wobei man gerade das Wesentliche vollständig übersieht, das völlig neue Moment der Leidenschaft ganzer Völker, ein Moment, das in solchem Maße noch nie in der Geschichte vorgekommen ist. „Der durch den Krieg einmal entfachte und mit Blut besiegelte nationale Haß wird nach dem Kriege so lange fortleben, bis ihn eine anders gerichtete nationale Leidenschaft ablöst." Es wäre überflüssig, darauf hinzuweisen, wie Recht Fürst Bülow auch mit der Nutzanwendung hat, die er für unser Friedensprogramm zieht, — es wäre überflüssig, wenn nicht wiederum eine entgegengesetzte Meinung so häufig anzutreffen wäre. Der Rat des Fürsten lautet kurz und bündig: Deutschland muß aus dem Kriege größer, stärker, mächtiger hervorgehen, als es in den Krieg eingetreten war. „Der Schutz, den Deutschland in Zukunft gegenüber der Feindseligkeit, dem erneuerten und neuen Revanchegelüst in West, in Ost und jenseits des Kanals findet, kann nur liegen in seiner eigenen vermehrten Macht. Die Rüstung zu Lande und zu Wasser werden auch die Gegner stärken. Wir aber müssen uns an unsern Grenzen und an unserer Küste stärker, schwerer angreifbar machen, als wir es zu Beginn des Krieges waren." „Gegenüber der Stimmung, die dieser Krieg gegen uns zurücklassen wird, würde die einfache Wiederherstellung des Status quo ante bellum für Deutschland nicht Gewinn, sondern Verlust bedeuten." An diesen Sätzen, in denen wir aus dem Fehlen jeder Beziehung auf Kolonien und überseeische Beziehungen nicht zu viel folgern wollen, könnte man höchstens auszusetzen finden, daß sie das unerbittliche Entweder-Oder, das vor uns liegt, noch nicht in seiner ganzen Schärfe zeigen. Ein Kriegsausgang, der uns keinen Zuwachs an Macht bringt, würde nicht nur Verlust bedeuten, sondern Untergang. Wir hören auf, Großmacht zu sein, wenn wir nicht eine viel größere Macht werden, als wir vor dem Kriege waren. Entweder viel größer oder wieder ganz klein — das ist die Wahl, vor die das Schicksal uns stellt. Insofern ist der Kampf um Machtgewinn, großen Machtgewinn für uns tatsächlich ein Kampf ums Dasein, und das ewige Herumreiten auf dem Gegensatz von Eroberungskrieg und Verteidigungskrieg ist nicht nur falsch, sondern einfach dumm.

Digitized by Google

Es wird sich darum handeln, worin die zu erstrebende erhebliche Verstärkung unserer Macht bestehen soll. Da muß man leider bekennen, daß sich in dem Buche des Fürsten Bülow auf diese Frage keine befriedigende Antwort finden läßt. Die Antwort, die man mehr zwischen als in den Zeilen zu lesen glaubt, kann schwerlich befriedigend genannt werden.

Lassen wir dem ältesten unserer Feinde den Vortritt. Über unser Verhältnis zu Frankreich spricht Fürst Bülow mit eindringlicher Klarheit und Bestimmtheit. Er läßt keinen Zweifel daran, daß er jeden Gedanken an eine Versöhnung für traumhaft hält. Wenn vor dem Kriege schon die Versuche der Annäherung aussichtslos waren — „es erschien mir immer schwächlich, schreibt Fürst Bülow, die Hoffnung zu nähren, Frankreich wirklich und aufrichtig versöhnen zu können, solange wir nicht die Absicht hatten, Elsaß-Lothringen wieder herauszugeben" — so ist für die Wiederaufnahme solcher Bemühungen nach dem Kriege, der die Gefühle des Hasses gegen uns bei der ganzen französischen Nation bis ins Wahnwitzige gesteigert hat, einfach kein Raum mehr vorhanden. Auch die Meinung, daß Frankreich sich im Kriege bis zu dauernder Ungefährlichkeit verbluten werde, wird vom Fürsten Bülow abgelehnt. „Die französische Revanchepolitik wird getragen von dem Glauben der Franzosen an die unverwüstliche Lebenskraft Frankreichs. Dieser Glaube fußt auf den Erfahrungen der französischen Geschichte. Kein Volk hat die Folgen nationalen Mißgeschicks stets so schnell verwunden wie das französische, keines nach schweren Enttäuschungen und scheinbar vernichtenden Niederlagen so leicht Spannkraft, Selbstvertrauen und Tatenfreudigkeit wiedergewonnen." Wem die französische Geschichte auch nur ein wenig vertraut ist, der kann das nur unterschreiben. Ein Frankreich, das in kurzem Kriege ruhmlos überwunden und rasch zum Frieden genötigt wurde, wäre vielleicht vor sich selbst moralisch zusammengebrochen und zur Abdankung bereit gewesen. Denn etwas anderes wäre der Verzicht auf Elsaß-Lothringen nicht gewesen, weil in ihm zugleich der Verzicht auf die geschichtliche Stellung Frankreichs in Europa läge, notre suprématie légitime, wie die Franzosen zu sagen lieben. Eine Nation aber, die Zeit und Gelegenheit zu so ungeheuren Opfern und Anstrengungen gefunden hat, wie sie jetzt auch der Gegner nicht ohne Achtung, ja Bewunderung anerkennen muß, eine solche Nation steht viel eher am Anfang eines neuen Aufschwungs als am Vorabend des Todesschlafs. Darauf werden wir uns einzurichten haben. Aber wie das nun am besten zu geschehen hat, dafür gibt Fürst Bülow nur an einer Stelle eine leise Andeutung. „Vielleicht wird sich das französische Volk im Laufe der Zeit den Bestimmungen des Frankfurter Friedens fügen, wenn es erkennen muß, daß sie unabänderlich sind, und namentlich wenn es uns gelingt, unsere noch immer ungünstige strategische Position gegenüber Frankreich weiter auszubauen." Das trifft vollkommen zu. Dauernder Friede kann zwischen uns und unsern westlichen Nachbarn nur herrschen, wenn die gemeinsame Grenze eine Gestalt erhält, die ihnen jede Aussicht auf Erfolg bei einem Angriff auf uns nimmt, uns dagegen die Möglichkeit schafft, Frankreich unsere volle militärische Überlegenheit fühlen zu lassen. Wird das nicht erreicht, so werden wir nach wie vor die unversöhnliche, jederzeit zum Kriege bereite Feindschaft der Franzosen als feststehenden Posten in alle Rechnungen unserer auswärtigen Politik einstellen müssen. Dann aber liegt die Entscheidung über unser Verhältnis zu Frankreich wiederum wie vor 1914 garnicht im Westen, sondern im Osten, in unseren Beziehungen zu Rußland. Aber die eigentliche

Digitized by Google

Lösung des Problems liegt doch auch hierin nicht, sie liegt überhaupt nicht im Westen.

Hierüber spricht sich Fürst Bülow viel weniger klar und — um das gleich zu gestehen — auch weniger richtig aus. Es fällt auf, daß schon der geschichtliche Hintergrund verzeichnet ist. So ungetrübt freundnachbarlich, wie er tut, kann der Fürst die früheren preußisch-deutschen Beziehungen zu Rußland nur schildern, wenn er nicht bloß die Teilnahme der Zarin Elisabeth am Siebenjährigen Krieg „mehr auf persönliche als auf sachliche Beweggründe" zurückführt, was durchaus nicht den Tatsachen entspricht — man könnte mit viel mehr Recht sagen, daß der Austritt Peters III. aus dem Kriege gegen Preußen lediglich auf persönlichen Beweggründen beruhte —, sondern auch die Haltung Rußlands in den Jahren 1848—1850 übergeht. Eine Darstellung der deutsch-russischen Beziehungen, und sei sie noch so kurz, in der die Namen Warschau und Olmütz nicht vorkommen und die Tatsache nicht erwähnt wird, daß der erste Versuch Deutschlands, zur Einigung zu gelangen, an dem Veto des Zaren scheiterte, nicht zu reden von der Bereitwilligkeit Nikolaus I., den Franzosen das linke Rheinufer zu überlassen, und von seinen begehrlichen Absichten auf Ostpreußen — eine solche Darstellung ist nicht nur unvollständig, sondern falsch. Auch an dem Verhältnis Preußens zu Rußland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weiß Fürst Bülow nur die „über das konventionelle Maß hinaus intimen" Beziehungen der beiden Herrscherhäuser zu erwähnen. Er vergißt, daß Bismarck dieses Verhältnis kurzweg als Dienstbarkeit und Vasallentum gekennzeichnet hat. Den Vergleich mit der großen Abrechnung, die Bismarck in der Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 mit Rußland vornahm, hält die Darstellung des Fürsten Bülow nach keiner Richtung aus.

Ist das schon auffällig, so muß es vollends befremden, bei einem so genau Unterrichteten eine Darstellung des Bruches zwischen Deutschland und Rußland zu Ende der siebziger Jahre zu finden, die sich so ganz in den ausgefahrenen Geleisen der Legende bewegt. Da sollen es wieder nur die russische Presse und die Eifersucht Gortschakows gewesen sein, die Rußland gegen den ehrlichen Makler vom Berliner Kongreß aufgebracht haben. Man fragt sich, welchen Grund Fürst Bülow haben kann, heute noch an diesem gefälschten Bilde festzuhalten, das zwar dem Stammtischphilister recht sein mag, nicht aber denen, die etwas von den Dingen wissen. Vor dem Kriege konnte man es allenfalls verstehen, daß ein ehemaliger Reichskanzler die Wahrheit nicht sagen mochte. Aber heute, wo der Krieg mit der Vergangenheit aufgeräumt hat? Welcher Grund liegt da noch vor, an der Fiktion von der kein Wässerchen trübenden Harmlosigkeit der bismarckischen Politik gegen Rußland festzuhalten? Auch Fürst Bülow ist ja der Meinung und spricht wiederholt aus, daß „das Tischtuch zwischen uns und Rußland zerschnitten ist", daß es heute in Rußland „einflußreiche deutschfreundliche Faktoren" nicht mehr gibt. Also wozu noch länger der Wahrheit Gewalt antun? Gerade Fürst Bülow, der sie kennen muß wie kaum ein zweiter, wäre berufen gewesen, uns darüber aufzuklären, wie Bismarck schon die immer näherkommende russische Gefahr mit dem klaren Zukunftsblick, der ihm eigen war, erkannt und dagegen Deckung gesucht hat; daß er den russischen Eroberungsplänen offen und insgeheim Hindernisse bereitet und dort, wo er sie scheinbar ermutigte, wie in Konstantinopel und am Balkan, dies doch nur getan hat, um die Politik des Zaren mit der stärksten Gegnerschaft anderer Mächte zu belasten. Es gibt für dieses Verschweigen kaum eine

Digitized by Google

andere Antwort, als daß Fürst Bülow selbst diese russische Gefahr nicht sieht. Wir finden bei ihm kein Wort über die stetig festgehaltene Linie der Eroberung gegen Westen, die seit Jahrhunderten die Seele der russischen Politik bildet und deren nächste Opfer die Ostmarken Deutschlands und Österreichs sein sollen; kein Wort über ihre alten, nie aufgegebenen Pläne auf den Weg über Norwegen an die Nordsee; nicht einmal etwas über ihr mit jedem Menschenalter dringender werdendes Streben nach Konstantinopel und seine starken sachlichen Beweggründe. Er gedenkt wohl mit einem Seufzer der ungeheuren Zunahme des russischen Volkes, aber er bemerkt nicht, daß schon diese Volksvermehrung bei der eigentümlichen Natur der russischen Volkswirtschaft und Ackerbauverfassung mit Notwendigkeit zu Eroberungspolitik drängt. Dagegen betont er um so stärker die Gemeinsamkeit der deutsch-russischen Interessen, die engen wirtschaftlichen Beziehungen und die Solidarität gegenüber den Bestrebungen des aufgeteilten polnischen Volkes. Er scheint zu vergessen, daß in der polnischen Frage bis vor kurzem Rußland am längern Arm des Hebels saß, weil es eher als Deutschland in der Lage war, den polnischen Wünschen entgegenzukommen, und daß gerade die Enge der wirtschaftlichen Beziehungen eine der stärksten Triebfedern der russischen Feindschaft gegen uns bildete, weil sie drüben als deutsche Vorherrschaft empfunden wurde. Auf dieser, die Tatsachen teils ignorierenden, teils abschwächenden Ansicht ruht dann das befremdliche Urteil: „dem Zweibund (Rußland—Frankreich) fehlte im Grunde ein beiden Mächten gemeinsamer und dauernder Interessengegensatz zum Deutschen Reich. Rußland fand mit seinen macht- und wirtschaftspolitischen Ansprüchen vielleicht keine europäische Macht so selten auf seinem Wege wie Deutschland." „Nirgends stießen Deutschland und Rußland mit ihren Ansprüchen und Interessen unmittelbar aufeinander." Und später: „Von Rußland . . . trennte uns bis zum August 1914 kein unüberwindlicher Interessengegensatz." Man traut seinen Augen nicht. Hat der Fürst Konstantinopel vergessen? Glaubt er noch — wie es Bismarck bekanntlich tat und zu seiner Zeit vielleicht tun konnte — daß die deutschen Interessen mit den russischen dort nicht in unüberwindlichem Gegensatz stehen? Gehört er etwa zu denen, die den Russen klarmachen möchten, daß sie auf Konstantinopel verzichten sollten? Dessen möchte man sich von ihm am wenigsten versehen, der am Schlusse seines Buches schreibt, daß „derjenige nur Heiterkeit erweckt, der sich die Köpfe anderer zerbricht und diese über ihre eigenen Interessen aufklären will. Auf sein eigenes Interesse glaubt sich jeder Mensch und jedes Volk selbst am besten zu verstehen." Oder meint er am Ende gar, wir könnten uns über Konstantinopel mit Rußland „verständigen"? Er, unter dessen Kanzlerschaft die Politik der Bagdadbahn und was mit ihr zusammenhängt, in Blüte stand? Hier klafft eine Lücke, und die Folge ist, daß man über unser künftiges Verhältnis zu Rußland im Unklaren gelassen wird. Mit der sogenannten Freundschaft früherer Tage ist es vorbei, „seitdem ein ungeheurer Krieg zwischen uns und Rußland ausgebrochen ist". Aber was nun? „Wir haben jetzt ein Recht und eine Pflicht, reale Gewähr dafür zu erlangen, daß Ostpreußen . . . nicht wieder barbarischer Verwüstung ausgesetzt wird." „Nachdem das Tischtuch zwischen uns und Rußland zerschnitten ist, brauchen wir nach Osten erheblich verstärkte und erhöhte Sicherheit, die nach Lage der Dinge jetzt nur in einer Korrektur unserer ungünstigen östlichen Landesgrenze bestehen kann, einer Korrektur, die uns vor neuen Invasionen schützt." Ist das alles? Eine Grenzberichtigung, etwa die Linie Niemen—Narew—Warthe, und weiter nichts? Soll

Digitized by Google

uns das gegen alle künftigen Gefahren von Osten schützen? Und wie soll es mit Polen werden? „Ob die Loslösung von Kongreßpolen eine Schwächung Rußlands bedeuten würde, steht dahin", meint Fürst Bülow. Also hätten wir nach seiner Ansicht wohl Polen — ganz oder teilweis? — zurückgeben sollen, als listiges Danaergeschenk, und Rußland damit die vorspringende Bastion wieder ausliefern, aus der es nach entsprechendem Ausbau seiner Eisenbahnen jederzeit nach Belieben mit überlegenen Massen vorbrechen, Preußen abschneiden, Schlesien überfluten und seine Heeressäulen zugleich gegen Wien und Berlin aussenden kann? Ist das die Meinung eines Mannes, der als leitender Staatsmann für das Schicksal Deutschlands neun Jahre lang verantwortlich war? Man sträubt sich, es zu glauben; aber es scheint wirklich so zu sein: Fürst Bülow denkt über unser Verhältnis zu Rußland völlig resigniert. „Wir können — sagt er — natürlich auch nicht die Wiedererstarkung des russischen Reiches wünschen. Wir werden aber bei der starken Zunahme der russischen Bevölkerung . . . und bei der nationalen und konfessionellen Homogenität der russischen Volksmasse damit rechnen müssen, wenn nicht Rußland entweder politischer und sozialer Zersetzung verfällt oder die Ukraine, seine Kornkammer und die Basis seiner Industrie, verliert." Da nun aber die Rechnung auf innere Umwälzungen beim Gegner immer die unsicherste von allen ist, und da Rußland die ihm so wichtige Ukraine auch schwerlich von selbst verlieren dürfte, so endet die Betrachtung des Fürsten Bülow offensichtlich mit einem Fragezeichen. Wer von ihm einen Rat erwartet, wie Deutschland sich dieser unheimlichen Zukunftsgefahr erwehren solle, der wird mit Achselzucken entlassen. Es soll in der Hauptsache alles beim alten bleiben. Eine Grenzberichtigung für Ostpreußen — das ist der ganze Schutz gegen die russische Revanche, die auch Fürst Bülow kommen sieht, gegen die Revanche von 180, bald 250 Millionen! Hoffnungsloser, mutloser, könnte man die Lage Deutschlands nicht ansehen. „Eine entschlossene, in ihren Zielen große, in ihren Mitteln energische Politik", wie Fürst Bülow sie fordert, ließe sich in dieser Stimmung jedenfalls nicht treiben.

Über die Zukunft der deutsch-englischen Beziehungen sich deutlich auszusprechen, hat Fürst Bülow wohl absichtlich vermieden. Wenn wir ihn recht verstehen, so meint er, daß nach dieser Seite zu allererst die Waffenentscheidung fallen müsse. Er macht kein Hehl daraus, daß diese Entscheidung zugleich die Entscheidung des ganzen Krieges sein werde, und daß sie von uns mit dem ganzen Einsatz der Kraft gesucht werden müsse. Die Kritik, die in dieser Hinsicht an unserer Politik geübt wird, ist deutlich. „England pflegt sein ganzes Gewicht nicht sofort und nicht auf einmal, sondern allmählich in die Wagschale zu werfen. Die Erfahrungen der Geschichte legten uns die Mahnung nahe, mit dieser Eigenart des englischen Volkes zu rechnen." Das haben wir bekanntlich nicht getan. Die Tatsachen haben dem Fürsten Recht gegeben, sie werden ihm — daran ist heute schon kein Zweifel mehr möglich — auch Recht geben, wenn er sagt: „England hat noch alle seine Kriege, einmal im Kampf, mit rücksichtsloser Aufwendung aller Mittel geführt. Die englische Politik war immer geleitet von dem, was Gambetta die souveraineté du but genannt hat. England ist nur mit gleicher Entschlossenheit und gleichem Zielbewußtsein beizukommen. Wie der Charakter der Engländer nun einmal ist, und nachdem wir zum erstenmal im Lauf der Weltgeschichte mit England in Krieg geraten sind, hängt unsere Zukunft davon ab, daß wir unter gleich rücksichtsloser Einsetzung aller Kräfte und Mittel den Sieg erringen und freie Bahn gewinnen . . . Wie in dieser

Digitized by Google

Beziehung das große Ringen ausgeht, wird entscheidend sein für das Gesamtergebnis und die Gesamtbeurteilung des ganzen Krieges." Das ist klar und einfach: unsere Zukunft hängt ab von unserem Siege über England. Was aber nach dem Siege kommen soll, darüber sagt der Fürst nichts; man kann nur aus seinem Schweigen Schlüsse ziehen. „Die englischen Minister . . . haben die Verständigung und ein verständiges Zusammengehen nicht gewollt. Sie dürfen sich deshalb auch nicht wundern, wenn wir bei der Ungunst der deutschen Küstenverhältnisse für unsere Sicherheit und Unabhängigkeit gegenüber England ernsthafte und reale Garantien fordern." „Wir haben . . . das Recht und die Pflicht, mit der eigenen Sicherheit und Unabhängigkeit zur See wirklich ausreichende und vor allem reale Gewähr für die Freiheit der Meere, für die fernere Erfüllung unserer weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Aufgaben zu erlangen." Daß ein praktischer Politiker von so großer Erfahrung heute nicht von der Zertrümmerung der englischen Weltherrschaft spricht, ist natürlich. Auch die Alternative „England oder Deutschland", die eine Zeit lang von vielen, auch maßvoll denkenden, unter dem Eindruck der Tatsachen aufgestellt wurde, scheint der Fürst nicht zu unterschreiben. Verstehen wir ihn recht, so soll es für ihn auch in der Zukunft nicht heißen, „England o d e r Deutschland", sondern „England u n d Deutschland", sei es neben, sei es gegen, sei es mit einander, und ein günstiger Ausgang des Krieges würde uns mit der Freiheit der Meere und den erforderlichen realen Garantien das zu bringen haben, was England uns im Frieden und in Güte zu gewähren verschmäht hat: den offenen oder stillen Pakt der Gleichberechtigung. Ob das aber heute noch möglich ist, angesichts der Erbitterung, die der lange Kampf auf beiden Seiten erzeugt hat, wie die Bürgschaften aussehen müßten, mit denen wir uns begnügen könnten, ob die britische Weltmacht willens, ja ob sie überhaupt imstande ist, uns solche Bürgschaften zu bieten, ohne die Grundlagen ihres Daseins zu erschüttern, und schließlich das Wichtigste, wie dieses Ziel erreicht werden soll — das alles sind Fragen, die die kurzen Bemerkungen des Fürsten wecken, ohne für die Antworten einen Anhaltspunkt zu bieten. Die einzige Andeutung hierüber enthält der Satz, mit dem der Fürst seine Erörterungen über die Auswärtige Politik beschließt. „Der Sieg der deutschen Heere, der die kontinental-politische Vormachtstellung Deutschlands bestätigt und im Erfolge sicherstellen muß, wird auch den deutschen Häfen neues Leben geben, den Weg auf das Weltmeer wieder öffnen und für alle Zukunft frei machen für den stolzen Zug deutscher Weltpolitik." Aber sollte das wohl richtig sein? Wird ein Sieg auf dem Festland, und sei er noch so groß und unzweideutig, jemals imstande sein, England die Alleinherrschaft auf dem Meere zu entreißen? Man kann sich schwer vorstellen, wie das geschehen soll. Eine Seemacht kann nur zu Wasser besiegt werden. Ist aber England einmal zu Wasser wirklich besiegt, was ist es dann überhaupt noch? Die britischen Politiker mit dem einfachen, nüchternen Verstande und der souveraineté du but, die bei ihnen erblich sind, haben es so aufgefaßt, und die Losung ausgegeben: „Sein oder Nichtsein", und das Volk in seiner ungeheuren Mehrheit ist ihnen gefolgt. England hat sich nicht davor gescheut, zu tun, was es bisher stets verschmäht hatte, dem Gegner auf das fremde Festland zu folgen und ihn hier mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Wir werden es nicht überwinden, es sei denn, daß auch wir den Kampf entschlossen auf dem Felde aufnehmen — es ist uns ja schon nichts weniger als fremd —, wo England sich als Herr und Meister fühlt. Ohne das wäre jeder Friede nur

Digitized by Google

Waffenstillstand. Von den Siegen des Landheeres zu erwarten, was nach der Natur der Dinge nur die Flotte leisten kann, das ist dieselbe Scheu vor den praktischen Konsequenzen der eigenen Gedanken, die schon in den Bemerkungen des Fürsten Bülow über Rußland hervortrat.

Es scheint indessen, als ob der Fürst das Verhältnis Englands zu Deutschland nicht einmal ganz richtig beurteilte. Allzu ausschließlich sucht er die Wurzeln der Feindschaft in den wirtschaftlichen Beziehungen. Mit einer bis zum Sophismus zugespitzten Dialektik stellt er dem „falsch verstandenen nationalen Idealismus" der Franzosen den „krassen nationalen Egoismus" der Engländer gegenüber. Ein noch stärkerer Sophismus ist es, wenn der Fürst weiter schreibt: „Die Zukunft wird lehren, ob die englische Interessenpolitik nicht eben deshalb in die Irre ging, weil die Vergangenheit einen Interessengegensatz von der Art, daß er einen Daseinskampf rechtfertigte, garnicht erzeugt hatte." Ob der Gegensatz aus der Vergangenheit stammt, ob ihn erst die Gegenwart neu erzeugt hat, ist für seine Bedeutung gleichgültig. In Wirklichkeit war er übrigens, vom englischen Standpunkt aus, nichts Neues, sondern nur eine Wiederholung dessen, was man schon zweimal, vielleicht dreimal erlebt hatte — zuerst mit Spanien, dann mit den Niederlanden, zuletzt und im größten Maßstab mit Frankreich. In allen drei Fällen hatte England den Kampf gegen eine Macht aufgenommen, die seiner Entwicklung als See- und Handelsmacht im Wege stand. Es lag also durchaus in der Konsequenz seiner Geschichte, daß es auch in dem neu auftretenden vierten Mitbewerber auf dem Ozean seinen Feind, und zwar seinen derzeitigen Hauptfeind erblickte. Wenn man sich nun aber in Deutschland in der Regel darauf versteift, in dieser Feindschaft lediglich die Wirkung des Geschäftsneids zu sehen, so wird man den letzten Beweggründen der Gegner nicht gerecht. Das ist nicht unbedenklich. Den Gegner zu verstehen ist ebenso nötig wie den Freund. Die Wahrheit ist, daß der wirtschaftliche Wettbewerb allein die Engländer nie zum Kriege gegen uns gebracht haben würde. Denn, wie Fürst Bülow richtig schreibt, „den Interessengegensätzen standen vitale Interessengemeinschaften gegenüber." Der letzte und stärkste Beweggrund der Feindschaft, der bis zum Kriege treiben konnte und wirklich dazu getrieben hat, war der verletzte Herrenstolz. „Es ist unerträglich, daß das Vorhandensein einer deutschen Flotte uns zu Gegenmaßregeln zwingt, die wir sonst nicht nötig hätten", hat schon vor zehn Jahren ein hoher Beamter der britischen Admiralität gesagt. Uns fällt es schwer, so etwas nachzufühlen. Wir kennen eben nicht das Herrenbewußtsein, das jedem Engländer, vom Herzog bis zum Fabrikarbeiter, im Blute liegt. Unser Volksempfinden ist das gerade Gegenteil des englischen: was die Engländer vielleicht zu viel haben, das haben wir zu wenig. Um so mehr gilt es, sich in die Seele des andern zu versetzen. Es ist nicht richtig, den Engländer nur als den Fleisch gewordenen materiellen Egoismus sich vorzustellen. In seinem Charakter steckt zugleich ein Posten von Idealität, nur ist es eine Idealität, die uns fremd dünkt. Immerhin sollte der Krieg uns auch darüber allmählich aufgeklärt haben. Wären die Engländer wirklich nur die nüchtern rechnenden Kaufleute, sie hätten wohl schon den Frieden gesucht und gefunden. Aber sie sind in ihren eigenen Augen mindestens ebenso sehr die geborenen Herren der Welt und vor allem die Alleinherrscher des Meeres. Um sich dieses Bewußtsein zu erhalten, haben sie weitergekämpft, auch als das Geschäft anfing zweifelhaft zu werden. Ja, dann erst recht haben sie Opfer über Opfer auf sich genommen, von denen die wenigsten geglaubt hatten, daß das

Digitized by Google

englische Volk sie bringen werde. Sie wollen siegen, siegen um jeden Preis, vollständig siegen! Darin enthüllt sich die letzte Wurzel des deutsch-englischen Gegensatzes, und es ist wohl keine geringe Verkennung der Tatsachen, wenn Fürst Bülow schreibt: „Die Gefahren der neuen Welt- und Seemacht für die englische Vormachtstellung auf dem Meere lagen nur im Bereich der Möglichkeiten oder, richtiger gesagt, im Bereich der Einbildung, nicht im Bereich fühlbarer Wirklichkeiten.“ Die bloße Möglichkeit, daß eine fremde Flotte eines Tages vielleicht einmal der englischen überlegen sein könnte, ist für den Engländer „unerträglich“, wie jener Herr sagte. Wollte er sie zulassen, so müßte er von dem Sockel herabsteigen, auf dem seine Nation seit hundert Jahren gestanden hat, so würde er seine Vorfahren verleugnen, die diese stolze Stellung so mühsam erobert haben, die Unangreifbarkeit, die es England, und allein England, bisher erlaubt hat, die ganze Welt zum Spielplatz seiner Politik zu machen. Wenn nun gar Fürst Bülow schreiben kann: „Gerade durch den Bau unserer Flotte hatten wir das Haupthindernis beseitigt für ein Zusammengehen zwischen uns und England auf der Grundlage voller Parität“ — so wird man in England diese Worte, falls man sie gelten lassen sollte, wahrscheinlich nur als blutigen Hohn auffassen. Parität einer andern Macht mit England — diese Vorstellung erträgt kein richtiger Engländer, sie enthält in seinen Augen eine Beleidigung für sein Land, mag er sich dazu bekennen oder nicht. Darum kann der große Krieg nach menschlichem Ermessen auch nicht mit der Anerkennung unserer „Parität“ ausgehen. Sollte er kein anderes Ergebnis haben, so wäre das nur ein Aufschub der letzten Entscheidung. Diese selbst muß und wird fallen, früher oder später — England oder Deutschland! Es ist nicht Raum in der Welt für sie beide, weil England aufhören würde zu sein, was es war, wenn es zugäbe, daß eine andere Macht ihm gleichstehe.

* * *

Wir nehmen Abschied von dem Buche, mit Dank für vieles Einzelne, für manche feine Bemerkung über die Vergangenheit, manches geistvolle Wort; und doch mit einem Gefühl der Enttäuschung. Denn was wir heute brauchen, was wir vor allem von unsern alten Staatsmännern hören möchten, das findet sich nicht in ihm. Es ist ein Buch aus der Vergangenheit und über die Vergangenheit, unsere Gedanken aber gehören der Zukunft. Die Staatskunst hat nicht vermocht, diese Zukunft zu gestalten — wenn unsere Kritik recht hat — weil sie im entscheidenden Augenblick die Zukunft nicht sah. Nun soll das deutsche Schwert sie schaffen. Möge der Segen über ihm sein, der aus so viel Vernichtung neues Leben erweckt, daß der Krieg sich auch für unseres Volkes Schicksal im Großen als der große Schöpfer erweise, daß er uns vor allem erlöse von dem Fluch der Passivität, der so lange auf unserer Politik gelastet hat, der sie gefesselt und gelähmt hat, bis sie schließlich das Bewußtsein verlor, daß sie vor allen Dingen wollen müsse. Dann wird sich auch der Staatsmann finden, der Mann mit großem Herzen und starkem Willen, der das Geschlecht der Kämpfer und Sieger von 1914—1917 hinanführen wird zu der Höhe, die Gott ihm bestimmt hat, als er ihm das Maß seiner Gaben im Guten und im Bösen voller häufte als irgend einem andern. Dann werden unsere Kinder und Enkel dereinst im Hinblick auf die Zeit, die wir durchlebten, sprechen können: auch das war zu unserm Besten.

Digitized by Google

Eine Kritik der auswärtigen Politik Frankreichs.

Mitgeteilt durch Franz Buhl in Deidesheim.

Daß auch die französische Diplomatie vor dem Weltkriege scharfen Tadel erfahren hat, lehrt ein Kapitel des Pariser Historikers L. Reynaud aus seiner 1914 erschienenen „Geschichte des französischen Einflusses in Deutschland". Da ja das Thema auch bei uns im Vordergrunde des Interesses steht, so mögen seine Ausführungen hier in den wesentlichsten Punkten folgen.

Reynaud hebt zunächst hervor, daß schon in den letzten Jahren Ludwigs XIV. sich jener Zwiespalt zwischen der Regierung und öffentlichen Meinung fühlbar gemacht habe, der seit jener Zeit hemmend auf die französische Politik gewirkt hätte. Auch die Revolution habe darin nicht Wandel schaffen können, weil es den politischen Führern an praktischem Blick gefehlt habe. So hätten sie die Zentralisation und den Bürokratismus der absoluten Monarchie bestehen lassen, anstatt das Volk durch Selbstverwaltung zu erziehen und es hätte darum seither nur einiger geschickter Agitatoren bedurft, um die Spitze des gerade herrschenden Systems in Paris zu beseitigen, während das an den alten Gehorsam gewöhnte Land diesem Treiben mehr oder minder teilnahmslos zugesehen habe. Darum hätte sich für die jeweils Regierenden die Notwendigkeit ergeben, ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf zu richten, daß sie am Ruder blieben und der ständige Kampf gegen gewohnte oder zukünftige Gegner hätte der Regierung keine Zeit gelassen, sich den großen Fragen des Landes in Ruhe und Sicherheit zu widmen. Seit der Revolution würde daher die auswärtige Politik Frankreichs durch die Schwankungen im Innern ungünstig beeinflußt. An die Stelle der weitschauenden, von großen Gesichtspunkten geleiteten, ständig auf ein Ziel hinarbeitenden Staatskunst der alten Zeit sei eine Politik der wechselnden Kombinationen getreten, voll von sich überstürzenden und sich widersprechenden Entschlüssen, von Anläufen, denen keine Folge gegeben würde und die bis zur sträflichen Sorglosigkeit gegangen sei.

Schon unter Ludwig XV., als infolge des Aufkommens der neuen Großmächte Rußland und Preußen und der kolonialen Gelüste Englands eine Neuorientierung der auswärtigen Politik geboten erschien, sei diese Notwendigkeit zwar von einem Teil der Staatsmänner erfaßt worden, die alte Schule habe aber immer noch, wie in den Tagen Richelieus, im Hause Habsburg den Erbfeind sehen wollen. Daraus sei dann eine schwankende Diplomatie entstanden, die Frankreich bald

Digitized by Google

an die Seite Englands und Preußens, bald wieder an die Österreichs und Spaniens, fast immer zur Unzeit, geführt habe. Es habe aber den französischen Staatsmännern nicht nur an Scharfblick, sondern weit mehr an Charakter gefehlt. Reynaud fährt dann fort:

„Die Philosophie der Aufklärungszeit, wie später die Romantik, haben eine Auffassung der auswärtigen Politik gezeitigt, bei der sich die Tatenscheu hinter tönenden Phrasen verbirgt. Es ist dies die Politik im Zeichen der Sentimentalität. Auf kraftvolle Realpolitiker, wie Heinrich VI. oder Richelieu, jenen römischen Kardinal, der den deutschen Protestanten gegen den berufenen Schirmherrn der katholischen Kirche seinen Schutz verlieh, auf jene Diplomaten Ludwigs XIV., die sich tagtäglich über alles, was in den europäischen Kabinetten vorging, durch bestochene Agenten berichten ließen, die alle Fäden der inneren Politik der Nachbarländer in ihren Händen hielten, die den Ehrgeiz wie die Eitelkeit, die Rachsucht wie die Habgier der Höfe für ihre Zwecke auszunützen verstanden, folgten die geistigen Sprossen Rousseaus und jenes Abbé de St. Pierre, dem wir Paul und Virginie verdanken, die »Hüter des platonischen Staates«, wie Argenson, die Philanthropen, die an die »Tugend« der ganzen Welt glauben und eifrig bestrebt sind, daß auch alle Welt von ihrer eigenen erfüllt sei. Statt ihr politisches Verhalten den Lebensinteressen Frankreichs anzupassen, wie es ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit wäre, folgen sie den Geboten einer philosophischen Doktrin und verschanzen sich, um der Verantwortung zu entgehen, hinter den sogenannten Wünschen der öffentlichen Meinung, dargestellt von einer Handvoll Journalisten, denen zwar die Sachkenntnis fehlt, die aber der Regierung zu imponieren wissen. Kurz, diese Staatsmänner scheinen eigens dazu geschaffen und in die Welt gesetzt zu sein, um hinters Licht geführt zu werden und Männern von zäherem Willen und klarerer Einsicht als Spielball zu dienen. Der Unstern Frankreichs hat Theoretiker dieses Kalibers seit fast zweihundert Jahren Männern wie Friedrich dem Großen und den beiden Pitt, wie Palmerstone und Bismarck gegenüber gestellt."

Reynaud führt das Urteil eines Schweizers in französischen Diensten, Bezenval, (gest. 1791) an, der die Schuld der Mißerfolge nicht beim Volke, sondern bei der Unfähigkeit der Regierung sucht, deren Diplomatie sich der auswärtigen unterlegen zeige. Er meint: „ein anderer Vorzug, den England aufzuweisen hat, liegt darin, daß es nach vielleicht etwas machiavellistischen Grundsätzen, sich um Förmlichkeiten wenig kümmert, sondern direkt auf sein Ziel losgeht, ohne

Digitized by Google

lange über die Rechtschaffenheit der Mittel nachzudenken, während unsere Regierung vor lauter Bedenken nicht zum Handeln kommt und nur weil sie immer Rücksicht nehmen will — was doch zu gleicher Zeit Allen gegenüber unmöglich ist — bald als geprellt, bald als unehrlich erscheint". Auch das Zeugnis Friedrichs des Großen wird angeführt, um zu beweisen, wie gleichgültig die französischen Minister den Bestrebungen der Feinde, Frankreich aus der großen Politik auszuschalten, zugesehen hätten, ohne eines der gebotenen Mittel anzuwenden, um einen so gefährlichen, folgenschweren Plan scheitern zu lassen. So habe auch Argenson den holländischen Gesandten nicht als den Unterhändler eines von Frankreichs Gnade abhängigen Staates betrachtet, sondern ihn als Sprachrohr benutzt, um Europa von der „Reinheit seiner Absichten" zu überzeugen. Der niederländische Diplomat sei dann auch über die „edlen Grundsätze" der französischen Staatskunst und ihre „Uneigennützigkeit", „Lauterkeit", von der ganz Paris widerhalle, entzückt gewesen.

„Solche Staatsmänner, meint Reynaud weiter, haben Frankreich in den letzten beiden Jahrhunderten niemals gefehlt, ja, sie haben den Beifall des ganzen Chorus »der geistigen Führer« der Nation gefunden, denen es dann auch vom Abbé de St. Pierre bis Jules Favre und darüber hinaus gelungen ist, aus dem weltklugen, überlegenen und tatkräftigen Franzosen von ehemals, der als geborener Diplomat die Menschen zu lenken verstand, jenen schwatzhaften Gimpel und Utopisten zu machen, dessen Torheiten die Akten der neueren europäischen Geschichte erfüllen." Dazu kommen noch die Cliquen und, seit der Revolution, die politischen Parteien, die sich in die auswärtige Politik mischen und so reichlich Mitschuld trugen an all den diplomatischen Niederlagen, die sich Frankreich seit dem Tode Ludwigs XIV. geholt. Schon die Teilnahme am amerikanischen Freiheitskriege sei ein Vorbild jener Expeditionen nach Griechenland, Belgien, der Krim und Italien gewesen, die schlecht befestigte Regierungen aus Popularitätshascherei, zur Erbauung von Journalisten und Volksrednern, unternommen hätten. Auch die glorreichen Kriege der Revolution und Napoleon I. seien nur eine glänzende Episode gewesen, die mit der langsamen unwiderstehlichen, dauernden Machtentwicklung eines aufstrebenden Volkes nichts zu tun hätte. Die Bourbonen seien dann aber gerade in dem Augenblicke aus Gründen der inneren Politik gestürzt worden, als sie sich aus den Banden der heiligen Allianz befreien wollten.

„Louis Philippe wurde von England ausgebeutet und getäuscht, Napoleon III. von Preußen; Sedan und der Frankfurter Friede sind

Digitized by Google

nur die logischen Folgen jener unendlichen Reihe von Fehlern, die, wie schon Bezenval deutlich erkannt hat, mehr der Entartung des Willens und des praktischen Blickes der herrschenden Klassen zugeschrieben, werden müssen, als der Erschöpfung des ganzen Volkes."

Wir können daraus vielleicht auch eine Lehre ziehen, wenn wir uns ernstlich fragen, ob auch bei uns manche unerfreulichen Ergebnisse der jüngsten Vergangenheit allein dem Versagen der diplomatischen Staatskunst zugeschrieben werden müssen, oder ob nicht ein gut Teil der Schuld die politisch führenden Kreise unseres Bürgertums trifft.

Die Frage der türkischen Meerengen und ihre Entwicklung.

Von Graf E. Reventlow.

Die Beherrschung und die Benutzung der türkischen Meerengen, des Bosporus und der Dardanellen, wurde in dem Augenblick eine offene Frage, wo das türkische Reich nicht mehr imstande war, die ihm gehörigen, ja seinen Mittel- und Brennpunkt bildenden Meerengen selbst ohne Einschränkung zu beherrschen. Bei jeder Untersuchung der Meerengenfrage oder einer ihrer Seiten ist als Grundlage aller Erörterungen, die sich auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft beziehen, festzuhalten: die Frage der Meerengen ist bedingt durch die Frage der türkischen Macht und Unabhängigkeit. Sobald für letztere das Fragezeichen fortfällt, gibt es auch keine Meerengenfrage mehr.

Das darf gerade jetzt, wenn man die Kriegsziele unseres Vierbundes im ganzen und des türkischen Reiches im besonderen aufstellt und prüft, nie außer acht bleiben. Außerdem ist die Geschichte der Meerengenfrage, welche sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts immer unauflöslicher mit der politischen Geschichte Europas verknüpfte, nur unter diesem festen Gesichtspunkte betrachtet, überhaupt verständlich.

Die geographische Grundlage der Meerengenfrage ergibt sich, ganz primitiv angedeutet, daraus, daß die Verbindung des Schwarzen Meeres mit dem Ägäischen beziehungsweise Mittelländischen Meere durch die Doppelschleuse: Bosporus—Marmarameer—Dardanellenstraße führt und daß beide Küsten der Engen und des Marmarameeres in türkischem Besitz, das Schwarze Meer dagegen sich mit seinen Küsten nur zu einem Teile in türkischem Besitze befindet. Sobald sich im Schwarzen Meere eine Kriegsflotte befindet, welche ebenso stark oder stärker ist als die türkische und sich auf eine entsprechende staatliche Eigenmacht stützt, so entsteht eo ipso für die Türkei, sofern sie auch nicht mit andern Mitteln, also Befestigungen der Meerengen, dieser und jeder praktisch denkbaren Flottenmacht oder Truppenexpedition Herr werden kann, eine dauernde Lebensgefahr, denn sie hatte sozusagen den Feind oder Eventualfeind ständig nahe dem eigenen Mittelpunkt. Das ergibt sich nicht nur daraus, daß Konstantinopel am Bosporus liegt, sondern auch aus der Eigenschaft der Meerengen und des Marmarameeres, sei es als Brücke, sei es als Scheide zwischen der europäischen und der asiatischen Türkei. Durch die Balkankriege von 1912/13 war die euro-

Digitized by Google

päische Türkei sehr klein geworden, aber diese Seite der Meerengengefahr darum nicht geringer, denn, auch abgesehen von Konstantinopel, handelte es sich um die vollkommene Trennung des türkischen Reiches von Europa und seinen dortigen wirklichen Freunden, den mitteleuropäischen Mächten, und damit handelte es sich um die Gefahr einer Zersprengung und Vernichtung der ganzen Türkei durch die mit Notwendigkeit folgende Aufteilung des asiatischen Teiles unter Großbritannien, Rußland und Frankreich. Wir sehen schon aus diesen kurzen Andeutungen, daß die Frage der „freien Durchfahrt" nichttürkischer Kriegsschiffe durch die Meerengen nur einen ganz kleinen Teil der Meerengenfragen bedeutet, aber gewissermaßen ihre Inderziffer bildet, aus der sich alles andere ableiten läßt. Vom Schwarzen Meere aus hat die Frage der türkischen Meerengen örtlich und zeitlich ihren Anfang genommen.

Im Sommer des Jahres 1699 erschien das erste nichttürkische Kriegsschiff, welches vorher das Schwarze Meer durchfahren hatte, zu Konstantinopel. Es war das russische 36-Kanonenschiff „Kriepost".

Der „Kriepost" war aus dem Asowschen Meere gekommen. Asow war vorher von den Russen unter Peter dem Großen erobert worden, erhielt den Namen Petropolis und wurde mit Taganrog zur Basis der nun schnell dort geschaffenen russischen Flotte. Vorher war die russische Macht an die Küsten des Schwarzen Meeres vorgedrungen und hatte die Einnahme der Festung Asow durch Angriffe von der Land- und Seeseite durch den zu Woronesch erfolgten Bau von dreißig Galeeren und tausend Truppentransportfahrzeugen vorbereitet. Als dann im Sommer 1699 die zu Karlowitz abgebrochenen Friedensverhandlungen zu Konstantinopel wieder aufgenommen werden sollten, erschien der „Kriepost" als Zeichen russischer Macht und Expansionslust zu Konstantinopel. Ein zeitgenössischer Verfasser und Augenzeuge beschreibt den Eindruck dieses unerhörten Ereignisses zu Konstantinopel folgendermaßen: „Ein moskowitisches Schiff, welches vom Hafen von Asow nach Konstantinopel kam und einen Gesandten jener Nation an Bord hatte, überraschte die Türken, was sie freilich nicht zeigten, und öffnete ihnen die Augen über die Konsequenzen des Verlustes von Asow, in Gestalt der Furcht, daß sie beim ersten Streite einen weniger höflichen Besuch des Zaren zu befürchten hätten."

Der Augenzeuge hatte richtig beobachtet und geschlossen: jene Furcht war berechtigt, kam aber zu spät. Der russische Sondergesandte an Bord des „Kriepost", Ukrainzow, verlangte vom Sultan freie Fahrt für alle russischen Kriegs- und Handelsschiffe zwischen Asow und Taganrog einerseits, Konstantinopel anderseits, also auf dem Schwarzen Meere. Der Sekretär des Sultans, Alexander Maurokordato, soll die Antwort gegeben haben: das Schwarze Meer sei ein für alle Fremden unbetretbares Heiligtum der Pforte und bleibe nach wie vor der Schiffahrt verschlossen. Nichtsdestoweniger wurde verhandelt, und die Pforte erklärte sich zu Zugeständnissen bereit, wenn die Festung Asow geschleift würde. Das geschah nicht, gleichwohl aber kam ein Vertrag zustande, der die Bestimmung enthielt:

„Russischen Handelsschiffen ist die Durchfahrt aus dem Schwarzen Meere nach dem Weißen Meere und Kriegsschiffen die freie Fahrt auf jenen gestattet." Beide Parteien erhielten außerdem die Freiheit der Fischerei auf jenen Gewässern bis zum Hafen von Asow und freien Handel dort und ungehinderte Pilgerfahrt der Russen nach Jerusalem.

Digitized by Google

Im ersten Entwurfe des Friedensvertrages hatte Rußland — nach dem „gründ- und umständlichen Bericht von denen römisch Kayserlichen wie auch ottomanischen Botschaften, wodurch der Friede zu Karlowicz bestätigt worden ist" — das „freie Kommerzium auf dem Schwarzen Meere zu exerzieren, um entweder ohne Kriegsschiffe, oder mit sechs Kriegsschiffen, jedoch unter dem Namen von Kaufmannsschiffen nach dem Archipelago, und wo es ihnen sonst beliebig, mit Waren frei zu passieren und zu repassieren, über welche der Pforte präjudizierliche Einwilligung viele sich sehr wunderten." Es kommt in dieser rückschauenden Betrachtung nicht darauf an, ob und inwieweit die damaligen Verträge in der Praxis gehalten worden sind. Die geschichtliche Bedeutung des Vorganges liegt darin, daß Peter der Große mit der Einnahme Asows und dem Bau einer Flotte dort die Aufwerfung der Meerengenfrage vorbereitete und sie durch die Entsendung der „Kriepost" tatsächlich aufwarf. Leibniz schrieb wenige Jahre vorher bereits: „Der Zar hat gesagt, daß er 75 Kriegsschiffe bauen lasse, welche er auf dem Schwarzen Meere gebrauchen will. Er denkt jetzt nur daran, die Türken zu beunruhigen. Sein großes Vergnügen macht das Seewesen aus, welches er gelernt hat und aus dem Grunde lernt, da er die Absicht hat, sich zum Herrn des Schwarzen Meeres zu machen."

Das sogenannte Testament Peters des Großen sagt zum gleichen Punkte, aber schon mit weitem weltpolitischem Ausblick im neunten Artikel: „Konstantinopel und Indien muß man sich so viel wie möglich nähern, denn wer dort herrscht, ist der wahre Herrscher der Welt. Deshalb muß man der Türkei und ebenso Persien fortwährend Kriege schaffen, am Schwarzen Meere große Anlagen errichten, um sich allmählich dieses Meeres ganz zu bemächtigen."

Peter der Große sah also die Beherrschung des Schwarzen Meeres durch eine starke Flotte mit allem Zubehör als eine der Grundlagen Rußlands für künftige Weltherrschaft an. Wie die obige Stelle aus dem Vertragsentwurfe zeigt, kam es aber schon Peter nicht auf das Schwarze Meer als solches an, sondern auf seine freie Verbindung mit dem Mittelländischen Meere, also auch den nördlichen Gewässern Rußlands. Zugleich erkannte er die hohe Bedeutung des Besitzes von Konstantinopel und seinen unauflöslichen Zusammenhang mit den Meerengen, denn wenn er die Meerengen beherrschte, beherrschte er auch Konstantinopel, in weiterer Folge Persien und damit den Landweg nach Indien.

Wir finden also Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Hauptelemente der heutigen Meerengenfrage ausgeprägt und von Rußland erkannt. Nur ein Element fehlte noch: die Internationalität der Meerengenfrage und des Meerengenkonfliktes.

Vierzig Jahre später, 1739 im Frieden zu Belgrad, waren die Errungenschaften Peters des Großen zum großen Teil zunichte geworden. Es wurde Rußland die Schleifung der Festung Asow auferlegt und verboten, Taganrog wieder zu befestigen. Der Friedensvertrag untersagte dem russischen Reiche, am Asowschen Meere und am Schwarzen Meere Kriegsschiffe zu bauen, auch in diesen Gewässern eine Kriegsflotte zu unterhalten. Dagegen durften die Russen auf dem Schwarzen Meere Handel treiben, aber ausschließlich mit Schiffen, die der Türkei gehörten. Gestattet wurde der russischen Regierung schließlich, ständige Vertreter zu Konstantinopel zu halten, was vorher nicht der Fall gewesen war. Diese Bestimmungen waren unter wesentlicher Mitwirkung Frankreichs zustande gekommen und bedeuteten für Rußlands Orientstellung

Digitized by Google

einen schweren Schlag. Sie lassen sich mit den nach dem Krimkriege festgelegten Bestimmungen des Pariser Friedens bis zu einem gewissen Grade vergleichen, welcher bekanntlich das Schwarze Meer neutralisierte und deshalb eine russische Kriegsflotte im Schwarzen Meere, sowie alle dafür dienenden Einrichtungen für überflüssig erklärte. Der Friede von Belgrad bedeutet einen der Tiefpunkte der russischen Konstantinopelpolitik und dem Beginn jenes typischen Wechsels zwischen Erfolg und Mißerfolg Rußlands auf diesem Gebiete.

Ungefähr dreißig Jahre später war es wieder aufwärts gegangen und Katharina II. schloß den Frieden von Kutschuk-Kainardschi 1774. In diesem Vertrage findet sich der folgende Artikel: „Zum gemeinsamen und wechselseitigen Vorteil der beiden Reiche wird die Schiffahrt frei und ohne Hindernisse für die Handelsschiffe der beiden vertragschließenden Mächte sein, und zwar auf allen Meeren, welche die Küsten ihrer Gebiete bespülen. Die Hohe Pforte sichert allen russischen Handelsschiffen, welche denen gleichen, wie sie andere Nationen benutzen, freie Fahrt vom Schwarzen Meer in das Weiße Meer und vom Weißen Meer in das Schwarze Meer." Auch die Schiffahrt auf der Donau wurde freigegeben. Rußland erhielt also das Recht der Handelsschiffahrt mit eigenen Handelsschiffen, während es nach dem Frieden zu Belgrad sich türkischer Schiffe bedienen mußte. Goriainow sagt in seinem Quellenwerke „Le Bosphore et les Dardanelles": „Obgleich ein ausdrückliches Verbot für die Kriegsmarine nicht bestand, war man sich darüber einig, daß nach dem Beispiel der englischen und französischen Kriegsschiffe diejenigen der russischen Marine wohl vom Mittelländischen Meere nach Konstantinopel fahren durften, aber nicht das Recht hatten, den Bosporus zu passieren." Die Bestimmung von den Handelsschiffen, die denen andrer Nationen glichen, dürfte sich auch auf ein Mißtrauen der Pforte bezogen haben, daß Rußland als Handelsschiffe verkappte Kriegsschiffe auf dem Schwarzen Meere gebrauche.

In den folgenden Jahren wurde zwischen Katharina und der Pforte ein 81 Artikel umfassender Handelsvertrag für den russischen Seeverkehr in türkischen Häfen und während der Durchfahrt durch die Meerengen geschlossen. Von der Kriegsflotte war hier ebensowenig die Rede wie im Friedensvertrage von Yassy, der im Punkte des Schwarzen Meeres und der Meerengen den Vertrag von Kutschuk-Kainardschi bestätigte.

Ende des Jahres 1798 finden wir die Pforte nicht mehr im Gegensatze zu Rußland, sondern mit ihm verbündet. Veranlassung war die ägyptische Expedition des Generals Bonaparte mit ihren weitgesteckten Orientzielen gewesen. Rußland erhielt von der Pforte freie Durchfahrt durch die Meerengen von beiden Seiten für seine Kriegsflotte. Admiral Uschakow war schon vorher mit Bewilligung des Sultans durch die Meerengen gefahren. Rußland und die Pforte erreichten durch ihr gemeinsames Vorgehen, daß die Franzosen die Jonischen Inseln räumen mußten, deren politischen und maritimen Wert Bonaparte höher anschlug als den Besitz Italiens. Die Inseln wurden als „Republik der sieben vereinigten Inseln" organisiert, unter russischem Schutze und unter türkischer Souveränität. Diese Tatsache ist deswegen wichtig, weil Rußland später seine Berechtigung zur Benutzung der Meerengen durch Kriegsschiffe daraus ableitete, daß die sieben Inseln unter russischem Schutze ständen und man sonst den Schutz nicht ausüben könne.

1805 schlossen die Pforte und Rußland einen neuen Vertrag, in dem es

Digitized by Google

hieß: „Die beiden hohen vertragschließenden Parteien sind übereingekommen, das Schwarze Meer als geschlossen anzusehen und keiner Kriegsflagge oder keinem armierten Schiffe, welcher Macht es auch immer sei, zu gestatten, dort zu erscheinen. Im Falle, daß eine Macht versuchen würde, im Schwarzen Meere mit einem Kriegsschiffe zu erscheinen, verpflichten sich die beiden vertragschließenden Parteien, einen derartigen Versuch als casus foederis anzusehen und mit allen ihren Seestreitkräften demselben zu begegnen, als einziges Mittel, sich gegenseitig Ruhe zu verbürgen. Wohl verstanden, wird die freie Durchfahrt durch den Kanal von Konstantinopel (Bosporus) für die Kriegs- und Truppentransportschiffe Rußlands nach wie vor bestehen, und die Hohe Pforte wird ihnen bei jeder Gelegenheit, soweit an ihr liegt, Hilfe und Unterstützung zusichern." Dieser Vertrag gewährte Rußland also, wenn schon nicht deutlich ausgedrückt, alles, was es angestrebt hatte, nämlich Schließung des Schwarzen Meeres für alle andern Kriegsflaggen, freien Verkehr durch die Meerengen für russische Kriegsschiffe. Rußlands Meerengenstellung befand sich auf einem Höhepunkte. Die Türkei hatte diesen Vertrag ohne Freude geschlossen und benutzte die napoleonischen Erfolge und Siege, um sich Frankreich zu nähern und so einen Rückhalt gegen Rußland zu gewinnen. Napoleon seinerseits war bestrebt, die praktische Verwirklichung des russisch-türkischen Meerengenvertrages von 1805 durch die Pforte verhindern zu lassen. Die Pforte begann denn auch mit Schwierigkeiten, erklärte, sie fürchte Repressalien von Frankreich, und schon 1806 kam es zur Ausweisung des russischen Geschäftsträgers aus Konstantinopel.

Im Frieden zu Tilsit war die Lage in Händen Napoleons und Rußland mußte sich bequemen, seine Vermittlung zwischen der Pforte und der russischen Regierung anzunehmen. Später folgten selbständige russisch-türkische Verhandlungen, aber die Lage Rußlands war wenig günstig, auch weil die russische Schutzherrschaft über die „sieben Inseln" nicht mehr bestand, Rußland sich also nicht mehr auf sie als Grund für freie Durchfahrt russischer Kriegsschiffe durch die Meerengen berufen konnte.

Das Bündnis Napoleons und Alexanders von Rußland nahm in der Folge einen für England bedrohlichen Charakter an, und die britische Regierung machte ihren Frieden mit der Pforte. Ein Vertrag kam am 5. Januar 1809 zustande, und in dessen Artikel 11 heißt es: „Wie es zu allen Zeiten den Kriegsschiffen verboten gewesen ist, in den Kanal von Konstantinopel (den Bosporus) einzufahren, auch in die Enge der Dardanellen und des Schwarzen Meeres und, wie diese alte Regel des ottomanischen Reiches jeder Macht gegenüber, welche es auch sein mag, auch im Frieden beobachtet werden muß, so verspricht der britannische Hof ebenfalls, sich diesem Grundsatze anzupassen."

Durch den Satz: „jeder Macht gegenüber, welche es auch sein mag", wurden nun auch die Uferstaaten des Schwarzen Meeres, also in praxi Rußland, von seiner bisherigen Ausnahmestellung dort ausgeschlossen. Das war natürlich auch das leitende Motiv für die großbritannische Politik in diesem Falle. Sie schloß freilich damit auch ihre eigene Flotte aus, aber nur auf dem Papier, denn wie nicht nur die neuere Geschichte, sondern auch die damalige der britischen Seekriegführung zeigt, wurden im Falle der tatsächlichen Möglichkeit und, wenn das britische Interesse es zu fordern schien, Verträge aller Art unbeachtet gelassen. In diesem Falle lag es Großbritannien aber daran, die Schließung der

Digitized by Google

Meerengen zu einem *internationalen* Grundsatze zu stempeln. Großbritannien war damals, nach der Schlacht von Trafalgar, die unbeschränkte Beherrscherin der Meere und in der Lage, die Türkei ebenso wie Rußland, die eine friedlich, die andere kriegerisch, in das neue Prinzip hineinzuzwingen.

Der angeführte Artikel 11 des Vertrages ist auch deshalb bemerkenswert, weil er hervorhebt, daß der Sultan im Frieden zum Verschluß der Meerengen verpflichtet sei. Vom Kriege spricht der Vertrag nicht. Natürlich lag hier eine Fülle von Deutungsmöglichkeiten vor, aber der Sinn des Satzes bezieht sich offenbar auf die Türkei, nämlich darauf, ob *sie* sich im Kriege oder im Frieden befindet. Die Frage mit wem, und welche Mächte oder Mächtegruppen auf der einen oder andren Seite an dem Kriege der Pforte teilnähmen, enthält so viele Kombinationen und Variationen, daß jede Diplomatie sich herausholen konnte, was sie wollte. Im Kriege dagegen mußte der Sultan berechtigt sein, die Meerengen zu öffnen, um nach dem Sinne des damaligen Vertrages die englische Flotte zu Hilfe zu rufen. Der Vertrag gestattete Großbritannien ferner, wenn ihm der Friedensverschluß der Meerengen nicht paßte, die Pforte in Kriegszustand zu versetzen und sie so von ihren Verpflichtungen zu entbinden.

1812 kam es zum Frieden von Bukarest. Die Meerengenfrage findet in seinem Artikel 3 indirekte Erwähnung: „Alle Verträge, Konventionen, Akte und Stipulationen, welche während der verschiedenen Epochen zwischen Rußland und der Pforte geschlossen worden sind, werden vollinhaltlich bestätigt, mit der einzigen Ausnahme derjenigen Artikel, welche fortwährend Änderungen unterzogen worden sind, sei es durch den gegenwärtigen Vertrag, sei es durch frühere Verträge . . . .“ Diese Andeutung mußte sich auf die Meerengenverträge zwischen den beiden Mächten beziehen, und damit auf die Meerengenfrage. Weil nun daneben der türkisch-britische Vertrag von 1809 weiter bestand, so blieb die Meerengenfrage als latente Streitfrage zwischen England und Rußland bestehen.

Unter dem Zaren Nikolai I. folgten wieder energische Bemühungen, die Meerengenfrage in russischem Sinne zu lösen, und zwar auf dem Wege eines Schutz- und Trutzbündnisses Rußlands mit der Pforte. Das russische Vorgehen, beiläufig bemerkt, während der letzten zwei Jahrhunderte wechselt zwischen zwei Systemen: das eine: die Türkei gewaltsam zu vernichten, das andre: sich eng mit ihr zu verbinden, sie zu „schützen“ und so zum willenlosen Objekt und Werkzeug zu machen.

Als der Frieden von Adrianopel (1829) vorbereitet wurde, machte der Minister Daschkow den Zaren in einer geheimen Denkschrift auf die Bedeutung der Meerengenfrage aufmerksam. Demgemäß fand sich im russischen Entwurfe zum Friedensvertrage eine Stelle: Zar und Sultan kämen überein, daß „alle russischen Kriegsschiffe der Flotte des Schwarzen Meeres frei durch den Kanal von Konstantinopel und durch die Dardanellen passieren können, um sich in den Archipel zu begeben und zurückzukommen, unter der Bedingung jedoch, daß nur vier dieser Schiffe sich zu gleicher Zeit im Kanal von Konstantinopel befinden dürfen“. Der endgültige Friedensvertrag von Adrianopel enthält hiervon nichts; es war also Rußland nicht gelungen, damit durchzudringen. Wir finden in diesem Vertrage lediglich die Bestimmung, daß die Türkei verpflichtet sei, die Durchfahrt russischer Handelsschiffe ohne Schikanen zuzulassen. Die Handelsschiffahrt

Digitized by Google

andrer Nationen erhielt die gleichen Freiheiten, „soweit sie sich in Friedenszustande mit der Hohen Pforte befinden". Am Ende heißt es: „Wenn, was Gott nicht gefallen möge, einige dieser Bestimmungen verletzt werden sollten, ohne daß Reklamationen des russischen Geschäftsträgers volle Genugtuung zur Folge hätten, so erkennt die Hohe Pforte im voraus dem russischen Hofe das Recht zu, eine derartige Verletzung als Akt der Feindseligkeit anzusehen und unverzüglich Repressalien eintreten zu lassen." Die Machtstellung Rußlands jener Zeit tritt hierin deutlich hervor.

Der Aufstand Mehmed Alis, des Paschas von Ägypten, gab Nikolai Gelegenheit, als tatkräftiger Helfer und Retter der Pforte aufzutreten. Ein russisches Geschwader erschien vor Konstantinopel, russische Truppen landeten im Tale von Unkiar Iskelessi. Der Pforte wurde die Freundschaft unheimlich und sie versuchte, gleichzeitig mit Frankreich, geheim zu verhandeln. Französische und englische Schiffe protestierten gegen das russische Geschwader vor Konstantinopel und versuchten in die Dardanellen zu dringen, fanden hier jedoch den Widerstand der Pforte, denn der russische Geschäftsträger erklärte zu Konstantinopel: ein Eindringen fremder Kriegsschiffe würde Rußland verpflichten, die Hauptstadt des türkischen Reiches zu verteidigen. Das Mittel dieses großmütigen Entschlusses zeigte sich gleich wirksam.

1833 kam es zum Vertrage von Unkiar Iskelessi, einem Friedens- und Bündnisvertrage zwischen Rußland und der Pforte. Der Vertrag enthielt sechs veröffentlichte und einen geheimen Artikel. Der geheime betraf die Meerengen und lautete: „Laut Artikel 1 des veröffentlichten Vertrages zwischen der Hohen Pforte und dem kaiserlichen Hofe Rußlands sind die Vertragschließenden gehalten, sich gegenseitig materielle Hilfe und den nachdrücklichsten Beistand für die Sicherheit ihrer beiden Staaten zu leihen. Der Kaiser aller Russen wird gleichwohl, um der Hohen Pforte die Last und die Umstände zu ersparen, die aus einer solchen materiellen Hilfeleistung erwachsen würden, nicht verlangen, wenn die Umstände die Hohe Pforte verpflichteten, jene zu leisten. Anstatt dieser Hilfe, welche die Hohe Pforte auf Grund des veröffentlichten Vertrages nach dem Grundsatze der Wechselseitigkeit zu leisten verpflichtet wäre, wird die Hohe Pforte ihre Stellungnahme zugunsten Rußlands darauf beschränken, die Meerengen der Dardanellen zu schließen, nämlich keinem fremden Kriegsschiffe zu gestatten, sei es unter welchem Vorwande, hineinzufahren."

Dieser Vertrag bezeichnet einen Höhepunkt der russischen Meerengenpolitik und bedeutete im Grunde ein russisches Protektorat. Rußland hatte damit erreicht, was Goriaiow in den Satz zusammenfaßt: für Rußland sei das Meerengenproblem die Frage: „von welcher Autorität hängen die Meerengen des Bosporus und der Dardanellen ab, in welchen Händen befinden sie sich?"

Durch den Vertrag hatte Rußland für seine Kriegsschiffe nicht nur freie Durchfahrt in jedem Sinne, sondern beherrschte sie und konnte jederzeit Konstantinopel unter das Feuer der russischen Schiffsgeschütze bringen. Die Pforte war damals viel zu schwach, um dem furchtbaren Beschützer irgend eigenen Willen zeigen zu können. Ja, der Vertrag verpflichtete die Pforte, im Falle eines englisch-russischen Konfliktes, der immer sichtbarer am Horizonte sich zeigte, die Dardanellen für die englische Flotte zu schließen. Der türkisch-englische Vertrag von 1809 war damit paralysiert.

Der Vertrag von Unkiar Iskelessi erregte große Bestürzung in Westeuropa.

Digitized by Google

Ein englisch-französisches Geschwader erschien vor Tenedos, um gegen den Vertrag zu protestieren und Druck auf die Pforte auszuüben. Die Türkei sah sich aber nicht in der Lage dazu. Rußland machte von seinem Vertragsrechte sofortigen Gebrauch, ein russisches Geschwader durchfuhr von den griechischen Gewässern aus die Meerengen. Da erklärte im Namen der britischen Regierung Lord Palmerston dem türkischen Gesandten: England habe nach der Durchfahrt des russischen Geschwaders dasselbe Recht wie Rußland, seine Geschwader durch die Meerengen zu senden, und zwar auf Grund des englisch-türkischen Vertrages von 1809. Die Pforte wird die Berechtigung dieses Standpunktes nicht haben in Abrede stellen können. Da die Türkei aber kein Machtfaktor mehr war, so richtete sich die Drohung Lord Palmerstons weniger gegen die Pforte als gegen Rußland.

1833 schlossen Rußland und Österreich-Ungarn die Konvention von Münchengrätz und legten in zwei Geheimartikeln fest: die beiden Mächte würden nicht dulden, daß die Macht Mehmed Alis sich direkt oder indirekt auf die europäische Türkei ausdehne. Im Notfalle würden die beiden Mächte dann in der Türkei gemeinsam vorgehen. Obgleich die Meerengen hier nicht genannt sind, waren sie doch mit gemeint, wenn von der europäischen Türkei gesprochen wurde, denn die Meerengen trennen die europäische und die asiatische Türkei. Wir sehen, daß durch die Konvention von Münchengrätz nunmehr auch Österreich-Ungarn in Verbindung mit Rußland in den Vertragskomplex mit der Pforte hineingelangt. Unter dem Gesichtspunkte des russischen Interesses gesehen, war das ein Fehler, aber vielleicht ein notwendiger.

Das Wachsen der russischen Macht im Orient wurde Großbritannien und Frankreich in den folgenden Jahren immer bedrohlicher, und sie benutzten die wieder ausbrechenden Feindseligkeiten zwischen dem Sultan und Mehmed Ali, um eine internationale Konferenz vorzuschlagen; denn es sei nötig, die Integrität der europäischen Türkei sicherzustellen und zu diesem Zwecke müßten die Geschwader der Westmächte die Dardanellen passieren. Der Zar sträubte sich anfangs, gab aber schließlich nach, einmal, weil der für acht Jahre berechnete Vertrag in zwei Jahren ablief und angesichts der europäischen Lage an seine Erneuerung nicht zu denken war. Der Umschwung der Lage gegen die Tage von Unkiar Iskelessi war ein so großer, daß der russische Zar es gar nicht darauf ankommen ließ, seinen vertragsmäßig damals noch gültigen Standpunkt aufrecht zu halten. Graf Nesselrode erklärte den Westmächten vielmehr, daß Rußland sich an der internationalen Konferenz beteiligen werde, auch die allgemeinen Grundsätze der Mächte in der Orientfrage teile, freilich unter der Bedingung: daß die „Schließung der Meerenge der Dardanellen für Kriegsschiffe im Frieden wie im Kriege ein Prinzip des öffentlichen europäischen Rechtes wird, verbürgt durch eine allgemeine Verpflichtung, es als unverletzlich zu achten".

Hiermit erkannte Rußland die Meerengenfrage als eine europäische Angelegenheit an, allerdings, und das ist bemerkenswert, nur einen Teil der Meerengenfrage, nämlich die der Dardanellenenge. Die Dardanellen wollte Rußland geschlossen wissen, und zwar allgemein und unbedingt im Kriege und im Frieden, für fremde Kriegsschiffe wie — weil es nicht anders ging — für russische und auch türkische. Stillschweigend lag darin anderseits enthalten, daß die russische Flotte des Schwarzen Meeres das Recht hätte, jederzeit den Bosporus zu passieren, in das Marmarameer zu segeln, sich dort aufzuhalten und

Digitized by Google

wieder zurückzufahren. Dieses russische Reservat war also sehr beträchtlicher Art und mußte die Türkei mit Konstantinopel von Rußlands Willkür vollständig abhängig machen und halten. Die Westmächte waren naturgemäß damit nicht einverstanden und ebensowenig war es Österreich-Ungarn. Fürst Metternich vertrat den Standpunkt, daß die Pforte das Recht haben müsse, in einem Kriege mit Rußland ihre Freunde zu Hilfe zu holen. Fürst Metternich vertrat ebenfalls den Standpunkt, das Schwarze Meer zu einem geschlossenen Meere zu machen, aber natürlich in andrer Weise, wie Rußland es wollte. Graf Nesselrode verlangte, wie gesagt, Schließung der Dardanellen, aber Offenbleiben des Bosporus für russische Kriegsschiffe, also damit ständige Gefährdung Konstantinopels und die Möglichkeit, fremden, etwa durch die Dardanellen eindringenden Kriegsschiffen im Marmarameer entgegenzutreten. Der Unterschied zwischen den beiden Standpunkten war also fundamental: die Westmächte und Österreich-Ungarn wollten die machtlose Türkei der russischen Gefährdung und Vormundschaft entreißen.

In Großbritannien scheint man im Laufe jenes Jahrzehntes manchmal geschwankt zu haben, welche Reglung der Meerengenfrage am vorteilhaftesten sei. Lord Palmerston soll um das Jahr 1835 den alten Herzog von Wellington gefragt haben, was zweckmäßiger sei: Schließung der Meerengen oder ihre bedingungslose Öffnung. Wellington soll geantwortet haben: „Weil Rußland schließen will, schließen wir auch; wir sind in jenen Gewässern zu weit von unseren Stützpunkten entfernt, während Rußland die seinigen in unmittelbarer Nähe hat."

Hier zeigt sich zum erstenmal eine Alternative, die auch heute noch, wenn auch unter ganz anderen Gesichtspunkten, Beachtung verdient, nämlich: vollständige Schließung oder vollständige Öffnung der Meerengen. Es wird der Aufmerksamkeit des Lesers nicht entgangen sein, daß die Schließung der Meerengen, welche Rußland wollte, eine andre war als die, welche England wollte. Rußland wollte nur die Dardanellen nach außen schließen, England wollte außerdem den Bosporus nach innen, nämlich nach dem Schwarzen Meere zu schließen. Außerdem aber wurde der Gedanke erwogen, die Meerengen ganz zu öffnen, die türkischen Befestigungen an den Dardanellen und am Bosporus zu schleifen, die Meerengen und das Marmarameer zu einer internationalen freien Durchfahrt zu machen, etwa wie es der Ärmelkanal ist. Großbritannien entschied sich für das erstere.

Im Jahre 1810 kam eine Konvention in London zustande, und zwar ohne Mitwirkung Frankreichs. Die vertragschließenden Mächte waren Großbritannien, Österreich, Preußen und Rußland auf der einen Seite, auf der andren Seite die Hohe Pforte. Frankreichs Stellung in der Orientpolitik war eine andre, und man hielt dort für zweckmäßig, sich nicht zu beteiligen. Die Konvention sollte nur zur „Herstellung des Friedenszustandes in der Levante" dienen und bediente sich dieser Maske, um die Meerengenfrage wenigstens vorläufig zu Rußlands Ungunsten zu regeln. Artikel 3 sagte: daß die Vertragsmächte, falls Mehmed Ali Konstantinopel gefährden sollte, auf Einladung des Sultan und um ihm seinen Thron zu erhalten, mit ihren Flotten in die Meerengen einlaufen würden. Sobald der Sultan Hilfe nicht mehr für nötig hielte, würden die Mächte ihre Flotten aus den Meerengen zurückziehen. Diejenigen unter den Vertragsmächten, welche in der Lage waren, Flotten zu schicken, waren

Digitized by Google

einzig England und Rußland. Der russisch-englische Antagonismus tritt hier also scharf und sichtbar hervor. Die Stellung Rußlands seit Unkiar Iskelessi war schon ein großes Stück abwärts geglitten. Der Zar hatte sich bezwungen gesehen, sogar an der Seite Großbritanniens die Konvention zu unterzeichnen, während die Pforte und der „Wunsch des Sultans" nur eine oberflächlich schonende Staffage bildete.

Der Artikel 4 der Londoner Konvention sagte: „das Einlaufen von Geschwadern der Mächte in die Meerengen sei lediglich als einmalige Maßnahme und als Ausnahme anzusehen, ausschließlich infolge des Wunsches des Sultans und ausschließlich zu seinem Schutze, und zwar für den einzig angeführten Fall: die Abwehr eines Angriffes Mehmed Alis. Man ist aber übereingekommen, daß diese Maßnahme in keiner Weise der alten Regel des ottomanischen Kaiserreiches Abbruch tut, kraft welcher für alle Zeiten den Kriegsschiffen der fremden Mächte der Eintritt in die Meerengen des Bosporus und der Dardanellen verboten ist. Der Sultan seinerseits erklärt hiermit, daß er, mit Ausnahme der erwähnten Eventualität, fest entschlossen ist, in Zukunft dieses Prinzip, welches unveränderlich als alte Regel seines Reiches festliegt, aufrecht erhalten wird, und solange sich die Pforte im Frieden befindet, kein fremdes Kriegsschiff in die Meerengen des Bosporus und der Dardanellen hineinlassen wird." In einem der Konvention angefügten Protokoll reservierte sich die Pforte das Recht: leichten, unter der Kriegsflagge fahrenden Schiffen durch Firman des Sultans die Durchfahrt durch die Meerengen zu gestatten, die zum Verkehr der Gesandtschaften der befreundeten Mächte bestimmt seien. Die Fiktion, daß die Pforte als vertragschließende Partei allen europäischen Mächten gegenüberstand, Wünsche und Willensmeinungen aussprach, bezeichnet lediglich die Tatsache, daß Großbritannien hinter der Pforte stand, denn sonst wäre diese eben gezwungen gewesen, auf dem Standpunkt von Unkiar Iskelessi zu bleiben. Alles in allem, Rußland war nicht mehr die Macht, welche mit der Türkei Privatgeschäfte und Verträge machen konnte, sondern hatte de facto die Meerengenfrage als international-europäische Frage anerkennen müssen, zunächst in scheinbarer Übereinstimmung mit dem Erzfeinde Großbritannien.

Im Jahre darauf unterwarf sich Mehmed Ali, und eine neue Lage griff damit Platz. Frankreich trat nunmehr in die Reihe der Mächte ein und die russische Diplomatie selbst bemühte sich, das zu bewirken. Man fürchtete zu Petersburg, daß Frankreich vielleicht für eine vollkommene Öffnung der Meerengen arbeiten würde, und legte Wert darauf, es in den Kreis der Mächte einzubeziehen, welche für Schließung waren. 1841 kam eine zweite Konvention in London zustande:

Die Mächte erklärten zunächst, sie wollten den Weltfrieden erhalten und „dem Sultan einen offensichtlichen Beweis des Respektes geben, welchen sie für die Unverletzlichkeit seiner souveränen Rechte hegen und ebenso ihres aufrichtigen Wunsches, daß sein Reich sich in Ruhe konsolidiere. Die Unterzeichnungsmächte haben beschlossen, auf die Einladung des Sultans hin ihren einmütigen Beschluß dahin festzulegen, daß sie sich der alten Regel des ottomanischen Reiches anpassen, welcher zufolge die Engen der Dardanellen und des Bosporus immer für alle fremden Kriegsschiffe geschlossen sein müssen, solange die Pforte sich im Frieden befindet."

Artikel 2: „Einerseits erklärt der Sultan, daß er den festen Entschluß hat,

Digitized by Google

in Zukunft den Grundsatz aufrecht zu erhalten, welcher unveränderlich als alte Regel seines Reiches besteht, kraft dessen es zu jeder Zeit den Kriegsschiffen fremder Mächte verboten gewesen ist, in die Engen der Dardanellen und des Bosporus einzulaufen; und daß, solange die Pforte sich im Frieden befindet, der Sultan kein fremdes Kriegsschiff in die genannten Engen einlassen wird. Ihre Majestät usw. anderseits verpflichten sich, diesen Entschluß des Sultans zu respektieren und sich dem genannten Grundsatze zu fügen." Artikel 2 erwähnt den Vorbehalt des Sultans für Schiffe, die unter der Kriegsflagge fahren und diplomatischen Zwecken dienen, Firmans auszustellen.

Artikel 3 stellt den Vorbehalt des Sultans fest, die Konvention zur Kenntnis aller mit der Pforte befreundeten Mächte zu bringen und sie einzuladen, sich der Konvention anzuschließen. Diese jedenfalls auch aus London stammende Anregung bezweckte, die Meerengenfrage nach außen ebenso tatsächlich noch mehr als bisher zu einer internationalen zu stempeln.

Im übrigen zeigt die angeführte Tatsache der Konvention noch einige interessante Punkte: zum ersten Male wurde die Erhaltung der souveränen Rechte des Sultans und die Konsolidierung seines Reiches als gemeinsames Ziel der Mächte hingestellt, eine öffentliche Bekundung zugleich, daß ohnedem das türkische Reich nicht zu erhalten sei. Im Grunde bedeutete also dieses Prinzip der Erhaltung eine britische Stellungnahme gegen Rußland, denn von Rußland allein drohte der Pforte Gefahr. Die Konvention ferner spricht von der Souveränität des Sultans, während ihre Bestimmungen tatsächlich so sind, daß kein wirklich souveräner Herrscher sie sich hätte gefallen lassen können. Die „Majestät des Sultans" erhielt einen international festgesetzten Zwangskurs, weil dieser formal nötig war.

Fünf Mächte hatten die Konvention unterzeichnet. Solange die Pforte mit allen im Frieden war, verbot ihr die Konvention, Kriegsschiffe in die Meerengen hineinzulassen. Wie war es nun, wenn sie sich mit einer der Mächte, etwa mit Preußen im Kriege befände? Dann hätte sie nach dem Wortlaute nicht mehr die Verpflichtung gehabt, der russischen Schwarzmeerflotte das Einlaufen in den Bosporus und der englischen Flotte das Einlaufen in die Dardanellen zu verbieten. Oder mußte die Pforte sich mit allen Unterzeichnungsmächten im Kriege befinden, oder schließlich, brauchte sie sich nur mit einer beliebigen andren Macht — keiner Unterzeichnungsmacht — im Kriege zu befinden, um der Verpflichtung ledig zu sein? Das waren formale Fragen, welche tatsächliche Bedeutung nur für die drei seefahrenden Großmächte, England, Rußland und Frankreich, gewinnen konnten. Hauptsächlich für England mit seiner ungehemmten Bewegungsfreiheit aber waren diese vieldeutigen Klauseln wertvolle Mittel, um in jeder beliebigen Situation Vertragstreue zum Nutzen des englischen Interesses zeigen zu können.

Der russische Abstieg nahm in den folgenden Jahren seinen Fortgang. Es kam zum Krimkrieg, veranlaßt äußerlich durch das Einrücken russischer Truppen in die sogenannten Donau-Fürstentümer, das spätere Rumänien. In Rußland motivierte man dieses Vorgehen mit der Notwendigkeit, die russischen Rechte an den heiligen Stätten im türkischen Reiche durchzusetzen. Rußland übte das Protektorat über die im türkischen Reiche wohnenden Orthodoxen aus.

Die Unterzeichnungsmächte erklärten aber, daß der russische Einmarsch die Integrität des türkischen Gebietes und den Respekt vor der Unverletzlichkeit der

Digitized by Google

souveränen Rechte des Sultans verletzte. Ein englisches und ein französisches Geschwader lief in die Dardanellen ein und verletzte damit die Konvention zweifellos, denn über die Berechtigung des russischen Vorgehens ließ sich zur Not streiten, auch bestand kein erklärter Kriegszustand zwischen Rußland und der Türkei. Die Schlacht von Sinope wurde geschlagen und die Flotten der Seemächte drangen in das Schwarze Meer ein, verletzten also hier wiederum die Londoner Konvention.

Im Jahre 1854 schlossen England, Frankreich und die Türkei ein Bündnis gegen Rußland und die Verbündeten, ebenso wie Österreich-Ungarn, waren sich darüber einig, daß die russische Macht im Orient nunmehr gebrochen werden müsse. In erster Linie stand die Frage der Meerengen und des Schwarzen Meeres, über die seit 1853 zu Wien zwischen den Geschäftsträgern der Mächte einschließlich Rußlands Verhandlungen gepflogen wurden. Der französische Geschäftsträger sagte rund heraus: „Die Revision vom 13. Juli 1841 muß bezwecken, die Existenz des osmanischen Reiches in einer vollständigeren Weise an das europäische Gleichgewicht anzuschließen, und mit dem russischen Übergewichte im Schwarzen Meere ein Ende zu machen." Der österreichische Geschäftsträger erklärte dem russischen, Fürsten Gortschakow:

„Ich begreife nicht den Zweck und die Aufgabe der formidablen Flotte, die Sie im Schwarzen Meere haben. Nach den Verträgen ist das Schwarze Meer ein geschlossener See, ein Gefängnis für Ihre Schiffe und nichtsdestoweniger eine beständige Drohung gegen die Türkei, für Europa ein Motiv dauernden Mißtrauens. Da Sie die Existenz der Türkei nicht beeinträchtigen wollen, welches Interesse haben Sie an der Unterhaltung von Streitkräften ohne Verwendungsmöglichkeit? Der Kaiser von Rußland ist sicherlich Herr seiner Entschlüsse, so viel Schiffe, wie er will, in jedem Hafen zu haben; würde er nicht aber seinen Vorteil finden, wenn er in gewissem Umfange seinen Kriegsschiffen die Durchfahrtsfreiheit nach dem Mittelmeere und die Verlegung seiner Flotten von Sebastopol nach Kronstadt und umgekehrt sicherte, auf der andern Seite aber die Besorgnisse Europas beschwichtigte, welche durch die maßlose Anhäufung von Streitkräften zu Sebastopol erregt werden?"

Das bedeutete also, daß Österreich-Ungarn Rußland die Meerengen für Kriegsschiffe bis zu einem gewissen Grade öffnen könne, unter der Bedingung zwar, daß Rußland in der Bemessung seiner Schwarzmeerflotte über ein bestimmtes, von den andren Mächten festzusetzendes Maß nicht hinausginge. Den letzteren Standpunkt vertrat auch der britische Geschäftsträger, während der französische zum ersten Male und radikal Neutralisierung des Schwarzen Meeres verlangte. Die Verhandlungen zerschlugen sich und wurden abgebrochen.

Im Herbst 1855 fiel Sebastopol und die Mächte verhandelten nunmehr in ihrer Eigenschaft als Sieger weiter mit Rußland. Das Ergebnis war der Pariser Frieden, geschlossen von Großbritannien, Frankreich, Österreich, Sardinien und der Hohen Pforte einerseits, anderseits Rußland. Preußen durfte mitunterzeichnen, eine wenig erfreuliche Erinnerung.

Artikel 7 des Hauptvertrages des Pariser Friedens stellt die Erhaltung des türkischen Reiches als ein europäisches, als ein allgemeines Interesse hin: „Ihre Majestäten usw. erklären hiermit die Zulassung der Hohen Pforte zur Teilnahme an den Vorteilen des öffentlichen Rechtes und des europäischen Konzertes. Ihre Majestäten verpflichten sich, jeder für sich, die Unabhängigkeit und die

Digitized by Google

territoriale Integrität des ottomanischen Reiches zu achten, sie erklären zusammen die strenge Beobachtung dieser Verpflichtung und werden infolgedessen jeden Akt, der geartet ist, diese Verpflichtung zu verletzen, als Frage von allgemeinem Interesse betrachten." Artikel 8 sagt: „Wenn zwischen der Hohen Pforte und einer oder mehreren der andern Unterzeichnungsmächte eine Mißstimmung einträte, welche die Aufrechterhaltung ihrer Beziehungen bedrohte, so werden die Hohe Pforte und jede dieser Mächte, bevor sie auf Gewaltanwendung zurückgreifen, die andern Mächte in die Lage setzen, diesem äußersten Falle durch ihre Vermittlung vorzubeugen."

Durch diese vertraglichen Vereinbarungen stellte „Europa" also das türkische Reich unter seine Vormundschaft und verpflichtete sich trotzdem, die „Unabhängigkeit und territoriale Integrität" des ottomanischen Reiches zu achten. Von einer türkischen Unabhängigkeit vernichtete in Wirklichkeit dieser Vertrag den letzten Rest, während die Integrität gegen Rußland geschützt werden sollte, nicht um der Türkei willen, sondern um die Welt des Orients, um Afrika, Ägypten und Indien für Großbritannien als gegenwärtigen oder künftigen Besitz zu erhalten. Man muß sich in der Beurteilung der Verträge von 1856 stets vor Augen halten, daß sie das Ergebnis eines gemeinsamen Kampfes gegen Rußland sind und daß in jedem Vertragsartikel das „gegen Rußland" ausdrücklich da ist oder zwischen den Zeilen steht. Jede der Mächte verpflichtet sich einzeln zur Achtung der türkischen Unabhängigkeit und Integrität, während sie sich zusammen verpflichten, gegen jede Verletzung gemeinsam vorzugehen, und die Frage als eine Sache allgemeinen Interesses zu betrachten. Im Lichte der politischen Lage und Ziele jener Zeit und des Verlaufes der Pariser Verhandlungen betrachtet, bemerkt man im Artikel 7 auch schon ein gewisses Mißtrauen der Gegner Rußlands untereinander. Gegensätze waren zwischen Frankreich und England bereits stark vorhanden, nur die Furcht vor russischer Ausdehnung hatte Europa geeinigt und, was nicht vernachlässigt werden darf, auch die anerkannte Oberherrschaft Großbritanniens zur See.

Artikel 8 ist ebenfalls wichtig, weil er verhindern will, daß irgendeine der Unterzeichnungsmächte oder mehrere von ihnen in Konflikt mit dem türkischen Reiche geriete. Offenbar befürchtete man nämlich in England, daß plötzlich ein offener Konflikt da sein könne und die betreffende Macht dann erklärte: zur Vermittlung sei es zu spät, der Krieg sei da und sprenge eo ipso die Verträge. Artikel 8 wollte die Vermittlung den Mächten obligatorisch machen. Keine der Mächte hatte 1856 etwas hiergegen, außer Rußland. Rußland aber war besiegt, so daß der Zar trotzdem seine Unterschrift unter den Pariser Vertrag setzte.

Der zehnte Artikel führte aus, daß die Mächte die zweite Londoner Konvention, also die von 1841 gemeinsam revidiert hätten, und die Folge dieser Revision ein Anhang zum Pariser Vertrage sei.

Artikel 11: „Das Schwarze Meer wird neutralisiert: offen für die Handelsmarinen aller Nationen, sind seine Gewässer und Häfen ausdrücklich und für immer für die Kriegsflagge verboten, sei es der Uferstaaten, sei es irgendeiner anderen Macht, abgesehen von den bekannten Ausnahmen."

Artikel 13: „Da das Schwarze Meer neutralisiert ist, so ergibt sich das Fehlen einer Notwendigkeit für die Unterhaltung oder Errichtung von maritimen Arsenalen an seinen Ufern; solche wären gegenstandslos. Infolgedessen verpflichten sich der Kaiser von Rußland und der Sultan, an diesen Küsten kein maritimes Arsenal zu unterhalten noch zu errichten."

Digitized by Google

Artikel 14 erklärt: „daß Zar und Sultan eine Konvention miteinander geschlossen hätten, um die Stärke und Zahl ihrer leichten Schiffe, die für den Küstendienst im Schwarzen Meere notwendig sei, festzulegen. Diese Konvention bildet einen Anhang des Pariser Vertrages, sie besitzt dieselbe Kraft und den gleichen Wert, als wenn sie einen integrierenden Teil von ihm bilde . . . Sie kann niemals ungültig gemacht oder geändert werden ohne Zustimmung der Unterzeichnungsmächte des Pariser Vertrages." — Durch diese Bestimmung sollte verhindert werden, daß Rußland mit der Türkei über Zahl und Art der Schiffe für den Küstendienst im Schwarzen Meere mit der Pforte Sonderabmachungen träfe beziehungsweise die Pforte zu solchen veranlaßte. Die Mächte wollten auch hier dauernde Kontrolle und maßgebende Einwirkung behalten.

Diese Artikel 11, 13 und 14 bestimmten also die Neutralisierung des Schwarzen Meeres, mit andern Worten, daß weder die Uferstaaten, also Rußland und die Türkei, noch andre seefahrende Mächte die Kriegsflagge dort zeigen dürften. Großbritannien, Frankreich und Österreich-Ungarn hatten ihr Ziel erreicht, Rußland war von seinem Ziele weiter entfernt denn je. Auch die Möglichkeit, eine Kriegsflotte des Schwarzen Meeres wieder aufzubauen, wurde durch die Verpflichtung: an den Küsten des Schwarzen Meeres kein Arsenal zu erhalten noch zu errichten, ausgeschaltet. Hier war allerdings eine Einschränkung vorhanden: Rußland wurde nämlich gestattet, die Werftanlagen zu Nikolajew fernerhin zu unterhalten, da dieser Hafen an der Mündung des Bug liegt, also nicht an den Küsten des Schwarzen Meeres. Die russischen Bevollmächtigten mußten aber erklären, man wolle dort nur leichte Schiffe für den Küstendienst bauen.

Der erste Anhang zum Pariser Vertrage ist eine Konvention, unterzeichnet von den Mächten Österreich-Ungarn, Großbritannien, Preußen, Rußland und Sardinien, „welche gemeinsam ihre einmütige Entschließung festlegen wollen, sich der alten Regel des ottomanischen Reiches anpassen zu wollen, nach welcher die Engen der Dardanellen und des Bosporus für alle fremden Schiffe geschlossen sind, solange die Pforte sich im Frieden befindet." Der Sultan erklärt seine Zustimmung, daß die Londoner Konvention von 1841 (So!) mit einigen geringfügigen Änderungen erneuert werde.

Im Artikel 1 der dem Pariser Vertrage angehängten Konvention erklären die Mächte: der Sultan verpflichte sich, jene alte unveränderliche Regel hinsichtlich der Meerengen aufrecht zu erhalten, und daß, „solange die Pforte sich im Frieden befindet, seine Majestät kein fremdes Kriegsschiff in die genannten Meerengen hineinlassen wird." Wir sehen hier die Komödie, daß die Mächte erklären, der Sultan verpflichte sich, und dann im folgenden Satze: daß die Unterzeichnungsmächte sich verpflichten, jene „Entschließung des Sultans", zu der sie ihn gezwungen haben — zu achten und sich der „alten unveränderlichen Regel hinsichtlich der Meerengen anzupassen". Artikel 2 gibt den bekannten Vorbehalt des Sultans für die Meerengenpassage leichter Schiffe, die unter der Kriegsflagge zum diplomatischen Dienste gebraucht werden, Firmans auszustellen. Artikel 3 gestattet auch solche leichte Schiffe unter der Kriegsflagge, welche die Unterzeichnungsmächte an der Mündung der Donau stationieren dürfen. Jede Macht darf nicht mehr als zwei Schiffe an der Donaumündung haben. — Daraus ging, beiläufig bemerkt, hervor, daß auch an der Donaumündung nach diesem System stets eine Übermacht gegenüber den russischen Kontingenten leichter Schiffe vorhanden sein sollte.

Digitized by Google

Der Anhang 2 des Pariser Vertrages enthält die im Hauptvertrage erwähnte Konvention zwischen Rußland und der Pforte über die Reglung an Zahl und Stärke von leichten Schiffen im Schwarzen Meere.

Die beiden Mächte verpflichten sich, die vereinbarte Zahl, Gefechtsstärke und Dimensionen nicht zu überschreiten, und setzen im Artikel 2 fest: „die hohen Vertragschließenden behalten sich vor, jeder in diesem Meere sechs Dampfer von 50 Meter Länge in der Wasserlinie, bei einer Maximaltonnage von 800 Tonnen zu halten, außerdem vier leichte Dampfsegelschiffe, die einen Gehalt von 200 Tonnen pro Schiff nicht überschreiten dürfen."

Daran ist folgendes bemerkenswert: Es handelt sich natürlich nicht um eine wirkliche russisch-türkische Abmachung im Sinne zweier unabhängiger Mächte, sondern um eine von den übrigen Vertragsmächten vorgeschriebene Bestimmung. Interessant sind auch die Maße der Schiffe, welche mit Absicht die Tatsache des fortwährenden Wachsens der Schiffsgrößen ignorierten. Nach Verlauf von zehn Jahren, als alle Kriegsschiffausmaße sich vergrößert oder vervielfacht hatten, blieb Rußland noch immer verpflichtet, keinen Dampfer von über 50 Meter Länge im Schwarzen Meere zu halten. Freilich wäre Rußland auch nicht in der Lage gewesen, solche Schiffe zu bauen, ja überhaupt neue zu bauen, da außer der Werft von Nikolajew keine Kriegswerft am Schwarzen Meere unterhalten werden durfte und Nikolajew zu größeren Leistungen nicht imstande war.

Zwischen Großbritannien, Frankreich und Österreich wurde zehn Tage nach dem Abschluß des eigentlichen Pariser Vertrages noch ein Abkommen auch zu Paris geschlossen, „weil sie untereinander das kombinierte Vorgehen regeln wollen, welches jede Verletzung der Stipulation des Pariser Vertrages nach sich ziehen würde."

Im Artikel 1 verpflichten sich die drei Mächte zu solidarischer Garantie der „Unabhängigkeit und Integrität des ottomanischen Reiches".

Artikel 2: „Jede Verletzung der Stipulation des genannten Vertrages wird von den Unterzeichnungsmächten dieses Vertrages als casus belli betrachtet werden. Sie werden sich mit der Hohen Pforte über die notwendig gewordenen Maßnahmen verständigen und sich ohne Zögern über die Verwendung ihrer Streitkräfte zu Lande und zur See schlüssig werden." Diese Bedingungen des Pariser Friedens waren so demütigend für Rußland, daß man weder in London noch in Paris der Ansicht war, die Verträge, welche das Schwarze Meer betrafen, könnten von Dauer sein. Lord Palmerston meinte, man würde nicht länger als zehn Jahre die Bestimmungen aufrecht erhalten können, und in den sechziger Jahren äußerte sich Gladstone dahin, daß es besser wäre, die Neutralisierung des Schwarzen Meeres aufzuheben. Ob das aufrichtig gemeint war, darf bezweifelt werden. Schon während der Pariser Verhandlungen machten sich weitgehende Meinungsverschiedenheiten zwischen den englischen und französischen Staatsmännern, beziehungsweise Napoleon III. bemerkbar, und beinahe unmittelbar nachher versuchten Frankreich ebenso wie Österreich — ja, es scheint auch, daß britische Staatsmänner dasselbe wünschten — den russischen Wunsch nach Befreiung von den Pariser Bestimmungen zu einem politischen Geschäfte mit Rußland zu benutzen.

In Petersburg war man nach dem Pariser Vertrage außer sich und besonders durch die vierzehn Tage später an die russischen Bevollmächtigten erfolgte Bekanntgabe des französisch-britisch-österreichischen Garantievertrages gegen Rußland. Außerdem lasen die Petersburger Staatsmänner aus den Pariser

Digitized by Google

Abmachungen die Absicht des Vertragsbruches heraus, nämlich: Artikel 11 des Hauptvertrages setzte fest, daß das Schwarze Meer für die Kriegsflaggen aller Nationen geschlossen sei, während Artikel 1 der Konvention ausdrücklich sagt, daß im Frieden keine Kriegsschiffe die Meerengen durchfahren dürften. Daraus folge, daß die Meerengen im Kriege in der Richtung nach dem Schwarzen Meere hin offen seien und bei jedem kriegerischen Konflikte feindliche Geschwader mit Zustimmung des Sultans in das Schwarze Meer eindringen könnten.

Die russische Politik verhielt sich trotz aller Erbitterung ihrer Träger und des Zaren in den folgenden Jahren den politischen Angeboten der andern Mächte gegenüber zurückhaltend. Vom Zaren Alexander erzählte Fürst Gortschakow, er habe 1863 vor Beginn einer Sitzung gesagt: „Vor sieben Jahren habe ich an diesem Tische eine Handlung vollzogen, die ich charakterisieren kann, weil ich es war, der sie vollzog. Ich habe den Vertrag von Paris unterzeichnet und das war eine Feigheit." Auf Einwendungen der Anwesenden wiederholte der Zar: „Ja, es war eine Feigheit und ich werde sie nicht wiederholen."

Von den Pariser Verhandlungen hat man im Hinblick auf die politische und militärische Lage von damals in der Tat den Eindruck, als ob Rußlands Gegner nicht in der Lage gewesen wären, jene Bedingungen des Pariser Vertrages zu erzwingen, wenn der Zar sich unbeugsam widersetzt hätte.

In den folgenden Jahren unterließen die russischen Staatsmänner nicht, an allen einschlägigen europäischen Höfen die Unzufriedenheit mit dem im Schwarzen Meere geschaffenen Zustande zum Ausdruck zu bringen, und auf verschiedene Vertragsverletzungen seitens der andern Mächte hinzuweisen. Während dessen bereitete der Zar in aller Stille Schritte vor, welche die andern Großmächte am wenigsten vermuteten, nämlich ein enges Zusammengehen mit dem Bismarckschen Preußen, um mit dessen Hilfe eine Änderung der Pariser Bestimmungen zu erlangen. Hier waren wohl nicht nur die intimen persönlichen Beziehungen zwischen dem Zaren Alexander und König Wilhelm maßgebend, sondern vor allem Bismarcks Politik, sich Rußlands zu bedienen, um das deutsche Einigungswerk ungestört durchzuführen. Für Bismarck konnte es kaum etwas wünschenswerteres geben, als den russischen Gegensatz zu den andern Mächten und den immer brennender werdenden Wunsch, die Pariser Bestimmungen abzuschütteln. In Rußland wußte man anderseits, daß Preußen im Orient keine der russischen entgegengesetzte Politik verfolgte und daß Bismarck den russischen Zielen dort ohne irgendein direktes Interesse gegenüberstand.

Der gelegene Augenblick kam im deutsch-französischen Kriege 1870/71. Nach den schnell einanderfolgenden entscheidenden deutschen Siegen war das napoleonische Kaisertum und damit das Frankreich von 1856 verschwunden. Militärisch lag Frankreich am Boden. Von jener europäischen Koalition, der Rußland sich 1856 gefügt hatte, war nichts mehr übrig. Preußen-Deutschland beherrschte die Lage auf dem Festlande. Diesen Augenblick beschloß der russische Kanzler, Fürst Gortschakow, zu benutzen und richtete im Oktober 1870 eine Rundnote an die Unterzeichnungsmächte der Pariser Verträge: die russische Regierung sage sich von den Stipulationen des Vertrages los, welche sich auf die Neutralisierung des Schwarzen Meeres bezögen. Die Note führte dazu das folgende aus: Die Abmachungen von 1856 neutralisierten das Schwarze Meer und schränkten die dortige russische Flotte auf ein Minimum ein. Die Unterzeichnungsmächte hätten sich dabei vom Gedanken leiten lassen, daß auf

Digitized by Google

diese Weise Konflikte zwischen den Uferstaaten untereinander und mit dritten Mächten ausgeschlossen seien. Inzwischen habe sich aber gezeigt, daß dieses Prinzip, auf dem die Sicherheit der Grenzen Rußlands am Schwarzen Meere ruhen sollte, nur Theorie sei, denn die Türkei habe das Recht, unbegrenzte Seestreitkräfte in den Meerengen und im Ägäischen Meere zu halten, Großbritannien und Frankreich könnten nach wie vor im Ägäischen und Mittelländischen Meere ihre Geschwader vereinigen. Rußland sei dagegen im Schwarzen Meere wehrlos. Der Wortlaut des Pariser Hauptvertrages untersage zwar den Zugang zum Schwarzen Meere der Kriegsflagge aller Mächte, aber nach der Meerengenkonvention sei die Durchfahrt nur im Frieden gesperrt. Außerdem seien wiederholt fremde Kriegsschiffe durch die Meerengen und sogar in das Schwarze Meer hineingefahren, dessen Neutralität damit verletzt worden sei. Rußland habe alles in allem keinerlei Garantie dafür, daß seine Wehrlosigkeit im Schwarzen Meer nicht durch andere Seemächte ausgenutzt werde. Schließlich weist die Note daraufhin, daß die früher unbekannten Panzerschiffe die Gefahren für Rußland ganz wesentlich erhöhten.

Dieser letzte Hinweis war insofern richtig, als Panzerschiffe den russischen Küstenwerken gegenüber weit gefährlicher waren als ungepanzerte, ferner daß sie vom Winde unabhängig waren. Außerdem konnten die Russen ihnen im Schwarzen Meere nach den Pariser Verträgen nur kleine alte Holzfahrzeuge von vertraglich bestimmten Abmessungen entgegensetzen.

Im übrigen zeigt jene russische Note auf einen allgemeinen Punkt hin, der auch heute Beachtung verdient. Das ist die Abhängigkeit der Meerengenfrage von der schwimmenden Macht im Schwarzen Meere und im Ägäischen Meere beziehungsweise den Meerengen. Damals war die Frage noch insofern anders, als wirkliche Machtfaktoren bei der Türkei, dem Eigentümer der Meerengen, nicht zu finden waren.

Die russische Rundnote erklärte schließlich: der Zar sehe sich nach allem nicht mehr in der Lage, Abmachungen anzuerkennen, welche die Interessen des russischen Reiches derart beschränkten, noch weiter zu dulden, daß „die Sicherheit Rußlands von einer Fiktion abhinge, welche die Zeitprobe nicht habe überstehen können." Der Zar betrachte sich nicht mehr als an die Abmachungen gebunden, welche die russische Souveränität im Schwarzen Meere einschränkten. Er betrachte sich auch als im Rechte und handle pflichtmäßig, indem er dem Sultan die Sonderabmachung aufsage, welche die Beschränkung der Zahl und Größe russischer Kriegsschiffe im Schwarzen Meere festsetzte. Der Zar erklärte, er gebe damit dem Sultan seine Rechte und Freiheit wieder und setze sich zugleich in den Besitz seiner eigenen Rechte. Der Zar sagte sich also von den Bestimmungen, die 1856 über das Schwarze Meer getroffen waren, los, ohne sich im geringsten an die gemeinsame Zeichnung der Bestimmungen und deren von Rußland anerkannte Internationalität zu kehren. Er beantragte nicht eine Revision, appellierte auch nicht an die Unterzeichnungs- und Garantiemächte, sondern verließ sich auf die seit 1856 vollständig veränderte europäische Lage und vor allem auf Bismarck.

Politisch geschichtlich bemerkenswert ist ebenfalls, daß die russische Aktion sich nur auf das Schwarze Meer, nicht aber auf die Meerengen bezog. Vom russischen Standpunkte gesehen, war das wohl ein Fehler. Fürst Gortschakow war sich über die Gunst der europäischen Lage klar und sah, daß die alte antirussische

Digitized by Google

Koalition verschwunden und nicht zu beleben war. An den russischen Botschafter zu London, Brunnow, schrieb er: der russischen Note werde höchstens ein Papierkrieg folgen. Und das war richtig. Der Papierkrieg wurde in England sehr ausgiebig geführt, denn man hatte wohl mit einem russischen Antrage auf Revision des Pariser Vertrages und seiner Anhänge gerechnet, aber nicht mit einer einfachen russischen Lossagung. Nach britischer Art erfolgten zunächst Kriegsdrohungen gegen Rußland. Der britische Botschafter zu Petersburg sagte, daß die russische Note eine Beleidigung der Königin sei, und äußerte die Befürchtung, er würde seine Pässe verlangen müssen. Der britische Sekretär des Auswärtigen, Lord Granville, telegraphierte an Bismarck: England könne ein so willkürliches Verfahren, wie das russische, welches die Gültigkeit aller internationalen Verträge in Frage stelle, nicht dulden. Für die Zukunft seien Komplikationen zu befürchten. Bismarck sagte (nach Busch) lächelnd hierzu: „Zukünftige Komplikationen! Parlamentsredner! sie getrauen sich nichts. Der Ton liegt auf: ‚zukünftig'. Das ist die Art, wie man spricht, wenn man nichts zu tun gedenkt. Nein, von denen ist nichts zu fürchten, wie vor vier Monaten von ihnen nichts zu hoffen war!"

Auf die Behandlung König Wilhelms und Bismarcks legten der Zar und Gortschakow besonderen Wert. Der Zar richtete ein Schreiben an König Wilhelm und Gortschakow schrieb dazu an Bismarck: „Gestatten Sie mir, auch nicht den mindesten Zweifel an dem Erfolge der Demarche des Kaisers dem Könige gegenüber zu hegen, noch auch an dem energischen und loyalen Beistande, den Sie uns leisten werden . . . . Sie werden sich noch einmal überzeugen, daß wir Ihnen kein halbes Vertrauen schenken, und so vertraue ich mich Ihnen und Ihren Inspirationen an und biete Ihnen im voraus einen herzlichen Händedruck, den Sie wie ich im Sinne der Überzeugung auslegen werden (auf deutsch): „daß wir einander treugeblieben sind."

Bismarck war wenig erfreut über die russische Aktion. Er wußte längst, daß sie beabsichtigt war, sie kam ihm aber zu früh, auch hatte Gortschakow den frühen Zeitpunkt überraschend gewählt. Gortschakow seinerseits wußte um Bismarcks Hauptsorge: europäische Einmischung in den deutsch-französischen Krieg zu verhindern. Nicht nur Großbritannien hatte wiederholt Andeutungen gemacht, die deutsch-französische Angelegenheit müsse durch einen europäischen Kongreß geschlichtet werden, sondern gerade Gortschakow hatte schon damals aus seiner Sympathie für Frankreich kein Hehl gemacht und ähnliches, wie Granville, durchblicken lassen. Der russische Minister wußte, daß er gerade hiermit ein wirksames Druckmittel auf Bismarck in der Hand habe. Nach der russischen Note fürchtete Bismarck, daß durch sie hervorgerufene internationale Verhandlungen Großbritannien dazu dienen würden, auch die deutsch-französischen Fragen international zu behandeln. Dem russischen Kanzler antwortete Bismarck, er bedauere den russischen Schritt als verfrüht, auch im russischen Interesse, denn nach Friedensschluß mit Frankreich würde er, Bismarck, die russischen Wünsche viel wirksamer stützen können als jetzt, wo er selbst nach den verschiedensten Seiten hin Rücksicht nehmen müsse. Gleichwohl werde er die russische Regierung nachdrücklichst unterstützen, die deutschen Gesandten zu London und Konstantinopel seien entsprechend angewiesen worden.

Die großbritannische Regierung schickte den Unterstaatssekretär des Auswärtigen, Odo Russell, nach Versailles, um Bismarck zu beeinflussen. Wie-

Digitized by Google

weit Russells Instruktionen gingen, ist nicht bekannt. Im Unterhause fragte während der Londoner Konferenz ein Parlamentsmitglied den Premierminister, ob es wahr sei, daß Russell die Instruktion gehabt habe, eine Aufrollung der Meerengenfrage zu einer Frage von Krieg und Frieden zu machen. Der Premierminister Gladstone antwortete ausweichend und sagte schließlich: Wenn die Instruktionen Russells auch nicht gerade dahin gelautet hätten, so habe Russell mit Recht und ohne Zweifel Bismarck gegenüber solche Mittel der Diplomatie angewendet, wie er sie für am zweckmäßigsten hielt. Anzunehmen ist, daß Russell mehrere Instruktionen erhalten hat, die je nach dem Verhalten Bismarcks verschieden auszuführen waren. Es scheint, daß er die Kriegsfrage in der Tasche behalten, dagegen versucht hat, den Beitritt des Norddeutschen Bundes zu jener Konvention des Pariser Vertrages von 1856 zu erlangen, welche die Garantie Frankreichs, Großbritanniens und Österreichs für die Einhaltung der Pariser Friedensbestimmungen festsetzte und jede Verletzung als Kriegsfall ansah. Durch Beitritt des Norddeutschen Bundes wäre für Rußland die Lage eine ganz andre geworden, für Rußland ebenso übrigens wie für den Norddeutschen Bund ungünstig. Bismarck ging in diese plump gestellte Falle nicht hinein und sagte, abgesehen vom Mangel eines deutschen Interesses an den Pariser Abmachungen denke er nicht daran, sich an einer feindlich gegen Rußland gerichteten Abmachung zu beteiligen. Darauf fragte Russell, ob der Norddeutsche Bund für den Fall eines britisch-russischen Konfliktes neutral zu bleiben sich verpflichten wolle. Auch das lehnte Bismarck ab. Er erzählt selbst darüber: „Russell fragte, ob wir uns nicht dem Abkommen von 1856 anschließen wollten. Ich entgegnete, daß Deutschland daran kein rechtes Interesse hätte. Oder ob wir uns verpflichten wollten, neutral zu bleiben, wenn es dort einmal zum Konflikt käme. Ich sagte ihm, ich wäre kein Freund von Konjekturalpolitik, in die eine solche Verpflichtung fiele; das käme ganz auf die Umstände an . . . Er kam immer wieder auf ein Äquivalent zurück und fragte zuletzt, ob ich ihm nicht etwas vorschlagen könne. Ich sprach von der Öffnung der Dardanellen und des Schwarzen Meeres für alle. Das könnte Rußland angenehm sein, da es dann vom Schwarzen Meere ins Mittelmeer könnte, und der Türkei auch, da sie dann ihre Freunde gleich bei sich hätte, auch den Amerikanern, denen man damit einen der Wünsche entzöge, die sie mit Rußland verbänden, den Wunsch nämlich nach ungehinderter Schiffahrt auf allen Wasserstraßen. Er schien das einzusehen." — Die Russen, so setzte der Kanzler hinzu, „hätten übrigens nicht so bescheiden fordern sollen, dann hätten sie ohne Schwierigkeit die Sache mit dem Schwarzen Meere bekommen." — Über die russische Note sagt Bismarck anderweitig (bei Busch): „Man habe immer geglaubt, daß die russische Politik so besonders schlau sei und voller Winkelzüge, Schliche und Kniffe; das sei aber nicht wahr. Wenn sie unredlich wären, so hätten sie solche Erklärungen unterlassen, ruhig Kriegsschiffe im Schwarzen Meere gebaut und gewartet, bis man darüber anfragte. Dann sagten sie, daß sie nichts davon wüßten, man wolle sich aber erkundigen, und so zögen sie es hinaus. Das könnte bei den russischen Verhältnissen lange dauern und zuletzt hätte man sich daran gewöhnt."

Man sieht daraus die sehr wohlwollende Haltung Bismarcks den russischen Wünschen gegenüber, eine Haltung, die sich aus den Umständen von selbst ergab. Bemerkenswert ist die Äußerung Bismarcks, es würde für alle zweckmäßig sein, die Dardanellen und den Bosporus für alle zu öffnen. Man möchte glauben,

Digitized by Google

daß der deutsche Kanzler, dem die russische Abneigung gegen diesen Gedanken wahrscheinlich doch bekannt gewesen ist, nichts dagegen hatte, wenn der Vorschlag von England gekommen wäre. Er konnte die englisch-russische Stimmung nur verbittern, und das lag im deutschen Interesse. Die Gleichgültigkeit Bismarcks der Unabhängigkeit und Existenz des türkischen Reiches gegenüber geht jedenfalls daraus hervor.

In Konstantinopel hatte der russische Geschäftsträger, General Ignatiew, vorgearbeitet, und zwar auf eigene Hand. Er bearbeitete die türkischen Minister, insbesondere den Großwesir Ali Pascha, und erklärte ihm, wie uneigennützig die russische Politik sei, und daß eine Abänderung der Bestimmungen von 1856 auch im Interesse der Türkei liege. Ali Pascha war andrer Ansicht und meinte, daß jene Verträge für die Türkei insofern von Nutzen wären, als sie die Türkei unter internationales Recht stellten. Der türkische Großwesir äußerte gleichfalls die Ansicht: eine russische Flotte im Schwarzen Meere könne nur die Türkei bedrohen, und eine Öffnung der Meerengen würde für die Türkei verhängnisvoll sein.

Gleichwohl war die Pforte nicht in der Lage, sich den russischen Wünschen zu widersetzen, weil sie keinen Rückhalt mehr an Frankreich hatte.

Auch Österreich-Ungarn sah sich in Verlegenheit und Zwangslage. So unangenehm den österreichischen Staatsmännern das russische Vorgehen mit seinen Aussichten sein mußte, so wenig waren sie in der Lage, etwas dagegen zu tun. Bismarck beherrschte auch hier die Lage. Er richtete drohend ein Schreiben an den Gesandten des Norddeutschen Bundes zu Wien, in dem es kurz hieß: es werde nicht in Österreichs Interesse liegen, wenn es durch seine Haltung Deutschland beziehungsweise den Norddeutschen Bund zwänge, zwischen Rußland und Österreich zu wählen. Noch waren keine fünf Jahre seit Königgrätz verflossen und anderseits stand Deutschland auf der Höhe des Sieges, während Österreich keine andre Macht hatte, auf die es sich stützen konnte und sein eigener Machtzustand nicht genügte, um für Großbritannien eine genügende Stütze zu bilden. Der deutsche Gesandte zu London, Graf Bernstorff, schrieb nach Berlin: man sähe einmal wieder die absolute Hilflosigkeit Großbritanniens, sofern es sich nicht auf eine europäische Festlandgroßmacht stützen könnte.

Bismarck seinerseits wußte schon damals, was er an Gortschakow hatte und an was für eine Politik dieser für später dachte. Der deutsche Kanzler ließ Gortschakow mitteilen, man würde alles tun, um die russischen Wünsche zu fördern. dafür erwarte er aber auch, daß Gortschakow aufhöre, mit den leitenden Männern Frankreichs zu kokettieren und mit dem Gedanken eines europäischen Kongresses für die Festsetzung der deutsch-französischen Friedensbestimmungen zu spielen und noch dazu öffentlich. Beiläufig mag bemerkt sein, daß Gortschakow und andre russische Staatsmänner das russisch-französische Bündnis schon damals als vorteilhaft vorausahen. In der Zeit nach 1870 ist dieser Gedanke trotz aller Unterbrechungen und Schwierigkeiten zwischen Petersburg und Paris niemals zur Ruhe gekommen. Bismarck war sich immer über ihn klar.

Nach Erlaß der Gortschakowschen Rundnote erhob sich zunächst der übliche allgemeine Lärm in den Noten und in der Presse der Pariser Unterzeichnungsmächte von 1856. Er beruhigte sich bald, weil, wie Bismarck vorausgesehen hatte, niemand imstande war, gegen Deutschland und Rußland zusammen wirksame Stellung zu nehmen. Am meisten wirklich bestürzt und getroffen fühlte

Digitized by Google

sich die Pforte. Hier glaubte man zuerst, daß Rußland nicht nur das Abkommen hinsichtlich des Schwarzen Meeres beseitigt, sondern auch die Meerengen geöffnet wissen wolle, und betrachtete den Krieg als unvermeidlich. Gortschakow erkannte die Gefahr, welche in einer Aufrollung der türkischen Frage und in einer Beteiligung der englischen Flotte in den türkischen Gewässern liegen würde und ließ alle Mühe darauf verwenden, die Türkei über Rußlands Absichten zu beruhigen. Auch hier unterstützte Bismarck die russische Politik und ließ durch den deutschen Geschäftsträger zu Konstantinopel der Pforte raten, sie möge eine Verständigung mit Rußland suchen.

Die Vereinigten Staaten von Amerika glaubten bezeichnenderweise, sich in die Frage einmischen zu sollen. Die Regierung der Vereinigten Staaten bot der russischen Regierung ein Schutz- und Trutzbündnis und damit die Entsendung einer Flotte in das Schwarze Meer an. Dafür sollte Rußland die Vereinigten Staaten in der Alabamaaffäre unterstützen und dann würden die Amerikaner den Russen zeigen, daß sie nicht nur in Worten, sondern auch in Taten wahrhafte Freunde seien. Gortschakow ließ dem amerikanischen Staatssekretär danken, äußerte sich aber dem russischen Geschäftsträger zu Washington gegenüber dahin, daß die amerikanischen Versprechungen zu unbestimmt seien und man keinen Anlaß habe, für die Vereinigten Staaten die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Jene amerikanische Aktion sollte sich gegen England richten. Politische Bedeutung erlangte sie, wie gesagt, nicht, aber sie ist kennzeichnend auch unter dem Gesichtspunkte der jetzigen Lage und Frage.

Auf Bismarcks Anregung erfolgte nun die Einberufung einer Konferenz, nicht in Petersburg, wie er vorgeschlagen hatte, sondern in London. Bismarcks Wunsch ging aus seiner steten Sorge hervor, daß diese Konferenz benutzt werden könnte, um auch die deutsch-französische Friedensfrage international zu besprechen. Über die Absichten der britischen Staatsmänner in dieser Beziehung war er unterrichtet und wußte, daß sie nach alter britischer Tradition alles versuchen würden, um den Sieger auf dem Festlande um die Früchte seiner Erfolge zu bringen. Gortschakow, dem damals mehr denn je daran lag, Bismarcks Gunst und Unterstützung zu gewinnen, ließ einen Brief in Bismarcks Hände gelangen: Lord Granville habe durch den russischen Botschafter zu Petersburg die dortige Regierung sondiert, ob Rußland nicht willens sei, „etwas für den Frieden zu tun". Gortschakow weigerte sich, worauf Granville nach einiger Zeit anfragte, ob der Zar sich nicht in einem Briefe an König Wilhelm gegen die Einverleibung Elsaß-Lothringens ausgesprochen habe. Mit dieser Anfrage wollte man britischerseits wieder Bismarck gegen Rußland mißtrauisch machen. Auch einen Brief des österreichischen Ministers, Grafen Beust, wegen Vermittlung zwischen Deutschland und Frankreich gab Gortschakow an Bismarck bekannt und zugleich die Kopie seines ablehnenden Schreibens darauf.

Ende 1870 trat dann die Konferenz in London zusammen. Bismarck drängte während der Verhandlungen, immer getrieben durch die gleiche Sorge, auf Beschleunigung. Er hatte den Grafen Bernstorff angewiesen, die Sitzung sofort zu verlassen, wenn von irgendeiner Seite ein deutsch-französisches Thema berührt werden sollte. Dadurch sicherte er sich unbedingt gegen russische Überraschungen dieser Art, denn Rußland brauchte die deutsche Unterstützung. Lord Granville hatte auch Vertreter Frankreichs an der Konferenz aufgefordert, Bismarck verweigerte aber Jules Favre den nachgesuchten Passierschein und gestattete erst

Digitized by Google

im letzten Stadium der Londoner Verhandlungen, die Anwesenheit eines französischen Vertreters, der nichts tat, als den Beschlüssen zuzustimmen. Lord Granville hatte auf Bismarcks Vorstellungen erklärt, er werde während der Sitzungen eine Erörterung der französischen Angelegenheiten verhindern, könne jedoch nichts dagegen tun, wenn die Franzosen nach Schluß der Sitzung davon anfingen.

Diese indirekten Verknüpfungen der Frage des Zustandes im Schwarzen Meere mit denen des Deutsch-Französischen Krieges machten es nötig, auf die letzteren einzugehen. Bismarck stand, wie gesagt, der Existenz der Türkei, der Reglung der Schwarzen Meer- und Meerengenfrage an sich gleichgültig gegenüber, benutzte sie aber, geschickt und energisch wie immer, als politische Mittel für seine eigenen Pläne. In seiner Uninteressiertheit an jenen Fragen lag zum einen Teil die Stärke seiner diplomatischen Stellung, wenn wir auch, vom heutigen Standpunkte gesehen, diese Uninteressiertheit auch für die damalige Zeit nicht als unbedingt zweckmäßig anerkennen können.

Die Verhandlungen der Konferenz dauerten unverhältnismäßig lange und waren von einer Spitzfindigkeit, die ihresgleichen sucht. So interessant die Vertretung der verschiedenen Standpunkte ist, müssen wir schon aus Raumgründen uns versagen, auf sie einzugehen.

Der russische Gesandte zu London, Baron Brunnow, äußerte sich eben vor dem Zusammentritte der Konferenz Gortschakow gegenüber dahin: „Die Schwierigkeiten der Öffnung der Meerengen werden wieder auf der Tagesordnung erscheinen. Sie sind zweifacher Natur. Erstens liegen sie in dem ausgesprochenen Widerwillen des Sultans und hinter diesen verschanzt sich Granville. Zweitens liegen sie in einem unausgesprochenen Motive, nämlich in dem angeborenen Gefühle der Eifersucht und des Mißtrauens, mit welchem England die Durchfahrt der Meerengen sich einem russischen Geschwader öffnen sähe, welches den Bosporus und die Dardanellen passierte, um in den Archipel zu gelangen. Diese Auffassung des Londoner Kabinetts stellt sich der Öffnung als unübersteigliches Hindernis entgegen." Die Frage der Meerengen ist, wie gesagt, während der Verhandlungen nicht aufgerollt worden, und zwar jedenfalls aus dem von Brunnow angegebenen Grunde. Die Bemerkungen dieses russischen Staatsmannes zeigen aber, daß die russische Regierung auch an die Meerengen gedacht hatte, aber nicht wagte, ernstlich vorzugehen aus Furcht vor der englischen Flotte. Bismarck war, wie wir gesehen haben, andrer Ansicht und meinte, die Russen seien zu bescheiden. Gortschakow hatte ihm vertraulich mitteilen lassen, daß der Zar auch für unbeschränkte Öffnung der Meerengen unter Umständen zu haben sei. Man sieht, wie in diesem wichtigen Punkte die russische Ansicht wiederholt gewechselt hat. Vor dem Eintritte in die Konferenzverhandlungen ließ der russische Gesandte Brunnow sich von Lord Granville versprechen, daß dieser als Vorsitzender ein erneutes Aufwerfen der Frage nicht zulassen werde, ob und wie die Zahl und Größe russischer Kriegsschiffe im Schwarzen Meere zu begrenzen sei. Es ist interessant, daß ein solcher Vorschlag von der österreichischen Regierung geplant worden ist. Sicher waren Granvilles Sympathien in dieser Richtung, und trotz seines Versprechens warf er während der Konferenz den ebenfalls österreichischen Gedanken von 1841 wieder auf, daß am Schwarzen Meere eine internationale Flottenstation zu errichten sei. Hier hätten denn Seestreitkräfte der Vertragsmächte stationiert werden sollen, und zwar in einer Stärke,

Digitized by Google

die den russischen Streitkräften im Schwarzen Meere immer die Wage hielt; ein für Rußland gefährlicher Vorschlag. Lord Granville erhielt von Brunnow die Antwort: eine solche Bestimmung würde mit dem Pariser Friedensvertrage von 1856 im Widerspruche stehen, nämlich mit demjenigen Teile, der sich nicht auf das Schwarze Meer, sondern auf die Meerengen bezieht und von Rußland nicht angefochten war, also galt. Außerdem erklärte Brunnow, daß ein solches „maritimes Picknick" in einem Hafen des Schwarzen Meeres die Integrität und Unabhängigkeit der Türkei durch Besetzung türkischen Gebietes verletze und damit ebenfalls den Pariser Vertrag. Auch der türkische Bevollmächtigte erklärte sich gegen den österreichischen Vorschlag, der daraufhin zurückgezogen wurde.

Der Botschafter der Pforte zu London erhielt die folgenden Instruktionen: der Wunsch der Pforte sei die Aufrechterhaltung des status quo im und am Schwarzen Meere, also die Fortdauer der Neutralisierung. Sei diese nicht mehr aufrecht zu erhalten, so müsse man der Pforte hinsichtlich der Meerengen volle Aktionsfreiheit gewähren und somit Befreiung von den einschlägigen Bestimmungen der Konvention von 1841. In Friedenszeiten wolle der Sultan die Meerengen für Kriegsschiffe geschlossen halten, behalte sich aber vor, sobald er es für nötig hielte, ohne einer andren Macht Rechenschaft ablegen zu brauchen, ausnahmsweise und zeitweise andren Kriegsschiffen und Geschwadern die Meerengen zu öffnen. Eine internationale Öffnung der Meerengen für alle Nationen lehnte die Pforte unter allen Umständen ab. Auch hier sehen wir mithin, daß die türkischen Anschauungen nicht immer einheitlich waren.

Hinter allem stand Bismarck und trieb mit Ungeduld die, wie gesagt, spitzfindigen und langwierigen Verhandlungen vorwärts. Graf Bernstorff hatte die Instruktion, alle russischen Wünsche rückhaltslos zu unterstützen, den Gang der Verhandlungen zu beschleunigen und zu verhindern, daß über deutsch-französische Fragen gesprochen würde. Außer dem deutschen Kanzler wußte auf der Londoner Konferenz nur der türkische Vertreter und der hinter ihm stehende Großwesir, was sie wollten.

Auf den Gang der Verhandlungen einzugehen, würde den Umfang einer stattlichen Einzelschrift erfordern. Man muß deshalb der Versuchung widerstehen, obgleich es von Interesse wäre, daran die große Kompliziertheit der Meerengenfrage zu erkennen, seitdem sie aus einer russisch-türkischen Frage eine ganz Europas geworden war.

Das Ergebnis der Londoner Konferenz wurde in einer Konvention niedergelegt und stellte sich folgendermaßen: „Artikel 1: Die Artikel 11, 13 und 14 des Pariser Vertrages vom 30. März 1856 und ebenso die zwischen der Hohen Pforte und Rußland geschlossenen Sonderkonventionen werden für ungültig erklärt und durch den folgenden Artikel ersetzt:

Artikel 2: Das Prinzip der Schließung der Meerengen, der Dardanellen, wie es durch die Sonderkonvention vom 30. März 1856 festgelegt worden ist, bleibt aufrechterhalten mit der Möglichkeit für Seine Majestät den Sultan, die genannten Meerengen in Friedenszeiten für Kriegsschiffe der befreundeten und verbündeten Mächte in dem Falle zu öffnen, wo die Hohe Pforte es zur Sicherung der Durchführung der Stipulationen des Pariser Vertrages vom 30. März 1856 für notwendig hielte.

Artikel 3: Das Schwarze Meer bleibt wie bisher für die Handelsflotte aller Nationen offen.

Digitized by Google

Artikel 8: Die hohen vertragschließenden Parteien erneuern und bestätigen alle Stipulationen des Vertrages vom 30. März 1856, ebenso wie seine Annexe, soweit sie nicht durch den gegenwärtigen Vertrag aufgehoben oder geändert worden sind."

Artikel 1 beseitigt also die Neutralisierung des Schwarzen Meeres und die Beschränkung der russischen Flottenbauten dort. Der russische Hauptwunsch: Veranlassung zur Londoner Konferenz, war damit erfüllt, ohne Erörterung, wie vorher vereinbart war, wurde Artikel 1 festgesetzt, er sanktionierte international, was Rußland durch einseitige Verwerfung jener Neutralisierungsartikel verlangt hatte.

Über den Artikel 2 dagegen wäre die Konferenz mehr als einmal beinahe gescheitert, und zwar aus den folgenden Gründen: Die Westmächte und Österreich wollten für das Aufgeben der Neutralisierung des Schwarzen Meeres einen Gegenwert haben und diesen in den Meerengen suchen. Deshalb wies man die türkische Forderung: der Sultan solle das Recht erhalten, nach eigenem Befinden die Meerengen den Kriegsschiffen befreundeter und verbündeter Mächte zu öffnen, zurück. Der Grundgedanke dieser Zurückweisung war wohl das Bedenken, daß der Sultan bald diese, bald jene Macht, bald Rußland, bald Großbritannien oder eine künftige Seemacht als „befreundet oder verbündet" ansehen und dem Gegner der einen seefahrenden Macht die Meerengen öffnen könnte. Lord Granville machte den Vorschlag, der Sultan solle das Recht haben, bei Bedrohung seiner Sicherheit die Meerengen vorübergehend Kriegsschiffen der Nichtufermächte zu öffnen. Hierüber entspannen sich weitläufige Erörterungen, denn das „Nichtufermächte" konnte sich ebenso auf die Ufer der Meerengen, wie auf diejenigen des Schwarzen Meeres beziehen, und da Rußland Ufermacht des Schwarzen Meeres war, so würde es allein von jenem Rechte des Sultans ausgeschlossen worden sein. Die Türkei hätte alle Mächte zu ihrer Hilfe in die Meerengen rufen dürfen, nur nicht Rußland. Rußland protestierte und die Pforte auch, weil sie in dieser Einschränkung eine Verletzung ihrer Souveränität erblickte, außerdem fürchtete, in ein unmögliches Verhältnis mit Rußland zu kommen. Gortschakow, durch dessen Nachlässigkeit die vorläufige Zustimmung des russischen Botschafters zu jenem Satze zustande gekommen war, hielt die Sache für nicht so wichtig, wenn er gleich den Satz abgeändert wünschte. Er schrieb dazu: „Wird in Wirklichkeit jene Wendung des Artikels 2 den Sultan verpflichten, die Nichtuferstaaten zu Hilfe zu rufen? Es gibt keine von unsrer Seite kommenden Gefahren oder von uns hervorgerufene Gefahren, die den Sultan in diese Notwendigkeit versetzen könnten. Er würde also in der Wahl seiner Bündnisse, welche er im Interesse seines Reiches liegend glaubt, nicht beschränkt sein. Die Macht der Tatsachen wird immer über die interessierten und kleinlichen Manöver einer rachsüchtigen und böswilligen Diplomatie den Sieg davon tragen. Das Hindernis, welches der Artikel 2 schafft, würde eintretendenfalls sich als Kartenhaus erweisen." — Wie gesagt, stand das Scheitern der Konferenz auf der Schneide des Messers, bis die stilistische Rettung aus Konstantinopel kam. Dort schlug der italienische Gesandte, Graf Barbolani, vor, man solle nur allgemein sagen: die Pforte könne die Meerengen den Flotten befreundeter und verbündeter Mächte öffnen, falls es notwendig sei, die Durchführung des Vertrages vom 15. April 1856 zu garantieren. Es ist charakteristisch genug, daß gerade die Allgemeinheit dieser Wendung die Situation rettete,

Digitized by Google

denn nun wußte man, daß bei Eintreten eines akuten Falles nach wie vor alle Deutungen, die man wünschte, vertreten werden konnten. Anstoß erregte nur die Bezeichnung des 15. April, denn das dieses Datum tragende Abkommen von 1856 enthielt, wie wir gesehen haben, jenen gegen Rußland gerichteten Garantievertrag Großbritanniens, Frankreichs und Österreichs. So wurde der 15. April durch den 30. März ersetzt und der Artikel 2 kam zustande.

Am 13. März 1871 unterzeichnete man die Londoner Konvention, nachdem die Konferenz zwei Monate lang getagt hatte und vier Monate nach dem Beginn des internationalen Notenwechsels. In Petersburg war man voll Freude und Befriedigung. Baron Brunnow schrieb dem Grafen Bernstorff unmittelbar nach der Unterzeichnung: „ . . . daß die Sache überhaupt zustandegekommen ist, ist Ihnen einzig und allein zu verdanken." Der Zar sagte dem deutschen Botschafter zu Petersburg, Prinzen Reuß: ein Berg sei ihm von der Seele genommen worden. Die Intimität zwischen den beiden Kaiserreichen wurde öffentlich zum Ausdrucke gebracht. Das dauerte aber nur ganz kurze Zeit, und wir finden schon damals deutsche Klagen von seiten des Botschafters und der deutschen Regierung, daß Gortschakows Liebenswürdigkeit unmittelbar nach Eintritt des Erfolges verschwunden sei und daß die so entscheidend wirksame deutsche Hilfe in der offiziösen Presse gar keine Erwähnung gefunden habe. Das Verschwinden der Gortschakowschen Liebenswürdigkeit machte bekanntlich schon sehr bald einem offenen Eintreten für Frankreich und wachsend feindlicher Haltung gegen Bismarck Platz.

Die Geschichte und Bedeutung jener Londoner Konferenz und Konvention von 1870/71 habe ich nicht zum wenigsten deshalb so ausführlich behandelt, weil ihre Bedeutung in Deutschland so gut wie unbekannt und auf russischer Seite geflissentlich herabgesetzt und totgeschwiegen worden ist. Bekanntlich ist in Rußland seit bald vierzig Jahren mit dem Schlagwort „gegen Deutschland" gehetzt worden: Kaiser Wilhelm I. und Bismarck hätten die unschätzbaren Dienste undankbar vergessen, welche Rußland dem neuerstehenden Deutschen Reiche 1870 durch die wohlwollende russische Neutralität erwiesen habe. Der Wert dieser wohlwollenden Neutralität ist in Deutschland nie verkannt worden. Auch nicht von Bismarck und seinem kaiserlichen Herrn, aber der Dienst, den Bismarck dem russischen Reiche zu London leistete, war für Rußland ebenfalls unschätzbar, denn ohne ihn wäre die Befreiung Rußlands im Schwarzen Meere nie zu erreichen gewesen, und diese Befreiung bildete seit 1856 Ziel und Brennpunkt der ganzen auswärtigen Politik Gortschakows und des Zaren. Allein hieraus ergibt sich, wie hoch für Rußland die deutsche Hilfe anzuschlagen war. Wenn man mit dem Begriff der Undankbarkeit in der Politik überhaupt arbeiten will, so ist Rußland undankbar gewesen, nicht Deutschland. Rein politisch gesehen, handelte es sich 1870/71 zwischen dem Norddeutschen Bunde beziehungsweise dem Deutschen Reiche und Rußland einfach um ein do ut des, und zwar ein solches in sehr vollkommener Form der Gegenseitigkeit. Rußland konnte Deutschland, und Deutschland konnte Rußland einen wertvollen Dienst leisten, ohne sich irgendeinem Risiko auszusetzen, ohne nennenswerten eigenen Kraftaufwand und ohne Verlust.

Die Londoner Konvention von 1871 bezeichnet in der Geschichte der Meerengen wieder den Beginn eines Aufstiegs der russischen Stellung. Der Zar und die russischen Staatsmänner gingen mit großen Hoffnungen und Entwürfen in das siebente Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hinein. Der erste

Digitized by Google

Schritt war mit Preußen-Deutschlands Hilfe getan, die europäische Lage war günstig, denn Frankreich lag darnieder und konnte ohne Bismarcks Zustimmung politisch nichts unternehmen, auch nicht in den Orientfragen. So begannen denn schon bald die Beziehungen zwischen Rußland und der Pforte gespannt zu werden und führten 1877 zum russisch-türkischen Kriege. Das Ziel dieses Krieges war, die europäische Türkei zu zerschlagen und Konstantinopel in die russische Hand zu bringen. Das Unternehmen mißlang damals wohl, weil Rußland schlecht vorbereitet in den Krieg hineinging und die Kriegshandlung sich deshalb schon unverhältnismäßig in die Länge zog.

Im Vorfrieden von San Stefano, als Rußland glaubte, das Spiel gewonnen zu haben, stellte Gortschakow der Türkei im wesentlichen die gleichen Friedensbedingungen in bezug auf Gebietsabtretung wie die Balkanmächte funfunddreißig Jahre später in dem Kriege 1912/13, natürlich mit dem Unterschiede, daß Rußland das europäische Gebiet der Türkei in Wirklichkeit für sich haben wollte, insofern die Balkanmächte, „vom türkischen Joche befreit", Rußlands Vasallen geworden wären, beziehungsweise waren.

Im Vorvertrage von San Stefano wird die Meerengenfrage nur kurz erwähnt. Artikel 24 erklärt, daß Handelsschiffe der neutralen Mächte die Engen im Kriege wie im Frieden frei passieren dürften. Die Ursache dieser unvollständigen Erwähnung bestand darin, daß die russische Regierung beabsichtigte, die Meerengenfrage mit der Türkei erst im Geheimen vollständig zu regeln und dann damit an die Öffentlichkeit zu treten. Es würde also wohl ein Vertrag, ähnlich wie der von Unkiar Iskelessi geworden sein.

Hier legte sich Großbritannien ins Mittel, dessen Haltung seit Beginn des russisch-türkischen Krieges drohend gewesen war. Lord Derby erklärte dem Grafen Schuwalow: die großbritannische Regierung werde weder den Übergang Konstantinopels in russische Hände mit Gleichmut ansehen, noch ein Umstoßen der durch das geeinigte Europa geheiligten Bestimmungen über die Meerengen gestatten, denn diese erschienen der Königin weise und heilbringend. Rußland wolle aber anscheinend die Türkei völlig in seine Abhängigkeit bringen. Die Briten waren mit ihren Besorgnissen auf dem richtigen Wege. So setzte Gortschakow in einer Instruktion an den russischen Geschäftsträger zu Konstantinopel auseinander: man müsse den Türken klar machen, daß die bisherigen Abmachungen dem Geiste des Mißtrauens und der Feindseligkeit entstammten, denn sie schlössen das Schwarze Meer in den Zeiten des Friedens und öffneten es im Kriege allen Feinden Rußlands. Das Ergebnis der Verträge sei die Isolierung Rußlands im Schwarzen Meere, ohne Rußland auch nur eine einzige Garantie für seine Sicherheit zu geben. Das Schwarze Meer mit seinen beiden Uferstaaten Rußland und Türkei müsse gerechterweise für diese offen sein. „Es wäre wünschenswert, wenn im Interesse des Friedens und des allgemeinen Gleichgewichtes diese Fragen durch ein gemeinsames russisch-türkisches Einvernehmen derart geregelt würden, daß das Schwarze Meer gegen die Folgen der anormalen und ausnahmsweisen Lage der Meerengen gesichert sei."

In einer von Nelidow verfaßten russischen Denkschrift wird ausgeführt, daß eine freie Verbindung zwischen dem Schwarzen Meere und dem Mittelländischen Meere einerseits notwendig sei, anderseits „ein Mittel bilde, um die feindlichen Flotten zu hindern, unsere Küsten am Schwarzen Meere zu bedrohen; das muß immer das Hauptziel unserer Marinepolitik der Türkei gegenüber sein,

Digitized by Google

ist es auch immer gewesen. Die Denkschrift faßt Ziel und Forderungen Rußlands folgendermaßen zusammen: „Schließung der Meerengen für alle fremden Kriegsschiffe. Die Uferstaaten des Schwarzen Meeres sollen gleichwohl das Recht haben, den Sultan um Durchfahrtsfirmans für einzelne Kriegsschiffe anzugehen."

Die Türkei wäre damit, wie sich ohne weiteres ergibt, zum willenlosen Vasallen Rußlands geworden und der sie stützenden ued Rußland bekämpfenden Einwirkung anderer Mächte entzogen worden, auch derjenigen Englands, sofern es Rußland gelang, die Dardanellen genügend zu befestigen, und die russische Flotte schnell und stark genug auszubauen.

Der britisch-russische Konflikt begann mit einer gereizten Erörterung über die bestehenden Meerengenbestimmungen und gipfelte mit der Einfahrt der englischen Flotte durch die Dardanellen in das Marmarameer. Rußland sah sich militärisch wie politisch in einer Sackgasse und unter den Drohungen Großbritanniens und Österreichs außerstande, seine im Entwurfe von San Stefano niedergelegten Forderungen aufrecht zu erhalten. Man unterwarf sich einer internationalen Entscheidung und beschloß vorsichtigerweise in der Befürchtung, es könnte noch schlimmer kommen, an die Meerengenfrage nicht zu rühren. Bezeichnenderweise ließ Lord Derby dem Grafen Schuwalow sagen: „Ich kenne meine Ministerkollegen gut, sie wollen nicht den Krieg, wünschen aber die Befriedigung ihrer Partei durch Demonstrationen hervorzurufen. Finden Sie eine Kompensation für uns, nicht Ägypten, sondern einen Flottenstützpunkt, mag er selbst außerhalb des Marmarameeres und der Dardanellen liegen, so wird das Einverständnis zwischen uns bald hergestellt sein." Graf Schuwalow mißtraute diesem freundlichen Anerbieten und ließ sich nicht auf nähere Verhandlungen darüber ein. Die Berechtigung seines Mißtrauens stellte sich schon sehr bald heraus, denn bekanntlich erschien auf dem Berliner Kongresse D'Israeli mit dem britisch-türkischen Abkommen über Cypern in der Tasche. Er hatte sich von der Türkei — angeblich zur Sicherung ihres Bestandes — einen Flottenstützpunkt geben lassen, ohne deshalb die britische Stellung zur Meerengenfrage im Sinne Rußlands irgend zu ändern.

Für den dann folgenden Berliner Kongreß hatte die großbritannische Regierung aber als eine der ihm obliegenden Aufgaben vorgeschlagen: „Revision der Verträge von 1856 und 1871 in ihren Beziehungen zum Vertrage von San Stefano." Diese Revision wäre schwerlich zur Freude des Zaren und seiner Minister ausgefallen. Bismarck, der Vorsitzende auf dem Berliner Kongresse, bewirkte, daß an die Stelle des britischen Vorschlages die Wendung gesetzt wurde: „In Übereinstimmung mit der Initiative des Wiener Kabinetts schlägt Deutschland den Signatarmächten der Verträge von 1856 und 1871 vor, auf dem Kongresse die Stipulationen des Vertrages von San Stefano zu erörtern." — Damit rettete Bismarck die Russen vor einer Revision der Verträge von 1856 und 1871. Nicht ihre Erörterung bildete nunmehr die Aufgabe des Kongresses, sondern nur die Erörterung des russisch-türkischen Sondervertrages von San Stefano. Bismarck hatte wieder der russischen Sache einen wesentlichen Dienst geleistetet und die Position Rußlands auf dem Kongresse von vornherein auf eine günstigere Grundlage gestellt.

Wie vorher erwähnt, hatte Lord Derby erklärt: ein Umstoßen der durch ganz Europa geheiligten Bestimmungen über die Meerengen würde England nicht

Digitized by Google

gestatten, da diese der Regierung der Königin weise und heilbringend erschienen. Auf diese Drohung reagierte Rußland durch Entsendung des Grafen Schuwalow nach London. Dort erklärte Lord Salisbury, die britische Regierung behalte sich vor auf dem Kongresse auch die Meerengenfrage zu erörtern. Schuwalow wies nunmehr auf jene Äußerung Derbys hin und gab im Namen der russischen Regierung die Erklärung ab, daß sie sich verpflichte, am Zustande der Meerengen nichts zu ändern. Damit war der britische Vorbehalt gegenstandslos und die russische Sorge vorläufig aus der Welt geschafft worden. Anderseits bezeichnet diese Erledigung allerdings wieder den Zusammenbruch der russischen Bestrebungen, in den direkten oder indirekten Besitz der Meerengen zu gelangen. Wie in den Verträgen von 1805 und 1833, so glaubte Rußland auch durch den Vertrag von San Stefano und die gleichzeitigen Sonderverhandlungen mit der Türkei endlich das alte Ziel: Konstantinopel und die Meerengen, in Händen zu haben, aber wieder, wie jedes vorige Mal, stürzte der eben am Gipfel angelangte Stein wieder in die Tiefe. Wir wiesen wiederholt darauf hin, wie dieses Auf und Ab sich durch die russisch-türkische Geschichte der Meerengenfrage hindurchzieht. Ein typisches Merkmal der Entwicklung ist, wie ebenfalls schon bemerkt wurde, die wachsende Internationalität in der Behandlung der Meerengenfrage. Zuerst spielte sie nur zwischen Rußland und der Pforte. Dann kamen zunächst einzeln Frankreich, Großbritannien und Österreich hinzu und diese drei taten sich zusammen bis zur Katastrophe von 1856 einschließlich. Damals war, wie erwähnt, Preußen tatsächlich handelnd nicht beteiligt. 1870/71 war die Internationalität in der Behandlung der Frage wegen der damaligen europäischen Machtverhältnisse nur scheinbar, es spielte sich damals ein diplomatischer Kampf zwischen Rußland, der Türkei und Großbritannien ab, der durch Bismarcks Wirksamkeit im Sinne Rußlands entschieden wurde. Frankreich war nicht handelnd beteiligt, Österreich-Ungarn war noch gelähmt. Auf dem Berliner Kongreß endlich saß wieder ganz „Europa" zusammen. Rußland befand sich in der Verteidigungsstellung, Bismarck trat zwar nach Maßgabe des Rahmens seiner Politik für die russischen Wünsche ein, machte aber im übrigen den ehrlichen Makler.

1878 fürchtete die russische Regierung von einer internationalen Behandlung der Meerengenfrage hauptsächlich, daß es zu einer völligen Öffnung des Schwarzen Meeres, mithin zu einer Internationalisierung der Meerengen kommen könnte. Fürst Gortschakow hatte in den Londoner Verhandlungen um die Mitte des Jahrhunderts selbst von einer solchen Öffnung der Meerengen für alle Mächte gesprochen, und so befürchtete die russische Regierung vielleicht, daß auf dem Berliner Kongresse, auf jenen Gortschakowschen Vorschlag zurückgegriffen würde. Die russischen Anschauungen darüber gingen nunmehr auf die Auffassung, daß eine völlige Öffnung der Meerengen mehr als alles andre zu fürchten sei. Jener Gortschakowsche Vorschlag wurde seinerzeit vielleicht nur gemacht als taktische Waffe gegen die Absicht der Mächte, das Schwarze Meer zu neutralisieren. 1878 wußten die Russen möglicherweise auch, daß Lord Odo Russell schon 1870 mit Bismarck über eine völlige Öffnung der Meerengen gesprochen hatte. Genug, die Erörterung auf dem Kongresse unterblieb, weil die russische Regierung in London rechtzeitig erklärt hatte, sie beabsichtige keine Änderung der Bestimmungen über die Meerengen.

Die Frage an sich blieb denn auch auf dem Berliner Kongresse unerörtert. Die Kongreßakte bestätigt nur die durch jene Konvention des Pariser Friedens

Digitized by Google

von 1856 und durch den Artikel 2 der Londoner Konvention von 1871 geschaffene Lage. Der Kongreß erklärte sich einstimmig für ihre Beibehaltung. Der zweite Bevollmächtigte Großbritanniens, Lord Salisbury, erhob sich aber in der betreffenden Sitzung zu einer, den ganzen Kongreß völlig überraschenden Erklärung im Namen seiner Regierung:

„In Anbetracht dessen, daß der Berliner Vertrag einen wichtigen Teil der Bestimmungen des Pariser Vertrages von 1856 ändern wird und daß die Interpretation des Artikels 2 des Londoner Vertrages ebenfalls Widersprüchen ausgesetzt werden kann, erkläre ich von seiten Englands, daß die Verpflichtungen ihrer britannischen Majestät hinsichtlich der Schließung der Meerengen sich auf eine Verpflichtung dem Sultan gegenüber beschränken: unter dem Gesichtspunkte, die unabhängigen Entschließungen seiner Majestät zu achten, soweit sie dem Geiste der bestehenden Verträge entsprechen."

Die russischen Bevollmächtigten waren so überrascht, daß sie erst am folgenden Tage Stellung hierzu nehmen konnten. Der zweite russische Bevollmächtigte, Graf Schuwalow, gab die folgende Erklärung zu Protokoll:

„Die Bevollmächtigten Rußlands können sich zwar nicht mit vollständiger Genauigkeit die Bedeutung des Vorschlages des Marquis Salisbury hinsichtlich der Schließung der Meerengen erklären und beschränken sich ihrerseits auf das Ersuchen, die Bemerkung zu Protokoll zu nehmen, daß ihrer Ansicht nach das Prinzip der Schließung der Meerengen ein europäisches Prinzip ist und daß die in Betracht kommenden Bestimmungen von 1841, 1856 und 1871, welche jetzt durch den Berliner Vertrag bestätigt werden, für alle Mächte verpflichtend sind, entsprechend dem Geiste und den Buchstaben der bestehenden Verträge, und zwar nicht nur dem Sultan gegenüber, sondern gegenüber allen Unterzeichnungsmächten". Eine Diskussion dieser beiden Stellungnahmen fand nicht statt.

Die britische Absicht dabei war immerhin klar genug. Sie richtete sich gegen Möglichkeiten einer späteren russischen Orientpolitik und bezweckte trotz der Internationalität der Verträge anzukündigen, daß England sich freie Hand vorbehielte, denn es sei hinsichtlich der Schließung der Meerengen nur dem Sultan gegenüber verpflichtet, und zwar nur, wenn der Sultan unabhängige Entschließungen fasse — nicht etwa solche, die von Rußland suggeriert oder erzwungen wären — und auch unabhängige Entschließungen des Sultans nur dann zu achten, wenn sie dem Geiste der Verträge entsprächen. Daß dieser „Geist" für die britischen Staatsmänner den Geist des jeweiligen britischen Interesses bedeutete, braucht nicht gesagt zu werden. Die Salisburysche Erklärung hatte darin recht, daß Artikel 2 der Londoner Konvention von 1871 Widersprüchen in der Interpretierung ausgesetzt war, aber dem gegenüber stand die Tatsache, daß gerade die britische Regierung damals hervorragenden Anteil gerade an der Fassung dieses Artikels genommen hatte. Kurz, die Salisburysche Erklärung gibt ein anschauliches Beispiel, wie es möglich ist, mit ein paar Worten Vertragsbestimmungen zu entwerten und dabei „die Heiligkeit geschlossener Verträge hoch zu halten." Die russische Erklärung stellte sich demgegenüber formal korrekt auf den Standpunkt: „europäisches Prinzip, Nichtverpflichtung dem Sultan allein gegenüber, und nicht nur Verpflichtungen für eine Macht, sondern für alle Mächte."

In innerem Zusammenhange mit der britischen Erklärung dürfte auch die schon kurz erwähnte Überlassung der Insel Cypern an Großbritannien bestanden

Digitized by Google

haben. Diese beruhte auf einem englisch-türkischen Defensivbündnis, welches kurz vor dem Zusammentritte des Berliner Kongresses am 4. Juni 1878 geschlossen worden war. Als sein Zweck wurde bezeichnet: „Sicherstellung der asiatischen Gebiete seiner Majestät des Sultans in Zukunft." Großbritannien sagte dem Sultan Waffenhilfe für gewisse Möglichkeiten russischen Vordringens auf türkischem Gebiete zu. Dafür gelobte die Pforte Reformen und überließ die Insel Cypern an Großbritannien zur „Besetzung und Verwaltung". Damit hatte England nicht nur die Insel Cypern und damit einen wertvollen Flottenstützpunkt im Hinblick auf die Meerengen wie überhaupt, sondern es lag damit verbunden eine völlige Änderung der ganzen Situation für später sowohl wie für die Gegenwart. Der englisch-türkische Vertrag wurde von den britischen Bevollmächtigten zunächst geheim gehalten, und als Bismarck von allen Kongreßbevollmächtigten Erklärungen verlangte, daß sie durch keinerlei geheime Abmachungen gebunden seien, gaben auch D'Israeli und Salisbury die gleiche Erklärung ab. Wenige Wochen später veröffentlichte plötzlich das Londoner Blatt „Globe" den vollständigen Text der englisch-türkischen Cypernkonvention. Das Blatt hatte ihn durch Bestechung von dem Übersetzer des türkischen Textes erhalten. Diese Enthüllung drohte, einen Augenblick den Kongreß zu sprengen. Besonders die Russen und die Franzosen waren außer sich, weil sie in dem englisch-türkischen Vertrage den Beginn eines englischen Protektorates über die asiatische Türkei erblickten. Bismarck, der eine Sprengung des Kongresses nicht wollte, brachte schließlich ein Kompromiß zustande, durch welches die Besetzung von Tunis bei nächster Gelegenheit Frankreich zugesagt wurde, außerdem gleiche finanzielle Beteiligung Frankreichs in Ägypten und Anerkennung des Protektorats über die lateinischen Christen in Syrien.

Es hatte sich also keineswegs, wie vielfach behauptet worden ist, um eine fantastische Laune D'Israelis gehandelt, sondern um eine wohl und tief überlegte Aktion, die unter gewissen Umständen weittragende Folgen hätte haben können. Jene Salisburysche Erklärung vom Berliner Kongresse erschien in der Folge noch einmal auf der politisch-diplomatischen Tagesordnung, und zwar im Jahre 1885. Damals hatte die russisch-englische Spannung in Asien, zumal an der afghanischen Grenze, einen Höhepunkt erreicht, und man sprach von der Möglichkeit eines Krieges. Im englischen Oberhause wurde in diesen Zusammenhängen die Frage aufgeworfen, ob die russische Regierung nach den bestehenden Verträgen das Recht haben würde, im Kriege mit England vom Sultan die Schließung der Meerengen zu verlangen und sich so im Schwarzen Meere unverwundbar zu machen. In dieser Debatte kam Lord Salisbury auf seine damalige Erklärung zurück und sagte: ihre Tragweite bestehe vorwiegend darin, daß England, sobald der Sultan nicht unabhängig handle, sondern unter dem Drucke einer dritten Macht, nicht durch internationale Verpflichtungen gebunden sei, von einer Durchfahrt durch die Meerengen Abstand zu nehmen. Angesichts der damaligen Lage konnte nicht zweifelhaft sein, daß Großbritannien entschlossen war, sofort bei Ausbruch eines Konfliktes mit Rußland in das Schwarze Meer einzudringen, unter gleichzeitiger Erklärung, daß der Sultan, wenn er sich widersetzte, unter russischem Drucke handeln würde, sein Einspruch also keine Beachtung verdiene.

Die Geschichte der Meerengenfrage ist hiermit im wesentlichen erschöpft. Reibungen zwischen Rußland und Großbritannien haben noch verschiedentlich stattgefunden, jedesmal wenn die russische Regierung Torpedofahrzeuge usw.

Digitized by Google

durch die Meerengen fahren ließ. Zu ernsteren Mißhelligkeiten kam es während des russisch-japanischen Krieges, als russische Hilfskreuzer der sogenannten freiwilligen Flotte als Handelsschiffe angetan, aus den Meerengen herausfuhren, um dann auf hoher See ihre vorher im Raum verborgenen Geschütze zu plazieren und die Kriegsflagge hißten. Rußland mußte dem englischen Proteste nachgeben, die Sache war aber ohne wesentliche Bedeutung.

Auf der Tagesordnung erschien die Meerengenfrage dann in den Jahren 1908/09 während der bosnischen Krisis. Ganz bestimmtes läßt sich hier freilich wohl nicht feststellen. Es heißt immerhin, daß schon im Herbst des Jahres 1907 der russische Minister des Auswärtigen, Iswolski, mit Aehrenthal über Annexion Bosniens durch Österreich gesprochen und dafür als Kompensation die Öffnung der Dardanellen und des Bosporus für russische Kriegsschiffe verlangt habe, jedenfalls ein Eintreten Österreich-Ungarns für dieses russische Verlangen. Im Sommer 1908 soll Iswolski noch einmal im gleichen Sinne an Aehrenthal geschrieben haben und bei ihrer Zusammenkunft im September des gleichen Jahres sich wiederum einig gewesen sein bis auf einen Vorbehalt Iswolskis, daß nur eine internationale Konferenz die bosnische Annexion sanktionieren könne. Was die Meerengenfrage betrifft, so dürfte feststehen, daß auch die deutsche Regierung Herrn Iswolski ihre Bereitwilligkeit vorher ausgesprochen hat, einer Öffnung der Meerengen für russische Kriegsschiffe näherzutreten. Nur in London fand während der bosnischen Krisis Iswolski taube Ohren und man soll ihm gesagt haben: Großbritannien stände dem russischen Wunsche wohlwollend gegenüber, aber leider sei der damalige Augenblick einer Erörterung der Meerengenfrage sehr ungünstig. Bekanntlich ist nichts daraus geworden.

Bedenken wir es heute, so muß vom deutschen Standpunkte und ebenso vom österreichisch-ungarischen als ein Glück betrachtet werden, daß der russische Wunsch damals keine Erfüllung fand. Hätte er sie gefunden, so würden sowohl die Balkankriege eine andre, für die Türkei ungünstigere Wendung genommen und auf alle Fälle das türkische Reich nachher wahrscheinlich nicht die Möglichkeit gehabt haben, die Meerengen in einen derartigen Verteidigungszustand zu setzen, wie es 1914/15 zum Glücke für uns und die Türkei geschehen ist.

Unter welchen Bedingungen man sich in den Jahren 1908/09 zu Petersburg, Berlin und Wien eine Öffnung der Meerengen für russische Kriegsschiffe dachte, ist nicht bekannt. Für die Türkei hätte es einen schweren Schlag bedeutet und eine deutsche Orientpolitik hätte auf andre Grundlagen gestellt werden müssen als bisher, oder aber sie wäre zum Scheitern verurteilt gewesen, wenn sich nicht ein enges Zusammengehen mit Rußland hätte anbahnen lassen.

Im Jahre 1912 wiederum tauchte die Meerengenfrage für kurze Zeit auf. Damals versuchte der russische Botschafter zu Konstantinopel, Tscharykow, in Konstantinopel Politik auf eigene Hand zu machen. Das ist, beiläufig bemerkt, bei russischen Gesandten und Botschaftern nichts ungewöhnliches und ebensowenig sieht man es in Petersburg prinzipiell ungern. Gelingt die Operation des Gesandten, so akzeptiert die russische Regierung sie gern, gelingt sie nicht, oder macht sie Unannehmlichkeiten, so läßt man den Gesandten fallen. Daß außerdem manchmal russische Botschafter Eigenpolitik gegen die Petersburger Regierung gemacht haben, sei nur nebenbei erwähnt. In dem erwähnten Falle versuchte Herr Tscharykow, in Konstantinopel einen Sondervertrag mit der Türkei in aller Stille zustande zu bringen und sich von der Pforte die Freigabe der Meer-

Digitized by Google

engen für russische Kriegsschiffe gestatten und verbriefen zu lassen. Wir wissen nicht, wie weit die Verhandlungen damals gediehen waren, wohl aber, daß die französische Regierung in großer Erregung in Petersburg dringende Vorstellungen erhob: Tscharykow müsse sofort Konstantinopel verlassen, denn man sei in London derart aufgebracht über seine Machinationen, daß der Zusammenhalt des Dreiverbandes gefährdet sei. Die Abberufung Tscharykows war die sofortige Folge. Die Frage liegt nahe, wie und in welcher Weise die deutsche Diplomatie an diesem Vorgange beteiligt gewesen sei. Mir ist darüber nichts bekannt geworden, aber die Vermutung liegt nahe, daß die deutsche Regierung sich auf die Seite Englands gestellt hätte in der Hoffnung, auf diese Weise die „Verständigung" zustande zu bringen.

Als dann im ersten Balkankriege das Vordringen der Bulgaren gegen die Tschataldschalinie eine zeitlang die Wahrscheinlichkeit entstehen ließ, daß Konstantinopel in ihre Hände fallen, und daß die Türken ganz aus Europa vertrieben werden würden, zeigte sich in Petersburg lebhafte Besorgnis, während die großbritannische Presse sich höchst interessiert mit den eventuellen Folgen beschäftigte. Damals erschien ein sehr beachteter Artikel der „Westminster Gazette", deren Herausgeber, Mr. Spender, ein Intimus des derzeitigen Ministers des Auswärtigen, Sir E. Grey, ist. Der Artikel setzte den Fall, daß die Bulgaren nach Konstantinopel gelangen und dort bleiben würden, und betrachtete unter diesem Gesichtspunkte die Meerengenfrage: dann werde die Türkei die Eigentümerin nur noch der einen Seite der Meerengen und des Marmarameeres, nämlich der asiatischen, sein, die Bulgaren dagegen die Herren der europäischen Seite. So würden die Meerengen ohne weiteres ein internationales offenes Gewässer bilden, welches den Kriegsschiffen aller Nationen in jedem Sinne zugänglich wäre, die Befestigungen an den beiden Seiten würden selbstverständlich geschleift werden oder verfallen. Diese Gedanken des großbritannischen Blattes fanden große Beachtung überall und erregten mißfälliges Aufsehen in Petersburg, wo man alle Künste und Druckmittel anwandte, um das bulgarische Vordringen zum Stehen zu bringen. Diese Aufgabe übernahmen dann andre Faktoren mit Erfolg, und die Meerengenfrage wurde nicht akut.

In Frankreich machte sich, jedenfalls, soweit es die Presse betraf, während des letzten Jahres vor dem Kriege wiederholt der Wunsch geltend, daß angesichts des immer enger gewordenen Zusammenschlusses des Dreiverbandes nur Nutzen, nicht Schaden daraus erwachsen könne, wenn die Meerengen russischen Kriegsschiffen geöffnet würden und die russische Flotte des Schwarzen Meeres aus ihrem Gefängnisse befreit würde. Was während des Krieges über Einzelheiten der französisch-russischen Flottenkonvention bekannt geworden ist, beweist, daß ein Mitwirken auch der Flotte des Schwarzen Meeres im Mittelländischen Meere in Aussicht genommen worden war: ein Plan, dessen Verwirklichung freilich eine erhebliche Bereitschaftssteigerung der russischen Flotte des Schwarzen Meeres erforderte und vor allem eine Lage, welche dem Dreiverbande ein völliges Verfügen über die Türkei gestattete. Hiermit wurde es freilich ganz anders, als unsere heutigen Gegner sich es dachten: das türkische Reich wurde unser Bundesgenosse, schloß die Meerengen, setzte sie mit deutscher Hilfe in fertigen Verteidigungszustand und hat sie dann siegreich gegen Kriegsschiffe und Landungstruppen verteidigt. Es wird, beiläufig bemerkt, einer der schwersten, ja ein verhängnisvoller Fehler Großbritanniens in diesem Kriege bleiben, daß nicht sofort

Digitized by Google

im August oder September 1911 eine britische Flotte sich die Dardanellen öffnete. Damals hätte eine solche es zweifellos erzwingen können und sie wäre nicht zu vertreiben gewesen. Die Türkei wäre dann nicht unser Bundesgenosse geworden, die Balkanlage hätte sich fest in russisch-englischer Hand befunden und die Absperrung Rußlands durch die Schließung der Meerengen hätte nicht eintreten können. Rußland hätte alle Kriegsmaterialzufuhren durch die Meerengen und das Schwarze Meer erhalten, Großbritannien seine Getreidezufuhren aus Rußland und aus Rumänien ebenfalls durch die Meerengen. Die Tragweite dieses britischen Fehlers war und bleibt eine ungeheure. Alle Anstrengungen, ihn wieder gut zu machen, schlugen fehl.

An die beiden Mittelmächte haben sich die Türkei und Bulgarien als Bundesgenossen angegliedert. Das räumlich im Wege stehende Serbien ist niedergeworfen worden und wird nicht wieder hergestellt werden. Das gleiche gilt von Rumänien. Die vier Bundesgenossen werden — die weitere Entwicklung der Dinge auf demselben Wege vorausgesetzt — frei, sicher und unbedroht eine ununterbrochene Straße von Berlin, Wien und Pest über Sofia nach Konstantinopel und Kleinasien und Mesopotamien bilden. *Dadurch ist eine Lage hergestellt worden, wie sie noch nie bestanden hat.* Noch niemals in ihrer Geschichte und im besonderen in der Geschichte der Meerengen ist die Türkei mit drei starken Festlandmächten verbündet gewesen, welche einerseits in unmittelbarer räumlicher Berührung mit ihr waren, anderseits sie nicht unterjochen und nicht schwächen wollten, sondern sie so stark und so unabhängig wie irgend denkbar wollen, auch alles tun, um sie dazu zu machen. Vorher befand sich die Türkei als hilfloses, schwaches und immer schwächer werdendes Objekt zwischen Großmächten, welche sich befehdeten, teils Konstantinopel und die Meerengen besitzen, zum mindesten kontrollieren wollten, oder die ganze Türkei unter ihren geschäftlichen und politischen Einfluß zu bringen versuchten, und die schließlich alle in verschiedenen Gegenden des türkischen Reiches sich Einflußsphäre vorbereiteten, um in der Stunde des erwarteten, endgültigen Zerfalles der Türkei sofort auf bestimmte Gebiete die Hand zu legen. Das berühmte Prinzip der „Erhaltung der Türkei" beruhte für diese Mächte immer nur auf dem Gedanken, daß eine Vernichtung des türkischen Reiches in dem jeweiligen Augenblicke den andern Mächten größere Vorteile bringen werde, als man ihnen zugestehen könne. Diese ihre Erhaltung dankte die Türkei also in der Hauptsache lediglich dem Umstande, daß die Mächte sich über ihre Anteile an der großen Orientauflösung nicht einig werden konnten. Eine Erstarkung der Türkei wurde von den gleichen Mächten, wo sich irgend Keime oder der Willen zu einer solchen zeigten, mit allen Mitteln erstickt.

Dieser Zustand ist durch den Krieg verschwunden. Zum erstenmal in der Geschichte der Meerengen hat die Türkei diese aus eigener und bundesgenössischer Kraft nach beiden Seiten hin verteidigt, nach dem Schwarzen Meere wie nach dem Archipel. Hierin liegt der Angelpunkt der neuen Lage: in dieser glorreichen und erfolgreichen Verteidigung aus eigner Kraft. Früher mußte die Pforte von sich aus, oder sie wurde dazu gezwungen, sich mit einer der großen Seemächte, Großbritannien, Rußland und Frankreich, verbinden, um Konstantinopel und die Meerengen vor den andern zu retten. Jetzt sind diese drei Mächte untereinander verbunden, von dem

Digitized by Google

Gebiete der Meerengen ausgeschaltet. Der Beweis ist geliefert worden, daß die Meerengen auch gegen den stärksten Feind gehalten werden können, und das wird in Zukunft nicht mehr eine schwere und bange Frage sein, wie während gewisser Perioden dieses Krieges, sondern mit absoluter Sicherheit, wenn die Pforte die Befestigungen der Meerengen, Sperrmittel, Unterseebootskräfte usw. auf der Höhe der Zeit hält.

Unter Zugrundelegung dieser Tatsachen und Verhältnisse muß die Meerengenfrage an sich als gelöst angesehen werden. Die Lösung ist die einzig naturgemäße. Die Türkei, die Macht, welche die Ufer der Meerengen und des Marmarameeres besitzt, hat die Kraft und damit das Recht, über sie zu verfügen, sie zu öffnen oder sie zu schließen, denn sie hat bewiesen, daß sie dieselben verteidigen kann. Wir haben in dieser geschichtlichen Skizze gesehen, daß die Meerengenfrage in dem Augenblicke begann, wo die Türkei die Meerengen aus eigener Kraft nicht mehr verteidigen konnte. Nur durch die Schwäche der Türkei sind die Meerengen zur Frage zunächst zwischen der Pforte und Rußland, dann in immer weiterem Umfange zur europäisch-internationalen Frage geworden.

Die Zukunft der Meerengen hängt also lediglich davon ab, daß die Türkei sich die Kraft erhält, die Meerengen nach beiden Seiten in jedem Augenblicke gegen jeden in Betracht kommenden Feind zu schützen. Die Verbündeten des türkischen Reiches haben das gleiche Interesse wie die Türkei. Sie wissen, daß sonst sofort die Meerengenfrage in früherer Gestalt wieder auftauchen, die Orientfrage im Gefolge haben müßte und die Türkei wieder zum Objekte englischer, russischer und französischer Raub- und Ausbeutungsgier machen würde. Deshalb wird die Türkei, auch was die Meerengen anlangt, immer auf Interesse und Hilfe von seiten seiner mitteleuropäischen Bundesgenossen rechnen können. Für diese ist es nicht minder wie für die Pforte von höchster Bedeutung, daß die Meerengen und das Marmarameer Europa und Asien nicht trennen, sondern verbinden. Für das türkische Reich bildet dieses zugleich die Verneinung oder Bejahung der Existenzfrage.

Demgemäß muß, soweit ich zu beurteilen vermag, sich die Richtlinie für den Friedensschluß im Orient zwanglos vorzeichnen: die Meerengen sind türkisches Eigentum. Alle früheren internationalen Vereinbarungen über die Meerengen sind hinfällig, die Pforte verfügt souverän über diese.

Natürlich wird hierdurch nicht ausgeschlossen, daß die Pforte gewisse Konzessionen hinsichtlich der Meerengen machte. Als selbstverständlich wäre anzunehmen, daß sie nach wie vor die Handelsschiffahrt aus dem Schwarzen Meer und nach dem Schwarzen Meer ihren Weg gehen ließe. Auch muß die schon mehrfach aufgeworfene Frage bejaht werden: ob die Pforte russischen Kriegsschiffen Durchfahrt durch die Meerengen zu gestatten in der Lage sei. Während das früher eine Lebensgefahr für die Türkei bedeutete, wird es jetzt keine mehr sein, weil und solange die Türkei in und an den Meerengen stark und bereit genug ist, um in jedem Augenblicke die Meerengen wirksam zu schließen und an jeder Stelle einen Angriffsversuch im Keime zu ersticken. Selbstverständlich müßte die Pforte eben auch, weil sie die tatsächliche Macht dazu hat, die Meerengen in jedem ihr gefährlich erscheinenden Augenblicke zu sperren berechtigt sein, ebenso wie das Deutsche Reich seinen Nordostseekanal nach eigenem Be-

Digitized by Google

lieben sperrt oder öffnet. Die Meerengen und das Marmarameer sind türkische Hoheitsgewässer und alle englischen Ansprüche, sie als internationale Gewässer zu behandeln, sind ebenso unberechtigt, wie die russischen Ansprüche auf Verfügung über ihre Schließung und Öffnung.

Aber, wie gesagt, Besitz ist im Leben der Nationen nur das, was man schützen kann. Jetzt hat die Türkei hinsichtlich der Meerengen den Beweis für dieses Können geliefert, jetzt *gehören* sie ihr im Sinne des Begriffes. Will sie dieses Eigentumsrecht der Macht sich erhalten und ausnutzen, so wird sie unausgesetzt wachsam, weitblickend und energisch für die Sicherheit der Meerengen tätig sein müssen. *Daß das möglich bleibe und geschehe, liegt im eigensten Interesse des Deutschen Reiches, denn es muß mit allen Mitteln verhindern, daß wieder eine Meerengenfrage entstehe.*

Umrisse der Weltpolitik.

Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" hat in der letzten Zeit manche hervorragende Bände gebracht, aber keine anderen waren so nötig, keine sind daher so verdienstvoll, wie die zwei neuesten, in denen Justus Hashagen die „Umrisse der Weltpolitik" seit 1871 gibt, und von denen der zweite ausschließlich die Jahre 1908—1914 behandelt. Wer nicht Zeit hat, des Grafen Reventlow Werk über „Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914" (Berlin, Mittler) zu lesen oder nicht die Mittel, es zu erwerben, opfere wenigstens die paar Mark und schaffe sich Hashagens „Umrisse" an. Es gibt keine brennende Frage der auswärtigen Politik, deren Entwicklung darin nicht dargestellt würde, so, daß auch der Laie zu folgen vermag. Als kritisches Hilfsmittel neben dem Buche des Fürsten Bülow, neben Naumanns Mitteleuropa ist es nicht minder unentbehrlich, wie als genaue Tatsachenzusammenstellung neben Kjellens Großmächten und Einharts Deutscher Geschichte. Unentbehrlich sogar für den bloßen Zeitungsleser, der über die Verschärfung unserer auswärtigen Lage bis zum Weltkrieg ein klareres und gegründeteres Wissen und Urteil gewinnen möchte, als Zeitungen im allgemeinen und besonders unter den jetzigen Umständen bieten können.

Sonstige neue Bände der Sammlung ANuG: Köhler, Martin Luther und die deutsche Reformation. Ruttmann, Berufswahl, Begabung und Arbeitsleistung. Joachimsen, Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Oßwald, Belgien. Tornius, Die baltischen Provinzen. Bitterauf, Napoleon. Boehmer, Luther im Lichte der neueren Forschung. Boehmer, Die Jesuiten (die letzten drei schon in 3. Aufl.).

Digitized by Google

Fichtes Lehre von der äußeren Politik.

Daß der Patriot der „Reden an die deutsche Nation" alles andere war, als ein Stubengelehrter, daß er ein Realpolitiker war, wie Bismarck, wie Lagarde, gewillt und befugt, als politischer Denker die Handlungen und Unterlassungen sogenannter praktischer Politiker zu kritisieren, beweist am stärksten jener Aufsatz von ihm, der, 1807 zu Königsberg geschrieben und daselbst in der Zeitschrift Vesta zuerst abgedruckt, mit der Zeit so in Vergessenheit geriet, daß nicht das Konversationslexikon, nicht Kuno Fischer in dem Artikel über Fichte in der Allgemeinen Deutschen Biographie ihn erwähnt, nämlich die Abhandlung „über Macchiavelli als Schriftsteller, und Stellen aus seinen Schriften". Sie steht im dritten Band des Nachlasses an letzter Stelle und verdiente, in der Reclamschen Universalbibliothek gerade jetzt wieder von Anfang bis zu Ende neugedruckt zu werden. Treitschke freilich, der hat den „Macchiavelli" gekannt und seine Bedeutung erkannt: „Der ungeheure Umschwung der Meinungen, die gewaltsame Umkehr der Zeit von selbstgenügsamer Bildung zum politischen Wollen zeigt sich wohl in keiner Schrift jener Tage so anschaulich wie in Fichtes Abhandlungen über Macchiavelli. Der Ikarus unter den deutschen Idealisten, der Verächter des Wirklichen feierte jetzt den härtesten aller Realpolitiker, weil er in dem willensstarken Florentiner den Propheten seines Vaterlandes erkannte". Denn Treitschke war gleich Fichte einer jener unbequemen Professoren, deren Warnungen von den Handlangern der augenblicklich im Amt befindlichen Staatsmänner, unter dem Vorwande, nur sie kennten die Einzelheiten der Geschäfte, als belanglose Professorenansichten nach Möglichkeit in Mißkredit gebracht werden. Fichte hat sich darüber mit jener Deutlichkeit und Verständlichkeit geäußert, die — gegenüber den meisten seiner anderen Schriften, die „Reden an die deutsche Nation" nicht ausgenommen — einen Hauptvorzug des „Macchiavelli" ausmacht:

„Der, wohl auch nicht ohne Beabsichtigung entstandene, nächste Erfolg jener Anmaßung ist der, daß man in diesem, der Aufsicht der öffentlichen Meinung und der Schriftstellerei wohl mehr, als irgend ein anderes, bedürftigen Fache, dieser Aufsicht glücklich sich entzieht, durch den Spruch: das sind Stubengelehrte, was können diese von Politik wissen? welchem Spruche das Volk glaubt. Als ob irgend ein Weiser der Vorwelt oder unserer Tage seine Weisheit wo anders erworben hätte, als in der Einsamkeit und Zurückgezogenheit, und als ob der Verstand auf Hoffesten und in Assembleen ausgeteilt, oder auf

Digitized by Google

den Gassen gefunden würde; als ob die Politik eine Art von Zauberkunst sei, zu der es vermittelst natürlicher Mittel keinen Zugang gebe, und zu welcher nur der unter einem gewissen Gestirn Geborne hindurchdringen könne; endlich, als ob jene von ihrem gepriesenen Leben in der großen Welt, und von ihrem Zutritte zu den ersten Quellen, irgendeinen Vorteil aufzuweisen vermöchten, außer dem, daß sie die neuesten Nachrichten einige Stunden früher wissen."

Fichte weiß auch, daß den Unterschied zwischen dem vermeintlich einzig zuständigen Berufsdiplomaten und dem vermeintlich dilettantischen Außenstehenden sich nur konstruiert, wer diesen Unterschied braucht, und nur auf Grund des Glaubens an diesen Unterschied mildernde Umstände für sich erhoffen darf.

„Was mag wohl zu einem richtigen Urteile über Staatssachen, und um in jedem vorkommenden Falle die sicherste Maßregel ausfindig zu machen, erforderlich sein? Ich denke, in Absicht der Materie, eine gründliche Einsicht in die Gesetze der Staatsverwaltung überhaupt, welche sich auf philosophische Erkenntnis, auf Bekanntschaft mit der Geschichte der Vorwelt, und der unserer Tage, und auf tiefe Kenntnis des Menschen gründet, welche letztere wieder nicht von der Anzahl der Gesichter, die wir an uns haben vorübergehen lassen, sondern vorzüglich davon abhängt, daß man selbst ein von allen Seiten ausgearbeiteter und vollständiger Mensch sei, und sich kenne; sodann, in Absicht der Form, ein fester und geübter Verstand, der das Objekt seines Nachdenkens in reiner Absonderung zu fassen, und dasselbe ohne Zerstreuung oder Verwirrung festzuhalten wisse, bis er es zermalmt und in seinem Wesen durchdrungen habe.

Und auf welchem Wege erhält man denn diese Erfordernisse der Staatskunst? Ich weiß nicht anders, als daß es allein durch gründliches Studium der Wissenschaften geschehe, durch dieses aber auch ganz und vollständig; daß somit jeder durch die Wissenschaften gründlich ausgebildete Mann, welcher Geburt er übrigens sei, ein tüchtiger Staatsmann sein würde, sobald er es wollte, keiner aber ohne diese wissenschaftliche Bildung, welcher Geburt auch er übrigens sein dürfte, es jemals zu sein vermöchte, und daß kein Ahnenbrief und keine Hofgunst jenen wesentlichen Mangel ersetzen könne. — Dadurch, daß man die Fertigkeit hat, schnell von einem Gegenstande zum andern überzuspringen, und über jeden etwas Scheinbares und Witziges zu sagen, ohne einen einzigen festzuhalten, und so ein angenehmer Gesellschafter in flachen Zirkeln wird, erhält man garnicht, noch legt man dar, das entgegengesetzte Vermögen der tiefen und gründlichen Untersuchung. In der Fertigkeit aber in Halblügen, Pfiffen, Praktiken und Schwän-

Digitized by Google

ken, die man in Spielhäusern lernen kann, besteht nun vollends nicht die Staatskunst, und der irrt sehr, der sie darein setzt. — Sollte ja an einem solchen in ernsterer Arbeit gebildeten Politiker von der Schwerfälligkeit seiner Logik, und von dem Staube seiner Bücher etwas hängen geblieben sein, so wird sich ja leicht ein Höfling finden, der, wenn er nur den Verstand hat, seine Gedanken richtig aufzufassen, diesen Gedanken seine glättere Zunge leihe."

Die Zensurverhältnisse der Zeit, zu welcher Fichte den „Macchiavelli" schrieb, brachten es mit sich, daß er manche Dinge nur andeuten, nicht aussprechen konnte. Doch hatte diese nämliche Zensur das gute, daß sie die Leser zu angespannterer Aufmerksamkeit zwang, sie erraten ließ, was der Verfasser meinte, ergänzen, was er verschwieg, berichtigen, was er, um sich zu decken oder um den Zensor irrezuführen, etwa an absichtlichen Unrichtigkeiten einschmuggelte. Unter solchen Zeitumständen wird die Ironie zur Not und zur Kunst, und wenn vom Thema nicht gesprochen werden darf, jeder Vorwand zum Thema. Nicht gefaßt werden zu können, wird das einzige Bestreben; innerhalb der Grenzen wirklich bis an die äußersten Grenzen zu gehen, sie vielleicht ab und zu um ein weniges zu überschreiten, das fortwährende Bemühen. So bildet sich eine Virtuosität scheinbarer Gefügigkeit heraus, die niemanden wirklich täuscht, niemanden ernstlich täuschen will, den Schein nachgiebig wahrt, die Sache unverwandt verfolgt, und ihr Ziel sicherer erreicht als der gerade Angriff, weil in dem Maße, als die Freiheit der Bewegung gehindert wird, die trotz dieser Hindernisse ausgeübten Bewegungen sorgsamer verfolgt, mit tieferer Kenntnis erfaßt, ihre Kühnheit geschwinder durchschaut, ihre Klugheit verständnisvoller applaudiert, jede Finte gewürdigt, jedes Manöver bewundert wird. Ein solches Manöver war für Fichte die Anknüpfung an Machiavellis viel gescholtenes, selten gelesenes, noch seltener verstandenes Buch vom Fürsten. Was er will, ist scheinbar eine Rettung, so, wie Lessing Rettungen des Horaz schrieb; eine Verteidigung des großen florentinischen Politikers gegen Mißverständnisse, die sich aus seinem zeitlich bedingten Vokabular ergaben; eine akademische Erörterung, die er ebensogut hätte überschreiben können „Über das Verhältnis zu anderen Staaten". Was ihm aber, scheinbar unbeabsichtigt, unter den Händen daraus wird, ist eine politische Kampfschrift, die stärkste Absage an alle Ideologie, Illusion und Naivität in politischen Dingen, ein Bekenntnis zur harten, rücksichtslosen Realpolitik, das, um ein halbes Jahrhundert zu früh ausgesprochen, wehleidig philosophierende Zeitgenossen vor den Kopf stieß, Leser wie Arndt, Scharnhorst und Gneisenau mit grimmiger Befriedigung erfüllte, seinen Hauptzweck

Digitized by Google

aber erreichte, den Hauptzweck jeder politischen Schriftstellerei, die ein Ziel hat und ein Ziel will: Imponderabilien der öffentlichen Meinung langsam zu schaffen, und sie solange geduldig und unermüdlich zu verstärken, bis man sie mit voller Wucht als Ponderabilien in die Wagschale werfen kann. Der „Machiavelli" bereitete Fichte den Weg auf die Berliner Kanzel der Reden an die deutsche Nation.

Die Königsberger Predigt über auswärtige Politik geht über den Spruch aus dem „Fürsten" des Machiavelli: „ein Mann, der in allen Umständen gut sein wollte, müßte unter der Menge derer, die nicht gut sind, notwendig zu Grunde gehen". Der Spruch klingt so wunderlich für Menschen, denen noch die Tugendphrasen des achtzehnten Jahrhunderts in den Ohren dröhnen, daß es Fichte geraten dünkt, erst durch eine Reihe ausgezeichneter Betrachtungen, deren Wiedergabe nur Mangel an Raum uns verbietet, den Verfasser zu rechtfertigen und den Leser vorzubereiten auf das entscheidende Kapitel „Inwiefern Machiavellis Politik auch noch auf unsere Zeiten Anwendung finde", welches Kapitel als das A und O aller auswärtigen Politik, zu einem großen Teil hier abgedruckt wird.

„Der Hauptgrundsatz der Machiavellischen Politik, und wir setzen ohne Scheu hinzu, auch der unsrigen, und, unsers Erachtens, jeder Staatslehre, die sich selbst versteht, ist enthalten in den folgenden Worten Machiavellis: „Jedweder, der eine Republik (oder überhaupt einen Staat) errichtet, und demselben Gesetze gibt, muß voraussetzen, daß alle Menschen bösartig sind, und daß ohne alle Ausnahme sie alsbald ihre innere Bösartigkeit auslassen werden, sobald sie dazu eine sichere Gelegenheit finden".

Fichte erläutert das zwiefache Verhältnis des Herrschers, nämlich das zu seinen Bürgern, und das zu anderen Staaten, und die beiden Möglichkeiten des zuerst genannten: Kampf zwischen Volk und Herrscher, oder willige Unterordnung eines Volkes unter das Gesetz. Er erklärt, daß und warum dieser Teil der Lehren Machiavellis für unser Zeitalter erledigt sei, und fährt fort:

„Keineswegs aber ist erledigt der zweite Teil, betreffend das Verhältnis zu andern Staaten; sondern es wird durch die reichen Erfahrungen der drei Jahrhunderte, um welche die seitdem in ganz anderer Kraft und Fülle sich entwickelnde Geschichte älter geworden, imgleichen durch eine tiefere Philosophie, dieser zweite Teil noch verstärkt, und noch weit nachdrücklicher eingeschärft.

Vor jedem Irrtume in der Beurteilung jenes gegenseitigen Verhältnisses der Staaten zueinander wird man völlig gesichert, wenn man auch diesem den oben an die Spitze gestellten Satz zu Grunde

Digitized by Google

legt und annimmt, daß Jeder jede Gelegenheit ergreifen werde, um dem Andern zu schaden, so oft er seinen eigenen Vorteil dabei zu ersehen glauben wird.

Auch hier hat man sich nicht darauf einzulassen, ob die Menschen wirklich also gesinnt sind, oder nicht; davon haben wir nicht geredet, und es gehört nicht hierher. Wir haben nur gesagt: nach dieser Voraussetzung muß man seine Berechnung machen. Denn, da es doch immer wenigstens möglich ist, daß es sich also verhalte, so bist du, wenn du darauf gerechnet hast, und es so kommt, gedeckt, da du, wenn du nicht darauf gerechnet hättest, und es doch käme, bloß ständest und Beute würdest; kommt es aber nicht also, so ist es desto besser für dich, indem du die für den Widerstand bereit gehaltene Kraft auf eine andere Weise zu deinem Vorteile gebrauchen kannst.

Es ist umso notwendiger, daß, selbst ohne bei irgendeinem die geringste Bösartigkeit vorauszusetzen, zwischen Staaten es zu diesem Verhältnisse der fortdauernden Kriegslust kommen müsse, da zwischen ihnen niemals, so wie zwischen Bürgern eines geschlossenen und geordneten Staates, gewisses und ausgemachtes Recht stattfinden kann. Zwar lassen sich die Territorialgrenzen abstecken, aber nicht bloß auf dein Territorium geht dein Recht und gründet sich deine Sicherheit, sondern auch auf deine natürlichen Alliierten, und überhaupt auf alles, wohin du deinen Einfluß erstrecken, und womit du in der Folge dich vergrößern kannst.

Überdies will jede Nation das ihr eigentümliche Gute so weit verbreiten, als sie irgend kann, und soviel an ihr liegt, das ganze Menschengeschlecht sich einverleiben, zufolge eines von Gott den Menschen eingepflanzten Triebes, auf welchem die Gemeinschaft der Völker, ihre gegenseitige Reibung aneinander, und ihre Fortbildung beruht. Da dieses nun alle wollen, so geraten sie notwendig, und wenn sie auch alle durch reine und vollendete Geister regiert würden, in Konflikt, und die Beantwortung der Streitfrage, ob dies dein, oder deines Nachbars natürlicher Alliierter sei, und wo die Grenzen eures euch gebührenden Einflusses gezogen werden sollen, wird selten in der Vernunft eine Prämisse finden.

Es wäre daher noch immer zu wünschen, daß unsere Politiker, also, daß es ihnen von nun an keinen Augenblick mehr aus dem Gesichte käme, und niemals darüber der geringste Zweifel oder irgendeine Neigung, einmal eine Ausnahme zu gestatten, bei ihnen entstände, sich überzeugten von folgenden zwei Sätzen:

1) der Nachbar, es sei denn, daß er dich als seinen natürlichen Alliierten gegen eine andere euch beiden furchtbare Macht betrachten

Digitized by Google

müsse, ist stets bereit, bei der ersten Gelegenheit, da er es mit Sicherheit können wird, sich auf deine Kosten zu vergrößern. Er muß es tun, wenn er klug ist, und kann es nicht lassen, und wenn er dein Bruder wäre.

2) Es ist garnicht hinreichend, daß du dein eigentliches Territorium verteidigest, sondern auf alles, was auf deine Lage Einfluß haben kann, behalte unverrückt die Augen offen, dulde durchaus nicht, daß irgend etwas innerhalb dieser Grenzen deines Einflusses zu deinem Nachteile verändert werde, und säume keinen Augenblick, wenn du darin etwas zu deinem Vorteile verändern kannst; denn sei versichert, daß der andere dasselbe tun wird, sobald er kann, versäumst du es nun an deinem Teile, so bleibst du hinter ihm zurück. Wer nicht zunimmt, der nimmt, wenn andere zunehmen, ab.

Es geht sehr wohl an, daß ein Privatmann sage: ich habe genug, und will nichts mehr; denn dieser kommt durch eine solche Bescheidenheit nicht in die Gefahr, auch das zu verlieren, was er hat, indem er, falls jemand in seinem alten Besitztume ihn angreifen sollte, den Richter zu finden wissen wird. Der Staat aber, der die ihm sich darbietenden neuen Kräfte zur Verteidigung seines alten Besitzthums, sich anzueignen verschmäht, findet, wenn er, und vielleicht mit denselben Kräften, deren Erwerbung er versäumte, in seinem alten Besitztume angegriffen wird, keinen Richter, dem er seine Not klagen könne. Ein Staat, der fortgesetzt diese bescheidene Genügsamkeit übte, müßte entweder durch seine Lage sehr begünstigt, oder eine, wenig Reiz habende, Beute sein, wenn er nicht bald auch um dasjenige kommen sollte, womit er sich bescheiden begnügte, und wenn sich nicht finden sollte, daß die Worte: ich will nichts weiter haben, eigentlich die Bedeutung gehabt hätten: ich will garnichts haben, und will auch nicht existieren. — Es versteht sich übrigens, daß hier immer von Staaten der ersten Ordnung, die ein selbstständiges Gewicht haben im europäischen Staatensysteme, keineswegs aber von untergeordneten, die Rede sei.

Es fließen hieraus zwei Grundregeln. Die erste — soeben mit dem zweiten Satz zugleich beigebrachte: daß man ohne Zeitverlust jede Gelegenheit ergreife, sich innerhalb der Grenzen seines Einflusses zu verstärken, und jedes innerhalb dieser Grenzen uns drohende Übel sogleich in der Wurzel, und ehe es Zeit hat, heranzuwachsen, ausrotte. Wir werden tiefer unten ein Wort Macchiavellis, diesen Gegenstand betreffend, anführen, und halten deswegen hier uns nicht länger dabei auf.

Die zweite: daß man niemals auf das Wort des Andern sich verlasse, wenn man eine Garantie erzwingen kann; falls dies aber augen-

Digitized by Google

blicklich nicht möglich sein sollte, es von nun an sich zum Hauptaugenmerk mache, diese Garantie sich noch zu verschaffen, damit man wenigstens so kurze Zeit als möglich das bloße Wort zum Pfande habe; daß man sich stets in der Lage erhalte, Treue und Glauben erzwingen zu können; welches voraussetzt, daß man sich als den Stärkeren erhalte, nicht gerade absolut, welches nicht allemal von uns abhängt, aber doch innerhalb unserer Grenzen, in der nun sattsam bestimmten weitern Bedeutung des Wortes; indem, wer in dieser Rücksicht aufgehört hat der Stärkere zu sein, ohne Zweifel verloren ist; daß man von dieser Bedingung der Garantie durchaus nicht abgehe, und wenn man in den Waffen ist, dieselben auf jede Gefahr nicht ablege, ehe man es dahin gebracht hat.

Mutige Verteidigung kann jeden Schaden wieder gut machen, und wenn du fällst, so fällst du wenigstens mit Ehre. Jenes feige Nachgeben aber rettet dich nicht vom Untergang, sondern es gibt dir nur eine kurze Frist schmählicher und ehrloser Existenz, bis du von selbst abfällst, wie eine überreife Frucht. Aus solchem Betragen entstehen jene ehrenvollen Frieden, die nicht einmal den Frieden geben, indem sie dem Feinde die völlige Gewalt lassen, unmittelbar nach geschlossenem Frieden seine Pläne da fortzusetzen, wo er sie vor dem Kriege, der ihm einen Augenblick Stillstand gebot, fallen ließ, und zufolge dessen wir zwar ihn zufrieden lassen müssen, aber er nicht uns.

Daher denn auch diese, die es mit solchen Gegnern zu tun haben, mit voller Wahrhaftigkeit ihre Friedensliebe rühmen können, da ihnen in der Tat zu glauben ist, daß sie es lieber haben, wenn die Nachbarn der Beraubung ihrer natürlichen, vielleicht angeborenen und blutsverwandten Alliierten, und der Ausrottung ihres Einflusses bis an ihre Territorialgrenzen heran, ruhig zusehen, und sie machen lassen, als wenn sie mit den Waffen in der Hand sich dagegen setzen; indem die erste Weise weit leichter ist, und weit sicherer, als die zweite. Sie lieben in der Tat den Frieden, den ihrigen nämlich, und sie wünschen wirklich keinen Widerstand zu finden, indeß sie gegen alle Welt den Krieg führen, fortsetzen und vollenden.

Man glaube nicht, daß, wenn alle Fürsten so dächten, und nach den aufgestellten Regeln handelten, der Kriege in Europa kein Ende sein würde. Vielmehr wird, da keiner den Krieg anzufangen gedenkt, wenn er es nicht mit Vorteil kann, alle aber stets gespannt und aufmerksam sind, keinem irgendein ein Vorteil zu lassen, ein Schwert das andere in Ruhe erhalten, und es wird ein langwieriger Friede erfolgen, der nur durch zufällige Ereignisse, als da sind, Revolutionen, Successionsstreitigkeiten usw., unterbrochen werden könnte. —

Digitized by Google

Mehr als die Hälfte der Kriege, welche geführt worden, sind durch große Staatsfehler der Angegriffenen, welche dem Angreifer die Hoffnung eines glücklichen Erfolges gaben, entstanden, und sie wären unterblieben, wenn jene Staatsfehler unterblieben wären. Und da gleichwohl die Kriegsübung nicht ausgehen darf, wenn die Menschheit nicht erschlaffen, und für den späterhin doch wieder möglichen Krieg verderben soll, so haben wir ja noch selbst in Europa, noch mehr aber in den anderen Weltteilen, Barbaren genug, welche doch über kurz oder lang, mit Zwang dem Reiche der Kultur einverleibt werden müssen. In Kämpfen mit diesen stähle sich die europäische Jugend, indes in dem gemeinsamen Vaterlande selbst keiner es wagt, das Schwert zu entblößen, da er allenthalben sich gegenüber ebenso gute Schwerter erblickt.

Diese Regeln werden durch die höhere Ansicht des Verhältnisses des Fürsten zu seinem Volke und zu der gesamten Menschheit, aus dem Standpunkte der Vernunft, bestätigt, verstärkt, und zur heiligen Pflicht gemacht. Die Völker sind ja nicht ein Eigentum des Fürsten, sodaß er deren Wohl, deren Selbständigkeit, deren Würde, deren Bestimmung in einem Ganzen des Menschengeschlechts, als seine Privatsache betrachten, und fehlen könne nach Belieben, und wenn es schlecht geht, sagen könne: nun, ich habe geirrt, aber was ist's denn weiter? der Schaden ist mein und ich will ihn tragen; so wie etwa der Besitzer einer Herde, durch dessen Nachlässigkeit ein Teil derselben zu Grunde gegangen wäre, sich trösten könnte. Der Fürst gehört seiner Nation eben so ganz und vollständig an, als sie ihm angehört; ihre ganze Bestimmung im ewigen Rate der Gottheit ist in seine Hände niedergelegt, und er ist dafür verantwortlich. Es ist ihm durchaus nicht erlaubt, nach Willkür von den ewigen Regeln, die Verstand und Vernunft der Verwaltung der Staaten geben, abzugehen. Es ist ihm nicht erlaubt, wenn er z. B. die zweite soeben angeführte Regel zum Schaden seiner Nation vernachlässigt hätte, hinzutreten, und zu sagen: Ich habe an Menschheit, ich habe an Treue und Redlichkeit geglaubt. So mag der Privatmann sagen; geht er darüber zu Grunde, so geht er sich zu Grunde; aber so kann der Fürst nicht sagen, denn dieser geht nicht sich, und geht nicht allein zu Grunde. Glaube er, wenn er will, an Menschheit in seinen Privatangelegenheiten, irrt er sich, so ist der Schaden sein; aber er wage nicht, auf diesen Glauben hin, die Nation, denn es ist nicht recht, daß diese, und mit ihr vielleicht andere Völker, und mit ihnen vielleicht die edelsten Besitztümer, welche die Menschheit in tausendjährigem Ringen erworben hat, in den Kot getreten werden, bloß, damit von ihm gesagt werden könne, er habe

Digitized by Google

an Menschen geglaubt. An die allgemeinen Gesetze der Moral ist der Fürst in seinem Privatleben gebunden, sowie der geringste seiner Untertanen; in dem Verhältnisse zu seinem friedlichen Volke ist er an das Gesetz und an das Recht gebunden, und darf keinen anders behandeln, als nach dem stehenden Gesetze, wiewohl ihm das Recht der Gesetzgebung, d. i. der fortgesetzten Vervollkommnung des gesetzmäßigen Zustandes bleibt; in seinem Verhältnisse aber zu andern Staaten gibt es weder Gesetz noch Recht, außer dem Rechte der Stärkeren, und dieses Verhältnis legt die göttlichen Majestätsrechte des Schicksals und der Weltregierung, auf die Verantwortung des Fürsten, nieder in seine Hände, und erhebt ihn über die Gebote der individuellen Moral in eine höhere sittliche Ordnung, deren materieller Inhalt enthalten ist in den Worten: Salus et decus populi suprema lex esto.

Diese ernstere und kräftigere Ansicht der Regierungskunst tut es nun, unsers Erachtens, Not bei unserm Zeitalter zu erneuern. Die jedesmal herrschende Zeitphilosophie ermangelt, so sehr auch die Weltleute sich gegen die Sache sträuben, und so schwer sie an das Bekenntnis derselben gehen, dennoch niemals, auf irgendeinem Wege auch an diese zu kommen, und auch sie umzuschaffen nach ihrem Bilde. Diese Zeitphilosophie war in der letzten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts gar flach, kränklich und armselig geworden, darbietend als ihr höchstes Gut eine gewisse Humanität, Liberalität und Popularität, flehend, daß man nur gut sein möge, und dann auch alles gut sein lassen, überall empfehlend die goldene Mittelstraße, d. h. die Verschmelzung aller Gegensätze zu einem dumpfen Chaos, Feind jedes Ernstes, jeder Konsequenz, jedes Enthusiasmus, jedes großen Gedankens und Entschlusses, und überhaupt jedweder Erscheinung, welche über die lange und breite Oberfläche um ein Weniges hervorragte, ganz besonders aber verliebt in den ewigen Frieden. Sie hat ihren entnervenden Einfluß recht merklich auch an die Höfe und in die Kabinette verbreitet. — Seit der französischen Revolution sind die Lehren vom Menschenrechte und von der Freiheit und ursprünglichen Gleichheit aller, — zwar die ewigen und unerschütterlichen Grundfesten aller gesellschaftlichen Ordnung, gegen welche durchaus kein Staat verstoßen darf, mit deren alleiniger Erfassung aber man einen Staat weder errichten, noch verwalten kann, — auch von einigen der unsern, in der Hitze des Streites, mit einem zu großen Akzente, und als ob sie in der Staatskunst noch weiter führten, als sie es wirklich tun, behandelt, und manches andere, was dahin auch noch gehört, übergangen worden, welche Übertreibung gleichfalls nicht ohne allen störenden Einfluß geblieben. Nun hat man zwar nicht ermangelt,

Digitized by Google

später das Fehlende in mancherlei Formen nachzuholen; aber es scheint, daß diese Schriften, als Schulübungen und Fakultätenware, und als nicht würdig von den Händen der Weltleute berührt zu werden, liegen geblieben. So mag denn nun einer, der nicht unbekannt ist und nicht unberüchtigt, von den Toten aufstehen, und sie des Rechten bedeuten!"

Es ist unbegreiflich, wie diese ehernen Sätze, die treffendsten, die je über auswärtige Politik geschrieben worden sind, vergessen werden konnten. Sie sind heute so unbedingt richtig wie zur Zeit, da ihr Verfasser sie aussprach, weil sie nicht von veränderlichen Konstellationen, sondern von der Unveränderlichkeit der „verdammten Rasse, zu der sie gehören" ausgehen. Fichte kennt die Unsicherheit der Dinge, aber er weiß, daß ein sicherer Wille sie unterwirft.

„Auch glaube doch nie ein Staat, daß er jemals eine sichere Maßregel ergreifen könne, sondern er wisse, daß alle, die er nimmt, zweifelhaft sind, indem es nun einmal in der Ordnung der Dinge liegt, daß, auf dem Wege einem Nachteile auszuweichen, man einem andern entgegengeht. Aber darin hat eben der Verstand sein Wesen, daß er die innere Natur der Nachteile aufdecke, und das am wenigsten Schlimme für gut nehme."

Er weiß, daß für den tatsächlichen Erfolg gewagter Unternehmungen kein Mensch garantieren kann, und daß es daher auch lächerlich wäre, solche Garantien vor der Tat zu verlangen, etwa mit der Begründung, nichts unternehmen sei sicherer als ein Wagnis unternehmen.

„So ist es freilich äußerst selten, daß eine vom Dache fallende Last einen Vorübergehenden töte, doch ist es geschehen, und wer gegen diese Gefahr sich vollkommen sicher stellen wollte, der müßte niemals sein Zimmer verlassen, in welchem jedoch auch die Decke über ihn hereinbrechen kann, welcher Gefahr er entgangen sein würde, wenn er zu der Zeit sich auf der Gasse befunden hätte. In Gefahr sind wir unaufhörlich, und wer auf absolute Versicherung wartet, ehe er etwas unternimmt, der mag dienlich sein, in der Einsamkeit erbauliche Betrachtungen anzustellen über die Sterblichkeit der Menschen, und die Hinfälligkeit aller Dinge, von dem handelnden Leben aber bleibe er entfernt.

Dieser Glaube, sage ich, und das Leben in diesem Glauben, ist selbst das rechte eigentliche Glück. Dagegen ist das eigentliche Unglück das Mißtrauen in die Möglichkeit eigener Einsicht und eigener Kraft, und die verzagte Ergebung in das blinde Geschick und in Alles, was dasselbe aus uns machen wolle; woraus Unentschlossenheit, Schwanken in den gefaßten Plänen, und, um es mit einem Zuge zu bezeichnen,

Digitized by Google

derjenige Zustand entsteht, da man zugleich auch nicht will, was man will, und zugleich auch will, was man nicht will. Wer so ist, der ist unglücklich geboren, ihm geht das Unglück nach auf allen seinen Schritten, und wohin er tritt, bringt er es mit sich.

Sehe man doch nach in der Geschichte, was denn dasjenige sei, was die Menge, an die das Urteilen nie eher kommt, bis der Erfolg gegeben ist, von jeher Glück oder Unglück genannt hat! — Es tut im Verfolge einer Unternehmung sich ein Umstand hervor, der an sich weder notwendig war, noch durch irgendeinen menschlichen Verstand vorherzusehen. Der verständige Mann durchschaut auf der Stelle, wie derselbe zu gebrauchen sei für seinen Zweck, und gebraucht ihn also; er, der vielleicht, wenn statt des eingetretenen gerade sein Gegenteil sich ereignet hätte, auch dieses ebenso zweckmäßig gefunden haben würde. Es friert z. B. zu ungewöhnlicher Zeit ungewöhnlich stark; und er geht über die mit Eis bedeckten Flüsse, Seen, Moräste, und erobert gegen alle Erwartung; er, der, wenn Tauwetter eingefallen wäre, vielleicht in dieselben offenen Seen und Moräste den Feind versenkt hätte. Die Menge, welche zwischen dem Froste und der Eroberung kein Mittelglied sieht, staunt sein Glück an, und es ist sein Vorteil, sie dabei zu lassen, weil dies in das Gebiet des Wunderbaren fällt, und den Mann zum besondern Liebling der Gottheit erhebt, dagegen die nackte Wahrheit, daß sein Glück auf seinem Verstande beruht habe, viel zu gemein und zu natürlich ist. Ein Andrer hat vielleicht auf eines und das andere, das sich zutragen könnte, gerechnet, und ist dagegen gerüstet; und möchte dies kommen, so würde er sich recht gut aus dem Handel ziehen. Leider aber erfolgt nicht dieses, sondern ein anderes, worauf, als gleichwohl auch möglich, er ebenfalls hätte rechnen können und sollen: darauf ist er nicht vorbereitet, und er fällt. Da sich ihm nun dennoch nicht nachsagen läßt, daß er garnichts bedacht habe, indem er einiges doch wirklich bedacht hat, so will er lieber Unglück gehabt haben, als seinen unzulänglichen Verstand erkennen und anklagen; und vielleicht wird ihm zum Ersatze für sein erstes Unglück das Glück zuteil, daß er bei der unverständigen Menge Glauben findet.

Das soeben beschriebene besondere Glück aus einzelnen Ereignissen macht jeder, der mit einem gehörig tiefen und umfassenden Plane an ein großes Unternehmen geht, sich zu eigen und fesselt es an sein Gefolge. Er hat auf manchen nachteiligen Umstand gerechnet, welcher, da so wenig alles üble geschieht, das wir fürchten, als alles Gute, das wir hoffen, nicht eintritt; er hat gegen diese Übel Kräfte in Bereitschaft gesetzt, welche, hiervon erübrigt, ihm für andere Zwecke ge-

Digitized by Google

wonnen werden. Er hat auf manches günstige Ereignis nicht gerechnet, welches gleichwohl, wie dies immer geschieht, sich einstellt. Er weiß dies auf das beste zu benützen, und hat abermals gewonnen. Überhaupt sind demjenigen, der einmal im Vorteile ist, alle Dinge freundlich; solange er nämlich in sich diejenigen Eigenschaften, durch die er anfangs in den Vorteil kam, aufrecht erhält, und durch Siegestaumel sich nicht zu Übermut, Sorglosigkeit und Vermessenheit hinreißen läßt. Dagegen sind dem, der in den Nachteil gekommen, alle Dinge weit schwerer zu handhaben, und es ist zu befürchten, daß sein erstes Unglück eine Reihe anderer Unglücksfälle zur Folge haben werde.

Im allgemeinen aber kann man als Regel annehmen, und wird es im Leben und durch die Geschichte bestätigt finden, daß, je unentschlossener, mutloser, träger, kränkelnder, je mehr das Leben verträumend, und für frisches Leben erstorben, einzelne, oder auch ganze Zeitalter waren, desto fester glaubten sie an Unglück und an ein dunkles Verhängnis, gleichsam um die Schuld ihrer heimlich gefühlten Untauglichkeit dadurch von sich selbst abzulehnen; je kräftiger dagegen einzelne oder ganze Zeitalter in sich selbst waren, desto mehr glaubten sie an das überwiegende Vermögen tüchtiger Menschen, und hielten dafür, daß nichts unerreichbar sei dem unerschütterlichen Willen."

Wir kennen keine politische Schrift, die einen ähnlich großartigen Geist der Entschlossenheit und des Wollens atmet, wie diese. Es ist der Geist der Freiheitskriege, der aus ihr spricht, stärker noch, als aus den im Winter des gleichen Jahres gehaltenen Reden an die deutsche Nation. Die Reden sind gewissermaßen exoterisch, der Machiavell aber ist esoterisch. Er spricht das Geheimnis aus, das freilich nur im damaligen Deutschland ein Geheimnis war: daß nämlich, seit die Welt steht und solange sie steht, seit es Reiche gibt und solange es Reiche geben wird, es auch nur eine einzige große Politik gegeben hat, die man die Politik Bismarcks nennen mag oder die Politik Friedrichs des Zweiten, römische Politik oder englische Politik: die Politik Machiavells. Daß es unmöglich ist, Politik mit Kultur bekämpfen zu wollen oder mit Ethik oder anderen Gegenständen der philosophischen Fakultät Erster Sektion. Man mag sie in der Praxis bekämpfen und verleumden, wie man ihren Theoretiker, den Verfasser des Principe bekämpft und verleumdet hat: selbst bekämpfen, selbst verleumden wird man sie nur mit ihren eignen Mitteln erfolgreich können. Denn die Politik Machiavells ist keine andere als die der Natur, sie ist die Natur selbst, und wer glaubt, ohne sie oder gegen sie politisch leben zu können, wird durch sie politisch zu Grunde gehen.

Digitized by Google

Über die englische Weizenversorgung für 1917.

Von Walter Runciman.

In der ersten Sitzung des wiedereröffneten Unterhauses am 10. Oktober 1916 stellte Sir J. Mc Callum (Paisley, Lib.) eine Anfrage über die Weizenversorgung des Vereinigten Königreiches während des nächsten Jahres. Der Handelsminister Mr. Runciman gab darauf die folgende Antwort.

Seit Kriegsbeginn hat die Regierung immer umfassendere Sicherungsmaßnahmen getroffen, damit die Weizenvorräte im Land auf hinreichender Höhe gehalten werden, um uns gegen irgend welchen Abbruch der überseeischen Zufuhr zu schützen. 1914 wurde der Getreideversorgungsausschuß geschaffen, um den Ankauf einer Weizenreserve gegen die Gefahr einer zeitweisen Unterbrechung der Zufuhren zu übernehmen, aber der regelmäßige Handel wurde in privaten Händen gelassen. Zu Beginn 1915 wurde der Indische Weizenausschuß geschaffen, um in Zusammenarbeit mit der indischen Regierung sicher zu stellen, daß der Überschuß der indischen Weizenernte ins Vereinigte Königreich gebracht wurde, zu einer Zeit, als infolge der Verzögerung der nordamerikanischen Ernte die Einfuhr etwas knapp war. Am Ende des gleichen Jahres regte die Regierung bei der französischen und italienischen Regierung an, daß es doch besser wäre, wenn die Verbündeten auf den Weizenmärkten zusammenarbeiteten, als wenn sie miteinander in Wettbewerb träten, und als Ergebnis wurde dann ein Gemeinsamer Ausschuß aus Vertretern des Vereinigten Königreichs, Frankreichs und Italiens gebildet, der seitdem täglich in London zusammengetreten ist und die erforderlichen Ankäufe von Weizen, Mehl und Mais für die drei Länder gemacht hat. Die Möglichkeit, daß große Mengen von Weizen, die gegenwärtig noch in einigen getreideausführenden Ländern[1]) abgeschlossen sind, frei werden, infolge militärischer Unternehmungen, hat auf Seiten des Handels eine Abneigung hervorgerufen, mehr Vorräte als ein unbedingtes Mindestmaß zu halten, und es ist klar geworden, daß die Versorgung während des kommenden Jahres nicht ohne Gefahr privater Unternehmung überlassen bleiben kann. Die Regierung hat infolgedessen einen Beschluß angenommen, zu dem der Kabinetsausschuß für Lebensmittelversorgung gekommen ist, daß wir jetzt für eine weitere Entwicklung der staatlichen Einfuhr Sorge tragen müssen. Der König hat die Einsetzung einer Königlichen Kommission gebilligt, die mit voller Macht für alle die Schritte betraut ist, die sie für notwendig und wünschenswert halten mag, um eine hinreichende und regelmäßige Versorgung des Vereinigten Königreiches mit Weizen und Mehl sicher zu stellen, in Zusammenarbeit mit dem Ausschuß, der seit dem Beginn des gegenwärtigen Jahres Weizen und Mehl für die Verbündeten gekauft hat. Das bedeutet, daß die Weizeneinfuhr ins Vereinigte Königreich in großem Maßstab, wenn nicht ganz und gar unter der Aufsicht der Königlichen Kommission geschehen muß, die sich in vielen Beziehungen die Erfahrungen der Zuckerkommission zu Nutze machen wird.

Noch vor diesem Schritt hat die Regierung im voraus einen sehr großen Ankauf australischen Weizens gemacht. Der Wettbewerb der Welt um den Schiffsraum war letztes Jahr größer als die Begierde nach Weizen, und die australische Regierung, die ihre ganze Ernte aufgekauft hatte, hatte zwar volle Korn-

[1]) Die Times interpretieren: Rußland und Rumänien.

Digitized by Google

speicher, aber keine ausreichenden Möglichkeiten, die europäischen Märkte zu erreichen. Nun sind Schritte unternommen worden, um allen nötigen Schiffsraum für die Beförderung des Weizens, den S. M. Regierung gekauft hat, bereitzustellen (Beifall). Für die Weizenbeförderung über das Atlantische Meer ist der Schiffsraum schon beinahe ein ganzes Jahr mit ausgezeichnetem Erfolg bereitgehalten worden durch den Beitreibungsausschuß (für den Transport von Lebensmitteln). Da die Weizeneinfuhr in dieses Land künftig in den Händen des Staates sein und der volle Gewinn der verminderten Transportkosten dem Staat und nicht einzelnen Privaten zufallen wird, so wird das von diesem Ausschuß eingeschlagene System fortgesetzt werden, mit der Erweiterung, daß die derart beigetriebenen Schiffe den Raum, der für die staatlichen Einfuhren nötig ist, zu festen und nicht mehr zu veränderlichen Frachtpreisen werden liefern müssen.

Weitere Einzelheiten für die Leitung der Getreidebörsen werden erst bekannt gegeben werden, und es sind bereits Maßnahmen in Zusammenarbeit mit dem Handel getroffen worden, um auch während der kurzen Übergangszeit irgend eine Unterbrechung in der regelmäßigen und hinreichenden Weizenversorgung für die britischen und irischen Mühlen zu verhüten (Beifall).

Die Befugnisse der hier erwähnten neuen Königlichen Weizenkommission sind: Die Versorgung des Vereinigten Königreichs mit Weizen und Mehl zu untersuchen; Weizen und Mehl im Namen der Regierung S. M. zu kaufen, zu verkaufen und die Lieferung zu überwachen; und ganz allgemein diejenigen Schritte zu tun, wie sie für die Aufrechterhaltung der Versorgung wünschenswert erscheinen mögen. Ihr Vorsitzender ist der Earl of Crawford, einer der größten englischen Grundbesitzer und Präsident des Landwirtschaftsamtes. Stellvertretender Vorsitzender Mr. Alan Garrett Anderson, Teilhaber und Direktor der Orientlinie Anderson, Anderson u. Co. Die weiteren Mitglieder sind: Sir Henry Rew (Hilfssekretär im Landwirtschaftsamt und Vorsitzender des gegenwärtigen beratenden Weizenausschusses); Sir George Saltmarsh (Expräsident der Londoner Kornhandelsgesellschaft und schon bisher einer der ersten Berater der Regierung in der Weizenversorgung); H. W. Patrick; Hugh Rathbone; Oswald Robinson; J. F. Beale (Anwalt der Midlandbahn); T. B. Royden (Direktor der Cunard-Dampfschiffgesellschaft). K. A. v. Müller.

Zum Briefwechsel Tirpitz-Bethmann.

Die Verhandlung über die auf Seite 111 des Oktoberheftes erwähnte Klage unseres Herausgebers gegen Professor Valentin hat am 30. November vor dem Kgl. Amtsgericht München, Abt. f. Strafsachen, stattgefunden und wurde durch folgenden Vergleich beendet:

„Herr Professor Dr. Valentin nimmt als unbegründet die sämtlichen beleidigenden Äußerungen gegen Professor Cossmann zurück und trägt die Kosten einschließlich jener, die dem Privatkläger erwachsen sind. Der Privatkläger nahm hierauf Privatklage und Strafantrag zurück. Der Angeklagte erklärte, er verzichte auf Widerklage gegen Prof. Cossmann wegen des Inhalts der von diesem an das Bayer. Kriegsministerium gerichteten Eingabe."

Digitized by Google

Französische Revanchepolitik
und die Neuromantik der gesta Dei per Francos.

Von Franz Buhl in Deidesheim.

Wir haben im Kriege gelobt, daß wir nicht mehr sentimental sein wollen. Selbst der Widerstrebende muß ja erkennen, daß allein rücksichtsloses Handeln zum Ziele — dem ehrenvollen Frieden — führen kann — und daß diese Art, den Krieg zu führen, weil die kürzeste — auch die menschlichste ist. Manche von uns haben sich dabei, einem Zuge unseres Wesens folgend, nach einem fremden Beispiel umgesehen, und sind nun bestrebt, englischer als die Engländer, machiavellistischer als die Italiener zu erscheinen. Gewiß kann man auch vom Feinde lernen — diese Ausführungen sollen selbst dazu anregen — aber allzu gewaltsamen guten Vorsätzen ist die Dauer selten beschieden und zum Gewaltmenschen — sei es in angelsächsischer oder in Renaissanceprägung — steckt uns der Professor doch noch zu sehr im Leibe. Freilich schien gerade in der letzten Zeit vor dem Kriege der deutsche Professor — in auffallendem Gegensatz zum neunzehnten Jahrhundert — soweit es nicht sein Fach geradezu erforderte, sich dem politischen Getriebe fast völlig zu entziehen. Selbst diejenigen Politiker nun, die sonst die weltfremden Theorien des Professorenparlaments in der Paulskirche am lautesten verspottet hatten, haben die Stimme des deutschen Gelehrten in den politischen Kämpfen der letzten Jahre schmerzlich vermißt. So wahr es ist und so eindringlich es hervorgehoben werden muß, daß in den schicksalsschwersten Stunden den Männern der That ebenso das entscheidende Wort gebührt, wie bei den wirtschaftlichen Vorbereitungen vor allem die nüchterne Stimme der Praxis gehört werden muß, so darf darüber doch nicht vergessen werden, daß hinter all den Kämpfen unserer Tage große geistige Gegensätze stehen, die mit geistigen Waffen ausgefochten werden müssen. Diese Ideale sind es aber doch wohl in erster Linie, die uns Mut zum Ausharren geben, wie wir ja auch auf sie bauen, daß sie unseren Kampf als guten vor der Nachwelt erscheinen lassen. Wie steht es aber mit der Mitwelt? Ihr zuliebe bemühen wir uns doch so über alle Maßen objektiv zu sein, ihre zuliebe glauben wir doch die leicht allzu laute Sprache der Begeisterung dämpfen zu müssen, so willkommen doch Begeisterung sein müßte, um dem eigenen Volke über das Schwere hinwegzuhelfen — und doch scheint diese Mitwelt eher auf der Seite der Franzosen zu stehen, die sich so gar nicht bemühen, objektiv zu bleiben, die nicht nur Begeisterung, nein auch fanatischen Haß gegen uns im eigenen Volke und nicht bei diesem allein zu erwecken gewußt haben. Gerade die Franzosen sind doch von jeher gewohnt, sich selbst in das hellste Licht zu stellen und trotzdem ist es ihnen nur allzu oft gelungen, wiederum nicht nur das eigene Volk von dem gesta Dei per Francos — den Thaten Gottes durch Frankreich — zu überzeugen. Von Interesse dürfte indeß sein, daß in letzter Zeit neben der republikanischen Propaganda, auch eine romantische Strömung einsetzte, um den Ruhm Frankreichs im letzten Jahrtausend zu verkünden. Dies ist zunächst wohl geeignet, in uns eine schmerzliche Erinnerung daran wachzurufen, wie viel die deutsche romantische Schule zu jenem Feuer der Begeisterung beigetragen hat, das unsere Jugend in die Freiheitskriege hineinriß, wie dann später unser Bürgertum — gerade vom Gedanken an die alte deutsche Macht und Herrlichkeit aus die

Digitized by Google

Neuerstehung des Vaterlandes ersehnte, wobei dann freilich eine selten glückliche Fügung die Vollendung des Werkes, wie es diesen Idealisten vorschwebte, den Händen eines der gewaltigsten Realisten anvertraute, den je die Weltgeschichte gesehen. Während damals jedem Auge der tiefe Sinn des blutigen Ringens um die deutsche Kaiserkrone klar war, standen wir jetzt plötzlich, ohne jede geistige Vorbereitung mitten in dem uns aufgezwungenen Weltkrieg. Selbst die Jahrhundertfeier des glorreichen Befreiungskriegs, dem wir doch unser ganzes staatliches Dasein verdanken, hatte wenig mehr als einige schwungvolle Reden gebracht, ja die deutsche Dichtkunst hatte nichts zu bieten gehabt als ein tändelndes Puppenspiel, wie sie auch im Kriege bettelarm geblieben ist. Auch diese Eindrücke waren untergegangen unter dem ödesten Parteigezänk zwischen Verbrauchern und Erzeugern, zwischen Nord und Süd, bei der unerquicklichen Erörterung über Militärgewalt und bürgerliche Freiheit, die sich an den Zaberner Fall anschloß. Diese unsere Haltung bei Ausbruch des Weltkrieges, verglichen mit der Frankreichs, könnte doch meines Erachtens auf einen gutgläubigen Neutralen nicht ohne Eindruck bleiben. Er kann doch unserer Regierung und unseren Parteien nicht zutrauen, daß sie das gewagte Verfassungsexperiment in Elsaß-Lothringen unternommen hätten, wenn sie nicht auf einen noch lange dauernden Frieden gerechnet hätten und im deutschen Reichstag wäre doch eine solche Zaberndebatte nicht möglich gewesen, wenn man die kommenden Ereignisse auch nur von Ferne geahnt hätte. Noch eben hatten unsere Witzblätter zur Freude unserer zahlreichen Freunde im Auslande, unseren Leutnant auf's schmählichste verhöhnt — als schon unsere jungen Offiziere — in leider nur allzu großer Zahl — ihr junges Leben in todesmutigem Ansturm für das Vaterland hingaben. Aus unserer Großstadtpresse aber konnte das Ausland ersehen, daß wir von einer herrschsüchtigen Kaste geknebelt und ausgebeutet wurden; wie sollte diese freilich damals schon für deutsche Art eintreten, wenn sie auch heute noch, mitten im blutigen Ringen, für die Zukunft keinen besseren Rat weiß, als daß wir uns die Duldung des Auslandes durch Übernahme fremder Institutionen erbetteln sollten. Aber es fand sich auch sonst kaum ein Gelehrter, Schriftsteller oder politischer Führer, keiner der geistig Großen, der das eigene Volk für seine eigene Art zu begeistern verstand, und noch weniger einer, der fremde Völker für Deutschlands Eigenart und seine stolze Geschichte hätte erwärmen können. Genau das gegenteilige Bild wies Frankreich auf. Dort war man des erbärmlichen Kulturkampfes und der ewigen Parlamentsskandale herzlich müde, um so freudiger wandte sich die Begeisterung des Volkes der Armee, als dem Stolze und der Hoffnung des Landes zu. Als nun beim Eisenbahnerstreik von 1910 Briand seinen vor Wut schäumenden ehemaligen sozialistischen Parteigenossen zurief: „Wenn wir, um die Verteidigung der Grenzen zu sichern, den Boden der Gesetzlichkeit hätten verlassen müssen, gut! Dann hätten wir ihn verlassen", da hat auch die Regierung plötzlich die Mehrheit der Nation hinter sich, die sich voll Ekel von dem parlamentarischen Treiben ihrer Auserwählten abwandte. Poincaré wurde offen als der Revanchepräsident bezeichnet, niemand zweifelte daran, daß das Land auf die Dauer die Lasten der neu eingeführten dreijährigen Dienstzeit nicht tragen könne, sondern daß das Gesetz nur den Zweck habe, möglichst bald die Revanchearmee zu schaffen, die Ergebnisse der außerordentlichen Sendung Delcassés nach Petersburg, des diplomatischen Geschicks der Cambon und Barrère in London und Rom wurden von der ganzen

Digitized by Google

Nation auf das sehnsüchtigste erwartet. Trotzdem diese kriegerische Stimmung dem Ausland natürlich nicht unbekannt bleiben konnte, wandten und wenden sich seine Sympathien doch Frankreich zu, das eben von je verstanden hat, zunächst im Herzen des eigenen Volkes, dann aber auch bei der übrigen Welt die Überzeugung zu erwecken, daß es ein ganz besonderes Werkzeug der, je nach den verschiedenen Zeiten mehr oder minder überirdisch gedachten, Vorsehung sei.

Die Wege der Propaganda für französische Art sind außerordentlich verschieden und passen sich den mannigfaltigsten Bedürfnissen an, so kann schon eine Operette für französischen Geist werben, einem rumänischen Bojaren bleiben vielleicht Eindrücke einer Kultur, wie er sie in den Cabarets am Montmartre oder nach Abschluß der nächtlichen „promenade des grands ducs" bei der Zwiebelsuppe mit den Marktfrauen erhalten hat, ein sein ganzes Leben bestimmendes Ideal. Weit größer ist natürlich das Publikum für die revolutionär-republikanische Suggestion. Wie sehr wir selber, trotz allem Weltkrieg, in ihrem Bann stehen, zeigt ein Blick in unsere große Presse, die bei dem Konflikte zwischen der Duma und Stürmer fast ängstlicher darum besorgt war, ob die ewigen Errungenschaften von 1789 gewahrt würden, als ob der Ausgang des Kampfes dem deutschen Interesse entspräche. Gewiß wir empfinden diese Idee gar nicht mehr als specifisch französisch, aber darin liegt eben die französische Suggestionskunst, die die Vorstellung, daß die übrige Welt nur so eine Art Annex und Resonanzboden Frankreichs sei, auch andern Völkern um so leichter beibringt, je fester sie selbst daran glaubt. Daß dies selbst für England bis zu einem gewissen Grade gilt, beweist, wie wir alle klopfenden Herzens Anteil daran nahmen, ob es den Waliser Radikalen gelingen würde, das englische Volk mit einem möglichst allgemeinen Wahlrecht zu beglücken; wir waren uns alle, mindestens instinktiv bewußt, daß es sich darum handelte, ob der Welt noch einmal die Verwirklichung eines Ideals beschieden sei, obgleich doch England als klassisches Land des Parlamentarismus schon seit Montesquieu gefeiert wird. Das französisch-belgische Vorbild beansprucht eben ausschließliche Geltung, gerade weil es doktrinär ist und so sind auch Rousseau's Phantasmen überall zu Dogmen geworden, über die man — dafür sind sie ja Dogmen — in rechtgläubigen Kreisen überhaupt nicht diskutiert. Dieser doch eigentlich reaktionäre Standpunkt wird denn auch selbst bei uns ganz allgemein als frei und fortschrittlich bezeichnet, so daß einer weiteren französischen Propaganda kaum mehr etwas zu tun übrig bleibt. Trotzdem hat sich die französische Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten liebevoll und in z. T. glänzend geschriebenen Werken mit der französischen Revolution beschäftigt, und neben Staatsmännern wie Mirabeau hat selbst der Urheber der Septembermorde, Danton, einen Biographen und Verteidiger gefunden. Diese revolutionäre Geschichte und Legende hat zumal nach all den Umwälzungen des neunzehnten Jahrhunderts in den romanischen, slawischen und nordischen Ländern jenes radikale Gemeingefühl erzeugt, das in den anders gearteten, weil historisch gewordenen Einrichtungen Deutschlands mit echt demokratischer Intoleranz den Feind der europäischen Freiheit und Civilisation schlechthin sieht. Trotzdem sind gerade wir Deutsche seit Generationen bemüht, auch unsrerseits diese Legende zu fördern und erkennen nicht einmal, wie sehr wir uns bloßstellen, wenn wir jetzt geloben, daß wir uns nach dem Kriege diesen Idealen unserer Todfeinde nach Kräften anpassen wollen. Es ermangelt nur scheinbar der Folgerichtigkeit, wenn Frankreich trotz seiner Feindschaft gegen den deutschen Militarismus

Digitized by Google

sich für den Soldatenkaiser Napoleon und seine Marschälle begeistert, sieht es doch in ihm nicht den Gewaltherrscher, sondern den ruhmgekrönten Erben und Vollstrecker der Revolution und ihrer Ideale. Sollte da nicht auch in unseren Tagen auf's Neue der Freiheit ein solcher Vorkämpfer entstehen können?

Vielleicht wäre es in der Tat gelungen, allmählig die Welt mit dem parlamentarisch-republikanischen Ideale zu erfüllen, zumal sich ihm Alles, was politisch oder geschäftlich international interessiert war, zuwandte — wenn diesem Ideale nicht die Verwirklichung beschieden gewesen wäre und zwar gerade in Frankreich selbst. Dort hatte noch Mac Mahon monarchistisch-klerikale Anwandlungen gehabt, dann kam aber mit Grévy der schlichte Mann der republikanischen Tugend, mit ihm kam aber auch die allzu sparsame Gattin und der Unglücksschwiegersohn Wilson, der nur allzu bald in schmutzige Börsenjobberei und Ordensschacher verwickelt war. So heftete sich der Skandal von Anbeginn an die republikanische Tugend und dazu jener Fluch der Lächerlichkeit, den Frankreich noch aus der eleganten Welt seiner Königszeit übernommen hatte. Amerikaner und Slawen — auch wir bemühen uns darin zu folgen — stoßen sich zwar bei männlichen und weiblichen Vorkämpfern für neue Ideen nicht an gewisse Absonderlichkeiten, die ihnen eigentümlich zu sein pflegen und die wir bei gewöhnlichen Sterblichen einfach lächerlich fänden. Der Franzose dagegen bleibt im Conventionellen befangen, hat dafür aber für das Praktische einen scharfen Blick, so lang diesen keine Leidenschaft trübt — und so reizte denn jener Vertreter des Volkes, der in die Philisterjahre gekommen ist, von Sentenzen trieft und von nichts so erfüllt ist, als von seiner Bedeutung, zunächst seine Spottlust. Dann klangen aber auch jene Phrasen, die man jugendlicher Begeisterung zu Gute halten mochte, auf die Dauer recht hohl und verbargen nur sehr oberflächlich das Erbübel eines jeden Parlamentarismus, der sich nicht auf geistig und wirtschaftlich führende Schichten stützen kann, den Mangel nämlich an beruflichem Wissen und Können, an Sachkenntniß also und an Erziehung zum Führer von Menschen. Diese Erziehung aus England einzuführen, haben aber bekanntlich unsere kontinentalen Theoretiker versäumt und ich fürchte, unsere radikalen Philister würden darin etwas Aristokratisches, also durchaus Verwerfliches wittern. Der alte Aristoteles freilich meinte schon, bei der menschlichen Unvollkommenheit sei eine Vereinigung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie das Beste und ihn überschreien, hieße noch nicht ihn widerlegen. Nun, auch der Franzose hat sich theoretisch für die Demokratie entschieden, praktisch aber stößt er sich schon an dem Mangel an Umgangsformen, und wann er es verzeihen könnte, daß sein Erwählter die eigenen Geschäfte über denen des Staates nicht vergäße, so muß er doch an den immer neuen und immer schlimmeren Parlamentsskandalen schweren Anstoß nehmen. Kurzum, die Verwirklichung des Ideals, für das man so lange gekämpft, brachte eine schwere Enttäuschung. Die Erwählten selber nun empfanden die steigende Mißachtung immer peinlicher. Um dem Wähler, der doch der einzige Quell ihrer Macht war, wieder an sich zu fesseln, mußten sie seine Leidenschaft aufstacheln, was man am einfachsten durch einen neuen Kulturkampf erreichte, der dann in der Tat Jahrzehnte lang alle freien Geister beschäftigte und von lästiger Kritik abzog, und der fernerhin den Vorteil hatte, in weiten Kreisen Europas die Franzosen wiederum als Vorkämpfer des Lichtes erscheinen zu lassen. Diesen Ideen vermochte auch die geistreiche Skepsis eines so glänzenden Schriftstellers wie Anatole France weithin Anhänger zu erwerben,

Digitized by Google

schließlich hat er aber in seinem jüngsten Romane „Der Blutdurst der Götter" die Jakobiner der heiligen Revolution selber verhöhnt und mußte so zum Anarchismus oder dem Nichts führen. Dies war doppelt unverzeihlich, als ja bekanntlich nichts so wenig Spott verträgt als republikanische Tugend. Für die kamen überhaupt böse Tage, selbst die antiklerikale Leidenschaft begann abzuflauen, die angekündigten Reformen wie die der Einkommensteuer hatte man immer wieder verschoben, die Bilanz war kläglich, der Nimbus verblichen und so war den Ärmsten, wie Jouvenel es ergötzlich schildert, nur die republikanische Kameradschaft geblieben, die die Gegensätze zwischen Regierung und Partei verwischte und in dem immer unbequemer werdenden Wähler den wirklichen Feind sah, dem zu Liebe man mit stumpfer Waffe Scheinkämpfe aufführen mußte, ohne freilich sich selbst oder der Regierung ernstlich wehe zu tun. Als der eigentliche Herr erwies sich aber immer klarer das Geschäftsinteresse, das sich durch Reklame auch die Großmacht der Presse dienstbar gemacht hatte und damit über die öffentliche Meinung verfügte. Was blieb den armen parlamentarischen Herrn des Landes dann anders übrig, als sich in so schlimme Zeiten zu schicken und vielleicht für sich selber einen kleinen Vorteil herauszuschlagen: Passe-moi la rhubarbe, je te passerai le séné, Hand wird nur von Hand gewaschen, wie wir sagen würden. Meine persönlichen Erfahrungen bestätigen, wie wenig ernst man in Frankreich Parteiunterschiede nimmt und wie sehr man im Abgeordneten den Agenten seiner Wähler sieht. So besuchte mich ein bekannter französischer Abgeordneter, der als Referent für den Etat der Landwirtschaft mit einem Herrn aus dem Ackerbauministerium in Deutschland eine Studienreise machte. Ich hatte zum französischen Abgeordneten einige deutsche Collegen und Gutsbesitzer geladen und freute mich herzlich, wie leicht sich bei einem Glase Pfälzer die Agrarier beider Länder fanden. Während die Herrn Parlamentarier immer eifriger die Landwirtschaft schützten, frug ich den Herrn aus dem Ministerium, welcher Partei gehört denn eigentlich der Herr Abgeordnete an? Als ich die Antwort, er rechne sich zur radikal-sozialistischen Gruppe, angesichts der gerade laut herüberschallenden konservativen Anschauungen, mit etwas erstauntem Gesichte quittierte, erhielt ich den klassischen Bescheid: Was wollen Sie, das sind doch nur Etiketten (ce ne sont là que des affiches), seine Wähler sind radikal-sozialistische Bauern, also muß er auch ein radikal-sozialistischer Agrarier sein, wenn er auch aus einer ganz klerikalen Familie stammt. Wie hoch die Herrn Parlamentarier im freien Frankreich eingeschätzt werden, mag auch ein Brief beweisen, den ich erhielt, als ich zum ersten Male kandidierte. Ihre zahlreichen hiesigen Freunde — hieß es dort — begreifen nicht, daß Sie in die Politik gehen, Sie haben doch einen bekannten Namen, genügendes Vermögen und einen Ihnen zusagenden Beruf, warum also wollen Sie Abgeordneter werden? Der Schreiber war ein junger Gelehrter, der außerhalb jeden Verdachtes reaktionärer Gesinnung stand, aber das ist so die französische Ansicht, wenn auch die Gerechtigkeit verlangt, daß ich bezeuge, daß ich unter den französischen Abgeordneten und Senatoren viele gebildete, kenntnißreiche Männer — und zwar nicht nur auf der Rechten — gefunden habe. Über das parlamentarische Regime dachten sie freilich selbst recht skeptisch — in guter Gesellschaft erröteten sie wohl sogar ein bischen über ihr marktschreierisches Metier. Es ist eben ganz falsch anzunehmen, daß das persönliche Ansehen der Abgeordneten mit der Macht des Parlamentes steigt. Auch Parlamente werden nach ihren Leistungen beurteilt.

Digitized by Google

Da indeß die freie Presse aller Länder diese kleinen Gebrechen des als allgemeines Ideal zu erstrebenden Parlamentarismus verschwiegen hätte, so hätte die Propaganda für die Ideen von 1789 noch lange ungestört weiter gehen können, wenn nicht in Frankreich selbst eben aus der Enttäuschung über die dritte Republik vom Schwiegersohn Grévys bis Panama heraus eine neue nationalistische Strömung eingesetzt hätte, die nach meiner Meinung für den Ausbruch des Weltkrieges und die Haltung des französischen Volkes und mancher Neutralen während des Krieges von größter Bedeutung war und ist. Bei uns hätten Regierung, Parlament und Volk die Gefahr viel früher erkennen müssen, wenn man die Bewegung und ihre Wirkung auf das Ausland richtig eingeschätzt hätte. Unsere große Presse versagte, weil ihr die Strömung unbequem war, da sie die cosmopolitischen Ideale des achtzehnten Jahrhunderts und Rousseau's weinerliche Sentimentalität bekämpfte, also nationalistisch, in gewissem Sinne konservativ und wohl sicher katholisch war, drei Eigenschaften, denen gegenüber, ganz wie zu Voltaires Zeiten, unsere Radikalen bekanntlich die viel gerühmte Objektivität und Voraussetzungslosigkeit zu verlieren pflegen. Man dachte eben die neuen Schwarmgeister mit dem oft bewährten großen Interdikt des Totschweigens belegen und so unterdrücken zu können. Das Mittel versagte völlig, wie unsere ganze Vogelstraußpolitik vor dem Kriege. Es ist aber nicht angängig, etwa nur der Presse, oder der Diplomatie oder sonst einer Stelle die alleinige Schuld an dieser Verblendung zuschreiben zu wollen, unser ganzes Volk hat in den letzten Jahren immer nur die Dinge so sehen wollen, wie sie nach seinen Theorien und Träumen hätten sein sollen. Von Jahr zu Jahr schwoll der Strom der Reisenden an, der in irgend einem fremden Lande eine saison oder season mitmachen wollte. So gelehrig sie kleine Moden — auch literarische — nachäfften, so verständnißlos sahen sie auf das geistige Leben des Auslandes herab und verstärkten so den — gewiß unberechtigten — Vorwurf, daß wir ein Volk von snobischen Emporkömmlingen seien. Aber auch die ernsten, wissenschaftlich gebildeten Kenner des Auslandes haben es versäumt, uns zu warnen, daß immer neue geistige Kräfte in's Feld geführt würden, zunächst um den alten Einfluß Deutschlands im Reiche der Gedanken zu brechen und dann einen großen Völkerbund unter französischer Führung gegen die wissenschaftliche Barbarei der Deutschen herbeizuführen, die ja ohnehin auf allen Märkten der Welt immer lästigere Konkurrenten würden. Gerade deshalb, weil die Geschäfte in der Tat gut gingen, wollten wir unsrerseits unsere Ruhe haben und so hätten wir auch auf Warnungsstimmen schwerlich gehört. Und so konnte denn im Spätsommer 1914 der glorreiche Kreuzzug der Franken für Freiheit und Civilisation mit russischer, britischer, japanischer Hilfe, unter der wohlwollenden Neutralität Amerikas gegen uns einsetzen.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Bewegung von Frankreich ausging. Das Schimpfwort Barbar wurde zwar — in Anlehnung an das klassische Altertum — schon sehr frühe von Italienern gegen uns geschleudert, in der heutigen Form als barbarie scientifique, wissenschaftliche Barbarei, findet es sich meines Wissens aber zuerst bei Bourget in seinen pages de critique et de doctrine 1912 in folgendem Zusammenhang: 1870/71 hätten die Schüler des vielberufenen Schullehrers von Sadowa nach den Regeln ihrer materialistischen Wissenschaft Frankreich mit Feuer und Schwert verwüstet, nach den Vorschriften derselben, aus Deutschland eingeführten, Wissenschaft hätten dann die Helden

Digitized by Google

der Kommune die Pariser Kunstdenkmäler methodisch mit Petroleum verbrannt. Es ist derselbe Dichter Bourget, der schon 1889 in seinem Roman Le disciple den Kampf gegen die deutsche Wissenschaft und die Philosophie Schopenhauers eröffnet hatte. Der Anstoß ging also von der Literatur aus, ein ja gerade in Frankreich ganz gewöhnlicher Vorgang, zumal dieses Land in den broschierten billigen Romanen mit Recht seine erfolgreichsten Pioniere sieht. Diesen literarischen Ursprung verleugnet auch die Folge nicht, nicht nur, weil die Deutschenhetze auch fernerhin hauptsächlich von Literaten weitergeführt wurde, sondern weil von vornherein zwei verschiedene Typen einander gegenübergestellt wurden, wie sie wohl der Phantasie eines Romanschriftstellers entsprungen sein mögen, die dann erst nachträglich wissenschaftlich bewiesen und begründet werden sollten. Der eine ist der Franzose, der von der Vernunft geleitet, aus socialen Instinkten heraus den edlen Regungen seines Herzens spontan folgt und so halb bewußt, halb durch geheimnißvolle Kräfte geführt, an der Befreiung und Civilisation der ganzen Menschheit arbeitet. So erstreckt sich denn auch seine Vaterlandsliebe zunächst natürlich auf Frankreich selbst, dann aber auf die ganze Welt, der ja seine Taten, eben weil sie vernünftig sind, zu Gute kommen müssen, ebenso wie seine Kunst die Kunst schlechthin ist, weil sie allein den ewigen Gesetzen der Harmonie und Ordnung entspricht. Der Barbar ist individualistisch, rückständig, nur utilitarischen Motiven zugänglich, seine dunklen Triebe werden planvoll auf gewisse Ziele hingeleitet, wo sie gewaltige, meist aber zerstörende Wirkungen ausüben. Geleitet wird er entweder von außen und oben, oder er setzt sich selbst das Ziel, wie es ihm die Wissenschaft gezeigt hat. Das verfolgt er dann rücksichtslos, ohne auf irgend welche humane Regungen zu hören, in kalter Gleichgiltigkeit, ohne durch Liebe oder Haß sich irgend beeinflussen zu lassen. Er ist also eine Denkmaschine, die von der Hand der Obern oder aus selbst gesetzten Motiven gelenkt wird. Sein Vaterlandsgefühl bedeutet den hochmütigen, ungeselligen Abschluß von aller Welt. Er ist kein Mensch von Fleisch und Blut, ein friedliches Zusammenleben mit ihm ist sohin nicht möglich, er muß, wenn nicht vernichtet, so doch unschädlich gemacht werden. Diesen edlen Zweck verfolgen jetzt die Lateiner, Britten, Slawen, Japaner, Gelbe und Schwarze. Darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben.

Sollte wirklich dieser ganze Haß auf eine französische literarische Strömung zurückzuführen sein? Keineswegs ausschließlich, natürlich liegen die britischen und slawischen Motive ganz wo anders, auch Frankreich verfolgt selbstverständlich zunächst politische Ziele, der Geist aber, der unsere Feinde in diesem Kriege beseelt und auf die Neutralen nicht ohne nachdrücklichen Eindruck bleibt, dürfte doch der französischen Neuromantik entspringen, wie sie in den neunziger Jahren entstanden ist. Gewiß kann man uns auch im Namen der Ideen von 1789 bekämpfen. Das geschieht in der Tat, ich habe ja auf das republikanisch-parlamentarische Gemeingefühl des westlichen Europas und Amerikas schon hingewiesen; aber die Brandmarkung als „wissenschaftlicher Barbar" ist viel gehässiger. Erst in ihrem Namen ist der Ausschluß aus der menschlichen Gesellschaft möglich, da eine Besserung, mindestens so lange das Deutsche Reich als politisches und wirtschaftliches Gebilde besteht, unmöglich ist; — bei einem neuen Rheinbunde ließe sich eher von Ausgleich reden! Dieser französischen Neuromantik nun liegt eine doppelte Enttäuschung zu Grunde, zwei Ideale hatten die Mitte

Digitized by Google

des neunzehnten Jahrhunderts begeistert, einmal das parlamentarisch-republikanische, dann aber das wissenschaftliche. Mit Hilfe der Wissenschaft hoffte der Mensch nicht nur immer weiter im Erkennen fortzuschreiten und die Welt immer mehr seiner Herrschaft zu unterwerfen, er hoffte von ihr auch moralischen Halt und das Erkennen des Weges, um das Glück der Menschheit heraufzuführen. Keines der beiden Ideale hatte Frankreich retten können, statt der republikanischen Tugend herrschten die Geschäftspraktiken der leitenden Parlamentarier, die Wissenschaft hatte die Niederlage nicht abgewendet, ja, ihre Technik schien eher dem Feinde zu Gut gekommen zu sein, der Pessimismus der damals herrschenden Philosophie konnte keinerlei Trost spenden, ja die Naturwissenschaft schien die allmähliche Erschöpfung der französischen Race vorauszusagen. Politisch hätte man ja — rein abstrakt natürlich — eine Anlehnung an den conservativen germanischen Geist erwarten können, der ja eine glückliche Mitte zwischen dem lateinischen Radikalismus und dem russischen Absolutismus hielt. Zumal jetzt in den neunziger Jahren, da wir in Deutschland den Kulturkampf abgebrochen hatten und von manchesterlichen Doktrinen endlich befreit, eine Politik der sozialen Aussöhnung trieben, wäre von unserer Seite, da Caprivi sich entschieden Westeuropa zuwandte und die Rückversicherung mit dem absoluten Czaren aufgegeben hatte, Frankreich einer freundlichen Annäherung sicher gewesen. Für Frankreich war dies aber psychologisch ausgeschlossen, eine eventuelle konservative Regierung hätte erst recht die nationalistischen Revancheinstinkte ausnützen müssen, die selbst die Radikalen, die einst für die Befreiung Polens geschwärmt hatten, an die Seite Rußlands führte, die Front mußte unter allen Umständen klar gegen den Sieger von 1870 genommen werden. Den Überlieferungen der guten, alten französischen Schule gemäß, wie sie seit Franz I. und Richelieu gepflegt wurden, haben innerpolitische Sympathien oder Antipathien niemals entscheidenden Einfluß auf die französische auswärtige Politik ausgeübt, was natürlich nicht ausschließt, daß sie dann stark betont werden, wenn dies im politischen Interesse liegt, sie haben sich eben dessen Zwecken unterzuordnen. Meines Erachtens muß daran der Versuch jeder Versöhnungspolitik Frankreich gegenüber, die sich auf Sympathien oder gemeinsame Auffassungen stützen würde, scheitern. Konnte eine conservative Strömung also die Franzosen nicht an unsere Seite führen, so richtete sich der Kampf gegen die Wissenschaft ganz selbstverständlich gegen unsere Gelehrten. Die geistigen Führer der französischen Nation, hatten von der deutschen Wissenschaft nachhaltigen Eindruck erfahren, viele Franzosen hatten vor 1870 auf unseren Hochschulen studiert, selbst die Enttäuschungen der Niederlage vermochten zunächst nur die vielleicht widerwillige Achtung vor unseren wissenschaftlichen Leistungen zu erhöhen. Daß eine Bewegung, die eine Erneuerung Frankreichs durch die gebildete Jugend erstrebte, sich gegen Philosophen, wie Auguste Comte und Renan, die unter deutschem Einfluß das Christentum ablehnten, richten mußte, versteht sich von selbst. Aber auch Taine, der die kritische Methode der deutschen Geschichtsschreibung an das Werk der französischen Revolution und des Kaiserreichs, die man bisher rhetorisch verherrlicht hatte, anlegte, wurde bekämpft, so daß er sich in seine savoyische Heimat zurückzog. Viktor Hugos Sentimentalität fand keine Gnade mehr und endlich stürmte die Jugend auch gegen das achtzehnte Jahrhundert als antinational an, dasselbe Jahrhundert also, das die Väter noch als das große gepriesen und dessen Ideen doch noch heute in Europa so breiten Raum ein-

Digitized by Google

nehmen. Ja, auch vor den unwandelbaren Grundrechten und Grundsätzen der großen französischen Revolution machten die jugendlichen Bilderstürmer nicht halt, schon Bourget meinte, die Kraft Frankreichs beruhe auf seinem Bürgertum, das sogar die „verlogene Mittelmäßigkeit der Politiker" und die „brutale Gewalt der Zahl im allgemeinen Wahlrecht" la plus monstrueuse et la plus inique des tyrannies ertragen hätte. War es aber wirklich noch ein bürgerliches Ideal, das man jetzt im klassischen Jahrhundert Ludwig XIV. suchte, während derbere Geister allerdings bereits bei Rabelais angelangt waren? Jedenfalls wollte man in der Renaissance, und mehr noch im siebzehnten Jahrhundert, die hervorstechendsten Eigenschaften des französischen Geistes, nämlich die Einfachheit, Klarheit, Stärke, die Liebe zur Ordnung und Bestimmtheit, den feinen Geschmack und die feine Sitte, die Ironie, wie die Ablehnung alles Übertriebenen in glänzendster Entfaltung sehen. Seltsam klang das diesen Zeiten entnommene Losungswort: Disciplin und Autorität im Frankreich des zwanzigsten Jahrhunderts, dem klassischen Lande der ewigen Ministerkrisen, wo gerade ein südfranzösischer Winzerstreik alle staatliche Ordnung über den Haufen zu werfen drohte. Wiederum welch schmerzlicher Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit! Aber auch das weltmännisch-ästhetische Ideal des klassischen Jahrhunderts allein konnte unmöglich die Erneuerung Frankreichs bewirken. Da mußte man an stärkere Gefühle appellieren, an die religiösen. Auch in bürgerlichen Kreisen hatten die armseligen Chicanen, mit denen die Herrn Combes, Waldeck-Rousseau und Clemenceau ihren Kulturkampf führten, das schon erstorben geglaubte religiöse Interesse wieder geweckt, ein großer Teil der Aristokratie, einzelne Provinzen des Nordwestens waren dem alten Glauben treu geblieben. Bei dem jungen Frankreich finden wir nun hier durchaus nicht nur spontane Regungen, sondern es laufen auch Erwägungen unter, wie die: Religion ist nötig für die Gesellschaft, da nur sie den Menschen zwingt, seine Vernunft den Bedürfnissen der Allgemeinheit unterzuordnen. Die geschichtliche Form der Religion in Frankreich aber ist der Katholizismus; darum müssen wir, um gute Franzosen zu sein, katholisch sein. Kein Wunder, wenn der Spott der Gegner diese jungen Herrn „klerikale Atheisten" taufte. Aber auch mystische Regungen machten sich besonders in der Dichtkunst geltend, und immer breitere Schichten ergriff jene Schwärmerei für das Mittelalter, dessen Ritter in den Kreuzzügen zum ersten Male der Welt den Ruhm des französischen Namens verkündet hatten, dessen Höhepunkt Ludwig der Heilige bildet — jenes Ideal des christlichen, gerechten Königs — an dessen Ausgang jenes Mädchen von Orleans steht, das nach hundertjährigem Krieg den Boden des Vaterlandes vom Nationalfeind befreit hat. Sollte auch das moderne Frankreich nach so vielen Spaltungen und seiner schweren Niederlage sich selbst unter dem Patronate der seligen Jeanne D'Arc wiederfinden? Jedenfalls erschienen diese Jahrhunderte romanischer und gotischer Kunst, da die Cluniacenser der kirchlichen Idee den Sieg verschafft, da der heilige Bernhard dem Kaiser und den Königen das Kreuz gepredigt, da die Troubadours den Ruhm ihrer Dame verkündigt und ritterliche Sänger die Taten Karls des Großen und der Helden der Tafelrunde gepriesen, da auf der Universität von Paris die Scholastik dem jung erstarkten Geiste europäischer Wissenschaft seine Bahnen gewiesen hatte, als die erste glänzende Auswirkung des französischen Genius, der damit die europäische Kultur begründet habe, eine Kultur, vor deren Ideale, nicht zuletzt durch die sittliche Hebung der Frau,

Digitized by Google

selbst die des klassischen Altertums erbleichen müßten. Als Symbol dieser Kultur, ja des französischen Geistes selbst, erschien dann die zum Himmel strebende Kathedrale, deren Steine einst freudig Geistliche und Laien, Ritter und Bürger, Freie und Hörige auf einander geschichtet, deren gemeinsamem Wirken dann der harmonische Gedanken der Gothik, wie durch eine geheime Kraft geweckt, entsprungen sei. Welch furchtbare Anklage gegen die Regierung, daß sie diese herrlichste Verkörperung französischen Wesens schmählich verfallen ließ? Aber die schmerzliche Trennung blieb, es gelang nicht, ganz Frankreich unter dem Banner der Jungfrau wieder zu einen.

Wieder andere wandten ihr Interesse den erfolgreichen Staatsmännern zu, an denen die Geschichte der alten Monarchie von Philipp II. August bis Ludwig XI., von Heinrich IV. bis Richelieu so reich ist, oder verherrlichten ihrerseits die napoleonische Epoche, wobei sie vor allem den genialen Kaiser und Feldherrn selbst bewunderten, der nunmehr als der Bändiger, nicht als der Vollstrecker der Revolution erschien. Mit dieser Heldenverehrung für die Großen der Vorzeit ging die Verachtung all der schwächlichen kosmopolitischen, humanitären, sentimentalen Erregungen Hand in Hand, die einst auch in Frankreich die Geister so bewegt hatten. E. Faguet schreibt 1912: la tendance générale est l'anti-intellectualisme. Das Zeitalter des lächelnden Zweifels machte einem Kult der Kraft Platz. Nicht Gelehrte wollten diese jungen Franzosen werden, nein, als Soldaten, koloniale Forscher, Flieger wollten sie ihrem Vaterland daheim und über den Meeren dienen. Einstweilen wandten sie sich dem Sporte zu, und manchmal schienen ihnen weniger Bayard als die Raubreiter Mr. Roosevelt's Vorbilder sein zu sollen, so jenem Mr. Raymond Guaros, der das Boxen preist, bei dem man im Auge des Gegners den unabwendbaren Zusammenbruch zu erspähen lerne und der dann fortfährt, „das Boxen gab uns endlich den Geschmack am Blut wieder . . . Wir mußten einsehen, daß man uns betrogen hatte." Der Krieg soll dem Leben seinen Reiz verleihen, und zwar in der rohen, sportlichen Auffassung einer Art von gewaltigem Boxkampf, kein Wunder, daß der Engländer, dem ich dieses Citat entnehme (Nineteenth Century, July 1913 „Frankreichs Wiedererwachen") hinzufügt: „Der Sport hat dieses Geschlecht gehärtet, hat es gelehrt die weichlichen Neigungen des vorhergehenden zu verachten, Humanität und jede andere Sentimentalität zu hassen." Können wir uns da noch über Brutalitäten wundern, die wir mit Entsetzen gerade bei den Offizieren der ritterlichsten Nation und des kulturstolzen Englands während des Weltkrieges gefunden haben? Aber auch die socialistische Bewegung schwoll in Frankreich immer mehr an; konnte sich doch keine Partei eines so zugkräftigen Führers wie Jaurès rühmen. Indeß die wirtschaftlichen Kämpfe sich immer mehr verschärften, schien Frankreich rettungslos in zwei Lager gespalten, an dem Kampfe zwischen dem Geiste der Monarchie und der Revolution innerlich verbluten zu sollen, wie wir einst die Reformation fast mit unserem nationalen Leben hätten bezahlen müssen. Da wurde zunächst die geistige Synthese gefunden. Es ist eben der gallische Geist, dem Europa seine ganze Kultur, seinen ganzen Fortschritt verdankt, der sich spontan in immer neuen Formen und Klassen verkörpert. Er war es, der den Geistlichen und Rittern, wie der vornehmen Welt des klassischen Jahrhunderts, wie endlich dem dritten Stande in der Revolutionszeit sein Gepräge aufdrückte, allen Fortschritt hat er aus sich selbst geschaffen, nur seinen socialen Idealen, der ihm innewohnenden

Digitized by Google

Vernunft folgend, hat er — um ein Goethisches Wort zu gebrauchen: der Gottheit unendliches Kleid gewirkt: gesta Dei per Francos! Sollte es unmöglich sein, nun auch seine Söhne zu einigen, nicht unter den Lilien, nicht unter dem roten Banner der Revolution, nein, der Trikolore in einem neuen furchtbaren Rachekrieg?

Wie aber sieht nach französischer Meinung der Feind in diesem Kriege aus? Trägt er die Züge des wissenschaftlichen Barbaren? Hören wir Reynaud, der sich seit Jahren mit uns beschäftigt hat, und noch 1914 eine „Allgemeine Geschichte des französischen Einflusses in Deutschland" herausgegeben hat. Ihm ist die hervorstechendste Eigentümlichkeit der Germanen sein Festhalten am Hergebrachten, er kann selbst dann nicht zum Fortschritt gelangen, wenn er einsieht, daß seine Einrichtungen überlebt sind. Der tiefste Grund ist der deutsche Individualismus, aus dem heraus der deutsche Geist auch die Reformation geschaffen hat, die die europäische Einheit gesprengt hat. Im gewöhnlichen Leben ist freilich Deutschland das Land der Ordnung, der Organisation und des still schaffenden Fleißes; hier leuchtet ja der Nutzen dieser Eigenschaften jedem ein, ihnen hat Deutschland schon zur Hansazeit seine Blüte verdankt, gerade so wie heutzutage. Aber sobald wir uns über die Sphäre des Alltäglichen erheben, mangelt uns dieser Sinn für die Ordnung, wir wären nie zu einem Nationalgefühl gelangt, wenn uns nicht die „französischen Encyclopädisten" diesen Gedanken suggeriert hätten. Da nun auch Preußen eine künstliche Schöpfung seiner Fürsten nach französischen Vorbildern und im französischen Geiste ist, und außerdem das Beste der geistigen und materiellen Mitarbeit französischer Refugiés verdankt, so gehört also offenbar auch Preußen und somit das neue deutsche Reich zu den gesta Dei per Francos? Goethe und Nietzsche werden angeführt, um zu beweisen, daß uns die Einheit des Stiles in allen wesentlichen Äußerungen des geistigen Lebens fehlt. Mag die dunkle Welt der Instinkte und des Unterbewußtseins im deutschen Gemüt unserer Lyrik einen gewissen Reiz verleihen, der höheren Kunst mangelt es an Ordnung und Klarheit. Wenn Frankreich in seiner Vernunft und der gefälligen Form eine höhere moralische, ästhetische und intellectuelle Einheit gefunden hat, die geeignet ist, alle Völker mit gemeinsamen Idealen zu erfüllen, so vereinzelt der deutsche Individualismus und die deutsche Rührseligkeit den Menschen, der nur in sich das Maß aller Dinge findet und sich den großen gemeinsamen Strömungen verschließt, die den Fortschritt der Menschheit bedeuten. Vor Allem aber fehlt es der deutschen Kultur an der Ursprünglichkeit, sie hat etwas gewolltes, bewußtes: zuerst wird die Theorie aufgestellt, dann die Tatsachen ihr angepaßt, die Ideen werden hier nicht aus den Zuständen abgeleitet, sondern die Zustände bewußt nach der Idee geschaffen, das gilt für das politische, wie für das wirtschaftliche und ästhetische Gebiet. Der Anstoß kommt von außen her, die deutsche Vaterlandsliebe ist nicht aus der Liebe zur Scholle entsprungen, sondern das Ergebnis einer gedanklichen Arbeit, die sich mit geschichtlichen und philosophischen Studien beschäftigt hat. Die preußische Industrie, wie das Kunstleben Dresdens oder Münchens sind nicht die Folgeerscheinungen einer geschichtlichen Entwicklung, sie verdanken ihr Dasein einem fürstlichen Befehl. Ja selbst unserem Fleiß und unserem Bildungshunger geht die Reflexion voraus, wie viel wir anderen Nationen nachzuholen haben. Selbst unsere Duldsamkeit ist nur eine Folge unserer geistigen Gleichgiltigkeit, jener passiven Haltung unserer Kultur, die

Digitized by Google

eben jeden Einzelnen seines Weges gehen läßt, ja nicht einmal den Fluch der Lächerlichkeit als Hemmung kennt. Die Franzosen ihrerseits hätten nicht der Welt das Gepräge ihres Geistes aufdrücken können, wenn sie duldsam, unparteiisch hätten sein wollen, ja, der eigenen Vergangenheit hätten sie keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, so habe Frankreich in dem langen Laufe seiner Geschichte einen großen Teil der Kulturschätze, die es in so überreichem Maße geschaffen, selbst wieder zerstört. Deutschland hingegen, weil weniger schöpferisch, sei mit dem Seinen haushälterischer umgegangen, von den großen geistigen Strömungen nicht berührt, habe es sich schon früh jene berühmte Objektivität gestatten können, die, wie der Franzose gnädig zugesteht, eine unserer schätzenswertesten Eigenschaften ist, wenn sie sich eigentlich auch nur aus unserer Lauheit und unserem Mangel an schöpferischer Kraft erklärt. Ich muß gestehen, daß mich dieses herablassende Lob für diejenigen meiner Landsleute geradezu freut, die des Gedankens Bläße der frischen Farbe der Entschließung selbst in nationalen Dingen vorziehen, sie haben es reichlich verdient! Zum Schlusse kommt dann natürlich das Schreckbild des von Waffen starrenden Reiches, das die Herrschaft der Ottonen, ja Karls des Großen zu erneuern, die Niederlande, den Norden und Osten Frankreichs (1914 geschrieben, also vor der Eingabe der schaffenden Stände!), die Schweiz, Deutschösterreich seinem Einfluß zu unterwerfen bestrebt ist; dessen Nationalgefühl, sich an historischen Erinnerungen berauschend, als Alldeutschtum in immer schärferen Gegensatz zur französischen Civilisation gerät. Die immer weiter fortschreitende Industrialisierung, die wieder jener geheimnißvolle einheitliche Wille lenkt, dem sich die Massen ebenso blind unterwerfen, wie die Männer der Wissenschaft, erzeugt ein Bedürfniß nach immer weiterer Ausbreitung seines Einflusses und seiner Machtsphäre nach außen, wie sich ihm im Inneren jede persönliche Würde und Freiheit beugen muß, so daß sich im Vaterlande Kants das alte Pflichtgefühl in ein Strebertum verwandelt hat, das nur noch von oben Belohnung slawischer Dienste erwartet. So wächst dieses unheimliche Reich des militärisch-industriellen Absolutismus ins Ungeheuerliche, eine Bedrohung für die Civilisation, wie für die Freiheit der Staaten und den Frieden der Welt. Wie ganz anders hatte einst Frankreich die Welt durch seine Mäßigung beherrscht, durch seinen edlen Idealismus, durch sein festes Vertrauen auf den Sieg der Vernunft. Aber auch künftig können ihm und damit der Welt noch schöne Tage beschieden sein. Nur muß es sich auf sich selbst besinnen, sich vom fremden — soll heißen deutschen und nordischen — Einfluß befreien und seinem alten Ideale des chevalier courtois aus der gothischen Zeit oder jenem des honnête homme, des klassischen Jahrhunderts, der sich an der männlichen Sprache Corneilles, den stolzen und reinen Versen Racines, den lächelnden Göttinen Girardons oder der heiteren Gartenkunst Lenôtres erfreute. Hören wir noch Péguy, das Haupt der neukatholischen Dichterschule; ihm ist die Freiheit das bezeichnende Merkmal des wahren Franzosen:

C'est pour cela, dit Dieu, que nous aimons tant ces Français
Et que nous les aimons entre tous uniquemeut
Et qu'ils seront toujours mes fils aînés
Ils ont la liberté dans le sang. Tout ce qu'ils font, ils le font librement
Ils sont moins esclaves et plus libres dans le péché même
Que les autres ne le sont dans les exercices.

Digitized by Google

Uns muten diese Verse fast gotteslästerlich und jedenfalls nicht als Verse an, doch über Lyrik wollen wir nicht mit Franzosen streiten. Eher wäre vielleicht festzustellen, ob sich die Ansicht des französischen Genius nicht im Laufe der Zeiten über die Unterwerfung unter den Willen eines anderen geändert hat? Dem preux et féaux, also dem chevalier courtois des Mittelalters galt die Treue ebenso als die erste aller Tugenden, wie jenen germanischen Gefolgschaften, von denen Tacitus berichtet, ein Teil des Adels hat ja auch nach dem sinkenden Sterne des Königtums die Treue bis in die Vendée bewahrt. Sollte das daher kommen, daß in den Adern „dieser ersten und glänzendsten Verkörperung des französischen Génius" so viel deutsches Blut floß? Für den honnête homme des klassischen siebzehnten Jahrhunderts beruhte der Staat auf dem Gegensatz un roi, une loi, une foi — ein König, ein Recht, ein Glaube — so nahm er den Widerruf des Edikts von Nantes gleichmütig hin, wie so manche Züge der Monarchie Ludwigs XIV., die man heute — zum Beispiel die Verwüstung der Pfalz — als scheußlichste Auswüchse eines barbarischen Militarismus mit vollem Rechte brandmarken würde. Aber, wie Péguy meint, welche Sünden müssen nicht dem peuple inventeur de la cathédrale vergeben werden? An Selbstgefühl fehlt es diesen Franzosen wahrlich nicht. Wie wirkt nun eine solche Verherrlichung des französischen Geistes auf seine Freunde, besonders auf den englischen Bundesgenossen? Ich habe in der mir zugänglichen englischen Literatur nirgends ein Wort der Verwahrung gefunden, wohl aber allenthalben Bewunderung für das neu erwachende „Jungfrankreich". In den rein geistigen Sphären scheint das Vaterland Shakespeares und Newton's neidlos dem Gallier den Vortritt lassen zu wollen, und sich mit mehr irdischen Compensationen zu begnügen. Vielleicht wird im künftigen britischen Weltreich den Franzosen die Stelle überwiesen, die die Griechen im römischen einnahmen, wo sie sich ja als Philosophen, Dichter, Köche und Barbiere auszeichneten. Im jetzigen Weltkrieg hat sich der Engländer die geistige Mobilisierung leicht gemacht, sie fiel wohl nach dem Grundsatz der Arbeitsteilung den Franzosen zu. Mein vorhin citierter englischer Gewährsmann bedauert von uns mit frommem Augenaufschlag, daß das liebe, alte Vaterland der Dichter und Denker sich amerikanisiert habe und zum Tummelplatz materialistischer Streber- und Mammonsknechte herabgesunken sei. Daß die freigesinnte Liga, deren heiliges Feuer Frankreich schürt, sich mit der Erneuerung des Katholicismus, die doch für den Puritaner nicht minder schmerzlich ist, als für den Freigeist und dem Semiten ein Greuel, abfindet, mag noch angehen, aber ist es denn noch keinem der schwärmerischen Verehrer des französischen Genius im demokratischen Lager aufgefallen, daß dessen Ideal ein aristokratisches ist? Der Aristokratie gehört doch der chevalier courtois an und der honnête homme ist ächter Adel. Was heute die französische Kunst auf der Bühne wie im Roman darstellt, ist jene „Welt" von Paris, die freilich nach so vielen Blutmischungen nur ein klägliches Abbild jener Gesellschaft des ancien régime ist, von der Talleyrand meint, daß, wer in ihr nicht gelebt hat, nicht wisse, was leben heißt. Für das arbeitende Volk hat die französische Literatur stets nur Verachtung gehabt. Hat sich aber in Frankreich, oder sonst wo, irgend ein Schriftsteller gegen die pornographischen Verleumdungen erhoben, die der auch von unseren Modernen so aufdringlich gepriesene Führer einer Schule, die sich noch dazu naturalistisch nannte, Zola, in seinem Roman La Terre auf die französischen Bauern häufte? Was wäre denn heute Frankreich, wenn seine Bauern,

Digitized by Google

die jener berühmte „Vorkämpfer der Freiheit“ als in Schmutz und Habgier verkommen geschildert hat, nicht immer wieder zu seinen Fahnen eilten und seine Schlachten schlügen? Dies Lob glaubt ihnen der Feind schuldig zu sein!

Unsere Bildung und Kultur, über deren Ewigkeitswert wir keine fremden Richter brauchen, war stets bürgerlich, in Bürgerhäusern sind die unvergänglichen Werke der bildenden Kunst in der Renaissancezeit, wie die der Dichtung im achtzehnten Jahrhundert geschaffen worden. Dort ist auch die deutsche Wissenschaft emporgeblüht, deren gewaltige Wirkung nur Unverstand leugnen könnte. Der Geist bürgerlicher Freiheit schuf jene reich gestalteten Verfassungen unserer mittelalterlichen Städte, wie der Gedanke der Genossenschaft, der Selbstverwaltung urgermanisch ist, bei uns hatten sich freie Bauern erhalten, während Frankreich nach dem Sprichwort nulle terre sans seigneur nur Herren und Hörige kannte. Die maßlosen Übertreibungen absolutistischen wie jakobinischen Geistes und ihre „vernunftmäßige“ Begründung sind uns in den Zeiten tiefster religiöser und politischer Spaltung von romanischen Völkern, besonders von Frankreich, aufgedrängt worden. Unser neues Verfassungsleben ist daher eine Rückkehr zu uns selbst, während die heutige französische Republik, die die Freiheit des Einzelnen ausschließende Centralisierung und Bürokratie des Absolutismus beibehalten und nur den Selbstherrscher durch unduldsame Mehrheiten ersetzt hat. So freudigen Dank wir den Fürsten und Staatsmännern zollen, die uns zur Einheit geführt, den gewaltigen Feldherren, deren Schwert heute die ganze Welt mit Schrecken vor dem deutschen Namen erfüllt, als sein geistiges Eigen darf das Reich doch vor allem das deutsche Bürgertum beanspruchen, in dessen Herzen die Sehnsucht nach der Einheit zuerst wieder erwacht ist, auf dessen Vaterlandsliebe und Fleiß auch heute seine Macht und Stärke beruht, die unseren Feinden als der Ausfluß einer geheimnißvollen, dämonischen Gewalt erscheint. Woran es unserem Bürgertum gebricht, das ist Bewußtsein seines Werts und seiner Würde, die ihm Sicherheit auch den Fremden gegenüber verbürgen würde. Noch gefährlicher ist sein Mangel an politischem Sinn, an praktischem Blick für das Tatsächliche, jene verhängnißvolle Neigung zu sentimentaler Schwärmerei und tatenlosem Träumen, der uns den Namen des Hamlet unter den Nationen eingetragen, oder derber gesagt, den deutschen Michel zum Spott der Völker gemacht hat, obgleich es doch derselbe Michel ist, der in der Stunde der Not mit seinem guten Schwert den Teufel in die Hölle treibt. Freilich ergreift er dieses Schwert erst, wenn der Teufel schon los ist. So ist denn auch dieses Mal kein Volk schlechter vorbereitet in den Weltkrieg eingetreten als wir — wir kannten weder unsere Feinde noch uns selbst. So fremdartig und manchmal künstlich uns die Bewegung des jungen Frankreichs auch erscheinen mag, so sehr wir die eitle Überspannung des Selbstgefühls und den Mangel jeglichen kritischen Sinns auch belächeln mögen, mich will doch fast ein Gefühl des Bedauerns beschleichen, daß mein Volk nicht so mit allen Fasern seines Herzens an der Väter geistigem Erbe hängt, daß wir selbst jetzt noch beim Donner der Geschütze fragen können, ob der Preis heimischer oder fremder Art gebührt. Sie können nicht einmal hassen, meinte neulich der „Temps“. Das traf wie jenes oben erwähnte Lob der Objektivität! Daß aber dem so ist, darin trifft unsern Gelehrten ein vollgerütteltes Maß der Mitschuld. Wo waren unsere Historiker vor dem Weltkrieg? Hat sich außer Dietrich Schäfer irgend einer an unser deutsches Nationalgefühl gewandt? Es ist doch maßlose

Digitized by Google

Objektivität, wenn in einem bekannten historischen Sammelwerk derselbe Wert, nämlich der einer Art geographischen Anhängsels, der Geschichte der Feuerländer oder der Malayen beigemessen wird, wie der unseres eigenen Volkes! Anderen war die Geschichte, durch die die Helden doch so dröhnend schreiten, nur eine Art Entfaltung der Massenpsyche, also ein biologischer Vorgang. Solche Geschichtsschreibung verschuldet es, wenn neulich in einer großen Zeitung stand, für große Staatsmänner sei heute kein Platz mehr, die Massenpsyche ersetze sie; nun, die jüngste Zeit hat gezeigt, daß die Massenpsyche einen Hindenburg nicht ersetzen kann, daß doch noch am rechten Orte Helden entstehen, die man nur zu finden und zu halten wissen muß. Was soll ich noch alles von den bildergeschmückten oder auf Büttenpapier gedruckten Büchelchen sagen, die man durchblättert aber nicht liest? Es muß gerade herausgesagt werden, Frankreich hat in den letzten zwei Jahrzehnten eine ganz andere vaterländische Geschichte aufzuweisen als Deutschland. Wir haben dem Bildungshunger unseres Volkes eine Menge populärer Büchlein naturgeschichtlichen Inhalts geboten, was ja an und für sich verdienstlich ist, aber man verallgemeinerte doch wohl unzulässig noch unbewiesene materialistische Theorien und hat damit die Ehrfurcht vor dem Unbekannten zerstören helfen und unsere wissenschaftlichen Leistungen im Ausland in unverdient schlechten Ruf gebracht. Aber gab es z. B. wirklich nichts Näherliegendes für das deutsche Volk, als etwa sogenannten tastenden Versuchen eines Beckengehirns bei den Sauriern nachzuspüren?

Findet keiner unserer zahlreichen Forscher mehr die Zeit, unserem Volke, unserer gebildeten Jugend zu erzählen von den Großtaten der Ahnen, wie ihre Vorgänger unsern Vätern und Großvätern getan? Fühlen sie nicht in sich den Beruf, in uns jenen selbstsicheren Stolz zu erwecken auf die kriegerischen und friedlichen Taten unserer Vorfahren, die einst die Welt mit ihrem Ruhm erfüllt haben, auf daß auch wir wieder Pioniere werden können für deutsches Wesen ringsum in der ganzen Welt?

Der Mangel an stärkender geschichtlicher Lektüre für die weiten Kreise des Volks wird von unserm Mitarbeiter leider mit Recht beklagt. Es ist überaus traurig, daß heute noch Treitschkes Deutsche Geschichte über sechzig Mark kostet. So dankenswert es ist, daß der Verlag wenigstens zwei Bände „Bilder aus der deutschen Geschichte" daraus veröffentlicht hat, so sehr sind sie nur eine Abschlagszahlung für Leser, welche Geschichte wollen und nicht Bilder. Nicht minder bedauerlich ist der hohe Preis von Gustav Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit". An wirklich volkstümlichen Darstellungen der deutschen Geschichte fehlte es bei uns. Was wir brauchen, sind Volks- und Hausbücher, die zugleich Taschenbücher sind, in der Art der an anderer Stelle dieses Heftes zum Vergleich herangezogenen englischen Schilling-Bibliotheken. Erst der Krieg bringt uns auch auf diesem Gebiet Besserung. Im Verlage von Franckh, Stuttgart, erschien eine Geschichte des deutschen Volkes für das deutsche Volk" von Albrecht Wirth, die nur eine Mark kostet, und der Leipziger Verleger Alfred Kröner bringt eine deutsche Geschichte von dem jüngstverstorbenen Konrad Sturmhoefel, die in drei handlichen Taschenbänden nur 3 Mark kostet, und ebenfalls den Stoff klar gegliedert und gut darstellt. Leopold von Rankes meisterlicher Aufsatz „Die Großen Mächte" ist in der Inselbücherei um 60 Pfennig zu haben.

Digitized by Google

Wichtige Neuerscheinungen.

Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Heyse. München, Lehmann. Gebunden 5 M.

Nietzsche: Gedichte und Sprüche. Alfred Kröner, Leipzig. Geh. 3, in Leinwand 4 M.

Ein unerschöpflich reiches Trost- und Trotzbuch für Deutsche in gegenwärtiger Zeit: Lagarde, Deutsche Schriften. Göttingen, Lüder Horstmann (4 M.).

Bei Tauchnitz: Emerson, Essays; Emerson, Nature and Thought; Pol, Fantastic Tales (je 1 M. 60).

Von dem meisterhaft angelegten Quellen- und Dokumentenwerk Chronik des deutschen Kriegs (erschien Band VIII, der bis September 1915 reicht und Namen- und Sachregister der Bände V mit VIII enthält. (München, Beck, 2 M. 80.)

Ein Heimatsbuch reich an unaufdringlichen Reizen, wie das Land, das es schildert: Hans Mayr, Bayrische Wanderschaft. München, Langen, 2 M.

Deutsche Gottsucher (bisher erschienen: 1. Kaiser Heinrich II; 2. Königin Mathilde; 3. Tauler). Das Heft 60 Pf.; zu beziehen vom Verfasser Dr. Ludwig Zoepf, Tübingen, Hirschauerstraße 5.

Ludwig Thoma, Das Aquarium. 11 kürzere Geschichten. Gebunden 1 M. (Albert Langen.)

Deutschland. Eine statistische Herzstärkung. Kein Gewäsch, nur Tabellen, insbesonders Vergleiche mit Frankreich und England. Verfasser D. Trietsch. Verleger: J. F. Lehmann, München. Preis 1 M. 20.

Fredrik Böök, Im französischen Kampfgebiet, Reisebericht eines Neutralen (aus dem Schwedischen übersetzt von Friedrich Stieve, Verlag Mittler, Berlin). — Neutrale Stimmen, aus Amerika, Holland, Norwegen, Schweden, Schweiz, eingeleitet von Rudolf Eucken (2.80, Hirzel, Leipzig).

Ostsee und Ostland, herausgegeben von Otto Grautoff; bisher erschienen die Baltischen Provinzen, I. Bd.: Stadt und Land, mit über 200 Abbildungen; II Bd.: Novellen und Dramen (Felix Lehmann, Charlottenburg). — An den Grenzen Rußlands, 11 Abhandlungen, u. a. von Seb. Merkle und Jul. Bachem (2.80, Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach).

Die Slaven und der Weltkrieg von Alexander Brückner (3.—, J. C. B. Mohr, Tübingen).

Aus dem Jüdischen Verlag, Berlin: Das Buch von den polnischen Juden (herausgegeben von S. J. Agnon und Ahron Eliasberg); Achad-Haam, Am Scheidewege, II. Bd. (aus dem Hebräischen übersetzt); Martin Buber, Die jüdische Bewegung (gesammelte Aufsätze aus den Jahren 1900—1915).

Die Kriegsschauplätze, herausgegeben von Alfred Hettner, 4. Heft: Balkan (2.40, Teubner, Leipzig.) — F. Lauterbach, Der Große Krieg, Von Lüttich bis Semendria, mit 22 Bildern und 22 Karten (geh. 1.75, geb. 2 —, Spamer, Leipzig). — Der Europäische Krieg in aktenmäßiger Darstellung, Dritter Band: Juli bis Dezember 1914 (geh. 13.50, geb. 15.—, Weimar, Leipzig). — Kriegstaschenbuch, Ein Handlexikon über den Weltkrieg (geh. 3.—, geb. 3.50, Teubner, Leipzig).

Digitized by Google

Volkswirtschaft und Politik.

Von Fritz Gerlich, Assessor am K. Kreisarchiv in München.

Es war Ende des Jahres 1914. Die Unterbindung unserer Einfuhr durch Englands Flotte begann sich bei uns fühlbar zu machen und alle bisherigen Wirtschaftsverhältnisse unseres Volkes von Grund aus umzugestalten. Die plötzlich erzwungene Beschränkung Deutschlands auf seine eigene wirtschaftliche Produktivkraft brachte uns zahllose neue, gänzlich unerwartete Aufgaben. Angesichts dieser Vorgänge entrang sich den Lippen eines unserer bekanntesten Nationalökonomen das Geständnis, die deutschen Nationalökonomen seien in dieser Zeit nur die Empfangenden. Zu geben hätten sie nichts, was der großen Sache dienlich sein könnte. Ist diese Erklärung auch übertrieben zugespitzt, so gibt sie doch der mangelnden Bereitschaft der deutschen Wissenschaft gegenüber den Kriegsproblemen guten Ausdruck. Dabei war die Möglichkeit der Aushungerung Deutschlands ebensowenig unbekannt gewesen, wie die Absicht Englands, uns einzukreisen und zu erdrücken. Schon vor Jahrzehnten war sie erörtert worden, um dann immer wieder aufzutauchen, zumeist in Verbindung mit der Befürwortung von Getreidezöllen. Aber es fehlte diesen Erörterungen in der Regel der ernsthafte Glaube an eine wirklich drohende Gefahr. Ganze Schulen sahen in dem Hinweis überhaupt nur eine agitatorische Verschleierung selbstsüchtiger Berufsinteressen und gaben sich keine Mühe, dem Problem wirklich auf den Grund zu gehen. So ist die Gefahr einer Aushungerung Deutschlands durch seine Feinde z. B. für Professor Lujo Brentano noch im Jahre 1911 „eines der allerschwächsten Argumente zugunsten der Getreidezölle". Denn gerade dann, wenn Deutschland seinen ganzen Getreidebedarf selbst erzeugen wollte, wäre es nicht nur im Kriegsfall, sondern sogar mitten im Frieden der Gefahr einer Aushungerung ausgesetzt. Denn schon in Friedenszeiten haben wir nicht mehr genug deutsche Arbeiter, um unsere Äcker zu bestellen. . . . Wenn solche Abhängigkeit aber schon mitten im Frieden besteht, um wieviel größer würde sie erst in einem großen Kriege sein, wenn sämtliche Männer, die nach bestehenden Gesetzen irgendwie dienstpflichtig sind, d. h. 10,2 Millionen eingestellt würden?! Was bliebe uns dann, um selbst auf den noch heute mit deutschen Arbeitern bestellten Äckern unseren gesamten Getreidebedarf zu erzeugen? Nichts anderes als Schwächlinge, Frauen und Greise. So allerdings sollen nach Taticus die alten Germanen ihre Äcker bestellt haben. Für die 64,7 Millionen des heutigen Deutschen Reiches hieße aber solche Bestellung soviel wie verhungern. Und eben mit der

Digitized by Google

Notwendigkeit, die Zufuhr des von uns benötigten Getreides im Kriegsfall zu sichern, hat man ja seinerzeit die Vermehrung unserer Flotte begründet."

Das ist alles, was Brentano uns 1911 über die Gefahr der Aushungerung Deutschlands im Falle eines Krieges zu sagen wußte! Dabei hatten wir damals schon Algeciras erlebt, und das Balkanproblem drohte ganz Europa in Brand zu stecken. Der Gedanke eines Weltkrieges und die Sorge für die Abwehr seiner wirtschaftlichen Gefahren wäre also nicht mehr eine Spielerei müßiger Diplomatengehirne gewesen.

Warum aber dachte man in deutschen nationalökonomischen Kreisen so wenig an diese Möglichkeit und ihre Folgen? Weil Volkswirtschaftslehre nichts mit politischen Überlegungen zu tun hat, höre ich viele auf diese Frage antworten. Volkswirtschaftswissenschaft hat sich mit der Wirtschaft zu befassen, hat das wirtschaftliche Gesamtinteresse des Volkes festzustellen. Dieses aber besteht darin, — so belehrt uns wiederum Brentano —, daß nicht nur alle Volksgenossen als Konsumenten ihre Bedürfnisse möglichst vollkommen, aber mit dem geringstmöglichen Aufwand befriedigen könnten, sondern daß auch „die nationalen Produktivkräfte in einer Weise Verwendung finden, welche den größtmöglichen Überschuß über die Produktionskosten abwirft, und welche, indem sie der nationalen Arbeit den größten Entgelt, dem nationalen Kapitel den größten Gewinn sichert, zur größtmöglichen Zunahme des nationalen Reichtums führt."

Der „nationale Reichtum", das war es, was der ganzen freihändlerischen Schule ständig vor Augen schwebte. Für all ihr wirtschaftspolitisches Denken galt es als Maßstab, in welchem Grade die geplanten Maßnahmen seine Mehrung förderten oder hemmten. Wir wollen den Freihändlern einmal ruhig zugeben, daß es vom Standpunkt der „Mehrung des Volksreichtums" aus das einzig richtige sei, die internationale Arbeitsteilung gemäß der Anlage des Volkes und seinen natürlichen Wirtschaftsbedingungen und damit den Freihandel uneingeschränkt durchzuführen. Selbst dieses Zugeständnis würde nichts über die Zweckmäßigkeit des Freihandels für eine Nation besagen, denn es läßt die Frage völlig offen, ob eine Nation sich bei ihrer Wirtschaftspolitik nur von dem einen Ziele: „Mehrung des Volksreichtums" leiten lassen darf. Diese Frage aber ist gerade die entscheidende. Erst müssen wir uns darüber im klaren sein, welche Aufgaben die Volkswirtschaft zu lösen hat, und dann können wir uns über die zweckmäßigste Organisationsform unterhalten. Die Freihändler wie Brentano glauben unter Bezugnahme auf Adam Smith

Digitized by Google

die „Mehrung des Volksreichtums" tatsächlich als den Gesichtspunkt der Volkswirtschaft ansehen zu müssen. Niemals aber in der Geschichte hat man sich mit größerem Unrecht auf einen Kronzeugen bezogen, als es die deutschen Freihändler mit Adam Smith getan haben. Denn es fällt Smith nicht im entferntesten ein, die Mehrung des Volksreichtums als obersten oder gar einzigen Gesichtspunkt seiner volkswirtschaftlichen Überlegungen anzusehen. Im Gegenteil! Wie wir jüngst in dem „England von Innen"-Heft*) dieser Zeitschrift dargelegt haben, ordnet er diesen Gesichtspunkt ganz bewußt und ausgesprochen anderen nationalen Interessen unter. Verteidigung ist ihm, wie er selbst erklärt, „weit wichtiger als der Reichtum der Nation". Daher ist es wohl begreiflich, wenn uns Erstaunen darüber erfaßt, wie Brentano in seinem „Freihandelsargument" Adam Smith wohl als Zeugen für sich ausführlich zitieren, die einschränkenden Erklärungen aber ebenso verschweigen konnte, wie die gleichlautenden seines zweiten englischen Kronzeugen J. St. Mill. Gewiß befassen sich beide mit der Sicherheit und Macht Englands und nicht der Deutschlands. War es deshalb aber wirklich unmöglich, daraus die Nutzanwendung auch für unsere Verhältnisse zu ziehen? Allerdings wäre es etwas schwierig geworden, dann noch zu behaupten, es sei „vom Standpunkt des nationalen Gesamtinteresses, daß Adam Smith den Schutz aller heimischen Betriebe, welche nur unter größeren Kosten als ausländische einen Bedarfsgegenstand herzustellen vermögen, als dem Vaterlande schädlich erklärt hat". Denn Smith hat gerade im Gegenteil „vom Standpunkt des nationalen Gesamtinteresses" aus, nämlich „der Verteidigung und Sicherheit Großbritanniens" sehr wohl Staatsschutz in gewissen Fällen verlangt und Maßnahmen, die England zu diesem Zwecke durchgeführt hatte, als die „weisesten unter allen englischen Handelsverordnungen" bezeichnet. Und der von den Freihändlern so hochgepriesene J. St. Mill wagt der Schutzzolllehre ebenfalls eine Berechtigung zuzuerkennen „in einigen besonderen Fällen aus Rücksichten, die bei wirklicher Begründung größeres Gewicht haben, als bloße Arbeitsersparung. Es sind dies die Rücksichten auf nationale Unabhängigkeit und nationale Verteidigung". Eine Schrift, die, wie Brentanos „Freihandelsargument", rein vom „Verlangen nach rückhaltsloser Feststellung der Wahrheit" geleitet ist, hätte unserer Ansicht nach 1902 schon allen Grund gehabt, uns diese Äußerungen, die das Kernproblem der deutschen Zolltarifkämpfe berühren, nicht vorzuenthalten. Aber es wäre ein Unrecht, in diesem Zusammenhange

*) Süddeutsche Monatshefte, Heft 10, Juli 1916.

Digitized by Google

nur der deutschen Freihändler von 1902 zu gedenken. Sie sind, wie schon angedeutet, nicht die ersten, denen der Fehler unterläuft, Smiths Gedanken anders wiederzugeben als sie wirklich sind. Sie sprechen in diesem — wie in fast allen sonstigen Punkten ihrer Systeme — ja nur nach, was schon kurz nach Erscheinen des Smithschen Werkes allgemeine Meinung wurde. Schon List weist wiederholt sehr nachdrücklich darauf hin, daß Smiths System dem Kosmopolitismus und Individualismus der Zeitanschauung entgegenkam. Er hätte richtiger sagen müssen, daß der Zeitgeist sich nur diese Seiten der Smithschen Gedanken aneignete, für die nationalempfundenen aber keinen Sinn besaß, und infolgedessen die nationale Machttendenz, die der oberste Gesichtspunkt des Smithschen Systems ist, außer Acht ließ. List konnte diese Unterscheidung um deswillen nicht machen, weil er Smiths System völlig in jener Gestalt sah, die ihm die „Schule" — jene nationalökonomischen Epigonen wie Say, Cooper bis zu den heutigen Freihändlern — gegeben hatten, die sich einbildeten, die einzig wahren Interpreten Smiths zu sein. In seiner 1827 in Amerika geschriebenen programmatischen Erstlingsschrift, den Outlines of American political Economy, die für das Werden seines Systems aufschlußreicher sind als sein Hauptwerk, betont List geradezu einen Gegensatz zwischen dem Smithschen System und der englischen Machtpolitik und behauptet von Smith, er behandle nur „die Individual-Ökonomie und die Ökonomie der Menschheit. Er lehrt, wie der einzelne in Gesellschaft mit anderen Individuen Reichtum schafft, denselben vermehrt und konsumiert, und wie der Betriebsfleiß und Reichtum der Menschheit den Betriebsfleiß und den Reichtum der einzelnen beeinflussen. Er hat ganz vergessen, wovon der Titel seines Buches vom „Wealth of Nations" zu handeln versprach. Da er aber den verschiedenen Stand der Macht, der Verfassung, der Bedürfnisse und der Kultur der verschiedenen Nationen nicht in Betracht zieht, so ist sein Buch einzig eine Abhandlung über die Frage, in welchem Zustande sich die Wirtschaft der Individuen und die Menschheit befinden würden, wenn die menschliche Rasse nicht in Nationen geschieden wäre, sondern durch ein gemeinsames Gesetz und eine gleiche Geisteskultur geeint wäre."

Die Wissenschaft bedürfe daher, so führt List weiter aus, zu ihrer Vervollständigung einer Ergänzung über Smith hinaus. Man müsse aus der geschichtlichen Erfahrung des großen englisch-französischen Ringens von 1793 bis 1815 die notwendigen Folgerungen ziehen und den Smithschen Grundsätzen die „Grundsätze der Nationalen Ökonomie" hinzufügen. „Der Begriff »Nationale Ökonomie« entsteht mit dem Begriff der Nationen. Eine Na-

Digitized by Google

tion ist das Bindemittel zwischen Individuen, die, im Besitze einer gemeinsamen Regierung, gemeinsamer Gesetze, Rechte, Institutionen, Interessen, einer gemeinsamen ruhmreichen Geschichte, gemeinsamer Verteidigung und Sicherheit ihrer Rechte, Reichtümer und Leben, eine Körperschaft bilden, frei und unabhängig mit Bezug auf andere unabhängige Körperschaften nur den Vorschriften ihres eigenen Interesses folgend und im Besitze von Macht, um die Interessen derjenigen Individuen zu regulieren, welche diese Körperschaft bilden, um so die größte gemeinsame Wohlfahrt im Innern und die größte Sicherheit mit Hinsicht auf andere Nationen zu schaffen. Das Ziel der Wirtschaft dieser Körperschaft ist nicht nur Reichtum, wie in der Individual- und kosmopolitischen Ökonomie, sondern Macht und Reichtum, denn nationaler Reichtum wird vermehrt und gesichert durch nationale Macht. Ihre leitenden Grundsätze sind daher nicht nur ökonomische, sondern auch politische. Die Individuen mögen sehr reich sein: aber wenn die Nation nicht die Macht besitzt, sie zu schützen, dann können die Nation und die Individuen an einem Tage den Reichtum verlieren, den sie im Laufe von Jahrhunderten gesammelt haben, und ebenso ihre Rechte, ihre Freiheit und Unabhängigkeit. In rein ökonomischer Hinsicht mag es für einen Pennsylvanier ganz gleichgültig sein, ob der Fabrikant, der ihm im Tausch für seinen Weizen Tuch liefert, in Altengland oder in Neuengland (New-York) lebt, aber in der Zeit des Krieges und der Verkehrsbehinderung kann er weder Weizen nach England senden, noch auch Tuch von dort importieren, wohingegen der Austausch mit Neuengland immerdar ungestört sein würde. . . . Zur Friedenszeit mag der Bauer von Pennsylvanien gut daran tun englische Gewehre und englisches Schießpulver zu kaufen, um Wild zu schießen, aber die Engländer werden ihn zur Zeit des Krieges nicht mit dem versehen, womit sie totgeschossen werden."

Knapper und schärfer formuliert er diesen letzteren Hinweis anderthalb Jahrzehnte später in seinem „Nationalen System der politischen Ökonomie": „Eine Nation kann sowohl durch ihre Ausfuhr als auch durch ihre Einfuhr von andern Nationen abhängig werden". Diese Sorge für die nationale Unabhängigkeit ist ihm das A und das O seiner nationalökonomischen Betrachtung, sie bleibt ihm sein Leben lang treu und findet in allen seinen Schriften den beredtsten Ausdruck. Heiße Liebe zur nationalen Unabhängigkeit und Macht ist der Urgrund der Listschen Volkswirtschaftslehre. Ihr Leitgedanke ist Hebung der nationalen Produktiv-

Digitized by Google

kräfte bis zu dem Grade, daß die Nation jedes für ihre Unabhängigkeit und Macht wichtige Lebensbedürfnis durch eigene Produktion befriedigen kann. Als Mittel bei diesem volkswirtschaftlichen Erziehungswerke empfiehlt List unter anderem den Schutzzoll.

Schmoller hat Lists Bedeutung „in der allgemeinen Antithesis seiner zu den Smithschen Gedanken" sehen wollen. „Mit der intuitiven Kraft des Genius" habe List nach desselben Autors Ansicht den Gedanken erfaßt, daß „nicht die Individuen, sondern die sozialen Gemeinschaften es sind, die in der Geschichte der Volkswirtschaft handelnd auftreten; er begriff, daß die Institutionen, welche den sozialen Gemeinschaften einheitliches wirtschaftliches Leben geben, welche aus großen Gesamtinteressen herauswachsen, den Kern aller wirtschaftlichen Politik ausmachen. Er dachte selbst dabei nicht bloß an die nationalen Zollsysteme, er hat ebenso für ein einheitlich nationales Eisenbahnsystem gewirkt, an das Bankwesen, die Marine und anderes gedacht". Schmoller kann für sich in Anspruch nehmen, daß List an diese „Allgemeine Antithesis" seiner zu den Smithschen Gedanken auch dann noch geglaubt hat, als er später Smiths oben wiedergegebene Äußerungen über staatliche Macht und Sicherheit kennen lernte und sie in seinem „Nationalen System" sehr geschickt für sich benützte. Ihm erschienen sie ähnlich Hasbach als ungetilgte Spuren des merkantilistischen Machtstrebens, also als Widersprüche im System. Er übersah ganz, daß diese sozusagen schutzzöllnerischen Atavismen sich für den „Vater des Freihandels" nicht aus Mangel an Folgerichtigkeit, sondern im Gegenteil aus schärfster Durchdenkung des Grundgedankens ergeben hatten. Smith ist in Wahrheit eben nicht „Schutzzöllner" und nicht „Freihändler", sondern volkswirtschaftlicher Machtpolitiker; und zwar nicht für „die Menschheit" oder für jede beliebige unter den Nationen der Erde, sondern allein für sein über alles geliebtes englisches Weltherrschertum. Aus den besonderen Bedingungen dieses Weltreichs heraus hat er, wie wir in dem oben zitierten Aufsatz eingehend dargelegt haben, sein System mit dem intuitiven Blick des Genius für die Wirklichkeit konzipiert und gestaltet.

Von diesen Tatsachen aus ergibt sich ohne Schwierigkeit die Richtigstellung jener Behauptung, Smith habe als Kosmopolit übersehen, daß die Welt nicht eine große Einheit sei, sondern daß die Menschheit in Nationen zerfalle, die nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit strebten. Smith wollte gerade diese Einheit herstellen, allerdings unter englischer Herrschaft. Er hatte sich gerade ein System ausgeklügelt, wie diese Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Nationen wirtschaftlich erschüttert werden könnte, damit die politische

Digitized by Google

Weltherrschaft Englands keinen Widerstand mehr fände. Man hat diese innere Tendenz des Smithschen Werkes bisher nationalökonomisch außer acht gelassen, hat sich unsern Autor gemäß der Legende als einen weltfremden Theoretiker vorgestellt, der — versenkt in die Betrachtung der Menschheit — ihre wirkliche Erscheinungsform ganz übersehen habe. Äußerungen zeitgenössischer Staatsmänner, wie Vergennes und Florida Blanka beweisen aber, daß der „Theoretiker" die Verhältnisse durchaus richtig beurteilte. Sein Freihandel — in der Begrenzung, wie er damals technisch allein verwirklicht werden konnte — verstärkte Englands industrielle Überlegenheit außerordentlich. Smith aber übersah auch die Grenze nicht: „Wenn freilich irgendeine Ware zur Verteidigung Englands notwendig wäre, so dürfte es nicht immer klug sein, sich in der Herbeischaffung derselben von den Nachbarn abhängig zu machen", also keine Abhängigkeit der Nation durch Abhängigkeit von der Einfuhr lebensnotwendiger Waren! Das ist die Grenze des Smithschen Freihandels: das britische nationale Machtinteresse!

Smith geht also mit List völlig einig in dem Grundsatz: „Bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge würde eine Nation unklug handeln, wenn sie sich bestrebte, die Wohlfahrt der ganzen menschlichen Rasse auf Kosten ihrer eigenen Stärke, Wohlfahrt und Unabhängigkeit zu fördern. Es ist eine Weisung des Gesetzes der Selbsterhaltung, den eigenen Fortschritt an Macht und Stärke zum ersten Grundsatz seiner Politik zu machen, und je mehr man im Vergleich mit anderen Nationen an Freiheit, Zivilisation und Industrien fortgeschritten ist, umsomehr hat man durch den Verlust seiner Unabhängigkeit zu fürchten, umso stärker sind die Beweggründe, alle möglichen Anstrengungen zu machen, um seine politische Macht durch Vermehrung seiner Produktivkräfte zu fördern und umgekehrt". Daher ist es nach meiner Ansicht ein Irrtum, in Lists Gedanken eine „allgemeine Antithesis" zu denen Smiths zu sehen. Für Smith ist ebenso wie für List „das Endziel der politischen Ökonomie ... nicht Produkte zu gewinnen, indem man Produkte gegen Produkte eintauscht, wie dies in der individuellen und kosmopolitischen Ökonomie der Fall ist und insbesondere im Kaufmannsgewerbe, sondern es ist, produktive und politische Macht vermittels des Austausches mit andern Nationen zu gewinnen; oder das Sinken der produktiven und politischen Macht zu verhindern, indem man diesen Austausch beschränkt".

Digitized by Google

Der grundlegende Unterschied zwischen Smith und List liegt also nicht darin, daß List der Volkswirtschaft nationale Machtaufgaben stellt, während Smith sie kosmopolitisch auffaßt. Nein, in diesem Grundsatz sind sich beide durchaus einig, auch wenn List dies aus irrtümlicher Auffassung des Smithschen Systems verkennt. Was sie scheidet, ist nicht das Prinzip, sondern die Anwendung. Smith wendet das Prinzip auf den Weltmachtsstaat an, der sein Ziel der größtmöglichen Machtsteigerung erreicht und damit nicht mehr die Machterwerbung, sondern die Machtbehauptung zum obersten Gesetz seines Lebens hat. List dagegen denkt aus den Verhältnissen des werdenden Staates heraus, dem Machtgewinnung Ziel seines Lebens ist. Deshalb mußte Smith vor allem darauf ausgehen, durch sein Wirtschaftssystem Machtansammlung — „Entwicklung von Produktivkräften" — bei anderen Nationen zu verhindern, während dem Listschen System die Entwicklung der eigenen, der „nationalen Produktivkräfte" geradezu als die Aufgabe gestellt war.

Den schärfsten Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung bietet die Entstehungsgeschichte des Listschen Systems. Schon 1848 wies B. Hildebrand darauf hin, daß „List in seinen nationalökonomischen Bestrebungen bereits im vorigen Jahrhundert einen sehr berühmten Vorgänger an dem Amerikaner Alexander Hamilton" gehabt habe. List dürfte mit Hamiltons Ansichten in Amerika bekannt geworden sein. Er erwähnt ihn in seiner oben zitierten theoretischen Erstlingsschrift, die 1827 in Amerika anläßlich der dortigen Zolltarifdebatten entstand. Alexander Hamilton, erster Schatzsekretär der neugegründeten Vereinigten Staaten von Amerika, hatte in dieser Eigenschaft im Jahre 1791 dem Repräsentantenhaus einen „Plan betreffend Förderung solcher Manufakturzweige" vorgelegt, die „geeignet seien, die Vereinigten Staaten in Bezug auf wesentliche, besonders militärische Hilfsmittel unabhängig von anderen Nationen zu machen". Hierin äußerte er sich über die nationalpolitische Bedeutung der Entwicklung der Manufakturenindustrie, es scheinen „nicht nur der Reichtum, sondern auch die Unabhängigkeit und Sicherheit eines Landes im engsten Zusammenhange mit dem Gedeihen der Manufakturindustrie zu stehen. Rücksicht auf diesen großen Zweck nehmend, sollte eine jede Nation bestrebt sein, alles das innerhalb des eigenen Gebietes zu erzeugen, was zum nationalen Lebensunterhalt erforderlich ist. Hierzu gehören Nahrungs-, Wohnungs-, Kleidungs- und Verteidigungsmittel. Der Besitz dieser Hilfsmittel ist zu der Selbständigkeit des Staatswesens notwendig. Sowohl seine

Digitized by Google

Sicherheit als auch seine Wohlfahrt ist davon abhängig. Wenn es an irgendeinem dieser Erfordernisse fehlt, so fehlt es an einem wichtigen Organ politischen Lebens und politischer Bewegung. In den verschiedenen, zu erwartenden Krisen des Staates müsse dieser die Wirkung solch eines Mangels empfinden. Zu diesem Argument lieferten die im Unabhängigkeitskriege von den Amerikanern gemachten Erfahrungen ein schlagendes Beispiel". Der letzte Hinweis zeigt im Zusammenhalt mit seiner Lebensgeschichte klar, wie Hamilton zu diesen Gedanken kam. Er war Adjutant Washingtons — wir würden besser sagen Generalstabschef — im nordamerikanischen Freiheitskriege gewesen. Die Neuenglandstaaten besaßen keine einheimische Waffen- und Kriegsmaterialindustrie. Was sie früher brauchten, lieferte ihnen England, das ihnen jetzt natürlich die See zu sperren suchte. Und so mag Hamilton wohl oft ähnliche Sorgen empfunden haben, wie sie unsere Kolonialkrieger heute durchmachen, von denen die Süd-Westafrikaner ja eigentlich nur durch Materialmangel bezwungen wurden. Diese Erfahrungen erscheinen wieder in dem Listschen Bilde vom pennsylvanischen Bauern, der sein Gewehr zum Wildschießen im Frieden von England kaufte, das ihm im Kriege natürlich die Zufuhr sperrte. Deckung des eigenen Bedarfs, weil die nationale Sicherheit und Unabhängigkeit sie verlangt, ist das Ziel, Entwicklung der nationalen Produktivkräfte, bis sie fähig sind, diese Bedarfsdeckung zu leisten, ist der Weg zum Ziele, der Hamilton wie List vorschwebt. Sie suchen sie durch staatliche Leitung und Beschützung des Wirtschaftslebens zu erreichen. Der Schutzzollgedanke ist dabei — obwohl an sich nur eines unter mehreren Mitteln — zum Panier der ganzen Anschauung geworden. Lists Verdienst ist weit über Hamilton hinausgegriffen und der Idee die theoretische und prinzipielle Ausgestaltung gegeben zu haben, die uns berechtigt, seine Gedanken geradezu als das „System der Volkswirtschaftslehre des aufstrebenden Staates" anzusprechen.

Man hat in der Polemik gegen die Listschen Ideen vielfach ein Gleichnis gebraucht, das Smith als sinnfälliges Beispiel für die Vernünftigkeit des Freihandels geprägt hat. Es ist das folgende: „Bei jedem klugen Hausvater ist es Grundsatz," so sagt Smith, „niemals etwas im Hause machen zu lassen, was er wohlfeiler kaufen kann. Der Schneider macht sich seine Schuhe nicht selbst, sondern kauft sie vom Schuster; der Schuster macht sich seine Kleider nicht selbst, sondern kauft sie vom Schneider; der Landmann macht sich weder Schuhe noch Kleider, sondern geht zu dem betreffenden Handwerker. Alle diese Leute finden es vorteilhafter, ihren ganzen Fleiß auf dasjenige Geschäft zu verwenden, in welchem sie einen Vorteil vor ihren Mitbür-

Digitized by Google

gern voraushaben und ihren übrigen Bedarf mit einem Teil ihrer eigenen Erzeugnisse oder, was dasselbe ist, für dessen Preis zu kaufen. Was in dem Verfahren einer jeden Familie weise ist, dürfte für ein großes Volk schwerlich Torheit sein." List greift dieses, auch von Brentano benützte Gleichnis mit dem Einwand an, eine Nation sei kein Schneider und ein Schneider sei keine Nation. Und Schmoller hält im Anschluß an List dem Adam Smith vor, er vergesse, daß der Schneider mit Recht nur an die Gegenwart denkt, eine Nation aber an die Zukunft. „Ein Schneider, der persönlich zugleich das Stiefelmachen lernen wollte, sei etwas gänzlich anderes als eine Nation, die sich z. B. eine Eisenindustrie durch zeitweise Verteuerung des Eisens erzieht und nach 30—60 Jahren eine ebenbürtige Eisenindustrie durch den Schutzzoll auch erhalten kann." Mir will scheinen, als sei das Smithsche Gleichnis nicht so absurd, wie List es hinstellen möchte. Wenn ein Volk bei der Deckung seines Bedarfes gar kein anderes Interesse wahrzunehmen hat, als rein das der billigsten Bedarfsbefriedigung im gegenwärtigen Augenblick, so wäre in der Tat nicht einzusehen, warum es „in eigener Wirtschaft teuerer herstellen sollte, was es billiger von andern kaufen kann". In dieser alle anderen Interessen ausschließenden Voraussetzung des Gleichnisses beruht seine logische Folgerichtigkeit. Sie wird natürlich in demselben Augenblicke aufgehoben, wo diese Voraussetzung nicht mehr gegeben ist.

Der Schmollersche Einwand hinwiederum verschiebt die Vergleichsgegenstände. Er gibt dem Schuster bzw. Schneider den Willen, seine Fähigkeit in der Gegenwart möglichst vorteilhaft zu verwerten, der Nation aber den Plan ein, sich unter Opfern in der Gegenwart für die Zukunft Fähigkeiten anzuerziehen. Einen Entschluß von der letzteren Art hat aber auch der Schneider einmal in seinem Leben betätigen müssen, und zwar „mit Recht", sonst hätte er nicht seine Berufsbildung — die später verwertbare Fähigkeit — erworben. Der Schneider hat in seiner Lehrzeit drei Jahre umsonst gearbeitet, vielleicht noch Lehrgeld bezahlt, obwohl er während dieser Zeit für seine Arbeitskraft eine Entlohnung erhalten hätte, wenn er z. B. Laufbursche oder Taglöhner geworden wäre. Noch schärfer tritt das Problem bei allen Berufen mit größerer Vorbildung hervor. Ja, genau betrachtet, nimmt ein Großteil der Menschen *tagtäglich derart Lasten in der Gegenwart auf sich, nur weil er ein selbstgewähltes Zukunftsziel erreichen möchte.*

Ganz nach den gleichen Prinzipien handelt die Nation, die sich in der Gegenwart mit einem Schutzzoll belastet, damit sie ein gewolltes Zukunftsziel erreiche, nämlich in großem Umfang industriell Eisen

Digitized by Google

produzieren zu können, — nach dem Schmollerschen Einwand: eine ebenbürtige Eisenindustrie zu besitzen. Das Smithsche Gleichnis vom Schneider, Schuster und klugen Hausvater berührt dieses Lebensproblem überhaupt nicht, im Gegenteil, es schaltet die Zukunftsfrage geradezu aus, denn es spricht von Leuten, die Geschäfte betreiben, in welchen sie Vorteile vor andern voraus haben, behandelt also ausdrücklich das Gegenwartsproblem der billigsten Bedarfsdeckung. Damit will aber nicht gesagt sein, daß Smith diese Zukunftsfrage übersehen habe. Er hat sie bedacht und sie ganz im gleichen Sinne beantwortet wie List. Im Falle der Sorge für die nationale Wehrmacht hat er klar und eindeutig seiner Ansicht dahin Ausdruck gegeben, daß „wohl die weiseste aller Handelsverordnungen Englands" eben diese Navigationsakte gewesen seien, die um der Erziehung der Nation zu einer Leistungsfähigkeit in der Zukunft willen — nämlich der englischen Kraft zur See — Belastungen in der Gegenwart ruhig in den Kauf genommen haben. Auch Smith weiß also, daß es nicht das Billigkeitsproblem, sondern das von der Nation erstrebte Zukunftsziel ist, was letzten Endes über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Wirtschaftsgebahrung einer Nation entscheidet.

Im innersten Wesen ihres Denkens also bilden Smith und List eine Einheit: Sie beide nehmen Wollen und Zielsetzung in die Wirtschaftsüberlegung mit hinein, und zwar schon beim Individuum, noch mehr bei der Nation. Das Leben selbst gibt ihnen dazu das Recht und sie waren fähig, dieses Leben in seiner Totalität zu erfassen. Denn kein Leben, das sich nicht selbst ausschaltet und zum Objekt des Handelns für andere macht, ist ohne Wollen und Zielsetzung. Bei List als dem Volkswirt des emporstrebenden Staates muß der Natur der Aufgabe nach dieses Willensmoment mit seiner Zielsetzung — die nationale Machtmehrung in der Zukunft — schärfer hervortreten als bei Smith, dem Volkswirt des sein erreichtes Ziel verteidigenden Staates. Das sind nur Folgen der Anwendung des gleichen Grundprinzips auf verschiedenartige Verhältnisse. Aus dieser Grundauffassung heraus ist ihnen Volkswirtschaft nichts anderes als die Beschaffung von Mitteln, mit deren Hilfe eine Volksindividualität das selbst gewählte Zukunftsziel zu erreichen trachtet. Denn der letzte Sinn aller Volkswirtschaft ist nicht der, daß möglichst billig Waren produziert und konsumiert werden, sondern der, daß eine Menschengemeinschaft, die wir Volk nennen, lebe — lebe gemäß der nationalen, der sittlichen Idee von seiner Zukunft, die es sich selbst aus sich heraus geschaffen hat.

Digitized by Google

Deutsch und Preußisch.

Einige Randglossen von Erik Norling in Stockholm.

Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

Schweden ist in dem großen Kriege offiziell neutral, aber die Abstraktionsattrappe der Neutralität birgt Millionen lebender Individuen, und unter diesen gibt es sicherlich keinen einzigen in dem Sinne Neutralen, daß ihm ausgeprägte Sym- und Antipathien fehlen, mögen diese nun von innen heraus kommen oder so allmählich von einer gewissen Zeitungslektüre suggeriert sein. Zweifellos ergreift jeder unter uns Partei, und je weniger entwickelt der Intellekt des Betreffenden ist, oder sagen wir lieber: je mehr Gefühl und Temperament das begriffliche Urteil überwiegen, desto weniger allgemeingültig werden die Gründe sein, die er für seine Äußerungen der Liebe oder des Hasses anzugeben vermag. Eine Untersuchung, warum man es mit der einen oder anderen Nation „hält", kann oft die kuriosesten elementaren Motive zutage fördern und kleine Beiträge zur Psychologie des Ansichtsembryos liefern. Ich kenne eine Dame, die leidenschaftliche Franzosenfreundin ist und Hindenburgs Namen nie ohne ein verachtungsvolles Schnauben nennt — und die innerste Ursache all dieses Gefühlsaufwands ist tatsächlich ihre alte Schwärmerei für einen französischen Weinagenten. In ähnlichen esoterischen Gefühlen wurzelt die „Überzeugung" ungeheuer vieler Durchschnittsmenschen, und es wäre interessant, zu erfahren, wieviel Franzosenfreundlichkeit sich ganz einfach aus einigen lichten schönen Frühlingseindrücken auf einer Boulevardbank oder einem Abenteuer mit einer Grisette erklären ließe. In gewissem Maße ist ja ein solcher naiver Seelenzustand weit sympathischer als die ebenso unkritische Ansichtsbildung, die die Treue gegen ein Parteiprogramm erheischt. Denn das Parteiprogramm ist der unpsychologischste und lebloseste aller Fetische der Welt, und so kann eine wunderliche politische Konsequenz verlangen, daß die Sympathie für die Abstinenz oder für das Frauenstimmrecht gleichzeitig zur Ententefreundlichkeit und zur Abneigung gegen Deutschland verpflichtet, ohne daß irgendein natürlicher Zusammenhang zwischen diesen Erscheinungen zu finden wäre.

Es ist eine Tatsache, daß Schweden, insofern dieses Wort die Majorität seiner Einwohner und darunter eine Mehrzahl der geistigen Elite bedeutet, hinter seiner ängstlichen a priori-Neutralität eine Haltung des Mitempfindens und der Bewunderung gegenüber dem

Digitized by Google

deutschen Volke einnimmt; kurz gesagt: realiter nicht neutral ist. Wir wollen uns hier nicht weiter bei unseren wahrscheinlich überaus dünn gesäten absoluten Deutschenfeinden aufhalten, urteilslosen Menschen, die noch immer ihre Phrase von den „Barbaren" wiederkäuen, obgleich die unabweislichsten und glänzendsten Tatsachen Jahrhunderte hindurch dieses Schlagwort widerlegt haben, und die die Veränderungen der Geschichte nicht erfassen können, die Entwicklung und den Niedergang von Völkern und Rassen im Laufe der Zeiten nach geheimnisvollen rhythmischen Gesetzen, die schon Herodots naive Geschichtsauffassung ahnte. Fanatiker dieser Art sehen nie ein, daß eine Nation, die einst ein Höchstes an Kraft und Kultur repräsentierte, jetzt mit Naturnotwendigkeit einer Rasse zweiter Ordnung angehören kann, während die Schüler von gestern morgen für die Meisterschaft und Führung reif sein können. Wir wollen vielmehr für einen Augenblick auf eine Art intellektuellen Kulturtypus aufmerksam machen, der zwar nie die Lebenskraft des deutschen Geistes leugnen will, seine tiefen, dominierenden Einsätze in Wissenschaft, Dichtung, Musik, sondern der im Gegenteil mit Bewunderung bei Deutschlands Denkern, Forschern und Dichtern in die Schule gegangen ist, aber nichtsdestoweniger eine recht herbe Antipathie gegen Deutschland als Akteur im politischen Spiel hegt und namentlich in diesem Krieg. Der Begriff Deutschland verdient die wärmste Sympathie, er bedeutet für sie eine weitblickende Humanität, Kants Spekulation vom ewigen Frieden, Goethes souveränen Kosmopolitismus, Lessings Freimaurerideal einer universalen Brüderschaft, Novalis' Träume von einem von der Religion geeinten Europa, unter einem Willen gesammelt, etwa im Stil der mittelalterlichen Kreuzzugsbegeisterung usw. Aber Preußen ist ein furchtbares Wort für diese verspäteten 18.-Jahrhundert-Menschen und stört sie in ihrer konturlosen Volksphilanthropie, es ist der Geist Bismarcks, Moltkes und des Kaisers, verkörpert in einer ganzen eisenharten Volksorganisation, es ist unter anderem Bösen der Träger der Disziplin, des Militarismus und Nationalismus, ein gewaltiger Hemmschuh auf dem Weg zum tausendjährigen Reich.

So meinen diese Ideologen und Utopisten, die sich unmöglich entschließen können, das Schauspiel der Realitäten vor unseren Augen und die von keinerlei Einzelwünschen zu erschütternde Logik der Ereignisse zu erfassen. Sie bedenken nicht, daß ein geschlagenes Preußen, ja nur eine Schwächung des Prinzips der Stärke und Spannkraft und der ethischen Ideen, die Preußen allein klar ver-

Digitized by Google

wirklicht hat, gleichbedeutend wäre mit der Gebundenheit und Ohnmacht des deutschen Geistes auf viele Dezennien hinaus. Preußen ist der tränierte, muskulöse rechte Arm des Deutschen Reichs und seines ganzen Kulturlebens. Ein unpreußisches Deutschland wäre fortab eine schmählich verstümmelte Germania.

Es ist wahrlich nicht zu verwundern, daß gewisse Stimmen in der Entente, die sich den Anschein der Vorurteilslosigkeit und Humanität geben wollen, laut ihren heiligen Krieg gegen das Preußentum proklamieren, aber eiligst hinzufügen, daß man keineswegs der deutschen Kultur etwas zuleide tun will — die verdient im Gegenteil geehrt und geliebt zu werden. Dies ist, wie schon angedeutet, eine sinnlose Unterscheidung und eine naiv tückische Maskierung. Es ist sehr leicht für die edle Entente, einen entwaffneten, ungefährlich gemachten Gegner und Nebenbuhler hochzuachten und zu lieben (d. h. so zu tun als ob), ein humanitätstriefendes, ein still träumendes und tiefsinnig denkendes, „sympathisches" Deutschland, nicht nur ohne Waffen sondern auch ohne Arme, um die Waffen zu führen, ohnmächtig denen gegenüber, die es demütigen oder bestehlen möchten. Nein, Deutschland und Preußen sind mehr denn je intim organisch zusammengehörig, in Geist und Form, ja identisch, sie lassen sich wenigstens heute nicht auseinander denken, und kein wahrer, besonnener Freund des Kulturgermanismus trennt sie auch in Zukunft.

Preußens Wachstum und Führerrolle hat dem gesammelten Deutschland nur genützt, obgleich es sensiblen Individualisten oft weh getan hat und als ein Eimer kaltes Wasser auf die Träume von den „Vereinigten Staaten Europas" empfunden wurde. Der Wunsch, die preußische Denkweise züchtigend ein nervenkrankes, sogar in seinen Tugenden hysterisches Europa durchdringen zu sehen, wäre ein Wunsch von pädagogischem Weitblick, so wenig populär er jetzt sein dürfte.

Gewiß ist, daß ohne jenes besondere preußische Ethos, das das Wesentliche eines Kant, Heinrich von Kleist, Hebbel, Bismarck ist und das eine kriegerische Heldentat und ein Ingenieurswerk ebensowohl beseelt wie ein Gedankensystem oder ein prägnantes poetisches Bild, Deutschlands psychophysische Großmacht keine greifbare Realität wäre. Aber mit dieser Organisation ist Preußens ethische Lebensaufgabe sicherlich noch nicht erfüllt.

Keineswegs hat die ganz einzige Universalität der Deutschen, die Lust und die Fähigkeit, sich fremde Kulturerscheinungen anzueignen, sie zu beherrschen und zu deuten, an Stärke oder Qualität durch die

Digitized by Google

nationalistische Zuspitzung, die disziplinäre Straffheit abgenommen, die das Preußentum birgt. Im Gegenteil haben Universalität und Nationalismus in Deutschland in einer Weise zusammengewirkt, die an das rhythmisch-regelmäßige Ein- und Ausatmen eines gesunden, wohlgebauten Organismus erinnert. Das Deutschland unserer Tage ist in dieser zentralen Beziehung ein mustergültiger Staatskörper ohne früheres Gegenstück in der Geschichte — die Römerherrschaft konnte ja nicht die ursprüngliche Bürgerzucht mit der erworbenen kulturellen Verfeinerung balancieren.

Preußens Widersacher wollen namentlich das vermeintliche Schmähwort Militarismus auf seine Stirn einbrennen und verstehen darunter die unerläßlichen Bande der Disziplin für die Individuen. Was meint man damit? Einer Volksarmee starke Disziplin vorzuwerfen, ist ungefähr ebenso berechtigt wie den Maler zu tadeln, weil er sich der Farbe bedient. Denn die Disziplin ist ja die Substanz des kriegerischen Verteidigungswesens, ohne die eine Armee ganz einfach nicht existert. Im übrigen waren die militaristischen Auswüchse nicht viel zahlreicher und hatten sie nicht einen viel gemeineren Anstrich in dem temperamentvollen Frankreich als in Deutschland, wenn sie auch nicht mit so minutiöser Genauigkeit bei uns notiert wurden wie alle Äußerungen des preußischen Drills?

Die Disziplin, das Kommando soll ein technischer Handgriff sein, ein Mittel wie jedes andere in irgendeinem Beruf — und welcher Beruf hat nicht seine spezielle technische Ausbildung zur Ausdauer und Geschicklichkeit, seine Methode und Moral? Befehlen und Gehorchen, Klarblick und mechanische Präzision sind die wechselwirkenden Kräfte auf der ganzen militärischen Gradskala, mit dem Rechte zu sehr weitgehenden Forderungen an die Unterordnung des Geschmacks und Interesses des einzelnen. Weil die Disziplin durch eine langwierige Reihe von Übungen der Vorstellungsweise des Soldaten eingeprägt, bei ihm zum zweiten Instinkt und eins mit seiner Persönlichkeit werden muß, fassen Außenstehende und Neuanfänger diese stets wiederholte Mechanisierung so leicht falsch auf und halten sie für den Selbstzweck. Wird der militärische Drill im Dienste des Kastenhochmuts oder des persönlichen Dünkels mißbraucht, so ist er natürlich in der Regel von Übel. Solche Mißbräuche, aus denen immer soviel Aufhebens gemacht wurde, sind jedoch immer seltener geworden, in dem Maße, in dem die nationale Bedeutung der Militärmacht und ihr Verantwortlichkeitsgefühl zugenommen hat, und das ist in einigen fruchtbaren Jahren des Ernsts sehr rasch der Fall gewesen. Am aller-

Digitized by Google

wenigsten dürfte ein Krieg wie dieser das Feld für beschränkt militaristische Neigungen sein. Die Offiziere haben an größere Aufgaben zu denken als den Formalismus und Drill der Friedenszeit, an Uniformeitelkeit und kleine Ehrenaffären, ein ganz neues Licht ist auf Menschen und Dinge gefallen. Der Nationalkrieg verwischt die sozialen Klassenunterschiede und spült eine Menge Vorurteile hinweg, die sich wie Schlamm in stillstehendem Wasser angesetzt haben. Der Ärger oder Spott, den der preußische Militarismus hervorgerufen hat, hat sich wie Rauch verflüchtigt, aber bestehen bleibt das Faktum, daß das Heer, das in seinem Geiste aufgewachsen ist, physisch, moralisch, intellektuell und technisch überlegen stark ist. Den Militarismus verwerfen heißt so, seinen Abschaffungseifer auf ein Mittel im Existenzkampf sine qua non richten ...

Was soll man schließlich zu dem tragikomischen Phänomen sagen, dem Versuch zum langsamen nationalen Selbstmord, den die Russenfreundlichkeit unserer humanitär gesinnten radikalen Sozialisten darstellt? Es wäre sehr schwer, eine Freiheitsanschauung politisch oder psychologisch zu erklären, die sich mit Gesten des Widerwillens vom Preußentum abwendet, aber gleichzeitig die Sklavenhand nach dem Hauptherd alles dunklen asiatischen Despotismus im heiligen Rußland ausstreckt. Man kann sich kaum des Eindrucks einer ungewöhnlichen positiven Einfalt in Fragen der äußeren Politik bei unseren sogenannten Freisinnigen erwehren.

Auf jeden Fall ist es offenbar, daß die künftige Herrschaft eines siegreichen Deutschlands über Schweden — dies, was die Radikalen mit einem kleinen Versuch zur Heuchelei angeblich am allermeisten fürchten — wie ein dünnes Nebelwölkchen der Möglichkeit am Horizont schwebt im Vergleich mit der über uns hängenden kompakten Drohung von Osten. Eine gutgläubige Annäherung dorthin ist heute unter allen Umständen absurd und verderblich. Hingegen wäre irgendeine Art von politischer Interessenkombination mit Stammesgenossen und Freunden, die auf dem höchsten kulturellen Niveau leben und in harter nationaler Prüfung veredelt wurden, ein natürliches Bündnis, das nie zum schmählichen Untergang unseres Volkes führen, wohl aber vielleicht fruchtbar an Kulturarbeit werden könnte und ein fester Fels in der Not.

Digitized by Google

Japans auswärtige Politik.

Von C. Riedt, z. Zt. in Berlin.

Die einzige Schicht des deutschen Volkes, die politischen Sinn hat, scheint uns die der Auslanddeutschen zu sein. Wir geben hier einem Manne das Wort, der viele Jahre in Ostasien gewirkt hat.

Die Kriegserklärung Japans an das Deutsche Reich im August 1914 war wohl eine der unerwartetsten Überraschungen; man hatte den Russisch-Japanischen Krieg noch in der Erinnerung und erachtete es nicht für möglich, Japan schon nach so kurzer Zeit an der Seite seines früheren Gegners zu finden. Über unsere politischen Beziehungen zu Japan wußte man fast nichts; allerdings standen wir in früheren Jahren meistenteils auf der Seite von Japans Gegnern, und man konnte deshalb nicht mehr annehmen, als daß unsere Beziehungen „korrekte" waren. Viel Freude hatte man ja ohnedies an Japan nicht, denn in zielbewußter Weise arbeitete es daran, dem europäischen Handel möglichst Schwierigkeiten in den Weg zu legen und ihn im eigenen Lande nicht groß werden zu lassen, es gab dankbarere Felder für den deutschen Handel als Japan, dazu spürte man noch die japanische Konkurrenz im ganzen fernen Osten. Der Nimbus Japans, den es durch seine Erfolge gegen Rußland sich erworben hatte und durch die es in die Reihe der Großmächte aufgerückt war, leuchtete wohl nicht mehr so hell, sodaß man den Wert der Beziehungen nicht hoch genug einschätzte. Und gerade in diesem größten Ringen der Weltgeschichte hat es sich erwiesen, daß nicht nur die Großmächte leitende Rollen gespielt haben, sondern daß auch geringeren Mächten bis herunter zu früher fast unbekannten Einzelpersonen eine außerordentliche Bedeutung zugefallen ist. Ob und welche Verhandlungen in den denkwürdigen Augusttagen mit Japan stattgefunden haben, darüber sind wir von zuständigen Stellen vollständig im Dunkeln gelassen worden.

Wenn man nun die Gründe für den Anschluß Japans an die Entente sucht, so muß man in erster Linie die Grundsätze der japanischen Politik ins Auge fassen. Die charakteristische Grundlage der japanischen Politik ist die nach außen in Erscheinung tretende Ruhe, die Sicherheit, das Selbstvertrauen auf Erfolg. Diese Sicherheit beruht auf einem vorzüglichen Informations- und Spionagedienst, auf größter Diskretion der politischen Agenten, kühler Abwägung aller Faktoren, sozusagen einer tadellosen Rechnungsaufstellung, einem Vermögen, sich nicht in die Karten blicken zu lassen und damit einer unübertrefflichen Kunst der Verstellung. Nur ein ausgeprägt vaterlän-

Digitized by Google

disches Empfinden des ganzen Volkes ermöglicht die vollendete Zusammenarbeit aller dieser Faktoren.

Sympathie für andere Völker und im besonderen für europäische und nordamerikanische kennt Japan nicht; seine Politik wird vielmehr ausschließlich vom Egoismus geführt und die Ziele der japanischen Politik sind, sofern dafür überhaupt Grenzen in Betracht kommen, sehr hoch gesteckt; neben diesem ehrgeizigen Streben spielt nur noch die nationale Empfindlichkeit eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Der ehrgeizige Charakter bedingt Neid auf emporstrebende und an Macht gewinnende Staaten und sehnsüchtiges Verlangen nach eigener Größe und Macht. Eine Verletzung der nationalen Empfindlichkeit erzeugt automatisch Haß, der sich jedoch zunächst nicht äußert, sondern fest verschlossen weiterglüht, bis unter der Maske des freundlichsten Gesichtes sich Gelegenheit zu einem unbemerkten Dolchstoße bietet. Japan wird also allen aufstrebenden Nationen ein gewisses Übelwollen entgegenbringen, hassen aber wird es die, die seine nationale Empfindlichkeit verletzen und sich überheben.

Die Überhebung über andere ist nun ein spezifisches Merkmal der angelsächsischen Rassen, man darf also ruhig annehmen, daß von Seite Japans eine tiefgehende Antipathie gegen sie besteht. Tatsächlich hat sich eine Art Nationalhaß besonders gegen Nordamerika entwickelt, der schon die groteskesten Formen nicht nur im Volke, sondern bis in die höchsten und einflußreichsten Kreise hinauf angenommen hat. Es ist geradezu typisch für den Amerikaner, daß das, was wir nach unseren Begriffen als größte Rücksichtslosigkeit betrachten, von ihm einfach als offen und männlich angesehen wird. Eine Erklärung findet man darin, daß er sich in seinen Sitten und Gebräuchen allen anderen Nationen, allerdings ganz irrtümlich, derartig überlegen fühlt, daß er Drang und Berechtigung spürt, den Schulmeister zu spielen. Eine gewisse Verachtung für die „anderen Leute" ist damit natürlich verknüpft und gerade gegen diese lehnt sich der Japaner auf. Parallelempfindungen gegen diese Überhebung der Angelsachsen findet man auch bei allen lateinischen Völkern sowohl in Europa als auch in Süd- und Zentralamerika. Wenn dieser Haß gegen das Angelsachsentum sich bis jetzt noch nicht so offen gegen England wie gegen Amerika gezeigt hat, so beruht dies teilweise darin, daß politisch die Reibungspunkte gegen England bis jetzt geringer waren als gegen die Vereinigten Staaten und daß der Engländer immerhin etwas vorsichtiger in seinen Äußerungen ist. Daß Japan indeß jemals englische Rassenüberlegenheit und auf die Dauer

Digitized by Google

englische Weltherrschaft anerkennt, ist völlig ausgeschlossen; das Gegenteil ist der Fall. Japan lauert nur auf die Gelegenheit, die englische Weltherrschaft zu Fall zu bringen.

Japan ist sich sicherlich bei Ausbruch des Weltbrandes über alle Motive und Beziehungen der daran beteiligten Nationen klar gewesen und wußte genau, daß es daraus selbst Nutzen ziehen würde. Vielleicht hat Japan die riesige Widerstandskraft Deutschlands nicht voll erkannt, die ja der ganzen Welt Bewunderung abgezwungen hat, sondern verschloß sich nicht dem englischen Argumente, daß Deutschland durch die gewaltigen Massen seiner Feinde erdrückt würde oder, falls dies nicht gelingen sollte, finanziell zusammenbrechen oder durch Aushungerung bezwungen würde. Da England durch die Konzentration seiner Seestreitkräfte in heimatlichen Gewässern keine Seegewalt im fernen Osten besaß, so sah Japan einen seiner Wünsche in Erfüllung gehen, vorläufig wenigstens eine europäische Macht, die Stützpunkte im Gebiete des Stillen Ozeans besaß, daraus zu verdrängen. Es bezieht sich dies im Besonderen auf Kiautschou, dessen Bedeutung bisher viel zu wenig bekannt und nicht hoch genug eingeschätzt wurde. Die Bucht von Kiautschou ist der gegebene und vielleicht einzige Punkt der ganzen nordchinesischen Küste, die den Bau eines wirklich sichern und geräumigen Kriegshafens gestattet und der noch dadurch an Bedeutung gewinnt, daß er der Küste von Japan und Korea am nächsten liegt. Der von Deutschland ausgebaute Hafen von Tsingtau ist jetzt der beste von ganz Nordchina, und ist nur ein Bruchteil dessen, was in der geräumigen Bucht von Kiautschou geschaffen werden kann. Nach Fertigstellung der Bahnlinie vom Südende des Baikalsees durch die Wüste Gobi nach Peking ist auch Tsingtau der zukünftige Endpunkt dieser Bahn und zugleich Hafen der kürzesten Eisenbahnlinie von Europa nach China und Japan. Wenn auch heute noch das Schicksal Kiautschous unentschieden ist, so wird auf jeden Fall Japan darauf bestehen, daß dieses Gebiet mit seinem prächtigen Hafen nicht wieder in europäischen Besitz zurückfällt. Japan hat also vorläufig ein Ziel seines politischen Programmes erreicht, Deutschland hat seinen Stützpunkt im Stillen Ozean verloren und damit auch bis zu einem gewissen Grade seinen Einfluß im fernen Osten. Es möchte dies zunächst nicht von so großer Bedeutung erscheinen; wenn man aber in Betracht zieht, daß das eigentliche Ziel Japans darin besteht, den Stillen Ozean zu beherrschen und die Macht der Vereinigten Staaten und Englands darin zu brechen, so ist es klar, daß im Falle eines Krieges Japans mit den angelsächsischen

Digitized by Google

Mächten bei einer freundschaftlichen Stellungnahme Deutschlands zu den letzteren, Tsingtau ein großer Gefahrpunkt für Japan geblieben wäre. Die Gegensätze zwischen Deutschland und Japan sind damit wenigstens vom japanischen Standpunkte aus ausgeglichen.

Japan schädigt Deutschland natürlich noch schwer durch seine Waffen- und Munitionsausfuhr, aber es war eben für Japan eine Gelegenheit, seine Finanzen aufzubessern, schließlich hätten die Vereinigten Staaten die Lieferung übernommen und für Japan hätte die Gefahr vorgelegen, daß Rußland wegen Mangel an Waffen und Munition zu rasch geworfen worden wäre, somit sich nicht richtig ausgeblutet hätte. Eine gründliche Verblutung Rußlands ist für Japan gleichbedeutend mit einem selbstgeführten und gewonnenen Krieg gegen Rußland. Durch die während des Krieges mit Rußland getroffenen verschiedenen Abkommen hat Japan in der Tat seinen Siegespreis sich schon geholt, denkt jedoch dabei noch immer an neue Beute in der Mandschurei und China. Weiterhin steht auf der Gewinnliste von Japan die Schwächung aller europäischen Staaten, insbesondere die von England; die teilweise Vernichtung der englischen Kriegs- und Handelsflotte sind Faktoren von unberechenbarem Wert für Japan. Während die europäischen Nationen im Kampfe liegen und wenig exportfähig sind, dehnt Japan seinen Handel riesig aus und diese Ausdehnung wird auch nach Beendigung des Krieges noch für gewisse Zeit fortdauern, denn die europäischen Staaten werden Zeit zur Reorganisation brauchen.

Es ist jedoch mit Bestimmtheit festzustellen, daß Japan keinerlei Interesse hat, Deutschland als Großmacht verschwinden zu sehen, denn für jeden fähigen Politiker bedeutet das Verschwinden einer Großmacht Stärkung einer oder mehrerer Großmächte und vermindert die Zahl der möglichen politischen Konstellationen; es kann im Gegenteil nicht oft und bestimmt genug darauf hingewiesen werden, daß die Existenz Deutschlands für Japan ein Lebensinteresse ist. Deutschland bindet die englische Flotte an die Nordsee und enthebt Japan dadurch der Sorge, später eventuell gegen eine kombinierte englisch-amerikanische Flotte kämpfen zu müssen.

Dem aufmerksamen Beobachter dürfte es wohl nicht entgangen sein, daß zu all den Zeitpunkten, wo die Sprache oder die Noten Amerikas Deutschland gegenüber sagen wir „mehr als apart" geworden war, Japan jedesmal automatisch eine Frage mit den Vereinigten Staaten zu verhandeln hatte und daß dann sogar auch mexikanische Fragen den Leitern der amerikanischen Politik Beunruhigung brachten. Eine

Digitized by Google

Beilegung seiner Konflikte mit den Vereinigten Staaten hat Japan bis jetzt noch nicht erzielt, vielleicht auch nicht erzielen gewollt, sondern sie gelten immer wieder aufgeschoben, um sie späterhin zur richtigen Zeit zur Hand zu haben.

Es dürfte also im Interesse Japans liegen, einer allzugroßen Schwächung Deutschlands vorzubeugen und den Moment richtig zu erfassen, wenn ihm die Ausblutung Rußlands genügend erscheint. Wenn auch sich so mancher schwer durch Japans Anschluß an die Entente getäuscht gesehen hat und bittere Gefühle entstanden sind, so muß doch gesagt werden, daß Japan der einzige unserer Feinde ist, der eine humane Kriegführung, eine angemessene Behandlung der Gefangenen und eine angemessene Sprache geführt hat.

Und so sehr Japans Stellung in diesem Weltbrand sich gehoben hat und soviele Erfolge es auch schon eingeheimst hat, so ist doch auch den führenden Staatsmännern dieses Inselreiches eine Überraschung nicht erspart geblieben, nämlich das erstaunliche Solidaritätsgefühl der englisch sprechenden Völker gegen Englands Gegner. Scheinbar ist dieses Solidaritätsgefühl erst durch den Krieg gezeitigt worden, tatsächlich ist es aber die jetzt erst sichtbare Wirkung einer seit vielen Jahren betriebenen weisen Voraussichtspolitik Englands. Es würde zu weit führen, hier diese Voraussichtspolitik zu zergliedern; es mag nur darauf hingewiesen werden, daß diesem Solidaritätsgefühl keine wirtschaftliche Interessengemeinschaft zugrunde liegt, sondern vielmehr der Gedanke, daß die englisch sprechenden Völker die Weltvorherrschaft haben und zu deren Erhaltung sich gegenseitig unterstützen müssen. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß auch Japan trotz seiner scharfen Augen dieses Solidaritätsgefühl nicht richtig eingeschätzt hat und nun auf das Allerpeinlichste davon berührt ist. Vielfach begegnet man der Ansicht, daß die Wege Englands und Amerikas keine gemeinschaftlichen sind, sondern sich trennen werden. Bestimmt ist, daß sie sich nicht während dieses Krieges trennen werden, und sollten sie nach dem Kriege auseinandergehen, so werden sie sich sicherlich wieder zusammenfinden, wenn es gilt, Japan zu erledigen, wie es jetzt gilt Deutschland zu erledigen. Es hat leider in diesem Kriege zu viele Anhänger der Idee gegeben, daß Deutschland dem mächtigen Angelsachsentum seinen Willen nicht aufzwängen kann, Japan ist der Staat, der, wenn die Zeit gekommen ist, dem Angelsachsentum den Fehdehandschuh kalt, ruhig und gemessen hinwerfen wird.

Heute allerdings ist Japan noch Englands Bundesgenosse. Es ist durch kluge Politik an Englands Seite groß geworden, aber als po-

Digitized by Google

litische Feinde kommen für Japan nur die Vereinigten Staaten und England in Betracht, gegen die es, wie schon gesagt, nebenbei einen tiefen Rassenhaß im Herzen hat. Rußland ist ja für geraume Zeit erledigt und die Annäherung an Rußland zeigt schon Japans zukünftige Absicht. Japans Politik ist nicht die einer Verheiratung; dafür sind seine Staatsmänner zu wenig schläfrig, sie werden immer im richtigen Moment auf der richtigen Seite sein. Wie Japan die Weltmachtfrage lösen wird, ist nicht vorauszusehen, aber es ist kaum anzunehmen, daß es diese Lösung allein mit asiatischer Unterstützung sucht, einen Genossen wird es sich wohl in Europa suchen, um die Konstellation gegen sich nicht zu mächtig werden zu lassen; auf jeden Fall bedarf es in seinem späteren Kampfe eines Gegengewichtes gegen die englische Flotte und dieses Gegengewicht kann ihm nur Deutschland geben.

Jeder Staat in der Welt hat seine Bedeutung für die andern, er muß es nur verstehen, seine Machtmittel in solches Licht zu stellen, daß sie den andern begehrlich erscheinen; dadurch erlangt er Bundesgenossen und führt „Politik".

Die Lage Irlands.

Von John Redmond.

Unterhausrede vom 18. Oktober 1916 zur Begründung des Antrags: Das zurzeit in Irland aufrechterhaltene Regierungssystem ist unvereinbar mit den Grundsätzen, für die die Verbündeten in Europa kämpfen, und trägt in der Hauptsache die Verantwortung für die jüngsten unglücklichen Ereignisse und für die gegenwärtige Stimmung in Irland. K. A. v. Müller.

Wenn ich diese Erörterung einleite, so ist meine Absicht, die Aufmerksamkeit des Parlaments und des Landes auf die sehr ernste Lage zu lenken, die in Irland besteht. Ich beabsichtige einen allgemeinen — ich hoffe nicht zu langen — Überblick über diese Lage und über die Ursachen zu geben, die zu ihr geführt haben. Zweifellos ist dies eine Gelegenheit, bei der dem öffentlichen Interesse am besten durch ein offenes Wort gedient werden kann (Beifall). Es ist eine klare, unbestreitbare Tatsache, daß in diesem Augenblick in Irland eine Lage voll drohender Gefahr besteht — voll drohender Gefahr für Irland selbst und für alle unsere Hoffnungen und Bestrebungen für seine ganze Zukunft, voll drohender Gefahr für jenes gute Einverständnis zwischen den zwei Völkern, das das große Ergebnis der geduldigen Arbeit der konstitutionellen Bewegung in Irland in den letzten vierzig Jahren war, und voll drohender Gefahr, scheint mir, auch für die höchsten Interessen des Empire in diesem Augenblick. Wenn ich eine solche Lage beschreibe, wenn ich versuche, sie zu erklären, und wenn ich Vorschläge zu ihrer Besserung mache, so fühle ich wohl, daß man dabei mit Vorsicht vorgehen muß. Meine Absicht ist ja, die gereizte Stimmung zu ver-

Digitized by Google

ringern und nicht von neuem anzufachen. Meine Absicht ist, die Schwierigkeiten so klein als möglich und nicht sie größer zu machen, zu zeigen, wie es nach meiner Meinung selbst jetzt noch möglich ist, die Lage zu retten.

Die Krise, die in Irland ausgebrochen ist, ist sehr langsam und schrittweise gewachsen, aber ich will nicht weiter als bis zur Kriegserklärung zurückgehen. Wäre meine Absicht eine andere, als sie wirklich ist, ginge mein Wunsch einfach dahin, in einer Parteiauseinandersetzung politisch Eindruck zu machen, so wäre die Versuchung wohl unwiderstehlich, noch weit hinter den Ausbruch des Krieges zurückzugehen und zu zeigen, wo die ursprüngliche Verantwortung für das Geschehene liegt (Beifall). Aber ich will keine Parteirede halten. Ich will meinen Überblick mit dem Kriegsausbruch beginnen. In diesem Augenblick, der mit den furchtbarsten Folgen für das ganze Reich beladen war, erlebte Großbritannien zum ersten Male in der Geschichte seiner Beziehungen zu Irland, daß die irische Nationalpartei, die die überwiegende Masse des irischen Volkes vertritt, in der Lage war, zu erklären, daß sie auf Seiten der Verbündeten stehe und dieses Land im Krieg unterstützen werde. Die Nationalisten gaben diese Erklärung mit offenen Augen; sie kannten die Schwierigkeiten, die auf diesem Wege lagen; sie kannten — niemand besser als sie — das Mißtrauen und den Verdacht gegen die britische Ehrlichkeit, die in der Vergangenheit in Irland fast allgemein waren (Beifall). Sie waren sich bewußt, daß die Wohltat der Selbstregierung ihrem Land noch nicht endgiltig gewährt war. Sie kannten die althergebrachte Feindschaft, die in vielen Teilen Irlands gegen die Rekrutierung bestand. All diesen Dingen und allen Gefahren, die sie zur Folge hatten, boten sie die Stirn; sie kehrten von diesem Haus nach Irland zurück und sagten seinen Söhnen, daß es ihre Pflicht sei, sich zur Unterstützung der Verbündeten in einem Krieg zusammenzuscharen, der zur Verteidigung der Grundsätze der Freiheit und Zivilisation geführt werde. Ihr Erfolg war viel größer, als sie vorher angenommen oder erhofft hatten.

Am Beginn, und das ist eine offenkundige Tatsache, herrschte in Irland eine echte Begeisterung auf der Seite der Verbündeten. Ich selbst war ein Zeuge davon. Ich habe für die Unterstützung der Verbündeten zu großen Volksversammlungen in allen Provinzen Irlands gesprochen. Die ganze Atmosphäre in der Rekrutierungsfrage war eine andere geworden; und ich erkläre hier feierlich, alles was noch notwendig war, war ein wenig sympathisches Verständnis auf Seiten der britischen Regierung, dann wäre Irland zur Unterstützung des Krieges praktisch einig gewesen (Beifall).

Ohne Zweifel hätte die elementarste Staatskunst die Klugheit und die Politik vorgeschrieben, unsere Bemühungen mit jedem Mittel, das zur Verfügung der britischen Regierung stand, zu unterstützen und zu ermutigen. Aber anstatt dessen muß ich leider sagen, sind unsere Bemühungen von der ersten Stunde an durchkreuzt, mißachtet, abgeschnauzt worden. Unsere Anregungen wurden verlacht. Beinahe alles, worum wir baten, wurde abgeschlagen, und beinahe alles, wogegen wir Einspruch erhoben, wurde getan. Alles was dahin zielte, in Irland Nationalstolz und Begeisterung in Verbindung mit dem Krieg zu erwecken, wurde rücksichtslos unterdrückt. Unter all den tatsächlichen Umständen bin ich, wenn ich zurückblicke, über den Erfolg erstaunt, der unseren Bemühungen zuerst beschieden war (Hört, hört!).

Ich werde mich jetzt nicht in den Streit einlassen, ob Irland alles getan

Digitized by Google

hat, was es tun konnte, oder nicht. Alles was ich jetzt sagen will, ist, auf die Tatsache hinzudeuten, daß Irland in diesem Augenblick 157 000 Mann im Heere stehen hat, 92 000 Katholiken und 62 000 Protestanten, und daß es 10 000 Mann in der Flotte hat — das sind also 167 000 Mann zusammen; und daß diese Leute ausgehoben sind — ich spreche jetzt nicht davon, in welchem Verhältnis — aus allen Teilen Irlands, Nord, Süd, Ost und West. Aber als wir an diese Aufgabe herangingen, nahmen unsere Schwierigkeiten rapid zu. Daß man es hinausschob, das Home-Rule-Gesetz in das Statute Book einzutragen[1]), war für keine Partei in diesem Hause von irgendwelchem Vorteil. Aber in Irland gab dieser Aufschub jedem Gegner von uns eine Gelegenheit, zu sagen, daß wir im Begriffe seien, betrogen und verraten zu werden.

Wir boten unmittelbar bei Kriegsbeginn viele Tausende irisch-nationalistische Freiwillige zur Heimatverteidigung an, die praktisch ebenso gestellt werden sollten wie damals die Territorials in diesem Land; aber man wollte sie nicht annehmen und man verbarg auch den Grund nicht — und das ist die Tatsache, die den Schaden in Irland angerichtet hat — nämlich den Grund, daß Sie sich nicht dazu bringen konnten, dem nationalistischen Irland Vertrauen zu schenken. Seitdem sind, wie ich mich freue zu wissen, 30 000 dieser irisch-nationalistischen Freiwilligen ins Heer eingetreten. Aber wenn Ihre Antwort in jenem entscheidungsvollen Augenblick eine großherzige und ritterliche Antwort gewesen wäre, wenn es eine Antwort des Vertrauens gewesen wäre, als wir dies Angebot machten, so würde diese Zahl leicht verdreifacht worden sein, und man hätte eine Beleidigung des irischen Nationalgefühls — denn als kaum weniger wurde es angesehen — vermieden.

Dieses Mißtrauen war aber so ausschweifend und so albern, daß selbst ein Mann wie Lord Powerscourt, als er hierher nach London kam und anbot, in seiner eigenen Grafschaft ein Bataillon von 1000 Mann zur Heimatverteidigung auszuheben, abschlägig beschieden wurde. Wir baten dann, daß alle irischen Divisionen und Regimenter zusammengelegt würden, um ein irisches Armeekorps zu bilden. Der Premierminister wird sich erinnern, daß er in seiner Rede in Dublin im September letzten Jahres versprochen hat, daß diese Bitte uns erfüllt würde. Ich will ihn nicht angreifen, wenn ich feststelle, daß dieses Versprechen nie ausgeführt worden ist, und wir mußten viele Monate lang warten, bis nur die 16. irische Division im Süden von Irland ins Leben gerufen wurde.

Tag für Tag und Stunde für Stunde wurde unsere schwere und mühsame Aufgabe, zu versuchen, das Heer volkstümlich zu machen, planmäßig durchkreuzt, in kleinen Dingen vielleicht, die einzeln für sich ohne Bedeutung gewesen wären, aber die in ihrem Gesamterfolg doch einen vernichtenden Einfluß auf das Werk hatten, das wir übernommen hatten. Die Ulsterdivision erhielt ganz richtig — ich war hocherfreut als es geschah — die Erlaubnis, auf ihren Mützen ein besonderes Abzeichen mit der roten Hand von O'Neill[2]) zu tragen. Die walisische Division — dafür sorgte der gegenwärtige Kriegsminister[3]) — erhielt die Erlaubnis, ein besondres unterscheidendes Abzeichen mit dem Drachen von Wales zu tragen. Als wir aber für ein besondres unter-

[1]) Die Durchführung der bereits sanktionierten Homerulebill ist bis zum Kriegsende ausgesetzt. — [2]) Bekannte irische Familie. Im 16. und 17. Jahrhundert Führer in den Kämpfen gegen England, besonders bei dem beispiellosen „Massacre of 1641" in Ulster. — [3]) Lloyd George, der selbst aus Wales stammt.

Digitized by Google

scheidendes irisches Abzeichen für unsere irische Division im Süden Irlands baten, wurde es abgelehnt. Ein Ausschuß irischer Damen kam, ich glaube auf die Anregung der Lady Fingall, zusammen, um Fahnen für die neue irische Division zu sticken. Das Anerbieten wurde von dem General, der die Division befehligte, mit Dank angenommen und Unterschriftssammlungen und Ausschüsse wurden über das ganze Land veranstaltet, als plötzlich nach wenigen Tagen ein schneidender Brief in den Zeitungen erschien, daß das Kriegsministerium die Annahme dieser Fahne nicht genehmigen würde. In den Universitäten von Dublin und Belfast wurden Ausbildungskurse für Offiziere eingerichtet. Ich glaube, sie bestanden in den meisten Universitäten dieses Landes; aber als die neue nationale Universität von Dublin um einen Ausbildungskurs für Offiziere bat, wurde er ihr abgeschlagen. Als mein ehrenwerter Freund, das Mitglied für West-Belfast, 3 oder 4000 Mann in seinem Bezirk für die irische Division aushob und als diese durch Dublin nach Cork befördert wurden, baten wir um die Erlaubnis, daß sie mit Militärmusik von einem Bahnhof zum andern marschieren dürften, — als eine Rekrutierungsliſt, um militärische Begeisterung zu erwecken. Es wurde abgeschlagen. Als dann Rekrutierungsausschüsse in Irland eingerichtet wurden, da wurden fast überall die nationalistischen Bezirke unionistischen Eintragungsagenten übergeben.

Musikkapellen wurden den neuen Bataillonen abgeschlagen. Als Sir Hedley le Bas nach Irland kam, um zu versuchen, die Rekrutierung vorwärts zu bringen, stellte er in seinem Bericht an das Kriegsministerium — den ich gesehen habe — fest, daß ihm in einigen Plätzen Dublins Mitglieder des Rekrutierungsausschusses ganz offen sagten, sie wünschten nicht zu viele nationalistische Rekruten. Erst nach einem langen Kampf erhielten wir sowohl im Heere als in der Flotte diejenige Anzahl katholischer Feldgeistlicher, die von der katholischen Hierarchie als ausreichend betrachtet wurde.

Dann erschien es uns — oder wenigstens es erschien der Masse des irischen Volkes, das wir versuchten, seiner alten Feindseligkeit zu entwöhnen — als ob die Anerkennung der Tapferkeit der irischen Truppen an der Front planmäßig unterdrückt werde. Ich glaube, kein andrer einzelner Vorfall hat unsern Bemühungen damals mehr geschadet als der, daß bei der Landung an den Dardanellen in den amtlichen Berichten jede Anerkennung der Tapferkeit — ja selbst die bloße Namensnennung — der Dublin-Füsiliere und der Munster-Füsiliere unterdrückt wurde. Dann baten wir, daß die neuen Bataillone in Plätzen ausgebildet wurden, wo ihre bloße Gegenwart und Erscheinung uns in unserer Arbeit unterstützt hätte. Auch das wurde abgeschlagen.

Dann wie war's mit den Offizieren? Ich will mich nicht auf die Frage: Nationalist oder Katholik oder Protestant? einlassen, aber ich fand es doch sonderbar — und da solche Erwägungen mich in keiner Weise beeinflussen, so können Sie sich vorstellen, wie geeignet sie waren, die Massen des irischen Volkes zu beeinflussen — daß bis zu dem Zeitpunkt, als die irische Division an die Front ging, mit Ausnahme von 2 oder 3 Subalternen nicht *ein* katholischer Offizier in der Division war. Das hat sich jetzt etwas verändert (es ist mir eine Freude, das festzustellen), und auch einige der andern Dinge, die ich erwähnt habe, haben sich verändert, aber zu spät. Das Unglück war schon geschehen zu der Zeit, als ich mich in dieser Sache mit aller Kraft und Macht abmühte, und als ich nach der Lage der Umstände ein Recht auf jede Unterstützung hatte, die die Regierung mir geben konnte.

Digitized by Google

Wenn Sie irgend eines dieser Dinge einzeln hernehmen, so mögen Sie sagen, sie erschienen verächtlich und klein, aber der Gesamterfolg war ungeheuer, und sie nahmen allen Bemühungen, die unternommen wurden, sozusagen das Herz aus dem Leibe. Tag für Tag starb die unzweifelhafte Begeisterung des Kriegsbeginnes ab. Tag für Tag träufelten unsere Gegner dem Gemüt des Volkes ein, daß England uns genau ebenso mißtraue wie immer und daß wir am Ende betrogen und verraten würden. Dann kam, was ich den letzten Schlag nennen möchte, die Bildung der Koalitionsregierung. Ich sage dem Premierminister, daß von dem Tage an, an dem die Koalition gebildet wurde, die Rekrutierung für das Heer in Irland rapid abnahm und die Rekrutierung für die revolutionäre, rekrutierungsfeindliche Sinn Fein-Partei rapid zunahm. Ein ausgezeichneter Prälat erklärte gelegentlich, daß nach seiner Überzeugung Home Rule tot und begraben sei. Mißtrauen und Verdacht breiteten sich über das ganze Land aus, und das Schauspiel, daß das sehr ehrenwerte Mitglied für die Universität Dublin (Sir E. Carson) einen Sitz im Kabinett als erster Justizbeamter erhielt, bedeutete in der Meinung breiter Massen des irischen Volkes, daß sie am Ende verraten würden.

Das Anerbieten, das mir gemacht wurde, ins Kabinet einzutreten, täuschte natürlich niemand. Jedermann wußte, ich würde und ich könnte es nicht annehmen. Ich bat den Premierminister damals, Irland aus der Koalition herauszen zu lassen. Er lehnte es ab, und der Erfolg in Irland war verhängnisvoll. Ich habe trotz alledem, auch trotz dieser Wendung, meine Bemühungen nicht verringert, aber von jenem Tag bis zum heutigen sind die Dinge nur immer schlechter und schlechter geworden.

Verdacht und Mißtrauen haben sich rapid verbreitet, und schließlich kam letztes Ostern der Aufstand in der Stadt Dublin. Zuerst wurde dieser Aufstand allgemein von allen Klassen des irischen Volkes übel aufgenommen. Er schien so grundlos, so leichtsinnig, so verrucht; und ich bin heute tief davon überzeugt, daß wenn dieser Aufstand in dem Geist behandelt worden wäre, in dem General Botha den Aufstand in Südafrika behandelt hat (Beifall) — daß dies wahrscheinlich das Mittel gewesen wäre, so sonderbar es klingen mag, die ganze Lage noch zu retten. Aber unglücklicherweise wurde er mit aufreizender Gewalttätigkeit behandelt. Hinrichtungen, die sich von Tag zu Tag und von Woche zu Woche ausdehnten, — manche von jungen Knaben, von denen keiner von uns je auch nur gehört hatte und die, wie sich herausstellte, junge Träumer und Idealisten gewesen waren — empörten und erbitterten die öffentliche Meinung von Irland. Es waren, nach meinen Nachrichten, nur ungefähr 1500 Mann, die an jenem Aufstand teilnahmen, aber die militärischen Befehlshaber durchsuchten das ganze Land nach allen Seiten und verhafteten Tausende von ganz und gar unschuldigen Männern und Knaben. Durch dieses Vorgehen wurde Schrecken und Entrüstung über das ganze Land verbreitet, und die Sympathie des Volkes, die an und für sich vollständig gegen den Aufstand war, und gegen ihn noch war zur Zeit als er stattfand, wandte sich rapid und vollständig auf die Gegenseite. All dies war ein schrecklicher und verhängnisvoller Mißgriff.

Ist die Lage hoffnungslos? Ist es zu spät, das Unheil gutzumachen? Wollen Sie Irland jetzt noch Vertrauen schenken? (Beifall.) Als der Premierminister nach der Unterdrückung des Aufstandes von Irland hierher zurückkehrte, da erklärte er seinen Kollegen und dem Haus der Gemeinen feierlich, daß das Regie-

Digitized by Google

rungssystem in Irland hoffnungslos zusammengebrochen sei, und seine Kollegen baten, wie er uns sagte, einmütig den gegenwärtigen Kriegsminister, er möge versuchen, durch Verständigung eine Regelung herbeizuführen. Nach vielen Besprechungen legte dieser uns eine bestimmte Reihe von Vorschlägen vor und bat uns, sie unsern Anhängern in Irland zu unterbreiten. Wir hielten es für verbürgt, daß diese Vorschläge von ihm und vom Premierminister angenommen waren, und trotz ungeheurer Schwierigkeiten brachten wir unser Volk dazu, höchst unvolkstümlichen Vorschlägen zuzustimmen. Wir kamen zurück und fanden, daß diese Vorschläge vom Kabinet umgeworfen worden waren, und die Antwort, die Sie Irland gegeben haben, ob man ihm auch jetzt noch Vertrauen schenke, ist die, daß Sie das Regierungssystem wieder auf die Beine gestellt haben, das nach den Worten des Premierministers hoffnungslos zusammengebrochen war.

Sie haben Dublin Castle wieder aufgerichtet und Sie haben nicht nur eine Koalitionsregierung hineingesetzt, sondern eine unionistische Regierung — einen unionistischen Staatssekretär[1]) und einen unionistischen Attorney General[2]). Die Männer, die für die Regierung von Irland verantwortlich sind, sind diese beiden unionistischen Gentlemen, und ihre Verwaltung des ganzen Landes ist ein System des allgemeinen Kriegsrechts. Ich bin heute Nachmittag hier, um die Regierung zu fragen, was sie uns vorzuschlagen hat. Der neue Staatssekretär kam nach Irland, um zu versuchen, eine Lösung zu finden. Hat er eine gefunden? Was schlägt er vor? Wird im Ernst vorgeschlagen, das gegenwärtige System aufrechtzuerhalten, das Kriegsrecht zu verlängern, eine unionistische Exekutive im Amt und Hunderte von unbeklagten und ununtersuchten Gefangenen im Gefängnis zu halten? Ich glaube, wir haben ein Recht, von der Regierung eine Erklärung über ihre Politik zu verlangen.

Für mich persönlich ist eines der traurigsten Dinge in der gegenwärtigen Lage die Gefahr, die, trotz allem, was ich tun kann, besteht, daß die irischen Regimenter an der Front vielleicht nicht in ihrer vollen Stärke aufrechterhalten werden können. Persönlich würde ich alles tun, was möglich ist, um diese Katastrophe abzuwenden. Aber es hat keinen Sinn, von mir Unmögliches zu verlangen. Diese tapfern Männer haben einen unwiderstehlichen Anspruch gegen ihre Landsleute. Niemand kann meine Kollegen oder mich selbst irgend eines Bestrebens anklagen, diesem Anspruch auszuweichen. Mehrere meiner Kollegen stehen selbst im Heer. Einer meiner Kollegen, der bei Kriegsbeginn ins Heer eintrat, starb sehr bald darauf im Heeresdienst. Ein früherer Kollege von uns, ein ausgezeichneter junger Ire, Professor Kettle, ist jüngst an der Somme gefallen. Mindestens 20 irisch-nationalistische Mitglieder haben Söhne im Dienst. Einer meiner ehrenwerten Freunde hier hat 4 Söhne im Heere. Zwei meiner Kollegen in dieser Partei haben ihre Söhne in diesem Kriege verloren. Es sind sehr wenige unter uns auf diesen Bänken, von denen nicht einige nahe und teure Angehörige alle Gefahren Seite an Seite mit Ihnen teilen.

Was ich über die irischen Soldaten denke, ist, daß sie durch ihre Heldentaten für Irland bereits einen neuen Platz in der Welt gewonnen haben, einen neuen Platz in der Politik und in den Körperschaften des Empire. Meine Überzeugung

[1]) Der Chief Secretary to the Lord Lieutenant of Ireland, gewöhnlich Irish Secretary genannt, ist gewissermaßen Premierminister des Vizekönigs, für alle Regierungsmaßnahmen in Irland ausschließlich dem Parlament verantwortlich.
[2]) Vertreter der Krone vor Gericht.

Digitized by Google

ist, daß es für Irland in seinem eigenen Interesse ist, diesen Platz zu behaupten, und daß es für das Empire im Interesse des Empire ist, es Irland möglich zu machen und Irland dabei zu unterstützen, ihn zu behaupten. Wie? Indem ein für allemal der Nebel von Mißtrauen und Mißregierung beseitigt und indem Irland auf einer Grundlage von Freiheit und Verantwortlichkeit eingerichtet wird (Beifall). Ich stelle für den Augenblick die Frage der Aushebung in Irland beiseite. Alles was ich im gegenwärtigen Zeitpunkt sagen will, — wir werden ja später vielleicht darüber zu sprechen haben — ist, daß sie nicht ein Heilmittel, sondern eine Erschwerung wäre, und daß ich nicht glauben kann, daß irgend ein Mann, der für die Regierung Irlands verantwortlich ist, sei's auf bürgerlichem, sei's auf militärischem Gebiete, sie in diesem Augenblick empfehlen wird.

Kann gar nichts geschehen? Ich will sagen, was nach meiner Überzeugung geschehen kann — in erster Linie von den Behörden. Von allem Anfang an kam es uns in Irland so vor, als ob ein ausgesprochenes Bestreben bestanden hätte, die 16. Division zu schwächen. Mir ist persönlich bekannt, daß Abteilungen von der 16. Division, seit sie an die Front gekommen sind, zu englischen Divisionen geschickt wurden. 300 Mann von einem unsrer irischen Reserveregimenter wurden neulich in kurze Schottenröcke gesteckt und zu einem Hochlandregiment gesandt (Gelächter). Eine ähnliche Abteilung wurde erst jüngst von einem andern unsrer Reserveregimenter zu einem englischen Regiment gesandt. Ich bitte das Haus, einen Augenblick mit mir Geduld zu haben, wenn ich Ihnen etwas über die Geschichte der Dubliner „Zehner" erzähle. Bei Kriegsbeginn wurde in der Stadt Dublin ein Bataillon, genannt das „Pals"bataillon der Dublinfüsiliere, ausgehoben. Es war zusammengesetzt aus jungen Universitätsleuten, Turnern, jungen Männern von Beruf und so weiter, die zu Hunderten kamen und als Gemeine ins Regiment eingestellt wurden. Sie kamen hinaus nach Gallipoli, und in zwei Tagen waren 75 v. Hdt. dieses tapferen Regiments vernichtet. Glauben Sie, das hat den Eifer der Stadt Dublin entmutigt? Keineswegs. Die Männer von Dublin hielten es für das beste Denkmal, das sie ihren Söhnen errichten konnten, die so tapfer auf Gallipoli gefallen waren, daß sie ein neues „Pals"bataillon aufstellten und so hoben sie die Dubliner „Zehner" aus, eines der besten Bataillone, das je in Irland ausgehoben wurde. Wohin kamen sie? Was für ein Recht hat das Kriegsministerium, uns vorzuwerfen, daß wir die irischen Divisionen nicht aufrechterhalten, wenn Sie ein Bataillon wie dieses nicht zu einer irischen Division schicken, sondern zu einer neuen Division, genannt die Marinedivision (Gelächter) — gebildet wahrscheinlich aus Seesoldaten? Ich verlange es als ein Recht, wenn man uns sagt, daß wir unsre 16. Division nicht aufrechterhalten, daß dies glänzende Bataillon, das ausgehoben wurde, um der irischen Armee an der Front Ehre zu machen, zur 16. Division kommt.

Lassen Sie mich noch etwas mehr sagen, was die Behörden tun können. Was die 16. Division betrifft, lauten meine Nachrichten dahin, daß Hunderte und Hunderte von Verwundeten aus der Truppe, die zum Kriegslazarett in Boulogne oder anderswohin kommen, zur Erholung nicht zur 16. Division, sondern zu englischen Divisionen geschickt werden. So lange diese Dinge geschehen, ist es für uns ein reiner Hohn, uns vorzuwerfen, daß wir unsre Division nicht aufrechterhalten. Dann beklage ich auch, daß die Rekrutierungsoffiziere in Großbritannien sich trotz entgegenstehender Heeresbefehle ständig weigern, irische

Digitized by Google

Rekruten zu den irischen Regimentern zu senden, zu denen sie zu gehen wünschen . . . (Mr. Redmond beklagte sich hier noch ausführlicher, daß die Behörden sich weigern, Iren in englischen, schottischen und walisischen Bataillonen in irische Regimenter zu versetzen, und den Iren in London zu gestatten, mit der 16. Division verbunden zu werden.)

Aber ich erkenne durchaus an, daß der Fall durch solche Hilfsmittel nicht vollständig erledigt werden kann. Der Fall kann nur erledigt werden, indem man die Lage in Irland selbst beherzt anpackt. Solang der gegenwärtige Regierungszustand in Irland besteht, solang wird dort die gegenwärtige erregte und erregende nationale öffentliche Meinung bestehen, und solange diese Meinung besteht, wird nichts recht sein. Lassen Sie die Regierung das Kriegsrecht beseitigen, lassen Sie sie an die Spitze der Truppen in Irland einen Mann setzen, der nicht mit den unglücklichen Maßnahmen der Vergangenheit verknüpft ist. Lassen Sie die 500 ununtersuchten Gefangenen befreit werden, lassen Sie die Zuchthäusler als politische Gefangene behandelt werden und schließlich, und das ist ungleich wichtiger als alles andere, lassen Sie die Regierung ihren Mut in beide Hände nehmen und dem irischen Volk ein für alle Mal vertrauen, indem Sie das Home Rule-Gesetz in Wirksamkeit setzen und entschlossen auf Ihre eigene Verantwortung allen Fragen die Stirne bieten, die das zur Folge haben kann (Beifall). Dies ist keine Angelegenheit, die nur Irland und Großbritannien betrifft. Sie betrifft die höchsten Interessen des Empire und des Krieges. Ich habe selbst vertraute persönliche Kenntnis, wie verderblich die irische Lage die Interessen Englands und die besten Interessen des Sieges für England über das ganze Festland von Amerika hin beeinflußt. Sie hat, wie die Regierung selbst gut weiß, den gleichen Erfolg in den Dominions und besonders in Australien. Als ein Mann, der ehrlich sein Bestes getan hat, und der bereit ist, weiter ehrlich sein Bestes zu tun, ohne Rücksicht auf seine Volkstümlichkeit, um Euch zu helfen, diesen Krieg zu gewinnen, bitte ich hiermit die Regierung, meiner Warnung und meinem Rat ernstes Gehör zu schenken (Beifall).

Englische Schuljungen.

Von den besonders zahlreichen Zuschriften und Einsendungen, die durch Hofmillers „Eton, Harrow & Cie." im Heft „England von Innen" angeregt wurden, bringen wir hier die anspruchslose Schilderung des Herrn Rudolf Schrader in Wandsbeck bei Hamburg, der einmal ein "term"-Schüler des M. C. College bei Bath im Südwesten Englands war.

Der M.-onian kennt keinen Spitznamen für seine Schule. "School" ist für ihn mehr, wie für den deutschen Durchschnitts-Abiturienten das „Pennal". "It's for the school", sagten mir mehrfach Jungens, die ich fragte, ob ihnen denn die dauernden Cricket-Wettspiele des Sommer-Tertials nicht langweilig würden. Ebenso wird mir unvergeßlich sein der Empfang, der der "first four", der ersten Rudermannschaft, in dem kleinen Dorf von ihrer "school" bereitet wurde, als sie aus „Marlow" einen heißumstrittenen Pokal mitbrachte. Der jüngste Stift war ebenso begeistert und aufgeregt, wie die Kameraden der beneideten Vier. Die "school" hatte einen Triumph errungen. Das glänzte mehr, wie der Erfolg der einzelnen 4 Ruderer. Mit wissenschaftlichen Erfolgen ist's ebenso.

Digitized by Google

Besteht ein 6th form-boy (Primaner) sein Eintrittsexamen für Oxford, "school" hat die meiste Ehre davon. In der Halle hing eine Tafel mit den Namen der früheren Schüler, die ihren "degree" in Oxford oder Cambridge mit Auszeichnung bestanden hatten. Von einer deutschen Schule, die den Doctor summa cum laude irgend eines früheren Zöglings so in ihren Räumen verewigt, habe ich noch nie gehört. —

Für den Engländer bleibt seine Schule auch späterhin immer ein fester Punkt, mit dem er stetig in Verbindung bleibt. Der größte Festtag im Sommer ist der in den englischen Schulgeschichten auch vielfach beschriebene "old-boys day".

Von allen Ecken des empire kamen auch in M.-C. an jenem 24. Juni die alten Schüler zusammen. Ihre Erfolge im Leben gehören mit ihrer Schule und die Ehren, die diese errungen, gelten auch ihnen mit. Das ist der Grundton jener Ansprachen, die ich damals mit anhörte.

Von allen Ecken des empire — darin liegt auch ein Teil der Bedeutung der public-schools für das englische Wesen. Schon als achtjähriger Knirps kriegt der Engländer die Macht und Ausdehnung seines Vaterlandes ad oculos demonstriert. Er braucht sich nur den Tisch anzusehen, auf dem die eingelaufene Post für die Empfänger ausgelegt wird. Der Missionar aus China, der Farmbesitzer in Canada, der Offizier in Indien oder Ägypten, sie alle haben ihre Söhne in M.-C. Ich weiß noch, wie ich im Geiste dies Bild verglich mit dem albernen Gebaren meiner Klassenkameraden in Deutschland, als ich vor dem Examen als gewählten Beruf den Kolonialdienst angab, und dabei besuchte ich ein Gymnasium in unmittelbarer Nachbarschaft unserer größten Hafen- und Handelsstadt.

Die Schule als der erste Ort, wo einem, wenn man es auch vielleicht selbst nicht so beachtet, zuerst so zwanglos und gleichsam spielend sein Land in seiner Bedeutung nahegebracht wird — das ist auch eine Grundlage für das sprichwörtliche Selbstbewußtsein der Engländer.

Die eigentliche Tätigkeit des Schülers ist geteilt zwischen Unterricht und Sport, und zwar, wie bekannt: die größere Hälfte der Zeit ist für den Sport bestimmt. Die Ruder- Cricket- usw. Mannschaften genießen vielfach Vorzüge. Für jedes Wettspiel, durchschnittlich wöchentlich eins, erhalten sie für einen halben oder ganzen Tag Dispens vom Unterricht. Der Cricket-Captain ist während des Sommer-terms eine der wichtigsten Persönlichkeiten. In seinen Händen liegt die Festsetzung der Termine für die Wettspiele, er ist überhaupt für alle Sportsachen oberste Instanz, ausgenommen für die Rudermannschaft. Diese als die vornehmste Sport-abteilung hat ihre eigene Organisation und Selbstbestimmung auch im Sommer-(Cricket) term.

Hier beim Spiel fängt die Selbstverwaltung an, die im ganzen englischen Schulbetrieb eine so große Rolle spielt. In M.-C. war sie folgendermaßen eingerichtet: Es gibt einen Ausschuß von "prefects", — Schülern, nicht immer aus den obersten Klassen, auch nicht den ältesten —, der sich selbst ergänzt; d. h. die prefects wählen ihren Ersatz selber, nicht etwa die ganze Schule. Der headmaster bestätigt die Wahl. An der Spitze des Ausschusses steht der head-prefect, eine bedeutende und gefürchtete Persönlichkeit. Dieser prefects-Ausschuß hat die ganze innere Verwaltung und die Disciplinar-Gerichtsbarkeit unter sich, mit ziemlich weitgehender Strafgewalt (bestehend in der Hauptsache in Prügeln). Auf diese Weise wird ein enges Netz von rules und regulations, das das tägliche Leben in geordnete Bahnen zwängt, in Autorität gehalten. — Für alle Sportangelegenheiten gibt es einen besonderen Ausschuß, an dessen Spitze der jeweilige Captain des terms steht. (Im Som-

Digitized by Google

mer Cricket, im Winter Fußball, im Frühjahr Rudern.) Dieser Sportausschuß hat Strafgewalt für alle Vergehen, die mit dem Sport zusammenhängen, Versäumnis oder Verspätung bei Übungen usw. Strafe ist auch hier meistens: Prügel.

Dies war für mich der erste Stein des Anstoßes in dem ganzen Betrieb. Dies ewige Prügeln Gleichaltriger für irgend eine Kleinigkeit, ohne daß der Betreffende sich wehren konnte. Kaum ein Abend verging, ohne daß irgend einer 'was wanted for the prefects meeting". So habe ich z. B. erlebt, daß ein 17jähriger von einem 18jährigen seine Hiebe bekam, weil er abends nach 8 in Stiefeln herumlief. Der Geprügelte selbst fand garnichts dabei. „Das ist seit 100 Jahren so, das ist in allen Schulen so, sehr weh tut es ja auch nicht, also kann es mir ganz egal sein." Das ist der Gedanke, den ich immer wieder traf, wenn ich einen fragte, was er sich so dabei dächte. Nie werde ich das erstaunte Gesicht des headmasters vergessen, als ich ihm sagte, in Deutschland würde ein Lehrer es nie riskieren einen 17jährigen zu schlagen, selbst nicht, wenn er ihn rauchend träfe.

Ein andrer Haken bei diesem Selbstverwaltungssystem scheint mir folgendes zu sein: Die Idee dabei ist ja, daß der ganze Kleinkram des Ordnung haltens usw. dem Lehrer abgenommen und von den Jungens unter sich abgemacht werden soll. Bei einer solchen Regelung, wie in M. C. scheint mir aber einfach eine Verschiebung der Instanzen einzutreten. Bei uns wird immer gesagt: „der Schüler sieht in dem Lehrer seinen Feind, und das kommt daher, daß der Lehrer so häufig als Richter auftreten muß." Mit demselben Recht hätte man in M.-C. sagen können, „der Schüler sieht in dem prefect seinen Feind". Tatsächlich war denn auch die Stellung der prefects ganz aus dem Gesamtbild der übrigen Schule herausgehoben. Sobald ein Junge in jenen prefects room einzog, war er nicht mehr ein "fifth oder sixth-form boy", sondern eben ein prefect, Glied einer Kaste für sich. Die durch die Tradition und den Rohrstock aufgerichtete Autorität bildete eine Schranke zwischen diesen Bevorzugten und der Herde der übrigen boys. Äußerlich war diese Sonderstellung der prefects durch Befreiung von den meisten rules, Bevorzugung bei Mahlzeiten, Festen usw. gekennzeichnet.

Gewiß wird auf diese Weise eine straffe Disciplin hergestellt, der Lehrer wird von viel lästiger Aufsichtspflicht befreit, ob aber diese Kastenbildung innerhalb der Gemeinschaft der Schüler, diese absolute Vorgesetzten-Stellung von z. T. jüngeren Schülern niedrigerer Klassen über ältere in höheren Klassen die ideale Lösung der Frage ist, steht doch dahin.

Dasselbe gilt für die oben erwähnten Sportausschüsse. Hier verleiht allein die Fertigkeit in irgend einem Spiel die Kommandogewalt, die z. T. über das rein Sportliche weit hinausgeht.

Was den eigentlichen Unterricht angeht, so ist er im Ganzen mit „wenig Lateinisch und weniger Griechisch" treffend gekennzeichnet. Mir fiel das übermäßig viele Schreibwerk auf. Der Geschichtsunterricht z. B. bestand darin, daß ein gewisser Abschnitt vom Lehrer vorgelesen, die Haupttatsachen daraus diktiert und am nächsten Tage auf einer Art Fragebogen als Antworten wieder niedergeschrieben wurde. Mündlichen Vortrag über irgend ein Gebiet habe ich niemals in der zweithöchsten, also unserer Unterprima entsprechenden Klasse, gehört. Der Standpunkt der Klasse war aber höchstens der der Obersecunda. Selbständige Präparation der Klassiker, Virgil z. B., wurde nicht verlangt, dagegen war das Niveau in Naturwissenschaften, Chemie, Physik ziemlich hoch.

Charakteristisch für den Unterricht war das frühzeitige Spezialstudium der

Digitized by Google

Jungens. Entweder einer betrieb Physik, Chemie, Mathematik, Englisch, daneben noch Geschichte, eine neuere Sprache (meist Französisch, wenig Deutsch), oder seltener er hatte als Hauptfächer Griechisch, Lateinisch und trieb die praktischen Fächer nur nebenher oder garnicht, z. B. neuere Sprachen, Chemie mußten dann meistens ganz wegfallen. Englisch, Religion (scripture) waren für alle Zusammenstellungen obligatorisch. Es wurde also eine ziemlich eingehende Specialausbildung erreicht, wobei aber die Nebenfächer meist recht schlecht wegkamen.

Einschalten möchte ich, daß mich ein Herr, der in London studiert hatte, fragte was Hamburg wäre, Homburg kenne er aus Erzählungen seiner Landsleute, die dort zur Kur hingingen, aber Hamburg wäre ihm unbekannt. Hamburg ist übrigens in den offiziell eingeführten Geographie-Lehrbüchern als zweitgrößte Stadt Preußens angeführt.

Sehr praktisch schien mir die Unterrichtsmethode in "English style". Der Schüler bekam z. B. einen Briefwechsel zwischen den Regierungen von Nigeria und Südafrika über den Transport von Krujungen. Daraus hatte er dann den Inhalt ganz kurz auf einer Art Formular zusammenzufassen. Für einen kurzen prägnanten Stil sicher eine bessere Übung wie die „Seeschlangen" von Aufsatz-Thematen, die an deutschen Gymnasien üblich sind. Ich denke noch mit Schrecken an meine Oberprimaner-Aufsätze, die zum „Schwögen" geradezu herausforderten.

Auffallend für das „natürliche Produkt unseres staatlichen Unterrichts" war ferner das fast gänzliche Fehlen des Mogelns (Schummelns, Pfuschens), das bei uns doch unausrottbar fest zum Begriff „Pennäler" zu gehören scheint. Wir jedenfalls hätten nicht bei einer Klassenarbeit ruhig weitergeschrieben, wenn der Lehrer hinausging, wie ich das mehrfach in M.-C. erleben konnte.

Diese Anständigkeit in scholasticis hinderte die Jungens aber nicht, den Neuling beim Kauf zweier Kanus nach allen Regeln der Kunst übers Ohr zu hauen. In Geldangelegenheiten wird "fairness" nicht so sehr wörtlich angenommen, z. B. beim Rückzahlen geliehener Summen.

Sehr angenehm berührte auch die Sauberkeit des Unterhaltungstons. Mit ganz wenigen Ausnahmen habe ich nie „Schweinigeleien" gehört, wie sie bei uns in den Oberklassen nicht selten recht verbreitet sind. Die Praxis sah allerdings in M.-C. nicht so einwandfrei aus. Wie so häufig in England hat das Äußere, die Manieren, ein ganz anderes Aussehen wie der Kern, die praktische Nutzanwendung.

Ein Wort sei zum Schluß noch über das „Corps" officiers training corps gesagt, eine Einrichtung, die jetzt wohl an allen public schools existiert. Es ist dies eine Art Jugendwehr, aber mit mehr militärischem Anstrich. Die Beteiligung war freiwillig, jeden Mittwoch nachmittag war Übung dieser 14—20jährigen Soldaten. In den Sommerferien eine längere Felddienstübung. Ältere Mitglieder konnten nach einiger Zeit eine Prüfung bestehen, die dann die Befähigung zum Reserveoffizier gab. „Wir hoffen, es wird uns den Zwangsdienst fernhalten", wurde mir allgemein gesagt, aber die Beteiligung war recht flau. Die Leistungen entziehen sich meiner Beurteilung. Im ganzen wirkte diese militärische Spielerei, die doch nur eine halbe Maßregel war, als Fremdkörper in dem geschlossenen Organismus der "School".

Denn das ist ohne Zweifel mit allen Mängeln auch dieser kleine Teilhaber von Eton, Harrow & Co. Und ein Ziel erreicht er bestimmt: er macht in den 10—12 Jahren (vor 20—21 verließen die Schüler selten M.-C.) real Englishmen aus denen, die ihm als Schüler angehörten.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Deutschlands Auswärtige Politik 1888–1914

Von

Graf Ernst zu Reventlow

Fünfte unveränderte Auflage

Umfang 504 Seiten, gr. 8°

In Ganzleinenband **M. 12.—**

Der Verfasser gibt eine vollständige und zusammenhängende Schilderung der deutschen auswärtigen Politik seit dem Regierungsantritt unseres Kaisers. Er nimmt zu den Ereignissen stets eine klare Stellung und läßt gegebenenfalls sachliche Kritik an ihnen und den Personen walten. Die Kriegszeit hat das ernsthafte Buch ganz in den Vordergrund gerückt und zu den bedeutsamsten und am meisten gelesenen der Gegenwart erhoben. Neuerdings beschäftigen sich vor allem namhafte Historiker in anerkennenden Aufsätzen mit diesem erfolgreichen Werke.

Binnen 2½ Jahren sind fünf Auflagen erschienen.

Das beste deutsche Werk über die auswärtige Politik.

Univ. Prof. Dr. R. Kjellén.

Für zusammenfassende, eingehende Orientierung über unsere auswärtige Politik im letzten Vierteljahrhundert gibt es kein Werk, daß sich mit dem des Grafen Reventlow vergleichen ließe.

Vergangenheit und Gegenwart.

Graf E. Reventlow's bedeutendes Werk über Deutschlands auswärtige Politik ist unter Benutzung der während des Krieges ans Licht gekommenen neuen historischen Materialien vertieft und erweitert worden. Das Buch bedeutet nicht nur politisch, sondern auch wissenschaftlich eine Tat.

Historische Zeitschrift.

Ein ausgezeichnetes Buch, auch für den politischen Laien leicht verständlich.

Deutsche Kolonialzeitung.

Das Buch ist für jeden Politiker unentbehrlich, da es alle wichtigen Ereignisse der deutschen Weltpolitik in ihrem Werdegang und ihren Zusammenhängen mit einer Sachkenntnis und einer fachmännischen Kritik schildert, die von keinem anderen Werke übertroffen wird.

Augsburger Postzeitung.

Graf Reventlow hat sich durch sein vortreffliches Buch den aufrichtigen Dank auch der historischen Fachleute gesichert. Im Interesse unserer politischen Zukunft muß gewünscht werden, daß überhaupt jeder gebildete Deutsche es liest.

Histor. Jahrbuch.

Ord. Universitäts-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr. phil. et jur. **Eduard Meyer**, Berlin tritt in der November-Nummer der „Süddeutschen Monatshefte" in einem fesselnden Aufsatz „Zur Vorgeschichte des Krieges" mit einer sehr eingehenden Würdigung für das Werk ein und weist die von dem Freiburger Professor Valentin dagegen erhobenen Angriffe mit Entschiedenheit zurück.

Verlag von **E. S. Mittler & Sohn**, K. Hofbuchhandlung, **Berlin SW 68.**

Digitized by Google

BENZ

AUTOMOBILE u. FLUGMOTOREN

RHEINISCHE AUTOMOBIL- u. MOTORENFABRIK A. G. MANNHEIM

Digitized by Google

PGerm 359.1

Fragen des Ostens

Wilhelm Grimm / Die religiös-politische Lage Livlands unter russischer Oberhoheit

Adolf Friedemann / Von einer Reise nach Warschau

Moritz Sobernheim / Jüdisches Volksschulwesen in Warschau

Wladimir Medem / Die Lage der jüdischen Arbeiter in Polen

Rudolf Stübe / Aus Polens letzten Tagen

Nikolai Gogol / Altmodische Gutsbesitzer

Edmund Schmid / Deutsche Bauernansiedlungen in der Ukraina

Paul Graf von Keyserlingk / Vom Juden und seinem Baron

Hans Heinrich Ehrler / An einen Juden

J. L. Perez / Der Emigrant

Adolf Dirr / Östliche Kochkunst

Baralong-Denkschrift

Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, Februar 1917

Vierteljahr 4 M

Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

A 3 7 1924

Feist-Cabinet

* bester Ersatz *
für französischen Champagner
Sektkellerei Frankfurt a.M. A.G.

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Nürnberg	Schwandorf
Bad Kissingen	Hersbruck	Partenkirchen	Straubing
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Erlangen	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg
Fürth	Landshut	Schwabach	

Aktienkapital: 51.000,000 Mark; Pfandbrief-Umlauf: 500.000,000 Mark
Reservefonds: 29.000,000 Mark: Hypotheken-Bestand 510.000,000 Mark

Übernahme von Wertgegenständen in geschlossenem und versiegeltem Zustande als **geschlossene Depots,**

Vermietung von **Schrankfächern (Safes)** verschiedener Größe in den in den **unterirdischen Bankgewölben** eingerichteten **Stahlkammern.**

Digitized by Google

„Preußen kann nicht kolonisieren!“ Der Satz ist so wohlbekannt, daß jeder ihn unbesehen weitergibt. Mit Recht? Gemeinplätze sind oft die frechsten und plattesten Lügner.

Hat's nicht etwas Seltsames, daß diese Aberkennung jeder kolonisatorischen Fähigkeit gerade gegen einen Staat ausgesprochen wird, der selbst mehr als die meisten seiner europäischen Brüder ein Kolonialstaat ist? An dessen Namen sich die stolze Erinnerung der größten Kolonisation knüpft, die Europa seit dem Römerreich gesehen hat — einer Kolonisation des Ostens, die deutsche Arbeit vollbracht, deutsches Blut erkauft hat? Gegen einen Staat, dessen eine, ostelbische Hälfte auf reinem Kolonialboden steht, in dessen Erde auf Schritt und Tritt Völker von fremder Rasse, Sprache, Religion und Sitte eingebettet sind? Dessen andre Hälfte aus Deutschen aller Stämme, Bekenntnisse, Stände zusammengeschmolzen ist, die sich noch vor 100, vor 50 Jahren mit Händen und Füßen sträubten, Preußen zu werden, und deren Herzen heut beim Klang des Preußenliedes so hoch schlagen wie die der Märker und Pommern? Gegen einen Staat, dessen beste Verkörperung immer sein Heer war — dieses preußisch-deutsche Heer, das heut europäische Gebiete so groß wie unser Reich über Nacht einrichtet, benützt, in Ordnung bringt?

Aber: „Preußen kann nicht kolonisieren!“ sagt der Gemeinplatz. Warum? „Polen, Elsaß-Lothringen“. Gewöhnlich verweist man dann noch im gleichen Atem auf England als Gegenbeispiel: Irland, Südafrika.

Eine Zwischenfrage: Wir kennen doch die Mittel, mit denen England die genannten Gebiete kolonisiert hat. Wollen diejenigen, die Englands kolonisatorische Kraft gegenüber der Preußens rühmen, damit auch die englischen Mittel gutheißen? Oder sind sie entschlossen, mit den Mitteln auch das Ziel zu verwerfen? Das eine oder das andre! Oder fröhnen sie nur dem alten deutschen Erblaster, an dem schon Fichte verzweifeln wollte, immer ein Ding zu wollen und zugleich sein Gegenteil?

Wie steht's in Wahrheit mit Preußens kolonisatorischen Leistungen im Osten in den neuesten Zeiten? Das frisch erworbene polendurchsetzte Schlesien hat in den letzten 150 Jahren unter Preußen eine Blüte erlebt wie nie vorher. Sind die Schlesier keine guten Preußen geworden? Die schwere Arbeit der friedlichen Wiedereroberung des Ordenslandes — von dem ganz Deutschland 1772 so wenig mehr wußte, daß es einst deutsch gewesen war, wie heute von Kurland — ist so vollständig gelungen, daß die gleichen Deutschen heute wieder nicht mehr daran denken, daß diese Gebiete jahrhundertelang polnischer Herrschaft untertan waren. Und Polen selbst — welcher Staat hat jemals in dieses Land Ordnung gebracht als Preußen? Daß die Polen heut bei uns so mächtig sind, ist nur möglich, weil Preußen ihnen durch Schule, Agrar- und Gewerbegesetze, politische Freiheit die Grundlagen schuf, die Polen aus Eigenem nicht fähig gewesen war, sich zu schaffen. Nicht die Grenze der polnischen Nationalität gegen die Russen, sondern die preußischen Grenzpfähle mitten in Polen haben bisher die Linie bezeichnet, bis zu der abendländische Ordnung nach Osten vorgedrungen war.

Wenn trotz solcher gewaltiger kolonisatorischer Leistungen die preußische Polenpolitik im letzten Jahrhundert im ganzen versagt hat (ebenso wie die elsässische), was war daran Schuld? Der gleiche Grund wie in allen Fällen, in denen Preußen jemals versagt hat, bei Jena gerade so wie bei Olmütz. Dieser Staat des Willens hat immer versagt, so oft er dem weichmütigen

Digitized by Google

Ehrgeiz erlag, „Kulturpolitik“ treiben zu wollen auf Gebieten, in denen nur Machtpolitik möglich ist. Er hat immer versagt, so oft er die Kraft der schöpferischen Einseitigkeit, die ihn aufgebaut, dahingegeben hat für Sirenenlieder ausländischen Beifalls, moralischer Eroberungen. Er hat immer versagt, so oft er den kühnen Wagemut des zweckbewußten Willens, der seine Sendung in Deutschland ist, und auf dem allein seine Stellung in Deutschland ruht, sich einschläfern ließ in einer wohlmeinenden Politik der Halbheit und Selbsttäuschung. Die wirklichen Eroberungen, die Preußen gemacht hat, hat es noch immer in friedlicher Arbeit segenbringend gestaltet; die moralischen, die es machen wollte, sind jedesmal unter dem Hohngelächter der feindlichen Welt zerplatzt und ihr Mißlingen hat jedesmal mit doppelten blutigen Opfern wieder gut gemacht werden müssen.

Wir kennen die schwachen und unangenehmen Seiten des Preußentums so gut, wie wir wissen, was uns Süddeutschen fehlt, die wir nach einer zerrissenen Vergangenheit in diesem preußisch-deutschen Reich zum ersten Mal wieder den Atem großer nationaler Geschicke atmen, gebend und nehmend zugleich. Wir denken unsre Besonderheit nicht zu verleugnen, wenn wir Preußen geben, was Preußens ist. Wir wissen: Mehr als andre bedarf das Preußentum, um nicht zu erliegen, der großen führenden Männer. Die Schattenseiten allzu guter Zucht, den Mangel an Zivilcourage, die Scheu vor selbständiger Verantwortlichkeit hat der größte Preuße als die gefährlichsten politischen Fehler seiner Landsleute bezeichnet — wie vieles andre Preußische sind sie in einem hohen Grad auf ganz Deutschland übergegangen. Der gleiche Staat, der unter Stein, Hardenberg, Scharnhorst der Freiheitskriege fähig war, hat unter Haugwitz Jena und die Kapitulationen erlebt, der gleiche, der unter Friedrich Wilhelm IV. nach Olmütz geriet, erhob sich unter Bismarck und Wilhelm I. zu Königgrätz und Sedan.

Die östlichen Fragen sind für Deutschland unmittelbar heute wie je Kolonialfragen. Deutschland braucht im Osten Land und Deutsche. Es braucht sie nicht zum Angriff, sondern zur Sicherung seines unerläßlichen Bestandes, seiner Volkskraft, die das Fundament seines Daseins ist. Ihr Gewinn ist kein Gewinn für die eine oder andere Klasse oder Wirtschaftsgruppe, sondern der unmittelbarste Gewinn für das ganze deutsche Volk in allen seinen Schichten. Sie jetzt, als Preis des kostbarsten Blutes, zu erstreben, ist kein Erobererwahnsinn, sondern blanke Notwehr. Wer die Kriegsziele unserer Feinde und den dahinter stehenden feindlichen Willen nicht blind ableugnet, der weiß, daß wir mit den bisherigen Grenzen im Osten auf die Dauer gegen Rußland ebenso verloren sind wie mit den bisherigen Grenzen im Westen gegen England. Es ist möglich gewesen, Polen noch während des Krieges wiederherzustellen; wir meinen, daß einer deutschen Regierung für Deutsche das gleiche möglich sein wird, was sie für Polen schon getan hat.

Deutschland braucht und will im Osten Zuwachs an kolonisatorischem Boden. Preußen ist nach Lage und Geschichte hierin zum Vorkämpfer Deutschlands bestimmt. Es ist fähig, mit dem deutschen Volk hinter sich, kolonisatorische Arbeit größten Stils zu leisten. Gott schenke ihm und uns die Männer, die den königlichen Willen und Freimut großer Ziele besitzen, den diejenigen Preußen, die Deutschland vor allen andern als seine Retter ehrt, Friedrich der Große und Bismarck, vor uns nicht nur, sondern vor der Welt gerade als preußische Tugenden zu Ehren gebracht haben.

Digitized by Google

Die religiös-politische Lage Livlands unter russischer Oberhoheit.

Von Wilhelm Grimm, ehemals Pastor in Livland.

Als Livland im Jahre 1561 nach dem, namentlich durch die selbstsüchtige Politik des letzten Ordensmeisters Gotthard Kettler beschleunigten Zusammenbruch des Ordensstaats genötigt war, sich an Polen anzuschließen, da zeigte es sich, wie treu die dortigen Deutschen an ihrem evangelischen Glauben[1]) und an ihrem Deutschtum festhielten, denn sie willigten, trotzdem das Land von den Moskowitern bereits vollständig verwüstet war, und jeder es wußte, daß die einzige Rettung im Anschlusse an Polen lag, erst dann ein, Polens Oberhoheit anzuerkennen, nachdem der König Sigismund August ihnen volle Gewissensfreiheit, deutsche Verwaltung und deutsches Recht zugesichert hatte. Und dieselbe Treue hat die Livländer beseelt, als Riga, nachdem die Bürger der Stadt den gewaltigen Heeresmassen der Russen beinahe sieben Monate lang widerstanden hatten, am 1. Juli 1710 kapitulieren mußte. Wiederum geschah das erst, nachdem der russische Feldmarschall Scheremetjew der Stadt und der Ritterschaft im Namen des Zaren die oben erwähnten Privilegien bestätigt hatte. Gleich der erste Artikel der Kapitulationsurkunde[2]) lautet wörtlich: „Daß im Lande sowohl, wie in allen Städten die bis herzu in Livland exercirte evangelische Religion gemäß der unveränderten Augsburgischen Konfession und von selbigen Kirchen angenommenen symbolischen Büchern ohne einigen Eindrang, unter was Vorwand er auch könnte bewirkt werden, rein und unverrückt konserviret, sämtliche Einwohner im Lande und Städten dabei kräftig und unveränderlich gehandhabet und bei der Administration sowohl internorum, als externorum ecclesiae von Altersher gewöhnlichen Konsistorien und kompetirenden Jurium patronatus sonder Veränderung ewiglich konserviret werden," — wird accordiret[3]). — Der zweite Artikel lautet: „Zu welchem Ende Kirchen und Schulen im Lande und in den Städten bei der evangelisch-lutherischen Religion bleiben und erhalten, auch retablirt werden sollen in dem Zustande, als sie in den ruhigsten Zeiten eingerichtet und erbauet gewesen . . . ." — wird placidirt und nach den alten Rechten und Gebräuchen beibehalten[3]). — Der dritte Artikel hat folgenden Wortlaut: „Nächst Bestellung des wahren Gottesdienstes beruhet die Grundveste eines Landes auf die Administration der Justiz, zu welcher die in Livland nach allen Kreysen gewöhnliche Unter- und Oberinstanzen heylsamlich in ihren jetzigen Gliedern und Bedienten konserviret und aus der Noblesse des Landes und teils aus andern wohlgeschickten Eingeborenen auch sonst meritirten Personen teutscher Nation allzeit ergänzet und bestellt werden; deren Bediente alle aus dem Publico, um dessen sicherer Justice willen, eine honorable und zureichliche Gage zu genießen haben sollen," — wird accordiret[3]). — Alle in der Kapitulationsurkunde von Scheremetjew bewilligten Privilegien hat Peter der Große dann am 30. September 1710 bestätigt und zu-

[1]) Bereits im Jahre 1522 wurde Andreas Knöpken, der frühere Gehilfe Bugenhagens an der Treptower Ratsschule, als evangelischer Prediger an der Petrikirche zu Riga erwählt. — 1523 Luthers Schreiben an „die auserwählten lieben Freunde Gottes, allen Christen zu Righe, Revall und Tarbthe in Liefland, meine lieben Herrn und Brüder in Christo". — [2]) Seraphim, „Geschichte Liv-, Est- und Kurlands". Band II. — [3]) Beifügung Scheremetjews.

Digitized by Google

gleich feierlich versprochen, daß sie auch unter allen seinen Nachfolgern volle Rechtskraft behalten sollen, und als Rußland und Schweden am 30. August 1721 Frieden schlossen, wurde im zehnten Artikel des Nystädter Friedensvertrages Livland und Estland betreffend ausdrücklich festgesetzt: „Es soll auch in solchen cedirten Ländern kein Gewissenszwang eingeführt, sondern vielmehr die evangelische Religion, auch Kirchen- und Schulwesen, und was dem anhängig ist, auf dem Fuß, wie es unter der letzten schwedischen Regierung gewesen, gelassen und beibehalten werden, jedoch, daß in selbigen die griechische Religion hinfüro ebenfalls frei und ohngehindert exercirt werden könne und möge."[1])

Über ein Jahrhundert sind diese Privilegien von den russischen Zaren eingehalten worden, so daß die Bewohner der baltischen Provinzen volle Freiheit hatten, sich in ihrer Eigenart zu entwickeln, und das hat nicht nur den Provinzen selbst, sondern ganz fraglos auch dem russischen Staate als solchem zum Segen gereicht; denn abgesehen davon, daß die deutschen Balten unentwegt in rechter Treue zu den russischen Herrschern gestanden haben und selbst vor den größten Opfern nicht zurückgescheut sind, wenn der russische Staat derselben bedurfte, — sie haben auch allezeit diesem Staate die ihm unentbehrliche westeuropäische Kultur übermittelt und dadurch Rußland davor bewahrt, in Barbarei zu versinken, und daß Rußland — auch jetzt noch — dieser Kultur bedarf, das steht wohl außer Frage. Selbst der deutschfeindlich gesinnte Chefredakteur der panslawistischen Zeitung „Now.Wr." bezeugte das noch zu Anfang der neunziger Jahre, da er schrieb: „Allerdings ist manches besser geworden; Altes, Untaugliches ist beseitigt; Neues ist geschaffen und reift; aber dennoch — von Europa sind wir noch weit entfernt" .... und dann wiederum: „Der Geist des Volkes ist vorzüglich[2]), aber ich beginne zu glauben, daß auch diese Vorzüglichkeit Kultur verlangt. Das Volk empört sich, tötet Ärzte, seine Wohltäter, und glaubt den unsinnigsten Gerüchten, ruft — selbst auf den Straßen der Residenz — noch dieselben gemeinen Ausdrücke, wie unter Johann dem Grausamen. Wirkt es da nicht lächerlich, wenn man im „Graschdanin" einen Leitartikel liest mit der Überschrift „Über den Verfall des Gefühls der Gesetzlichkeit im Volke?" — Gefühl der Gesetzlichkeit — leicht zu sagen! Ein solches Gefühl ist eine der höchsten Errungenschaften der Zivilisation, und gibt es denn etwa viele aufgeklärte Leute, die sich mit diesem Gefühle brüsten können? Wenn es aber einen „Verfall" dieses Gefühls gibt, so muß dieses Gefühl vorher bis zu einer gewissen Stufe entwickelt gewesen sein. Wann wäre das aber gewesen? Es wäre sehr interessant, diesen hohen Moment russischer Zivilisation kennenzulernen und zu erfahren, wann denn das Gefühl der Gesetzlichkeit blühte! Ich kenne einen solchen Moment nicht; ich kenne wohl einzelne Momente patriotischer Erhebung und Selbstaufopferung; aber „Gefühl der Gesetzlichkeit" — excusez du peu..."

Bis zur Regierungszeit des Kaisers Nikolaus I. haben die Bewohner der baltischen Provinzen ungestört ihres Glaubens leben können; in seine Regierung fällt der Beginn des Umschwungs; daß das aber geschehen konnte, erklärt sich aus dem Charakter des Kaisers. Dem Berichte über die diesbezüglichen Ereignisse muß daher eine, wenn auch kurze Schilderung seiner Persönlichkeit vorausgehen. „Nikolaus" — so urteilt Professor Schiemann[3]) — „kannte bei seinem Regierungsantritte weder Rußland, noch die Zusammenhänge der großen Politik. Sogar von

[1]) W. v. Bock, „Evangelische Allianz und russische Diplomatie". — [2]) Die für diese Vorzüglichkeit angeführten Beispiele sind freilich recht merkwürdig! — [3]) Schiemann, „Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I.", Band 2.

Digitized by Google

den Funktionen und Kompetenzen der obersten Reichsbehörden hatte er nur ungenaue und lückenhafte Kenntnisse, und obgleich sein Streben stets dahin ging, gerecht zu sein, war ihm der Begriff des Rechts fremd geblieben." Daraus erklärt es sich auch teilweise, daß der Kaiser „wohl Ordnung schaffen wollte, aber nur einen Schein äußerer Korrektheit erreichte", weil er sich immer wieder in Äußerlichkeiten verlor. Er erstrebte nach außen zum Beispiel „Wahrung der Verträge, verfolgte aber in Wirklichkeit nur eine Politik der Stagnation, die eine Neubildung der politischen Lebensformen, wie die Zeit sie verlangte und verlangen mußte, vergeblich aufzuhalten bemüht war", und sein Wirken hatte somit nur den Erfolg, daß „bereits nach Verlauf seiner fünf ersten Regierungsjahre der größte Teil der Nation in geistige Erstarrung versunken war, und ein allgemeiner Niedergang des geistigen Lebens und ein Verstummen aller idealistischen Regungen diese Geschichtsperiode kennzeichnet". — Weil Nikolaus das Hauptgewicht auf Äußerlichkeiten legte, setzte er zum Beispiel ein besonderes Komitee ein, das alle Statuten und Lehrpläne von den Kirchenschulen bis zu den Universitäten, sowie die im Gebrauch befindlichen Lehrbücher revidieren und dafür sorgen sollte, daß überall — nur Dorpat und Wilna waren ausgenommen — die gleichen Ordnungen, die gleichen Lehrmethoden und die gleichen Lehrmittel in Anwendung kämen, — und daraufhin wurde die äußerliche Ordnung nach den Anschauungen militärischer Disziplin und Uniformität durchgeführt; ja, soweit verlor der Kaiser sich in Äußerlichkeiten, daß er das Tragen einer Uniform von Schülern und Studenten, sowie die Einführung verschiedener militärischer Formen und militärischer Disziplin anordnete, da den Anstalten dadurch der Charakter der Ordnung und des Anstandes verliehen werde[1]). Das aber übersah der Kaiser völlig, daß diese Gleichförmigkeit und Eintönigkeit es mit der Zeit zur Folge haben mußte, daß die Jugend eine nur oberflächliche und mangelhafte Bildung erlangte und „immer gedankenärmer und auch verdorbener" wurde. Überhaupt schien der Kaiser einer wirklich gediegenen höheren Bildung der Russen abgeneigt zu sein, wenigstens pflegte er die meisten Gesuche um Erlaubnis, sogenannte Bildungsreisen ins Ausland machen zu dürfen, abschlägig zu bescheiden, weil „die jungen Leute voll kritischen Geistes zurückkommen und die Institutionen ihres Vaterlandes mangelhaft finden". In seiner despotischen Gesinnung duldete er charaktervolle, hochbegabte Menschen nicht lange in seiner Umgebung; sie mußten „biegsamen, aber formgewandten Mittelmäßigkeiten" weichen, denen er jedoch wieder nie recht traute, und daher überall selbst eingriff. Wie hart und ungerecht dabei seine impulsiven Entscheidungen oft waren, mag ein Beispiel erweisen. „Einst waren die Zöglinge eines vornehmen Pensionats mit ihrem Lehrer in die Kirche geschickt worden, und der Lehrer hatte sich gegen den Brauch des griechischen Ritus während des Gottesdienstes hingesetzt. Der Militärgouverneur hielt es für nötig, dem Kaiser darüber Bericht zu erstatten, und dieser ließ den Unglücklichen in die Petersburger Irrenanstalt stecken. Erst nach 24 Stunden, die derselbe, wie behauptet wurde, in der Zwangsjacke verbrachte, wurde er freigelassen, mußte aber Petersburg und Rußland verlassen." —

Auch in religiösen Angelegenheiten machte sich die Kurzsichtigkeit und der despotische Sinn des Kaisers geltend. — Alexander I. hatte im Jahre 1812, durch zwei Glieder der großen Londoner Bibelgesellschaft und den gläubigen Fürsten Golytzin angeregt, in Petersburg die russische Bibelgesellschaft ins Leben gerufen, und bald darauf wurden solche auch in den baltischen Provinzen gegründet. Als Golytzin

[1]) Vgl. Heft „Rußland von Innen" (S. M. Juli 1915, S. 663).

Digitized by Google

dann im Jahre 1824 seines Ministerpostens enthoben und der Vorsitz in der Petersburger Bibelgesellschaft dem Metropoliten Seraphim übertragen wurde, hörte trotz reicher Mittel die Tätigkeit derselben auf. Auf Grund eines Berichtes des Metropoliten Eugenius verbot dann Kaiser Nikolaus I. im April 1826 die weitere Tätigkeit der Bibelgesellschaften „in anbetracht ihrer schädlichen Wirkungen", und befahl im Juli desselben Jahres das große Vermögen der Petersburger Gesellschaft dem „heiligen" Synod zur Verwaltung zu übergeben. — In demselben Jahre bestätigte Nikolaus ferner ein im Geiste größter Unduldsamkeit abgefaßtes Zensurstatut, das jede freie Meinungsäußerung unmöglich machte.

Obgleich Nikolaus I. es feierlich gelobt hatte, die ostseeprovinziellen Privilegien einzuhalten, ist er weit davon entfernt gewesen, das zu tun. Freilich, — er erklärte nicht offiziell deren Ungültigkeit, aber er beachtete sie einfach nicht und handelte, als ob er nichts von ihnen wisse. — Von einem in Königsberg wohnhaften Reichsdeutschen, der sich, obschon ihm die genauere Kenntnis der Rechte der evangelischen Kirche in Rußland abging, dennoch zu dieser Arbeit hergab, ließ der Kaiser ein Kirchengesetz ausarbeiten und erklärte dasselbe, trotzdem die Livländer unter Hinweis auf die Privilegien dagegen protestierten, als bindend für alle russischen Untertanen evangelischer Konfession. So wurde die russische Staatskirche plötzlich auch in den Ostseeprovinzen die „herrschende", die evangelische aber gleich den Sekten nur „geduldet".

Im Laufe der Zeit hatten sich in Riga verschiedene russische Kaufleute niedergelassen, ein Teil der dort in Garnison stehenden Offiziere und Soldaten war russischer Nationalität, und der russische Generalgouverneur stellte in seinen Kanzleien usw. mit Vorliebe Russen an; bei alledem war aber die Zahl der sich zum russischen Ritus Bekennenden nur klein. Trotzdem wurde Riga im Jahre 1836 mit Genehmigung des Kaisers als Sitz eines russischen Bischofs ausersehen; warum das geschah, ergab sich erst nach mehreren Jahren.

Die russische Staatskirche war, wenn auch gegen das wirkliche Recht, so doch laut dem Buchstaben des neuen Gesetzes jetzt in Livland die „herrschende"; wenn aber auch dem Bischof die ihm laut Gesetz zustehenden äußeren Ehren nicht verweigert wurden, so waren und blieben die Livländer, Städter und Landbewohner, Deutsche, Letten und Esten — evangelischen Glaubens, und eben das war dem Bischof und ebenso dem russischen Generalgouverneur ein Ärgernis, und sie sannen hin und her, wie das geändert werden könne. Daß es dem Kaiser bei dessen Schwärmerei für Gleichförmigkeit ganz lieb sein werde, wenn die Staatskirche sich auch in den Ostseeprovinzen mehr und mehr ausbreitete und dadurch an Einfluß gewann, war beiden bekannt, aber ebenso auch, daß Nikolaus I. namentlich in kirchlichen Angelegenheiten wenigstens den Schein des Rechtes gewahrt und daher nichts von offenbaren Gewaltakten wissen wollte; darum einigten die beiden Ehrenmänner sich dahin, das, was auf rechtlichen Wegen nicht zu erreichen war, durch betrügerisches Vorgehen zu erwirken.

Livland war drei Jahre nacheinander von totalem Mißwachs heimgesucht worden. Die deutschen Gutsbesitzer — mit sehr wenigen, ganz vereinzelten Ausnahmen — hatten, soweit sie dazu imstande waren, den Leuten geholfen, aber vermochten nicht, dem Mangel voll und ganz zu steuern. Es kam dahin, daß die Gutspächter kaum noch genügend Kornfrucht hatten, um ihre eigenen Familien zu ernähren, daß der Adel, der, weil sein Vermögen fast ausschließlich in Grundbesitz bestand, seine Einkünfte nicht hatte beziehen können, gezwungen war, seine Kapi-

Digitized by Google

talien zu opfern, und daß die Hungersnot im Verein mit den durch sie verursachten Seuchen die Bevölkerung demoralisierte[1]). — Diese Verhältnisse schienen dem vom Bischof geplanten Betruge günstig. Als Werkzeuge für den ersten Akt desselben wurden drei für ein solches Geschäft passende Männer benutzt, nämlich: ein verkommener Barbier, der viele Jahre als Soldat in Rußland gelebt und sich dort dem Trunke ergeben hatte, ein früherer Gemeindeschreiber, der die ihm anvertraute Kasse bestohlen hatte und, um der gesetzlichen Strafe zu entgehen, zur russischen Kirche übergetreten war[2]), und ein früherer herrnhutischer Vorbeter, der wegen schlechten Lebenswandels aus der Herrnhutergemeinde ausgeschlossen worden war. Der letzterwähnte — ein Lette Ballod — begann in einer entlegenen Vorstadt Rigas sogenannte Gebetsversammlungen zu halten, und es sammelte sich um ihn, der sich durch große volkstümliche Beredsamkeit auszeichnete, bald aus der dort wohnenden Arbeiterbevölkerung ein größerer Kreis Zuhörer. Als ihm das geglückt war, wies der russische Bischof ihm eine in derselben Vorstadt gelegene Kapelle als Versammlungslokal an, die aber für die große Anzahl der Leute zu klein war. Ballod und seine beiden Helfershelfer schlugen darum den Versammelten vor, sie wollten alle gemeinschaftlich eine Bittschrift an den Bischof senden, in der sie diesen um ein größeres Lokal ersuchten. Die Leute waren damit einverstanden, und Ballod legte ihnen ein Schriftstück in russischer, also ihnen völlig fremder Sprache vor, das sie ganz arglos unterschrieben. Nach einigen Tagen wurden sie zum Bischof bestellt. Wie entsetzt waren sie, als dieser ihnen nun mitteilte, daß er sich über ihr Gesuch, unverweilt in die russische Staatskirche aufgenommen zu werden, sehr gefreut habe, und daß der diesbezügliche Akt sofort in der mit seiner Wohnung in Verbindung stehenden russischen Kirche vorgenommen werden solle. Die Proteste, Weigerungen, Bitten der Unglücklichen halfen ihnen nichts. Der Bischof berief sich darauf, daß sie das Gesuch persönlich unterzeichnet hätten, und bedrohte sie mit den schwersten Strafen, falls sie nicht willfahrten, und die Leute, dadurch eingeschüchtert und völlig benommen, gaben zuletzt nach; nach Petersburg aber wurde berichtet, daß soundso viele Lutheraner freiwillig und ohne Zutun der russischen Geistlichkeit zur Staatskirche übergetreten seien, und daß auch die Landbevölkerung sich nach dem Glaubenswechsel sehne, das aber nicht zu verlautbaren wage, weil sie sich vor den Pastoren und Gutsbesitzern fürchte. — Und nun wurden die drei „Ehrenmänner" und ihnen gleichgesinnte Leute aufs Land gesandt, um dort ihre Tätigkeit, wenn auch in etwas andrer Weise fortzusetzen.

Die durch Einführung der Verpachtung, bezw. des Verkaufs der Bauernländereien (1849) veranlaßte Empörung hatte allmählich in der Landbevölkerung eine Erbitterung gegen die Gutsbesitzer erregt, und die Emissäre nutzten diese trefflich aus. Sie erzählten den Leuten, wie liebevoll die Russen und namentlich die russischen Priester für die zum „Kaiserglauben" Übergetretenen sorgten. Während die Bauern jetzt um der den Gutsbesitzern zu leistenden harten Fronarbeit willen Mangel und Not litten, werde das alles sofort aufhören, wenn sie sich zur russischen Kirche anschreiben ließen, da die russische Regierung sie alsdann nicht nur vor Übergriffen der Gutsbesitzer schützen, sondern ihnen auch ohne irgendwelches Entgelt Getreide liefern und Land zuweisen werde[3]). Davon, daß sie sich zur russischen Kirche anschreiben lassen wollten, dürften sie freilich den Gutsbesitzern und

[1]) W. von Bock, „Evangelische Allianz und russische Diplomatie". — [2]) Dieser Ehrenmann erhielt nach vollführtem Betruge die russische Priesterweihe. — [3]) Manche der „gesalbten" Bauern erhielten wirklich Roggen, aber nicht ohne Entgelt; der durchaus nicht niedrig bemessene Kaufpreis wurde nachträglich von

Digitized by Google

Pastoren gegenüber nichts verlauten lassen; die würden dagegen sein, aber nur, um ihnen die bevorstehenden Vorteile zu entziehen. Daß sie sich aber anschreiben oder auch salben ließen, verpflichte sie zu nichts, und sie könnten nach wie vor ihres früheren Glaubens leben. Die russische Kirche unterscheide sich von der lutherischen nicht in den Glaubenslehren, sondern nur in einzelnen Formen und Gebräuchen usw. — Und von den der Stadt Riga benachbarten Landgemeinden aus verbreiteten diese lockenden Verheißungen sich in die angrenzenden Gemeinden und immer weiter durchs Land, und dann, nachdem der Boden derart vorbereitet war, begann der zweite Akt des offiziellen Betrugs.

Aus den in der Nähe Rigas gelegenen Gebieten fingen die Bauern 1845 an, scharenweise in die Stadt zu wandern, und sie ließen sich dort salben, ohne zu ahnen, daß sie dadurch laut russischem Staatsgesetz unauflöslich an die russische Kirche gebunden waren. Zugleich überschwemmten russische Priester, die in Pleskau bereits für die ehrenvolle Tätigkeit besonders vorbereitet waren, das Land und zwar in Begleitung von Polizeibeamten, die die Weisung hatten, die Pastoren daran zu hindern, daß diese mit den Leuten sprachen, fuhren von Gemeinde zu Gemeinde und salbten die betörten Leute, die sich an einem ihnen vorher angegebenen Orte versammelt hatten, selbst wenn sie vielleicht auch nur aus Neugierde dahin gekommen waren, — und so arbeitete die „fliegende Kirche" — so wurden diese russischen Priester genannt, weil sie sich nur darauf beschränkten, die Leute zu salben, und dann eiligst in die benachbarte Gemeinde fuhren, um in dieser ihr „Geschäft" fortzusetzen, — mit großem äußerem Erfolge; aber — nicht sie allein waren an der Arbeit. Als Beweis dafür seien aus vielen Beispielen zwei angeführt.

Vom Gute Uexküll kam eine lettische Magd in Begleitung ihrer Mutter nach Riga, um dort eine Dienststelle zu suchen. Der russische Gastwirt, bei dem die beiden eingekehrt waren, erbot sich, als sie ihm den Zweck ihres Kommens mitgeteilt hatten, für ihre „Anschreibung bei der Stadt" Sorge zu tragen, und ließ sie dann — angeblich zu diesem Zwecke — in die Wohnung des Bischofs führen. Es wurde ihnen dort ein Schriftstück vorgelegt, das sie in der Meinung, es sei das betreffende Gesuch, mit Kreuzen unterzeichneten, und sobald das geschehen war, wurden sie gesalbt. Als sie, über die Bedeutung dieses Vorganges aufgeklärt, am folgenden Tage wiederkamen und erklärten, daß sie keinenfalls gewillt seien, ihrem lutherischen Glauben zu entsagen, wurden sie mit der Erklärung abgewiesen, daß sie der russischen Kirche für immer einverleibt seien. — Das Konsistorium wandte sich nun offiziell an den Generalgouverneur; die Antwort lautete: „daß in Anbetracht des schon erfolgten Übertritts der Magd Dahrte und deren Mutter das Konsistorium zu einer betreffenden Untersuchung nicht berechtigt gewesen sei und, da beide schon übergetreten waren, deren Klage um so weniger anzunehmen gehabt hätte, als die Erörterung über die Gesetzlichkeit oder Widergesetzlichkeit der Aufnahme zur rechtgläubigen Kirche nur der dazu kompetenten Obrigkeit zugestanden habe," ... und: „daß das Konsistorium sich in Zukunft einer Einmischung in nicht zu seinem Ressort gehörende Angelegenheiten um so mehr zu enthalten habe, als dessen hier beobachtetes Verfahren im Sinne des Band XIV Teil 4 Artikel 97 des Swod der Gesetze als Hinderung des Wunsches zum Übertritte anzusehen sei und auch nach Band XV Artikel 199 des Swod der Kriminalgesetze als Abwendigmachung

ihnen eingefordert. Auf die Frage einzelner, ob das versprochene Land ihnen nicht endlich zugewiesen werde, erfolgte die Antwort, daß die „Priester" ihnen keinerlei Versprechungen gemacht hätten; übrigens könnten sie in Sibirien auch Land erhalten.

Digitized by Google

von der rechtgläubigen Kirche eines ihr einverleibten Individuums betrachtet werden könne." — Ferner: „Während in der protestantischen Schule zu Odengäh der Schullehrer augenblicklich abwesend war und die Kinder unter Aufsicht einer alten Frau gelassen hatte, drang der Priester Tschichaschew in das Lokal ein und salbte sämtliche Kinder. Auf die Klage der Eltern, welche bis an die russische Kirchenbehörde gelangte, antwortete diese, die einzige Person, die gefehlt habe, sei der Schullehrer, weil er abwesend gewesen sei; die Kinder müßten alle als Glieder der russischen Kirchen angesehen, der Lehrer aber seines Amtes entsetzt werden."[1])

Im ganzen sollen in Livland in dieser Zeit bis 70 000 Letten und Esten zum „alleinseligmachenden" russischen Glauben „bekehrt" worden sein, und nun wurden russische Kirchen in Menge gebaut, denn, auch das ist an seinem Teile bezeichnend, für das Seelenleben der armen Verführten wurde in keiner Weise gesorgt, aber sogar in Gemeinden, in denen nicht ein einziges Glied dieser Kirchengemeinschaft wohnte, wurde eine Kirche erbaut. Und die unglücklichen Verführten selbst? Sie wollten weder von den russischen Priestern, noch von den Gottesdiensten in deren Kirchen wissen, sondern wandten sich in allen ihren Sorgen und Nöten immer wieder an die lutherischen Prediger und baten und flehten, so oft sie auch von diesen unter Hinweis auf die bestehenden Gesetze zurückgewiesen wurden, diese möchten sie doch amtlich bedienen. Die unglücklichen Leute waren ja ohne irgendwelche Unterweisung in den Lehren der russischen Kirche geblieben; die Zeremonien und Gebräuche derselben waren ihnen fremd; die Priester[2]) waren völlig ungebildet und gar nicht imstande zu predigen, und die Liturgie wurde zudem in der den Leuten unbekannten slavonischen Sprache gehalten, da die Russen der Ansicht sind, daß man nicht durch den Glauben, sondern durch Teilnahme an den Zeremonien selig wird. Auch daß die Priester, um die Leute doch irgendwie an sich heranzuziehen, diesen in kirchlicher Beziehung entgegenkamen, fruchtete nichts. Es wurde den Leuten zum Beispiel das Fasten, dessen sie sich entschieden weigerten, ganz erlassen, obschon dasselbe nach russischem Kirchengesetz nur auf Verlangen eines Arztes und auch dann nur zeitweise erlassen werden darf; — selbst das erlaubten einzelne Priester, daß die wenigen, die sich zum Gottesdienst einfanden, ihre lutherischen Gesangbücher mitnahmen und Choräle sangen, und als das später als ungehörig verboten wurde, blieben auch diese wenigen fern, um fortab, falls sie sich überhaupt noch an einem Gottesdienst beteiligten, das lutherische Gotteshaus aufzusuchen.

Immer nachdrücklicher, immer dringender wurde das Jammern, Wehklagen

---

[1]) W. von Bock, a. a. O. — Eine genaue, auf Grund von Akten zusammengestellte Schilderung der damaligen Vorgänge findet sich in Harleß, „Geschichtsbilder der protestantischen Kirche Livlands". — [2]) Welch sonderbare Ansichten selbst hochgestellte Russen über die Aufgabe und die Pflichten ihrer Priester haben, geht aus der folgenden, wörtlich wiedergegebenen, über russische Verhältnisse gemachten Äußerung Pobedonoszews, des einstigen Oberprokureurs des „heiligen" Synods hervor: „Unsre Geistlichkeit lehrt wenig und selten, — sie amtiert in der Kirche und verrichtet den Kultus. Für solche, die nicht lesen können, ist keine Bibel da. Bleibt nur der Gottesdienst in der Kirche und einige Gebete, die, von Eltern auf Kinder übergehend, als einziges Bindeglied zwischen dem Individuum und der Kirche dienen. Und dabei kommt es noch nicht selten in ganz abgelegenen Gegenden [nur solchen?] vor, daß das Volk überhaupt nichts von den Worten des Gottesdienstes, ja nicht einmal vom Vaterunser versteht, das häufig mit Auslassungen und Zusätzen wiederholt wird, die den Worten des Gebets jeden Sinn nehmen. Und dennoch ist in allen diesen einfältigen Köpfen — gerade wie im alten Athen — unbekannt von wem — ein Altar dem unbekannten Gott errichtet." (K. P. Pobedonoszew, „Streitfragen der Gegenwart", 1897.)

Digitized by Google

und Murren der Betörten, und als die russische Partei dies durch die vermeintliche Agitation der lutherischen Prediger erklären wollte, entschloß sich Kaiser Alexander II., seinen Flügeladjutanten, den Grafen Bobrinski, nach Livland zu senden, um die Angelegenheit genau zu untersuchen. Das Ergebnis dieser Untersuchung hat der Graf dem Kaiser in seinem vom 18. April 1864 datierten Berichte[1]) unterbreitet, und einzelne besonders charakteristische Stellen desselben mögen hier wiedergegeben werden. Es heißt in dem Berichte: „Ich habe jeden Priester gefragt, ob er mir ein rechtgläubiges Kirchspiel nachweisen könne, in welchem die Mehrzahl der Kirchspielsangehörigen nicht den Wunsch geäußert hätte, zum Luthertum zurückzukehren. Alle haben mir, und zwar jeder einzeln befragt, verneinend geantwortet." — Weiter heißt es: „Überall baten die Bauern mich inständigst und unter Tränen, Eurer Kaiserlichen Majestät ihre Bitte vorzutragen, dahin gehend, daß ihnen selbst oder doch wenigstens ihren Kindern gestattet werden möchte, den lutherischen Glauben zu bekennen. Dabei hat ein Umstand auf mich großen Eindruck gemacht, daß nämlich von allen bei mir sich meldenden Bauern kein einziger mir Bitten vorgetragen hat, welche sich nicht auf das Glaubensbekenntnis bezogen hätten, mit Ausnahme von nur 10 oder 15 Menschen, welche neben der Äußerung des Wunsches, rechtgläubig zu bleiben, auch um Verbesserung ihrer materiellen Lage baten. Ich habe nicht mit der Masse der Bauern verhandelt, sondern nacheinander je sechs Menschen ins Zimmer kommen lassen; ich unterhielt mich mit ihnen in Gegenwart des russischen Geistlichen und des Ordnungsrichters[2]). Der moralische Zustand dieser unglücklichen Familien, welche, vom Luthertum abgefallen, der Rechtgläubigkeit in ihrem Innern nicht zugefallen sind und tatsächlich gar keine Religion bekennen, — ihr moralischer Zustand ist der beklagenswerteste, der unbefriedigendste." — Ferner: „Unter den von der rechtgläubigen Geistlichkeit gegen die lutherischen Pastoren und deren Propaganda erhobenen Anklagen zeigten sich der Aufmerksamkeit würdig zwei besondere Fälle. Ein Pastor hat auf die Bitte der Bauern für einige von ihnen Bittschriften aufgesetzt, hinsichtlich des ihnen zu gewährenden Rechts, zum Luthertum zurückzukehren; ein zweiter hat die Familien derjenigen Bauern angeschrieben, welche sich mit einer ebensolchen Bitte an ihn gewandt hatten. Vorkommnisse dieser Art konnten entschieden nicht die jetzige allgemeine und einmütige Stimmung der Bevölkerung hervorrufen." — Graf Bobrinski schließt diesen seinen denkwürdigen Bericht mit den Worten: „Eure Majestät, es ist mir sowohl als Rechtgläubigem, wie auch als Russen peinlich gewesen, mit eigenen Augen die Erniedrigung der russischen Rechtgläubigkeit durch die offenkundige Enthüllung dieses offiziellen Betrugs zu sehen. Nicht die freimütigen Worte dieser unglücklichen Familien, welche sich an Eure Majestät wenden mit der zwar demütigen, doch feurigen Bitte, ihnen das Recht zu gewähren, die Religion zu bekennen nach dem Zuge ihres Gewissens, nicht diese offenherzigen und rührenden Äußerungen ihrer Gefühle sind es, welche auf mich einen so peinlichen Eindruck gemacht haben, sondern dies namentlich, daß dieser Gewissenszwang und dieser allen bekannte offizielle Betrug unzertrennlich verknüpft sind mit dem Gedanken an Rußland und an die Rechtgläubigkeit."

Die Führer der russischen Staatskirche und die mit ihnen — wenn auch durchaus nicht aus religiösen Motiven — verbündeten panslawistischen Kreise schäumten vor Wut über diesen Bericht und haben immer aufs neue versucht, es so darzustellen, als ob Graf Bobrinski sich von den Deutschen habe hinters Licht führen lassen, trotzdem sowohl die Persönlichkeit des Grafen, wie auch die Einzelheiten seines

[1]) W. von Bock, a. a. O. — [2]) Oberster Chef der Landpolizei.

Digitized by Google

Berichtes dem durchaus widersprachen; darum möge hier noch aus einem im Jahre 1865 an den russischen Gesandten Oubril gerichteten Schreiben das Urteil des Fürsten Gortschakow in Folgendem angeführt werden: „Die orthodox gewordenen Bauern überzeugten sich bald, daß sie durch ihren Religionswechsel in weltlicher Beziehung nichts gewonnen hatten, und daß sie zudem eine gebildete Geistlichkeit und schöne Kirchengemeinschaften gegen eine unwissende Geistlichkeit und eine Gemeinschaft eingetauscht hatten, welche man als unwürdig jedes Kultus noch zu milde bezeichnet. Daher bedauerten sie auch bald ihre unüberlegte Handlung, und von da ab hat der Wunsch, zu ihrem früheren Kultus zurückzukehren, nicht aufgehört, die Massen zu bewegen." —

Als die Pastoren — es war damals die Zeit des Rationalismus — nach Vollzug des „offiziellen Betrugs", die armen Betrogenen, die flehentlich um Wiederaufnahme in die lutherische Kirche baten, abwiesen, da schien es, daß das wohl aus der Zeit Johanns des Grausamen stammende Sprichwort: „Wo der Russe hintritt, da wächst nicht einmal Gras!" sich diesmal auf geistigem Gebiete voll und ganz erfüllen werde; aber — es kam doch anders. Nicht nur die Herzen der armen Betrogenen, auch die Herzen der Pastoren und der lutherischen Gemeindeglieder waren durch die unheilvollen Erlebnisse mehr oder weniger geweckt worden, — und die neu ins Amt tretenden Pastoren — während ihres Studiums zuerst von den Professoren Philippi und Harnack, in späterer Zeit von den Professoren Christiani, Al. von Oettingen und M. von Engelhardt zum Glauben erweckt, — verkündeten, wenn sie auch anfangs noch nicht bei den „gesalbten" Letten und Esten amtierten, den Gemeinden das reine und lautere Gotteswort in fromm-gläubigem Geiste.

Im Jahre 1863 brachten die Zeitungen die Nachricht, daß Kaiser Alexander II. auch für Rußland die Leibeigenschaft aufgehoben habe, und obschon die Verhältnisse in den Ostseeprovinzen dadurch in keiner Weise beeinflußt wurden, durchzog diese Nachricht wie ein linder, wärmender Frühlingswind die Provinzen und weckte in den Herzen der Bewohner die Hoffnung, daß nun allmählich auch die Stunde schlagen werde, in der die armen, wider ihr Gewissen und ihre Überzeugung an die russische Kirche Gefesselten von dem ihre Seele so schwer bedrückenden Joche befreit werden würden, und aufs neue wallfahrteten diese von der russischen Kirche Geknechteten nach Riga, aber diesmal nicht zu den russischen Priestern, sondern vielmehr zum Generalgouverneur Lieven und baten und flehten ihn an, sich doch beim Kaiser dafür zu verwenden, daß sie sich wieder zur lutherischen Kirche halten dürften. Und eben die diesbezüglichen Berichte des Generalgouverneurs, sowie die, wie erwähnt, von der russischen Partei in Petersburg gegen die livländischen Pastoren erhobenen verleumderischen Anklagen bewirkten die Sendung des Grafen Bobrinski. Und nun wurde der Ansturm der einstmals Betrogenen und deren nach russischem Ritus getauften Kinder immer gewaltiger, und diese forderten von den lutherischen Pastoren immer energischer die Zulassung zur Kommunion und die Wiederaufnahme in die lutherische Kirchengemeinschaft, und als die Pastoren auch damals noch nicht solcher Bitte nachkommen wollten, sondern zur Geduld mahnten, da machten die Leute ihnen öffentlich den Vorwurf, daß sie keine guten Hirten seien, da sie sich der verlorenen Schafe nicht erbarmten — daß sie sich durch Menschenfurcht abhalten ließen, Gottes Werk zu treiben — daß sie wohl andere mahnten, den Nächsten wie sich selbst zu lieben, aber selbst solche Liebe nicht übten usw. usw. Und in ihrer Verzweiflung griffen diese armen Leute nun zur Selbsthilfe. Mit den russischen Priestern wollten sie nichts mehr zu tun haben; so ließen sie ihre neugebornen

Digitized by Google

Kinder auch nicht mehr von diesen taufen, sondern tauften sie selbst[1]). Die gemischten Brautpaare schlossen wilde Ehen, damit sie nicht genötigt waren, das Reversale zu unterschreiben, laut welchem sie gelobten, ihre in der Ehe geborenen Kinder nicht nur nach russischem Ritus taufen zu lassen, sondern diese auch im russischen Glauben zu erziehen — und ersetzten den kirchlichen Trauungsakt durch eine häusliche Andacht oder kamen, wenn lutherische Paare in der Kirche getraut wurden, auf den Altarchor, hörten die Traurede an, sprachen mit den andern zusammen ihr „Ja!“ und wechselten dann unter sich selbst die Ringe. Diese armen Leute mischten sich ferner bei Gemeindekommunionen unter die hunderte von lutherischen Kommunikanten, arripierten derart heimlich das heilige Abendmahl und betonten dann den Predigern gegenüber, daß sie nun doch mit der lutherischen Gemeinde in Abendmahlsgemeinschaft getreten und daher Glieder derselben seien. Und so kam es durch die Häufung solcher und ähnlicher Vorkommnisse dahin, daß die kirchliche Ordnung sich selbst unter den lutherischen Gemeindegliedern immer mehr und mehr zu lockern begann, und um dem zu steuern, gab es kein anderes Mittel, als nur das eine, daß die Pastoren die Hilfesuchenden regelrecht bedienten.

Im Mai 1865 eröffnete der Generalgouverneur dem livländischen Konsistorium, daß laut konsidentiellem Erlaß des Kaisers Alexander II. die russischen Priester der Ostseeprovinzen hinfort nicht mehr berechtigt seien, von gemischten Brautpaaren vor der Trauung das Unterschreiben des „Reversals“ zu verlangen, und daß die aus neu geschlossenen Mischehen stammenden Kinder fortab auf Wunsch der Eltern nach lutherischem Ritus getauft werden dürfen; — das aber war doch nur ein Palliativmittel, das den bereits unter dem Joche der russischen Kirche Leidenden in keiner Weise Erleichterung brachte, sondern höchstens nur den in Zukunft geborenen Kindern helfen konnte. Zudem kümmerten die russischen Priester sich noch durch mehrere Jahre nicht im geringsten um diesen Erlaß des Kaisers, sondern verlangten nach wie vor unter Hinweis auf das vom Kaiser nicht aufgehobene Gesetz von allen gemischten Brautpaaren die Unterzeichnung des Reversals. — Da entschlossen sich im Oktober 1865 zwei Pastoren, sich der unglücklichen Leute zu erbarmen und diejenigen von ihnen amtlich zu bedienen, die darum baten; sie konnten das aber nur kurze Zeit tun, denn bereits im Dezember desselben Jahres suchte der Chef der geheimen Polizei sie in ihren Pfarren auf, um sich im Auftrage des Generalgouverneurs[2]) über die Angelegenheit zu informieren, und das livländische Konsistorium — wohl um die beiden Pastoren vor härterer Strafe zu bewahren — suspendierte im März 1866 den Pastor Manrach für ein ganzes und Pastor Mickwitz für ein halbes Jahr vom Amte. — Nun hörte man in der Öffentlichkeit zunächst nichts von weiteren Rücktritten zur lutherischen Kirche. — Es fehlt in der Natur zum Beginn des Frühlings nicht an Kälte und Unwetter, die die Entwicklung der zu neuem Leben erwachten Pflanzen scheinbar hindern, aber — es wird dennoch Frühling! So bewirkte das öffentliche Auftreten der beiden Pastoren gegen den Gewissenszwang trotz ihres Martyriums, daß so und so viele andere, die bisher noch geschwankt hatten, sich nun entschlossen, auch ihrerseits das gleiche zu tun.

Die über die damaligen Zustände in Livland nicht Orientierten könnten die Frage aufwerfen, ob die livländischen Pastoren, da das neue, unter Kaiser Nikolaus I. den Provinzen oktroyierte Kirchengesetz das verbot, wirklich mit gutem

[1]) Infolge der großen räumlichen Ausdehnung der Parochien kamen in Livland sehr häufig sogen. Nottaufen vor, die laut gesetzlicher Vorschrift von den Pastoren ins Taufregister eingetragen werden mußten. — [2]) Der Generalgouverneur war Graf Peter Schuwalow, der Gendarmeriechef Obrist Andrejanoff; beide hochachtungswerte Persönlichkeiten.

Digitized by Google

Gewissen die armen Betrogenen und deren damals bereits zu großem Teile erwachsenen Kinder amtlich bedienen konnten. Da ich persönlich das ebenfalls getan habe, verzichte ich darauf, die uns zu solchem Tun zwingenden Gründe aufzuführen, sondern berufe mich vielmehr auf das Urteil eines Gliedes der russischen Gegenpartei und zwar wiederum des russischen Reichskanzlers Fürsten Gortschakow. In einem Schreiben an den russischen Gesandten in Berlin, Herrn von Oubril, schreibt der Fürst: „Es ist kein Zweifel, daß diese Bewegung durch die lutherische Geistlichkeit und die Gutsbesitzer hervorgerufen ist[1]). Damals hat sich die Regierung, gestützt auf mit dem Zeitgeiste vereinbarte[2])Gesetze, öffentlich gegen diese Bewegung erklärt und hat versucht, zum Schlechten beeinflußt durch die russische Geistlichkeit, mit Gewalt den Vorrang der orthodoxen Kirche aufrecht zu erhalten. Die Bevölkerung, nicht wissend, welche Haltung sie einnehmen solle, hat sich mit ihrem, wie sie es nennt, traurigen Schicksale zufrieden gegeben, aber zu einem energischen Mittel gegriffen[3]). Die um die Zukunft ihrer Kinder besorgten Eltern beschlossen, diese nicht fürderhin in der russischen Religion taufen zu lassen, sondern in dieser Beziehung die Hilfe der lutherischen Geistlichen in Anspruch zu nehmen. Diese, durch ihren Eid gebunden und die Folgen einer so offenen Gesetzesverletzung fürchtend, mußten allerdings sehr gegen ihre eigene Überzeugung die Tauffeier versagen; aber sie[4]) wandten die sogenannte „Nottaufe" an, ein Mißbrauch[5]), welcher mehr und mehr eine größere Verbreitung annimmt. Andererseits haben die im orthodoxen Glauben getauften und erzogenen Kinder, als sie reif für die Konfirmation waren, die Solidarität mit ihren Eltern aufgegeben und den orthodoxen Glauben verlassen[6]). Ich sagte aber bereits, daß die Regierung dieser Sachlage Gewalt entgegensetzte. Der Generalgouverneur[7]), selbst deutsch und lutherisch, beeilte sich, etwaige Mißbilligung der Regierung befürchtend, allen Forderungen der russischen Geistlichkeit nachzukommen; die Polizei begann, den Eltern ihre nicht rechtmäßig getauften Kinder mit Gewalt zu entreißen, sie orthodoxen Priestern zuzuführen, und die Eltern, wenn sie sich widerspenstig zeigten, den Gerichten zu übergeben. Dies war in der Tat der Anfang einer religiösen Verfolgung, die Gedanken über Märtyrertum aufkommen lassen und die Tätigkeit der lutherischen Geistlichkeit neu beleben mußte, welche nicht ihre Absicht verheimlichte, ihre Fahne zu erheben zur Verteidigung des gefährdeten Glaubens."

Daß die livländischen Pastoren nicht leichtfertig handelten, sondern vielmehr durch ihr Gewissen und die Verhältnisse geradezu gezwungen wurden, auch an solchen zu amtieren, die, trotzdem sie mit der russischen Kirche nichts zu tun haben wollten, doch äußerlich an sie gekettet waren, ergibt sich aus folgenden Tatsachen.

[1]) Die Legende der russischen Geistlichkeit! Vergl. auch Seite 11 Bobrinskis eigenes Urteil! — [2]) Es liegt wohl ein Druckfehler vor und muß heißen: „unvereinbare". Der ganze Zusammenhang weist auf einen solchen hin. — [3]) Welch ein Widerspruch! Die Leute sind zufrieden, greifen aber zu energischen Mitteln. — [4]) Gortschakow schämt sich der herrschenden Zustände und sucht sie — so auch hier — durch unwahre Behauptungen zu verschleiern. Nicht die Pastoren, sondern die Eltern der Kinder wandten die Nottaufe an. — [5]) Wohl kaum „Mißbrauch"! Seelennot wiegt beim Christen schwerer als körperliches Leiden. — [6]) Auch hier sind die wirklichen Verhältnisse völlig entstellt! Wohl waren diese Leute nach russischem Ritus getauft, aber durchaus nicht im „orthodoxen" Glauben „erzogen", denn die Eltern wußten von diesem Glauben nichts, und die Priester kümmerten sich gar nicht um das Seelenheil ihrer Gemeindeglieder. Auch das trifft nicht zu, daß „die Kinder die Solidarität mit ihren Eltern aufgaben"; vielmehr verlangten Eltern und Kinder darnach, in die lutherische Kirchengemeinschaft aufgenommen zu werden. — [7]) Baron Lieven, ein sonst gutgesinnter Mann, aber voll Menschenfurcht.

Digitized by Google

Als ich im Sommer 1868 als Kandidat der Propstsynode des Rigaer Landkreises beiwohnte, amtierten von den dortigen 18 Pastoren nur drei an den sogenannten „Griechen", die andern gaben wohl ganz unbedingt die entsetzliche Seelennot derselben zu, hatten aber noch Gewissensbedenken, — und als ich im Frühling 1870 in demselben Propstbezirke ein Pfarramt übernahm, amtierten bereits sämtliche dortigen Pastoren an derartigen Leuten und erklärten, es sei auch für sie ganz unmöglich gewesen, den Armen die amtliche Bedienung und pastorale Pflege zu verweigern. Und wie gewaltig die Rückströmung war, kann man wiederum daraus entnehmen, daß ich in meiner ersten kleineren Gemeinde, in der ungefähr 2500 Lutheraner und über 1000 sogenannte „Griechen" lebten, in den sieben Jahren meiner dortigen Wirksamkeit mit Ausnahme von im ganzen sieben aus rein „griechischen" Ehen stammenden Kindern sämtliche neugeborenen Kinder getauft habe, und man rechnete damals in Livland auf je 1000 Gemeindeglieder durchschnittlich 30 Geburten für das Jahr, — ferner daraus, daß die Konfirmandenlehre[1]) auch von älteren, ja, sogar von ganz alten, weißhaarigen Leuten (Männern und Frauen) besucht wurde, — und endlich daraus, daß sowohl in meiner ersten, wie auch in meiner zweiten, weit größeren Gemeinde (ungefähr 7000 Lutheraner) Abgesandte der zur russischen Kirche angeschriebenen Letten zu mir kamen und mich baten, den älteren Leuten den Besuch der Konfirmandenlehre zu erlassen, da, falls ich das bewillige, sämtliche „Griechen" mit einemmal zur lutherischen Kirche zurückkehren würden[2]). — Es stand eben in Wirklichkeit so, wie Graf Bobrinski bereits im Jahre 1864 dem Kaiser Alexander II. berichtet hatte: „Alle russischen Geistlichen, welche ich zu sprechen Gelegenheit hatte, bekennen vollständig, daß bei Gewährung der Bekenntnisfreiheit an einen jeden höchstens ein unbedeutender Teil der Bekehrten der Rechtgläubigkeit treu geblieben sein würde."[3])

Die russischen Priester suchten nun dem massenhaften Übertritt der zu ihren Gemeinden angeschriebenen Letten und Esten zur lutherischen Kirche dadurch zu steuern, daß sie, sich auf die Legende der „Agitation" der Pastoren stützend, diese auf widergesetzliches Amtieren an Gliedern der russischen Staatskirche verklagten; das livländische Konsistorium aber, wenn es auch genötigt war, von uns Verklagten einen genauen Bericht über jeden einzelnen in den Anklagen erwähnten Fall einzufordern, erklärte der Regierung in eingehend motiviertem offiziellem Schreiben, daß es sich außerstande sehe, uns für solch unser Tun zu verurteilen, und — auf Befehl des Kaisers Alexander II. wurden alle diese Klagesachen niedergeschlagen. — Jetzt herrschte für ein Jahrzehnt Ruhe, freilich nur Ruhe vor dem Sturm! Anstatt auch nur im geringsten für das Seelenheil der Leute zu sorgen, war ein großer Teil der russischen Priester fortab nur darauf bedacht, die Letten und Esten gegen deren „Unterdrücker" — so nannten die Priester nun alle Deutschen

[1]) Die Konfirmandenlehre dauerte meist drei Wochen. Alle, die an einer solchen Lehre teilnahmen, zogen für diese Zeit in das im Pfarrhof gelegene „Konfirmandenhaus", um dort in 6 bis 7 Stunden täglich vom Pastor und Kantor in die lutherischen Glaubenslehren eingeführt zu werden. In den Freistunden standen sie unter Aufsicht eines Kirchenbeamten. Selbstverständlich wurden für die Jünglinge und für die Jungfrauen ganz gesonderte Lehren gehalten. Ihre Nahrungsmittel nahmen die Konfirmanden von Hause mit. — [2]) Selbstverständlich erklärte ich den Leuten, daß das nicht angehe, weil ich mich erst in Bezug auf jeden einzelnen davon überzeugen müsse, daß er nicht aus äußeren Gründen, sondern wirklich aus Gewissensnot nach Aufnahme in die lutherische Kirchengemeinschaft verlange, und weil sie selbst, ehe sie sich zum lutherischen Glauben bekennen könnten, erst die lutherischen Glaubenslehren kennen lernen müßten. — [3]) W. v. Bock, a. a. O., Seite 305.

Digitized by Google

— aufzuhetzen, und als Deutschland nach dem siegreichen Kriege 1870/71 die Abtretung der früheren deutschen Reichslande Elsaß und Lothringen durchsetzte, griffen die Panslawisten in der durch nichts begründeten Angst, daß das neuerstandene Deutsche Reich bei sich bietender Gelegenheit auch die einst zu demselben gehörig gewesenen baltischen Provinzen von Rußland zurückfordern könnte, zu dem gleichen Mittel, ohne es zu bedenken, daß sie durch Wecken der rohen Volksinstinkte und durch Untergraben aller Autorität in den Ostseeprovinzen nicht nur schon an sich den russischen Staat schädigten, weil diese Provinzen — außer Finnland — dessen einzige Gebiete waren, in denen es eine unbestechliche Justiz gab, und überhaupt in jeder Beziehung Ordnung herrschte, sondern daß sie zudem durch ihre Hetzarbeit dem im Innern Rußlands bereits weitverbreiteten Nihilismus den Weg für dessen den Staat mehr und mehr zerrüttende Tätigkeit bahnten.

Verschiedene begabte lettische und estnische Jünglinge, die in Moskau studierten, wurden nicht nur durch Erteilung von Stipendien unterstützt, sondern von den dortigen Panslawisten in die Mache genommen, und es wurde ihnen immer aufs neue vorgehalten, daß, sobald erst der auf der „Urbevölkerung“[1]) lastende Druck der deutschen Letten gebrochen worden sei, die lettische sowie die estnische „Nation“[2]) unter Rußlands glorreichem Schutz selbständig dastehen werde. Dies Phantasiegebilde war nun für manche dieser geistig noch völlig unreifen jungen Leute allzuverlockend; Strebertum kam hinzu, und die böse Saat fing sofort zu wuchern an, als die jungen Leute — meist Juristen — sich in der Heimat niedergelassen hatten. Unterstützt und gehätschelt von dem russischen Gouverneur und andern gleichgesinnten Regierungsbeamten, bildete sich allmählich die sogenannte junglettische beziehungsweise jungestnische Partei, die bedingungslos gegen alles Deutsche ankämpfte und hetzte, obgleich es — auch das ist für diese Leute charakteristisch — völlig zutraf, was ein gebildeter Lette einst mir gegenüber aussprach, daß nur ein solcher Lette „Junglette“ sein könne, der bereits deutsch spreche[3]). — Und eben dieser in die Bevölkerung der baltischen Provinzen künstlich hineingebrachte Zwiespalt war es, auf den die Panslawisten ihre Hoffnung für die Zukunft gesetzt hatten, und ihr Sinnen und Trachten ging darauf, denselben möglichst zu erweitern, um daraufhin die Regierung gegen die deutschen „Unterdrücker“ einzunehmen. So kam es dahin, daß die Angriffe der jungnationalen Presse gegen die Deutschen, auch wenn sie sich auf grobe Lügen gründeten, vom russischen Zensor zum Druck zugelassen, die deutsche und die deutschfreundliche Presse aber selbst bei Beschränkung auf gemessenste Verteidigung von demselben Zensor vollständig geknebelt wurde. Eben durch diese jungnationale Presse wurde dann auch die Landbevölkerung mehr und mehr vergiftet, so daß ein ganzer Teil der letzteren selbst den unsinnigsten Gerüchten Glauben zu schenken begann, wie zum Beispiel dem Gerüchte, daß alles Land, sobald nur erst die deutschen Gutsbesitzer vertrieben worden seien, unter die Letten beziehungsweise die Esten verteilt werden solle[4]), und als

[1]) Das baltische Gebiet ist anfangs von Goten besiedelt gewesen; dann erst zogen finnisch-mongolische Stämme (Liven, Esten usw.) dorthin, und später siedelten sich zwischen diesen slawische Stämme (Letten) an. — [2]) Der Ausdruck „Nation“ paßt jedenfalls für diese kleinen Volkssplitterchen in keiner Weise. — [3]) Die Führer der in meiner Gemeinde wohnhaften Jungletten verlangten aus dem Grunde z. B. von mir, ich solle dafür Sorge tragen, daß ihre Kinder in der höheren Volksschule durchweg in allen Fächern in deutscher Sprache unterrichtet werden. — [4]) Als der Senator Manassein Livland revidierte, bezeichneten verschiedene Letten in einem zur Parochie Uxküll gehörigen Landgebiete bereits durch eingeschlagene Pfähle diejenigen Gutsländereien, die sie bei der bevorstehenden Teilung für sich beanspruchen wollten.

Digitized by Google

die lutherischen Pastoren gegen solchen Unsinn und gegen die überhandnehmende Auflehnung gegen jede Autorität Front machten, begannen die Jungnationalen in ihrer Tagespresse die Hetze auch gegen diese. Die Leute waren eben wie mit Blindheit geschlagen. Daß sie, ihren eigenen Volksgenossen zum Verderben, nur Werkzeuge in der Hand der Panslawisten waren, wollten sie nicht wahr haben und träumten immer nur von einem selbständigen lettischen, beziehungsweise estnischen Staatswesen. Da lief dem Hetzredakteur der in Riga mit Unterstützung der Regierungskreise erscheinenden russischen Zeitung einmal die Galle über, und er offenbarte in einem von Hohn strotzenden Artikel die wahren Gedanken der Panslawisten, nämlich daß, sobald nur erst die Deutschen aus ihrer prävalierenden Stellung verdrängt worden seien, das ganze Land in kürzester Frist russisch werde. So und so vielen Träumern gingen nun freilich die Augen auf; aber — ein großer Teil der Letten und Esten blieb nach wie vor verblendet und träumte weiter[1]).

Im Jahre 1881 hatte Alexander III. den Thron bestiegen. Gleich seinem Großvater Nikolaus I. despotisch gesinnt, dabei aber vielfach von Pobedonoszew[2]),

[1]) Hauptsächlich dieser Hetzarbeit der Panslawisten hat der russische Staat die revolutionäre Erhebung der Letten und Esten im Jahre 1905 zu danken. Die namentlich in Süddeutschland sich vielfach findende Ansicht, daß diese Revolution sich einzig und allein gegen die Balten deutscher Nationalität gerichtet habe, ist nicht richtig. Der allergrößte Teil der lettischen und estnischen Landbesitzer und Landpächter, sowie auch ein großer Teil der Landarbeiter hat sich an der Revolution überhaupt nicht beteiligt. Die von reichsdeutschen Sozialdemokraten allmählich gezüchteten „Genossen" erhoben sich, unterstützt von sogenannten Jungletten, sowie von revolutionär gesinnten Russen, Polen und Littauern gegen die russische Regierung, wie das klar hervorgeht aus dem Vernichten der sogenannten „Gerichtsspiegel", dem Zerschneiden der Kaiserbilder und namentlich der Proklamierung der „Republik". Wie mir von zuverlässiger Seite mitgeteilt wurde, haben die lettischen und estnischen Revolutionäre erst dann Gutsgebäude angezündet und andere Schandtaten an Deutschen begangen, als sie erkannten, daß die Deutschen der russischen Regierung die Treue hielten. — [2]) Als Pobedonoszew auf Verfügung des Kaisers Nikolaus II. seines Amtes als Oberprokureur des Synods und Mitglied des Ministerkomitees enthoben wurde, wurde das allgemein mit großer Freude begrüßt. Die „Nowosti" äußerten z. B diesbezüglich: 25 Jahre hat Pobedonoszew die Freiheit des russischen Volkes in Fesseln geschlagen, 25 Jahre lang hat er Rußland auf der Bahn der Rechtslosigkeit, Unbildung und Armut geführt. Er war stets ein Verteidiger des auf Vergewaltigung, Willkür nnd Unduldsamkeit gegründeten Regierungssystems. Er hat Rußland bis zur Bettelarmut, zum Hunger, zur Schmach, die es bei Tschuschima erlitten, zu den blutigen Schrecken der letzten Tage geführt usw. — Ähnliche Vorwürfe wurden ihm auch von den anderen russischen Tagesblättern gemacht. Die „Pet. Ztg." brachte einen längeren Artikel, der folgendermaßen schließt: „Alles, was nicht russisch und nicht orthodox war oder nicht auf die Autokratie schwor, wurde verfolgt mit Mitteln, wie sie nur ein Torquemada oder ein — Pobedonoszew in der Richtung eines teuflisch anschlägigen Geistes ersinnen konnte. In Summa läßt sich sagen, daß alle Knebelung freien Denkens, alle Entmündigung und alle Bedrückung, welchen Namen sie auch führen mag, auf Pobedonoszew als auf den geistigen Vater zurückzuführen ist. Ein Dämon der Finsternis, legte er sich auf das geistige Rußland und folterte es, bis es nun in unerträglichem Schmerze sich aufraffte und die Fesseln sprengte. Der hochgebildete Mann, der geistvolle Jurist und bezirckende Gesellschafter hat ein ganzes langes Menschenleben hindurch die ungewöhnlichen Gaben seines Geistes benutzt, um den Geist anderer Menschen mit einer unerhörten Grausamkeit zu knechten. Die Spur seiner Erdentage wird nicht vergehen; Pobedoneszew wird stets neben denen genannt werden, deren Namen der Geschichte bereits angehören als die der größten Bedrücker der Menschheit. Das ist die Frucht eines Lebens, das in 78 Jahren nichts schuf, sondern unendlich viel zerbrach."

Digitized by Google

seinem einstmaligen Lehrer und damaligem Oberprokureur des „heiligen" Synods beeinflußt, hatte er nicht das geringste Verständnis für die Zeitverhältnisse und deren Erfordernisse.. Die Ermordung seines Vaters Alexander II. bestärkte ihn in seiner vorgefaßten Meinung, daß Nachgiebigkeit gegenüber den Wünschen des Volkes stets schädlich wirkte; so stützte er sich, da er unter den durchweg reaktionär gesinnten Panslawisten allezeit gefügige Werkzeuge für seine eigenen Pläne fand, hauptsächlich auf diese, denen schon Alexander II. in seiner letzten Regierungszeit vielfach nachgegeben hatte (zum Beispiel betreffend Einführung der russischen Städteordnung in den baltischen Provinzen); das Ziel aber dieser nunmehrigen Koalition der Staatsgewalt, der Panslawisten und des „heiligen" Synods war, alle Untertanen nichtrussischer Nationalität zu russifizieren und zu gräzisieren.

Als erstes diesbezügliches Arbeitsfeld wurden die baltischen Provinzen ausersehen, und zunächst die Russifizierung des dortigen Volksschulwesens in Angriff genommen, das dank der andauernden und weitgehenden Förderung seitens der Ritterschaften und der selbstlosen und treuen Arbeit der lutherischen Pastoren in hoher Blüte stand. Da dasselbe, den provinziellen Verhältnissen entsprechend, ganz anders geartet war, als das Volksschulwesen in Deutschland, und seitens der Panslawisten zudem die kühne Behauptung aufgestellt worden ist, daß einzig und allein die russische Regierung, nicht aber die Deutschen, auf die Schulbildung der Letten und Esten bedacht gewesen sei, erscheint eine, wenn auch kurze Schilderung geboten, wie es vor Beginn der Russifizierung zum Beispiel in Livland geordnet war.

Bis zum vollendeten zehnten Lebensjahre genossen die Kinder der Landbevölkerung häuslichen Unterricht und mußten in dieser Zeit von ihren Müttern soweit gefördert werden, daß sie fließend und mit Verständnis lesen konnten; sie hatten ferner nach einem eigens für den Zweck verfaßten kleinen Buche etwas biblische Geschichte, mindestens das erste Hauptstück des kleinen Katechismus, das kleine Einmaleins und — die Letten und Esten sind sehr musikalisch veranlagt — einige Choralmelodien zu lernen. Zweimal jährlich — im Frühling und im Herbst — mußten die Mütter sich mit den von ihnen zu unterrichtenden Kindern, falls die Eltern ein Strafgeld in die Gebietsschulkasse vermeiden wollten, an einem vom Pastor inmitten des betreffenden Bezirks angewiesenen Orte versammeln, damit der Pastor als Ortsschulinspektor die Kenntnisse der Kinder prüfen, das im nächsten Halbjahr zu erledigende Pensum angeben und die Mütter betreffs der Art des Unterrichtens beraten beziehungsweise falls sie ihre Pflicht nicht erfüllt hatten, ermahnen konnte. Diejenigen Kinder, die am 1. Oktober in die untere Volksschule, die sogenannte Gebietsschule, eintreten mußten, wurden 5 bis 6 Wochen vorher nochmals auf ihre Kenntnisse geprüft und mußten, falls diese nicht genügten, auf Kosten der Eltern die sogenannte Strafschule besuchen, bis sie das Notwendige gelernt hatten. — Vielleicht wird mancher, der auf eine bestimmte Methode schwört, über eine derartige Reglung des Anfangsunterrichts spöttisch lächeln, und es ist von vornherein zuzugeben, daß dieser „häusliche" Unterricht für die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands in keiner Weise paßt; aber die Verhältnisse lagen in Livland etwas anders, und diese Art Unterricht hat sich dort in jeder Beziehung als überaus segensreich bewährt und zwar nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Eltern, da diese nun mit regstem Interesse auch die weitere Ausbildung ihrer Kinder verfolgten und unterstützten.

Da es im lettischen Teile Livlands keine Dörfer, sondern nur Einzelhöfe gab, und die einzelnen Landgebiete sich räumlich weit ausdehnten, waren die luthe-

Digitized by Google

rischen Gebietsschulen[1]) Internate, und nur den in nächster Nähe des Schulhauses wohnenden Kindern war es mit Genehmigung des Lehrers — bei mehrklassigen Schulen des Hauptlehrers — gestattet, nach Schluß des Unterrichts nach Hause zu gehen, alle übrigen blieben vom Sonntag abend bis Sonnabend mittag im Schulgebäude, in welchem sich um deswillen auch für die Knaben und Mädchen selbstverständlich voneinander völlig geschiedene, große Schlafräume befanden. Der Unterricht in den lutherischen Gebietsschulen dauerte 3 bis 4 Winter (Anfang Oktober bis Mitte April); im Sommer mußten die Schulkinder sich außerdem in jedem Monate für 1 bis 2 Tage zur Repetition versammeln. Der Lehrplan umfaßte den Unterricht in der Religion, im Lesen, Schön- und Rechtschreiben, Rechnen, Gesang und Turnen, außerdem für die obere Abteilung in der Geographie, sowie für die Knaben in der russischen und für die Mädchen in der deutschen Sprache. Die Unterrichtssprache war im lettischen Teile Livlands die lettische, im estnischen die estnische. Der Schulbesuch war obligatorisch; Schulgeld wurde nicht erhoben; für unentschuldigte Schulversäumnisse der Kinder mußten aber die Eltern dem vom Schulkonvente erwählten Schulältesten ein bestimmtes Strafgeld zahlen, das in die Gebietsschulkasse floß. — Die aus den Gebietsschulen nach beendetem Kursus entlassenen Kinder mußten ferner bis zum Eintritt in die Konfirmationslehre) jährlich 3½ bis 4 Wochen die Schule besuchen behufs Wiederholung des früher gelernten, und nur diejenigen waren davon befreit, die in die höhere Volksschule, die sogenannte „Parochialschule", eintraten.

Die Parochialschule war im Grunde genommen eine Kirchenschule, und der Parochiallehrer daher zugleich Küster und Organist, der als solcher sein Gehalt aus den der Küsterei in alter Zeit zugeteilten kirchlichen Ländereien bezog, während er als Lehrer nur das Anrecht auf das von den Eltern der Parochialschüler zu zahlende normierte Schulgeld hatte. Die Gebäude mußten, da sie der Kirchengemeinde gehörten, auch von dieser instandgehalten werden. Diejenigen Knaben, die in die Parochialschule eintreten wollten, hatten sich vorher einer Prüfung in allen den Fächern zu unterwerfen, die für den Unterricht in den Gebietsschulen obligatorisch waren, und fanden nur dann Aufnahme, wenn sie in denselben gute Kenntnisse nachwiesen. — Der Lehrplan sah einen dreijährigen Unterricht vor, der nur durch die Ferien unterbrochen wurde. Unterrichtsfächer waren: Religion, lettische, russische und deutsche Sprache, Rechtschreibung und Aufsatz, Geographie, Weltgeschichte, Naturgeschichte, Rechnen, Geometrie, Zeichnen, Gesang und Turnen. Das Ziel des Unterrichts war, die Schüler so weit zu fördern, daß diese nach beendetem Kursus die Aufnahmeprüfung in die städtische Kreisschule beziehungsweise ins Gymnasium bestehen konnten.

Als die Russifizierung der livländischen Volksschule ihren Anfang nahm, waren nicht nur an sämtlichen Parochialschulen, sondern auch bereits an vielen Gebietsschulen seminaristisch gebildete Lehrer angestellt. — Im Jahre 1839 hatte der spätere Bischof Ferdinand Walter in Wolmar, wo er damals Pastor war, ein

[1]) Erbauung und Instandhaltung der betreffenden Gebäude, sowie Zahlung des Lehrergehalts lag laut Gesetz den betreffenden Bauerngemeinden ob; in Wirklichkeit aber halfen die allermeisten Großgrundbesitzer diesen in weitgehendem Maße durch Landdotation, durch Erbauung der Schulhäuser bezw. kostenlose Lieferung des nötigen Baumaterials usw [2]) Das vollendete 16. Lebensjahr war vom Gesetz als frühestes Alter vorgesehen, doch meldeten sich die meisten erst im Alter von 17 oder 18 Jahren. Vorbedingung der Aufnahme war verständnisvolles Lesen und Nachweis der nötigen Vorkenntnisse in der Religion.

Digitized by Google

kleines Lehrerseminar errichtet und bei der Regierung um Bestätigung desselben nachgesucht. Als diese verweigert wurde, übernahm die livländische Ritterschaft dasselbe als „Küsterschule" und führte diese dann im Jahre 1849 nach Walk über. Von der Zeit ab wurden die Zöglinge sowohl für das Küster- wie für das Parochiallehreramt vorgebildet. Im Jahre 1871 gründete die Ritterschaft dann noch in Walk ein lettisches und im Jahre 1873 in Dorpat ein estnisches Gebietslehrerseminar.

Die Aufsicht über sämtliche lutherische Volksschulen eines Pfarrbezirks lag dem Pastor als Ortsschulinspektor ob.

Am 28. November 1885 wurden die baltischen Volksschulen und am 19. Februar 1886 die Lehrerseminare dem Ministerium der Volksaufklärung unterstellt und zugleich befohlen, daß in den Parochialschulen und der oberen Abteilung der Gebietsschulen aller Unterricht (mit Ausnahme des Religionsunterrichts) in russischer Sprache zu erteilen sei; in den unteren Abteilungen der Gebietsschulen sollte die lettische beziehungsweise estnische Unterrichtssprache noch „nach Bedürfnis" gestattet bleiben. Ferner wurde die Schulaufsicht und die Revision der Schulen russischen Inspektoren übertragen, und diesen die weitgehendsten Rechte (auch den Lehrern gegenüber) erteilt. Infolgedessen legten die Pastoren ihr Amt als Ortsschulinspektoren nieder und die Ritterschaft verfügte, da alles Protestieren gegen diese Rechtsverletzungen erfolglos blieb, im Jahre 1887 die Schließung aller von ihr begründeten Lehrerseminare. Auch die Aufhebung der provinziellen Schulbehörden wurde ins Auge gefaßt, konnte aber nicht durchgeführt werden, da die Regierung dieselbe nicht gestattete; die Ober- und jede Kreislandschulbehörde mußte vielmehr je einen Russen als Mitglied in ihren Bestand aufnehmen. Und nun begannen die russischen Inspektoren ihre Arbeit. Sehr bald wurde von ihnen die Einführung der russischen Unterrichtssprache auch in den unteren Abteilungen der Gebietsschulen erzwungen; die meisten früheren, tüchtigen Lehrer wurden unter irgendwelchen Vorwänden ihres Amtes entsetzt, und irgendwelche „russisch sprechende" Personen (selbst 19jährige) als Lehrer angestellt, die weder ihren Kenntnissen, noch ihrem Charakter nach geeignet waren, dies verantwortungsvolle Amt zu bekleiden. Die Folge war, daß das in den Ostseeprovinzen blühende lutherische Volksschulwesen in kurzer Zeit zugrundegerichtet wurde. Ein derartiger Unterricht konnte nur den einen Erfolg haben, daß das moralische Niveau der Schüler immer tiefer sank; der Schulbesuch der Kinder wurde ein überaus unregelmäßiger; während es früher in den baltischen Provinzen fast keine Analphabeten gab, mehrten sich diese in erschreckender Weise, und mit dem Niedergange des Schulunterrichts verloren die Eltern auch das frühere Interesse an dem von ihnen zu erteilenden Hausunterricht.

Ebensowenig wie um das Volksschulwesen hatte die russische Regierung sich in den baltischen Provinzen um Neuerrichtung von Mittelschulen gekümmert und sich nur auf Erhaltung der wenigen in schwedischer Zeit gegründeten beschränkt; die Ritterschaften und Stadtverwaltungen aber hatten auch auf diesem Gebiete aus eigenen Mitteln und mit großer Opferwilligkeit Neues geschaffen. Als Alexander III. sein Zerstörungswerk begann, gab es in den drei Provinzen bereits 13 klassische Gymnasien, so und so viele Realgymnasien, Kreis- und Elementarschulen, außerdem eine Menge sehr guter höherer und niederer Privatschulen für Knaben und Mädchen, und „mindestens 600 Lehrkräfte wirkten im Dienste der Jugend auf dem Boden protestantischen Geistes und humanistischer Bildung". — Am 10. April 1887 wurde nun befohlen, im Laufe einiger Jahre in allen Schulen des Dorpater

Digitized by Google

Lehrbezirks die russische Unterrichtssprache einzuführen, und dieser Befehl wurde bald auch auf sämtliche Privatschulen ausgedehnt. Als die Stadt Riga daraufhin das von ihr gegründete und erhaltene Gymnasium schließen wollte, wurde das nicht gestattet, weil „Städte die einmal von ihnen für Schulzwecke angewiesenen Summen nicht zurückziehen dürften"; die Ritterschaften aber schlossen im Jahre 1892 ihre Treffliches leistenden Gymnasien (Birkenruhe, Fellin, Goldingen, Reval). Als dann nach einiger Zeit bei dem Kurator über die bei der Jugend einreißende Unbildung Vorstellungen erhoben wurden, soll er die Beschwerdeführenden damit getröstet haben, daß die deutschen Balten den Russen an Bildung um etwa 50 Jahre voraus seien und ein Rückgang daher nicht schade.

An Hochschulen gab es in den Provinzen das von der Stadt Riga und den drei Ritterschaften in dieser Stadt im Jahre 1869 begründete Polytechnikum und die Universität Dorpat. Bereits im Jahre 1632 war diese vom König Gustav Adolf gegründet, und ihre Existenz durch Schenkung reicher Landgüter in Ingermanland gesichert worden; sie wurde aber mit gleichzeitigem Verluste dieses Landbesitzes gleich nach der 1656 erfolgten Eroberung der Stadt durch die Russen aufgelöst. Durch das ganze 18. Jahrhundert hatten die Ritterschaften sich vergeblich um Errichtung einer Universität bemüht; erst Kaiser Paul bewilligte 1798 das diesbezüglich erneuerte Gesuch und schenkte zugleich ein größeres Landareal. Am 21. April 1802 wurde die Universität feierlich eröffnet, aber bereits im Dezember desselben Jahres aus einem ritterschaftlichen in ein staatliches Institut umgewandelt mit der Bestimmung, sie solle „zum allgemeinen Besten des russischen Reichs, besonders aber der Provinzen Liv-, Est- und Kurland" dienen. — Am 4. Februar 1889 wurde auf Befehl des Kaisers Alexander III. als erste die juristische Fakultät reorganisiert, unter Hinweis auf die bevorstehende Justizreform das Russische für einige Fächer zur Unterrichtssprache erhoben, und — ebenso wie bei den Universitäten im Innern Rußlands — die die eingehende wissenschaftliche Arbeit der Studierenden ungemein schädigende Einteilung des Studiums in Jahreskurse verfügt. Einige Monate nachher wurde der Universität die eigene Gerichtsbarkeit und zu Ende des Jahres dem Konseil das Recht genommen, den Rektor, die Dekane und die Professoren zu wählen, und zugleich dann auch befohlen, daß für alle Fakultäten mit Ausnahme der theologischen nur solche Professoren ernannt werden sollen, die sich von vorne herein verpflichten, ihre Vorlesungen in russischer Sprache zu halten. — Welche Wirkung das alles übte, ist daraus ersichtlich, daß binnen 12 Jahren die Zahl der im Lande vorhandenen humanistisch gebildeten Lehrkräfte um über 60 Prozent, die der aus den Ostseeprovinzen gebürtigen Studenten in Dorpat um 65 Prozent, die Zahl der aus der gebildeten deutschen Bevölkerung stammenden Gymnasiallehrer um mindestens 80 Prozent sank. Auf ein noch tieferes Niveau wurde die Universität dann dadurch herabgedrückt, daß — um die Zahl der Studierenden zu mehren — die durchaus ungenügend vorgebildeten Zöglinge der russischen Priesterseminare und die wegen Verdachts nihilistischer Anschauungen vom Besuch der innerrussischen Universitäten ausgeschlossenen Studenten das Recht erhielten, sich in Jurjew — so hieß das frühere Dorpat jetzt offiziell — immatrikulieren zu lassen.

Beinahe gleichzeitig mit der Russifizierung der Schulen und der Universität wurde unter völliger Nichtbeachtung der seit den sechziger Jahren von den Balten bezüglich einer vorzunehmenden Justizreform gemachten Vorschläge das Rechtswesen dieser Provinzen durch Einführung des russischen Polizeisystems

Digitized by Google

(1888) und der allgemeinen russischen Gerichtsordnung (1889) geändert. Als Richter wurden fortab ausschließlich Russen angestellt[1]), die vom allerhöchst bestätigten und noch weiter inkraftbleibenden Provinzialrechte nicht das geringste wußten. Die Verhandlungssprache bei allen Gerichten — nur die Bauerngerichte auf dem Lande waren ausgenommen — war die russische, und dadurch, daß die Verhandlungen nun meist mit Zuhilfenahme von (oft untauglichen) Dolmetschern geführt werden mußten, wurde die Rechtsprechung stark zum Nachteil der Angeklagten beeinflußt[2]).

Die zu der Zeit von der Regierung ins Auge gefaßte Gleichförmigkeit erforderte aber nicht nur die Russifizierung, sondern auch die Gräzisierung der in Rußland wohnenden Nichtrussen. Wie erwähnt, war während der Regierungszeit Alexanders II. dem nichts in den Weg gelegt worden, daß die Pastoren die zur lutherischen Kirche Zurückgekehrten und diejenigen, die das tun wollten, amtlich bedienten; nachdem aber Alexander III. zur Regierung gelangt war, zeigte es sich sehr bald, daß der lutherischen Kirche eine neue Glaubensverfolgung bevorstand. Daß die römisch-katholische Kirche Livlands (Geistlichkeit und Gemeindeglieder) seitens der russischen Regierung nicht den gleichen Verfolgungen und Bedrückungen wie die evangelische ausgesetzt gewesen ist, erklärt sich daraus, daß in Livland verhältnismäßig nur wenig Katholiken (ungefähr 34 000) leben. In anderen Landesteilen, in denen die genannte Kirche, sozusagen die herrschende ist, wie zum Beispiel in Littauen und Polen, ist auch sie bekanntlich in brutalster Weise verfolgt und bedrückt worden.

1883 forderte der Minister des Innern, Graf Tolstoi, vom livländischen Konsistorium Bericht über das Verhalten von vier Pastoren, die Gliedern der russischen Staatskirche — in Wirklichkeit waren diese Leute zur lutherischen Kirche zurückgetreten — das heilige Abendmahl gespendet hätten, und trotzdem das Konsistorium bei der Darlegung der Angelegenheit die Rechtslage hervorhob und betonte, ließ der Minister durch den Gouverneur beim livländischen Hofgerichte beantragen, gegen diese vier Pastoren eine Untersuchung zu eröffnen, da dieselben nach Begehen eines „Kriminalverbrechens" ihren Gerichtsstand vor dem Kriminalgerichte und nicht vor dem Konsistorium hätten. Laut Gesetz hätte auch, wenn diese Anschuldigung der Wahrheit entsprochen hätte, das Konsistorium nach diesbezüglicher Aufforderung eines seiner Glieder zu den Gerichtsverhandlungen delegieren müssen, weigerte sich aber, das zu tun, da es sich nur um Amtshandlungen der Pastoren handle und die Angelegenheit laut den „gesetzlichen" Vorschriften einzig und allein vor sein Forum gehöre; dem Hofgerichte aber ging darauf die Weisung zu, daß die Anwesenheit eines Delegierten des Konsistoriums während der Voruntersuchung nicht erforderlich sei. Aber auch das Hofgericht seinerseits entschied, daß nur das Konsistorium in dieser Angelegenheit kompetent sei, und daß daher sämtliche Akten diesem zu übersenden seien, — und der Gouvernementsprokureur wandte sich daraufhin an das Kassationsdepartement des Senats mit dem Gesuche, diese Entscheidung des Hofgerichts aufzuheben.

Am 11. September 1884 wurde die livländische Provinzialsynode mit Rücksicht darauf, daß sie die fünfzigste war, besonders feierlich eröffnet. Aus allen Konsistorialbezirken des russischen Reichs waren Deputationen und sonstige Gäste er-

[1]) Bei Prozessen, in denen es sich um religiös-kirchliche Angelegenheiten handelte, mußten sämtliche Glieder des Richterkollegiums außerdem „orthodoxer" Konfession sein! — [2]) Seraphim, „Baltische Geschichte im Umriß."

Digitized by Google

schienen, und von allen Seiten trafen Segenswünsche ein; als ganz eigenartiger Festgruß aber ging der Synode die Nachricht zu, daß der Senat in der ihm seitens der Prokuratur unterlegten Angelegenheit der vier Pastoren dahin entschieden habe, daß sowohl die Abwendigmachung vom orthodoxen Glauben, wie auch die Annahme orthodoxer Personen zur Beichte und zum Abendmahl und ebenso die Trauung gemischter Paare — Verbrechen seien, die vor das Forum des Kriminalgerichts gehören, und daß das livländische Hofgericht daher verpflichtet sei, die diesbezügliche Untersuchung usw. vorzunehmen. Es war ein neuer Rechtsbruch; denn durch diese Entscheidung des Senats war das immer noch bestehende Gesetz, daß dem Konsistorium die Gerichtsbarkeit über solche Pastoren zustehe, die sich in amtlichen Angelegenheiten irgendwie vergingen, für nicht berücksichtigenswert erklärt und so gut wie aufgehoben.

Am 13. August 1885 befahl Kaiser Alexander III. unter Nichtbeachtung des konfidentiellen Erlasses seines Vaters vom Jahre 1865 (Seite 540), daß die Trauung gemischter Paare nur durch einen russischen Priester rechtsgültig vollzogen werden könne, und daß die Brautleute vor der Trauung wieder das Reversal zu unterschreiben, das heißt zu geloben haben, die in ihrer Ehe geborenen Kinder nach „orthodoxem" Ritus taufen zu lassen und im „orthodoxen" Glauben zu erziehen. — Die durch diesen kaiserlichen Befehl veranlaßte Mehrung der seitens russischer Priester gegen lutherische Pastoren erhobenen Anklagen wegen Amtierens an Orthodoxen, das heißt an zur lutherischen Kirche übergetretenen, sowie der kaiserliche Befehl an sich bewirkte, daß die Provinzialsynode des Jahres 1885 überaus zahlreich besucht war —nur einzelne wenige durch Krankheit oder dringende Amtsgeschäfte verhinderte Pastoren waren nicht gekommen — denn allen war es klar, daß man sich über das fernere Verhalten einigen müsse. Auf einer privaten Versammlung — die diesbezügliche Beratung konnte selbstverständlich nicht in einer Synodalsitzung stattfinden — erklärten sich alle an derselben Teilnehmenden damit einverstanden, vor allem eine Kommission zu wählen, die für eine später zu haltende, ebenfalls private Versammlung Vorschläge ausarbeiten solle. In diese Kommission wurden gewählt: Pastor Professor Hoerschelmann, Propst E. Kählbrandt, Pastor Vierhuff (alle drei sind bereits gestorben), Pastor H. Keußler und ich. Ich hatte für die Kommissionssitzung meiner persönlichen Anschauung entsprechende Vorschläge ausgearbeitet, die mit geringfügigen Änderungen von der Kommission einstimmig angenommen und dann einer aufs neue anberaumten privaten Versammlung, an der übrigens sämtliche in Walk anwesenden Pastoren teilnahmen, und die unter Vorsitz des lieben, von uns allen hochverehrten Generalsuperintendenten Girgensohn, stattfand, als Kommissionsbeschluß vorgelegt wurden. — Dieselben lauteten:

A. Die livländischen Pastoren erklären einhellig, daß sie sich für verpflichtet halten und entschlossen sind:

1. Bereits rezipierte Erwachsene auch ferner als volle Lutheraner anzusehen und zu behandeln. und die Kinder von in die lutherische Kirche rezipierten Eltern nach lutherischem Ritus zu taufen;

2. auch in Zukunft Kinder aus gemischten Ehen, die vor dem am 28. Juli 1885 erlassenen und im August c. a. vom livländischen Konsistorium promulgierten kaiserlichen Befehle ohne Reversal geschlossen sind, bei desfallsigem ausgesprochenem Wunsche der Eltern nach evangelisch-lutherischem Ritus zu taufen;

3. Kinder aus gemischten Ehen, die nach dem betreffenden Erlasse geschlossen sind, sowie auch Kinder aus rein griechischen Ehen hinfort nicht mehr zu taufen und die etwa erfolgte Nottaufe nicht in die Kirchenbücher einzutragen.

Digitized by Google

B. In bezug auf künftige Rezeptionen werden folgende Grundsätze aufgestellt:

1. Noch nicht rezipierte Erwachsene sind nur bei äußerster Gewissensnot, nach allergenauester Prüfung ihres Glaubensstandes und nach vorhergegangenem Unterrichte zu rekonvertieren. Jeder einzelne Fall ist vorher mit anderen Amtsbrüdern und Kirchenvormündern zu beraten. Es muß dem zu Rate gezogenen Amtsbruder Gelegenheit geboten werden, auch seinerseits den zu Rezipierenden zu prüfen.

2. Die griechisch getauften Kinder Rezipierter haben, obgleich sie durch die Taufe der griechischen Kirche eingegliedert worden sind, dennoch als Kinder lutherisch gewordener Eltern Anwartschaft auf Schulung, Pflege und Konfirmanden-Unterricht in der lutherischen Kirche. Dieselben sind bei etwaiger Meldung zur Konfirmation nach sorgfältigster Prüfung ihres Glaubens- und Bekenntnisstandes unter Vorhaltung der eventuellen Folgen ihres Übertritts im Falle geistiger Reife zu konfirmieren.

Dabei sind die Versammelten sich dessen bewußt, daß sie weder einen Pastor vom Kirchengesetze entbinden, noch auch in bezug auf die unter B rubrizierten Fälle in irgend einer Weise binden können, sie müssen es hier vielmehr dem Gewissen des einzelnen überlassen, darüber zu entscheiden, wann der Fall eintritt, wo er sich nach dem Worte zu richten hat: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen." —

Nachdem die obigen Sätze den Versammlten vorgelegt, und diese sich auf die Frage des Generalsuperintendenten einstimmig für ein derartiges Verhalten ausgesprochen hatten, schloß die Sitzung mit dem Gesang des Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott" . . ., und dies herrliche Lutherlied ist wohl selten so andächtig und so aus der Tiefe des Herzens heraus gesungen worden, wie an dem Abende; jeder einzelne wußte es ja, daß er seine und der Seinigen irdische Zukunft durch das Einhalten der obigen Satzungen aufs äußerste gefährde und war sich doch zugleich dessen bewußt, daß er unter Gottes Obhut allezeit wohlgeborgen sei.

In einer der nächsten Synodalsitzungen wurde dann weiter, um das Los der bereits verklagten Amtsbrüder, falls möglich, zu erleichtern, auf diesbezüglichen Vorschlag einstimmig beschlossen, das Konsistorium zu ersuchen, es möge der Regierung berichten, daß alle livländischen lutherischen Pastoren sich ausnahmslos der vom Senate im vorigen Jahre angeführten „Verbrechen" schuldig gemacht haben. Das Konsistorium teilte dann kurze Zeit nach Schluß der Synode den Pastoren betreffend „Stellungnahme dieser zu den sogenannten Mischpaaren" offiziell mit, daß solche Leute, die in Zukunft eine gemischte Ehe eingehen, als mit vollem Bewußtsein auf die lutherische Kirchengemeinschaft Verzichtende anzusehen seien und daß die aus *solchen* Ehen stammenden Kinder keinen Anspruch auf die Fürsorge der lutherischen Geistlichkeit haben; daß aber diejenigen gemischten Paare, welche innerhalb des Zeitraumes vom 19. März 1865 bis zum Tage der Veröffentlichung des kaiserlichen Befehls vom August 1885 getraut worden seien, ohne daß sie ein Reversal unterschrieben hätten, dem betreffenden Befehle nicht unterliegen, und daß daher deren Kinder als zur lutherischen Kirchengemeinde gehörig anzusehen und demgemäß zu behandeln seien. — Ferner richtete die livländische Ritterschaft als solche an den Kaiser ein Immediatgesuch um Schutz für die lutherische Kirche in Livland. In diesem Gesuche wurde unter Hinweis auf das Recht des Landes und die Traditionen des Kaiserhauses die augenblickliche Bedrängnis der lutherischen Kirche dargelegt und darum gebeten, daß die lutherische Bevölkerung Livlands durch Änderung der bezüglichen Gesetze und Vorschriften von der Gewissensnot befreit werde; — die Antwort freilich war sehr kurz; sie lautete, daß derartige Bittschriften nicht empfangen werden können, und — die

Digitized by Google

gegen die lutherischen Pastoren erhobenen Anklagen mehrten sich von Jahr zu Jahr, so daß es allmählich in Livland nur einzelne wenige Pastoren gab, die nicht unter Anklage gestanden hätten beziehungsweise standen. Die Pastoren konnten eben unmöglich solche Personen, die bereits in die lutherische Kirche als vollberechtigte Glieder aufgenommen worden waren und sich in größter Treue zu derselben hielten, aus der lutherischen Kirchengemeinschaft ausstoßen, nur weil die Zeitverhältnisse sich geändert hatten, und ebensowenig von lutherisch getrauten Eltern stammende und nach lutherischem Ritus getaufte Kinder aus bloßer Menschenfurcht der russischen Kirche überlassen; außerdem aber wurden die russischen Priester zum Erheben diesbezüglicher Anklagen — wenigstens indirekt — dadurch angetrieben, daß der Gouverneur bei allen solchen Anklagen seit dem Jahre 1885 die Voruntersuchung der „Gendarmerie" übertrug, das heißt der sogenannten Geheimpolizei, der die Ermittlung von „Staatsverbrechen" oblag.

Wie gefährdet die Pastoren waren, erweist das gegen Pastor Brandt eingeleitete Verfahren. In dessen Gemeinde hatten verschiedene nach dem russischen Ritus Getaufte und später lutherisch Konfirmierte eine Bittschrift an den Kaiser verfaßt, in welcher sie diesen anflehten, es ihnen und ihren Kindern zu gestatten, daß sie ungefährdet bei dem ihnen teuren lutherischen Glauben bleiben können. Da der Pastor die russische Sprache vollständig beherrschte, hatten diese Leute ihn, wie man später hörte, gebeten, diese Bittschrift sprachlich zu korrigieren, was er auch getan habe, und die Bittschrift war darauf abgesandt worden[1]). — Eines Tages fuhren dann Gendarmen beim Pfarrhause vor und nötigten den Pastor, mit ihnen nach Riga zu fahren, wo er sich wegen dieses Vergehens beim Chef der Gendarmerie zu verantworten habe. Brandt erzählte diesem den Verlauf der ganzen Angelegenheit und auch die Gemeindeglieder, die die Bittschrift unterschrieben hatten, bestätigten im Verhör nicht nur des Pastors Aussagen, sondern traten freudig und mutig für ihr Bekenntnis ein. Das Endergebnis der nur kurze Zeit dauernden Untersuchung war für alle mehr als überraschend, denn den Unterzeichnern der Bittschrift wurde zwar kein Haar gekrümmt, der Pastor aber wurde vom Minister des Innern auf administrativem Wege[2]) seines Amtes entsetzt und für unbestimmte Zeit nach Smolensk verbannt. Und um dies Verfahren, wenigstens nachträglich vielleicht, irgendwie rechtfertigen zu können, begingen die Russen ein weiteres Unrecht. Der der Angelegenheit völlig fernstehende Parochiallehrer (Küster) wurde von der Geheimpolizei aufgehoben und nach Riga ins Gefängnis geführt, und man versuchte ihn dort auf alle mögliche Weise dazu zu bringen, daß er irgendwelche den Pastor belastende Aussagen mache, und als das mißglückte, wurde er zwar aus der Haft entlassen, jedoch seines Lehramts für verlustig erklärt.

Was aber half es der russischen Kirche, daß die Pastoren hingeopfert wurden, wenn die zur lutherischen Kirche Übergetretenen trotzdem nicht zu ihr zurückkehrten?! Man versuchte daher diese Abtrünnigen durch Drohungen einerseits und Versprechen irdischer Vorteile andererseits zu „bekehren". Der livländische Gouverneur Sinowjew schickte im Mai 1886 dem Rigaer Erzbischof ein Schreiben des Inhalts zu, daß der Austritt aus der russischen Kirche, weil durch das Reichsgesetz aufs strengste verboten, ganz unmöglich sei, und die Übertreter daher den härtesten Strafen unterworfen werden. Ehen zwischen Andersgläubigen und Personen, die

[1]) Nach anderen Berichten soll der Pastor die Bittschrift selbst verfaßt haben. —
[2]) d. h. ohne gerichtliche Untersuchung, eine in Rußland sehr beliebte Art, sich mißliebiger Personen zu entledigen.

Digitized by Google

in den „Metrikbüchern", das heißt den russischen kirchlichen Registern, verzeichnet seien, seien, falls die Trauung nicht von einem russischen Priester vollzogen worden, null und nichtig, und die aus solchen Ehen stammenden Kinder als unehelich anzusehen. Von der russischen Kirche Abgefallene könnten auch nur nach Vereidigung durch einen russischen Priester in den Militärdienst[1]) treten oder ein Gemeindeamt bekleiden. Der Erzbischof solle die Leute vor diesen und anderen schweren Folgen ihres unverständlichen Verhaltens warnen. — Von diesem durch Druck vervielfältigten Schreiben wurde je ein Exemplar den einzelnen lettischen beziehungsweise estnischen Gemeindeverwaltungen zugesendet, und außerdem je ein Exemplar an die Tür jeder einzelnen russischen Landkirche genagelt. — In einem anderen Schreiben der Gouvernementsbehörde vom 30. August desselben Jahres wurde ferner, um die Abtrünnigen durch zeitliche Vorteile zum Rücktritte zu verlocken, den Gemeindeverwaltungen eröffnet, daß jeder einzelne in den „Metrikbüchern" Verzeichnete als Glied der russischen Kirche anzusehen sei, und daher in keinem Falle und in keiner Weise zum Besten der lutherischen Kirche besteuert werden dürfe. — Ferner wurde den Gemeindeverwaltungen befohlen, ihre Gemeindeverzeichnisse den russischen Priestern auf deren Wunsch zwecks Vervollständigung der „Metrikbücher" vorzulegen. Die Namen der nach russischem Ritus Getauften und später zur lutherischen Kirche Übergetretenen waren in diesen „Metrikbüchern" überhaupt nicht gestrichen, und die Priester vervollständigten nun nach den Personalverzeichnissen der Gemeindeverwaltungen schleunigst ihre Bücher und reklamierten nicht nur alle zwar nach orthodoxem Ritus Getauften, aber in den beiden letzten Jahrzehnten durch Konfirmation in die lutherische Kirche Aufgenommenen, sondern auch alle nach dem Übertritte geborenen Kinder und Kindeskinder der Rekonvertierten[2]).

Allerlei neue Verordnungen wurden erlassen, so zum Beispiel daß jeder Neubau oder größere Ausbau einer lutherischen Kirche erst dann in Angriff genommen werden dürfe, wenn der russische Erzbischof (!) auf diesbezüglich ihm eingereichtes Gesuch den Bau erlaubt habe; — ferner: daß die Bewilligungen der lutherischen Kirchenkonvente für Reparaturen und Neubauten auf den lutherischen Pfarrgütern erst in Kraft treten, nach dem der Gouverneur die Kostenanschläge geprüft und genehmigt habe usw. — Zu gleicher Zeit wurden die russischen Priester von ihrem Konsistorium zu möglichst energischer Propaganda unter den Lutheranern ermahnt und angehalten. Vielfach wurde erzählt, daß den Priestern mitgeteilt worden sei, jeder von ihnen, der 100 Andersgläubige gesalbt habe, werde den „Annenorden", und jeder, der diese Handlung an einer bestimmten kleineren Anzahl derselben vollzogen habe, 25 Rubel erhalten; — ob das wirklich geschehen oder nur Gerücht war, mag dahingestellt bleiben; das aber ist Tatsache, daß der alte russische Priester der Landgemeinde L. dem dortigen lutherischen Pastor geklagt hat, er habe von seinem Konsistorium den Auftrag, in einer bestimmten Frist mindestens drei Lutheraner durch Salbung der russischen Kirche einzuverleiben, widrigenfalls er seine Pfarrstelle verlieren werde, und nun sei die ihm gewährte Zeit bereits beinahe verstrichen, und trotz aller seiner Bemühungen sei es ihm nur

[1]) Das sollte so viel heißen als: Sobald solche das militärpflichtige Alter erreicht haben, werden sie auf militärischem Disziplinarwege gezwungen werden, zur russischen Kirche zurückzutreten. — [2]) Auch in dieser Zeit kam es vor, daß russische Priester Kinder zwangsweise salbten.

Digitized by Google

geglückt, einen einzigen alten Säufer zu bewegen, daß er diese Handlung an sich vollziehen lasse.

Auf Grund dieser unqualifizierbaren Wirtschaft erhob die livländische Ritterschaft beim Minister des Innern Protest gegen die neueren Verordnungen und beantragte, alle vor Veröffentlichung des kaiserlichen Befehls vom 13. August 1885 zur lutherischen Kirche übergetretenen aus den „Metrikbüchern" zu streichen und deren Zugehörigkeit zur lutherischen Kirche anzuerkennen, aber auch dieser Protest hatte keinen Erfolg, da Pobedonoszew als Oberprokureur des „heiligen" Synods erklärte, daß die russische Staatskirche in dem „Verteidigungskampfe", den sie in den baltischen Provinzen gegen die Herrschsucht unduldsamer, deutscher Elemente führe, nicht nachgeben könne[1]). — Ebenso wenig Erfolg hatte die von Vertretern der „evangelischen Allianz" im August 1887 dem Kaiser Alexander III. in Kopenhagen übergebene Adresse; Pobedonoszew äußerte vielmehr voll Entrüstung, daß in Rußland eine viel weiter gehende Glaubensfreiheit herrsche, als in irgendeinem andern Staate.

Wohl um die Pastoren von weiterem Amtieren an den zur lutherischen Kirche übergetretenen und an deren Kindern abzuschrecken, beziehungsweise ihre Zahl schneller mindern zu können, beantragte der livländische Gouverneur Sinowjew 1888 beim Minister des Innern eine Änderung des bisherigen Verfahrens. Den baltischen Gouverneuren solle in Zukunft das Recht zustehen, dem betreffenden Pastor für jedes derartige „Verbrechen" eine Geldstrafe von 500 Rubeln aufzuerlegen; falls ein Pastor sich aber zum drittenmal eines solchen „Verbrechens" schuldig mache, solle er vom Minister des Innern auf „administrativem" Wege des Amts entsetzt werden. Dieser vom Minister dem Reichsrate zur Entscheidung vorgelegte Vorschlag fand aber nicht die Zustimmung der hohen Behörde, denn Graf Peter Schuwalow, Graf Pahlen, der Generaladjutant O. von Richter[2]) und andere traten dieser Vorlage aufs energischste entgegen und die Majorität des Reichsrats beschloß, daß die konfessionelle Zugehörigkeit der sogenannten Abtrünningen — und zwar nicht nur vom formalen Gesichtspunkte aus — auf Grund der Metrikbücher u n d der lutherischen Kirchenbücher geprüft und festgestellt werden solle; — der Zar freilich genehmigte das Votum der Minorität, laut welchem die verklagten Pastoren während der gerichtlichen Untersuchung vom Amte zu suspendieren seien.

Allmählich wuchs die allgemeine Rechtsunsicherheit mehr und mehr. Soundso viele schlossen, da sie sich vom russischen Priester um des Reversals willen nicht trauen lassen wollten, wilde Ehen; infolge der Verordnung, daß alle von lutherischen Pastoren an gemischten Paaren vollzogenen Trauungen ungültig seien, kamen sogar dadurch, daß „orthodoxe" Ehemänner ihre lutherischen Ehefrauen verließen und sich vom Priester mit einem Gliede der russischen Kirche trauen ließen, vier Fälle von Bigamie vor — usw. Die Regierung aber beharrte nach wie vor auf der Durchführung ihrer Pläne. Im Februar 1891 wandte sich das livländische Konsistorium an das Generalkonsistorium mit der Bitte um Abhilfe, erhielt aber die Antwort, daß dieses in der Angelegenheit zurzeit nichts zu tun vermöge. Im Jahre 1892 wurde auf Grund eines Gutachtens des Reichsrats der

[1]) Man kann daraus entnehmen, was für Lügen Pobedonoszew erst dem Kaiser vorgetragen haben wird. — [2]) Der Generaladjutant von Richter äußerte unter anderem ironisch, daß es vielleicht noch praktischer sein würde, in den Ostseeprovinzen große Scheiterhaufen zu schichten und sämtliche lutherischen Pastoren zu verbrennen.

Digitized by Google

Artikel 193 des Strafgesetzbuchs, laut welchem Geistliche fremder Konfessionen, die wissentlich Glieder der orthodoxen Kirche zur Beichte, Kommunion, letzten Ölung oder aber deren Kinder zur Taufe oder Konfirmation nach ihrem Ritus zulassen, beim erstenmal mit Amtssuspension auf 6 bis 12 Monate und beim zweitenmal mit Verlust des Amts zu bestrafen seien, durch den Artikel 1941 ergänzt, der da lautet: „Geistliche fremder christlicher Bekenntnisse, die an Gliedern der orthodoxen Kirche nach ihrem Ritus die Konfirmation, letzte Ölung oder eine andere geistliche Handlung vollziehen, welche die Bedeutung des Übertritts vom orthodoxen zu einem andern christlichen Glaubensbekenntnis hat, oder zulassen, daß Kinder orthodoxer Eltern nach dem Ritus andersgläubiger Konfessionen getauft werden, oder selbst die Taufe nach dem Brauche ihrer Kirche an ihnen vollziehen, unterliegen hierfür der Enthebung vom Amte oder der Ausschließung aus dem geistlichen Stande." Auch die livländische Ritterschaft machte nochmals einen Versuch, Abhilfe zu schaffen. Der Landtag von 1893 richtete, jede Betonung des „Rechts" vermeidend und nur die Gewissensnot der lutherischen Pastoren und den sittlichen Niedergang der Bewohner Livlands hervorhebend, ein Gesuch an den Zaren, er möge dem Lande den religiösen Frieden wiedergeben; der Zar jedoch bemerkte auf dem Gesuch: „In der Tat eine Lage ohne jeden Ausweg; aber es ist unmöglich, die Bitte zu erfüllen."

Am 17./30. April 1905 erließ der Kaiser Nikolaus II. das bekannte Toleranzedikt in der konfessionellen Frage und befahl, daß der Abfall vom „orthodoxen" Glauben zu einer andern christlichen Konfession der Verfolgung nicht unterliegen und keinerlei ungünstige Folgen hinsichtlich der persönlichen und bürgerlichen Rechte des Betreffenden haben solle. — Die Ausführung wurde durch die Revolution zeitweilig verhindert, an der sich leider auch ein großer Teil der Esten und Letten beteiligt hat. — Ende Mai 1909 hat, nachdem die Ordnung einigermaßen wieder hergestellt worden war, die russische Reichsduma das Gesetz über den Konfessionswechsel angenommen. Die dann vom Ministerkomitee beschlossenen und vom Zaren bestätigten „allgemeinen Grundsätze der Glaubensduldung" finden sich in den Südd. Monatsheften (Juliheft 1915, Seite 585). Den Wortlaut der diesbezüglichen „Ausführungsbestimmungen" habe ich mir leider nicht zu beschaffen vermocht. Ein zeitweilig in Berlin sich aufhaltender Pastor aus Kurland hat mir über den Inhalt derselben folgendes geschrieben: „Vor jedem Konfessionswechsel muß an den Gouverneur eine Mitteilung gerichtet werden, und die Aufnahme in die neue Konfession darf nicht stattfinden, ehe diese beantwortet ist. Der Gouverneur teilt zunächst den beabsichtigten Konfessionswechsel der zuständigen geistlichen Stelle der bisherigen Konfession mit, damit diese auf Wunsch Zeit hat, den „Abtrünnigen" noch zu bearbeiten. Bis zum 14. Jahre ist ein Wechsel nur möglich, wenn das Kind aus gemischter Ehe stammt und durch Konfessionswechsel eines der Eltern nun beide eine andere Konfession haben als das Kind. Es folgt in solchen Fällen (in der Mitteilung des Gouverneurs ist das zu erwähnen) dem die Konfession wechselnden Teile der Eltern. Vom 14. bis zum 21. Jahre ist ein Konfessionswechsel unter allen Umständen verboten; nach Erlangung der Volljährigkeit steht er wieder frei. Alle obigen Beschränkungen fallen natürlich fort, sobald es sich um Übertritt zur Orthodoxie handelt; dieser ist jederzeit gestattet und gern gesehen."

Digitized by Google

Jüdisches Rätsel.

Die jüdischen Väter und Lehrer lieben es, den Kindern ab und zu, gleichsam zur Zerstreuung, doch eigentlich mehr zur Schärfung des Geistes ganz eigentümliche Probleme aufzugeben. Hier ist ein solch jüdisches Rätsel, das aber nur größeren Kindern vorgelegt wird.

In einer Gemeinde besteht das Institut von drei geheimen Sittenzensoren, die alljährlich auf folgende Art gewählt werden: in eine Urne werden Zettel mit den Namen aller Gemeindemitglieder getan, und drei eigens dazu angestellte Gemeindediener, die im folgenden mit a, b und c bezeichnet werden, ziehen, ein jeder für sich, je einen Zettel. Der Diener a zieht den Zettel mit dem Namen A und teilt dem Träger dieses Namens unter vier Augen mit, daß er für das Amt gewählt sei. Ebenso wählen die Diener b und c die Zensoren B und C. Die Folge dieser Wahlpraktik ist: 1) daß jeder der drei Diener a, b und c nur den Namen eines einzigen der drei Zensoren A, B und C kennt: nämlich des von ihm gewählten; 2) daß der Name eines jeden der drei Zensoren A, B und C nur einem einzigen Menschen in der Gemeinde bekannt ist: nämlich dem Diener, der ihn gewählt hat; 3) daß die Zensoren A, B und C einander nicht kennen.

Nun traf es sich einmal, daß der Zensor C im Laufe des Jahres starb. Der betreffende Diener c, der einzige Mensch, der davon wußte, daß der Verstorbene Zensor gewesen war, teilte diese Tatsache öffentlich mit. An Stelle des Verstorbenen muß ein neuer Zensor gewählt werden, doch so, daß die drei obigen Bedingungen eingehalten werden. Für die Neuwahl kommen alle am Leben gebliebenen Gemeindemitglieder in Frage, und in die Urne werden wieder Zettel mit allen Namen (also auch mit den Namen A und B!) getan. Die neue Wahl darf weder von a noch von b vorgenommen werden, weil dann der betreffende Diener, der bereits einen (den von ihm am Jahresbeginn gewählten) Zensor kennt, noch einen weiteren kennen lernen würde, was der ersten Bedingung widerspricht. Besorgt c die Wahl, so kann es vorkommen, daß er den Zettel mit dem Namen des A oder des B zieht, die bereits Zensoren sind (wovon er aber nichts weiß!). Teilt er dann dem A mit, daß er gewählt worden sei, so muß ihm A sagen, daß er für das Amt nicht mehr in Frage komme, und so wird die Tatsache, daß A Zensor ist, außer dem Diener a noch einer zweiten Person bekannt, was der 2. Bedingung widerspricht. Aus dem gleichen Grunde darf die Wahl auch nicht von einem neuernannten Diener d vorgenommen werden.

Wie ist die Wahl zu machen?

(Auflösung im nächsten Heft der „S. M.")

Der Kunstwart beginnt mit einem neuen Unternehmen: Das Heilandleben in deutscher Bilderkunst; die beiden ersten Hefte behandeln Verkündigung und Geburt, Jesu Kindheit und Maria. Die Bilder, Stiche und Drucke reichen von Dürer, Altdorfer und Mathias Grünwald über Rembrandt bis zu Uhde und Thoma und sind vortrefflich wiedergegeben. Nicht minder wirkungsvoll sind die Wiedergaben des Heftes Kampf in deutscher Bilderkunst: Werke von Dürer, Cornelius, Rethel, Menzel, Böcklin, Defregger, Klinger u. a.

Digitized by Google

Von einer Reise nach Warschau.

Von Dr. Adolf Friedemann.

Nach unserer Ankunft in Warschau haben wir zunächst die jüdischen Stadtteile eingehend besichtigt, um so ein Bild von der Lebensweise in der größten jüdischen Gemeinde Europas zu gewinnen. Wir sind dabei hauptsächlich der Führung von Dr. Haas und Dr. Cohn gefolgt, haben aber auch eine Reihe von Schulen usw. unter der Führung von Warschauer Bürgern besucht. Über die Schulen wird Professor Sobernheim berichten. Hier soll zunächst eine kurze allgemeine Schilderung folgen.

Innerhalb des eigentlichen Warschaus selbst sind die polnischen und jüdischen Stadtteile scharf voneinander geschieden, so allerdings, daß wohlhabende Juden auch in den polnischen Stadtteilen wohnen. Die große Menge der Juden aber wohnt eng zusammengepfercht in einem Judenviertel. Dieses Stadtviertel, das hinter dem Rathaus und dem alten Markt beginnt, ist eng gebaut, hat hohe und meist düstere Häuser, und die Straßen sind auffallend schlecht gepflastert. Ganz offensichtlich ist dieses Stadtviertel das Stiefkind der Stadtverwaltung gewesen. Typisch für Warschauer Verhältnisse ist die außerordentlich tiefe Bauart mit vielen Hinterhöfen, was natürlich diesem Viertel einen besonders trübseligen Anstrich verleiht. Sobald man das eigentliche christliche Viertel verlassen hat, wechselt das Publikum; langröckige Gestalten mit schwarzen Mützen auf dem Kopfe machen nun den Hauptteil der Passanten aus; überall öffnen sich kleine Kramläden anstatt der schönen Geschäfte, wie sie auf der Marschallkowska und der Nowy Swiat zu finden sind. Eine andere als die polnische Sprache, ein halbverständliches Deutsch, schlägt an unser Ohr, und wir haben den Eindruck, daß wir nicht nur in einem anderen Stadtteil, sondern in einem anderen Lande uns befinden. An dem starken Gedränge merkt man, daß die Bevölkerung eng zusammenwohnt und großenteils beschäftigungslos ist. Tatsächlich feiert gegenwärtig das ganze jüdische Polen, und da die Leute keine Kohlen haben, um zu heizen und in den eiskalten Wohnungen, aus denen der meiste Hausrat verkauft ist, der Aufenthalt nicht angenehmer ist, als auf der Straße, so stehen sie meist in den Haustüren und den Gängen herum. Jeder Fremde, der dieses Gewirr von Straßen und engen Gassen betritt, jeder Offizier oder Soldat ist sofort der Gegenstand laut geäußerter Neugierde. Zwischendurch fahren die kleinen Warschauer Droschken mit halbverhungerten Pferden und befördern in Ermangelung jeden anderen Transportmittels Waren und Hausrat an den Bestimmungsort. Man sieht langbärtige Juden, die in der kleinen Droschke eine riesige Badewanne transportieren, Leute, die auf hochgetürmten Bettstellen thronen, ganze Wohnungsumzüge, die in ein oder zwei dieser kleinen Wagen vor sich gehen. Zwischen dem Publikum drängen sich unzählige Jungen mit russischen Bonbons, Zigaretten und jüdischen Zeitungen, die sie mit einer Aufdringlichkeit anpreisen, die sie die Not gelehrt hat. Am schlimmsten wird das Gedränge in der Nähe der Markthallen, und hier kommen wir in die Krochmalna, eine endlose, schmale, schnurgerade Straße mit schmutzigem, holperigem Pflaster, welche die ärmste Bevölkerung Warschaus beherbergt. Sobald unsere Wagen halten, drängt sich um uns eine nach hunderten zählende Menge, die in die Häuser voranstürzt, uns umdrängt und einige Kopeken zu erbetteln sucht. Im Innern der

Digitized by Google

Häuser ist der Kalk meist von den Wänden gefallen, und die Treppen sind selbst am Tage so dunkel, daß man in Gefahr ist, hinabzustürzen, wenn man kein Licht anzündet. Wir steigen eine solche Treppe hinunter, zwölf ausgetretene Stufen, die in eine finstere Unterwelt führen, und stehen dann in einem niederen, unbeleuchteten Kellergange, der rechts und links Türen zeigt. Etwa 15 Schritt vor uns ist eine solche Holztür, die wir ertasten, und als wir sie öffnen, schlägt uns ein betäubender Geruch entgegen, der sich aus dem Dunst zahlreicher Menschen und dem Moder der kalten Mauern zusammensetzt. Wir stehen in einem kalten Raum, den von der Decke her ein wenig Licht erhellt. Ein krankes Kind liegt in einer Wiege; sonst ist an Hausrat nichts vorhanden, als zwei Betten mit einigen Decken und zwei Stühle. In diesem Raume hausen 8 Personen: Vater, Mutter, mehrere Kinder und ein Aftermieter. Ähnlich sieht es in all diesen unterirdischen Verliesen aus. In manchen liegen Kranke; überall ist gerade wegen des Flecktyphus desinfiziert worden, und trotzdem macht das ganze den Eindruck wahrer Pesthöhlen. Wir atmen befreit auf, als wir schließlich wieder die Treppe hinaufgestiegen sind, wo wir von der johlenden Menge freudig begrüßt werden. Aber hinter uns drängen die Höhlenbewohner und bitten jammernd um Almosen. Als wir, unvorsichtig genug sichtbar den anderen, etwas Geld verteilen, erdrückt uns die Menge fast. Um uns erhebt sich Weinen und Jammern, und alle die Dutzende von verlassenen Frauen, verirrten Kindern und beschäftigungslosen Männern drängen sich wild durcheinander, indem sie die Hände ausstrecken. Dieses Elend übersteigt noch das in den Londoner Docks.

Gegenwärtig hat der Gouverneur von Warschau eine Verfügung erlassen, wonach es verboten ist, zahlungsunfähige Mieter zu ermittieren. Diese Maßregel steuert wenigstens dem letzten Unglück dieser Ärmsten, nämlich auf die Straße gesetzt zu werden. Verlangen doch die Hauswirte für ein solches unterirdisches Kellerloch 10 Rubel Monatsmiete, und bei den gegenwärtigen Verhältnissen ist es natürlich ganz unmöglich, einen verhältnismäßig so hohen Betrag aufzubringen! In den oberen Stockwerken der Häuser sieht es ein wenig erträglicher aus. Auch hier sind die Wohnungen kalt, ungeheizt, es herrscht meist eine Armlichkeit, von der man sich bei uns keinen Begriff machen kann, aber die letzten Spuren gewesenen Wohlstandes zeigen sich doch noch in ein paar Öldrucken oder in einem bunten Tischtuch. Es ist Freitag mittag, und die Leute bereiten das Essen für den Sabbath vor, an dem nicht gekocht werden darf. Mitleid, nicht Neugierde, zwingt uns, in die Töpfe zu sehen, was sie essen. Jeder Topf enthält das gleiche Gericht: Kartoffeln. Nur bei den Wohlhabendsten findet man gewalzten Nudelteig, der für den Warschauer Juden der unteren Volksklasse eine Art von Festessen darstellt. Fleisch haben wir auch für diesen, mit ängstlicher Sorgfalt gehegten Festtag in keinem einzigen Haushalt gesehen.

Bei alledem kann man nicht sagen, daß die Wirtschaften eigentlich schmutzig sind, soweit Reinlichkeit bei solcher Armut möglich ist. Seife stellt ja einen Luxus dar, den man sich nur selten gestatten darf. Man hat für den Sabbath vorgesorgt. Der Fußboden ist überall frisch gescheuert und dann mit alten Tüchern belegt, die erst nach Sabbathanfang entfernt werden sollen, damit die Kinder nicht den Straßenschmutz hereintragen. Überall sucht man auch Tische, Stühle und den Herd zu säubern. Aber mit kaltem Wasser und ohne Seife ist das alles schwierig. In einem Keller fängt die Frau bitterlich zu weinen an, als wir sie fragen, was sie zum „Schabbis“ koche. Sie sagt, ihr Mann sei Lastträger, und

Digitized by Google

früher habe er doch am Tage 30 Kopeken verdienen können, aber jetzt habe er manchmal tagelang keinen Kopeken mitgebracht. Trotzdem putzt sie und quält sich für den Feiertag. Freilich an der Kleidung ist nichts zu säubern. Bei der herrschenden Kälte haben die Leute alles übereinander gezogen, was sie überhaupt an Kleidungsstücken besitzen, — vier bis fünf alte zerlöcherte Kaftane und darüber noch einen langröckigen Paletot, der sich vom Vater auf den Sohn vererbt und schon Generationen lang seinem Zweck dient. Die Wattefüllung sieht aus 30 Löchern hervor und prägt ihm einen wehmütigen Stempel der Vergänglichkeit auf, aber er wärmt doch noch immer, und so wird er denn Tag und Nacht nicht abgelegt, wochenlang, monatelang, bis es wieder warm wird. In diesen Lumpenhaufen hausen die Kleiderläuse, die Verbreiter des Flecktyphus, der jetzt wieder ganze Stadtteile infiziert.

In den Schulen werden die Kinder gebadet, und ihre Sache werden desinfiziert, wenn sie krank werden. Aber es fehlt überall an Vorkehrungen zu einer regelmäßigen Reinigung, und so tritt gewöhnlich die Desinfektion erst ein, wenn ein Kind erkrankt ist. Und wie sehen diese Schulen aus! Es gibt einen großen Cheder — eine Gebetschule — mit vielen Hunderten von Schülern. Dort bekommen die 1200 Kinder wenigstens mittags etwas zu essen, seit kurzem erst, denn vorher hat sich die polnische Stadtverwaltung geweigert, jüdischen Kindern Unterstützungen zu geben. Aber alle hygienischen Einrichtungen auch dieser Schule würden in Europa als unbegreiflich betrachtet werden, und das ist eine von den besten Schulen dieser Art. Es gibt aber Winkel-Chedarim, die jeder Beschreibung spotten; ein solcher von etwa 12 Schritt im Geviert, der früher augenscheinlich eine Remise oder ein Wagenschuppen gewesen ist, denn er hat kein ordentliches Fenster, befindet sich zu ebener Erde auf dem Hofe eines Hauses in der Krochmalna. Hier haust ein Melamed (Talmud-Lehrer) mit 30 bis 35 Kindern. Es sind nur wenige Bänke vorhanden, so daß ein Teil der Kinder, wenn der Cheder voll besucht ist, auf dem Erdboden sitzen muß. In dem halbdunklen Raume ist es bitter kalt, trotzdem er voll Menschen ist; denn eine der beiden Eingangstüren ist zerbrochen und hat sich tief zur Erde geneigt, so daß der Wind hineinfährt. Hier hausen Lehrer und Kinder 8 Stunden täglich; so lange dauert der Unterricht, der in singendem Tone unter stetem Neigen des Körpers erteilt wird. In der Schule befinden sich bei unserem Eintritt der Lehrer und etwa 15 Kinder. Auf die Frage, wo die anderen seien, erwidert der Melamed, sie seien zu Tische gegangen, würden aber bald wiederkehren. Wir fragen ihn, weshalb nicht er selbst samt den anderen Kindern eine Mittagspause mache, und er meint resigniert: „Wozu eine Mittagspause? Es ist ja doch nichts zu essen da.“ Die Kinder drängen sich, als wir von essen sprechen, sofort klagend und bettelnd um uns. Wir geben dem Manne Geld, um für sich und die Kinder Brot zu kaufen und wandern weiter, die Straße hinab, stets das gleiche Elend zur Seite. Dort steht ein etwa 14jähriger blasser Junge und schläft fest, an eine Regenrinne gelehnt. Ein Mann weckt ihn, damit er nicht erfriert. Aber er ist totmüde und ohne Obdach. Eine immer größer werdende Masse von Bettlern drängt neben und hinter uns her, bis die sogenannten Milizianten, die freiwilligen Schutzleute, herbeieilen und sie mit Püffen auseinander treiben. Natürlich ist gegenüber diesen Zuständen die private Wohltätigkeit machtlos. Sie versucht hier und da ein wenig Licht zu bringen. Man errichtet Volksküchen, ein paar Schulen mit hellen, luftigen Räumen, aber alles

Digitized by Google

das geschieht planlos, oft unter dem Eindruck politischer Agitation; denn diese verarmte und verhungerte Masse ist der Gegenstand heißen Werbens seitens der „Polonisatoren", der „Jiddischisten" und der „Hebraisten". Aber dieses politische Moment bringt in die ganze Hilfsaktion eine Art von Wettbewerb hinein, der den Objekten zugute kommt. Und in diesen Schulen, Waisenhäusern, Findelanstalten, wo die Kinder nun gebadet, gewaschen und einigermaßen zu Menschen umgeformt heranwachsen, erfährt man so recht, welchem Elend sie entronnen sind. Da sieht man achtjährige Kinder, die an Größe und Entwicklung vierjährigen gleichen, völlig verschüchterte kleine Wesen von vier bis fünf Jahren, die man auf der Straße aufgelesen hat, als sie aus dem Rinnstein rote Rüben aßen und die geistig infolge von Mißhandlung und Vernachlässigung zurückgeblieben sind, so daß es ihnen schwer fällt, selbst die Anfangsgründe menschlichen Wissens zu begreifen. Auch früher hat es hier ja viel Jammer gegeben, aber der Krieg hat ihn ins unerträgliche gesteigert.

Aber nebenbei, einige Straßen weiter, spielt sich das ganze elegante Leben Warschaus unverändert Tag für Tag ab: In den Familien wird genau so üppig gegessen, wie das in Polen allzeit der Fall gewesen ist, und in den großen Hotels biegen sich die Tische unter der Last der Sakuski, der landesüblichen, appetitreizenden Vorspeisen. Den Menschen hier ist das Massenelend zur Gewohnheit geworden.

Und nicht besser steht es auf dem flachen Lande. Wir sind von Warschau nach Gora Kalwarja gefahren, dem Sitze des „Gerer Rebben". Wir hatten ihn höchstselbst vorher in Warschau besucht, wo er nach Zerstörung seiner Residenz als König im Exil in einer einfachen Wohnung im Judenviertel haust. Auch in der Dürftigkeit immer noch ein König! Ein Hofstaat seiner Getreuen umgibt ihn, wie in guten Zeiten, da er in Gora Kalwarja noch die Wallfahrtszüge seiner Anhänger empfing, im Jahr über 20 000.

Diese Wunderrabbiner sind die Nachkommen von Schülern des Stifters der chassidischen Sekte, über die Eliasberg im Ostjudenheft berichtete. In vielen Teilen von Litauen ist der „Chassidismus" verschwunden, aber in Polen besteht er nach wie vor, und die Nachkommen von Schülern des Sektengründers, auf die ihr Geist und damit ihre Kraft und ihre Wundertätigkeit übergegangen ist, beherrschen noch jetzt den größten Teil des Volkes und genießen die Verehrung von Heiligen. Wenn sie am Freitag abend ihre Gebete verrichten, so stehen die Andächtigen dicht gedrängt zu tausenden um sie her, und in Warschau, wo sie jetzt keine Bethäuser zur Verfügung haben, drängt sich das Volk schwarz vor ihren Wohnungen zusammen. Freilich sind sie heute von den Lehren ihres Stifters weit entfernt. Sie leben genau wie die „Misnagdim", die Orthodoxen rabbinischer Glaubenszugehörigkeit, hauptsächlich dem Talmudstudium, und von Lebensfreude ist in ihrem Kreise so wenig zu merken, wie bei allen anderen Angehörigen dieses gedrückten Volkes. Die ganze Lebenshaltung des Rebben ist mönchisch. Sie sehen ihre Frauen nur am Freitag, und auch da darf die Frau nicht mit ihnen an einem Tische essen. Mit fremden Frauen bleiben sie nicht in einem Zimmer, und selbst bei der Hochzeit ißt die Braut nicht mit an der Hochzeitstafel. Der eigentliche Wert und die Besonderheit der Sekte besteht darin, daß sie die Liebe aller Stammesangehörigen untereinander predigt, und daß sie hilfsbereit eingreift, wo ihr das möglich und nötig erscheint. Das Jahreseinkommen der Rebben ist oft sehr groß, aber sie müssen davon einen ganzen Hofstaat

Digitized by Google

unterhalten und reichliche Almosen geben. Zu dem Zeremoniell ihres Auftretens gehören Gastmähler am Sabbath und den Festtagen, zu denen ein großer Kreis von Verehrern geladen wird. Sie erteilen Rat in allen wichtigen Lebensfragen und verfügen infolge starker Inanspruchnahme natürlich über reiche Erfahrungen. So sind sie auf der einen Seite immerhin moralische Stützen der verhungernden Menge, die in ihnen Freunde und väterliche Berater sieht. Sie sind auch die einzige Autorität in einem Lande, wo den Juden der Staat sonst stets nur als Feind entgegentrat, und der kleinste Beamte den Juden als Gegenstand der Ausbeutung und Willkür betrachtete. Aber andererseits setzen sie jedem Fortschritt, sei er kultureller oder wissenschaftlicher Natur, leidenschaftlichen Widerstand entgegen und sind bereit, auch die letzten politischen Rechte ihrer Gefolgschaft zu opfern, wenn ihnen der Machthaber die Aufrechterhaltung ihres Ansehens und ihres Einflusses auf die Masse sichert.

Es ist ein wunderbares Bild, diese Leute mit ihren nächsten Verwandten und Anhängern um den Tisch sitzen zu sehen; würdige Gestalten mit mächtigen schwarzen Bärten, an die nie ein Schermesser kommt, mit den langen Korkzieherlocken, die oft bis auf die Brust herabfallen, gehüllt in schwarze Talare und den Kopf bedeckt mit breitrandigen Samthüten oder mächtigen pelzverbrämten Mützen, den sogenannten Streimels. Man glaubt Bilder von Rembrandt vor sich zu sehen. Auch in ihrem Wesen, ihrer Sprache, die langsam, würdig, gemessen ist, erscheinen sie wie Wesen aus einem anderen Zeitalter. Man weiß nicht, ob man ins Mittelalter oder in den tiefsten Orient versetzt war, wenn man ihr Zimmer verläßt. Und doch findet sich all das in Kälte, Düsterkeit und Elend des Warschauer Judenviertels. Gegenwärtig wohnen etwa 20 dieser Rebben in Warschau, von denen der Gerer Rebbe der einflußreichste zu sein scheint.

Gora Kalwarja ist eine typische Judenstadt und auch als solche sehenswert. Von Warschau aus fährt man dorthin an dem reizenden Schlößchen Laschenki vorbei, auf endloser, schlecht gehaltener Straße durch Felder und Birkenwälder. Bald beginnen die Soldatengräber; rechts und links von der Straße blicken einfache deutsche und doppelte griechische Kreuze trübselig in den grauen Wintermorgen. Gutshöfe und Gehöfte liegen in Trümmern; von den Fabriken sind nur die nackten Mauern erhalten und dort, wo einst blühende Dörfer standen, ragen die Schornsteine der massiv gebauten Backöfen wie klagend erhobene Arme in den Nebel. Nach etwa einer halben Stunde Fahrt gelangen wir nach Pjasetschno und halten auf dem holperig gepflasterten Marktplatz. Sofort drängt sich auch hier wieder eine beschäftigungslose, frierende Menge um unser Auto, und wir betrachten alle diese hungernden Menschen und die zerschossenen Häuser, in denen sie hausen, mit einem Gefühl ratloser Hilflosigkeit.

Weitere drei Viertelstunden bringen uns nach Gora Kalwarja, wo wir uns zunächst in der Stube eines Schenkers wärmen und einen Imbiß nehmen. Dann besichtigen wir den Ort, auch hier wieder sofort von der beschäftigungslosen Menge umdrängt. Man kann sich nur schwer eine Vorstellung von der Nüchternheit dieser kleinen Ortschaften machen. Die Häuser sind teils aus Holz, teils aus Stein, alle in dem gleichen Barackenstil erbaut. Die Wohnungen soweit sie nicht geplündert oder von den Granaten zerstört sind, zeigen wenig Hausrat und zeugen von dem weltabgewendeten Sinne ihrer Bewohner. Die weiten Höfe sind meist unsauber, schlecht oder gar nicht gepflastert, von Rinnsteinen durchzogen. Kramladen reiht sich an Kramladen, und alle haben die gleichen Waren. Offenbar

Digitized by Google

hat der ganze Ort früher nur vom Verkauf an die Wallfahrer gelebt, und nun bleiben diese mit dem Wundertäter selbst aus. Man begreift nicht, wovon die ganze Bewohnerschaft ihr Leben fristet, denn es sind immer noch fast 6000 Juden und 1800 Christen in Gora Kalwarja. Die Türen all dieser kleinen Kramläden sind offen, und die Leute laufen auf der Straße herum — ganz wie im Süden, dem die Väter ihrer Inhaber entstammten, nur daß Sonnenlicht und Wärme fehlen. Wir besichtigen das Bethaus des Rebben und seine von Granaten zerstörte Wohnung und gehen dann hinüber zum Kronrabbiner. Wir finden einen würdigen alten Mann über einen mächtigen Folianten gebeugt, aus dem er „lernt". Er begrüßt uns würdig, aber nicht gerade sehr herzlich, denn wir haben ihn in seiner frommen Tätigkeit unterbrochen, und er bemerkt ziemlich streng, daß die erste Pflicht sei, rechtzeitig zu beten. Allerdings scheint diese Mahnung weniger uns, als einigen jungen Leuten zu gelten, die mit uns in die Stube gedrungen sind, und die sich, wie wir später erfahren, sein und des Rebben tiefes Mißfallen dadurch zugezogen haben, daß sie eine kleine Bibliothek errichteten. Sie bitten uns, den Kronrabbiner zu fragen, was er denn gegen ihre Bücher einwende; wir tun es in freundlichster Form, aber schon diese Frage verstimmt ihn tief. Er zeigt auf den vor ihm liegenden Talmud-Band, sagt nichts, als „wir haben andere Bücher" und nimmt seine Gebete wieder auf. In einem Hause, unfern dem seinen, befindet sich das religiöse Bad, die „Mikweh". Jede jüdische Frau ist verpflichtet, hier zu baden, nach der religiösen Vorschrift in frischem Brunnenwasser. Wir stellen fest, daß in diesem Raum, dessen Wasser nur einmal am Ende der Woche gewechselt wird, tausend Personen wöchentlich untertauchen, und denken traurig, daß Vernunft Unsinn und Wohltat Plage wird, wenn man den überlieferten Begriff nicht selbst zu erwerben vermag. Auch hier ist eine Granate durch das Dach gegangen und zischend in dem Wasserbehälter erloschen. Auch eine Volksküche ist in der Gemeinde errichtet, wo die Ärmsten für 6 Pf. einen Teller Suppe erhalten, aber das ist auch das einzige, was man für sie bei der allgemein herrschenden Armut tun kann, und wirklich soll nach Auskünften unterrichteter Polen durchschnittlich in der ärmsten Schicht der Jude gegenwärtig davon leben, daß er an jedem zweiten Tage einen Teller Suppe und ein Stück Brot erhält. Es ist fast unbegreiflich, wie unter solchen Verhältnissen zahllose Menschen ihr Leben fristen können, ohne der Verzweiflung zu verfallen. Wahrscheinlich beruht die Möglichkeit zum Fortleben nur auf einer durch endlose Entbehrungen herangezüchteten Bedürfnislosigkeit, wie sie für den Westeuropäer unbegreiflich bleibt. Wenn dieses Volk nicht auf den Himmel hoffte, müßte es sich in die Erde flüchten.

Januar 1915.

Bismarcks Friedensschlüsse

von Professor Johannes Haller, der im vorigen Heft die auswärtige Politik des Fürsten Bülow besprach, erschien unter diesem Titel bei Bruckmann. Eine Darstellung von hohem Interesse (Preis 2 Mark).

Digitized by Google

Jüdisches Volksschulwesen in Warschau.

Von Professor Dr. Moritz Sobernheim.

Wer einen Einblick in den Bildungsstand eines Volkes erhalten will, wird als beste Grundlage das Studium des Volksschulunterrichtes betrachten müssen. Deshalb widmeten wir einen Teil unserer Zeit in Warschau dem Besuch der verschiedenartigen Schulen. Außerdem hofften wir, uns dadurch ein Urteil über die komplizierte Sprachenfrage bilden zu können.

Wir begannen mit der seit Jahrhunderten bestehenden Religionsschule, dem Cheder: Seine Einrichtungen und seine Methoden, die durch eine lange Tradition festgelegt sind, erscheinen völlig unzeitgemäß. Das Kind lernt zunächst die hebräischen Texte (aus Bibel und Talmud) auswendig, deren Sprache es nicht versteht und deren Sinn es nicht begreifen kann. Diese Art des Auswendiglernens übt ungemein das Gedächtnis. Sobald daher das Kind dem Inhalt der Stücke Verständnis entgegenzubringen in der Lage ist, wird es den Stoff schnell beherrschen. So kommt es, daß Kinder von 10 und 11 Jahren schwierige Stellen aus Bibel und Talmud sinngemäß fließend lesen und mit eigenen Worten und umschreibenden Zusätzen selbst erklären können; sie bedienen sich dabei der jüdisch-deutschen Sprache. So setzte uns in einem Cheder ein Knabe von 11 Jahren die rechtsphilosophische Idee auseinander, wie ein gestohlener Gegenstand, dadurch, daß der ehemalige Besitzer ihn in Gedanken aufgegeben hat, in den Besitz des Diebes übergeht. In einem anderen Falle konnte ein Knabe von 10 Jahren uns beim Kapitel des Talmud „Erbschaft" den Unterschied von usus und usus fructus erklären. Er verstand es, die differenzierte Behandlung von zugebrachter Mitgift und von während der Ehe ererbtem Gut in bezug auf das Erbrecht des Ehegatten genau auseinanderzusetzen. Knaben in diesem Alter wußten in der Thora gut bescheid und waren imstande, über Texte aus den „Propheten" Rechenschaft zu geben. Allerdings befaßt sich diese Schule fast nur mit dem religiösen Lehrstoff. Die profanen Gegenstände kommen durchaus zu kurz.

Einen kleinen Fortschritt zeigte ein Cheder (Chica 36), in dem am Nachmittag Gegenstände wie Polnisch, Lesen, Schreiben, Rechnen (in polnischer Sprache, nicht im Jargon) gelehrt wurden. Da aber die Kinder des Polnischen nicht mächtig waren, ja sogar Hochdeutsch besser verstanden als Polnisch, machte der Unterricht keinen lebhaften Eindruck. Man merkte, daß in einer den Kindern noch fremden Sprache unterrichtet wurde. Es kommt im Cheder dem Lehrer zunächst nur darauf an, den Geist des Kindes durch Auswendiglernen für schwierige und spitzfindige Lehrgegenstände geschmeidig zu machen, während das naheliegende, im täglichen Leben notwendige Wissen vernachlässigt wird. Der zuletzt besprochene Reformcheder weist in dieser Beziehung einen kleinen Fortschritt auf, und auf diesem Wege wird wohl weiter gearbeitet werden müssen. Denn, da bei der streng orthodoxen Judenheit Polens, bei Chassidim und Misnagdim, die Religion im Mittelpunkt des Lebens steht, ja ihr ganzes Leben in ethisch-moralischer Beziehung nur dem Zweck dient, den religiösen Vorschriften gerecht zu werden, so muß der Religionsunterricht zunächst der hauptsächliche Lehrgegenstand bleiben.

Digitized by Google

Die Chedarim, wie Dr. Friedemann eines beschrieben hat, entsprechen in keiner Weise den hygienischen Anforderungen. Es ist kein Wunder, daß in einem solchen kleinen, luftlosen, ungeheizten Stübchen die Kinder körperlich nicht gedeihen. Die meisten sind kleine Gestalten mit blassen Wangen und verschüchtertem Gesichtsausdruck. In dem geschilderten Zustande befinden sich viele Chedarim in Warschau. Doch sahen wir andere, in denen für Licht, Luft und Sauberkeit bis zu einem gewissen Grade gesorgt ist. Der größte unter ihnen ist der von der Gemeinde unterhaltene Cheder (Mila 63), ein großes Gebäude mit geräumigem Hof, in vier Lehrabteilungen mit Parallelklassen geteilt. Die zum Cheder gehörige Bedürfnisanstalt war in einem Zustand entsetzenerregender Unsauberkeit. Die Kinder werden in dieser Schule auf Kosten der Stadt gespeist, die Küche unter Aufsicht einiger philanthropischer Damen ist sauber und gut gehalten. Im ganzen besuchen etwa 1200 Kinder diese Schule.

Das Institut des Cheders kann man wohl als eine Religions-Volksschule ansprechen. Daneben ist in Warschau in verschiedenartiger Weise der Versuch gemacht worden, für die Volksbildung durch Einrichtung weltlicher Elementarschulen zu sorgen. Diese Anstalten haben insofern eine gemeinschaftliche pädagogische Grundlage, als die Kinder neben der Erlernung des Lehrstoffes durch Unterricht in Anschauung, Handfertigkeit, Singen und Turnen ausgebildet werden. Meist ist das Fröbelsystem angenommen worden, in einem Falle auch die Methode Montesori. Je nachdem die Gründer der Schulen Assimilatoren, Hebraisten oder Nationalisten sind, ist die Schulsprache Polnisch, Hebräisch oder Yiddisch. In manchen Instituten, in denen jetzt Polnisch gelehrt wird, war bis zur Besetzung durch die Deutschen das Russische Unterrichtssprache, so vor allem im Goldschmidtschen Waisenhause, dem größten Institut seiner Art in Warschau. Dort sind etwa 450 Kinder in einem Hause mit großem Hofe; 300 Kinder schlafen dort, 150 sind Externe. Da auch diese Externen der ärmsten Schicht der Bevölkerung angehören, ist es sehr schwer, sie reinlich zu halten. Fast jeden Tag kommen sie von neuem unsauber zu den Stunden. In dieser Schule herrscht ein munterer Ton. Wir kamen zu einer Pause und sahen alle Kinder auf das lebhafteste herumspielen. Während die Mädchen bereits in den ersten Wochen polnisch lernen und sich polnisch unterhalten, hängen die Knaben nach Aussage der Vorsteherin am Jargon und sprechen ihn bis zum Verlassen der Schule außerhalb des Unterrichts. Wir wohnten einer Nähstunde bei. Den Mädchen mußte man aus Saubérkeitsgründen das Haar abschneiden. Wenn sie im jüngeren Alter stehen, sind sie so von Knaben nicht zu unterscheiden, eine Erfahrung, die ich bereits in dem Mädchenheim von Frau Ephraim Cohn in Jerusalem machte. Dem Institut fließen reiche Mittel zu. Es scheint in jeder Beziehung eine Musteranstalt zu sein, nur fehlt es an einem kleinen Garten, wo die Kinder, wie in ähnlichen deutschen und englischen Schulen, sich mit Gartenwirtschaft befassen könnten. Das wäre gerade für diese Kinder des der Natur entfremdeten Proletariats besonders wertvoll.

Die jüdisch-polnische Schule (Ogrodowa 27), von Frau Konsul Eiger letzthin begründet, beherbergt ebenfalls Kinder der ärmsten Schicht, Bettlerkinder, die auf der Straße aufgelesen werden. Sie haben meist keinen Vater oder keine Mutter, nur in seltenen Fällen leben beide Eltern. Jedes Kind wird bei Einlieferung nach Namen und Eltern gefragt und in ein Buch eingetragen, dann einer kleinen Prüfung unterzogen, in eine der vier Klassen eingeschult und

Digitized by Google

erhält schließlich eine Bett- und Kleidungsmarke. Das, was es an Kleidung oder anderen Gegenständen mitbringt, wird desinfiziert und in einem Beutel aufgehoben. Für die Schüler jeder Klasse sind drei Größen von Kleidung vorhanden. Das Kind bekommt die nötige Wäsche, Bettlaken, Kleider usw. Die Fenster werden geschlossen gehalten. Denn, wie behauptet wird, ist es öfters vorgekommen, daß in den Abendstunden die Mütter an die im Erdgeschoß gelegenen Schlafzimmer kamen und die Kinder aufforderten, ihnen Laken und Kleider zum Fenster hinauszuwerfen, damit sie sie den übrigen Mitgliedern der Familie geben könnten. Auch kommen die Kinder, wenn sie am Sonnabend die Mutter oder Vater besuchen, nicht immer mit ihrer gesamten Kleidung zurück. Die Mutter nimmt ihnen oft für die übrigen Kinder die Mäntel fort. In der Schule befindet sich ein besonderes Zimmer, in dem ein erkranktes Kind, bevor es ins Krankenhaus überführt wird, sich aufhalten kann; ferner eine Apotheke. Es wird darauf gesehen, daß die Kinder möglichst viel von den Gegenständen, die sie brauchen, selbst anfertigen und überhaupt sich mit Handarbeiten beschäftigen. So machen sie ihre Hefte selbst, sowie Körbe und Zeichnungen aller Art. Die Schule besitzt eine kleine Bibliothek. Für die unterste Stufe besteht der Unterricht hauptsächlich in Spielen und Anschauung, alles in polnischer Sprache, die die Kinder bald verstehen. Hier wird nach den Prinzipien der Fröbelschule und der Doktorin Montesori unterrichtet. Die Kinder lernen Gegenstände und Farben erkennen. Zum Beispiel kommen sie soweit, durch ein sinniges Spiel mit kleinen Marken, 7 Nuancen jeder Farbe zu unterscheiden. Sie sehen an kleinen Modellen für Frauenkleidung, wie das Gewand geschlossen wird. Die Kinder, die im Alter von 4 bis 12 Jahren stehen, kommen oft so verprügelt hin, daß sie 10 bis 14 Tage überhaupt kaum zu reden vermögen, einen idiotischen Eindruck machen, stumm dasitzen und vor sich hinstarren. Die Zöglinge haben das Recht, Wünsche oder Klagen in Briefen an die Schulvorsteherin zu schreiben. Sie wenden dabei meist die polnische Sprache an, da sie wissen, daß dies der Schulvorsteherin Freude macht. Die Knaben schließen sich an die Schulvorsteherin schneller an, als die Mädchen. Bei manchen Kindern dauert es lange, ehe sie mein und dein zu unterscheiden lernen. Wir wohnten einer Lehrstunde bei, in der die Uhr erklärt wurde; alles, was für die Anschauung nötig war, Zifferblatt, Zeiger usw. war von den Kindern gemacht. Sie malten das Zifferblatt der Uhr mit den Zahlen nach und lernten danach die Zeitbestimmungen. Im allgemeinen machte es den Eindruck, als ob die Kinder polnisch gut verstehen, obwohl viele besser Jargon sprachen. Religion wird nur viermal wöchentlich gegeben, doch beten die Kinder jeden Morgen und jeden Abend und erhalten vom Religionslehrer Erklärungen. Die Schule wird heftig von der jüdischen Presse (z. B. dem „Moment") angegriffen, die sie mit dem Ofen Nebukadnezars vergleicht. Die Behauptung dieser Zeitung, das am Sabbath gearbeitet werde, ist unrichtig. Allerdings müssen die Kinder auch am Sabbath staubwischen und ihre Sachen reinigen; schwere Arbeiten werden jedoch vermieden. Das Institut zielt bewußt darauf hin, die Kinder zu polonisieren.

Die kleine Bettlerkinderschule in der Swenta Jerska 14 anzusehen, erfreut das Herz. Diese Schule ist von einem Fräulein Pinai gegründet worden, die die Kinder ebenfalls auf der Straße auflieſt. Der Unterricht erfolgt im Polnischen und meist durch die ältesten Kinder selbst. Die Kinder werden liebevoll behandelt und machen einen frohen Eindruck; sie werden gespeist und schlafen

Digitized by Google

teilweise in der Schule. Die ICA[1]) trägt 300 Rubel monatlich zur Erhaltung bei, der Rest wird von Fräulein Pinai mit Hilfe befreundeter Familien aufgebracht. Gerade dadurch, daß es ein kleineres Institut ist, kann sich die junge Vorsteherin der einzelnen Kinder mit besonderer Sorgfalt annehmen. Außer Fräulein Pinai ist nur eine Lehrerin dort; die Schülerinnen kochen, reinigen und schneidern selbst.

In einer von Zionisten geleiteten Elementarschule, die wir besuchten, ist die Unterrichtssprache in den meisten Gegenständen hebräisch. Die unterste Klasse wird in Fröbelspielen, Singen hebräischer Lieder und Turnen unterrichtet. Die Kinder sind munter und heiter; sie entstammen zum Teil wohlhabenderen Schichten. Sie lesen in der Bibelstunde den biblischen Text und vermögen das Gelesene in hebräischer Sprache umschreibend zu erklären; ihre Aussprache ist gut. Zur eingehenden Kenntnis des Hebräischen wird auch Grammatik mit Übungen getrieben. Als Landessprache wird in dieser Schule polnisch gelehrt.

Neben dieser hebräischen Elementarschule möchten wir auch eines ehemaligen russisch-hebräischen Gymnasiums, des Krimski'schen, gedenken, wo jetzt neben hebräisch polnisch die Schulsprache ist. Es besteht aus zwei Abteilungen, dem eigentlichen Gymnasium und der Kommerzschule. Die Schüler der Kommerzschule, die von unten auf diese Schule besucht haben, sprechen völlig fließend hebräisch, während die im Gymnasium, die erst seit einem Jahre dort sind, sich langsam an das Hebräische gewöhnen. In dieser Schule wird auch jiddisch gesprochen. Auf Fragen betreffs der jüdischen Feste verstanden die jungen Leute vernünftig zu antworten. Die Schule hat ein ausgezeichnetes Blasorchester. Wir besuchten dann die Mädchenabteilung, wo neben hebräisch auch polnisch gesprochen wurde. Viele der jungen Mädchen beherrschten den Jargon nicht. Die Mädchen werden hauptsächlich im Schlußjahr gründlich in kommerziellen Dingen unterrichtet, haben Begriffe von Wechsel- und Girorecht.

Die dritte Art der weltlichen Volksschule ist die Jargon-Elementarschule[2]) in der Swenta Jerska. Dort sind drei Klassen; in jeder sitzen etwa 40 bis 50 Kinder. Licht und Luft sind genügend. Die Kinder gehören der ärmsten Bevölkerungsklasse an. Die Schule macht auf den, der sich für Pädagogik interessiert, einen ganz anderen Eindruck als die übrigen Volksschulen. Die Schüler lernen mit Lust und Liebe und folgen, da in ihrer Heimsprache unterrichtet wird, dem Unterricht mit viel lebhafterem Interesse. Ich wohnte einer Lehrstunde bei, in der eine Art von Robinson Crusoe Geschichte im Jargon besprochen wurde. Die Kinder wurden durch Fragen zu eigenem Urteil angeregt. Es wurde geschildert, wie der Einsiedler sich seinen Lebensunterhalt ganz allein beschaffen muß, wie er Saatkörner findet und sie nun nicht einfach auf den Boden legen darf, da sie sonst der Wind verwehen würde und die Saatkörner selbst im Boden keine Nahrung finden würden. Daher sei der Boden erst zu graben und zu pflügen, damit aus ihm Saat hervorsprießen könne. Bei all den Dingen wurde erwähnt, zu welchen Zwecke und auf welche Art sie geschehen. In einer Stunde ließ der Lehrer die Kinder ihre Beobachtungen mitteilen, z. B. wann die Sonne am meisten Schatten wirft, wann nach Osten und wann nach Westen, wie man den Mittag erkennt usw. Es ist dies eine Art praktischer Anschauungsunter-

[1]) Die ICA ist die von Baron Hirsch gegründete Jewish Colonisation Association, die außer kolonisatorischen Zwecken auch die jüdische Schulbildung im Orient fördert. — [2]) Vergl.

Digitized by Google

richt, der dadurch an Bedeutung gewinnt, daß er eben in der Muttersprache der Kinder gegeben wird.

Bei all diesen Besuchen in den Volksschulen Warschaus mußten wir mit Befriedigung anerkennen, daß die verschiedenen jüdischen Kreise Warschaus sich außerordentliche Mühe geben, die Volksbildung zu heben. Wir wurden in unserer Ansicht bestärkt, daß es für jedes Kind ein Segen ist, in seiner Heim- und Muttersprache unterrichtet zu werden, da in den an sich sehr liebevoll geleiteten hebräischen und polnischen Volksschulen der Unterricht die Kinder nicht so unmittelbar fesselt wie in der Jargonschule. Welches später die Sprache der Volksschule sein wird, dürfte von der politischen Lage, die der Friedensschluß schaffen wird, abhängen.

Was die Chedarim anbetrifft, so haben sie in ihrer Einseitigkeit und ihrem Mangel an hygienischen Einrichtungen sicherlich viele Fehler. Es wäre aber ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß man sie auf einmal in rücksichtsloser Weise abschaffen könne. Eine allmähliche Reformierung der Schule mit steigender Einführung profaner Gegenstände dürfte der richtige Weg sein.

Vom Juden und seinem Baron.

Von Paul Graf Keyserlingk.

Immer war es ein Festtag, wenn auf dem kurländischen Rittergut das elende Wägelchen mit dem dürren Klepper erschien, Itzig und Meier untertänig vor die Herrschaft traten und ihre neuen Schätze anboten. Obwohl unendlich rassefein, waren sie doch ebenso verschieden wie die Ware, die jeder von ihnen vertrieb. Der würdige Meier hatte große melancholische Augen, einen Prophetenbart — kurz, sein ganzes patriarchalisches Äußere deckte sich mit meiner Vorstellung von Noah. Ihm gehörte das Wägelchen und der Klepper. Seine Ware bestand in Stoffen, buntbedruckten Kattunen, aus denen sich die lettischen Bauernmädchen ihre Sonntagskleider machen. Itzig dagegen war lebhaft, dürr, und seine kleinen öligen Augen standen in seinem nußförmigen Kopf nicht einen Augenblick still, ebensowenig wie sein spärliches Zickelbärtlein und die dicken schmatzenden Lippen. Mit hohen Kehllauten pries er seine „Kurzwaren" an, drängte sie einem auf, sprang mit unglaublicher Schnelligkeit zwischen seinen Kisten herum, um möglichst viele auf einmal bedienen zu können. Trotzdem er mit seinem Getue und Geschrei doch immer die schlechteren Geschäfte machte, hätte jeder etwas vermißt, wenn Itzig ruhig gewesen wäre. Sie gehörten eben beide zu einander. Weder Meiers Stoffe noch Itzigs „Kleinigkeiten" waren von besonderer Güte; die Schokolade schmeckte nach Seife und die Seife schäumte ebensowenig wie Schokolade. Wenn die Herrschaft eingekauft hatte, wurden die beiden noch stundenlang von dem Gesinde umringt und zogen erst abends müde, aber mit vollen Taschen weiter.

Itzig und Meier waren Aristokraten unter den „Pindelkrämern", wie diese wandernden Hausierer in Kurland genannt werden. Es gab auch andere, die, trotz grauer Haare und wehem Rücken jahraus jahrein ihren schweren Pindel von Gut zu Gut trugen, nur gar zu oft umsonst weite Wege machten, wenn sie auf die frische Spur eines Vorgängers stießen, aber dennoch unermüdlich blieben,

Digitized by Google

weil es vielleicht doch noch ein Geschäft zu machen gab. In den letzten Jahren sind sie ziemlich selten geworden. Die Leute auf dem Lande haben mehr Gelegenheit in die Stadt zu kommen, wo sie die Sachen besser und billiger erhalten, aber ganz sind sie doch noch nicht verschwunden. Übrigens, hatten sie noch eine andere Rolle. Als es noch keine Telephonverbindungen von Gut zu Gut gab und auch die Post unregelmäßig kam, waren sie die lebenden Zeitungen; sie wußten alles, was auf dem Nachbargut geschehen war, kannten alle Familienverhältnisse, witterten jede Verlobung und jeden Familienskandal. Wenn die Frau Baronin nichts kaufen wollte, so war doch vielleicht mit einer Neuigkeit Geld zu machen. Mit großer Schlauheit wurde die Neugierde entfacht und ein Ereignis gegen entsprechend hohes Entgelt mitgeteilt. Sie nahmen an den Familienverhältnissen sogar einen herzlichen Anteil und konnten oft beim Erzählen von der großen Güte der seligen Gutsherrin Tränen vergießen, die gewiß oft ehrlich waren.

Außer diesen Wandervögeln besteht der größte Teil der Einwohner der kleinen Städte aus Juden. Sie haben den ganzen Handel in Händen, bilden eine eng zusammengehörige Lebensgemeinschaft und sind wie alle Juden des Ostens sehr national und streng religiös. Auch von diesen hat es mancher früher besser gehabt, denn ihre Rolle war oft eine sehr große; damals als die stolzen und feudalen kurischen Junker ihnen alle lästigen Geldgeschäfte willig überließen und sich herzlich wenig um den Riesengewinn kümmerten, die der Jude dabei gewann. Die Hauptsache war, daß sie selber genug zum Leben hatten. Jeder Baron mußte früher seinen Leibjuden haben, einen sachverständigen Berater in Geldgeschäften, der ihm äußerlich sklavisch ergeben war, ihn aber eigentlich in der Hand hatte, nur viel zu schlau war, um dieses den Herrn Baron je zu zeigen. Ein eigenartiges Verhältnis; je überzeugter der Baron war, daß sein Jude ihn betrügt, desto weniger sah er ihm auf die Finger, ließ sich oft in der frechsten Weise ausnützen, denn der Jude verstand doch mehr als er von diesen schmierigen Dingen. Noch heute gilt im allgemeinen das Geld dort für etwas Verächtliches. Gemeines, nicht zum Edelmann Passendes. Aber der Baron hatte seine Rache. Das wußte der Jude und er ließ ihm diese Freude. Der Jude mußte die niedrigsten Dienste tun. War der Baron in lustiger Gesellschaft, so diente der Jude als Zielscheibe für viele grobe, oft brutale Scherze; er wurde da angepackt, wo er am leichtesten zu verletzen war, bei seiner Angst. Hunderte von Anekdoten geben diese Art von feudaler Unterhaltung wieder. Nur eine will ich hier erzählen. Die Herren sitzen auf der Gartenterrasse. In der Nähe befindet sich ein Faß mit Jauche gefüllt, die als Dünger benutzt wird. Der Hausherr wettet, daß er seinen Juden Isaak veranlassen wird, nicht nur in das Faß zu steigen, sondern auch in demselben unterzutauchen. Allgemeines Kopfschütteln. Es werden hohe Wetten abgeschlossen und Isaak wird gerufen. Für 50 Rubel ist er bereit, in das Faß zu steigen, aber nie und nimmer wird er in der übelriechenden Flüssigkeit untertauchen. Während er damit beschäftigt ist, sein eigenartiges Bad zu nehmen, ergreift der Hausherr seine geladene Jagdflinte und zielt auf Isaak: „Isaak, ich schieße!“ — Ein lautes „Au, Wai“ — ein platschendes Geräusch und — Isaak ist in der Jauche verschwunden. Der Herr Baron hat seine hohe Wette gewonnen, aber der von Schmutz triefende Isaak wird sich bei dem nächsten Waldverkauf schon gehörig an ihm zu rächen wissen. So hat jeder seine Genugtuung und obwohl der Baron den Juden unendlich verachtet, läßt er ihn

Digitized by Google

nie ganz sitzen, wenn ihm wirklich einmal eine Gefahr droht. Ebenso weiß der Jude genau, daß er dem Baron helfen muß, und wird einen so hohen Herrn nie ganz verkommen lassen. — Merkwürdige unzeitgemäße Verhältnisse! In Ungarn soll es ähnliches geben. Doch scheint der Jude dort einen viel größeren Machthunger zu haben, dringt in die Aristokratenkreise ein, und wird selber Baron. In Kurland wäre dieses undenkbar. Ob zum Vorteil oder Nachteil, soll hier nicht entschieden werden.

In Mitau steht am Flußufer neben den Palais' einiger Aristokraten ein schöner maurischer Bau: die Synagoge. An Festtagen pilgert eine tausendköpfige schwarze summende Menge dort hin, und die sonst verschlafenen Straßen werden lebendig: Geht man am Freitag abend nach Sonnenuntergang an den niedrigen Holzhäusern der Stadt vorüber, so sieht man auf sauber gedeckten Tischen Lichter brennen: soviel Lichter, soviel Familienglieder. Wenn ich morgens in die Schule ging, drang durch die Fenster ihrer Häuser eintöniger Gesang und zuweilen konnte ich sehen, wie die lebhaften Gestalten in schwarzweiße Gewänder gehüllt, sich ihre Gebetriemen umbanden, und sich lebhaft gen Osten verneigten. Während des Laubhüttenfestes wurde im kleinsten und schmutzigsten Judenhof ein Bretterhäuschen errichtet, dessen Dach aus grünen Tannenzweigen geflochten war. Im schwarzseidenen Kaftan gingen sie dann würdig durch die Straßen, einen Palmenzweig und eine Zitrone in Händen: rührende kleine Erinnerungen an das ferne gelobte Land. Merkwürdig exotisch muten einen ihre rituellen Beerdigungen an. Klageweiber gehen heulend hinter dem schlichten, schwarzen Sarg her. Jeder ist bemüht, seinen Gefühlen keinen Zwang anzulegen und seinen Schmerz möglichst wild zu offenbaren.

Mitten in der Stadt befindet sich ein von Holzsäulen umgebener Platz: der Lausemarkt. Dieser Name ist sprichwörtlich geworden für alles Alte, Abgetragene und Schäbige. Dort ist der Jude unbeschränkter Herrscher. Eine Tändlerei neben der andern. Zwischen rostigem altem Eisen, Stiefeln und Kleidern, Büchern und anderem Gerümpel werden oft die schönsten Kunstwerke gefunden. Unverständige und leichtsinnige Barone haben sie für einen Schleuderpreis dem ebenso unverständigen Juden abgetreten; so sind sie allmählich auf den Lausemarkt gewandert. Hier erreicht Handeln und Feilschen seinen Höhepunkt: hier ist es l'art pour soi. — Als Kind liebte ich schwärmerisch die Hauffschen Märchen. War es da ein Wunder, daß ich mir auf dem Lausemarkt in Mitau die Illustrationen zu meinen kindlichen Phantasien suchte, den braunen Hackennasen und krausen Bärten bunte Turbane aufsetzte, zu den schönen tiefschwarzen Augen der Judenmädchen köstliche Geschmeide aus den Schatzkammern Harun al-Raschids hinzudichtete?

Zehn neue Bände der Inselbücherei: Lieder der Landsknechte, Anekdoten von Friedrich dem Großen (mit 6 Bildern von Menzel), Götz von Berlichingen (Urausgabe), Kleists Michael Kohlhaas, Weimars Kriegsdrangsale 1806 bis 1814, Arndts Gedichte, Briefe von Strauß, Renan und Carlyle 1870, Schillers Belagerung von Antwerpen, Reden Bismarcks nach seiner Entlassung, und Weigands Erzählung aus der Fremdenlegion: Wendelins Heimkehr.

Digitized by Google

Die Lage der jüdischen Arbeiter in Polen.

Von Wladimir Medem in Warschau.

Für diejenigen Teile der Arbeiterschaft, die in einer kräftigen Industrie beschäftigt waren, über stramme Organisationen mit reichen Kassenbeständen verfügten und zudem sich einer wohlgeordneten Fürsorge seitens des Staates und der Gemeinde erfreuten, bedeutete der Krieg wohl eine schwere Prüfung; ein Zusammenbruch war es jedoch nicht.

Von allen diesen günstigen Voraussetzungen trifft bei den jüdischen Arbeitern in Polen keine einzige zu.

Schon vor dem Kriege war die Lage der jüdischen Arbeiter eine keinesfalls beneidenswerte. Eine allgemein bekannte Tatsache ist, daß die jüdische Arbeiterschaft in Polen von der Großindustrie gänzlich ausgeschlossen ist; in den mittelgroßen Betrieben ist sie außerordentlich schwach vertreten, und so bleibt für sie als das eigentliche Arbeitsgebiet fast ausschließlich das Kleingewerbe und zwar das jüdische, da die christlichen Unternehmer für die jüdischen Arbeiter in der Regel keine Verwendung haben. Für das jüdische Gewerbe aber ist eine gewisse Unsicherheit, ein sprunghafter, im Zickzack sich bewegender Betriebsgang geradezu bezeichnend. Es handelt sich vor allem um ein Gewerbe, welches beinahe ausschließlich Gegenstände des unmittelbaren Verbrauchs ausarbeitet, also in erster Linie, um die Bekleidungs- und Ernährungsindustrie, die von den Schwankungen des Marktes in hohem Maße beeinflußt wird, und die nach einer Periode des Aufblühens immer wieder in eine mehr oder weniger dauernde Stagnation verfällt. Es kommt eine außerordentlich starke Konkurrenz sowohl der jüdischen Gewerbetreibenden untereinander, als auch mit den christlichen Unternehmern hinzu, die sich besonders in den letzten Jahren unter der Wirkung der berüchtigten Boykottbewegung verschärft hat. Einen unheilvollen Einfluß übte ferner die höchst peinliche rechtliche Lage der Juden, die auf die industrielle Tätigkeit derselben lähmend wirkte.

Der Kapitalisierungsprozeß im Kleingewerbe verschonte mit seinen Schattenseiten auch die jüdischen Arbeiter nicht. Namentlich beim Übergang von der Hand- zur Maschinenproduktion müssen die jüdischen Arbeiter nicht selten ihren Platz den weniger qualifizierten polnischen Arbeitern räumen und werden somit aufs Pflaster gesetzt.

So war auch in den letzten Jahren die Arbeitslosigkeit unter den jüdischen Arbeitern eine recht starke. Dementsprechend niedrig waren auch die Löhne. So konnte man zum Beispiel sogar in Warschau Berufe antreffen, wo die Löhne bis zu einem Durchschnitt von 4—5 Rubel für die Woche sanken. Als eine gewöhnliche Folge und Begleiterscheinung trat die Auswanderung der Arbeiter in erhöhtem Maße zutage.

Das Bestehen von starken Organisationen, die eine Abhilfe in der Not bringen könnten, war in der letzten Zeit so gut wie ausgeschlossen. Wohl weist der jüdische Arbeiter große Organisationsfähigkeiten auf, und ein starkes Bedürfnis nach einem intensiven Vereinsleben hat sich bei ihm immer wieder geltend gemacht. In der Blütezeit, die ihren Gipfelpunkt in dem „Revolutionsjahre" 1905 erreichte, haben die jüdischen Arbeiter eine, für jene Zeit wenigstens, musterhafte Organisation aufgebaut, der es gelungen ist, in einem sehr erheblichen Maße die Lage der Arbeiter zu bessern. Es folgten aber dann die Jahre der Reaktion,

Digitized by Google

und ein beträchtlicher Teil der errungenen Positionen ist den Arbeitern verloren gegangen. Es wirkte ungünstig: die allgemeine Niedergeschlagenheit, die ungünstige wirtschaftliche Konjunktur, die starke Auswanderungsbewegung, die eine immerwährende Fluktuation des Arbeiterbestandes bewirkte und das Schaffen einer kräftigen ununterbrochenen Tradition erschwerte.

Vor allem aber kamen dabei die unerträglichen politischen Verhältnisse in Betracht, die das Bestehen von „legalen" Gewerkschaften so gut wie unmöglich machten. Freilich wurden mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit immer wieder neue „illegale" Vereine ins Leben gerufen, um dann wieder unter der Wucht der Repressalien zusammenzubrechen. Sie konnten aber selbstverständlich nur vorübergehende Erfolge aufweisen. Es konnten also weder bedeutende Kassenbestände, noch dauernd geregelte Verhältnisse im Gewerbe (wie z. B. kollektive Tarifverträge) erzielt werden. Als das Ungewitter kam, war jeder einzelne Arbeiter sich selbst überlassen.

Als der Krieg hereinbrach, stand mit einem Schlage die ganze Industrie still. Eine gewaltige Panik bemächtigte sich der gesamten Bevölkerung. Man glaubte schon den Donner der Geschütze zu vernehmen, und in den Grenzgegenden ließ auch derselbe auf sich nicht lange warten. Die Behörden waren eifrig daran, alles mögliche zu evakuieren. Der Bahnverkehr stockte. Das Kreditwesen war lahmgelegt. Die Zufuhr von Rohmaterialien wurde eingestellt. Von einer regelmäßigen Warenausfuhr nach Rußland konnte keine Rede sein. Und damit ist auch das allerschlimmste gesagt; denn die gesamte polnische Industrie, das jüdische Gewerbe nicht ausgenommen, arbeitete hauptsächlich für den russischen Markt.

In Warschau gab es vor Kriegsausbruch 50—60 000 jüdische Arbeiter. Mit einem Schlage wurden sie alle auf die Straße hinausgeworfen. Eine absolute Arbeitslosigkeit trat ein — in der Hauptstadt wie auch in der Provinz, überall! Keine Ersparnisse, keine Unterstützung, keine Aussichten, kein Ausweg! Elend und Verzweiflung ohne Grenzen! Es schien, als ob es mit der jüdischen Arbeiterschaft überhaupt zu Ende ginge . . .

Dann war die erste Panik vorüber und man begann sich umzusehen, was zu machen wäre. Das übliche Sicherheitsventil — die Auswanderung über den Ozean — war geschlossen. Nun kam die Auswanderung in einer entgegengesetzten Richtung, nämlich nach Rußland, an die Tagesordnung. Dem aber standen schier unüberwindliche Hindernisse im Wege. Die russischen Gesetze gewähren zwar den jüdischen Handwerkern das Wohnrecht in ganz Rußland, also auch außerhalb des sogenannten Ansiedlungsrayons, nur müssen sie sich dabei als rechtmäßige Handwerker ausweisen. Einen solchen Ausweis zu erlangen, ist in der Regel ein sehr schweres, beinahe aussichtsloses Unternehmen. Ein Türlein wurde jedoch geöffnet, und eine Anzahl Arbeiter benutzte die Gelegenheit. Doch war die Zahl der Abgewanderten ganz bescheiden. So hat das Warschauer Arbeitsvermittlungsbureau insgesamt nur zirka 1500 jüdische Arbeiter nach Rußland abgeschoben.

Weitaus wichtiger war der Umstand, daß es in einigen Industriezweigen zu einer teilweisen Wiederaufnahme der Arbeit kam. Es geschah namentlich in denjenigen Branchen, die für die Armee tätig sein konnten und denen es gelang, bei der Intendantur Bestellungen zu erhalten. Zwar wurden solche Bestellungen in der Regel an diejenigen Unternehmungen vergeben, die abseits von der eigentlichen Kampffront lagen, doch traf es — wenigstens bis zu einem gewissen

Digitized by Google

Zeitpunkt — für manche Städte in Polen zu. So konnte z. B. das Warschauer Schuhwarengewerbe vorübergehend aufatmen.

Eine gewisse Linderung der Not brachte mit sich — sozusagen automatisch — die Einquartierung von großen Massen russischen Militärs. Namentlich die Offiziere, die ein recht hohes Kriegsgehalt bekommen, machten große Einkäufe. Der regere Handelsverkehr übte seinerseits eine gewisse Rückwirkung auf die Lage der Produzenten, also auch der Arbeiter, aus.

Eine schwache Besserung trat also ein. Es war aber alles auf dem Sande gebaut. Denn der Krieg ruhte nicht. Wie eine ungeheure Schlange wälzte sich die Kampflinie bald vorrückend, bald wieder zurückschleichend, und wo sie einmal dagewesen ist, lag alles in Trümmern. Und schließlich hat sie das ganze Land durchfurcht. Die große Offensive kam heran. Immer näher brandeten die Wellen, dann schlugen sie über unsere Köpfe hinüber. Über die Weichsel, über den Bug ging es, und in der weiten Ferne verklang der Kanonendonner. Es war vorbei; Polen war erledigt.

Ruhe trat ein. Aber auch in den Fabriken herrschte eine unheilvolle Ruhe; das Gewerbe lag wieder brach. Dann die notdürftige Anpassung an die Kriegsbedingungen, an den Kriegsmarkt, die vor kurzem zustande gekommen war, mußte jetzt versagen. Die russische Intendantur war nicht mehr da. Die russischen Offiziere, ihre Frauen und Geliebten, die mit dem Gold umherwarfen, waren verschwunden. Eine sehr beträchtliche Anzahl von vermögenden Personen hat Polen verlassen, Hunderttausende sind zwangsweise nach Rußland abgeschoben worden; die Kaufkraft der Übriggebliebenen war bis aufs äußerste gesunken. Also wiederum kein Handel, keine Produktion, keine Arbeitsgelegenheit. Man war zum Ausgangspunkt zurückgelangt.

Eine gewisse Zahl jüdischer Arbeiter ist nach Deutschland hinausgefahren. Aber auch eine sehr bescheidene. Eine gewisse Zeitlang wurden die jüdischen Arbeiter von dem zuständigen Bureau von vorneherein abgewiesen. Späterhin trat ein gewisser Umschwung ein; es konnten wenigstens Metallarbeiter nach Deutschland fahren.

Was die polnischen Bürgerkomitees betrifft, so sind sie durchaus judenfeindlich; an Arbeiterfreundlichkeit leiden sie auch nicht: konnte doch hier zu Lande von einem Burgfrieden keine Rede sein. Die antisemitische Hetze hat gerade in der Kriegszeit ihren Höhepunkt erreicht, und erst der Einzug deutscher Truppen machte den Ausschreitungen der Presse und des Straßenpöbels ein Ende. Auf ein Entgegenkommen seitens der polnischen Behörden dürfen die jüdischen Arbeiter nicht hoffen. Freilich gelang es in einer Stadt, nämlich in Lodz, den vereinigten Arbeitern — jüdischen und polnischen zusammen — eine kräftige Pression auf das Bürgerkomitee auszuüben, deren Ergebnis ein gewisser Ausgleich war. Den Vertretern der Arbeiterschaft wurde in den verschiedenen Sektionen des Bürgerkomitees Platz gewährt, und es gelang auf diese Weise zur Linderung der Not ganz erhebliches beizutragen.

Es kommt ferner die Unterstützung seitens der Unternehmer in Betracht. In den größeren Betrieben, die zurzeit stillgelegt worden sind, haben sich die Arbeitgeber dazu aufgerafft, ihren ehemaligen Arbeitern eine gewisse Stütze zu gewähren. Die kleinen Unternehmer blieben aber diesem Beginnen fern, und so konnten die jüdischen Arbeiter von dieser Seite auf keine Hilfe rechnen. Neulich wurde jedoch diese Frage von den Arbeitern aufgerollt, und es bestehen einige Aussichten auf Erfolg.

Digitized by Google

Sodann — die jüdischen philantropischen Organisationen. Eine ziemlich breite Tätigkeit entfalten sie schon, indem die betreffenden Institutionen gewisse Fonds zur Verfügung der Arbeiterorganisation stellten, die dann selbständig die Hilfsaktion organisierten: natürlich in einer Form, die den Bedürfnissen der Arbeiter und ihrer Würde entsprach.

So wurde die Arbeiterschaft in jeder Hinsicht vor allem auf ihre eigenen Organisationsfähigkeiten angewiesen. Und es wurde hier tatsächlich viel Schönes geleistet, das von dem trüben Hintergrunde von Not und Mutlosigkeit um so greller abstieht.

Es waren kaum zwei Wochen nach der Kriegserklärung verstrichen, so fanden sich ein halbes Dutzend Arbeiter zusammen, die eine Arbeiterküche zu gründen beschlossen. Mit Ach und Weh wurde ein Gründungskapital von ganzen . . . 5 Rubel zusammengetragen; eine gutherzige Frau entlieh einen Kessel; eine Arbeiterin nahm den Posten der Köchin gegen den Lohn von 1 Rubel wöchentlich an. Dann wurden Einkäufe gemacht: 1½ Pfund Salz, 5 Pfund Fleisch, etwas Kartoffeln und Brot, und am darauffolgenden Tage saßen 20 Mann am Tisch und speisten. Der Anfang war mehr als bescheiden, aber dabei blieb es nicht. Es traten neue Menschen hinzu, Geldmittel wurden herbeigeschafft, ein eigenes Lokal gemietet; ein paar Wochen später wurden schon 100 Mann täglich abgespeist, bald wurden es 200, dann 300. Der Mangel an Geldmitteln wirkte lähmend. Da lief man Sturm gegen die jüdische Kultusgemeinde: reich ist sie, — also heraus mit dem Geld! Die Arbeiter unternahmen eine förmliche Belagerung der Gemeindeverwaltung. Und so mußte die Gemeinde einen regelmäßigen Zuschuß der Arbeiterküche gewähren. Dann ging es weiter im beschleunigten Tempo. Kurz und gut: die kleine Bude mit den 20 Kostgängern hat sich nun zu 3 großen Küchen entwickelt, wo bis 3000 Mittagessen täglich ausgeteilt werden. Die Küchen werden von einem „wirtschaftlichen Ausschuß" geleitet, der unter der Kontrolle der Gewerkschaften steht. Die Gewerkschaften besorgen auch die Registration der Arbeitslosen, denen dann die Speisescheine verabfolgt werden. Der Andrang ist sehr groß und die Zahl von 3000 Mittagmahlzeiten ist natürlich durchaus unzureichend, doch bilden die Küchen einen sehr wichtigen Notbehelf für die Warschauer Arbeiter. Ähnliche Institutionen gibt es auch in Lodz. Aus den übrigen Städten fehlt es an Nachrichten.

Es seien noch die Leistungen der Gewerkschaften erwähnt. Als die russischen Behörden wegzogen, erhielten die Arbeiter — was namentlich das Vereinswesen betrifft — eine sehr bedeutende Bewegungsfreiheit. Der Organisierungsdrang hat sich bei den jüdischen Arbeitern als ein geradezu beispielloser erwiesen. Mit einem wahren Heißhunger stürzten sie sich auf die Vereinstätigkeit. Soeben hat der letzte russische Soldat die Weichselbrücken überschritten, von Praga her sausten noch die russischen Kugeln in die Warschauer Straßen hinein, — da setzten schon die Gewerkschaften mit ihrer Werbetätigkeit ein. Also buchstäblich: einige Stunden nachdem die erste deutsche Patrouille in den Straßen Warschaus erschien! Im Verlauf von einigen Wochen haben die jüdischen Arbeiter eine weitverzweigte, einheitliche Gewerkschaftsorganisation wiederaufgerichtet. Zurzeit verfügen die jüdischen Arbeiter über ein großes Kartell[1]) von fünfzehn Industrieverbänden, die in eine große Anzahl (gegen 90) Branchesektionen zer-

[1]) Grundsätzlich machen die betreffenden Vereine keinen Unterschied zwischen Juden und Polen, es haben aber die besonderen Ortsverhältnisse dazu gebracht, daß in diesem Kartell sich fast ausschließlich jüdische Arbeiter zusammengefunden haben.

Digitized by Google

fallen und einen Bestand von zirka 10 000 Mitgliedern aufweisen. Es existiert außerdem auch eine Anzahl selbständiger Branchevereine (mit ein paar tausend Mitglieder), die dem Kartell nicht beigetreten sind[1]).

Eine ausgiebige ökonomische Tätigkeit ist für die Gewerkschaften angesichts der allgemeinen Arbeitslosigkeit kaum möglich. In den wenigen Betrieben aber, die zurzeit im Gange sind, haben die Gewerkschaften Unterhandlungen mit den Arbeitgebern eingeleitet; es ist auch zu Streiks gekommen, und zwar mit einem günstigen Ergebnis für die Arbeiter. Interessant ist die geradezu musterhafte Tätigkeit eines dieser Vereine, nämlich des Bäckerverbandes. Da es in dem betreffenden Berufe lediglich für 10 Prozent der ehemaligen Arbeiterzahl Arbeitsgelegenheit gibt, so hat sich der Verband zur Aufgabe gemacht, einen gewissen Turnus einzustellen, um womöglich sämtlichen Vereinsmitgliedern die Gelegenheit zu verschaffen, wenigstens ein oder zwei Tage wöchentlich zu arbeiten. Eine diesbezügliche Vereinbarung mit den Unternehmern wurde auch tatsächlich erzielt. Ferner verschafft der Verein für seine Mitglieder Kohle und Zucker zu billigen Preisen; er verfügt über ein größeres Lokal, wo auch eine Teehalle für die Arbeiter eingerichtet worden ist. Solche Lokale besitzen auch manche andere Gewerkschaften.

In sämtlichen Vereinen werden regelmäßig Mitgliederversammlungen abgehalten, die sich eines außerordentlich guten Besuches erfreuen; ein mächtiger Beitrag zur allgemeinen Schulung und Zusammenfassung der Arbeiterschaft wird da geleistet. Das merkwürdigste ist aber, daß ungeachtet der äußersten Not, der Wissensdrang der jüdischen Arbeiter ein schier unersättlicher geblieben ist. Es werden Abendkurse eingeleitet, Arbeiterbibliotheken und Klubs gegründet, zahlreiche Vorträge abgehalten, und überall war — wenigstens in der ersten Zeit — der Andrang ein ungeheuerer. Ein jeder Vortrag, sei es auf dem Gebiete der Sozial- oder der Naturwissenschaften oder auch der schönen Literatur, erfreute sich eines Arbeiterauditoriums, das eben nur durch die Rahmen des Lokals begrenzt wurde. Ein ganz besonderes Interesse erweckte bei den Arbeitern das zurzeit höchst aktuelle Thema betreffs das Volksschulwesen und die Verwertung der jüdischen Sprache. Die Frage, ob der Unterricht in den jüdischen Volksschulen in der jüdischen Sprache erteilt werden soll, sieht noch ihrer endgültigen Entscheidung entgegen, und die Arbeiter geben wiederholt ihrem heißen Wunsche Ausdruck, daß die Antwort bejahend lauten möge. Es ist auch ein Kinderheim von den Warschauer Arbeitern ins Leben gerufen worden, wo natürlich die jüdische Muttersprache herrscht (in den philantropischen Kinderheimen sind die bürgerlichen Leiter bestrebt, dieselbe womöglich auszurotten). Dieses volkstümliche Kinderheim kommt den Arbeiterfamilien sehr zustatten, erfreut sich auch eines großen Andranges, kann sich aber aus Mangel an Geldmitteln nicht entsprechend entfalten.

Diese unausgesetzten Organisationsbestrebungen, dieser Drang nach Selbstbetätigung, dieser Heißhunger nach Wissen und nach einer geistigen Ausbildung ist ein Lichtstrahl im gegenwärtigen Leben. Er läßt die feste Hoffnung bestehen, daß die jüdische Arbeiterschaft auch aus den schweren Prüfungen des Krieges doch als eine gesunde und lebensfähige Gesellschaftsklasse hervorgehen wird.

---

[1]) Es sind meist ganz kleine Konkurrenzgruppen, die die Spitzmarke „Unparteiisch" tragen, tatsächlich aber zionistisch gefärbt sind.

Digitized by Google

Aus Polens letzten Tagen.

Bilder aus der Warschauer Gesellschaft des 18. Jahrhunderts.

Von Professor Dr. Rudolf Stübe.

Als Katharina II. im Jahre 1762 den russischen Thron bestieg, war das Schicksal Polens entschieden. Mit ebensoviel Tatsachensinn und Willenskraft wie heuchlerischer Schlauheit arbeitete sie, um ihre eigne, wenig günstige Stellung in Rußland zu sichern, an der Erweiterung der russischen Macht und deren Vordringen in den westeuropäischen Kulturbereich. Das aber konnte nur auf Kosten Polens geschehen, aus dem russische „Hilfstruppen" seit Peter d. Gr. nicht mehr gewichen waren. Gewiß war die Teilung Polens ein unerhörtes Geschehnis; aber doch hat erst das 19. Jahrhundert vermöge seines schärfer geprägten nationalen Sinnes die Teilung als einen Frevel bezeichnet. Es war auch nicht allein die russische Habsucht, vor der Österreich und Preußen sich durch Beteiligung an der Teilung Polens für die Zukunft schützen mußten, es waren überhaupt nicht Ursachen der äußeren Politik allein, die Polens Geschick bestimmten. Vor allem waren es die inneren Verhältnisse in Polen, die den Staat der völligen Auflösung entgegengetrieben haben. Die Polen hatten ihr nationales Unglück niemandem mehr als sich selbst, das heißt dem politisch allein bestimmenden Adel, zuzuschreiben. Und diese Mißstände reichten Jahrhunderte zurück. Polen hat nicht, wie Deutschland und Frankreich, das Lehenswesen gekannt. Es hat keinen Kriegeradel gebildet, der sich in Verbindung mit dem Königtum in den Dienst des Staates stellte. Vielmehr war der polnische Adel stets bestrebt, dem Königtum immer ausgedehntere Vorrechte abzunötigen. Er tritt neben, und schließlich über das Königtum. Unbegrenzte Selbstsucht hat das Erwachsen einer Staatsgesinnung verhindert, ohne die kein großer Staat bestehen kann. In der Reihe der polnischen Könige hat es nicht an kraftvollen, ja großen Herrschern gefehlt; aber sie fanden am Adel stets eine widerstrebende Macht. Einen polnischen Bürgerstand gab es nicht, und das Bauerntum war in das tiefste Elend der Leibeigenschaft versunken.

Es fehlte auch in den letzten Jahren Polens nicht an klar denkenden und patriotischen Polen, die das Elend des Landes erkannten und seine Heilung versuchten. Es bildeten sich Reformparteien, und eine ausgedehnte politische Publizistik wies offen auf die Schäden hin. Nach polnischer Weise aber bildeten sich innerhalb dieser Kreise feind-

Digitized by Google

liche Parteien, an deren Spitze die großen Adelshäuser der Potocki und der Czartoryski standen. In seinem dramatisch bewegten Roman „Hetmanssünden" hat Kraszewski den Kampf dieser Häuser geschildert. Die Czartoryski waren auf dem besten Wege, die innere Heilung Polens durch tiefgreifende Umgestaltung der Verfassung, vor allem durch Aufhebung des „Liberum veto" im Reichstage, durchzuführen. Sie sind an der Gegenarbeit Katharinas der II. gescheitert, der ein schwaches, rascher Auflösung verfallendes Polen allein erwünscht war.

Aber auch die inneren Verhältnisse in Polen, die polnische Gesellschaft der letzten Jahrzehnte des Staates, trugen wesentlich dazu bei, daß die Kraft politischer Selbstbehauptung völlig schwand. Diese polnische Gesellschaft bietet, rein ästhetisch betrachtet, ein Bild von feinstem Reiz. Es war eine an die Blüte der italienischen Renaissance erinnernde, aufs höchste verfeinerte gesellschaftliche Kultur, die hier blühte. Kaum je mag Europa Lebensbilder von so viel zauberhafter Anmut, Grazie und berauschender Lebensfülle gesehen haben wie im Warschau des 18. Jahrhunderts. Mochte der Luxus auch oft in übertriebensten Prunk, der Genuß in die Maßlosigkeit halb barbarischer, halb dekadenter Schrankenlosigkeit ausarten — die Zustände im Rom der Kaiserzeit bieten oft das Gegenbild —, so bleibt es doch durch den Zauber der polnischen Eleganz und Beweglichkeit ein Bild von eigentümlichem Reiz. Daß dieses Leben freilich den Keim des Verderbens in sich barg, kann man ebenso wenig verkennen.

Polen wollte eine Republik sein; aber der Staat hatte kein Bürgertum erzogen, das dem öffentlichen Leben diente. Nur der hohe Adel war politisch tätig; er aber dachte nur an Standes- und Familieninteressen. Der Staat hatte keine innere Einheit; er bestand aus zahllosen Einzelwillen, die sich ohne Zusammenhang mit dem Ganzen an beherrschende Persönlichkeiten anschlossen. Von wirklich politischen und sozialen Gedanken waren die Kreise, die auf den Reichstagen zu Warschau zusammenströmten, kaum erfüllt. Der Mangel an staatlichem Bewußtsein war das Grundübel Polens. Und diese innere Unbeständigkeit beherrschte auch das gesellschaftliche Leben, das über Warschau einen zauberhaften Glanz ausgoß. Nicht nur äußere Formen der Sitte wechselten nach der Willkür von Personen, die zu imponieren verstanden; auch das geistige Leben, der Geschmack und die ganze Lebensführung wechselten in dieser unendlich beweglichen Welt, als ob sie nur Launen wären.

Was die Massen Warschaus durchdrang und zusammenhielt war der schrankenlose Trieb nach Genuß und Vergnügen. Von der Pracht

Digitized by Google

des Warschauer Lebens zeugen die prunkenden Paläste des hohen Adels; die der Stadt noch heute einen aristokratischen Zug verleihen. Im 18. Jahrhundert standen sie in einer maßlos verschwenderischen Gastlichkeit offen. — Hier wurde im geselligen Glanz die Politik gemacht; man warb durch Geselligkeit für die Partei Freunde und suchte durch Entfaltung höchsten Glanzes den Gegner zu verdunkeln. In ununterbrochenen Festen lebte der Adel; in sinnbetörender, berauschender Buntheit wirbelte hier durcheinander, was Polen an Reichtum, Schönheit und dionysischer Lebenslust in sich barg. Warschau war in ewigem Festtaumel; und in ihm sollte der sinkende Staat wieder aufgerichtet werden. In diesem Getriebe ist der Staat unaufhaltsam ins Verderben getrieben.

Blicken wir hinein in die ersten Häuser Warschaus, in die Paläste der größten Magnaten, die hunderte vom niederen Adel und tausende von Dienern in sich bargen. Da war das unscheinbare Palais der Krasinski eine Stätte altpolnischer Gastlichkeit und reicher, vornehmer Geselligkeit. Beim Marschall Malachowski durfte am Dienstag jedermann erscheinen, der anständig gekleidet war. Musik und Tanz dienten der allgemeinen Unterhaltung. Im Hause der Oginska strömten von Mittag bis Abend Gäste ein; auch ohne die Herrin des Hauses zu kennen, nahmen hier junge Leute an ihrer reichen Tafel teil. Mit Leidenschaft wurde in manchen Häusern von vornehmen Dilettanten das Theaterspiel gepflegt. In der prachtvollen italienischen Villa der Fürstin von Nassau-Siegen, die wegen ihrer graziösen Kunst im Erzählen von Anekdoten und leichten Witzen hochgeschätzt war, war eine glänzend ausgestattete Privatbühne errichtet, auf der sich die viel gefeierte Julia Potocka auszeichnete. Stücke, die die Zensur nicht zuließ, fanden hier eine Pflegestätte; so sandte z. B. Beaumarchais der Fürstin seine „Hochzeit des Figaro". Neben den Häusern des polnischen Adels wetteiferten die Gesandten fremder Mächte durch Entfaltung blendenden Glanzes, allen voran der russische Gesandte. Selbst ein so sparsamer Hof wie der preußische mußte widerstrebend schwere Opfer bringen, um die Ansprüche seiner Partei zu befriedigen. Aber auch feine künstlerische Genüsse fanden hier eine Stätte. Das Haus der Fürstin Sanguszko, deren innere Vornehmheit allgemein geehrt wurde, barg in seinen Sälen die erlesensten und seltensten Kunstschätze. Die Musik fand besonders im Hause der Radziwill ausgezeichnete Pflege; hier spielten täglich Polens beste Kapellen, auch größere Musikwerke wurden aufgeführt. Die Fürstin Radziwill selbst wie ihre Söhne und Töchter waren künst-

Digitized by Google

lerisch geschulte Sänger oder Musiker. Die geistig höchststehenden Kreise fanden sich Freitags beim Primas der polnischen Kirche, dem Bruder des letzten Königs, während sich die Tafel des Bischofs von Wilna, des Fürsten von Massalki, in den Kreisen der üppigsten Schlemmer eines besonderen Rufes erfreute.

Der König Polens, Stanislaus Leszcynski, stand mitten in diesem größten Luxus Europas als ein persönlich maßvoller Mann. Niemals ließ er sich zur Schwelgerei verleiten, stets wahrte er die Würde seiner Person. Sein Lieblingsaufenthalt war die noch heute bewunderte Villa Lazienki, ganz sein persönliches Werk. Hierher zog er sich im Sommer gern mit seinen Büchern zurück, begleitet von Dichtern, Musikern, Schauspielern. Hier träumte er in seiner Gondel von Venedig und ersann neue, überraschende Veranstaltungen für seine Feste. Wenn irgendwo in Europa ein zweites Versailles bestanden hat, so ist es das Schloß Lazienki gewesen. An Pracht und Glanz aber überbot alle anderen Fürst Karl Radziwill. Er liebte den Prunk und Luxus des Orients. Und wie ein orientalischer König trat er auf; ein straßenlanger Zug begleitete ihn, wenn er zur Audienz ging. Im Theater mietete er stets das ganze Parterre und forderte jeden Begegnenden, auch völlig Unbekannte, freundlich auf, ihn ins Theater zu begleiten. In seinen Privaträumen war der westeuropäische Geschmack ferngehalten; nur getünchte Wände und rohe, schwer gearbeitete Geräte umgaben ihn, aber alles war mit massivem Goldschmuck und zahllosen Edelsteinen ganz in orientalischer Weise geschmückt. An Menschenmenge und an Reichtum der Ausstattung überboten seine Feste alles, was Warschau je gesehen hat. Wir besitzen z. B. die höchst anschauliche Schilderung von einem Teilnehmer eines Festes, das er 1789 gab, zu dem 4000 Einladungen ergangen waren. Die Kosten beliefen sich auf über 1 Million Mark.

Neben den Adel trat noch ein anderes Element, das es an Glanz ihm gleichzutun strebte. Das waren die großen Bankiers. Der ungeheure Luxus auf den Reichstagen, die starke Einfuhr fremder Luxusartikel und die schlechte Bewirtschaftung der großen Güter des Adels hatten die Folge, daß der Mangel an Geld bei allem Reichtum stark fühlbar war. Man nahm leicht Anleihen auf, kümmerte sich aber herzlich wenig um die Zahlung der Zinsen. So entwickelte sich, zumal als 1775 ein Wechselrecht eingeführt war, das Spekulationsgeschäft. Ein Hypothekenwesen gab es nicht; alle Geldgeschäfte stützten sich auf Kenntnis der persönlichen Verhältnisse. Daraus gewannen die polnischen Bankhäuser gewaltige Gewinne, die bald dazu

Digitized by Google

führten, daß die Geldmagnaten mit dem Geburtsadel an Luxus wetteiferten. Sie bauten wie diese Paläste, hielten Rennställe mit den edelsten Pferden, und ihre Säle wurden mit den kostbarsten Dingen ausgestattet. Die feinsten Speisen wurden aufgetragen; man trank etwa keinen Kaffee, wenn er nicht auf Kohlen von Sandelholz zubereitet war. Der Ruin ist bald über die polnische Bankwelt hereingebrochen. Die adlig lebenden Bankherren hatten, mit einer Ausnahme, keine Zeit, sich um ihr Geschäft zu bekümmern. Ihre Geschäftsführer benutzten reichlich die Gelegenheit, für sich selbst aus der Kasse des Hauses zu sorgen. Sie machten dann Geschäfte auf eigne Rechnung. Als 1793 das Bankhaus Tepper zusammenbrach, zog es zahlreiche Banken und hunderte von Familien in seinen Bankerott, der auf 30 Millionen Taler berechnet wurde.

Die Gesellschaft Warschaus war lediglich der Adel. Der Hof hatte für die Gesittung keine Bedeutung und ein Bürgertum gab es nicht, dessen Urteil ein Gegengewicht gegen die unbeschränkte Entfesselung der Neigungen hätte bilden können. Eine heitere Sinnlichkeit erfüllte das Leben dieser adligen Welt. Niemand legte an den andern irgend einen Maßstab, der die Annehmlichkeit des Lebens hätte beeinträchtigen können. Das Gefällige und das Gefallende war für jeden auch das Erlaubte, sofern es nur erreichbar war. Man fragte nicht viel, was jemand tat. Eine sich frei ergehende Sinnlichkeit und die Neigung zur Intrigue waren die stärksten Züge am sittlichen Bilde der Warschauer Gesellschaft. Namentlich die Sittenlosigkeit der vornehmen Damenwelt trat oft völlig unverhüllt hervor; sie galt kaum für mehr als eine Belustigung der eleganten Welt. Die Spielleidenschaft beherrschte alle Kreise. Auf jeder Gesellschaft wurde gespielt, von Männern wie von Frauen und sogar von Kindern. Die Gleichgültigkeit und Leichtfertigkeit bei allen Glücksfällen war merkwürdig groß. Große Vermögen wurden am Spieltisch verloren und gewonnen; man schwelgte förmlich in der Aufregung des Spieles. Die elastische Natur der Polen ertrug alles mit Gelassenheit. Das ganze Besitztum, Geld und Häuser, Güter und Dienerschaft zu verspielen übte keinen Einfluß auf die gesellschaftliche Achtung. Für den im Spiel Verarmten war es selbstverständlich, daß er sich an die Scharen derer anschloß, die täglich von den Tischen der Reichen lebten. Und immer blieb die Hoffnung, daß eine bessere Stunde das Verlorene wiederbrachte.

In dieser Welt war nun jeder Tageslauf mit gesellschaftlichen „Pflichten" in anregendem Wechsel erfüllt. Graziöse Leichtigkeit, ge-

Digitized by Google

fällige Eleganz und Anmut in der Lebensführung läßt sich nicht bestreiten. Darin waren die Polen die „Franzosen des Ostens". Die Morgenstunden, nicht allzu frühe, gehörten der Sorge für das Ankleiden. Zu Wagen oder zu Pferde machte man dann Besuche bei den Damen. Zu Mittag stellte man sich ohne weiteres in einem großen Hause ein, wo man stets gastlicher Aufnahme sicher war. Der Abend aber gehörte stets einer großen Gesellschaft. Sie forderte weiter nichts als eine angemessene Kleidung. Solche öffnete alle Pforten, sie verlieh alle Eigenschaften, die für den Verkehr erforderlich waren. Rang- und Standesunterschiede waren nicht fühlbar; jeden ließ man sich frei geben, wie er war, und hatte gern mit menschlichen Schwächen und mit Ungeschick Nachsicht. Das lebhafte Temperament und die feine Leichtigkeit der Formen machten den vollendeten Gesellschaftsmenschen. Daß er sich nicht lange mit tiefen Gedanken bemühte, daß Empfindung und Phantasie in wechselreichem Spiel die Unterhaltung erfüllten, ohne je wirklich auszuklingen, erzeugte eine schimmernde, mit Geist spielende Art, der Größe und Tiefe fehlten, die aber niemals abgestumpft und langweilig wurde. Der Sinn für vornehme Form prägte sich im äußeren Benehmen ebenso sehr aus wie in der Kleidung und Unterhaltung. Selbst die Sprache fand in dieser Gesellschaft eine Pflege, wie sonst nur in Italien. Es gab eine wirkliche Sprachkultur; die Stimme sich dem Ablauf der Gedanken und Empfindungen kunstvoll anschmiegen zu lassen, war eine besondere Kunst des gesellschaftlichen Verkehrs, die höchst eindrucksvoll geübt wurde.

Diese Kunst wurde geübt an einer Sprache, die durch Konsonantenhäufung und scharfe Artikulation nicht gerade wohllautend ist. Aber man verstand es, der Stimme im gedämpften Klange eine Weichheit zu geben, in der sich die sinnliche Wärme des Empfindens höchst wirksam darstellte. Ein erwärmender Frohsinn, völlig unbefangene Hingabe an den Genuß, natürliche Anmut der Formen, das alles gab dieser in ungeheurem Prunk lebenden Gesellschaft einen gedämpften Ton. Das Brutale bloßer Genußsucht, wie es etwa für die russische Gesellschaft bezeichnend war und noch ist, fehlte in der Gesellschaft Warschaus.

Das Bild würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht des zu höchster Kunst entwickelten Tanzes gedächten. In ihm fand die polnische Natur ihren vollendetsten Ausdruck, in ihm erhob sich die Stimmung zu höchster Spannung. Der Tanz wird geradezu als die Seele der polnischen Gesellschaft gepriesen. Nicht nur Leichtigkeit und An-

Digitized by Google

mut, sondern geradezu eine dramatisch-mimische Selbstdarstellung erhoben ihn zu einer vielbewunderten Kunst. Besonders die beiden Nationaltänze, Polonaise und Mazurka, wurden mit höchster Vollendung geübt. Wir besitzen begeisterte Schilderungen aus dem alten Polen über berühmte Tänzer gerade aus der höchsten Aristokratie. Und schon aus diesen Schilderungen gewinnt man den Eindruck, daß hier eine Kunst zu höchster Vollendung erhoben war, von der wir nichts mehr besitzen. Prinz Josef Poniatowski und Gräfin Julia Potocka bezauberten durch ihre Tanzkunst die ganze Gesellschaft Warschaus, wozu beide allerdings auch von Natur geschaffen waren.

Beherrschende Erscheinungen fehlten trotz der weitgehendsten Gleichheit nicht am Bilde der Gesellschaft Warschaus. An der Ehrfurcht, die ihm zwanglos erwiesen wurde, erkannte man leicht den großen Magnaten. Jeder suchte von ihm bemerkt zu werden, und jeden wußte er seiner besonderen Freundschaft zu versichern. Ein Kulturbild von unerhörter Pracht war z. B. die Abschiedsaudienz des Adam Rzewuski beim Könige, als er nach Kopenhagen als polnischer Gesandter abging. Monatelang hatten Handwerker gearbeitet, um für den Herrn und sein Gefolge Kleider nach den schönsten Mustern des 15. und 16. Jahrhunderts herzustellen. Bei der Audienz ritt der Gesandte auf einem arabischen Rappen, der mit reichem Galageschirr gezäumt war; der Sattel allein wurde auf 405 000 M. geschätzt. Beide Knäufe waren aus Gold und mit großen Brillanten besetzt, die Steigbügel waren gleichfalls golden, das mit Edelsteinen besetzte Zaumzeug aus rotem Corduanleder.

In prächtigstem Aufzug erschien auch das Gefolge der Reiter. Der Gesandte selbst trug ein mit Gold und Silber reich durchwirktes Seidengewand, einen goldenen, mit Brillanten dicht besetzten polnischen Säbel. Der Mantel von grünem Samt war mit Zobel gefüttert, die Mütze aus Zobelfell war mit einem Reiterbusch geschmückt, den ein talergroßer Smaragd zusammenhielt, der wieder von erbsengroßen Brillanten umrahmt war. Es war die höchste orientalische Pracht, die je in Warschau entfaltet worden ist.

Trotz aller genußsüchtigen Leichtlebigkeit war doch nicht in allen der patriotische Geist erloschen. In der Gesellschaft Warschaus vernahm man doch auch Stimmungen von bedrohlichem, dumpfem Klange, die ernst und drohend den Untergang des Staates ahnen ließen. Aber unbesiegbar blieb die polnische Lebenslust. Nur noch maßloser und leidenschaftlicher wurde geschmaust und gezecht, getanzt und gespielt, je drohender das Schicksal auf Polen lastete. Die besten Elemente

Digitized by Google

zogen sich zurück, die Gemeinheit triumphierte. In solchem Taumel eilte Polen dem Abgrunde zu. Und doch rafften sich die besten Kräfte der Adelsnation auf; unter dem Druck der fremden Gewalt begann man sich zur Abwehr zu erheben. Und darin lebten die besten, begeisterungsfähigen Kräfte Polens wieder auf, die bis heute wirksam gewesen sind. Männer wie Kosziuszko, Josef Poniatowski, J. Potocki, Zajonczek und Dombrowski ragen aus der Verwilderung und Entsittlichung der polnischen Adelsgesellschaft hervor. Sie rissen ihr Volk mit sich fort; aber es fehlte die Kraft der Gesamtnation, die in dem großen Drama des Unterganges Polens solche Helden hätte zum Siege tragen können. Während sie, zumeist von der Heimat, für das Schicksal der Heimat arbeiteten, feierte die Mehrheit des Adels in Grodno ihre letzten Orgien.

Neue Bücher.

Die Dürer-Bibel des Einhorn-Verlags in Dachau ist im Auftrag des Dürerbunds von Walter Weichardt schön erneuert und zu einem rechten deutschen Hausbuch geworden. Es ist eine Herzstärkung für jeden Deutschen, dieses handliche Neue Testament mit den ganzseitigen Blättern Albrecht Dürers aus dem Marienleben, den Passionen, der Offenbarung, über 80 an der Zahl!

Einen netten, blauen Karton mit 14 blauen Bändchen darin legt das Bibliographische Institut in Leipzig unter dem Titel Bücher Deutschen Geistes um 6 Mark vor: Walther von der Vogelweide, Luther an den christlichen Adel deutscher Nation, Mösers Patriotische Phantasien, Fichtes Reden an die deutsche Nation, Goltz' Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius, Reden Bismarcks, Hans Meyer Das deutsche Volkstum, Kirchhoff Die deutschen Landschaften und Stämme, Helmolt Deutsche Geschichte, Mogk Deutsche Sitten und Bräuche, Köstlin Die deutsche Tonkunst, Thode Die deutsche bildende Kunst, Wychgram Die deutsche Dichtung und das deutsche Volkstum, Zimmer Die deutsche Erziehung und die deutsche Wissenschaft.

Von den Diedrichsschen Tat-Büchern für Feldpost (je 60 Pfg.) erschienen neu: Germanisches Heldentum (Goten und Skandinaven); Der deutsche Mensch: Bekenntnisse und Forderungen unserer Klassiker; Deutsche Politik (Aphorismen aus Treitschkes gleichnamigem Werk). Die Heftchen bieten viel, dabei wiegen sie unter 50 Gramm.

Aus Natur und Geisteswelt (Teubner, je 1.25): Sandfeld-Jensen, Die Sprachwissenschaft; A. Heilborn, Allgemeine Völkerkunde (2 Bd.); H. Kämmerer, Die Abwehrkräfte des Körpers; E. Heusermann, Schillers Dramen; O. Wettstein, Die Schweiz; A. Pfannkuche, Staat und Kirche.

Sammlung Kösel: Martin Deutinger, Über das Verhältnis der Poesie zur Religion; Hubert Stausse, Geschichte des deutschen Romans bis 1800.

Digitized by Google

Altmodische Gutsbesitzer.

Von Nikolai Gogol.

Gogols Novelle „Altmodische Gutsbesitzer", braucht eigentlich kein Geleitwort; sie spricht für sich selber. Wenn ich trotzdem meiner Uebersetzung einige Zeilen vorausschicken möchte, so hat das zwei Gründe. Einmal meine alte Liebe zu der wundervollen Geschichte, die ich schon zu einer Zeit las, als ich noch auf jeder Zeile das Wörterbuch nachschlagen mußte, (doch gestehe ich, daß dieser Grund den Leser nichts angeht), und zum zweiten, weil sie ein prachtvoll abgerundetes Bild des Herrenlebens aus der Zeit der Leibeigenschaft gibt. Diese Herren waren bei weitem nicht immer die brutalen Seelenverkäufer, als die sie uns manchmal geschildert worden sind: wer in Afanasij Iwanowitsch's und Pulcheria Iwanowna's inneres Leben eindringt, wird als hervorstechendsten Charakterzug ihre unendliche Güte und Weichheit, ihre Freude am Mitmenschen, ihr Interesse an Wohl und Wehe der Andern erkennen. Freilich steht diesem Plus ein gewaltiges Minus gegenüber: die allzugroße Gemütlichkeit, mit der sie sich in schamlosester Weise betrügen lassen, die allzuscharfe Betonung des Materiellen, der fast vollständige Mangel an höheren Interessen. Ruhig und gleichmäßig, ohne Höhen noch Tiefen, ohne Kampf und Streben, ohne Wollen und Wünschen fließt ihnen das Leben dahin und wie das einzige große Ereignis eintritt, der Tod, schaltet es den Ueberlebenden praktisch gleichfalls aus der Reihe der Lebendigen aus, so gering ist die Widerstandskraft, der Lebenswille dieses Menschen. Und ist es nicht bezeichnend, daß gerade sie, Pulcheria Iwanowna, männlich in den Tod geht, während er, Afanasij Iwanowitsch, wie ein haltloses Weibchen zusammenklappt in dem Augenblick, wo ihm seine Stütze geraubt wird? Hat Gogol geahnt, was seine Nation auszeichnet: die Effeminierung des russischen Mannes?

Gogol, der selbst aus einer kleineren ukrainischen Gutsbesitzersfamilie stammte, kannte das Leben dieser Klasse von Kind auf. Er schildert hier, was er gesehen und erlebt. Diese Menschen, mit denen so gut Kirschen (und anderes) essen ist, mit denen es sich so leicht und warm lebt, die so zufrieden sind mit ihrem Maus-im-Käse-Glück, diese Menschen, die immer entspannt und nie angespannt leben und Letzteres so fürchten, sie haben doch Eines: die Breite im Wurf, die schirókaja duschá. Sie leben und lassen leben, sie sind nicht kleinlich und nicht hämisch, sie kennen echte Mitfreude und echtes Mitleiden, sie geben Weite und Breite ihrem Mitmenschen.

Wer gewohnt ist, zuzuhorchen dem Rythmus fremder Völkerseelen, der hört ihn aus dem Kleinen und Kleinsten heraus. Auch, weil ja so viel vom Essen die Rede ist, in dieser Geschichte, aus einem Kochbuch. Meiner Frau russisches Kochbuch — ein stattlicher Band von über tausend Seiten, der uns jetzt in dieser fleisch-, butter-, reis- und zuckerlosen Zeit unendlich große Dienste leistet — ist ein prächtiges Denkmal der russischen „Breite". Es gibt nichts auf der Welt zu essen und zu trinken, was da nicht drinstände. Vorweltliche Rezepte und allermodernste Gerichte für den Tisch des Taglöhners wie für den des Zaren. Und immer in großem Wurf, immer in Mengen, die für ein halbes Regiment von Afanasijs und Pulcherias ausreichen würden. Das sind Rezepte für Menschen, die noch Zeit haben, denen hilfsbereite Hände zu Dutzenden zur Verfügung stehen, die sich mit Lust und Liebe in ihre Küche versenken können, (ganz wie Pulcheria Iwanowna), die zu essen verstehen und lieber viel und gut, als wenig und schlecht essen, denen das Essen noch ein Ritus und nicht eine tagtägliche Fütterung ist, die ihre Gerichte werden lassen und sie nicht gar zwingen, die noch alte ehrliche Back- und Kochöfen zu ihrer Verfügung haben, mit dem Brennholz nicht zu sparen brauchen, und keine Gasbrenner, Kochkisten, Weckapparate, Sanogres und sonstigen raffinierten Küchenzubehör kennen, kurz, Menschen, die ihr Leben nicht nach der Menge des Durchlebten, Erstrebten, Ermöglichten, Erreichten abschätzen, sondern es in behaglicher Breite dahinfließen lassen können.

Digitized by Google

Nur ist dieses Kochbuch auch für das heutige Rußland nicht mehr modern und wird es noch weniger sein für das von morgen. Die Afanasij Iwanowitschs und die Pulcheria Iwanownas sind rar geworden im heutigen Rußland, sie waren möglich nur in dem Rußland, das die Leibeigenschaft kannte. Heute gibt es eigentlich nur mehr schlechte Nachahmungen der beiden guten, alten Leutchen; statt Herren Schmarotzer, statt Leibeigenen zwar freie, aber um weniges besser daranseiende Bauern. Die Blüte davon liegt in den masurischen Seen, in den Karpathen, in Polen und im türkisch-russischen Grenzgebiet. Tot, wie das alte Rußland, das Rußland der „Altmodischen Gutsbesitzer". A. Dirr.

Ich bin ganz verliebt in das bescheidene Leben jener vereinsamten Gutsherren auf verlorenen Dörfern, die man in Kleinrußland altmodisch zu nennen pflegt. Wie baufällige, malerische Häuschen sind sie, die man lieb gewinnt um ihrer Einfachheit willen und wegen ihres vollkommenen Gegensatzes zu jenen glattgeschmierten Gebäuden, deren Wände noch kein Regen abgewaschen, deren Dächer noch keine grünen Flecken aufweisen und deren rote Ziegel noch nicht hinter dem abgefallenen Verputz hervorgucken. Ich kehre manchmal gerne ein in die Sphäre dieses ungewöhnlich einsamen Lebens, wo nicht ein Wunsch hinausfliegt über den Zaun des kleinen Höfchens, die Einfassung des Gartens mit seinen Apfel- und Pflaumenbäumen, über die umgebenden, zur Seite geneigten Dorfhütten im Schatten von Purpurweiden, Hollunder und Birnbäumen. Das Leben dieser einsamen Herrenleute verläuft so still, so still, daß man auf Augenblicke alles vergißt und glaubt, Leidenschaft, Wünsche und alle beunruhigenden Ausgeburten des Bösen Geistes, welche die Welt aufrütteln, seien gar nicht vorhanden und man habe sie nur in einem glänzenden, flitternden Traum gesehen. Ich sehe es immer noch vor mir, das niedrige Häuschen mit der Gallerie aus kleinen, geschwärzten hölzernen Säulchen, die ums ganze Haus herumlief, damit man bei Regen und Hagel die Läden schließen konnte, ohne naß zu werden. Dahinter duftende Faulbäume und ganze Reihen niedriger Obstbäume, ein Meer im Purpur der Kirschen und im bleimatten Blau der Pflaumen; unter einem weit ausladenden Ahornbaum ein Teppich zum Ausruhen; vor dem Hause ein weiter Hof, durch dessen niedriges, frisches Gras ausgetretene Pfade laufen, von der Vorratskammer zur Küche und von der Küche zur Herrschaftswohnung; eine langhalsige Gans mit ganz kleinen, flaumzarten Jungen trinkt; auf dem Zaune hängen Bündel getrockneter Birnen und Äpfel neben auszulüftenden Teppichen; neben der Vorratskammer ein Wagen mit Melonen und neben ihm ein faul daliegender Ochse: — alles das hat für mich einen unsagbaren Reiz, vielleicht nur deshalb, weil ich es nicht mehr sehen kann und uns nun einmal alles lieb ist, wovon wir getrennt sind. Sei dem, wie es wolle, aber sowie mein Wagen an die Flurtreppe dieses Häuschens heranfuhr, legte mir sichs wunderbar angenehm und ruhig auf die Seele; die Pferde zogen lustig an; mein Kutscher stieg ganz gemächlich vom Bock und stopfte sich sein Pfeifchen, als ob er bei sich zu Hause angekommen wäre, und selbst das Gebell der phlegmatischen Hunde war meinen Ohren angenehm. Aber am meisten gefielen mir immer die Besitzer solcher bescheidener Winkelchen selbst, die alten Leutchen, die eifrig aus dem Hause traten, um mich zu empfangen. Heute noch seh' ich mitunter ihre Gesichter vor mir, mitten im Lärm und in der Menge modern herausstaffierter Menschen und dann kommt's mich an wie Halbschlaf und ich träume von vergangenen Zeiten. Auf ihren Gesichtern lag immer soviel Güte, soviel Einfachheit und Frohsinn, daß man gerne, wenigstens für kurze Zeit, alle seine unfrommen Wünsche und Träume vergaß und sich mit seinem ganzen Wesen in ihr irdisch-bukolisches Leben versenkte.

Digitized by Google

Bis heute kann ich immer noch zwei alte Leutchen aus dem vorigen Jahrhundert nicht vergessen, die ja leider! schon nicht mehr da sind, aber meine Seele ist immer noch voller Mitleid und all mein Fühlen engt sich sonderbar ein, wenn ich mir einbilde, ich könnte wieder einmal in ihr früheres, jetzt verödetes Heim zurückkehren und sähe noch einmal den Haufen baufälliger Hütten, den verwilderten Teich und den mit Gras überwachsenen Graben an der Stelle, wo früher ihr niedriges Häuschen stand. Der Gedanke tut mir weh! Aber kommen wir zu unserer Erzählung.

Afanasij Iwanowitsch Towstogub und seine Frau Pulcheria Iwanowna Towstogubicha, wie sie die Bauern in der Umgebung nannten, waren jene alten Leute, von denen ich zu erzählen anfing. Wenn ich ein Maler wäre und auf der Leinwand Philemon und Baucis darstellen wollte, ich hätte nie andere Urbilder gewählt, als diese zwei. Afanasij Iwanowitsch war sechzig, Pulcheria Iwanowna fünfundfünfzig Jahre alt. Afanasij Iwanowitsch war hohen Wuchses, trug einen mit Wollstoff überzogenen halben Schafspelz, saß etwas gebückt da und lächelte fast immer, ob er nun sprach oder zuhörte. Pulcheria Iwanowna war etwas ernster, sie lachte fast nie; aber auf ihrem Gesicht und in ihren Augen lag soviel Güte, soviel Bereitwilligkeit, den Gast mit dem Besten zu bewirten, daß man dieses Lächeln fast zu süßlich fand für ihr gutes Gesicht. Die leichten Fältchen auf ihren Gesichtern waren so hübsch verteilt, daß ein Künstler sie sicher gern gestohlen hätte. Aus diesen Falten konnte man, schien es, ihr ganzes Leben herauslesen, das klare, ruhige Leben, das die alten, eingesessenen, gutmütigen und zugleich reichen Familien lebten und das im Gegensatz steht zu dem jener gemeinen Kleinrussen, die aus der Mitte von Teerbrennern und Krämern stammen, wie Heuschrecken alle Ämter und Schreibstuben füllen, den letzten Pfennig aus ihren Landsleuten herauspressen, Petersburg mit Klatsch überziehen, schließlich ein Kapital erwerben und dann triumphierend der kleinrussischen Namensendung o ein russisches w hinzufügen. Nein, sie glichen jenen verächtlichen und elenden Geschöpfen nicht, ebensowenig wie alle alten echten kleinrussischen Familien.

Man konnte nicht ohne Rührung ihre gegenseitige Liebe betrachten. Sie sagten nie Du zueinander, sondern immer Sie: Sie, Afanasij Iwanowitsch, Sie, Pulcheria Iwanowna. „Haben Sie den Stuhl durchgedrückt, Afanasij Iwanowitsch?“ „Das macht nichts, seien Sie nicht böse, Pulcheria Iwanowna, ich war's.“ Sie hatten nie Kinder gehabt und deshalb erstreckte sich ihre ganze Anhänglichkeit gegenseitig auf sie selber. Vor langem einmal, in seiner Jugend, hatte Afanasij Iwanowitsch gedient und es sogar zum Major gebracht; aber das war schon lange, lange her, und Afanasij Iwanowitsch selbst sprach kaum jemals davon. Mit dreißig Jahren heiratete er, als er noch ein frischer, kecker Kerl war und einen gestickten langen Rock trug; er entführte sogar seine Pulcheria Iwanowna, die ihm ihre Eltern nicht gönnten, mit ziemlichem Geschick, aber auch daran erinnerte er sich kaum, jedenfalls sprach er nie davon.

Alle diese längstvergangenen, ungewöhnlichen Ereignisse hatte ein ruhiges, einsames Leben abgelöst und jene harmonischen und halbbewußten Träumereien, denen man sich hingibt, wenn man auf dem Lande bei Regen auf dem Balkon sitzt und in den Garten schaut, wenn die Tropfen auf den Blättern der Bäume trommeln, in rieselnden Bächlein ablaufen und Schläfrigkeit in die Glieder zaubern, während sich hinter den Bäumen ein Regenbogen hervorstiehlt und wie ein halbzerstörtes Gewölbe mit seinen sieben matten Farben am Himmel leuchtet — oder

Digitized by Google

wenn man über die Steppe fährt, wobei der schüttelnde Wagen im Grün untertaucht, die Wachtel schmettert und duftende Kräuter, Getreideähren und Feldblumen durch die Wagentüre einem ins Gesicht und auf die Hände patschen.

Afanasij Iwanowitsch hörte seinen Gästen immer mit liebem Lächeln zu; manchmal erzählte er selbst etwas, meist aber fragte er sie nur aus. Er gehörte nicht zu jenen, die einen mit ihrem ewigen Lob auf die guten Alten Zeiten langweilen, oder die Neuzeit tadeln, im Gegenteil, seine Fragen zeigten ein lebhaftes Interesse für die Lebensverhältnisse des Gastes, für das Geraten und das Vorbeigelingen; er zeigte dafür jenes Wohlwollen, das alle guten alten Leute haben, obwohl es ein wenig der Neugier eines Kindes gleicht, das mit einem spricht, aber während der Zeit sich genau das Siegel an der Uhr dessen beschaut, mit dem es sich unterhält. Und während er so fragte, strahlte sein Gesicht förmlich vor Güte.

Die Zimmer in denen unsere Alten wohnten, waren klein und niedrig, so wie sie bei altmodischen Leuten zu sein pflegen. In jedem Zimmer war ein riesiger, fast ein Drittel des ganzen Raumes einnehmender Ofen. Es war immer furchtbar warm bei ihnen, weil sowohl Afanasij Iwanowitsch, als auch Pulcheria Iwanowna die Wärme sehr liebten. Geheizt wurden die Zimmer vom Flur aus, der fast immer bis zur Decke mit Stroh, dem gewöhnlichen Heizstoff in Kleinrußland, gefüllt war. Das Knistern und die Helle des brennenden Strohs machen den Aufenthalt auf dem Flur an Winterabenden sehr angenehm, so daß die jungen Leute, denen es beim Verfolgen irgend einer dunkelhäutigen Schönheit kalt geworden war, ihn gerne aufsuchten. An den Wänden der Zimmer hingen einige Bilder und Bildchen in altmodischen schmalen Rahmen. Ich bin überzeugt davon, daß die Hausherrn selbst schon längst den Inhalt dieser Bilder vergessen hatten und es nicht merken würden, wenn jemand einige davon wegschleppte. Zwei große Ölbilder waren auch da: das eine stellte irgend einen Bischof, das andere Peter III. dar. Aus einem schmalen Rahmen schaute die mit Fliegenspuren übersäte Herzogin Lavallière heraus. Um die Fenster und über den Türen hingen viele jener kleinen Bilder, die man gewohnheitsmäßig als Flecken an der Wand ansieht und deshalb gar nicht mehr beachtet. Der Boden war fast in allen Zimmern aus Lehm, aber akkurat gestrichen und so reinlich gehalten, wie vielleicht wenige Parkettböden in reichen Häusern, die ein verschlafener Herr in Livree jeden Morgen mit faulen Bewegungen kehrt.

Pulcheria Iwanownas Zimmer war ganz angefüllt mit Koffern und Kisten, Köfferchen und Kistchen, und an den Wänden hingen Bündel und Säcke mit Samen für den Blumengarten, für den Gemüse- und den Melonengarten. In den Ecken und zwischen den Koffern lagen Wollknäuel in verschiedenen Farben und Reste von alten Kleidern, die vor einem halben Jahrhundert neu waren. Pulcheria Iwanowna war eine ausgezeichnete Hausfrau und hob alles auf, obwohl sie oft selbst nicht wußte, warum und wozu.

Aber das Merkwürdigste im Hause, das waren — die singenden Türen. Vom frühesten Morgen hub das Singen der Türen im ganzen Hause an. Ich weiß nicht, warum sie sangen; waren die verrosteten Angeln daran schuld oder hatte der Schlosser, der sie gemacht hat, irgend ein Geheimnis hineingezaubert? Bemerkenswert war es auf jeden Fall, daß jede Türe ihre eigene Stimme hatte; die ins Schlafzimmer sang im dünnsten Diskant, die ins Speisezimmer hatte einen rauhen Baß, aber die Flurtüre gab einen sonderbaren, zugleich stöhnenden und klirrenden Ton von sich, so daß man bei aufmerksamem Hinhören deutlich hörte

Digitized by Google

wie sie sagte: Lieber, mich friert! Ich weiß, daß vielen das Kreischen der Türen nicht gefällt, aber ich habe es sehr gern und wenn ich hier manchmal eine Türe singen höre, dann sehe ich mich auch gleich auf dem Lande, in einem niedrigen Zimmerchen, das eine Kerze in einem altmodischen Leuchter erhellt, wo das Abendessen schon auf dem Tische steht und durch das geöffnete Fenster die dunkle Maiennacht lugt, eine Nachtigall Haus und Garten bis zum Fluß mit ihren Trillern füllt, die Zweige der Bäume rascheln und mich furchtsam machen . . . mein Gott! welche lange Reihe von Erinnerungen steigt dann in mir auf!

Die Stühle im Zimmer waren aus Holz, von der Schwere und Solidität, die gewöhnlich aus alten Zeiten stammende Dinge auszeichnen; alle hatten sie hohe, gebrechselte Rückenlehnen ohne jeden Lack und ohne jede Farbe; sie waren nicht einmal gepolstert und glichen jenen Stühlen, auf die sich heute noch Bischöfe setzen.

Dreieckige Tischchen standen in den Winkeln, viereckige mit dünnen Goldrahmen und geschnitzten Blättern vor dem Sofa und dem Spiegel und darauf hatten die Mücken ihre schwarzen Punkte gesät; vor dem Sofa ein Teppich, dessen Vögel Blumen und dessen Blumen Vögeln glichen: das war fast die ganze Einrichtung des anspruchslosen Häuschens, in dem meine alten Leutchen lebten.

Die Mägdekammer war gesteckt voll mit jungen und älteren Mädchen (in gestreiften, langen Rockhemden); Pulcheria Iwanowna gab ihnen von Zeit zu Zeit irgendwelche Kleinigkeiten zu nähen oder befahl ihnen Beeren zu putzen, aber meistens staken sie alle in der Küche und schliefen. Pulcheria Iwanowna erachtete es für unerläßlich, sie im Hause zu halten und wachte streng über ihre Sittlichkeit, aber zu ihrem großen Erstaunen vergingen kaum etliche Monate, ohne daß die eine oder die andere rundlicher geworden wäre. Das war um so erstaunlicher, als im Hause fast keine Junggesellen waren, mit Ausnahme etwa des Zimmerburschen, der einen grauen Frack trug, aber bloßfüßig umherlief, und wenn er nicht gerade aß, sicher schlief. Pulcheria Iwanowna nahm sich die Schuldige gewöhnlich ordentlich vor und bestrafte sie strenge, damit in Zukunft nichts mehr vorkäme. Auf den Fensterscheiben summte eine ungeheure Menge von Fliegen, alle aber übertönte der dicke Baß einer Hummel, den manchmal das durchdringende Pfeifen von Wespen begleitete; kaum aber wurden die Lichter hereingebracht, so begab sich die ganze Gesellschaft auf ihr Nachtlager und bedeckte als schwarze Wolke die ganze Zimmerdecke.

Afanasij Iwanowitsch gab sich sehr wenig mit der Wirtschaft ab, obwohl er manchmal zu den Mähern hinausfuhr und sie ziemlich eingehend bei der Arbeit beobachtete; die ganze Last der Gutsverwaltung lag auf Pulcheria Iwanownas Schultern. Ihre Arbeit bestand in einem fortwährenden Öffnen und Schließen der Vorratskammer, im Salzen, Trocknen, Kochen einer zahllosen Menge von Früchten und Gewächsen. Ihr Haus glich auf ein Haar einem chemischen Laboratorium. Unter dem Apfelbaum brannte beständig ein Feuer, von dem der Kessel, in dem verschiedenes Eingekochtes, Gelés, Marmeladen mit Honig, Zucker und was weiß ich was noch gemacht wurde, kaum je herunterkam. Unter einem andern Baum destillierte der Kutscher in einer kupfernen Retorte Schnäpse und Liköre über Pfirsichblättern, Faulbeerblüten, Tausendguldenkraut, Kirschkernen; er war am Ende seiner Arbeit unfähig ordentlich zu sprechen, schwatzte aber einen fürchterlichen Unsinn, so daß Pulcheria Iwanowna kein Wort davon verstand, und begab sich dann in die Küche, um zu schlafen. Von allem dem Zeugs wurde eine solche Menge eingekocht, eingesalzen, getrocknet, daß es wahrscheinlich den ganzen Hof

Digitized by Google

überschwemmt haben würde (denn Pulcheria Iwanowna kochte über den Bedarf noch auf Vorrat), wenn nicht die größere Hälfte von den Mägden aufgezehrt worden wäre, die sich in die Vorratskammer schlichen und sich dort so voll aßen, daß sie den ganzen Tag über stöhnten und sich über ihre Bäuche beklagten.

In den Landbau und die andern Wirtschaftszweige sich einzumischen hatte Pulcheria Iwanowna wenig Gelegenheit. Der Verwalter, der mit dem Dorfältesten unter einer Decke steckte, stahl in unbarmherziger Weise. Die beiden hatten sich angewöhnt, in den herrschaftlichen Wäldern zu wirtschaften, als wären es ihre eigenen; sie holten zahllose Fuhren Holz daraus und verkauften es auf dem nächsten Markt; außerdem verkauften sie den benachbarten Kosaken alle dicken Eichenstämme auf Abhieb. Ein einziges Mal nur drückte Pulcheria Iwanowna den Wunsch aus, ihren Wald zu revidieren. Zu dem Zwecke wurde ein Wagen angespannt mit riesigem Schutzleder, das, sobald der Kutscher die Zügel in die Hand nahm und die Pferde, die schon in der Miliz gedient hatten, anzogen, die Luft mit sonderbaren Tönen erfüllte; man glaubte Flöten, Tamburine und Trommeln zu hören; jeder Nagel und jede Niete klirrten so stark, daß man es sogar bei den Mühlen hörte, wie die Herrin vom Hofe wegfuhr, obwohl nicht weniger als zwei Werst dazwischen waren. Pulcheria Iwanowna konnte nicht umhin, die schrecklichen Verwüstungen im Walde und den Verlust jener Eichen zu bemerken, die sie schon in ihrer Kindheit als hundertjährige gekannt hatte.

„Wie kommt's, Nitschipor", fragte sie den Verwalter, „daß die Eichen so selten werden? Gib acht, sonst werden Dir auch die Haare auf dem Kopfe selten."

„Wieso selten?" meinte der Verwalter, „sie sind halt hin. Einfach hin. Der Blitz hat hineingeschlagen und die Würmer haben sie gefressen. Hin sind sie, Pani, hin." Pulcheria Iwanowna gab sich mit dieser Antwort völlig zufrieden und befahl beim Nachhausekommen nur, die Wache bei den „Spanischen Kirschen" und den „Winterbirnen" zu verdoppeln.

Das würdige Paar, der Verwalter und der Dorfälteste, hielten es für vollständig überflüssig das ganze Mehl in die herrschaftliche Vorratskammer abzuliefern, die Hälfte genügte ja auch, und auch davon lieferten sie nur das feucht gewordene und verschimmelte ab, das auf dem Markt keine Käufer gefunden hatte. Aber, so viel der Verwalter und der Älteste auch stahlen, soviel auf dem Hofe, von der Hausbeschließerin bis zum letzten Schwein herunter, auch gefressen wurde — die Schweine vertilgten eine Menge Pflaumen und Äpfel und stießen oft mit ihren Schnauzen die Bäume an, um das Obst herunterzuschütteln —, soviel auch Spatzen und Krähen aufpickten, soviel das ganze Hofgesinde für Vettern und Basen auch wegschleppte, sogar alte Leinwand und Garn, was alles zum Allerweltsbrunnen, das heißt zur Dorfschenke seinen Weg fand, soviel auch die Gäste stahlen, deren Kutscher und Diener — der gesegnete Boden gab alles in solcher Menge, und Pulcheria Iwanowna und Afanasij Iwanowitsch brauchten so wenig für sich selbst, daß dieses ganze fürchterliche Raubsystem sich gar nicht bemerkbar machte.

Beide alte Leutchen aßen nach der uralten Sitte altmodischer Gutsbesitzer furchtbar viel und gern. Kaum ging die Sonne auf — sie waren immer sehr früh auf den Beinen — und kaum fingen die Türen im Hause ihr vielstimmiges Konzert an, da saßen sie schon zu Tische und tranken Kaffee. Dann ging Afanasij Iwanowitsch auf den Flur hinaus, schüttelte sein Tuch und verjagte die Gänse: ksch, ksch, fort ihr Gänse, runter von der Treppe! Auf dem Hof traf er gewöhn-

Digitized by Google

lich den Verwalter, mit dem er sich in ein Gespräch einließ. Er erkundigte sich nach dem Fortgang der Arbeit und ließ sich dabei in solche Einzelheiten ein und gab so gute Anordnungen und Ratschläge, daß ein Unbeteiligter sich jedenfalls gewundert hätte über die vielseitigen Kenntnisse des Hauswirtes und noch mehr darüber, daß man einen so scharfäugigen Herrn so bestehlen konnte. Aber der Verwalter war ein schlauer Fuchs; er wußte was er zu antworten und noch besser, wie er zu wirtschaften hatte.

Danach kehrte Afanasij Iwanowitsch ins Haus zurück, suchte Pulcheria Iwanowna auf und sagte: „Na, Pulcheria Iwanowna, was denken Sie, könnte man nicht etwas essen?“

„Ja, was denn, Afanasij Iwanowitsch? Vielleicht Pastetchen mit Mohn, oder gesalzene Schwammerln?“ „Meinetwegen Schwammerln oder Pastetchen“, pflegte Afanasij Iwanowitsch zu antworten, und im Nu kam ein Tischtuch zum Vorschein und darauf Pastetchen und Schwammerln.

Eine Stunde vor dem Mittagessen nahm Afanasij Iwanowitsch nochmals einen Imbis zu sich, leerte einen alten silbernen Becher Wodka und aß dazu Schwammerln, verschiedene getrocknete Fische und sonstige Kleinigkeiten. Das Mittagessen war um zwölf Uhr. Außer den Hauptgerichten standen auf dem Tische zahllose Töpfchen, deren Deckel zugeschmiert waren, damit ja keines der schmackhaften Dinge der alten guten Küche seinen Duft verliere. Beim Essen wurde gewöhnlich nur von dem allernächstliegenden gesprochen.

„Mir scheint, daß diese Grütze ein wenig angebrannt ist“, pflegte Afanasij Iwanowitsch zu sagen, „scheints Ihnen nicht auch so, Pulcheria Iwanowna?“ „Nein, Afanasij Iwanowitsch, tun Sie nur etwas mehr Butter daran, dann wird sie Ihnen nicht mehr angebrannt scheinen, oder nehmen Sie von der Schwammerlsauce und gießen Sie's darauf.“

„Bitte“, sagte dann Afanasij Iwanowitsch, indem er ihr seinen Teller hinreichte, „probieren wir's mal“.

Nach dem Essen legte sich Afanasij Iwanowitsch auf eine Stunde schlafen; danach brachte Pulcheria Iwanowna eine zerschnittene Melone und sagte: „Kosten Sie mal, Afanasij Iwanowitsch, „was für eine gute Melone!“

„Glauben Sie's nur nicht, bloß weil sie rot ist innen“, meinte Afanasij Iwanowitsch, „manchmal ist eine Melone innen rot und doch nicht gut“.

Aber die Melone verschwand doch. Danach aß Afanasij Iwanowitsch noch einige Birnen und ging dann mit Pulcheria Iwanowna im Garten spazieren. Ins Haus zurückgekehrt, begab sich Pulcheria Iwanowna an ihre Arbeit, er aber setzte sich unter das Vordach und sah zu, wie die Speisekammer fortwährend ihr Inneres zeigte und versteckte, wie die Mägde im Gedränge das möglichste und unmöglichste Zeug in hölzernen Kistchen, Sieben, Schäffchen und andern Obstbehältern hinein- und heraustrugen. Wenn er davon genug hatte, schickte er nach Pulcheria Iwanowna oder suchte sie selbst auf und fragte ob sie etwas zu essen für ihn habe.

„Was möchten Sie denn? Soll ich sagen, man solle Ihnen Topfenplätzchen mit Beeren bringen; ich hab' eigens welche für Sie aufbewahren lassen.“

„Meinetwegen“, antwortete Afanasij Iwanowitsch.

„Oder, wollen Sie lieber Kissél[1]) haben?“

„Auch das ist gut“, meinte Afanasij Iwanowitsch. Gleich wurde auch alles gebracht, und, wie es schon so Sitte war, auch aufgegessen.

[1]) Säuerlicher Mehlbrei, oft mit Zusatz von Fruchtsäften.

Digitized by Google

Vor dem Abendessen aber nahm Afanasij Iwanowitsch nochmals eine Kleinigkeit zu sich. Um halb zehn setzte man sich dann wieder zu Tische. Nach dem Abendessen ging man gleich schlafen und allgemeine Stille herrschte in dem tätigen und doch so ruhigen Winkel.

Das Zimmer, in dem Afanasij Iwanowitsch und Pulcheria Iwanowna schliefen, war so heiß, daß selten jemand einige Stunden hätte darin bleiben können, aber Afanasij Iwanowitsch schlief absichtlich auf der Ofenbank, um es noch wärmer zu haben, obwohl ihn die Hitze manchmal zwang, Nachts öfters aufzustehen und im Zimmer herumzugehen. Dabei stöhnte er manchmal auf.

„Warum stöhnen Sie denn?" pflegte Pulcheria Iwanowna dann zu fragen.

„Weiß Gott, Pulcheria Iwanowna, mir scheint ich habe Bauchweh."

„Wär's nicht besser, Sie äßen etwas, Afanasij Iwanowitsch?"

„Ich weiß nicht, ob's gut wäre, Pulcheria Iwanowna. Übrigens . . . was könnt' ich denn essen?"

„Saure Milch oder dünne Fleischbrühe mit getrockneten Birnen?"

„Bitte, ich will's mal probieren", meinte Afanasij Iwanowitsch. Eine schläfrige Magd wurde in die Speisekammer geschickt und holte das Verlangte; Afanasij Iwanowitsch aß ein Tellerchen voll und sagte dann: „Mir scheint es ist mir ein bischen besser jetzt."

Wenn es draußen helles Wetter war und im Zimmer recht schön warm, kam es auch vor, daß Afanasij Iwanowitsch in guter Laune scherzte und von irgend etwas Fernerliegendem zu reden anfing. „Na, Pulcheria Iwanowna, wenn jetzt auf einmal unser Haus niederbrennen würde, was täten wir denn?"

„Heiliger Gott! Behüte uns davor!" sagte Pulcheria Iwanowna und bekreuzte sich.

„Ja, aber wenn es nun wirklich abbrennen würde, wohin gingen wir dann?"

„Gott weiß, was Sie da für Reden führen, Afanasij Iwanowitsch! Wie kann denn unser Haus niederbrennen? Das läßt Gott nicht zu."

„Wenn's aber wirklich niederbränne?"

„Na, dann ziehen wir in die Küche, Sie würden vorläufig in das Zimmer der Beschließerin übersiedeln."

„Und wenn auch die Küche niederbrennt?"

„Auch das noch! Gott behüte uns davor, daß das Haus und die Küche niederbrennen . . . . Dann halt in die Speisekammer, bis ein neues Haus fertig ist."

„Und wenn auch die Speisekammer niederbrennt?"

„Gott weiß, was Sie da alles reden! Ich will weiter nichts hören! Eine Sünde ist's, von so was zu sprechen und Gott wird Sie strafen dafür."

Aber Afanasij Iwanowitsch war glücklich darüber, daß er Pulcheria Iwanowna ein wenig Angst gemacht hatte und lächelte in seinem Stuhle.

Am interessantesten aber waren mir die beiden alten Leutchen, wenn sie Gäste hatten. Dann nahm alles in ihrem Hause ein anderes Gesicht an. Die guten Leute lebten sozusagen nur für ihre Gäste. Was sie Bestes hatten wurde vorgesetzt. Sie bemühten sich um die Wette, dem Gaste alles vorzusetzen, was ihre Wirtschaft nur gab. Am meisten aber gefiel es mir, daß in allen diesem Diensteifer keine Spur von Süßlichkeit war. Diese Gutherzigkeit und dieser Eifer standen ihren Gesichtern so gut, daß man unwillkürlich mit allen ihren Bitten einverstanden war, so sehr war alles das nur eine Folge der Reinheit und Einfachheit ihrer arglosen, guten Seelen. Und es war durchaus nicht die Gutherzigkeit, mit der man von

Digitized by Google

einem Beamten des Fiskus bewirtet wird, der einem seine Laufbahn verdankt und der einem nun zu Füßen kriecht und einen Wohltäter nennt. Der Gast durfte auf keinen Fall schon an demselben Tage fort; er mußte unbedingt übernachten.

„Wie kann man zu so später Stunde sich noch auf eine so weite Reise machen?" pflegte Pulcheria Iwanowna zu sagen. (Der Gast wohnte gewöhnlich drei, vier Werst weit.)

„Natürlich", fügte Afanasij Iwanowitsch dann hinzu, „wer weiß, was alles passieren kann, schließlich kommen noch Räuber oder sonst ein verdächtiger Kerl".

„Gott verschone uns vor den Räubern!" flehte Pulcheria Iwanowna. „Und was hat das für einen Zweck, so etwas zu nachtschlafender Zeit zu erzählen. Räuber hin, Räuber her, aber es ist schon dunkel, und die Fahrerei taugt nichts. Und dann . . . Ihr Kutscher. Ich kenne Ihren Kutscher, so ein kleiner, schwacher Kerl, der wird mit der elendsten Stute nicht fertig . . . und dann . . . er ist wahrscheinlich schon angesäuselt und schläft in irgend einem Winkel."

Der Gast mußte also unbedingt bleiben; doch war der Abend in dem niedrigen, kleinen Zimmer, der frohwarme und einschläfernde Gesprächston, der Dampf von den aufgetragenen, immer nahrhaften und meisterhaft zubereiteten Gerichten für ihn eine Belohnung. Ich sehe Afanasij Iwanowitsch heute noch vor mir, wie er leicht gebückt und mit seinem immerwährenden Lächeln um den Mund dem Gast aufmerksam und sogar mit Genuß zuhört. Oft kam die Rede auch auf die Politik. Da geschah es wohl, daß der Gast, der selbst kaum je aus seinem Dorf hinauskam, mit bedeutsamer und geheimnisvoller Miene seine Geheimnisse ausplauderte, daß der Franzose mit dem Engländer übereingekommen sei, Bonaparte wieder auf Rußland loszulassen, oder daß ein Krieg bevorstehe, und dann pflegte Afanasij Iwanowitsch, absichtlich Pulcheria Iwanownas Blicke meidend, zu sagen: „Ich gedenke selbst in den Krieg zu ziehen; warum soll ich das nicht?" „Schon wieder die alte Geschichte", unterbrach ihn dann Pulcheria Iwanowna, „was hat denn so ein alter Mann im Krieg zu tun? Der erste beste Soldat schießt ihn tot! Bei Gott, tot! Zielt nur so und schießt ihn tot!"

„Nanu", antwortete Afanasij Iwanowitsch, „ich schieß' ihn auch tot."

„Hören Sie nur, was er wieder sagt! Er und in den Krieg? Seine Pistolen sind schon längst verrostet und liegen irgendwo in der Rumpelkammer. Wenn Sie sie sehen könnten, diese Pistolen; ehe der Schuß hinausgeht, zerreißt sie das Pulver. Und ihm haut's die Hände weg und zerfetzt ihm das Gesicht und er wird ewig ein Krüppel sein."

„Na, ich kaufe mir halt neue Waffen, und nehm' einen Säbel mit oder eine Kosakenlanze."

„Das ist alles Unsinn. Auf einmal kommt ihm so etwas in den Sinn und er fängt an", sagt Pulcheria Iwanowna ärgerlich. „Ich weiß ja, daß er nur Spaß macht, aber es ist doch unangenehm, so 'was zu hören. Man horcht zu und zu, und es wird einem ganz bang dabei."

Afanasij Iwanowitsch aber lachte in seinem Stuhle, glücklich darüber, daß er Pulcheria Iwanowna ein wenig Furcht gemacht hatte.

Pulcheria Iwanowna gefiel mir immer am besten, wenn sie ihren Gast an den Sakuskatisch[1]) führte. „Das da, erklärte sie, indem sie den Pfropfen aus einer Flasche zog, das ist Salbeischnaps, wenn einem die Schulterblätter weh tun, oder das Kreuz, so ist das sehr gut; der da ist von Tausendguldenkraut abgezogen;

[1]) Vorspeisen werden gewöhnlich auf einem eigenen Tische serviert.

Digitized by Google

wenn einem die Ohren summen oder man bekommt Flechten im Gesicht, dann hilft das ausgezeichnet; und der da, der ist über Pfirsichkernen destilliert; nehmen Sie ein Gläschen — nicht, was für ein feiner Geruch? Wenn man beim Aufstehen mit der Stirne an eine Schrank- oder Tischecke stößt, so daß man eine Beule kriegt, braucht man bloß ein Gläschen auszutrinken vor dem Mittagessen, und es ist wie weggeblasen; im Augenblick vergeht es, als ob gar nichts geschehen wäre." Und so erklärte sie den Inhalt aller Flaschen und fast jede barg irgend ein Heilmittel. Wenn sie dann den Gast mit dieser ganzen Apotheke vollgeladen hatte, dann führte sie ihn zu den Tellern. „Das sind Schwammerln mit Bohnenkraut! Und das mit Nägerln und Nüssen. Das hab' ich von einer Türkin gelernt, als es noch gefangene Türken bei uns gab. So eine gute Türkin war sie, man merkte es gar nicht, daß sie dem türkischen Glauben anhing. Fast wie die unsrigen war sie, bloß Schweinefleisch aß sie kein's; das sei bei ihnen nach dem Gesetze verboten, sagte sie. — Das da, das sind Schwammerln mit Johannisbeerblättern und Muskatnuß! Und das da, das ist etwas ganz Neues, das ist mit Essig gekocht. Ich hab's zum erstenmal probiert; ich weiß noch nicht, wie's schmeckt. Das Rezept hab' ich von Vater Iwan: in ein kleines Schäffel legt man zuerst Eichenblätter und schüttet Pfeffer und Salpeter darauf; dann kommt noch soviel Netschuiwiter-Blüte[1]) dazu, als man bekommen kann, aber mit den Stengeln in die Höhe. Und hier Pastetchen . . . die da mit Käse, und die mit Kraut. Die hier aber, die ißt Afanasij Iwanowitsch so gern, da ist Kohl und Buchweizengrütze drin."

„Ja", meinte Afanasij Iwanowitsch, „die eß' ich sehr gern; sie sind weich und ein bißchen säuerlich."

Überhaupt war Pulcheria Iwanowna sehr guter Laune, wenn sie Gäste hatte. Gute Alte! Sie gehörte ganz ihren Gästen. Ich war gern bei ihnen, und obwohl ich mich, wie alle, die zu ihnen kamen, fürchterlich überaß, was mir schadete, so war es mir doch immer eine Freude, sie zu besuchen. Übrigens weiß ich nicht, ob nicht die Luft selbst in Kleinrußland etwas an sich hat, was der Verdauung hilft, denn wenn hier sich jemand so den Bauch füllen wollte, so käme er sicher nicht ins Bett, sondern auf den Tisch.

Gute alte Leutchen! Aber meine Erzählung kommt jetzt zu einem ganz traurigen Ereignis, das auf immer dem Leben dieses friedlichen Winkels eine andere Richtung geben sollte. Dieses Ereignis erscheint um so auffallender, als seine Ursache eine ganz unbedeutende war. Aber es ist einmal so im Laufe der Dinge, daß immer nichtige Ursachen große Wirkungen und, umgekehrt, große Unternehmungen unbedeutende Folgen haben. Irgend ein Eroberer rafft alle Kräfte seines Staates zusammen, führt einige Jahre Krieg, seine Heerführer zeichnen sich aus, und schließlich endet das mit der Erwerbung eines Stückchens Land, auf dem man nicht einmal Kartoffel säen kann; und umgekehrt kommt es vor, daß sich zwei Schweinemetzger in zwei verschiedenen Städten wegen einer Kleinigkeit streiten, und der Streit zieht zuerst die Städte in seine Kreise, dann die Dörfer und schließlich das ganze Reich. Aber lassen wir diese Betrachtungen; sie gehören nicht hieher und ich liebe sie nicht, wenn sie bloß Betrachtungen bleiben sollen.

Pulcheria Iwanowna hatte ein graues Kätzchen, das fast immer zum Knäuel zusammengeballt zu ihren Füßen lag. Pulcheria Iwanowna streichelte es manchmal und kitzelte es am Halse, den das verzogene Tierchen so lang als möglich ausstreckte. Man kann nicht sagen, daß Pulcheria Iwanowna die Katze gar so sehr

[1]) Ein Kraut, das man Schweinen gibt, damit sie fett werden.

Digitized by Google

gern gehabt hätte, sie war einfach daran gewöhnt, weil sie sie immer vor sich hatte. Afanasij Iwanowitsch spottete mitunter über diese Freundschaft.

„Ich weiß nicht, Pulcheria Iwanowna, was Sie an einer Katze finden; zu was brauchen Sie eine? Wenn Sie einen Hund hätten, das wäre was anderes, den kann man mit auf die Jagd nehmen, aber eine Katze!"

„Schweigen Sie, Afanasij Iwanowitsch, Sie reden nur so daher und weiter nichts. Ein Hund ist nicht reinlich, ein Hund macht überall Schmutz, ein Hund zerbricht alles, eine Katze aber ist ein stilles Geschöpf, sie tut niemand etwas zu Leide."

Im übrigen war es Afanasij Iwanowitsch ganz gleich, ob Hund, ob Katze; er sagte das nur, um sich über Pulcheria Iwanowna ein wenig lustig zu machen.

Hinter dem Garten war ein großer Wald, den der unternehmende Verwalter geschont hatte, vielleicht weil das Klopfen des Beiles doch bis zu den Ohren Pulcheria Iwanownas hätte dringen können. Er war wild und düster; aus den alten mit Moos bedeckten Stämmen wuchsen Haselnußsträuche, so daß sie den zottigen Füßen gewisser Taubenarten glichen. In diesem Walde hausten wilde Katzen. Diese muß man nicht verwechseln mit jenen Wagehälsen, die auf den Dächern spazieren gehen; da solche nur in der Stadt vorkommen, sind sie trotz ihrer mürrischen Sinnesart viel zivilisierter als die Bewohner der Wälder. Das ist meist ein böses und wildes Volk; sie sind immer hager und ausgehungert, sie miauen mit einer groben, ungehobelten Stimme. Manchmal graben sie unterirdische Gänge bis in die Vorratskammern und stehlen Speck; sie kommen sogar bis in die Küche, indem sie durchs offene Fenster springen, wenn sie bemerkt haben, daß der Koch weg ist. Überhaupt kennen sie gar keine edlen Gefühle; sie leben von Raub und erwürgen die jungen Vögelchen im Neste. Diese Katzen berochen sich manchmal mit Pulcheria Iwanownas sanftem Kätzchen durch ein Loch in der Scheune und schließlich verführten sie es, wie ein Zug Soldaten ein dummes Bauernmädel verführt. Pulcheria Iwanowna bemerkte das Fehlen ihrer Katze; sie schickte die Mägde aus zum Suchen, aber die Katze blieb verschwunden. So vergingen drei Tage; Pulcheria Iwanowna tat es leid um das Tier, aber dann vergaß sie es fast.

Eines schönen Tages aber hörte sie, als sie eben mit frischen jungen Gurken für Afanasij Iwanowitsch aus dem Garten kam, ein klägliches Miauen. Instinktmäßig lockte sie: kß, kß, und aus dem Steppengras kam ihre große Katze heraus, abgemagert und elend; man sah, sie hatte schon seit einigen Tagen keine Nahrung zu sich genommen. Pulcheria Iwanowna lockte sie heran, aber diese stand da und traute sich nicht näher zu kommen; sie war offenbar schon sehr verwildert. Pulcheria Iwanowna lenkte ihre Schritte zum Zaune hin, indem sie fortwährend Lockrufe ausstieß, die Katze furchtsam hinter ihr drein. Als sie schließlich die ihr wohlbekannten Örtlichkeiten wiedererkannte, lief sie sogar ins Haus. Pulcheria Iwanowna ließ ihr Milch und Fleisch geben und ergötzte sich an der Gier, mit der ihr armer Liebling Stück für Stück verschlang und die Milch trank. Die graue Ausreißerin wurde fast zusehends dicker und fraß schon nicht mehr mit derselben Gier. Pulcheria Iwanowna streckte die Hand aus, um sie zu streicheln, aber die Undankbare hatte sich augenscheinlich schon zu sehr an die wilden Kater gewöhnt, oder die romantische Idee bekommen, daß Armut bei Liebe besser wäre als Paläste, kurz, sie sprang durchs Fenster und niemand konnte sie wieder fangen.

Da wurde die alte Frau nachdenklich. „Der Tod ist gekommen, um mich zu holen", sagte sie zu sich selbst und nichts konnte sie mehr von diesem Gedanken abbringen. Den ganzen Tag über war sie übellaunig. Umsonst versuchte Afanasij

Digitized by Google

Iwanowitsch sie mit seinen Scherzen zu erheitern und zu erfahren, warum sie plötzlich so traurig geworden sei; Pulcheria Iwanowna gab keine Antwort, oder antwortete so, daß Afanasij Iwanowitsch nicht klug daraus werden konnte. Am nächsten Tag war sie schon stark abgemagert.

„Was fehlt Ihnen, Pulcheria Iwanowna? Sind Sie krank?"

„Nein, Afanasij Iwanowitsch, ich bin nicht krank. Ich will Ihnen ein besonderes Ereignis erklären; ich weiß, daß ich diesen Sommer sterben werde; mein Tod ist schon um mich da gewesen."

Afanasij Iwanowitschs Mund verzog sich schmerzlich. Er wollte aber sein Wehgefühl besiegen und sagte lächelnd: „Gott weiß, was Sie da reden, Pulcheria Iwanowna! Sie haben wahrscheinlich statt ihres Kamillentees Pfirsichlikör getrunken."

„Nein, Afanasij Iwanowitsch, ich habe keinen Likör getrunken", sagte Pulcheria Iwanowna. Und es tat Afanasij Iwanowitsch leid, daß er sie so aufgezogen hatte; er sah sie an und eine Träne erglänzte an seinen Wimpern.

„Ich bitte Sie, Afanasij Iwanowitsch, meinen Willen zu erfüllen. Wenn ich sterbe, so lassen Sie mich an der Kirchhofmauer begraben. Zieht mir das Graue an, das mit den Blümchen auf braunem Grund. Das Atlaskleid mit den lila Streifen will ich nicht haben; eine Tote braucht ja kein Kleid mehr, und Sie können sich einen Paraderock daraus machen lassen und ihn anziehen, wenn Gäste kommen, damit Sie anständig aussehen, um sie zu empfangen."

„Mein Gott, was soll das? Pulcheria Iwanowna! Der Tod ist noch fern, und Sie erschrecken mich mit solchem Gerede!"

„Nein, Afanasij Iwanowitsch, ich weiß schon, wann ich sterben werde. Aber trauern Sie nicht um mich; ich bin schon so alt und hab' lange genug gelebt. Und auch Sie sind schon alt; wir sehen uns bald wieder in jener Welt."

Afanasij Iwanowitsch aber schluchzte wie ein Kind. „Es ist eine Sünde zu weinen, Afanasij Iwanowitsch. Versündigen Sie sich nicht und beleidigen Sie Gott nicht mit Ihrem Kummer. Mir tut nicht das leid, daß ich sterben muß, nur eines tut mir leid (ein tiefer Seufzer unterbrach ihre Rede), das, daß ich nicht weiß, wem ich Sie anvertrauen soll, wer sich um Sie annehmen wird, wenn ich tot bin. Sie sind wie ein kleines Kind; wer Sie pflegen soll, der muß Sie lieben." Und auf ihrem Gesicht lag ein so tiefes, so herzerschütterndes Mitleid, daß sie sicher niemand in diesem Augenblicke gleichgültig anschauen konnte.

„Paß auf, Jawdocha", sagte sie zur Beschließerin, die sie hatte eigens rufen lassen, „wenn ich sterbe, gib du auf den Herrn acht, hüte ihn, wie deinen eigenen Augapfel, wie dein Kind. Sieh zu, daß man ihm das vorsetzt, was er gern ißt, daß er immer frische Wäsche und ordentliche Kleider bekommt, daß du ihn ordentlich herausputzst, wenn Gäste kommen, sonst läuft er im alten Gewand umher, was er auch jetzt schon tut, weil er vergißt, wann Werktag und wann Feiertag ist. Laß ihn nicht aus den Augen, Jawdocha; ich werde für dich beten im Himmel und Gott wird dich belohnen. Vergiß nicht, Jawdocha, du bist auch schon alt und wirst nicht mehr lange leben . . . lade keine Sünde auf dein Gewissen. Wenn du ihn nicht pflegen wirst, wirst du kein Glück haben. Ich selbst werde Gott bitten, daß er dir kein glückseliges Ende bescheren möge. Und du wirst unglücklich sein und deine Kinder werden unglücklich sein, und euer ganzes Geschlecht wird keinen Segen haben."

Arme alte Frau! in diesem Augenblick dachte sie weder an die erhabene Stunde,

Digitized by Google

die sie erwartete, noch an ihre Seele, noch an ihr künftiges Leben; sie dachte nur an ihren armen Gefährten, mit dem sie ihr Leben verbracht hatte und den sie verwaist und schutzlos zurücklassen würde. Mit ungewöhnlicher Geistesgegenwart ordnete sie alles so, daß nach ihrem Tode Afanasij Iwanowitsch ihre Abwesenheit nicht bemerken solle. Die Überzeugung von ihrem baldigen Ende war in ihr so stark und ihre ganze Seele so daraufhin gestimmt, daß sie wirklich nach einigen Tagen sich legen mußte und keine Speise mehr zu sich nehmen konnte. Afanasij Iwanowitsch war ganz Aufmerksamkeit und wich nicht von ihrem Bette. „Wollen Sie nicht vielleicht etwas essen, Pulcheria Iwanowna?" fragte er, ihr unruhig in die Augen blickend. Aber Pulcheria Iwanowna schwieg. Schließlich wollte sie anscheinend nach langem Schweigen etwas sagen; ihre Lippen bewegten sich und — ihr Atem entfloh.

Afanasij Iwanowitsch war wie vom Schlage gerührt. All' das schien ihm so sinnlos und fürchterlich, daß er gar nicht weinen konnte; mit trüben Augen sah er auf die Tote, als verstünde er nicht, was ein Leichnam ist

Man legte die Verstorbene auf einen Tisch und zog ihr das Kleid an, das sie selbst gewünscht hatte, tat ihr eine Kerze in die gefalteten Hände — er schaute gefühllos zu. Eine Menge Leute aus allen Klassen füllte den Hof; viele Gäste kamen zum Begräbnis; auf dem Hofe hatte man lange Tische aufgestellt und darauf Liköre, Pasteten, Grützengerichte in ganzen Bergen. Die Gäste unterhielten sich, weinten, besahen sich die Tote, erzählten von ihren Tugenden, schauten den Witwer an; er selbst aber sah das alles so sonderbar an. Schließlich trug man die Verstorbene fort; das Volk in hellen Haufen hinterher und dann folgte auch er. Die Geistlichen waren in vollem Ornat; die Sonne leuchtete; Säuglinge weinten auf den Armen ihrer Mütter; Lerchen sangen; Kinder in bloßen Hemden liefen umher und ließen ihren Mutwillen aus. Schließlich stellte man den Sarg am Grabe auf, man bat ihn näher zu treten und die Tote ein letztes Mal zu küssen. Er küßte sie; in seinen Augen erglänzten Tränen, aber sonderbar gefühllose Tränen. Der Sarg wurde hinuntergelassen, der Geistliche nahm die Schaufel und warf die erste Handvoll Erde hinunter; die Sänger zogen ihr „Ewiges Gedenken" unter dem reinen, wolkenlosen Himmel in die Länge; die Totengräber griffen nach ihren Schaufeln und die Erde bedeckte bald den Sarg und ebnete das Grab ein. Da drängte Afanasij Iwanowitsch sich durch die Menge, die ihm gerne Platz machte, weil sie seine Absichten erfahren wollte. Er schlug die Augen auf, warf einen trüben Blick auf die Umstehenden und sagte: „Also habt ihr sie schon begraben? Warum . . .? Er blieb stecken und konnte seine Rede nicht beenden.

Aber als er heimgekommen war, als er das Haus leer sah, als er bemerkte, daß sogar der Stuhl, auf dem Pulcheria Iwanowna immer saß, nicht mehr da war, da schluchzte er auf, schluchzte untröstlich und die Tränen flossen in Strömen aus seinen trüben Augen.

Fünf Jahre waren seit jener Zeit vergangen. Welchen Kummer heilt die Zeit nicht? Welche Leidenschaft bleibt ganz in dem ungleichen Kampfe mit ihr? Ich kannte einen Mann in der Blüte seiner jungen Kraft, einen Mann voll wahren Adels und wahrer Würde; ich kannte ihn, wie er verliebt war, zärtlich, leidenschaftlich, wahnsinnig, frech, bescheiden verliebt und vor meinen Augen fast wurde der Gegenstand seiner Leidenschaft, ein schönes, engelzartes Geschöpf vom unersättlichen Tod hingerafft. Ich habe nie einen so schrecklichen Ausbruch seelischen Leidens, nie eine so wahnsinnig brennende Sehnsucht, so eine verzehrende Ver-

Digitized by Google

zweiflung gesehen wie die, welche den unglücklichen Liebhaber ergriffen. Ich hatte nie gedacht, daß ein Mensch sich eine solche Hölle schaffen könne, in der es keinen Schatten, ja nichts, was auch nur einem Schatten von Hoffnung gliche, gegeben hätte . . . Man ließ den Mann nicht aus den Augen; man versteckte vor ihm alle Waffen. Nach zwei Wochen gelang es ihm, sich zu beherrschen: er fing an zu lachen, zu scherzen, man gab ihm die Freiheit wieder und das erste, was er tat, war, sich eine Pistole zu kaufen. Eines schönen Tages erklang ein Schuß; seine furchtbar erschrockenen Angehörigen fanden ihn mit zerschmettertem Schädel daliegend. Ein Arzt, von dessen Geschick die ganze Welt voll war, fand in ihm noch schwache Lebenszeichen, erachtete die Wunde nicht für unbedingt tödlich und es gelang ihm, den Verwundeten zu heilen. Man gab noch mehr auf ihn acht. Selbst bei Tische bekam er kein Messer in die Hand, und doch fand er bald eine neue Gelegenheit und warf sich unter die Räder eines Wagens, der ihm einen Arm und einen Fuß zerschmetterte. Aber er wurde nochmals geheilt. Ein Jahr danach sah ich ihn in einer Gesellschaft; er saß am Kartentisch, sagte lustig *petite ouverte*, wobei er seine Karte zeigte und hinter ihm stand, auf die Lehne seines Stuhles sich stützend, seine junge Frau, die mit seinen Marken spielte.

Fünf Jahre nach dem Tode Pulcheria Iwanowna war ich zufällig in der Nachbarschaft ihres Gutes und kehrte dort ein, bei meinem alten Nachbarn, in dessen Hause ich so manchen angenehmen Tag verlebt und mich immer an den Kunstwerken der fröhlichen Hausfrau vollgegessen hatte. Als ich in die Nähe kam, schien mir das Haus doppelt so alt als früher; die Bauernhütten hatten sich ganz auf die Seite gelegt, wie ihre Bewohner, ohne Zweifel; der Gartenzaun war ganz zerbrochen und ich sah mit eigenen Augen, wie die Köchin die letzten Stecken daraus nahm, um den Ofen zu heizen, wo sie doch nur zwei Schritte bis zum Reisighaufen zu gehen gehabt hätte. Traurig fuhr ich an die Haustreppe heran; dieselben Hunde, jetzt schon blind und lahm, fingen an zu bellen und hoben ihre zottigen, mit Kletten besetzten Schweife in die Luft. Der Alte trat aus dem Hause um mich zu empfangen. Ich erkannte ihn sofort; er war noch viel gebückter als früher. Er grüßte mich mit demselben liebenswürdigen Lächeln. Ich folgte ihm in die Zimmer. Es schien alles wie früher zu sein und doch bemerkte ich eine sonderbare Unordnung; es fehlte etwas sehr merklich, kurz, ich empfand deutlich jenes eigentümliche Gefühl, das sich einstellt, wenn man in das Haus eines Witwers tritt, den man früher unzertrennlich von der Gefährtin seines Lebens wußte. Es ist ungefähr dasselbe Gefühl, wie wenn wir einen Menschen das erste Mal ohne Beine sehen, den wir früher im Besitze aller seiner Glieder wußten. In allem machte sich die Abwesenheit der emsigen Pulcheria Iwanowna bemerkbar, auf dem Tisch lag ein Messer ohne Heft und die Speisen waren nicht mehr mit derselben Kunst zubereitet. Über die Wirtschaft wollte ich mich gar nicht erst erkundigen; ich fürchtete mich sogar nur einen Blick darauf zu werfen.

Als wir uns zu Tische setzen, band ein Mädchen Afanasij Iwanowitsch eine Serviette um und sie tat gut daran, sonst hätte er sich den ganzen Rock beschmutzt. Ich bemühte mich, ihn ein wenig zu unterhalten und erzählte ihm verschiedene Neuigkeiten; er hörte mich mit seinem alten Lächeln an, aber sein Blick war teilnahmslos; seine Gedanken waren nicht etwa nur abwesend, sondern er hatte überhaupt keine mehr. Er hob den Löffel öfters nicht zum Munde, sondern zur Nase; mit der Gabel stocherte er manchmal nicht ins Huhn, sondern in die Flasche und dann faßte ihn das Mädchen bei der Hand und richtete die Gabel auf das Huhn.

Digitized by Google

Minutenlang mußten wir ein paar Mal auf das folgende Gericht warten. Afanasij Iwanowitsch bemerkte es selbst und fragte, warum es so lange dauere; aber ich sah durch ein Spalte in der Türe, daß der Bursche, der auftragen sollte, schlief.

„Das ist die Speise", sagte Afanasij Iwanowitsch, als man uns Topfennudeln mit Sahne reichte, „das ist die Speise" . . . seine Stimme fing an zu zittern und eine Träne drängte sich in sein bleiernes Auge, die er aber mit Aufbietung aller Selbstbeherrschung unterdrückte — „das ist die Speise, welche die See . . . Seeli . . ." und Tränen stürzten hervor, seine Hand fiel schwer auf einen Teller, der vom Tisch flog und zerbrach; der Inhalt ergoß sich über seinen Rock. Er saß da wie geistesabwesend, in seiner Hand lag ein Löffel und Tränen flossen aus seinen Augen wie ein Bach, wie ein unversiegbarer Brunnen, flossen und flossen immer stärker in seine Serviette.

„Mein Gott", dachte ich, „fünf Jahre allesheilender Zeit — der Mann ist schon geistesabwesend, er, den wahrscheinlich das Leben nie auch nur auf eine Minute stärker aufgeregt hat, dessen ganzes Leben nur im Sitzen auf einem hohen Stuhle, im Essen getrockneter Fischchen und Birnen, in gemütlichen Gesprächen bestanden zu haben scheint — und doch eine so heiße, so lange Trauer! Oder sind alle starken Triebe, der ganze Wirbel unserer Leidenschaften und Wünsche nur Folgen unserer heißblütigen Jugend und scheinen nur deshalb tief und zerstörend zu sein?" Sei es, wie es wolle, in diesem Augenblick schienen mir alle unsere Leidenschaften kindisch gegenüber dieser langen, langsamen, fast gefühllosen Gewöhnung. Er bemühte sich mehrere Male, den Namen der Verstorbenen auszusprechen, aber mitten im Worte verzog sich sein ruhiges Gesicht krampfhaft und sein Kinderweinen traf mich im tiefsten Herzen. Nein, das waren nicht die leicht fließenden Tränen eines Greises, der von seiner elenden Lage und seinem Unglück erzählt, es waren auch nicht Tränen, die ein alter Mann bei einem Glase Punsch vergießt, nein, es waren Tränen, die von selbst fließen, Tränen, die von der Schärfe des Schmerzes in einem schon erkalteten Herzen angesammelt werden.

Er lebte nicht mehr lange danach. Vor kurzem hörte ich vor seinem Tode. Es ist aber doch sonderbar, daß die Ursache zu seinem Tode ein ähnliches Ereignis war, wie das an welchem Pulcheria Iwanowna starb. Er wollte eines Tages ein wenig im Garten spazieren gehen. Und wie er so langsam dahinging, in seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit, ganz ohne Gedanken, da geschah etwas Ungewöhnliches: er hörte plötzlich, wie jemand hinter ihm ziemlich deutlich „Afanasij Iwanowitsch!" rief. Er wandte sich um, aber es war niemand da; er schaute nach allen Seiten, suchte die Büsche ab . . . Niemand. Es war ein ruhiger Tag; die Sonne leuchtete. Er wurde nachdenklich; sein Gesicht belebte sich und schließlich kam es von seinen Lippen: „Pulcheria Iwanowna ruft mich!" Es ist dem Leser ohne Zweifel selbst schon vorgekommen, eine Stimme zu hören, die ihn ruft, was die Leute aus dem Volke so erklären, daß eine Seele einen Menschen getroffen und ihn gerufen habe, was unweigerlich seinen Tod nach sich ziehe. Ich gestehe, mir war dieses geheimnisvolle Rufen immer furchtbar. Ich erinnere mich, es in meiner Kindheit oft gehört zu haben: unvermittelt sprach jemand hinter mir deutlich meinen Namen aus. Das war gewöhnlich an hellen, sonnigen Tagen, wo kein Blatt an den Bäumen sich rührte, wo tiefe Stille herrschte und nicht einmal die Grille ihre Stimme hören ließ, und im Garten keine Menschenseele war. Ich gestehe, daß wenn mir das in einer tollen, stürmischen Nacht, in einem Höllenaufruhr der Elemente, mitten in einem undurchdringlichen Walde widerfahren wäre, die

Digitized by Google

Stimme hätte mich nicht so erschreckt, wie in der Stille eines wolkenlosen Tages. Ich lief dann gewöhnlich mit angehaltenem Atem und in furchtbarem Schrecken aus dem Garten und beruhigte mich erst, wenn ich irgend einen Menschen traf, dessen Anblick die furchtbare Leere aus meinem Herzen trieb.

Afanasij Iwanowitsch ergab sich vollkommen seiner seelischen Überzeugung, daß Pulcheria Iwanowna ihn gerufen habe. Er unterwarf sich wie ein gehorsames Kind, er schmolz dahin wie eine Kerze und erlosch schließlich wie eine solche, als schon nichts mehr da war, was die arme Flamme hätte nähren können. „Legt mich neben Pulcheria Iwanowna!" . . . das war alles, was er vor seinem Ende sagte.

Sein Wunsch wurde erfüllt. Es waren weniger Leidtragende da, als bei dem Begräbnis seiner Frau, aber ebensoviele Leute aus dem Volk und Bettler. Das Herrenhaus verödete ganz. Der unternehmende Verwalter und der älteste schleppten alles, was die Beschließerin an alten Sachen und Gerümpel noch übrig gelassen hatte, nach Hause. Bald kam auch, wer weiß woher, ein entfernter Verwandter, der Erbe, der früher als Leutnant gedient hatte, ich erinnere mich nicht in welchem Regiment, und als leidenschaftlicher Reformator galt. Er sah sofort die Verkommenheit und die Schlamperei in dem ganzen Wirtschaftsbetrieb; er beschloß all das auszumerzen, zurechtzurichten und Ordnung einzuführen. Er kaufte sechs schöne englische Sicheln, schlug an jede Bauernhütte eine Nummer und wirtschaftete so prächtig, daß das Anwesen nach sechs Monaten unter Vormundschaft kam. Diese weise Vormundschaft (sie bestand aus einem ehemaligen Beisitzer und einem Stabskapitän in verschossener Uniform) ließ in kurzer Zeit alle Hennen und alle Eier verschwinden. Die Bauernhütten lagen bald ganz auf der Erde; die Bauern betranken sich um die Wette und brannten durch[1]). Der Beisitzer selbst, der übrigens sich mit der Vormundschaft recht gut vertrug und mit ihr Punsch trank, kam selten aufs Gut und blieb nie lange. Bis heute noch reist er auf allen Märkten in Kleinrußland umher, erkundigt sich sorgfältig nach den Preisen der verschiedenen Landesprodukte, die im Großen verkauft werden, wie Mehl, Honig, Hanf und ähnliches, kauft aber bloß Kleinigkeiten, einen Nagel zum Reinigen der Pfeife zum Beispiel, oder ein Feuerzeug, überhaupt Dinge, die den Preis eines Rubels nicht übersteigen.

[1]) Es war noch die Zeit der Leibeigenschaft. Der Übers.

Über Friedensbedingungen.

(Lamprecht, Deutsche Geschichte, VII, 2. S. 452.)

Über den Westfälischen Frieden: Nicht aus dem Wunsche, klare Machtverhältnisse auch in einem klaren Vertrage zum Ausdrucke zu bringen, vielmehr aus Erschöpfung hatte man die Kriegsfackel gelöscht. Darum trugen die Artikel des Friedensinstrumentes zu nicht geringem Teile den Charakter verklausulierter Waffenstillstandsbedingungen, bei deren Wortlaut sich die Vertragschließenden verschiedenes dachten und deren abweichend interpretierte Bedingungen sie mit dem stillen Entschluß ratifizierten, sie sobald als möglich zu umgehen oder zu brechen." Eine zeitgemäße Warnung für alle, die es angeht! (Zitiert in der sozialistischen Wochenschrift „Die Glocke".)

Digitized by Google

An einen Juden.

Lieber Jakob!

Du hast Dir das Eiserne Kreuz geholt; bedenk, ein christliches Zeichen; bist Offizier geworden und liegst von einer schweren Rippenfellentzündung betroffen.

So gehörst Du dem deutschen Vaterland wie nur irgend einer. Du hast darum gestritten und leidest darum. Gott verhüte, daß das Fieber Dich am Leben treffe oder ein Rest schleichend in Dir liegen bleibe.

Ich trank gestern in der „Rebe" einen Schoppen Buchholzer auf Dich. An einem andern Tisch saßen Bürger. Einer las aus einem Blättchen vor, Schimpfliches von Juden. Von einem polnischen Schnapshändler, der deutschen Soldaten Methylalkohol verkaufte und ihrer elf tödlich vergiftete, von ostpreußischen Viehhändlern, denen das Militärkommando ihr Bauern bewucherndes Geschäft einstellte, von Goldaufkäufern und von englischen Lords, deren Wiegen in deutschen Judengassen standen, die indes heut an der ja schon mißglückten Verderbung Deutschlands ihren wetteifernden Ehrgeiz aufwenden.

Ich erhob, im schönen Deingedenken grob gestört, laut Einspruch; man hörte, ein Teil stimmte bei, aber es war eine so üble Mischung in mir angerührt, daß ich ging.

Vielleicht schwiege ich auch in diesem Brief besser von der Geschichte; doch wer kann solche Eindrücke fortwischen? Du, wie ich, wir beide wissen aus manchen Gesprächen, daß jener gegen Eure Art gerichtete Instinkt nicht nur künstlicher Zucht ist, noch einseitiger Wurzel. Die dort am Weintisch Bemakelten sind leider bezeichnende Gestalten, während ich hinwiederum über die ungeheuerliche Verallgemeinerung erschrecke, in der sie auf unserer Seite gesehen werden. Ich darf Dir sagen, wenn im Volk etwa von Kriegswucher geredet wird, dann kommt gewiß von einer Stimme gleichsam als unlösbares Kuppelwort der Name Jude dazu; Ihr habt die Teuerung herbeigeführt; frevelt in Heereslieferungen; und wenn nach dem Profit des ganzen Weltbrandes gefragt wird, rechnet ihn ein extra Eingeweihter dem Judenkapital zu.

Die vielen Guten unter Euch und die vielen Ernsten unter uns mögen oft in diesen Tagen, da sich das deutsche Volk wunderbar neu zusammenfindet, fragen, welchen Platz Ihr in der gereinigten Gemeinschaft einnehmen werdet. Und warum soll es Zunge oder Feder nicht drängen, die Sorge auszusprechen?

Unter die hellen Stunden meines Lebens zähle ich, Freund, unsere Wege an den Ufern des Bodensees, durch deutsche Landschaft, vom Atem deutscher Erde angeweht. Wenn wir von deutschen Dichtern sprachen, von unseren geliebten, und von dem geheimen Wunder ihrer Gedichte, warst Du dann, Bruder, nicht ganz in Deiner Heimat, in der Wiege eines beglückenden Gleichgefühls

Digitized by Google

mit allem, was diesem freundlichen Boden entwachsen an Kraut und Blume und Baum und Getier und Mensch und Dörfern und Städten und Kirchen und Glocken und Sinn und Sein? Sprach Dein Herz nicht stumm und tief das Wort „Vaterland“ aus?

Dann aber in anderen Stunden sah ich manchmal etwas von einer Hoffart sich in Dir erheben, wie aus einer Abwehr, und Du sagtest wohl: „Ich möchte nichts anderes als ein Jude sein.“

Das war indes, und blieb Dir selber nicht verborgen, weil Du leicht fühlende Seelenwände trägst, die das Feindselige schmerzhaft empfinden, das von unseren und Euren gröberen Generationen gegeneinander spielt. Denn es ist so, wir haben alle die Last der Mängel unserer Stämme irgendwie in uns mit aufgebürdet, auch wenn wir glauben, sie siebenmal abgelegt zu haben. Du Keuschester in geldlichen Dingen mußt erröten an jeder Unbedenklichkeit, die in Eurem Lager verübt wird; und ich weiß mich mit dem roh gezimmerten Unverstand verantwortlich, der aus unserem Bürgertum auch Euch edel Suchenden widersteht.

Als Bub daheim hatte ich einen jüdischen Schulkameraden. Er führte mich oft in sein Haus zu seiner gescheiten, frommen Mutter, die vom Städtlein verehrt wurde und mir insbesondere mit dem feinen Geheimnis ihrer Güte wohltat. In unserer Gasse wohnte auch ein Handelsmann, der im Geruch eines Halsabschneiders stand. Als dieser einmal darob sogar vor Gericht gekommen und gerade knapp dem Urteil entschlüpft war, fand man ihn am andern Tag durch einen Steinwurf schwer verletzt liegen. Den Stein hatte der kleine David Stern geworfen. Die enge Welt ringsum staunte. Beim Verhör gefragt, warum er's getan habe, bekannte des biblischen Königs Namensenkel stolz: „Meine Mutter sagt, der Samele hat der Synagog Schande gemacht“.

Jakob, das war einer von Deiner Sorte, die unter Euch gedeiht und führen wird. Es wächst ihrer schon eine Mehrheit, ein unausgesprochener Bund der Reinlichkeit. Dessen Mitglieder schauern vor dem Gedanken, daß man sie mit Preistreibern und Vaterlandsbetrügern zusammen nennt.

Wir beide beredeten manchmal, welch eine urhafte Täuschung es war, wenn die Judenschaft in Geldmacht und Besitz sich Heimat und Heimatrecht zu schaffen glaubte. Sie hat den einen Teil und ist immer noch auf der Suche nach dem andern, dessen stiller süßer Preis es ist, nicht erkauft werden zu können. Der Reiche mag sich den schönsten Fleck deutscher Erde als Eigentum erwerben; aber vielleicht gehört dieser dem armen Wanderer mehr, der ihn durchläuft und das Geheimnis der unbezahlbaren Besitzergreifung mitbringt.

Wir wissen hingegen auch von den Versuchen der Unzähligen, durch Hingabe ihres Menschlichen die Eingeburt zu finden. Wieviel an Inständigkeit, wieviel an Freudigkeit quillt immer wieder zu uns herüber, bis es unverstanden zerrinnt oder sich verletzt zurückzieht!

Digitized by Google

Willst Du den Instinkt messen, der Euch drängt, Bürger zu sein, nicht nur zu heißen, so mußt Du nicht einmal nach Eurem starken politischen Willen fragen, noch nach den apostolisch brennenden Kämpfern sozialer Bewegungen, deren einer, Ludwig Frank, in diesem Krieg sinnbildlich als deutscher Soldat gefallen ist. Geh' in ein paar große Städte, in denen der Jude mitschafft. Nirgends zeigt sich Wohlfahrt und Fürsorge so großzügig und vielfältig durchgliedert wie dort; nirgends finden auch Wissenschaft und Kunst so reich begründete Heimstätten.

Israel, dessen einstige Geschichte vielleicht das geschlossenste Volk bürgerlicher Gemeinschaft darstellt, bringt gewiß daher über die Jahrhunderte der Zerstreuung gerettete Tugend mit, die sich ganz wiederentfalten könnte, wo freundlicher Garten wäre.

Ach, und die Inbrunst, die Luft Eures Geistigen in der Luft des deutschen Geistes zu lösen! Ihr seid in unser Schrifttum eingebrochen; wir wissen nicht, ob wir Sorge oder Dankbarkeit darum haben sollen? Ob Ihr als Verderber oder Pfleger gekommen seid? Ob wir Eure dreisten Literaten austreiben, oder Eure mit Wunder und Sehnsucht beladenen Dichter bekränzen? Ich nehme eben das Versbändchen in die Hand, das Du selber schriebst. Da sagst Du im fremden Land weilend von der Heimat:

„Lächelnd kein Wort und Bild, das so wie dies erlöst."

Sag auch, warum bist Du mein Freund? Und muß man dabei nicht weiter von Euren Mädchen und Frauen sprechen, die die Bücher der deutschen Dichter in ihre Spinde stellen und sich ihnen zu verstehenden Freundinnen machen, die Musik und Schaubühne durch Anteilnahme halten, ernsthaft dem Dienst der Schönheit zugewendet? Von Deiner zarten Schwester etwa, die nicht in Schmuck und Wohlgerüchen einherkommt, aber viel still gesammelten Glanz in ihren Augen trägt; von Deiner Base, die sich einem deutschen Gelehrten zur ehelichen Kameradin gemacht hat.

Soll es keine Brücke geben? War diese nicht schon einmal da? Welche Zeit gibt sich etwa in der Dichtung dem rückwärts Fühlenden als die deutscheste? Ohne Zweifel die Romantik; rein und so unseres Wesens, daß ihr noch eine ahnungsvolle Hülle um dessen Kern übrig bleibt. Mit inmitten jener Dichter und Dichterkreise saßen als Gefährtinnen und Geliebte, Beraterinnen und Verkünderinnen Töchter Sems. Dorothea Schlegel, Rahel Varnhagen, Henriette Herz nennen wir unter den Namen der erlauchten deutschen Frauen; und Goethe hieß die Rahel in der tiefen Bedeutung des ihm teuren Wortes eine schöne Seele.

Eure alte Glaubensschrift, die auch das religiöse Grundbuch der Welt geworden ist, machte Euer Volk zum auserwählten; ihr tragt seitdem an dem unerfüllten, oder, von diesseits betrachtet, in seiner Christ-Erfüllung nicht erkannten Traum.

Zu Anfang des Krieges traf mich einmal beim Lesen der Bibel plötzlich der

Digitized by Google

Vergleich, daß auch unsere Nation vom Gang der Geschichte irgendwie berufen sei. Der Vergleich sprang indes auch sonst in Stimmen auf. Vielleicht wird das innere Wissen um solch eine Sendung etwas wie ein neuer Glaube und Antrieb; vielleicht spürt auch Ihr unter uns den Aufwuchs eines „Reiches", in das Euer guter Teil einwachsen kann, um darin die abgebundene Krone jenes Traumes erweitert entfalten zu helfen, mit einzublühen, einzureifen.

Nicht Mammon führt in solches gelobtes Land; der Weg geht unter dem leichten Joch der Erkenntnis, daß wir einander innen und außen dienen, zusammengehören auf dem Boden einer Art des Lebens und der Arbeit; Ihr sollt nicht unsere Handelsgenossen, sondern unsere Werkgenossen sein. Ich denke diese Eingliederung bis zu dem Gesicht, das den Judenjüngling am Amboß und das Judenmädchen auf dem Acker sieht. Warum eine Kaste wirtschaftlicher Betätigung bleiben, die nie die Schwere des Bodenstands findet und in ihrer ausschließlichen Erscheinung nie das Feindselige verliert, die auch den Ring der Verhärtung um Euer Wesen nicht lockert vielmehr enger zieht?

Der Vortrupp der Versöhnung meldet sich! Und nicht wahr, Jakob, Du willst nichts anderes sein als ein deutscher Jude? Du feuergetaufter . . . lieber Freund! Dein

Hans Heinrich Ehrler.

Rosse helfen nicht.

(Galizische Judensage)

Ein gewisser Reb Eliohu aus Sallikow hörte einmal in seiner Jugend sagen: wenn einer will, daß sein Gebet zum Herrn hinaufsteige, so muß er zusammen mit dem heiligen Rabbi Baal-Schem Wort für Wort beten. Reb Eliohu tat so: er stellte sich einmal neben den Baal-Schem, als dieser betete, und sprach Wort für Wort mit. Doch bei der Stelle im 32. Psalm: „Rosse helfen nicht, und ihre große Stärke errettet nicht", verweilte der heilige Rabbi sehr lange und wiederholte diese Worte mehreremale mit großer Inbrunst und sehr andächtig. Reb Eliohu schlug in den Büchern nach, ob dieser Stelle eine besondere Bedeutung zukomme und ob man bei ihr mit besonderer Andacht verweilen müsse, doch in den Büchern stand nichts dergleichen. Und da Baal-Schem noch immer bei dieser Stelle blieb, gab Reb Eliohu das gemeinsame Beten auf und betete für sich weiter.

Später einmal kam er zum heiligen Rabbi Baal-Schem, und dieser fragte ihn: „Warum hast du damals aufgehört, mit mir zu beten?" Und Reb Eliohu antwortete, daß er es getan habe, weil der Rabbi jenen Vers so oft wiederholt hätte. Darauf erklärte ihm Baal-Schem: „Die Sache war so: ein Mann wurde auf einer Reise vom Sabbatanbruch überrascht und mußte daher im Freien übernachten. Ein Räuber erfuhr, daß der Jude im Felde geblieben war, und nahm ein Pferd, um ihn zu überfallen. Doch als ich den Vers „Rosse helfen nicht" mit solcher Inbrunst sprach, verirrte sich der Räuber im Felde und irrte so lange herum, bis der Sabbat zu Ende war und der Jude seine Reise fortsetzen konnte."

Digitized by Google

Der Emigrant.

Von J. L. Perez.

Der Dichter nahm einmal an einer von einem jüdischen Ausschuß unternommenen Volkszählung teil. Diese Skizze ist seinen damals entstandenen Aufzeichnungen entnommen.

Ich öffne die Türe und komme in eine Stube ohne Betten, ohne Möbeln, voll Heu und Stroh. Mitten in der Stube steht ein umgekehrtes Fäßchen. Um das Fäßchen herum hocken vier Kinder und schöpfen mit verrosteten Blechlöffeln etwas aus einer gelben irdenen Schüssel. Ein jedes hält in der Rechten seinen Löffel und in der Linken ein Stück Kleiebrot.

In einem Winkel sitzt eine blasse Frau. Tränen rollen ihr aus den Augen auf die Kartoffel, die sie schälen will. In einem andern Winkel liegt der Mann, auf der Erde ausgestreckt.

„Ihr kommt umsonst," sagt er zu mir, ohne aufzustehen: „ich gehöre nicht mehr hierher!"

Da er aber sieht, daß ich gar keine Anstalten mache, wegzugehen, steht er langsam auf.

„Wo soll ich Euch setzen?" frägt er verdrießlich.

Ich versichere ihn, daß ich meine Notizen auch stehend machen kann.

„Ihr werdet von mir nichts haben! Ich warte ja nur noch auf die Schiffskarte . . . Ihr seht doch selbst, daß ich schon alles, und sogar meine Werkzeuge verkauft habe."

„Seid Ihr Handwerker?" frage ich ihn.

„Schneider."

„Was zwingt Euch auszuwandern?"

„Der Hunger!"

Der Hunger steht in seinem Gesicht geschrieben, auch im Gesicht der Frau und noch deutlicher — in den brennenden Augen der vier Kinder.

„Habt Ihr keine Arbeit?"

Er zuckt die Achseln als wollte er sagen: die Zeit, wo es Arbeit gab, ist längst vergessen.

„Wo wollt Ihr hin?"

„Nach London. Ich war schon einmal in London. Habe dort Geld verdient, meinem Weib zehn Rubel jede Woche geschickt, und auch selbst wie ein Mensch gelebt. Nun hat mich der Teufel wieder hergeschleppt."

Ich glaubte, der „Teufel" sei die Frau.

„Warum habt Ihr Eure Familie nicht nachkommen lassen?"

„Mich selbst hat es zurückgezogen. Finster ist es dort. So oft ich nur die Augen schloß, träumte ich vom Städtchen, vom Fluß, vom Wald . . . Es war mir dort zu eng . . . Es zog mich mächtig her . ."

„Hier ist auch wirklich eine herrliche Gegend."

„Luft hat man hier halb umsonst! Und wir leben schon drei Jahre von Luft! Diesmal nehme ich Weib und Kinder mit. Damit es einmal ein Ende nimmt."

Digitized by Google

„Werdet Ihr Euch nicht mehr nach dem Walde sehnen?"

„Nach dem Walde!" sagt er mit bitterem Lächeln: „Mein Weib ging neulich in den Wald, Beeren suchen. Da erwischte man sie und traktierte sie mit der Peitsche."

„Nun, Ihr habt ja hier auch einen Fluß ..." Ich will ihn von seinen trüben Gedanken ablenken. Sein blasses Gesicht wird noch blasser.

„Der Fluß! Letzten Sommer hat er mir ein Kind genommen ..."

Mit großer Mühe verließ ich das Haus.

(Deutsch von Alexander Eliasberg.)

Wie ein hoher englischer Offizier im September 1914 vom Kriege dachte.

Anfang September 1914 wurde ich auf der Rückkehr nach Deutschland 10 Tage in Irland festgehalten. In dem obersten Offizier des ganzen Dienstes, einem vornehmen Manne von altirischem Adel, lernte ich einen alten Patienten eines meiner Freunde kennen, und ich verdanke es zum Teil seiner Liebenswürdigkeit, daß ich so rasch wieder loskam. — Wir sprachen öfter miteinander über alles mögliche, natürlich auch über den Krieg. Unsere deutschen Vorposten waren damals 25 Kilometer vor Paris gemeldet. Unser Gespräch läßt sich ungefähr in folgendem zusammenfassen. Ich sage:

„Oberst, es steht schlecht mit euch, unsere Truppen stehen vor Paris."

Er: „Ja, Doktor, es geht uns eben nicht gut auf dem Festlande, aber das schadet nicht viel, wir werden euch doch aushungern, — inzwischen mögt ihr soviel siegen als ihr wollt."

Ich: „Ich hoffe, daß euch unsere Truppen dazu keine Zeit lassen. Wie lange rechnet ihr denn, daß der Krieg dauert?"

Er: „Wir rechnen auf 2—3 Jahre Kriegsdauer, bis wir euch so weit haben werden."

Ich: „Was gedenkt ihr dann mit uns zu machen?"

Er: „Wir werden euch die Kolonien und die Flotte nehmen, aber als Festlandsmacht lassen wir euch bestehen."

Ich: „Warum diese Schonung, wenn ihr doch ganz gewonnen habt?"

Er: „Wir müssen euch bestehen lassen, weil ihr in 15—20 Jahren wieder für uns gegen die Russen fechten müßt." —

Der Oberst sprach ganz ruhig und offen, ohne irgendwie daran zu denken, mir imponieren zu wollen. Mit der veranschlagten Kriegsdauer war ich damals nicht einverstanden und blieb bei meinem Widerspruch — wie ich jetzt sehe — zu unrecht. Daß wir bald wieder für England fechten würden, erschien mir selbst nicht unwahrscheinlich, ihm selbstverständlich. Er meinte, unsere Diplomatie hätte ja zu seiner Verwunderung der englischen bei der Einkreisung Deutschlands manchen guten Dienst geleistet, um wieviel leichter würde es sein, Deutschland gegen die Russen zu gebrauchen. Als selbständige, gute und weitblickende deutsche Diplomaten ließ er nur Friedrich den Großen und Bismarck gelten. —

Digitized by Google

Ein Bücherverzeichnis zur Wissenschaft des Judentums.

Nicht an die Gelehrten und Sachkenner wendet sich das nachfolgende Bücherverzeichnis, sondern an den nichtkundigen Laien, der sich über das Judentum unterrichten will. Über einzelne Probleme sind nur die wichtigsten Schriften angegeben, vornehmlich in deutscher Sprache.

Wlad. W. Kaplun-Kogan.

Von den Enzyklopädien des Judentums sind zu erwähnen:

„The Jewish Encyclopedia" (englisch), 12 Bände. Funk & Wagnalls, Neuyork und London 1901—1906, die nicht überall zuverlässig ist,

und die ausgezeichnete

„Jewreiskaja Enzyklopedia" („Jüdische Enzyklopädie"), (russisch), 16 Bände. Brockhaus und Ephron, St. Petersburg.

Das Zeitschriften-Wesen:

In deutscher Sprache:

1. „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums", 59. Jahrgang. Begründet von Z. Frankel. Organ der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums, jetzt herausgegeben von Prof. Dr. M. Brann, Breslau; rein historisch.
2. „Ost und West", 15. Jahrgang. Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Judentum, herausgegeben von Leo Winz, Berlin.
3. „Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden", 11. Jahrgang, herausgegeben vom Büro für Statistik der Juden, Berlin. Streng wissenschaftlich und ausgezeichnet.
4. „Der Jude", eine Monatsschrift, hrsg. von Dr. Martin Buber I. Jahrgang, R. Löwit Verlag, Berlin-Wien. Ein unabhängiges Organ für Erkenntnis und Förderung des lebendigen Judentums. Die beste jüdische Monatsschrift.
5. „Neue Jüdische Monatshefte, I. Jahrgang, Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Literatur in Ost und West, erscheint unter Mitwirkung von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. H. Cohen, Alexander Eliasberg, Dr. Adolf Friedemann, Geh. Justizrat Dr. Eugen Fuchs, Dr. Franz Oppenheimer, die beste jüdisch-politische Halbmonatsschrift, Verlag der „Neuen Jüdischen Monatshefte", Berlin.
6. „Jüdisches Kriegsarchiv", erscheint in einzelnen Lieferungen. R. Löwit Verlag, Wien, eine ausgezeichnete Sammlung.

In russischer Sprache:

„Jewreiskaja Starina" („Jüdisches Altertum"), 11. Jahr-

Digitized by Google

gang. St. Petersburg. Bringt hervorragende Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in Rußland und Polen.

In englischer Sprache:

„The Jewish Review". London.

„Jewish Chronicle". London.

„Jewish World". London.

„The American Jewish Chronicle". New-York.

In ungarischer Sprache:

„Mult és Jövö" („Vergangenheit und Zukunft"). Die einzige und ausgezeichnete jüdische Kunstzeitschrift.

Geschichte:

Allgemeine Werke:

Julius Wellhausen: „Israelitische und jüdische Geschichte". 7. Aufl. G. Reimer, Berlin 1914.

H. Graetz: „Geschichte der Juden", 11 Bände (auch volkstümlich in 3 Bänden vorhanden). Leipzig.

S. Dubnow: „Allgemeine Geschichte des jüdischen Volkes" (russisch), 5 Bände. St. Petersburg.

M. Philippson: „Neueste Geschichte des jüdischen Volkes", 3 Bände (der 3. Band über Rußland sehr unzuverlässig). Gustav Fock, Leipzig 1907—10.

Von Einzeldarstellungen sind sehr gut:

M. Kayserling: „Geschichte der Juden in Spanien und Portugal", 2 Bände. Berlin 1861—1867.

A. Berliner: „Aus dem Leben der deutschen Juden im Mittelalter".

Sulzbach, Bilder aus der jüdischen Vergangenheit (Kaufmann, Frankfurt a. M. 1915).

Georg Liebe: „Das Judentum in der deutschen Vergangenheit". Mit 106 Abbildungen. E. Diederichs, Jena 1903. Wertvoll nur wegen der Abbildungen.

M. Balaban: „Skizzen und Studien zur Geschichte der Juden in Polen". L. Lamm, Berlin 1911.

J. Hessen: „Geschichte der Juden in Rußland" (russisch). St. Petersburg 1914.

Dr. Josef Meisle, „Die Juden im Zartum Polen". Ein geschichtlicher Überblick. A. Marcus und E. Webers Verlag, Bonn 1916.

Wirtschaftsgeschichte:

G. Caro: „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Juden im Mittel-

Digitized by Google

alter und in der Gegenwart". G. Fock, Leipzig 1908. (Der 2. Band erscheint demnächst.)

W. Sombart: „Die Juden und das Wirtschaftsleben". Duncker & Humblot, Leipzig 1911.

Einzeldarstellungen der Gegenwart auf volkswirtschaftlicher und statistischer Grundlage geben:

A. Hillmann: „Jüdisches Genossenschaftswesen in Rußland", herausgegeben vom Büro für Statistik der Juden, Berlin 1911 (mit einer allgemeinen Einleitung über die wirtschaftliche Lage der Juden in Rußland), und

J. Segall: „Die beruflichen und sozialen Verhältnisse der Juden in Deutschland", herausgegeben von demselben Büro, Berlin 1913.

S. Rabinowitsch, „Die Organisation des jüdischen Proletariats in Rußland".

G. Halpern, „Die jüdischen Arbeiter in London". Cotta, Stuttgart, 1903. Sehr interessant und wertvoll.

M. Hoffmann, „Der Geldhandel der deutschen Juden im Mittelalter". Leipzig 1910. Duncker & Humblot.

Eine soziologische Zusammenfassung jüdischer Gegenwartsprobleme geben:

A. Ruppin: „Die Juden der Gegenwart". Eine sozialwissenschaftliche Studie. 2. Auflage. Jüdischer Verlag, Berlin 1911. (Mit einer Lösung im zionistischen Sinn.)

Über die Wanderbewegungen der Juden schrieben:

L. Hersch: „Le Juif errant d'aujourd'hui". Giard & Briere, Paris 1913.

Wlad. W. Kaplun-Kogan: „Die Wanderbewegungen der Juden". A. Marcus & E. Webers Verlag, Bonn 1913, und

J. Samuel: „Jewish immigration to the United States from 1881 to 1910". Green & Co., Neuyork 1914.

Anthropologie:

M. Fishberg: „Die Rassenmerkmale der Juden". E. Reinhardt, München 1913.

J. Zollschan: „Das Rassenproblem", 3. Aufl., Braumüller, Wien-Leipzig 1910. (Eine gekürzte Wiedergabe des sehr umfangreichen Werkes gibt Alex. Schüler: „Der Rassenadel der Juden". Jüdischer Verlag, Berlin.)

Dr. F. A. Theilhaber, „Der Untergang der deutschen Juden". E. Reinhardt, München 1911.

Literatur- und Sprachgeschichte:

J. Winter und A. Wünsche: „Die jüdische Literatur seit Ab-

Digitized by Google

schluß des Kanons", 3 Bände. S. Mayer, Trier 1891—1896. Außerordentlich wertvoll wegen vieler Beispiele.

G. Karpeles: „Geschichte der jüdischen Literatur". M. Poppelauer, Berlin 1909.

M. Pines: „Die Geschichte der jüdisch-deutschen Literatur". G. Engel, Leipzig 1913.

H. Loewe: „Die Sprachen der Juden". Jüdischer Verlag, Berlin 1911.

Philosophie:

D. Neumark: „Geschichte der jüdischen Philosophie des Mittelalters". G. Reimer, Berlin 1910.

Religion und Ethik:

Hermann Cohen: „Die Nächstenliebe im Talmud". 1888.

S. R. Hirsch: „Neunzehn Briefe über das Judentum". Frankfurt a. M. 1889. Streng orthodox.

J. Goldschmidt: „Das Wesen des Judentums. Nach Bibel, Talmud, Tradition und religiöser Praxis". J. Kaufmann, Frankfurt a. M. 1907. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung.

H. S. Strack: „Einleitung in den Talmud". 4. Aufl. Leipzig.

S. Funk: „Entstehung des Talmuds". Sammlung Göschen, Nr. 479.

S. Schechter, Der Chassidismus.

Martin Buber: „Die Legende des Baal-Schem". Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1908. 2. Aufl. 1916.

Martin Buber: „Die Geschichten des Rabbi Nachmann". Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1909. 2. Aufl. 1916.

M. Lazarus: „Die Ethik des Judentums", 2 Bände. J. Kauffmann, Frankfurt a. M. 1898—1911. Liberale Richtung.

Nationales Judentum:

Leo Pinsker: „Autoemanzipation". Jüdischer Buch- und Kunstverlag, Brünn.

Moses Heß: „Rom und Jerusalem". Jüdische Universalbibliothek Brandeis, Prag.

N. Birnbaum: „Ausgewählte Schriften zur jüdischen Frage", 2 Bände. Birnbaum & Kohut, Czernowitz 1910.

Achad Haam: „Am Scheidewege". Jüdischer Verlag, Berlin 1913 und 1916. 2 Bde.

S. Dubnow: „Die Grundlagen des Nationaljudentums". Jüdischer Verlag, Berlin 1905.

Martin Buber: „Drei Reden über das Judentum". Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1911. 2. Aufl. 1916.

Digitized by Google

Martin Buber: „Vom Geiste des Judentums", Reden und Geleitworte. Kurt Wolff.

— „Die Jüdische Bewegung". Jüdischer Verlag, Berlin 1916.

S. M. Melamed: „Psychologie des jüdischen Geistes". Zur Völker- und Kulturpsychologie. Schwetschke, Berlin 1912.

„Vom Judentum", 4. Aufl. Ein Sammelbuch von M. Buber, K. Wolfskehl, J. Wassermann, M. Sußmann, K. M. Singer, M. Brod, M. Heimann und andere. Herausgegeben vom Verein Jüdischer Hochschüler Bar Kochba in Prag. Kurt Wolff, Leipzig.

Zionismus:

Th. Herzl: „Der Judenstaat". Jüdischer Verlag, Berlin.

— „Zionistische Schriften", 2 Bde. Jüdischer Verlag, Berlin 1915.

A. Friedemann: „Das Leben Theodor Herzls". Ebd. 1914.

M. Nordau: „Zionistische Schriften". Jüdischer Verlag, Berlin.

H. Schachtel: „Das zionistische Merkbuch", 3. Aufl. Ebd. 1912/13.

Dr. Lichtheim, „Das Programm des Zionismus". (Jüdischer Verlag, Berlin.) Sehr instruktiv und sachlich.

Palästinakunde:

C. Nawratzki: „Die jüdische Kolonisation Palästinas". E. Reinhardt, München 1914.

A. Paquet: „In Palästina". Eugen Diederichs, Jena 1915.

D. Trietsch: „Palästina-Handbuch". Jüdischer Verlag, Berlin 1912.

Kolonisation Palästinas:

„Erez Israel", Mitteilungen des Hauptbüros des Jüdischen Nationalfonds.

Ing. agr. S. Oettinger, „Methode und Kapitalbedarf jüdischer Kolonisation in Palästina". Haag 1916.

Schöne Literatur:

Sch. Asch: „Das Städtchen". S. Fischer, Berlin 1909.

— „Bilder aus dem Ghetto". S. Fischer, Berlin 1907.

— „Im Lande der Väter". Bilder und Dichtungen aus Palästina. Jüdischer Verlag, Berlin 1912.

Sch. Gorelik: „Die liebe Provinz". Aus der russisch-jüdischen Kleinstadt. Jüdischer Verlag, Berlin 1912.

J. L. Perez: „Erzählungen und Skizzen". Jüdischer Verlag, Berlin 1905.

— „Volkstümliche Geschichten". Heiligen- und Wunderlegenden. Jüdischer Verlag, Berlin 1913.

— „Jüdische Geschichten". Insel-Bücherei, Leipzig.

Digitized by Google

J. L. Perez: „Die Goldene Kette". R. Löwit Verlag, Berlin-Wien 1917.
— „Die Nacht auf dem alten Markt". Nach dem Jüdischen von Hugo Zuckermann. R. Löwit Verlag, Berlin-Wien 1915.
Scholem Alejchem: „Die verlorene Schlacht". Humoristische Erzählungen. Jüdischer Verlag, Berlin 1914.
— „Ruchele". Roman. H. Seemann Nachf., Berlin-Leipzig.
M. Rosenfeld: „Lieder des Ghetto". Mit Zeichnungen von E. M. Lilien. Marquart & Co., Berlin 1906.
A. Eliasberg: „Sagen polnischer Juden". Georg Müller. 1916.
„Aus einer stillen Welt". Erzählungen von Asch, Perez, Pinski und andere. Leo Winz Verlag, Berlin 1910.
„Das Buch von den polnischen Juden", hrsg. von Dr. A. Eliasberg u. Agnon. Jüdischer Verlag, Berlin 1916. Ein wunderschönes Buch.
„Ostjüdische Erzähler (J. L. Perez, Scholem Alejchem, Scholem Asch). Gustav Kiepenheuer Verlag, Weimar 1916.

Memoirenwerke:

„Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln", 2. Aufl. Jüdischer Verlag, Berlin 1914.
P. Wengeroff: „Memoiren einer Großmutter". Bilder aus der Kulturgeschichte der Juden in Rußland. M. Poppelauer, Berlin 1913.
S. Mayer: „Ein jüdischer Kaufmann 1831—1911". Duncker & Humblot, Leipzig 1911.
Salamon Maimon: „Lebensgeschichte". Georg Müller, München.

Jüdische Kriegsliteratur.

I. Schriften und bemerkenswerte Zeitschriftenaufsätze, die für die Erhaltung der jüdischen Sprach- und Kulturgemeinschaft eintreten:

Nathan Birnbaum: „Den Ostjuden ihr Recht!". Verlag R. Löwit, Wien 1915.
Wlad. W. Kaplun-Kogan: „Der Krieg, eine Schicksalsstunde des jüdischen Volkes". A. Marcus & E. Webers Verlag, Bonn 1915.
Davis Trietsch: „Juden und Deutsche". Eine Sprach- und Interessengemeinschaft. R. Löwit Verlag, Wien 1915.
„Die Juden im Kriege". Denkschrift des jüdischen sozialistischen Arbeiterverbandes Poale Zion an das Internationale Sozialistische Bureau. Haag 1915. (In Kommission beim Jüdischen Verlag, Berlin.)

Digitized by Google

Adolf Grabowsky: „Die polnische Frage". Verlag Carl Heymann, Berlin 1916.

Nachum Goldmann: „Zum polnisch-jüdischen Problem". In den „Preußischen Jahrbüchern", Dezember 1915.

II. Schriften und bemerkenswerte Zeitschriftenaufsätze, die für die Assimilation der Juden an das Polentum eintreten:

Leon Wasilewski: „Die Judenfrage in Kongreß-Polen, ihre Schwierigkeiten und ihre Lösung". Verlag der Zeitschrift „Polen", Wien 1915.

W. Feldman: „Die Zukunft Polens und der deutsch-polnische Ausgleich". Carl Curtius, Berlin 1915.

B. Lauer: „Zum polnisch-jüdischen Problem". In den „Preußischen Jahrbüchern", November 1915.

III. Schriften, die für den Grenzschluß eintreten:

Georg Fritz: „Die Ostjudenfrage. Zionismus und Grenzschluß". J. F. Lehmann, München 1915.

W. Heinze: „Ostjüdische Einwanderung". In den „Preußischen Jahrbüchern", 1915.

Paphnutius: „Die Judenfrage nach dem Kriege". In den „Grenzboten" Nr. 39, 1915.

IV. Schriften vom deutsch-assimilatorischen Standpunkt:

Hermann Cohen: „Deutschtum und Judentum". Alfred Töpelmann Verlag, Gießen 1915.

Ludwig Geiger: „Die deutschen Juden und der Krieg". Schwetschke, Berlin 1915.

Eine ausgezeichnete Darstellung der Ostjudenfrage gibt das Sonderheft dieser Zeitschrift „Ostjuden", Februar 1916.

Dezember 1916.

Neue Reclamnummern: Arndts Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, ein Buch, das schon seiner herrlichen Sprache wegen jeder Deutsche gelesen haben sollte; Kriegskalender 1914/16: Die Ereignisse jedes einzelnen Tages; Generalmajor von Loebell, Der Weltkrieg 1914/15, Emanuel Geibels Gedichte in Auswahl, geheftet 60 Pfennig, gebunden eine Mark: Geibel ist einer unsrer edelsten Dichter, der allzulang unter übelwollender Verkennung zu leiden hatte, und erst jetzt anfängt, wieder in seiner Bedeutung erkannt zu werden.

Unter dem nicht ganz glücklichen Titel Conrad Ferdinand Meyers Stimme im Weltkrieg bietet der Verlag Haessel um 60 Pfg. zweiundzwanzig seiner schönsten Gedichte und die Prachtnovelle „Der Schuß von der Kanzel".

Digitized by Google

Deutsche Bauernansiedelungen in der Ukraina.

Von E. Schmid in München.

Die Landschaft: Steppe mit Getreide. Wir stehen auf einem der zahlreichen Kurgane der südrussischen, der ukrainischen Steppe und blicken nach Osten. Hinter uns neigt sich die Sonne gegen Abend, und übergießt mit mildem Scheine die weiten Flächen. Kein Haus, kein Baum, kein Berg unterbricht die wagrecht ebene Fläche. Wie das große Meer, endlos bis zum zerfließenden Rande, breitet sie sich aus. Und nimmer ruhig, wie die Wasser, immer bewegt, selbst vom leisesten Winde, wogt der Reichtum der ebenso endlos sich hinziehenden Getreidefelder. Woge an Woge kommt aus ungesehener Ferne her, Woge an Woge zieht hinaus und verschwindet dem Auge, das die Bewegung nicht mehr halten kann. Wunderbare, wohltuende Farbenstimmung! Unter leuchtend blauem Himmel Weizen, Korn, Gerste, Mais, in den verschiedenen Schattierungen ihrer grünen Halme, protzig prunkt der gelbe Hederich aus manchen Feldern und deckt das Grüne zu. Wie kleine Inseln oder Untiefen heben sich dazwischen die dunkleren Kartoffeläcker und die hellen Baschtane mit den golden leuchtenden Blüten der Melonen, Kürbisse und Gurken, umkränzt von hochaufstrebenden, schwere Kronen tragenden Sonnenblumen. Und so geht es fort und fort, nichts anderes ist zu sehen, ein Meer, ein endloses grünes Meer, das sich allmählich ins Bläuliche verliert, und sich unmerkbar dem tiefblauen Himmel vermählt. Es liegt etwas überwältigend Großes, Erhabenes in dieser unendlichen Steppe, und etwas sonderbar Fremdes und Starres. Wie verloren fühlt man sich in dieser grenzenlosen Gleichmäßigkeit.

Deutsches Dorf. Da beginnt hinter uns ein Glöcklein zu bimmeln. Wir kehren uns um. Im Tal, entlang den beiden sanften Abhängen, lagert sich ein Dorf, etwas größer und breitspuriger, sonst aber ganz wie unsere bayrischen, schwäbischen und pfälzischen Dörfer der Ebene. Hochgiebelige Häuser unter Bäumen versteckt, in der Mitte die Kirche mit dem spitzen Türmchen, von dem so emsig die Abendglocke schallt. Ein anderes Glöcklein antwortet von rechts her. Da liegt ein zweites Dorf an dem Endabhang desselben Tales hingebettet. Von links und gerade von Westen klingen weitere Glöcklein schon leiser aus größerer Entfernung. Von jenen Dörfern sieht man nur die Turmspitzen über die Felder emporblicken.

Wir gehen ins Dorf hinein. Da hören wir nur deutsche Laute, sehen deutsche Gesichter, bemerken deutsche Ordnung und Reinlichkeit.

Digitized by Google

Auf dem Tische finden wir gut bäuerliche deutsche Speisen. Nur der Teekessel, der Samowar, den die Frau dampfend hereinbringt, ist fremd in diesem Bilde. Du gewöhnst dich aber bald an ihn, und fühlst dich zuhause, wie bei deinen Leuten, wie in Deutschland.

Ausbreitung der Deutschen. Wir stehen nicht weit vom Flusse Bug, da, wo er schon Schiffe trägt, die vom Schwarzen Meer heraufkommen. Und nun gehen wir von da aus 100 Kilometer geradeaus nach Westen, wir gehen 250 Kilometer nach Norden an den Dnjepr, oder 200 Kilometer nach Südwesten über den Dnjestr ins Bessarabische hinein; wir marschieren 300 Kilometer nach Südosten in die Krim bis nahe Sebastopol, oder 400 Kilometer gerade nach Osten ans Asowsche Meer; wir wandern 500 Kilometer über Jekaterinoslaw zu den berühmten Bädern von Slawjansk am Donez, oder noch weiter nordöstlich 700 Kilometer bis an den Don: für jedes Nachtlager und jede Mahlzeit, wenn wir deren auch fünf am Tage einnehmen, finden wir ein deutsches Dorf, einen deutschen Weiler oder einen deutschen Gutssitz. Hotels und Gasthäuser werden wir nicht antreffen, aber in jedem Hause werden wir freundlich aufgenommen und gut bewirtet werden, besonders, wenn wir erzählen, daß wir aus Deutschland kommen, daß wir Deutschländer sind.

Das ist Neu-Deutschland in der Ukraine, auf der südrussischen Steppe, an den Ufern des Schwarzen Meeres.

Weitere deutsche Ansiedlungen. Damit sind die deutschen Ansiedelungen in Rußland noch nicht erschöpft. Sie ziehen sich von der deutsch-russischen Grenze durch ganz Polen nach Wolhynien bis in die Nähe von Kiew. Jenseits des Dons finden sie sich im nördlichen und südlichen Kaukasus. Sehr stark besiedelt sind zu beiden Seiten der Wolga die Gouvernements Saratow und Samara. Von dem etwas weniger stark besiedelten Gouvernement Orenburg ziehen sie sich hinein nach Sibirien gegen Tomsk und nach Mittelasien, Taschkent zu. Wenn wir nun noch die baltischen Provinzen Kurland, Livland und Estland dazunehmen, erhalten wir fünf deutsche Ansiedlungsgruppen in Rußland: die baltische als die älteste, die polnisch-wolhynische, die Wolgakolonien, die südrussische und die kaukasische. Die wirtschaftliche Entwicklung jeder dieser Gruppen ist so wesentlich verschieden von den andern, daß die Beschreibung einer jeden allein ein Heft füllen würde.

Südrussische deutsche Koloniengruppe. Ich beschränke mich daher auf die südrussische Gruppe, die im vorliegenden Heft einen Platz verdient, da sie sich ausschließlich auf ukrainischem Boden an-

Digitized by Google

gesiedelt hat. Ihre Ausbreitung erstreckt sich fast über das ganze Gebiet der Südukraina, die die Gouvernements Bessarabien (zum Teil), Cherson, Taurien (mit der Krim), Jekaterinoslaw, Charkow und einen Teil des Dongebietes umfaßt.

Ansiedlung, Gründungsjahr, Einwohnerzahl und Landzuweisung. Stand 1859. In den Jahren 1804—9 wurden im Gouvernement Cherson, zumeist in den Kreisen Odessa und Tiraspol 41 deutsche Kolonien gegründet. Ihre Bevölkerungszahl dürfte etwa 20 000 betragen haben. Bis zum Jahre 1859 betrug sie 42 586 Seelen, und war im Besitz von 180 713 Dessjatin[1]) Land.

Im Gouvernement Jekaterinoslaw, Kreis Jekaterinoslaw und Mariupol, wurden in den Jahren 1787—90 und weiterhin zu verschiedenen Zeiten bis 1850 53 deutsche Kolonien mit etwa 11 000 Seelen gegründet. Im Jahre 1859 betrug die Bevölkerungszahl 23 123 Seelen und der Landbesitz 104 712 Dessjatin.

Im Gouvernement Taurien, in den Kreisen Berdjansk und Melitopol, zum kleineren Teile im Kreis Simpheropol, wurden in den Jahren 1804—1840 88 deutsche Kolonien mit etwa 20 000 Seelen gegründet. Im Jahre 1859 betrug die Bevölkerungszahl 38 607 Seelen mit einem Besitz von 189 773 Dessj. In den Jahren 1814 bis 1840 wurden auch im Gouvernement Bessarabien und zwar ausschließlich im Kreise Akkerman 25 deutsche Kolonien mit etwa 15 000 Seelen gegründet. Im Jahre 1859 betrug die Bevölkerungszahl 24 066 und der Landbesitz 136 929 Dessjatin.

Es sind somit in Südrußland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im ganzen 207 deutsche Kolonien gebildet worden aus einer Einwandererzahl von ungefähr 60—70 000 Seelen. Im Jahre 1859 betrug die Bevölkerungszahl 128 382 und der Landbesitz 612 127 Dessjatin.

Abstammung: Koloniennamen. Die Namen vieler dieser Kolonien zeigen uns an, wo die Heimat ihrer Gründer zu suchen ist. Da gibt es ein Straßburg, Selz, Kandel, Baden, Mannheim, Elsaß, Landau, Speyer, Karlsruhe, Sulz, Rohrbach, Rastatt, München, Kassel, Darmstadt, Nassau, Durlach, Heidelberg, Hochheim, Heilbronn u. a. Die Bewohner dieser Kolonien stammen demnach zumeist aus jener Gegend, wo Pfalz, Baden und Elsaß zusammenstoßen. Der

[1]) 1 Dessj. = 1,09 ha. Die historischen Zahlen sind entnommen dem besten und in seinen Angaben zuverlässigsten Werke: Die deutschen Kolonien in Südrußland von P. Konrad Keller. 1. Bd. Verlag von Stadelmeier in Odessa 1905.

Digitized by Google

Menschenschlag ist auch echte Pfälzerart, der Dialekt sehr gut erhalten. Die Namen der Kolonien in Bessarabien dagegen: Fere-Champenoise, Arzis, Paris, Brienne, bezeichnen keineswegs nationale Zugehörigkeit zu Frankreich. Sie sind gut deutsch-patriotischem Sinne entsprungen, und sind die Namen der Siegesorte der deutschen und russischen Heere im Befreiungskriege, nach dessen Beendigung die bessarabischen Kolonien gegründet wurden. Den französischen Namen schließen sich an: Leipzig, Dennewitz, Katzbach, Kulm, Tarutino, Malojaroslawetz, Borodino und Beresina. Die bessarabischen Kolonisten rekrutierten sich aus zwei ganz verschiedenen deutschen Stämmen: aus Württemberger Schwaben und aus Plattdeutschen, die ganz verträglich miteinander leben. Plattdeutsch sprechen auch durchwegs die mennonitischen Ansiedler, die sich besonders im Jekaterinoslaver Kreis (Chortizer Gebiet) und im Berdjansker Kreis des Taurischen Gouvernements (Molotschnaer Gebiet) niedergelassen haben. Im Mariupoler Kreise (Gouv. Jekaterinoslaw) dagegen treffen wir unter Katholiken und Protestanten wieder viele Preußen. Unter die Katholiken haben sich auch viele Polen gemischt, die nach den verschiedenen polnischen Aufständen von der russischen Regierung in diese Gegend verschickt worden waren. Sie haben deutsche Frauen genommen und sind vollständig unter den Deutschen aufgegangen.

Privilegien der Ansiedler. Das Jahr 1859 bezeichnet in der Geschichte dieser Kolonisten einen großen Markstein. In dieser Zeit beginnen ihre wirtschaftliche Ausbreitung und ihre Wanderungen. Die Zeit vorher diente ihrer Seßhaftmachung und Einwurzelung. Darum dürfte der in diesem Jahre festgestellte Landbesitz ziemlich genau den Ländereien entsprechen, die den Kolonisten von der russischen Regierung zugewiesen worden waren. Jede Familie sollte nach dem Ukas Alexander I. vom 20. Februar 1804 30—80 Dessjatin brauchbares Land bekommen. Die weiteren wichtigen Privilegien, die ihnen dieser Ukas zugestand, waren 1. Glaubensfreiheit, 2. zehn Jahre Freiheit von allen Abgaben, 3. Befreiung vom Soldatendienste und von Einquartierungen, 4. ein Vorschuß an Geld, der nach den zehn Freijahren zurückgezahlt werden muß. Der Zweck der Ansiedlung war, daß die deutschen Einwanderer „in ländlicher Beschäftigung und Handwerken als Beispiel dienen sollten". Deswegen sollte unter ihnen eine gute Auswahl getroffen, und nur gute und wohlhabende Wirte zugelassen werden.

1. Generation. So kamen diese deutschen Bauern in das fremde Land, auf die weite südrussische Steppe. Fremd genug kamen

Digitized by Google

sie sich da vor, und der Anfang fiel ihnen sehr schwer. Die Steppe war damals noch wild, mit hohen Gräsern und Kräutern bestanden und von Wölfen bewohnt. Die jedem Dorfe zugewiesenen Ländereien (2—5000 Dessj.) waren meist langgestreckt, die Dörfer häufig an einem Ende angelegt. Entfernungen bis zu 5 Kilometer zu den äußeren Feldern waren nicht selten. Die Leute kamen sich auf diesen weiten Steppen wie verloren vor. Nicht wenige wollten gar nicht so viel Land haben, als ihnen zugewiesen wurde. Wenn sie auf die Felder hinausfuhren, fürchteten sie nicht mehr heimzufinden, und stellten gleich nach Ankunft ihre Wagen so herum, daß die Deichsel nach der Richtung zeigte, von der sie hergekommen waren. Gab es doch auf der Steppe keinen Berg, keinen Baum und kein Gebäude, nach dem man sich orientieren konnte. Schwierigkeit machte anfangs auch die Wasserarmut der Steppe. Die Gebäude bestanden aus schnell errichteten Lehmhütten.

2. Generation. Sicherer schon fühlte sich die Generation, die in diesen Lehmhütten geboren wurde. Sie wuchs in den neuen Verhältnissen auf, kannte nichts anderes, wurzelte sich fest in dem Boden und entwickelte die neuen Betriebe. Sie wurden schon wohlhabend. Das geht daraus hervor, daß die Obrigkeit wiederholt auftreten mußte gegen gewisse Erbfehler der Deutschen: gegen Kleiderpracht, Kartenspielen, Trinken, Müßiggang und gegen die langen Kirchweihen, Hochzeiten und Kindstaufen. Sie tat das in fürsorglicher und wohlwollender Weise.

Verwaltung. Fürsorge-Komität hieß diese Behörde. Sie war nach einigen mißlungenen anderen Verwaltungsversuchen von der russischen Regierung eingerichtet worden als offizielle Verwaltungsbehörde für die deutschen Kolonisten, zum Schutze ihrer Privilegien und Rechte und als Aufsicht über die Erfüllung ihrer Pflichten. Es war in vielen Angelegenheiten ganz selbständig, in manchen allgemeinen Angelegenheiten unterstand es dem Generalgouverneur von Neurußland. Einer der ersten dieser Generalgouverneure, der Gründer von Odessa, Herzog Richelieu (1803—1814) hat sich um die Ansiedlung der Deutschen und in der Fürsorge für sie große Verdienste erworben. Er war auch der Gründer der beiden Handwerkerkolonien in Odessa, der obern protestantischen und der untern katholischen, denen er ganze Straßenzüge zu Wohnungen und große Plätze für ihre Kirchen zur Verfügung stellte. Die gesunde Grundlage für die Verwaltung der südrussischen Kolonien wurde geschaffen durch den Oberrichter, spätern Präsidenten des Fürsorge-Komitäts, den Staats-

Digitized by Google

rat Samuel Kantenius (1800—1818), einen Sohn der roten Erde Westfalens. Ebenso vorzüglich arbeitete Staatsrat Eugen von Hahn (1841—1849), der der wirtschaftlichen Entwicklung der deutschen Kolonien die Wege wies.

Gemeindeordnung. Die Verwaltung der Kolonien war sehr freiheitlich eingerichtet und beruhte auf Wahlen. Das Dorf wählte seinen Schulzen und dessen Gehilfen, den Kassier, Kirchenpfleger, Schulpfleger, den Waisenvater, den Feuer- und den Hirtenschulzen, die Dorfspolizei aus seiner Mitte. Es wählte aber auch seinen Pastor, die Lehrer, Küster, Schreiber und die Dorfhirten aus den sich meldenden Kandidaten. Alle Fragen wurden durch die Vollversammlung der Dorfwirte entschieden, nicht etwa durch die genannten Gemeindebehörden. Mehrere Dörfer zusammen bildeten eine Wolost (Gebiet), deren Verwaltung, ein Oberschulz, zwei Beisitzer, ein Gebietsschreiber, sowie die Wolostrichter und andere notwendige Ämter von der Gesamtheit der dazu gehörenden Dörfer gewählt wurden. Die deutschen Kolonien wurden meist zu ganz deutschen Wolosten zusammengefaßt, so daß die gesamte Selbstverwaltung ausschließlich deutsch war.

Landordnung. Das Land war von der russischen Regierung der Gesamtheit der Dorfs-Familien zugewiesen worden in einem Ausmaße, daß auf jede Familie eine Wirtschaft mit 50—60 Dessj. traf. Das Land war Gemeingut des Dorfes, nicht Einzelbesitz. Anteil hatten nur die männlichen Bewohner des Dorfes, resp. der Familie. Frauen und Töchter konnten kein Land erwerben, auch nicht als Erbe. Starb eine Familie in den männlichen Mitgliedern aus, so fiel der Besitz an Kronsland an die Dorfgemeinde zurück, die es an andere Dorfmitglieder neu verleihen konnte. Das Land wurde jeweils nach Bedürfnis von der Gesamtgemeinde eingeteilt in Ackerland, Grünbache (Mais, Kartoffel, Melonen) und Wiesen und Weiden, und von ersterem jeder Wirtschaft ihr Teil zugewiesen, während für die Weide bestimmt war, wie viel Stück Groß- und Kleinvieh auf jede Wirtschaft gehalten werden durften. Der Besitzstand blieb somit immer derselbe, das Land aber wechselte. Das ihm zugewiesene Land konnte der jeweilige Besitzer weder verkaufen, noch mit Hypotheken belasten. Selbst sein persönliches Eigentum, das von ihm gebaute Haus, konnte er nicht verkaufen. Nach und nach fand sich allerdings ein Weg, seine Dorfwirtschaft zu veräußern, aber mit zwei bedeutenden Einschränkungen: sie durfte nur abgegeben werden an eigene Gemeindemitglieder, und nur mit Genehmigung der Gesamtgemeinde. Damit war die Geschlossenheit des deutschen Dorfes gewahrt. Kein Russe, kein Jude, kein Ausländer, nicht einmal ein Ansiedler aus einer benach-

Digitized by Google

barten Kolonie konnte sich in einem deutschen Dorfe ankaufen und dort auch nur das geringste Eigentum erwerben. Das Dorf war deutsch und blieb für alle Zeiten deutsch, so lange diese Landordnung bestand. Der völkische Besitzstand war gesichert.

Verbot der Landteilung. Es ist ein Beweis für die Klugheit und Voraussicht dieser deutschen Bauern, ihrer Schulzen und Oberschulzen, sowie der Leiter der Fürsorgekomitäts, daß sie dabei nicht stehen blieben, sondern auch Mittel und Wege suchten und fanden, der Verarmung zu wehren, und der wirtschaftlichen Ausdehnung weite Wege zu öffnen.

Die jungen Leute heirateten früh: Knaben mit 18 Jahren und Mädchen mit 16 Jahren. Die Kinderzahl wurde groß, obwohl Zwischenpausen von zwei Jahren die Regel bildeten, infolge des langen Stillens durch ihre Mütter. Schon in der zweiten Generation reichte das Land kaum mehr für die vielen Kinder, obwohl noch immer neue Kolonien gegründet wurden. Die Wirtschaften mußten geteilt werden. Nun aber taten die leitenden Persönlichkeiten den volkswirtschaftlich ungeheuer wichtigen Schritt, daß sie die Teilbarkeit der Wirtschaften beschränkten auf eine, höchstens zwei Teilungen. Ein Wirtschaftsbesitzer, der sechs Söhne hatte, konnte seine Wirtschaft in zwei halbe oder vier Viertelwirtschaften zu 30 resp. 15 Dessj. teilen, um sie zwei oder vier Söhnen übergeben; die übrigen bekamen, wie die Töchter nichts. Damit wurde den ewigen Teilungen bis zu kleinsten Teilen herunter gewehrt, die die Wolgakolonien zugrunde richteten. Es gab keine kleineren Teile, als die noch einen geordneten Wirtschaftsbetrieb ermöglichten.

Ausbreitung. Diese Verordnung wirkte aber noch viel segensvoller nach der anderen Seite. Die leer ausgehenden Söhne mußten sich umsehen nach Arbeit, Unterhalt und Unterkunft, wollten sie nicht Knechte und Taglöhner werden oder sich dem Handwerk widmen. Da erwies sich wieder die Tüchtigkeit des deutschen Bauernschlages, der sich von seinem Beruf nicht ablenken läßt. Aus dem Odessaer Kreise, aus den Pfälzer Kolonien Landau, Karlsruhe, Sulz und anderen zogen Ende der 50er und anfangs der 60er Jahre die jungen Leute aus den Dörfern aus auf die Steppe. Mit zwei Pferden, einer Kuh, einem Wagen, Pflug und Egge und Saatgut, und mit dem jungen Weib, Kind und Kegel zogen sie aus, unbekanntes Land, die südrussische Steppe, zu erobern. Manchen von diesen ersten Pionieren sprach ich noch und ließ mir seine Erlebnisse erzählen. Sie pachteten Land von den adeligen Großgrundbesitzern, bebauten es, und kauften nach wenig Jahren sich eigenes Land. Es war ja billig. Für die

Digitized by Google

Pacht zahlte man 30—40 Kopeken (60—80 Pf.), für den Kauf 6 bis 10 Rubel die Dessjatine. Immer weiter zogen sie hinaus, immer mehr kauften und pachteten sie Adelsland, sehr zur Freude des russischen Adels, der vordem von seinen riesigen Besitzungen wenig Gewinn gezogen hatte. In den 70er Jahren kostete die Dessjatin schon 30 bis 40 Rubel, die Pacht 1 bis 2 Rubel. Dann kamen die Maschinen, die Säe- und Mähmaschinen, die mehrscharigen Pflüge, die den Bauer unabhängiger von Knechten und Erntearbeitern machten. Noch mehr als bisher verlegte sich der deutsche Bauer auf Weizenbau, und wandelte so allmählich die südrussische Schafwirtschaft in eine Körnerwirtschaft.

Die Landwirtschaft wurde mobil. Hatte der deutsche Bauer 100 Dessj., so verkaufte er sie und erwarb sich 300 Dessj. In wenigen Jahren zog er wieder weiter und kaufte 500 und 600 Dessj. Es gab Bauern, die zeit ihres Lebens fünf bis sechsmal ihren Besitz wechselten. Anfangs der 90er Jahre kostete die Dessjatine schon 80 bis 100 Rubel, die Pacht 3 bis 5 Rubel. Man glaubte, höher könne der Preis nicht mehr steigen, und nun begann erst die große Steigerung und Ausbreitung.

Ausbreitungsbezirke. Die ersten großen Ankäufe waren im Chersonschen Gouvernement erfolgt. Die Kreise Odessa, Tiraspol und Cherson waren bevorzugt. Der Ananjewer und Elisabetgrader Kreis und der Kreis Alexandria wurden nur an den Grenzen einbezogen. Von da ging die Ausdehnung hinüber über den Dnjepr und traf dort zusammen mit der Bewegung, die vom Mariupoler, Berdjansker und Jekaterinoslawer Kreis ausging. Der Jekaterinoslawer Kreis jenseits des Dnjepr und der Alexandrower Kreis wurden besiedelt, nach Süden zu der Dnjeprower und Perekoper Kreis und die Krim. In den letzten 20 Jahren zog sich der Ansiedlerstrom nach Norden und Nordosten, in die Kreise Pawlograd und Bachmut, und in weiterem Verfolge über die Grenzen des Jekaterinoslawer Gouvernements hinaus nach Norden in den Isjumer Kreis des Gouv. Charkow, und nach Nordost und Ost in jenen Teil des Gebietes der Donischen Kosaken, der südlich des Donez und westlich des Don von diesen beiden Flüssen eingeschlossen wird. Es ist eine wunderbare Ausdehnungskraft, die diese nach Südrußland übersiedelten 60000 deutschen Kolonisten entwickeln. Mit der genannten Ausdehnung ist diese Kraft noch keineswegs erschöpft. Sie drangen weiter über den Don im nördlichen Kaukasus in das Kuban- und Terekgebiet und das Gouv. Stawropol, sie gründeten Ansiedelungen im Gouv. Woronesch und stärkten durch Ankäufe die Saratower Kolonien. Sie besiedelten das

Digitized by Google

Orenburger Gouvernement, und drangen über Tscheljabinsk in Sibirien ein, und durch das Akmolinsker und Turgai-Gebiet in das mittelasiatische Steppengebiet. Auch das erschöpfte ihre Kraft noch nicht. Nicht durch den Steuereinnehmer gedrückt, oder durch erpresserische Beamte vertrieben, sondern auf der Suche nach freiem Lande kamen diese deutschen Kolonisten auch nach Rumänien und Bulgarien, machten aber dort nicht die besten Erfahrungen. Unerschöpflich ist das deutsche Menschenreservoir auf der südrussischen Steppe. Gleichzeitig mit dieser riesigen Ausdehnung in Rußland beginnt in den 70er Jahren auch die Auswanderung über See.

Auswanderung. Die südrussischen Kolonisten besiedeln nun auch die beiden Dakotas, Ohio, Texas und die neu erschlossenen östlichen Territorien in den Vereinigten Staaten, die Provinz Saskatschewan in Kanada, und Argentinien und Brasilien in Südamerika. Geringe Schätzungen kommen auf 1 Million deutscher Auswanderer aus dem südrussischen Kolonistengebiet allein.

Fruchtbarkeit. Es scheint unglaublich, wird aber leicht erklärbar, wenn man die Fruchtbarkeit der Kolonistenfamilien kennt. 6—12 Kinder sind normal in gesunden Familien; die Zahl steigt aber auch bei einer Mutter nicht selten auf 20. Und wenn die Frau stirbt — meist an der Ungeschicklichkeit der ungelernten Hebammen — und eine jüngere tritt an ihre Stelle, dann geht es wohl auch über zwei Dutzend. Und alle werden versorgt. Es wird jung geheiratet, die Mädchen bleiben nicht übrig, jede findet ihren Mann, wenn sie heiraten will. Der Bauer aber setzt seinen Stolz darein, jedem seiner Söhne mindestens ebensoviel Land zu hinterlassen als er selbst bei seiner Selbständigmachung hatte. Ein Beweis dafür, wie die Möglichkeit einer sichern und leichten Versorgung der Kinder die Ehen von selbst fruchtbar macht. Noch ein Gedanke aber steigt uns auf bei Betrachtung dieser riesigen Kolonisationstätigkeit, die hauptsächlich die Zeit von 1860—1910 einnimmt. Nur ein Teil dieser Bauernmassen rechtzeitig, ehe die Not zwang, nach den Ostseeprovinzen gelenkt, hätte diese Provinzen deutsch gemacht.

Höchster Preis. Bis zum japanischen Krieg war der Preis des Landes auf 3—400 Rubel, die Pacht auf 10—20 Rubel gestiegen. Während des Krieges und der Revolution ging infolge der Kreditsperrung der Preis zurück, stieg aber sofort wieder mit der wiederkehrenden Ruhe bis zum Ausbruche des Krieges auf 4—500 Rubel.

Arten des Landerwerbs. Der in ungefähr 50 Jahren erworbene Eigenbesitz an Ländereien ist in der mannigfaltigsten Weise erworben worden und verteilt. Einzelne Käufer erwarben sich selbst-

Digitized by Google

ständige Güter. Mehrere zusammen kauften Chutoren (Weiler) auf und verteilten sie unter sich. Ganze Gesellschaften bildeten sich nach Dorfschaften oder aus Verwandtenkreisen, kauften einige Tausend Dessjatinen freier Steppe und gründeten neue Dörfer. Die in den Kolonien ansässigen deutschen Bauern erwarben sich an die Kronsfelder anschließende Teile von Adelsgütern. Selbst die in neuen Dörfern auf Eigentum angesiedelten Bauern griffen alsbald über ihre Dorfgrenzen hinaus und kauften einzeln weiteres Land dazu. Auch sozialer Fürsorge diente der Landankauf.

Ansiedlung der Landlosen. Wenn in den deutschen Dörfern sich die Landlosen häuften, die durch Unglück, Zufall oder auch eigenes Verschulden ihren Landanteil verloren hatten, so kaufte das Gebiet (die Wolost) aus gemeinsamen Geldern größere Ländergebiete auf und siedelte dort in mehreren Dörfern die Landlosen an. Die Gelder entstammten Einnahmen des Gebietes aus Verpachtungen an Rechten und gemeinsamen Ländereien, den sogenannten Schäferei-Ländern. Die Landlosen erhielten 15—25 Dessj. Land und Geldunterstützungen zu ersten Einrichtung, anfänglich vollständig frei, später gegen teilweise Rückzahlung. Tausende armer Familien gelangten damit wieder zu Seßhaftigkeit und Wohlstand.

Ansiedlungsgebiet. In nachfolgenden Zahlenreihen ist Zahl und Besitz deutscher Bauern in der Südukraina in verschiedener Weise zusammengestellt. Wer Einblick wünscht in die Einzelheiten der Besitzbewegung, verweise ich auf meine diesbezüglichen Ausführungen in der „Osteuropäischen Zukunft", Verlag Lehmann, München, 1. Jahrgang 1916. Ich gebe die stark mit Deutschen besiedelten Kreise einzeln, die weniger stark besiedelten Kreise eines Gouvernements zusammen. Kreise und Gouvernements sind auf jeder einigermaßen entsprechenden Karte leicht zu finden, da sie meist nach größeren Städten benannt sind. Sie beginnen im Süden an der rumänischen Grenze mit dem Gouv. Bessarabien, und zwar mit dem Kreis Akkerman, in der Ecke, die Schwarzmeer und Dnjestr bilden. Nördlich des Dnjestr liegt das Gouv. Cherson, mit den Kreisen Tiraspol, Odessa und Cherson, die sich in dieser Reihenfolge dem Schwarzen Meer entlang ziehen bis zum Dnjepr. Am Dnjepr geht es nun aufwärts in das Gouv. Jekaterinoslaw mit dem gleichnamigen Kreis zu beiden Seiten des Flusses, östlich schließt sich der Kreis Alexandrowsk an, der sich nördlich fortsetzt im Pawlograder Kreis bis zum Kreise Issjum im Gouv. Charkow am Donez. Südlich haben wir die Krim und die drei Kreise des Taurischen Gouv. Perekop, Melitopol und Berdjansk vom Westufer der Krim bis zum Asow'schen Meer. Ihnen schließt

Digitized by Google

sich nördlich der Kreis Mariupol an, der seine Fortsetzung nach Norden im Bachmuter Kreise hat. Letztere beide gehören wieder zum Gouv. Jekaterinoslaw. Den Rest bildet das Land im Bogen zwischen Don und Donez, das schon zum Gebiet der Donischen Kosaken gehört.

Seelenzahl und Besitzart.

Gouv. Bessarabien:

	Kronsland		Eigentum		Zusammen	
Kreis Akkerman:	42.607 S.	142.216 D.	12.209 S.	77.193 D.	54.816 S.	219.409 D.
Die Kreise Bender, Kischin. u. Ismail:	—	—	8.059 S.	38.984 D.	8.059 S.	38.984 D.
	42.607 S.	142.216 D.	20 268 S.	116.177 D.	62.875 S.	258.393 D.

Gouv. Cherson:

	Kronsland		Eigentum		Zusammen	
Kr. Tiraspol	9.848 S.	41.821 D.	25.902 S.	227.641 D.	35.750 S.	269.462 D.
Kr. Odessa	47.777 S.	130.537 D.	41.042 S.	474 392 D.	88.819 S.	604.929 D.
Kr. Cherson	2.718 S.	12.106 D.	14.601 S.	116.348 D.	17.319 S.	128.454 D.
Kr. Ananjew Elisabetgrad u. Alexandria	6.105 S.	10.499 D.	21.320 S.	142.910 D.	27.425 S.	153.409 D.
	66.448 S.	194.963 D.	102.865 S.	961.291 D.	169.313 S.	1.156.254 D.

Gouv. Taurien:

Kr. Dnjeprowsk und Perekop	—	—	33.952 S.	470.123 D.	33.952 S.	470.123 D.
Krim	3.542 S.	21.113 D.	32.177 S.	472.152 D.	35.719 S.	493.265 D.
Kr. Melitopol	15.807 S.	74.934 D.	12.122 S.	108.662 D.	27.929 S.	183.596 D.
Kr. Berdjansk	28.053 S.	114 537 D.	8.271 S.	124.407 D.	36.324 S.	238.944 D.
	47.402 S.	210.584 D.	86.522 S.	1.175.344 D.	133.924 S.	1.385.928 D.

Gouv. Jekaterinoslaw:

	Kronsland		Eigentum		Zusammen	
Kr. Jekaterinoslaw u. Werchnje Dnjeprowsk	14.556 S.	39.508 D.	15.855 S.	148.331 D.	30.411 S.	187.839 D.
Kr. Alexandrowsk	615 S.	9.700 D.	22.195 S.	237.376 D.	22.810 S.	247.076 D.
Kr. Pawlograd, Nowomoskowsk und Bachmut	2.898 S.	6.396 D.	34.384 S.	383.173 D.	37.282 S.	389.569 D.
Kr. Mariupol	20.943 S.	61.741 D.	11.714 S.	125.936 D.	32 657 S.	187.677 D.
	39.012 S.	117.345 D.	84.148 S.	894.816 D.	123.160 S.	1.012.160 D.

Gouv. Charkow:

Kreis Isjum.	—	—	6.703 S.	79.941 D.	6.703 S.	79.941 D.
Dongebiet:						
Don Donezbogen	—	—	28.346 S.	311.882 D.	28.346 S.	311.882 D.
Insgesamt:	195 469 S.	665.108 D.	328.852 S.	3.539.451 D.	524.321 S.	4.204.559 D.

Das sind die Ziffern, die annähernd sicher festgestellt werden konnten. In Wirklichkeit dürften sie noch um einen nicht unbedeutenden Teil höher sein. In obige Seelenzahlen sind nicht eingerechnet die vielen zerstreut wohnenden kleineren deutschen Bauern und Pächter, die deutschen Städtebewohner und Arbeiter. Auch der Landbesitz ist größer. Die deutschen Bauern, besonders die größeren Gutsbesitzer,

Digitized by Google

verhielten sich meist ablehnend gegen Versuche, ihren Besitz in Zahlen festzulegen. Ein Vergleich der Zahlen von Kronsland und Eigenland ergibt, daß die deutschen Bauern in der Südukraina im Laufe der letzten 50 Jahre sich etwa sechsmal so viel Land aus eigener Kraft erworben haben, als ihnen die russische Regierung seinerzeit zuwies. Dieses gekaufte Land wurde durchaus dem russischen Adel abgenommen. Die Landteile russischer und anderer Bauern berührten die Deutschen nicht.

Seelenzahl und Besitz nach Konfessionen. Nach den drei vorherrschenden Konfessionen, Protestanten, Katholiken und Mennoniten, geordnet, ergeben sich gleichfalls interessante Ziffern für Seelenzahl und Landbesitz. Den Protestanten sind die Reformierten, Baptisten, separierten Gemeinden und andere kleine Zirkel zugezählt.

	Protestanten		Katholiken		Mennoniten	
G. Bessarabien	57.931 S.	236.006 D.	4.944 S.	22.387 D.	—	—
G. Cherson	66.663 S.	439.684 D.	99.072 S.	694.630 D.	3.578 S.	21.980 D.
G. Taurien	56.581 S.	668.268 D.	27.050 S.	276.826 D.	50.293 S.	440.834 D.
G. Jekaterinosl.	26.611 S.	260.104 D.	48.109 S.	386.153 D.	48.240 S.	365.904 D.
Donkreis	13.927 S.	152.309 D.	13.879 S.	153.575 D.	540 S.	6.000 D.
G. Charkow	2.367 S.	31.044 D.	2.617 S.	33.309 D.	1.719 S.	15.546 D.
Zusammen	224.280 S.	1.787.415 D.	196.671 S.	1.566.880 D.	104.370 S.	850.264 D.

Protestanten und Katholiken stehen sich ziemlich gleich. Im Großgrundbesitz überwiegen die Katholiken, in der Dorfbildung die Protestanten. Die erste Bewegung zum Erwerb eigenen Landes ging von den katholischen Kolonien Karlsruhe, Landau, Sulz und Rastatt aus. Die Mennoniten sind im Großgrundbesitz wie auch in Dorfneugründungen stark vertreten. Die obigen Ziffern ihrer Seelenzahl und ihres Landbesitzes dürften weit unter der Wirklichkeit bleiben. Die Mennoniten sind gegenüber statistischen Aufnahmen noch zurückhaltender als die andern deutschen Bauern. Wenn nicht die Seelenzahl, so dürfte ihr Landbesitz dem der beiden andern Konfessionen ziemlich nahe kommen.

Das Gesamtgebiet der Südukraina, in dem deutsche Kolonisten in stärkerer Weise angesiedelt sind, umfaßt ein ganz bedeutendes Areal. Der Gesamtfläche stelle ich die Anbaufläche der einzelnen Gouvernements gegenüber[1]) und den deutschen Besitz, beide in □ Werst und in Dessjatinen. Von den Gouvernements Bessarabien, Charkow und Dongebiet berücksichtige ich nur die Kreise Akkerman, Isjum und den Donezbogen, die allein deutsche Ansiedelungen in bedeutenderer Zahl enthalten.

[1]) Nach Rudnycki, Ukraina, Land und Volk.

Digitized by Google

Verhältnis der Gesamtfläche, der Anbaufläche und des deutschen Besitzes.

	Gesamtfläche	Anbaufläche		Deutscher Besitz	
Kreis Akkerman	6.502 □W.	61% = 3.966 □W.	(= 412.464 D.)	2.110 □W.	(= 219.409 D.)
Goub Cherson	62.213 „	78% = 48.526 „	(= 5.046.704 D.)	11.118 „	(= 1.156.272 D.)
Goub. Taurien	53.052 „	64% = 33.953 „	(= 3.531.112 D.)	13.326 „	(= 1.385.904 D.)
G. Jekaterinosl.	55.705 „	69% = 38.336 „	(= 3.986.944 D.)	9.732 „	(= 1.012.128 D).
Kreis Isjum	6.000 „	66% = 4.000 „	(= 404.000 D.)	770 „	(= 79.941 D).
D. Donezbogen	24.000 „	68% = 16.320 „	(= 1 697.280 D.)	3.000 „	(= 311.822 D.)
Insgesamt	207 472 □W.	145.101 □W.	(=15.090.504 D.)	40.056 □W.	(= 4.165.476 D.)

Zur Vergleichung gebe ich folgende Ziffern:

Andere Provinzen.

Ostseeprov.: Kurland, Livland u. Estland: 81.048 □W. (dav. Acker u. Wies. 57,5%)
Litauen: Suwalki, Kowno, Wilna: 82.964 „ („ „ „ 63,6%)
Weißrußland: Grodno, Minsk, Witebsk: 152.701 „ („ „ „ 40,9%)
Sämtl. deutsche Staaten außer Preußen: 193.371 □Klm.
Anbaufläche f. Getreide u. Kartoffeln in Großbritannien: 3.031.900 ha.

Wert und Erträgnis des Landes in deutschem Besitz. Der Preis der Dessjatine schwankte vor dem Kriege, je nach Qualität und Lage zwischen 300 und 500 Rubel. Wenn wir 350 Rubel als Durchschnitt annehmen, so ergibt sich für den deutschen Landbesitz in der Südukraine ein Wert von 1½ Milliarden Rubel oder 3 Milliarden Mark. Angepflanzt werden auf diesem Boden zum größern Teile Weizen, dann Gerste und Roggen. Eine Unter-Mittelernte ergibt aus diesen Ländereien in diesen drei Getreidearten, berechnet zu den Durchschnittsverkaufspreisen der letzten zehn Jahre ein jährliches Erträgnis von etwa 300 Millionen Mark.

Sonstige Wertobjekte. In diesen Beträgen sind nicht eingeschlossen die wertvollen Ernten an Mais und an Wein und andern Nebenprodukten, es sind nicht veranschlagt die großen Werte an überreichlichem gutem Pferdematerial, an dem allerdings weniger gepflegten Rindviehbestand, der umfangreichen Schweine- und sehr reichhaltigen Geflügelzucht, mancherorts auch noch wertvoller Schafherden. Es ist auch nicht berücksichtigt der sehr große Wert der Ackerbaumaschinen, die im Besitze dieser Bauern sind: der mehrscharigen Pflüge, der Säe- und Mähmaschinen — letztere vielfach mit Bindevorrichtung — und der Dreschmaschinen, die meist mit Dampf betrieben werden. Auch verschiedene Fabrik- und Handelsunternehmungen dieses Gebietes in den Händen deutscher Kolonisten stellen Millionenwerte dar.

Entrechtung der Deutschen. All diese reichen Werte, die Frucht langjähriger, schwerer, zäher Arbeit, sollen nun mit einemmale vernichtet werden; Leute, die gestern noch reich waren, zu den Millionären gehörten, werden durch einen Federstrich der russischen Regierung ihres gesamten Besitzes beraubt, werden als arme Leute auf

Digitized by Google

die Straße geworfen und gezwungen, dorthin zu wandern, wohin sie nicht wollen. Was die Vernunft niemals für möglich gehalten hätte, das führt dieser entsetzliche Vernichtungskrieg aus: eine ungeheure Vernichtung wirtschaftlicher Werte, einen grundsätzlichen Raub an Privateigentum fremder und eigener Untertanen, und ein durch keinerlei Rücksichten gebundenes Schalten und Walten mit Menschenmassen, eigenen und fremden, das an Sklavenhalter erinnert. Und all das geschieht im Namen der Freiheit, der Kultur, der höheren Gesittung, zur Förderung freier wirtschaftlicher Entwicklung, geschieht z. T. von demokratisch regierten Reichen und liberalen Regierungen. Man muß an schlechte Kinderstuben, an Zuchthäuslergesellschaften oder an Tollhäusler denken, will man aus ähnlichen Verhältnissen Beispiele holen. Kein Gesetz, keinerlei Moral, kein Gewissen, kein religiöses und kein Menschlichkeitsgefühl beschränkt mehr die ausgesprochensten Raubtiergelüste, die schrecklichsten Leidenschaften. Nicht einmal das eigene Interesse. Den besten Beweis hiefür liefert uns Rußland.

Falsche Politik Rußlands. Hätte dieses Land sich noch 30—50 Jahre in der bisherigen Weise weiterentwickelt, hätte es durch allmähliche Gewährung unschädlicher zeitgemäßer Freiheiten die innere Ruhe bewahrt und den äußeren Frieden gehalten, wäre die Entwicklung von Handel und Industrie, die Erweiterung der Erwerbs- und Verdienstmöglichkeiten, sowie die Zunahme der Bevölkerung in demselben Maße weitergegangen wie früher, so wäre ein einheitliches Riesenreich entstanden, das keine Fremdstämmigen mehr gekannt hätte. Diese Erkenntnis wurde mir neuerdings bestätigt in meiner Tätigkeit als Zensor russischer Gefangenenbriefe. Es sind mehr als 300 000 Nachrichten von Gefangenen und von ihren Angehörigen in Rußland, von all den verschiedenen Völkerschaften, die das ungeheure Reich bewohnen, die durch meine Hand gingen. Ihre Durchsicht ergab als wesentliche Merkmale: 1. daß die Fremdstämmigen in Rußland besser russisch schreiben als die Russen selbst, und 2. daß der russische Patriotismus bei ihnen zu viel kräftigerem Ausdrucke kommt. Es ist ein psychopathisches Moment für die russische Regierung, ein wahrhaft tragisches aber für das russische Reich, daß die führenden Kreise die langsame aber sichere Gestaltung zum Europa und Asien beherrschenden Weltreich nicht abwarten konnten, zu einer fest und sicher in sich selbst beruhenden Weltherrschaft, für die Gegner und Feinde überhaupt nicht mehr existiert hätten.

Für die Völker Europas aber, und besonders für uns Deutsche, ist es, trotz aller Schrecken des Krieges, eine glückliche Fügung des Schicksals, daß Rußland den Krieg, die Katastrophe wählte. Der Krieg

Digitized by Google

gibt die einzige Möglichkeit, die Deutschen in Rußland vor der Russifizierung, und Deutschland vor dem russischen Koloß zu retten.

Maßnahmen der russischen Regierung gegen die Deutschen. Es war allerdings nicht der Krieg, der das Streben, das Deutschtum in Rußland zu vernichten, erst schuf. Er beschleunigte lediglich längst bestehende Absichten. Dr. Keup in Frankfurt a. O. weist im Archiv für Innere Kolonisation[1]) dokumentarisch nach, wie sich in russischen Regierungskreisen schon frühzeitig ein Widerstand gegen die deutsche Kolonisation bemerkbar machte, wie er von den Grenzgebieten in Polen und Wolhynien ausging, sich allmählich auf *sämtliche* Kolonistenbezirke ausdehnte, zu Russifizierungsbestrebungen sich weiterentwickelte, um sich schließlich auf eine vollständige Befreiung Rußlands von deutschen Elementen zu richten.

Russische Verwaltung. Die erste diesbezügliche Maßnahme der russischen Regierung war die Aufhebung der eigenen Verwaltung der deutschen Kolonien, ihre Unterstellung unter die allgemeinen russischen Behörden und unter besondere russische Aufsichtsbeamte — Landvögte — im Jahre 1871, sowie die Aufhebung des Privilegiums der Befreiung vom Soldatendienst in demselben Jahre. Ihre Wirkung war, daß nicht nur der Verkehr mit den Landesbehörden russisch geführt werden mußte, sondern auch die Beziehungen zwischen den deutschen Wolosten und Dörfern untereinander, sowie alle Verhandlungen innerhalb der Dörfer und alle offiziellen Dokumente. Es ergab sich für die Kolonisten die Notwendigkeit, russisch zu lernen.

Russifizierung der Schule. Die zweite Maßnahme, die Ende der 80er Jahre in Angriff genommen wurde, war schon agressiver Natur: die Russifizierung der Schule. Von den 30 Wochenstunden Schulzeit mußten 18 der russischen Sprache (Rechnen eingeschlossen) gewidmet werden; 12 blieben dem Religionsunterricht in der Muttersprache vorbehalten. Der russische Unterricht wurde durch russische Organe kontrolliert, der deutsche nicht. Die Lehrer mußten russische Examen machen. Auch in den Mittelschulen waren alle Rechte an russische Examen gebunden: die Rechte der Lehrer, der Schüler und der Schulen. Diese Maßregeln wirkten gut. Die Schüler, besonders die besseren, lernten besser russisch als deutsch. Sie schämten sich der Muttersprache, die meist Dialekt blieb. Je länger die Schule auf den Einzelnen wirkte, desto größer der Erfolg. Unklugheit und Unternehmertum im Schulwesen würden in wenig Jahren auch noch das letzte Bollwerk der deutschen Sprache, die deutsch-

[1]) Heft 7, April 1916 Deutsche Landbuchhandlung: Die deutschrussischen Kolonisten im Wandel der russischen Politik und Gesetzgebung.

Digitized by Google

sprechende Hausmutter, beseitigt haben. Eine Reihe von Mädchengymnasien mit russischem Programm in den deutschen Kolonien, gegründet in den letzten 10 Jahren vor dem Kriege, bemühte sich eifrigst, den zukünftigen Hausmüttern das Russisch-Sprechen beizubringen.

Stolypinsches Landgesetz. Die dritte Maßnahme der Regierung war das Stolypinsche Landgesetz, erlassen nach der Revolution im Jahre 1908. Obwohl nicht als Kampfgesetz gegen die Deutschen geschaffen, wirkte es doch für die deutschen Kolonien ganz besonders schlimm. Nach dem bisherigen Landgesetz war die Dorfgemeinde eine geschlossene Gemeinschaft mit gemeinsamem Landbesitze, in die kein Fremder eindringen konnte. Nach dem neuen Landgesetze wird der Gemeindebesitz in Privatbesitz umgewandelt, der ohne Beschränkung gekauft und verkauft werden kann. Damit werden die deutschen Dörfer und Gebiete, die starken Festen und Rückhalte für Familie, Schule und Religion, aufgelöst, und dem Eindringen und Einflusse des Russentums geöffnet.

Enteignungsgesetze. Der Krieg endlich brachte direkte Enteignungsgesetze in fortschreitender Folge für die deutschen Gutsbesitzer und für die Kolonisten. Es wurde ein lückenloses Netz von Ausnahmegesetzen geschaffen, das alle deutschen Besitzrechte aufhob, jeden deutschen Besitz konfiszierte, und jede Möglichkeit durch freien Verkauf, durch Übertragung oder durch Rechtsmittel sein Besitztum zu retten, von vornherein unterband.[1])

Zum Schaden wird der Hohn gefügt, indem der Landbesitz, der den deutschen Bauern abgenommen wird, zum vierten Teil des tatsächlichen Wertes entschädigt und mit russischen $3^1/_2$ prozentigen Staatspapieren bezahlt wird. Zuvor aber werden noch alle Schulden und Kosten abgezogen. Es müßten keine Russen sein, die die Rechnung machen, wenn dann noch etwas übrig bliebe.

Weitere Maßnahmen werden von der russischen Regierung noch beraten, die bezwecken, die entrechteten und beraubten deutschen Ansiedler zerstreut unter russischen Bauern anzusiedeln. So soll ihnen auch noch Blut, Kraft und Rasse geraubt werden; Heloten sollen sie werden.

Aus diesen Maßnahmen geht jedenfalls hervor, daß die russische Regierung die feste Absicht hat, alles Deutsche in Rußland russisch zu machen, und was sich nicht wandeln läßt, zu vernichten.

Hilflosigkeit der Deutschen. Unsere deutschen Volksgenossen, der Entrechtung, Beraubung, Vernichtung verfallen in dem Lande,

[1]) Eine lückenlose Zusammenstellung dieser Gesetze ist zu finden in der Broschüre „Rußlands Kriegsgesetze gegen die feindlichen Ausländer" von H. Klibanski. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Völkerrecht, Band X. Breslau 1916. J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

Digitized by Google

das ihre Söhne zu eben dieser Zeit mit ihrem Blute verteidigen müssen, schreien nicht um unsere Hilfe; sie haben keine Stimme. Sie waren getreue Untertanen des Zaren, und hatten keine Organisation geschaffen, die ihre Rechte vertreten und verteidigen sollte. Sie, die am schlechtesten behandelt werden im heutigen Rußland, sind nicht zu finden in dem Hilferuf, den die unterdrückten Völkerschaften Rußlands an den amerikanischen Präsidenten richten.

Stumm richten sie in ihrer Art ihre Augen auf Deutschland, auf ihr Vaterland, zu ihrer alten Mutter Germania, und die Mutter versteht das heiße Flehen in den Augen ihrer Kinder, auch wenn ihre Stimmen nicht zu ihr dringen. Deutschland muß und wird sich ihrer annehmen, und wird ihnen helfen, besser als es Wilson kann und will.

Wie diese Hilfe wirksam werden muß, das zu bestimmen, ist nicht meine Sache. Wie sie wirksam werden kann, dafür wurden in Vorträgen, Broschüren und Denkschriften mancherlei Wege empfohlen. Ohne selbst ein Urteil über sie abzugeben, fasse ich sie in nachfolgendem nach ihren wesentlichen Bedingungen in drei Arten zusammen, und gebe einer jeden auch die gegnerische Meinung bei.

Schutz der Deutschen in Rußland. Manche erwarten den Schutz der Deutschen in Rußland durch eine friedliche Vereinbarung zwischen Deutschland und Rußland, die den Kriegsbeschluß zum Anfange einer dauernden und aufrichtigen Freundschaft machen würde. Sie weisen auf manche ähnliche Fälle des vergangenen Jahrhunderts hin. Sie sprechen davon, daß man in Rußland noch mehr als in andern Ländern zwischen Presse und öffentlicher Meinung und der Volksmeinung unterscheiden müsse, und daß letztere keinen Haß gegen die Deutschen kenne. Sobald die politischen Kreise Rußlands wieder in ein freundschaftliches Verhältnis zu Deutschland einschwenken, werde es nicht schwierig sein, die deutsche Bevölkerung in Rußland wieder in ihre Rechte einzusetzen, und ihren Besitz zu sichern für alle Zukunft. Die Gegner fragen, wie lange solche Freundschaft dauern werde, und wer die Garantie für diese Dauer übernehmen werde.

Rücksiedelung der Deutschen in Rußland. Andere erhoffen von Rußland gar nichts gutes mehr für die Deutschen und verlangen, daß alle Deutschen, die durch den Friedensschluß bei Rußland bleiben, nach Deutschland in seine neuen Provinzen zurückgesiedelt werden. Ist ihr Besitz nicht zu retten, soll wenigstens das Menschenmaterial gerettet werden.

Deren Gegner meinen, daß es schwer sein werde, so große Massen aus- und anzusiedeln, zumal von oft reichem Besitze auf dem besten Getreideboden Europas auf ärmeren Boden, in kleinere Verhältnisse mit schwierigeren Arbeitsbedingungen.

Digitized by Google

Befreiung der Deutschen in der Ukraina. Wieder andere gehen davon aus, daß Deutschland und Österreich-Ungarn, um im Osten für die Zukunft Ruhe zu bekommen, Rußland nach Möglichkeit schwächen müßten, indem sie aus seinen entwickeltsten westlichen Provinzen Pufferstaaten bildeten. Der wichtigste dieser Zwischenstaaten wäre die Ukraina wegen seiner Größe, seiner wirtschaftlichen und politischen Bedeutung, die an andern Stellen dieses Heftes ausführlich begründet wird. Mit der Ukraina aber würde auch das größte und wirtschaftlich bedeutendste deutsche Kolonistengebiet in Südrußland befreit. Damit wäre die schwierige Umsiedlung dieser reichen Bauern unnötig geworden, und ihr großer Landbesitz würde auch in Zukunft in deutschen Händen bleiben. Ukrainer und Deutsche würden, von der russischen Herrschaft befreit, mit neuem Eifer weiterarbeiten können an der Kultivierung ihres Landes unter dem mächtigen Schutze der beiden großen Verbündeten. Was dagegen eingewendet werden kann, vermag sich jeder selbst zu sagen.

Die Ukraina. Mächtig arbeitet der Bund zur Befreiung der Ukraine[1]) an seinem Ziele, und sucht Regierung und Volk in Deutschland aufzuklären über die Bedeutung einer selbständigen Ukraina. Eifrig wird er hierin unterstützt von dem Verband deutscher Förderer der ukrainischen Freiheits-Bestrebungen „Ukraina“[2]). Dem deutschen Volke war vor dem Kriege die Ukraina zum größten Teile unbekannt. Wer wußte etwas von der sagenreichen, märchenumschwebten Ukraina, von ihren von Geistern beherrschten dunstreichen Niederungen, von den freiheitsliebenden tapferen Saporoger Kosaken, von ihren alten Kirchen, von dem fröhlichen Volke, das im Tageslichte tanzte und melancholische Weisen sang, fast wie der Deutsche: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin. Wohl wendet das deutsche Volk jedem Unterdrückten sein Mitgefühl und, wenn möglich, seine Hilfe zu. Die Bestrebungen, das Interesse Deutschlands der Befreiung der Ukraina kräftiger zuzuwenden, ihre Bedeutung und Wichtigkeit noch mehr hervorzuheben, werden ganz bedeutend an Wirkung gewinnen, wenn das deutsche Volk erfährt, daß mit der Ukraina über eine Million deutscher Bauern mit über 5 Millionen Hektar Landbesitz in Wolhynien und Südrußland befreit werden, daß es sich nicht nur um die Erlösung der uns bisher wenig bekannten Ukrainer handelt, sondern auch um die Rettung einer Million unserer Volksgenossen, unserer Blutsfreunde und Brüder.

Mit dem Wunsche, daß die Lösung gefunden und ihre Ausführung ermöglicht werden möge, schließe ich meine kurzen Ausführungen.

[1]) Zentralstelle: Berlin W. 66, Leipzigerstr. 131. — [2]) Geschäftsstelle: Berlin SW. 11, Prinz Albrechtstr. 3.

Digitized by Google

Zur neuen Ebers-Ausgabe.

Von Josef Hofmiller.

Die Deutsche Verlagsanstalt legte zu Weihnachten „Ausgewählte Werke von Georg Ebers" in einer Ausstattung vor, in der wir uns freuen würden, die Werke Goethes zu besitzen. Die zehn Bände enthalten von den Romanen aus dem Altertum und der deutschen Vergangenheit die neun berühmtesten: Eine ägyptische Königstochter, Uarda, Die Schwestern, Der Kaiser, Homo sum, Die Gred, Ein Wort, Barbara Blomberg, Die Frau Bürgermeisterin; dazu die Autobiographie: Die Geschichte meines Lebens. Der Preis beträgt vierzig Mark.

Die Tatsache, daß eine Verlagsanstalt von so bewährtem Blick für buchhändlerische Erfolgsmöglichkeiten so sicher mit der unverminderten Teilnahme eines großen Leserkreises für die Erzählungen eines Schriftstellers rechnet, dessen Mode um reichlich zwanzig Jahre zurückliegt, muß auch jene überraschen, die sich hinsichtlich der Wirkungslosigkeit kritischer Bannstrahlen nie getäuscht haben und sich vor allem bewußt gewesen sind, daß Bücher selten so vortrefflich sind, wie sich die Zeit ihres glänzendsten Erfolgs einbildet, dafür aber auch selten so wertlos, wie es die Undankbarkeit der sie stürzenden Mode wahr haben möchte. Es ließe sich eine Literaturgeschichte der Modegrößen denken, die, wenn auch minder bildend, so doch nicht minder lehrreich wäre als die der wirklich Großen, welche einer Literaturgeschichte füglich entraten könnten. Dramatiker wie Iffland, Kotzebue, Raupach, die Birch-Pfeiffer kommen in den üblichen Darstellungen der Literatur nicht weniger schlecht weg als Erzähler wie Gerstäcker, Samarow, Hackländer; die Strenge, mit der sie von den Rhadamanthen der Literatur in den Orkus äußerster Vergessenheit verwiesen werden, ist umso auffallender, als dieselben Richter unbewußt, je mehr sie sich der eigenen Zeit nähern, auch der Anspruchslosigkeit ihres Leserkreises weitgehende Zugeständnisse machen und gegen die Lebenden ebenso milde werden, wie sie gegen die Verstorbenen unnachsichtig gewesen waren. Wer die Heutigen zählen will, die Aussicht haben, in hundert Jahren noch gelesen zu werden, reicht mit den Fingern einer Hand, und unter ihnen ist vermutlich nicht einer von den Dramatikern der großen Tantiemen und den Erzählern der hohen Auflagen. Um keinen Zweifel aufkommen zu lassen: ich meine nicht nur Blumenthal und Sudermann, Ganghofer und Frenssen, sondern zweifle nicht im geringsten daran, daß im Jahre 2000 kein einziges Stück von Hauptmann mehr aufgeführt oder gelesen werden wird, es sei denn von jungen Germanisten, die um ein Dissertationsthema verlegen sind. Den Grünen Heinrich aber wird man auch dann noch lesen und die Novellen von Storm und die Studien von Adalbert Stifter. Wie ich andrerseits fest überzeugt bin, daß in hundert Jahren wohl noch Schumann und Brahms erst recht erklingen werden, aber schwerlich sehr viel von Richard Strauß.

Wer so denkt, wird das Wort Modekünstler vermeiden, schon um kein Mißverständnis heraufzubeschwören und die ehrsame Schneiderzunft nicht zu kränken, die sich künstlerisch wie menschlich neben den Zünften der Literaten, Maler und Komponisten so gut sehen lassen darf wie Bäcker und Schuster neben Stadtpfeifern und Lautenmachern im Festwiesenaufzuge der Meistersinger.

Digitized by Google

Der Erfolg der Erzählungen von Ebers beweist vor allem, daß die Leser die Modeströmung gegen die historischen Romane nicht mitgemacht haben. Es wäre anziehend, vielleicht auch anzüglich, darzustellen, wie Geschmacksurteile, die allenfalls in der Malerei einen Sinn hatten, von den Rezensenten der Literatur, die im Durchschnitt kaum sicherer sind als die der bildenden Kunst, unkritisch übernommen und unpassend angewandt wurden. Ohne festen Geschmack, Standpunkt und Maßstab, gegenüber Eindrücken, Stimmungen und dem Atelierjargon hilflos, haben die Herren meist nur die eine Höllenangst: sich zu blamieren und nicht jede neue Mode hurtig mitzumachen. Jeder will geistreicher, tiefsinniger, verblüffender sein als Jeder, und wenn Hinz geheimnisvoll zu verstehen gibt, er sehe das impressionistische Gras wachsen, so hielte sich Kunz für rückständig, hörte er nicht die expressionistischen Flöhe husten. Es war einmal eine Zeit, da gab es nichts Moderneres als Historienbilder. Gleich darauf kam eine Zeit, da gab es nichts Unmoderneres. Zuletzt wurden sie bedingt begnadigt und wieder modern, sie mußten nämlich von einem Franzosen gemalt sein, beileibe nicht von einem Deutschen; sonst waren sie ganz, ganz unmodern. Auf dem Theater gibt es gegenwärtig nichts Unmoderneres als Renaissancedramen, und nichts Moderneres als Renaissanceopern. Ein Cäsar Borgia, der spricht, ist nur auf altmodischen Provinzbrettern möglich. Einem Cäsar Borgia, der Tenor singt, öffnet sich jede Hofbühne. Aber weh ihm, wenn er sich heute einfallen ließe, sich von Makart malen zu lassen! Wenn schon malen, dann wenigstens so, daß er nicht aussieht wie Cäsar Borgia, sondern etwa wie der Kohlenfuhrmann Dubois oder der Absinthwirt Dupont, oder, noch besser, wie ein Astralleberknödel auf einem Astralmehlsack: dann hat er Aussicht, auf dem Umweg über einhalb Dutzend Bilderprazer als Kabinettstück in eine ernsthafte deutsche Galerie zu kommen. Geschichtliche Theaterstücke waren bei uns modern sogar zu einer Zeit, da geschichtliche Erzählungen aufs äußerste verpönt waren; der Florian Geyer war gewissermaßen der sich opfernde Winkelried des historischen Dramas. (Die Hartnäckigkeit, mit welcher gerade dieses Stück Hauptmanns immer wieder ausgegraben wird, beweist, daß die Deutschen sich selber darin wiedererkennen, und wäre es nur um des echt deutschen Schlusses willen: „Wie fing sich der Handel so glücklich an und wie fast gewaltig, und wie geht er gar so kläglich aus!") Aber sind nicht, sowie man genauer hinsieht, fast alle Romane und Dramen, mögen sie noch so zeitgenössisch erscheinen, zugleich historisch und in gewissem Sinne sogar ethnographisch, nur dem Grade, nicht der Art nach unterschieden von Georg Ebers' Ägyptischer Königstochter? Um einen der größten Erzähler des vergangenen Jahrhunderts zu nennen: war Flauberts Frau Bovary nicht schon, als das Buch erschien, ein historischer Roman, genau wie die Salambo? Wie verhält es sich mit Zolas großem zeitgeschichtlichen Romanzyklus? Aber drückt nicht das Wort „zeitgeschichtlich" allein schon aus, daß ein begrenzter Zeitabschnitt festgehalten werden soll, der schon vom nächsten Tag ab Vergangenheit ist?, und das Modewort Milieu, daß eine ebenso begrenzte Örtlichkeit gemalt wird, die ein paar Schnellzugsstunden weiter, jenseits des Kanals, jenseits der Pyrenäen, jenseits der Vogesen nicht mehr als „ganz wie bei uns" empfunden wird, sondern als „ganz anders wie bei uns", als ethnographisch mit einem Stich ins Exotische? Die genaue Darstellung des Zeitpunktes, die den Pa-

Digitized by Google

risern aktuell, und des Schauplatzes, die ihnen alltäglich erschien, besitzt für alle nicht zeitgenössischen Leser nur eben den Reiz des Historischen und für alle Nichtfranzosen denjenigen des Ausländischen. Welches andere Verhältnis konnte Zola selbst zu seinen ersten Bänden haben, wie exotisch mußte der „Bauch von Paris" oder „Das Paradies der Damen" den Leser der französischen Provinz anmuten. War Stendhals „Rot und Schwarz" weniger historisch als die „Karthause von Parma"? Oder, um bedeutende Nichtfranzosen zu nennen: ist Tolstois „Anna Karenina" nicht ebensogut wie „Krieg und Frieden", Jacobsens „Niels Lyhne" nicht genau so wie die „Maria Grubbe" eine geschichtliche und zugleich ethnographische Erzählung? Wer Ebers mit solchen Schlagwörtern treffen will, trifft die bedeutendsten Werte des Jahrhunderts mit.

Um auf Flaubert zurückzukommen, so wissen wir aus Zola, wie er arbeitet, wie schließlich jeder Erzähler arbeitet, der sein Handwerk gleich streng nimmt: „Er stützt sich nur auf ganz bestimmte Notizen, deren Richtigkeit er selbst hat nachprüfen können. Handelt es sich um einen Punkt in einem Spezialwerk, so wird er nötigenfalls wochenlang die Bibliotheken durchstöbern, bis er die gesuchte Auskunft gefunden hat. Um zum Beispiel auf zehn Seiten die Episode eines Romanes zu schreiben, in der er Personen auftreten läßt, die sich mit Ackerbau beschäftigen, wird er nicht davor zurückschrecken, zwanzig oder dreißig Bände durchzulesen, die diesen Stoff behandeln, und er wird noch weiter gehen, er wird Leute befragen, deren Urteil über jeden Zweifel erhaben ist. Behufs besserer Kenntnis wird er sogar die Ackerfelder besuchen, um seine Episode auf vollständige Kenntnis des Gegenstandes aufzubauen. Handelt es sich um Beschreibung, so wird er sich an die betreffenden Orte begeben und dort leben. Er studiert die Kupferstiche, Tageszeitungen, Bücher, Menschen, Dinge. Jede Seite kostet ihm tagelange Studien, mag er sie nun auf die Kostüme, die historischen Ereignisse, die technischen Fragen oder die äußere Ausgestaltung verwenden. Für ein Buch setzt er eine Welt in Bewegung; in „Frau Bovary" hat er die Beobachtungen seiner Jugend benutzt und einen Flecken der Normandie geschildert und die Menschen, die er in seinen ersten dreißig Lebensjahren kennen gelernt hat. Als er die „Sentimentale Erziehung" schrieb, hat er zwanzig Jahre lang unsere politische und Geistesgeschichte studiert und die von einer ganzen Generation gelieferten ungeheuren Materialien in ein geschlossenes Ganze gebracht. Bei „Salambo" und der „Versuchung des heiligen Antonius" war die Arbeit noch bedeutender. Er reiste nach Afrika und nach dem Orient, machte dort die sorgfältigsten Altertumsstudien und durchstöberte den Schutt mehrerer Jahrhunderte." (Man lese das Bändchen der Inselbücherei über Flaubert nach, um noch mehr der Art zu finden.) Sind nicht Flauberts Werke, sobald man überlegt, wie sie entstanden sind, genau so archäologische Romane, wie diejenigen von Ebers? Bedurfte die „Versuchung des heiligen Antonius" und die „Sentimentale Erziehung" nicht ebenso erklärender Anmerkungen, um für Leser von 1869 und 1874 verständlich zu sein wie „Uarda" oder Scheffels „Ekkehard"?

Man darf um einen Schritt weiter gehen und behaupten, daß der moderne Roman überhaupt undenkbar wäre, ohne die ungeheure Anregung, die von Walter Scott ausging. Gerade von Flaubert besitzen wir hierüber ein Geständnis aus der „Sentimentalen Erziehung", kein Zweifel, er selbst ist der

Digitized by Google

Held, von dem er schreibt: „Diese Lektüre machte einen so starken Eindruck auf ihn, daß er den mächtigen Drang empfand, Ähnliches zu produzieren. Der Ehrgeiz erfaßte ihn, eines Tages der französische Walter Scott zu werden". Die großen literarischen Gattungen, die vorangegangen waren, waren erschöpft: Fielding und Smollet waren die letzten und glänzenden Vertreter der Schelmen- und Abenteurergeschichte, Richardsons Pamela hatte in der Neuen Heloise, im Werther, im René nicht mehr zu übertreffende Nachfolger erhalten, und die exotische Welt des Robinson war mit Paul und Virginie gefühlvoll, mit Atala weltschmerzlich geworden. Erst der historische Roman Walter Scotts stellte sich eine neue Aufgabe, die er sogleich glänzend löste: die absichtliche Schilderung einer bestimmten Zeit und Gegend auf Grund der Ergebnisse der geschichtlichen Forschung. Damit hatte die „genaue Wiedergabe der Sichtbarkeit", die noch Heroer in seiner Adrastea Goethe vorwarf, in der Literatur Bürgerrecht erlangt.

Die sorgfältige Schilderung der Umwelt war mehr als eine neue Mode, sie war eine neue Methode und ein neuer Stil, und wenn jemand von Flaubert gesagt hat, er habe den europäischen Roman in einem anderen Zustande zurückgelassen, als er ihn vorgefunden, so gilt dasselbe von Walter Scott in höherem Grade.

Aber es ist weder Scotts Stellung in der Literaturgeschichte noch der künstlerische Wert seiner Romane, die ich in den Vordergrund stellen möchte, sondern seine Rolle als Erzieher seiner Nation. Man überlege sich, was es bedeutet, wenn der junge Engländer die Geschichte seines Landes zweimal in der Dichtung durchlebt, in zwei glanzvollen Zyklen: Das erstemal in den Erzählungen Scotts, das zweitemal in Shakespeares Königsdramen. Es gibt freilich einen Zyklus der neueren Zeit, der nicht nur in einem Atem damit genannt werden muß, sondern für die nationale Phantasie noch mehr bedeutet, für seinen Schöpfer zugleich mehr an Schwierigkeit, mehr an Bewältigung und Endgültigkeit: das Werk Richard Wagners, die in der Spanne eines Menschenlebens eingebrachte Ernte von Jahrhunderten, die er, und nur er unter Dach schaffen konnte. Aber sonst drückt sich die jahrhundertelange Zerrissenheit unseres Volkes in der Zersplitterung unseres Dramas schmerzlich aus. Das volkstümlichste Werk unseres Theaters feiert die Losreißung der deutschen Schweiz vom deutschen Reich; das zweitvolkstümlichste, der Götz, und das dritte, der Wallenstein, malen Zeiten der Zwietracht und des Verfalles. Einsam wie ein erratischer Block steht die Hermannsschlacht da. Grillparzers Dramen sind dynastisch und psychologisch, nicht national, und der Prinz von Homburg war so rein brandenburgisch wie die Romane von Willibald Alexis. Deshalb auch ist des Letzteren leuchtendes Achtgestirn, das vom Falschen Woldemar bis zum Isegrimm, vom vierzehnten Jahrhundert bis zur Franzosenzeit reicht, keineswegs gemeinsamer Besitz der geeinigten Nation und nur annähernd in dem Grade volkstümlich geworden wie Scotts Waverley-Reihe. Die Zyklen Freytags und Dahns aber, die auf allgemeine Teilnahme Anspruch machen dürften, sind nicht etwa künstlerischer Mängel wegen nicht ins Volk gedrungen, die noch nie die Volkstümlichkeit eines Werkes gehemmt haben, sondern wegen ihres auch heute noch von Verlegerkurzsichtigkeit festgehaltenen Preises, der sie in die Leihbibliothek der Bourgeosie verbannte. Wären die sechs Bände der „Ahnen" statt um zweiundvierzig, um neun, die

Digitized by Google

vier des „Kampf um Rom" statt um achtzehn, um sechs Mark zu erwerben, dann wären sie längst so populär wie Stifter von dem Augenblick an wurde, als seine Schutzfrist verstrichen war, und wie der Ekkehard von heut an sein wird. In England wären sie's. In England wäre auch die Verhöhnung Wildenbruchs nicht möglich gewesen. Die Engländer wären stolz auch auf Erzähler wie Freytag und Dahn, sie hätten sie gegen Nörgeleien und Hohn bis zum Boxkampf verteidigt und jeden Einwand abgefertigt: No matter, he is English. Weil er so durch und durch englisch ist, halten sie Marryat hoch, englisch in seiner kraftvollen Hausbackenheit, englisch in seinem Humor, englisch in seiner Verherrlichung puritanischer Frömmigkeit, von Wahrheitsliebe und Mut, wie sie Ainsworth hochhalten und Kingsley und nicht von Literatenwitz dran mäkeln ließen, selbst wenn Literatendreistigkeit so unenglisch wäre, daran mäkeln zu wollen.

Und wir? Was haben wir? Sind wir so von gestern und vorgestern, daß wir verstummen müßten, wenn von historischer Erzählung die Rede ist? Aber haben wir nicht, und wir allein, ein Werk wie den Simplizissimus? Können wir nicht den Michael Kohlhaas danebenstellen? Und von Immermanns Epigonen, dem Jürg Jenatsch, den Züricher Novellen, der letzten Reckenburgerin und Frau Erdmuthens Zwillingssöhnen, Fontanes Vor dem Sturm, Meinholds Bernsteinhexe sagen: Das ist unser!? Wenn wir von neueren Sperls Söhne des Herrn Budiwoj, nennen, die Fahrt nach der alten Urkunde und den Hans Georg Portner, die mächtigen Romane der Handel-Mazzetti, Omptedas Deutschen Adel, Die Krafft von Illzach von Stegemann, Lienhards Oberlin, Eyths Schneider von Ulm, Riehls Kulturhistorische Novellen — ich nenne aufs Geradewohl —; wenn wir Willibald Alexis nicht vergessen, und, trotzalledem, nicht die Ahnen, und nicht den Kampf um Rom: ich dächte, es wäre immerhin ein Grundstock, der sich sehen läßt auch neben Scott und Kingsley. Ich sehe sogar wirklich nicht ein, daß Ebers Romane aus dem Völkerchaos schlechter sein sollten als etwa des Holländers Couparus widerlicher Heliogabal, der uns eben zugemutet wird, oder daß Ebers' Homo sum künstlerisch so tief unter Flauberts Versuchung des heiligen Antonius stünde, deren Wirkung auf einen ebenso vornehmen wie maßvollen und jeder nationalen Befangenheit unverdächtigen Europäer man in Karl Hillebrands Aufsatz Delirium tremens (im 2. Bande der „Zeiten, Völker und Menschen") nachlesen mag. In dem Augenblick, da dieser Aufsatz abgeschlossen wird, sehe ich neue billige Ausgaben des Ekkehard von Scheffel angekündigt, (nebenbei fast des einzigen deutschen Verfassers geschichtlicher Erzählungen, der außer Ebers in populären englischen Sammlungen Aufnahme fand) und freue mich, daß diese herrliche Erzählung endlich den Leserkreis findet, der ihr gebührt: die ganze Nation. Lassen wir uns, was wir haben, doch nicht immer wieder durch Schlagwörter und Krittelei verleiden! Selbst, wenn wir fänden, daß nicht alles in unserer Bibliothek historischer Romane gleich gut gemacht sei, so wollen wirs nicht hämisch schlecht machen, sondern — groß ist das Feld und lockend für neue Pflüger — wir wollen es in Zukunft statt besser wissen, besser machen.

Digitized by Google

Östliche Kochkunst.

Von Adolf Dirr.

Ein uralter Schulwitz erzählt, es sei einmal als Thema zum Deutschen Aufsatz das Dichterwort gegeben worden

Rasch tritt der Tod der Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben . . .

Ein Ausländer habe dann die Sache sich so zurecht gelegt, wie in seinem Aufsatz stand „Der Mensch muß bald sterben, wenn ihm nicht ist gegeben, was er frißt." Die Volksweisheit spricht diese Binsenwahrheit in dem bekannten Satze von der Leib und Seel zusammenhaltenden Kraft des Essens und Trinkens aus.

Er ist rar geworden, dieser kostbare Klebestoff, dank dem tiefen Interesse, das Mr. Baralong an Wohl und Wehe des Deutschen Volkes nimmt. Was wiegt all' das Große, so England auf der Welt geschaffen, gegen diese eine Niedertracht?

Wir schnallen uns den Gürtel um ein paar Löcher enger. Noch ist keiner verhungert, und so Gott und Hindenburg es wollen, zahlen wir's den Engländern mit Wucherzinsen heim. Auf den Tag!

Ich bin ein grausamer Mensch und darum hab' ich kürzlich zu Bekannten die Frühstückskarte eines deutschen Lloyddampfers mitgenommen. Vom 26. Juni 1910 war sie, wir schwammen damals irgendwo zwischen Konstantinopel und Genua.

Die Augen gingen ihnen allen über, die diese Karte sahen, und der Magen krampfte sich zusammen, trotz des guten Pfälzer Tropfens den wir tranken. Dann aber erzählte ich zur Aufheiterung von der Tischgesellschaft, die damals an Bord der „Therapia" zusammengekommen war. Von den Armeniern, die sich darüber beklagten, daß das Fleisch nicht frisch genug war, weil sie daran gewöhnt sind, ihren Schischlik eine Viertelstunde, nachdem der Hammel sich verblutet hat, vom Spieß zu pflücken, von dem dicken Westschweizer, dem Essen ein ritus war (j'ai fait un Dieu de mon ventre pflegte er zu sagen), von dem russischen General, der so komisch war, weil er sich in Zivil selbst nicht mehr erkannte und immer an sich hinuntersah, ob er's auch noch wäre, und der zum Frühstück schon drei Viertel der ganzen Speisekarte absolvierte, von dem Tag zwischen Neapel und Genua, wo ein rasender Sturm von Westen her seine Ursymphonie zum Wüten des Meeres aufspielte und allen diesen Gastträen der Appetit vergangen war, von den Magenbeschwerden, die sie sich zuzogen, weil sie, die zu Hause am Morgen ein Glas leeren Tee mit einem halben Brötchen zu sich nehmen und den ganzen Tag über nur einmal ordentlich essen, sich nun verpflichtet glaubten, viermal im Tag Leib und Seele zusammenhalten, und von der Petition der einen Gruppe, die mit dem Essen nicht zufrieden war — aber gräulich fraß — und der Gegenpetition der andern, die zufrieden war, aber auch nicht mehr aß, als sie's zu Hause gewohnt waren. Ja, ja, schöne Zeiten waren's. Sie liest sich wie ein Märchen aus längstvergangenen Zeiten, diese Speisekarte: Es war einmal ein Schiff, darauf gab's viel und gut zu essen. Dies Schiff fuhr im Mittelmeer herum und darauf waren Leute, die mit dem vielen und guten Essen nicht zufrieden waren . . . Wie klingt's?

Digitized by Google

Jetzt sind wir mit dem wenigen und schlechten auch nicht zufrieden. Nur, diesmal ist es wirklich kein Kunststück unzufrieden zu sein. Aber es wäre ein riesiges Kunststück zufrieden zu sein. Nutzt alles nichts, wir brummen und halten aus. Aber das Maul halten, nein, das ist zu viel verlangt. Außerdem ist es unpsychologisch . . denn man hält viel leichter aus, wenn man brummen darf.

Vielleicht ist es weniger die Kargheit, als die Eintönigkeit unseres jetzigen Speisezettels, die uns das Leben sauer macht. Vor langen Jahren haben wir einmal in Russisch-Armenien zu dritt zwei Monate lang von Hendln gelebt, Mittags und Abends, Abends und Mittags. Und immer nach der dortigen Weise zubereitet: abgehäutet (!) und mit einem eisernen Deckel beschwert in der Pfanne gebraten. Die einzige Abwechslung war, daß man das Hendl einmal mit dem Kopf nach Norden, dann nach Osten, Westen und Süden braten ließ. Dann fing man wieder von vorn an. Die Knochen bekamen die Schäferhunde, sechs riesige Rüden, halbwilde Tiere, ewig hungrige, bösartige Bestien, die eben von der Sommerweide heruntergekommen waren, wo sie sich mit Wölfen gebalgt hatten, und die ich, der Frengi, zum größten Gaudium und zur endlosen Verwunderung des ganzen Dorfes innerhalb einer Woche dazu brachte, sich im Halbkreis um mich herum aufzustellen und geduldig zu warten bis jeder einzelne drankam. Aber den Prügel hättest Du sehen sollen, mit dem ich mir Respekt verschaffte!

Ja, die Eintönigkeit! Man sucht in allen erreichbaren Kochbüchern nach. Meine Frau hat deren eine ganze Sammlung. Als ich sie (meine Frau) auf dem üblichen Wege der Heirat ihren Eltern wegnahm, bescherte ihr ein väterlicher Freund ein riesiges (Kochbuch, natürlich) in russischer Sprache. Sie (meine Frau) rümpfte damals ein bischen die Nase, und seit der Zeit steht sie (die Nase) immer noch ein bischen gen' Himmel. Aber jetzt hat sie (meine Frau), das Kochbuch wieder hervorgeholt, weniger um danach zu kochen — doch sollen hier noch einige Rezepte daraus gegeben werden — als . . ja, wie sol! ich sagen . . . als um sich wenigstens platonisch mit allen möglichen guten Dingen abzugeben.

Ich halte dieses Kochbuch jetzt (nach dem Kriege können wir ja wieder davon sprechen) für ebenso bedeutend wie zwei andere Perlen der russischen Literatur, Gogols „Altmodische Gutsbesitzer" (die wir im vorliegenden Heft abdrucken. Die Red.) und desselben Verfassers „Revisor". Diese drei zusammen lassen einen tiefen Blick in die russische Seele tun, in ihre grausigsten Tiefen und ihre lichtesten Höhen. Man versteht die beiden guten, alten Leutchen aus den „Gutsbesitzern", Afanásij Iwánowitsch und Pulchéria Iwánowna mit ihrem ewigen Schwanken zwischen Essen und Nichtessen, man versteht auch den Hauptgauner Chlestaków im „Revisor" viel besser, wenn man sich erst einmal in dieses Kochbuch vertieft hat. Die ganze Breite der russischen Seele tut sich auf, so breit ist das ganze angelegt. Diese Rezepte fordern eine solche Verschwendung an Material, Zeit und Arbeitskraft, sind ebenso sehr auf eine Herrenschicht mit vielen, willenlosen Dienstboten berechnet, wie der ganze Küchen-, Speisekammer- und Tafelbetrieb auf dem Gute Afanásij Iwánowitschs und Pulchéria Iwánownas. Alles in riesigen Ausmaßen, vieles nicht auf den Tag, die Woche oder das Jahr berechnet, sondern auf zwei, drei Jahre voraus. „Man nehme ein starkes Fäßchen, fülle es zu drei

Digitized by Google

Viertel mit frischen Kirschen, gieße Honig darauf und verschließe es mit starken Reifen und einem fest eingetriebenen Spund. Dann vergrabe man es, stampfe die Erde darum und darüber so fest als möglich und lasse das ganze drei Jahre ziehen." Das gibt dann einen Kirschlikör, der . . . ich bedaure, ich hab' selbst noch keinen davon zu trinken bekommen.

Oder eines der vielen Rezepte, nach denen man die Pas-cha, den Osterkuchen, backen soll. Das ist ein Ritus, eine heilige Handlung, zu der das ganze Haus helfen muß. Es stecken sicher noch alte abergläubische Vorstellungen in diesem Rezept. Still soll's im Hause sein, kein Zug soll herrschen, die Türen dürfen nicht zugeschlagen werden, wenn der Hefenteig, in dem zweiundsiebzig Eier für jeden der 75 cm hohen Kuchen ruhen, steigen soll. „Man krieche vorsichtig in den Ofen" heißt es, wenn der Teig in den langen Ofenröhren in den Backofen gebracht wird. Und noch kitzlicher wird die Sache, wenn die Pas-cha fertig ist. Nur nicht mit den Händen anfassen; auf eine Matratze lege man sie, oder auf ein prallgefülltes Kissen und rolle sie, damit sie nicht zusammenfällt, auf einer Serviette, die man zu zweit in der Luft hält, hin und her, bis sie abgekühlt ist.

Lauter Rezepte für Leute, die Zeit und Geld haben, die nicht zu hasten brauchen, gern, viel und gut essen, für die Kochen, Backen und Braten noch Handlungen sind, die Ernst, guten Willen und Liebe, viel Liebe zur Sache fordern. Nichts vom Schnellfraß unserer Zeit. Ein langsames Werdenlassen der Speise, ungefähr so, wie die Leghenne ihr Küken werden läßt, indem sie es mit ihrer Wärme bebrütet.

Ein anderes Kochbuch haben wir noch, ein französisches (ich bitte um Verzeihung, wenn ich die vaterländischen Gefühle des einen oder des andern Lesers verletzen sollte). Es ist ein Weihnachtsheft einer Pariser Wochenschrift und heißt „Bei Tische". Keine Köchin hat's geschrieben und kein Koch, sondern lauter berühmte Leute, Schriftsteller, Maler, Bildhauer, Musiker, Politiker und -innen. Es ist Literatur vom Anfang bis zum Ende. Es ist ein Denkmal für die literarische Erziehung des Franzosen. Es ist geschrieben von Leuten, die schreiben können und jeder hat seine beste Feder genommen um sein Rezept zu verewigen. Es ist, im ganzen genommen, eine große Indiskretion, denn fast alle haben über ihren persönlichen Geschmack geplaudert, die meisten ihre Leibspeise angegeben. Es ist eine jener geschmackvollen — in jedem Sinne — Weihnachtsgaben, wie sie Paris eben fertig bringt. Und man glaube nicht, es seien nur raffinierte Rezepte darin, jene berühmten Gerichte, bei deren Genuß man über der Tunke das Fleisch und über dem Fleisch die Tunke vergißt . . . nein, viele ganz hausbackene, einfache Schüsseln, wie sie jede Hausfrau am Werkeltag herstellt, nur, geschrieben sind sie in einer Sprache, die funkelt wie ein Juwel. Die Franzosen behaupten, bei ihnen ende alles in einem Lied; man könnte mit demselben Recht sagen: tout finit par de la littérature. Ein paar Rezepte sind drin, die beträchtliches Kopfschütteln auslösen mögen, es handelte sich augenscheinlich dabei bloß um die Literatur und unter diesen bedenklichen sind auch unsere guten deutschen Dampfnudeln. Ich möchte die Hausfrau sehen, die nach dieser Anweisung Dampfnudeln fertig brächte! Aber, wie gesagt, das Heft liest sich wie ein guter Roman und man lernt eine Menge Dinge dabei. Wenn wieder Friede ist, wenn wieder die markenlose, herrliche Zeit kommt, dann übersetz' ich vielleicht ein paar der besten

Digitized by Google

Rezepte zu Nutz und Frommen der Getreuen von den „Süddeutschen". Aber zuerst will ich's selber ausprobieren.

Dann ist da noch so ein kleines Kochbuch, ein georgisches. Damit sind wir mitten im Orient, bei einem Völkchen, das ebenso sangesfreudig, als trinkfest ist — der Erzlügner Dumas ist der einzige Europäer, der je einen Georgier hat unter den Tisch trinken können — und das auch einem guten Happen nicht weltfremd gegenüber steht. Ich persönlich denke an meine kulinarischen Erfahrungen im Orient mit recht gemischten Gefühlen. Ich habe dort himmlische Pilaws mit Früchten bekommen und ebensolche Schischliks gegessen und wundervolle Weine getrunken, und mit herrlichen Kognaks mir den Schnupfen vertrieben und einmal in fünftausend Fuß Höhe vor einer alten Brotrinde und einem Viertelpfund Kaviar genachtmahlt, und mir Eierpflanzen mit Stückchen vom Schweife des Fettschwanzschafes schmecken lassen, ich habe Joghurt und Kefir liebgewonnen und die Fische aus dem Schwarzen Meer und vom Kaspi schätzen gelernt und am Esen-Am im Daghestan achtzehn Stück Forellen für dreißig Kopeken gekauft (60 Pf.!); ich habe Gosinaki, Tschurtschchelo, Rahatlukum und Halwa versucht, eingemachte Rosenblätter verkostet und gekochtes Lamm mit zerstoßenem Knoblauch schätzen gelernt; ich habe sogar für die Tschermscha etwas übrig, die man um Ostern herum in Transkaukasien kriegt und nach deren Genuß man auf freie Höhen oder in Waldeinsamkeit sich zurückziehen muß — aber ich habe auch ungesäuertes Brot im Gedächtnis und Maisbrei und Maisbrot, und Hungertage bei täglich dreißig bis vierzig Kilometer zu Pferd in schwierigem Gebirgsgelände, Hungertage, weil alles mit Hammelfett zubereitet und kalt war, und mein Magen revoltiert noch heute wenn ich ihm gewisse Würste in Hammeldärmen oder an der Luft getrocknetes Schaffleisch ins Gedächtnis zurückrufe. Ich denke mit Schrecken an Wein aus neuen, naphthagedichteten Schläuchen und kann heute noch nicht ganz den Reinlichkeitssinn eines Tatarenjünglings verwinden, der vor meinen Augen in den Teelöffel spuckte, ihn mit dem Daumen auswischte und mit einem respektvoll hervorgehauchten „bujurun, effendim" ihn mir dann überreichte.

Und nun genug des Geschwätzes; wir wollen praktisch werden. Ich möchte ein paar Rezepte geben, aber gleich im Voraus bemerken, daß ich trotz der über 1000 Seiten unseres russischen und der dritthalbhundert Rezepte unseres französischen Kochbuchs auch keine Anweisungen geben kann wie man aus Nichts ein Etwas macht.

Kartoffelküchel (ohne Ei, ohne Milch!)

Ein Kilo Kartoffel zu Brei gestampft, 80 g Staubzucker dazu gegeben. Man reibt ein bischen Zitronenschale daran. Dann walkt man den Teig aus, sticht mit einem Wasserglase runde Scheibchen heraus und brät sie . . . in schwimmendem Schmalz, oder auch anders, wenn man gerade kein schwimmendes Schmalz hat.

Ein anderes Kartoffelgericht.

Kartoffel in angesalzenem Wasser kochen; wenn sie abgekühlt sind, schälen und soviel Mehl zugeben, daß der Teig dünn gewalkt werden kann. Man schneidet Rauten daraus und brät sie. Zugabe: Staubzucker oder Eingemachtes.

Digitized by Google

Blaukraut auf flämische Art.

Das Kraut klein schneiden. Mit etwas Rotwein kochen, dann einen Löffel Essig darauf, ein halbes Pfund in Stücke geschnittene Kartoffel, einen großen Zwiebel, ein bischen Lorbeerblatt und . . . Butter. Mindestens drei Stunden kochen lassen und dann zuckern.

Stockfischknödel.

Gräten heraus! dann ins kalte Wasser und eine halbe Stunde kochen lassen. Im Mörser zu Brei stoßen und dann mit Kartoffelbrei mischen, aber ein Ei und einen Löffel zerlassene Butter hinzufügen. (Das Ei!) Knödel daraus machen und braun backen.

Käsespätzle.

Zwei Eiweiß! 125 g Schweizerkäs reiben. Das Eiweiß zu Schnee schlagen und den Käs dazugeben. Etwas salzen nur dann, wenn der Käse zu matt ist. Kleine, nußgroße Knödel daraus machen, panieren und sehr heiß herausbacken. Beim Anrichten etwas gebackene Petersilie darauf!

Kartoffelbrei mit gelben Rüben.

Für jede Person zwei durch ein Sieb getriebene gelbe Rüben geben dem Kartoffelbrei einen pikanteren Geschmack.

Tschachochbili.

Bitte, nicht erschrecken, und aussprechen, wie geschrieben steht: Tscha-chochbili. Es ist auch kein Kunststück in der Zubereitung; es ist nur eine Art eine Suppenhenne eßbar zu machen. Also: man kocht die Henne und siltriert die Suppe; dann schneidet man die Henne in kleine Stücke. Hierauf 10 Zwiebel in dünne Scheiben schneiden und rotbraten; dann legt man die Fleischstückchen hinein, brät weiter und gibt dann die Suppe zu. Jetzt kommt das Unmögliche: der Granatapfelsaft, den wir durch Tomaten oder Johannisbeeren mit wenig Zucker ersetzen. Kochen und dann salzen. Etwas Petersilie beim Anrichten wird nicht schaden.

Schtschi (Krautsuppe).

Dämpfe Weißkraut und wenn es weich ist, hacke es klein. Dann mach' eine Suppe, aus was du kannst; Bouillonwürfel, Fleischextrakt oder . . . . Fleisch; etwas Lorbeerblatt, Suppengrün nicht vergessen, ebensowenig wie Zwiebel und sonstiges Gewürz. Fisch das Suppengrün heraus, gib den Kohl hinein und füge etwas Einbrenne (wir nehmen Mehl, Cenobis und statt Butter Panogen) hinzu, damit die Suppe etwas dicker wird. In Friedenszeiten hüte dich vor Ersatz und gib sauren Rahm dazu. Auf diese selbe Weise kann man verschiedene Suppen herstellen: wenn man z. B. Spinat dazu nimmt statt Weißkohl, gibt es sogenannte grüne Schtschi. (Mit Fleischbrühe gekocht, mit saurem Rahm und harten Eiern ist diese grüne Suppe ein Gericht, von dem ich in Tiflis hundert deutsche Touristen zwei und dreimal verlangen sah.)

Pirog.

Zum Schtschi schmeckt ausgezeichnet ein Pirog. Solcher Pirogs gibt es eine ganze Anzahl, einer schmackhafter als der andere, aber . . . post bellum factum. Man kann die Sache nun vereinfachen:

Digitized by Google

Für sechs Personen: 2 Glas Mehl, 1½ Glas lauwarmes Wasser, in dem man 10 Gramm Hefe aufgelöst hat. Umrühren bis der Teig keine Knöllchen mehr bildet. An warmem Orte aufgehen lassen. Wenn er aufgegangen ist, ordentlich schlagen, 1 Teelöffel Salz, 2—3 Löffel Schmalz (Ersatz: Panogen) und dann das übrige Mehl (im Ganzen 3—4 Glas) dazugeben und rühren bis der Teig von der Hand sich löst. Dann wieder aufgehen lassen an warmem Orte, hierauf auswalken und in das mit Butter ausgeschmierte Kuchenblech geben. Dann die Fülle darauf (s. sogleich) und diese wieder mit Teig zudecken und an den Rändern die untere und obere Schicht verbinden. Wieder aufgehen lassen (die obere Schicht mit Wasser und ein bischen Schmalz, oder mit einem Ei beschmieren, was aber alles wegbleiben kann) und auf 30—40 Minuten ins Rohr. Zur Fülle nimmt man: Weißkraut oder Sauerkraut (auf übliche Weise gedünstet), oder Kraut mit Sago, Kraut mit Gries (Sago oder Gries zuerst kochen, Wasser ablaufen lassen), oder gekochten Fisch, oder Schwammerl, oder Krautwurst (die markenfreie!). Die Fülle soll aber nicht warm auf den Teig kommen.

Wer Eier und Milch hat, mache den Teig mit diesen raren Dingen an. Sehr sättigend! Kinder essen es gern zur Suppe.

Blinys.

Auf dieselbe Weise kann man Pfannenkuchen machen, aber der Teig muß dann flüssiger gemacht werden. Herausbacken in üblicher Weise wie Pfannkuchen. Dazu kann man Hering, Anchovis, gehackte Zwiebel, Spinat oder Schwammerl geben.

Im Frieden ißt man Blinys mit Kaviar, Anchovis, saurem Rahm und zerlassener Butter, aber alles zusammen auf den heißen Blin gelegt.

Kartoffel mit Fülle.

Die Kartoffeln (man nehme große) werden halb gar gekocht, ausgehöhlt und mit Fülle angefüllt. Dann beschmiert man die Kartoffeln mit Schmalz, bestreut sie mit Paniermehl und stellt sie ins Rohr, bis sie braun werden.

Zur Fülle nimmt man die herausgenommenen Kartoffelstücke, die man durch ein Sieb treibt und mit kleingehackten Anchovis oder Häringen oder Pilzen vermengt.

Alles im Bereiche des Möglichen, selbst für Nicht-Hamster.

Wichtige Neuerscheinungen.

Der italienische Irredentismus, vornehmlich in Tirol, von Staatsarchivdirektor Michael Mayer in Innsbruck (4 K., Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck).

Belgien, Neue Abhandlungen, drei davon von Leo Schwering (2.40, Volksvereinsverlag, M.-Gladbach).

Franziskus von Assisi von Robert Saitschick (geb. 2.50, Beck, München).

Digitized by Google

Baralong.

Denkschrift der Deutschen Regierung über die Ermordung der Besatzung eines deutschen Unterseeboots durch den Kommandanten des britischen Hilfskreuzers Baralong vom 28. November 1915.

Vor den öffentlichen Notaren M. E. Ansley in der Grafschaft Hancock im Staate Mississippi und Charles J. Denechaud im Gemeindebezirk Orleans im Staate Louisiana haben am 5. und 8. Oktober d. J. sechs Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika die anliegenden eidlichen Bekundungen über die Ermordung der Besatzung eines deutschen Unterseeboots durch den Kommandanten des britischen Hilfskreuzers Baralong abgegeben (Anlage 1 bis 3).

Die Namen dieser Zeugen sind:

1. J. M. Garrett aus Kiln in der Grafschaft Hancock im Staate Mississippi,
2. Charles D. Hightower aus Crystal City im Staate Texas,
3. Bud Emerson Palen aus Detroit im Staate Michigan,
4. Edward Clark aus Detroit im Staate Michigan,
5. R. H. Cosby aus Crystal City im Staate Texas,
6. James J. Curran aus Chicago im Staate Illinois.

Von den Zeugen sind Clark und Cosby 21 Jahre, Garrett und Hightower 22 Jahre, Palen 27 Jahre und Curran 32 Jahre alt. Alle erfreuen sich nach den über sie an Ort und Stelle eingezogenen Erkundigungen eines guten Rufes; Curran ist längere Zeit als Handlungsreisender in verschiedenen großen Geschäftshäusern Amerikas tätig gewesen.

Nach den übereinstimmenden Aussagen dieser Zeugen hat sich der Vorfall wie folgt zugetragen:

Im August 1915 befand sich der britische Dampfer Nicosian, der etwa 350 Maultiere für Kriegszwecke an Bord hatte, also mit Konterbande beladen war, auf der Fahrt von New Orleans nach Avonmouth; die Zeugen waren als Maultierpfleger und Aufseher mitgenommen. Am 19. August wurde der Dampfer etwa 70 Seemeilen südlich von Queenstown (Irland) von einem deutschen Unterseeboot angehalten und beschossen, nachdem zuvor die gesamte Mannschaft, darunter die Zeugen, das Schiff auf den Rettungsbooten verlassen hatte.

Digitized by Google

Als die Zeugen auf den Rettungsbooten außerhalb der Feuerlinie des Unterseeboots waren, näherte sich dem Schauplatz ein Dampfer, der von den Zeugen Garrett, Hightower, Clark und Curran von der Nicosian aus bemerkt worden war und der sich später als der britische Hilfskreuzer Baralong herausstellte. Beim Näherkommen dieses Dampfers erkannten sämtliche Zeugen deutlich, daß er am Heck die amerikanische Flagge führte und daß an seinen Seitenwänden große Schilder mit darauf gemalter amerikanischer Flagge angebracht waren. Da der Dampfer die Abzeichen eines neutralen Staates trug und Signale gesetzt hatte, die nach der Erklärung seekundiger Leute von der Besatzung der Nicosian bedeuteten, daß er auf Wunsch Hilfe leisten wolle, sein Äußeres auch durch nichts seinen kriegerischen Charakter verriet, nahm die in den Rettungsbooten befindliche Mannschaft an, daß er sich lediglich mit ihrer Rettung befassen würde.

Während das Unterseeboot aus nächster Nähe die Backbordseite der Nicosian beschoß, kam der fremde Dampfer hinter dieser auf und fuhr an ihrer Steuerbordseite vorbei. Als er ein wenig über den Bug der Nicosian hinaus war, wurde von seinem Bord auf das Unterseeboot geschossen, und zwar wie, außer Garrett, sämtliche Zeugen angeben, zuerst mit Handfeuerwaffen und unmittelbar darauf auch aus Geschützen, die bis dahin durch Schutzwände verdeckt waren und erst nach deren Beseitigung sichtbar wurden. Der Zeuge Curran hat auch bekundet, daß die amerikanische Flagge, die das fremde Schiff am Heck führte, erst nach dem Gewehrfeuer niedergeholt worden sei. Er hat diese Aussage in der beigefügten, vor dem öffentlichen Notar Robert Schwarz in New York am 21. Oktober 1915 aufgenommenen Verhandlung wiederholt (Anlage 4).

Als das von mehreren Schüssen getroffene Unterseeboot zu sinken begann, sprangen der Kommandant und eine Anzahl Seeleute über Bord, die Seeleute, nachdem sie sich vorher ihrer Kleidung entledigt hatten. Einigen von ihnen — die Zahl wird von den Zeugen Garrett und Curran auf fünf angegeben — gelang es, sich an Bord der Nicosian zu retten, während sich die übrigen an den Leinen hielten, die von den hinabgefierten Rettungsbooten der Nicosian ins Wasser hingen. Die an den Leinen hängenden Leute wurden teils durch Geschützfeuer der Baralong, teils durch Gewehrfeuer der Mannschaft getötet, während die Zeugen aus den Rettungsbooten an Bord der Baralong stiegen oder sich daselbst bereits an Deck aufhielten. Der Zeuge Curran bekundet hierüber noch besonders, daß der Kommandant des fremden Dampfers seinen Leuten befohlen habe, eine

Digitized by Google

Linie an der Reling zu bilden und auf die hilflosen deutschen Matrosen im Wasser zu schießen.

Hierauf fuhr der Kommandant der Baralong breitseits an die Nicosian heran, ließ diese festmachen und befahl sodann einigen seiner Leute, auf die Nicosian hinüberzugehen und die deutschen Matrosen, die sich darauf gerettet hatten, zu suchen. Die Zeugen Palen und Curran bekunden dabei, daß der Kommandant ausdrücklich angeordnet habe, »keine Gefangenen zu machen«. In der Tat wurden auf der Nicosian vier deutsche Matrosen im Maschinenraum und im Wellengang aufgefunden und ermordet.

Dem Kommmandanten des deutschen Unterseebootes gelang es, wie die Zeugen übereinstimmend bekunden, nach dem Bug der Nicosian zu entkommen. Er sprang ins Wasser und schwamm um den Bug des Schiffes herum auf die Baralong zu. Die englischen Seeleute an Bord der Nicosian schossen sofort auf ihn, obwohl er allen sichtbar die Hände zum Zeichen, daß er sich ergeben wolle, emporhob, und setzten das Feuer auch fort, nachdem ihn ein Schuß anscheinend in den Mund getroffen hatte. Schließlich tötete ihn ein Schuß in den Nacken.

Vorübergehend wurden dann sämtliche Zeugen an Bord der Nicosian zurückbefohlen. Dort sahen die Zeugen Palen und Cosby je einen Leichnam eines deutschen Matrosen, während der Zeuge Curran, der mit den für die Bergung des Dampfers dringend notwendigen Mannschaften an Bord verblieb, sämtliche vier Leichen gesehen hat, die am Nachmittag über Bord geworfen wurden.

Der Kommandant der Baralong ließ die Nicosian einige Meilen nach Avonmouth zu schleppen und darauf deren bei ihm zurückgebliebene Mannschaft an Bord der Nicosian zurückbringen; zugleich sendete er einen Brief an den Kapitän der Nicosian, worin er diesen ersuchte, seiner Mannschaft, insbesondere den darunter befindlichen Amerikanern, einzuschärfen, weder bei ihrer Ankunft in Liverpool noch bei ihrer Rückkehr nach Amerika etwas über die Angelegenheit verlauten zu lassen. Der Brief, den der Zeuge Curran selbst gelesen hat, war unterzeichnet: »Captain William McBride, H. M. S. Baralong«. Daß der fremde Dampfer »Baralong« hieß, hat auch der Zeuge Hightower, während er sich an Bord dieses Schiffes befand, von einem Steward des Dampfers erfahren, während der Zeuge Palen bekundet, daß er beim Verlassen des fremden Schiffes an seinem Bug diesen Namen in schwer lesbaren Buchstaben gelesen habe.

Die Aussagen der sechs Zeugen werden im wesentlichen von dem

Digitized by Google

18 Jahre alten Zeugen Larimore Holland bestätigt, dessen eidliche Aussage vor dem öffentlichen Notar Frank S. Carden in der Grafschaft Hamilton im Staate Tennessee vom 12. Oktober 1915 gleichfalls angeschlossen ist (Anlage 5). Der Zeuge, der sich als Heizer auf der Baralong befand, hat den unerhörten Vorfall an Bord dieses Schiffes miterlebt. Auch nach seinen Angaben hatte die Baralong die amerikanische Flagge gesetzt und war, von der Nicosian gedeckt, auf den Schauplatz zugefahren, wo sie, sobald das Unterseeboot sichtbar wurde, das Feuer auf dieses eröffnete und es so zum Sinken brachte. Er bestätigt ferner, daß etwa fünfzehn Leute der Besatzung des Unterseeboots, als dieses sank, über Bord sprangen und, teils im Wasser schwimmend, teils beim Versuch, an den Tauen der Nicosian hinaufzuklettern, von dem Geschütz- und Gewehrfeuer der Baralong getötet wurden. Wenn seine Aussage in einzelnen Punkten von den übrigen Zeugenaussagen abweicht, so hat das seinen Grund offenbar darin, daß er die Vorgänge nur zum Teil selbst gesehen hat, während er andere Vorgänge, insbesondere die an Bord der Nicosian, anscheinend nur vom Hörensagen weiß.

Auf Grund des vorstehenden Materials kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Kommandant des britischen Hilfskreuzers Baralong, McBride, der ihm unterstellten Mannschaft den Befehl gegeben hat, hilf- und wehrlose deutsche Seeleute nicht zu Gefangenen zu machen, sondern sie feige zu ermorden, sowie daß seine Mannschaft den Befehl befolgt und sich dadurch des Mordes mitschuldig gemacht hat.

Die Deutsche Regierung teilt diese furchtbare Tat der Britischen Regierung mit und nimmt bestimmt an, daß diese, nachdem sie von dem Sachverhalt und den anliegenden Verhandlungen Kenntnis genommen hat, unverzüglich den Kommandanten und die beteiligte Mannschaft des Hilfskreuzers Baralong wegen Mordes zur Verantwortung ziehen und nach den Kriegsgesetzen bestrafen wird. Sie erwartet in kürzester Frist eine Äußerung der Britischen Regierung, daß diese das Verfahren zur Sühnung des empörenden Vorfalls eingeleitet hat; demnächst erwartet sie eine eingehende Äußerung über das Ergebnis des nach Möglichkeit zu beschleunigenden Verfahrens, um sich selbst davon überzeugen zu können, daß die Tat durch eine ihrer Schwere entsprechende Strafe geahndet worden ist. Sollte sie sich in ihrer Erwartung täuschen, so würde sie sich zu schwerwiegenden Entschließungen wegen Vergeltung des ungesühnten Verbrechens genötigt sehen. (Folgen die erwähnten 5 Anlagen.)

Digitized by Google

Aus der Rede des deutschen Reichskanzlers in der Reichstagssitzung vom 9. Dezember 1915.

Meine Herren, wohin der gegen uns geschürte Haß führt, das sieht man mit Schaudern an dem „Baralong"-Fall, jener Schandtat eines unter amerikanischer Flagge fahrenden englischen Kriegsschiffes, dessen Besatzung in scheußlichster Weise die hilflose Mannschaft eines deutschen U-Bootes ermordet hat. Diese gräßliche Mordtat ist in der englischen Presse vollständig totgeschwiegen worden, ob aus Scham? — wir wissen es nicht. Auf den Geist ihrer Marine sind die Engländer immer stolz gewesen. Wie wollen sie diese gräßliche Mordtat verantworten? Dieser kalte Mord an wehrlosen Gegnern wird für alle Zeiten in der Geschichte der englischen Marine ein unvertilgbarer Schandfleck bleiben. Ich will diesen Fall nicht verallgemeinern, obwohl in der englischen Presse manche Zeugnisse für die rohe Auffassung des Kriegshandwerks vorliegen. Ich erinnere z. B. an die Berichte des „Daily Chronicle" aus dem englischen Hauptquartier, in denen die Lust der englischen Soldaten an der Hinschlachtung deutscher Soldaten in so scheußlicher Weise dargestellt und verherrlicht wurde, daß ich mich scheue, die dabei gebrauchten Worte auch nur in den Mund zu nehmen.

Bei unseren Truppen ist die Tötung des Gegners nicht Scherz und nicht Sport. Wir verschmähen solche Niedrigkeiten. Unsere Truppen tun ihre Pflicht als ehrliche, anständige Männer und darum erst recht als brave Soldaten und Verteidiger ihres Vaterlandes.

Antwort der Britischen Regierung vom 14. Dezember 1915.

Euere Exzellenz!

Ich habe die Ehre gehabt, Ihre Mitteilung vom 6. d. Mts. zu erhalten, der eine Denkschrift der Deutschen Regierung über angebliche Vorkommnisse bei der am 19. August d. J. erfolgten Vernichtung eines deutschen Unterseeboots und seiner Mannschaft durch S. M. Hilfskreuzer Baralong beigefügt war.

Die Deutsche Regierung gründet auf diese angeblichen Vorkommnisse die Forderung, daß der Kommandant und andere Beteiligte an Bord S. M. S. Baralong wegen Mordes zur Verantwortung gezogen und entsprechend bestraft werden.

Seiner Majestät Regierung nimmt mit großer Befriedigung, wenn auch mit einiger Überraschung, von dem seitens der Deutschen Regie-

Digitized by Google

rung jetzt zum Ausdruck gebrachten Verlangen Kenntnis, wonach die Grundsätze einer gesitteten Kriegführung innegehalten werden müßten, und eine entsprechende Strafe diejenigen treffen sollte, die jene vorsätzlich mißachteten. Allerdings waren bei dem Vorfall, der die Deutsche Regierung plötzlich daran erinnert hat, daß es solche Grundsätze gibt, die angeblichen Verbrecher diesmal Briten und nicht Deutsche. Seiner Majestät Regierung glaubt indes nicht einen Augenblick, daß es die Absicht sein kann, den Bereich einer gerichtlichen Untersuchung, die man einzuleiten für gut befindet, unbillig einzuschränken.

Es ist nun einleuchtend, daß es der Gipfel der Ungereimtheit sein würde, den Fall der Baralong für eine Einzeluntersuchung auszusondern. Gesetzt den Fall, daß die Aussagen, auf die sich die Deutsche Regierung stützt, richtig wären (und Seiner Majestät Regierung hält sie nicht für richtig), so würde die Anschuldigung gegen den Kommandanten und die Mannschaft der Baralong doch unbedeutend sein im Vergleich zu den Verbrechen, die von deutschen Offizieren zu Lande und zu Wasser gegen Kämpfer und Nichtkämpfer vorsätzlich begangen zu sein scheinen.

Zweifellos wird die Deutsche Regierung geltend machen, daß die große Menge solcher Anschuldigungen einen mit deren Untersuchung befaßten Gerichtshof derart überlasten würde, daß der Endzweck des Gerichtsverfahrens gänzlich vereitelt würde. Wenn z. B. eine ganze Armee des Mordes, der Brandstiftung, der Plünderung und der Begehung von Gewalttätigkeiten beschuldigt wird, so ist es offenbar unmöglich, jedem einzelnen, der an diesem Verbrechen beteiligt ist, eine besondere Untersuchung zu widmen. Diese rein praktischen Erwägungen können nicht übersehen werden, und Seiner Majestät Regierung erkennt ihr Gewicht an. Sie würde deshalb zunächst bereit sein, die gerichtliche Untersuchung auf die den deutschen und britischen Seeoffizieren zur Last gelegten Verbrechen zu beschränken; und wenn selbst diese Einschränkung für unzureichend erachtet wird, würde sie sich begnügen können, die Aufmerksamkeit auf drei Ereignisse zur See zu richten, die während derselben 48 Stunden vorgefallen sind, während deren die Baralong das Unterseeboot versenkte und die Nicosian rettete.

Der erste Vorfall bezieht sich auf ein deutsches Unterseeboot, das einen Torpedo auf die Arabic abfeuerte und sie versenkte. Keine Warnung wurde dem Handelsschiffe gegeben; keine Anstrengungen wurden gemacht, um die Mannschaft, die sich nicht wehrte, zu retten; 47 Nicht-

Digitized by Google

kämpfer wurden unbarmherzig in den Tod getrieben. Es wird behauptet, daß diese barbarische Tat, wenngleich im vollständigen Einklang mit der früheren Politik der Deutschen Regierung, den kurz zuvor erlassenen Anordnungen widersprach. Dies würde, wenn es wahr ist, die Verantwortung des Unterseebootskommandanten nur erhöhen. Aber Seiner Majestät Regierung hat keine Nachricht erhalten, die erkennen ließe, daß die Behörden in diesem Falle die Richtlinie verfolgt hätten, die sie im Falle der Besatzung der Baralong empfehlen, nämlich daß sie den Unterseebootskommmandanten wegen Mordes zur Verantwortung gezogen hätten.

Der zweite Vorfall ereignete sich am selben Tage. Ein deutscher Zerstörer fand ein britisches Unterseeboot, das an der dänischen Küste gestrandet war. Das Unterseeboot war nicht etwa von dem Zerstörer dorthin verfolgt worden; es befand sich in neutralen Gewässern und war unfähig zum Angriff wie zur Verteidigung. Der Zerstörer feuerte auf das Unterseeboot, und als die Mannschaft an Land zu schwimmen versuchte, feuerte der Zerstörer auf diese, mit keinem andern ersichtlichen Zweck, als einen hilflosen Feind zu vernichten. Hier konnte heißes Blut nicht als Entschuldigung angegeben werden; die Mannschaft des britischen Unterseeboots hatte nichts getan, um die Wut des Gegners zu entfesseln. Sie hatte nicht kurz zuvor 47 unschuldige Nichtkämpfer ermordet. Sie hatte nicht von einem deutschen Schiffe Besitz ergriffen oder eine deutsche Interessen schädigende Tat begangen. Soweit Seiner Majestät Regierung die Tatsachen bekannt sind, haben die Offiziere und die Mannschaft des Zerstörers ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit und die Kriegsgesetze begangen, das einer gerichtlichen Untersuchung zum mindesten ebenso wert ist, wie jedes andere Verbrechen, das sich im Laufe des gegenwärtigen Seekrieges ereignet hat.

Der dritte Vorfall fand etwa 48 Stunden später statt. Der Dampfer Ruel wurde von einem deutschen Unterseeboot angegriffen. Das Schiff, das keinen Widerstand geleistet hatte, begann zu sinken; die Mannschaft stieg in die Rettungsboote, und während sie sich zu retten versuchte, wurde auf beide mit Schrapnellen und aus Gewehren geschossen. Ein Mann wurde getötet, acht andere, darunter der Kapitän, wurden schwer verwundet. Das beschworene Zeugnis, auf das sich diese Feststellung stützt, läßt nicht den geringsten Grund erkennen, der diese kaltblütige und feige Grausamkeit rechtfertigen könnte.

Es scheint Seiner Majestät Regierung, daß diese drei der Zeit nach fast zusammentreffenden und in ihrer Art wenig verschiedenen Fälle

Digitized by Google

zugleich mit dem Falle Baralong vor ein unparteiisches Gericht, z. B. vor einen aus Offizieren der Marine der Vereinigten Staaten von Amerika zusammengesetzten Gerichtshof, gebracht werden sollten. Wenn dem zugestimmt wird, würde Seiner Majestät Regierung alles in ihrer Macht Stehende veranlassen, um die Untersuchung zu fördern und ihre Schuldigkeit zu tun, indem sie weitere Schritte ergreift, wie sie durch die Gerechtigkeit und die Feststellungen des Gerichts geboten erscheinen.

Seiner Majestät Regierung hält es nicht für erforderlich, eine Antwort auf die Unterstellung zu geben, daß die Britische Marine sich der Unmenschlichkeit schuldig gemacht habe. Gemäß den letzten maßgeblichen Aufstellungen beträgt die Zahl der oft unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren vom Tode des Ertrinkens geretteten deutschen Seeleute 1150. Die Deutsche Marine kann keine solche Zahl aufweisen, vielleicht aus Mangel an Gelegenheit.

Erwiderung der Deutschen Regierung vom 10. Januar 1916.

Die Britische Regierung hat die deutsche Denkschrift über den Baralong-Fall dahin beantwortet, daß sie einerseits die Richtigkeit der ihr von der Deutschen Regierung mitgeteilten Tatsachen in Zweifel zieht, andererseits gegen die deutschen Streitkräfte zu Lande und zu Wasser den Vorwurf erhebt, vorsätzlich ungezählte Verbrechen wider das Völkerrecht und die Menschlichkeit begangen zu haben, die keine Sühne erfahren hätten und denen gegenüber die angebliche Straftat des Kommandanten und der Mannschaft der Baralong völlig zurücktrete. Für diesen Vorwurf hat die Britische Regierung keinerlei Beweise beigebracht, sondern sich darauf beschränkt, ohne Mitteilung irgendwelcher Belege drei im Seekrieg vorgekommmene Einzelfälle anzuführen, wo deutsche Offiziere völkerrechtswidrige Grausamkeiten verübt haben sollen. Die Britische Regierung schlägt vor, diese Fälle durch einen aus amerikanischen Marineoffizieren bestehenden Gerichtshof untersuchen zu lassen, und ist unter dieser Voraussetzung bereit, dem bezeichneten Gerichtshof auch den Baralong-Fall zu unterbreiten.

Die Deutsche Regierung legt die schärfste Verwahrung ein gegen die unerhörten und durch nichts erwiesenen Anschuldigungen der Britischen Regierung gegen die deutsche Armee und die deutsche Marine sowie gegen die Unterstellung, als ob die deutschen Behörden etwaige zu ihrer Kenntnis gelangenden Straftaten solcher Art unverfolgt lassen. Die deutsche Armee und die deutsche Marine beobachten auch

Digitized by Google

im gegenwärtigen Kriege die Grundsätze des Völkerrechts und der Menschlichkeit, und die leitenden Stellen halten streng darauf, daß alle dagegen etwa vorkommenden Verstöße genau untersucht und nachdrücklich geahndet werden.

Auch die drei von der Britischen Regierung aufgeführten Fälle sind seinerzeit durch die zuständigen deutschen Behörden einer eingehenden Untersuchung unterzogen worden. Dabei hat sich zunächst in dem Falle der Versenkung des britischen Dampfers Arabic durch ein deutsches Unterseeboot ergeben, daß der Kommandant des Unterseeboots nach Lage der Umstände die Überzeugung gewinnen mußte, der Dampfer sei im Begriff, sein Fahrzeug zu rammen; er glaubte daher in berechtigter Notwehr zu handeln, als er seinerseits zum Angriff auf das Schiff überging. Der weiter angeführte Fall des Angriffs eines deutschen Torpedobootszerstörers auf ein britisches Unterseeboot in den dänischen Hoheitsgewässern hat sich in der Weise abgespielt, daß es in diesen Gewässern zwischen den beiden Kriegsschiffen zum Kampfe gekommen ist, und daß sich dabei das Unterseeboot durch Geschützfeuer gewehrt hat; daß bei dem deutschen Angriff die dänische Neutralität verletzt worden ist, wird von der Britischen Regierung um so weniger geltend gemacht werden können, als die britischen Seestreitkräfte in einer Reihe von Fällen deutsche Schiffe in neutralen Gewässern angegriffen haben. In dem Falle der Vernichtung des britischen Dampfers Ruel endlich hat das deutsche Unterseeboot lediglich die von der Deutschen Regierung im Februar 1915 angekündigten Vergeltungsmaßnahmen zur Anwendung gebracht; diese Maßnahmen entsprechen dem Völkerrecht, da England bemüht ist, durch die völkerrechtswidrige Lahmlegung des legitimen Seehandels der Neutralen mit Deutschland diesem jede Zufuhr abzuschneiden und damit das deutsche Volk der Aushungerung preiszugeben, gegenüber völkerrechtswidrigen Handlungen aber angemessene Vergeltung geübt werden darf. In allen drei Fällen hatten es die deutschen Seestreitkräfte nur auf die Zerstörung der feindlichen Schiffe, keineswegs aber auf die Vernichtung der sich rettenden wehrlosen Personen abgesehen; die entgegenstehenden Behauptungen der Britischen Regierung müssen mit aller Entschiedenheit als unwahr zurückgewiesen werden.

Das Ansinnen der Britischen Regierung, die erwähnten drei Fälle gemeinsam mit dem Baralong-Fall durch einen aus amerikanischen Marineoffizieren gebildeten Gerichtshof untersuchen zu lassen, glaubt die Deutsche Regierung als unannehmbar ablehnen zu sollen. Sie steht auf dem Standpunkt, daß die gegen Angehörige der deutschen Streit-

Digitized by Google

macht erhobenen Beschuldigungen von den eigenen zuständigen Behörden untersucht werden müssen, und daß diese jede Gewähr für eine unparteiische Beurteilung und gegebenenfalls auch für eine gerechte Bestrafung bieten. Ein anderes Verlangen hat sie auch gegenüber der Britischen Regierung in dem Baralong-Fall nicht gestellt, wie sie denn keinen Augenblick zweifelt, daß ein aus britischen Seeoffizieren zusammengesetztes Kriegsgericht den feigen und heimtückischen Mord gebührend ahnden würde. Dieses Verlangen war aber um so berechtigter, als die der Britischen Regierung vorgelegten eidlichen Aussagen amerikanischer, also neutraler Zeugen, die Schuld des Kommandanten und der Mannschaft der Baralong so gut wie außer Frage stellen.

Die Art, wie die Britische Regierung die deutsche Denkschrift beantwortet hat, entspricht nach Form und Inhalt nicht dem Ernst der Sachlage und macht es der Deutschen Regierung unmöglich, weiter mit ihr in dieser Angelegenheit zu verhandeln. Die Deutsche Regierung stellt daher als Endergebnis der Verhandlungen fest, daß die Britische Regierung das berechtigte Verlangen auf Untersuchung des Baralong-Falles unter nichtigen Vorwänden unerfüllt gelassen und sich damit für das dem Völkerrecht wie der Menschlichkeit hohnsprechende Verbrechen selbst verantwortlich gemacht hat. Offenbar will sie den deutschen Unterseebooten gegenüber eine der ersten Regeln des Kriegsrechts, nämlich außer Gefecht gesetzte Feinde zu schonen, nicht mehr innehalten, um sie so an der Führung des völkerrechtlich anerkannten Kreuzerkriegs zu verhindern.

Nachdem die Britische Regierung eine Sühnung des empörenden Vorfalls abgelehnt hat, sieht sich die Deutsche Regierung genötigt, die Ahndung des ungesühnten Verbrechens selbst in die Hand zu nehmen und die der Herausforderung entsprechenden Vergeltungsmaßregeln zu treffen.

Erklärung des Unterstaatssekretärs Zimmermann in der Reichstagssitzung vom 15. Januar 1916.

Mit aufrichtigster Genugtuung darf auch ich namens der Regierung hier die Einmütigkeit feststellen, mit der Sie, meine Herren, mit dem deutschen Volke und mit der Regierung diesen schmählichen „Baralong"-Fall beurteilen. Der empörende Vorfall und die Impertinenz der englischen Antwort sind von Ihnen in gebührender Weise gekennzeichnet worden, und es bedarf meinerseits keines Wortes mehr, um noch weiter diese schmachvolle Tat der Engländer zu unter-

Digitized by Google

streichen. Ebenso ist die Einigkeit festzustellen, daß scharfe Sühne notwendig ist. Auch hier stimmt die Regierung vollständig mit Ihnen überein, und ich danke Ihnen namens der Regierung für die erhebende Art und Weise, in der Sie Ihrem Standpunkt Ausdruck gegeben haben. Ich kann Ihnen versichern und bitte Sie, diese Versicherung auch mit nach Hause zu nehmen, daß die Regierung Mittel und Wege finden wird, um diese empörende Tat scharf und nachdrücklich zu sühnen.

Antwort der Britischen Regierung vom 25. Februar 1916.

Seiner Majestät Regierung beabsichtigt zur Zeit nicht, die von ihr in ihrer letzten Note gegen das deutsche Heer und die deutsche Marine vorgebrachten und von der Deutschen Regierung in ihrer Verbalnote vom 10. Januar zurückgewiesenen allgemeinen Anschuldigungen von Unmenschlichkeit zu erörtern. Diese Anschuldigungen sind geprüft worden; nach Ansicht Seiner Majestät Regierung sind sie bewiesen; nur wenige außerhalb der Grenzen Deutschlands werden ihre allgemeine Richtigkeit irgendwie in Zweifel ziehen. Immerhin ist es nicht nötig, daß jetzt weiter darauf eingegangen wird.

Eine unverzügliche Richtigstellung scheint indes die in der Verbalnote gegebene Darstellung der drei zu gleicher Zeit mit dem Baralong-Zwischenfall von deutschen Kriegsschiffen verübten Gewaltakte zu verlangen. Es wird in der Verbalnote versichert, daß alle drei Fälle von den deutschen Behörden einer »eingehenden Untersuchung« unterzogen worden sind, und daß nach dem Ergebnis dieser »eingehenden Untersuchung« den in Betracht kommenden deutschen Offizieren keinerlei Vorwurf zu machen ist. Eine so überraschende Folgerung verlangt eine Nachprüfung.

Der erste Fall ist der der »Arabic«. Die in der Verbalnote enthaltene Darstellung dieses Falles unterstellt, daß der Passagierdampfer der Angreifer war, daß das Unterseeboot, das ihn torpedierte, in Notwehr gehandelt hat, und daß neunundvierzig Zivilpersonen, Männer, Frauen und Kinder, leider umgekommen sind, weil ein allzu kriegerisches Passagierschiff grundlos ein harmloses Kriegsschiff angegriffen hat.

Zu dieser Darstellung darf bemerkt werden, daß sie nicht nur an sich unwahrscheinlich ist, sondern daß sie auch geradezu im Widerspruch zu dem in den Händen Seiner Majestät Regierung befindlichen Beweismaterial steht — einem Beweismaterial, das von einer großen Zahl unabhängiger und glaubwürdiger Zeugen geliefert worden ist. Welches sind die Gegenbeweise,

Digitized by Google

auf die sich die Deutsche Regierung stützt? Ist der Kapitän des Unterseeboots wegen Mordes zur Untersuchung gezogen worden? Ist er überhaupt wegen einer nach deutscher Ansicht nicht verdienstlichen Handlung angeklagt worden? — wenn er, wie Seiner Majestät Regierung annimmt, die »Arabic« ohne vorherige Warnung versenkt hat, steht dann die Deutsche Regierung wenigstens insoweit auf dem Standpunkte der übrigen Welt, als sie die Handlung für ein Verbrechen ansieht? — und wenn dem so ist, warum zögert sie dann, auch die Versenkung der »Lusitania« zu verurteilen? — wenn aber nicht, warum dann überhaupt den Fall der »Arabic« untersuchen?

Das nächste Beispiel deutschen Vorgehens, auf das sich die Verbalnote bezieht, ist der Fall des an der dänischen Küste gestrandeten und von einem deutschen Zerstörer beschossenen britischen Unterseeboots. Das Ergebnis der »eingehenden Untersuchung« dieses Falles hat die deutschen Behörden davon überzeugt, daß das Beschießen des gestrandeten und hilflosen Schiffes nur der Schlußakt eines Kampfes zwischen dem Zerstörer und dem Unterseeboot gewesen ist. Seiner Majestät Regierung wird es schwer, zu glauben, daß diese Darstellung auf dem Bericht eines verantwortlichen deutschen Offiziers beruht. Jedenfalls ist sie völlig unwahr. Es hat kein Kampf stattgefunden; das britische Unterseeboot ist vier Stunden vor dem Angriff der deutschen Zerstörer aufgelaufen; es war gänzlich wehrlos, und seine Schiffsmannschaft wurde bei dem Versuch, sich zu retten, im Wasser aus Maschinengewehren und mit Schrapnellen beschossen. Der Vorfall hat sich in Anwesenheit dänischer Torpedobootszerstörer abgespielt, er kann durch überreichliche britische und neutrale Zeugnisse klargestellt werden; der wahre Sachverhalt ist außer Frage. Welchen Wert sollen wir hiernach einer »eingehenden Untersuchung« beimessen, wenn sie von deutschen Behörden ausgeht?

Bei dem letzten in der Verbalnote angeführten Fall — dem »Ruel«-Fall — scheint die Deutsche Regierung die von Seiner Majestät Regierung in ihrer früheren Note gezogenen Schlußfolgerungen völlig mißverstanden zu haben. Die Deutsche Regierung bestreitet, daß das Unterseeboot bei der Zerstörung der »Ruel« etwas Weiteres getan habe, als was, in die Praxis umgesetzt, sie als rechtlich erlaubte Anwendung von Vergeltungsmaßregeln gegen die Unterbindung des deutschen Handels seitens Großbritanniens ansieht. Seiner Majestät Regierung, die in keiner Weise die seitens der Deutschen Regierung angekündigten und verteidigten allgemeinen Grundsätze teilt, fühlt sich zu der Erklärung verpflichtet, daß es nicht diese allgemeinen Grundsätze waren, deren Untersuchung sie von dem vorgeschlagenen Gerichtshof

Digitized by Google

wünschte. Ein Handelsschiff ohne Prüfung, ob es sich um eine rechtmäßige Prise handelt, zu versenken, Passagiere und Mannschaft zu zwingen, ihr Schiff zu verlassen und alle Härten und Gefahren einer Reise in offenen Booten auf stürmischer See zu erleiden, erscheint Seiner Majestät Regierung immer rechtswidrig, oft grausam und mitunter mörderisch. Ein solches Verfahren stellt nichtsdestoweniger das „Hochwasserzeichen" deutscher Menschlichkeit bei der Führung des Unterseebootkrieges dar, und es war nicht deshalb beabsichtigt, den Fall einem Gerichtshof zu unterbreiten, der bestimmt sein sollte, drei gleichzeitige Untaten von besonderer Grausamkeit zu untersuchen. Zu diesen Untaten gehörte die Behandlung, die der „Ruel" zuteil wurde. Sie bestand nicht lediglich darin, daß die Mannschaft gezwungen wurde, sich in die Boote zu begeben, sondern darin, daß auf sie nachher mit Schrapnellen und Gewehren gefeuert wurde. Ein Mann wurde getötet, der Kapitän und sieben Leute wurden schwer verwundet. Es wird sich kaum ein Fall finden lassen, in dem die Menschlichkeitsgebote und Kriegsgesetze grundloser und roher verletzt worden sind. Hinsichtlich dieses Falles wird von der Deutschen Regierung nicht einmal behauptet, daß etwas wie eine „eingehende Untersuchung" oder überhaupt eine Untersuchung eingeleitet worden ist; und wenn auch nach allem, was bereits in dieser Note gesagt worden ist, der Schaden nicht erheblich erscheint, so bietet er doch sicherlich einen Grund mehr, alle diese Fälle einem unparteiischen Gerichtshof zu unterbreiten, wie ihn Seiner Majestät Regierung vorgeschlagen hat.

In der Tat, je mehr man sich mit diesem Vorschlag beschäftigt, desto erwünschter erscheint er. Denn während die Untersuchungen, welche die Deutsche Regierung hinsichtlich der deutschen Gewalttätigkeiten angestellt zu haben behauptet, augenscheinlich wertlos sind, sind ihre Schlüsse in Ansehung des Baralong-Falls nicht nur ganz unvereinbar mit denjenigen, zu denen Seiner Majestät Regierung gelangt ist, sondern sie beruhen auch auf Feststellungen, die unter sich gänzlich voneinander abweichen. Beiläufig darf dazu bemerkt werden, daß der einzige Zeuge, dessen Aussagen die britischen Marinebehörden in der Lage gewesen sind, zu prüfen, nicht einmal auf See war, als sich die Vorgänge abspielten, deren Augenzeuge er gewesen zu sein behauptet.

Unter diesen Umständen erscheint es im höchsten Grade angebracht, daß eine so vollständige und unparteiische Untersuchung der vier zeitlich zusammentreffenden Fälle, um die es sich in dem vorliegenden Schriftwechsel handelt, eingeleitet wird, daß die Welt in die Lage versetzt wird, sich über die deutsche und die britische Kriegsführung ein Urteil zu bilden. Sollte die deutsche Regierung nach Abschluß dieser

Digitized by Google

begrenzten Untersuchung ihre Ausdehnung wünschen, so würde Seiner Majestät Regierung den Vorschlag willkommen heißen.

In der deutschen Note ist noch eine weitere Feststellung enthalten, die zu einer Bemerkung herausfordert. Im vorletzten Absatz wird unter anderem behauptet, daß die Britische Regierung »offenbar den deutschen Unterseebooten gegenüber eine der ersten Regeln des Kriegsrechts, nämlich außer Gefecht gesetzte Feinde zu schonen, nicht mehr innehalten will«.

Die Deutsche Regierung befindet sich in einem Irrtum. Nach Seiner Majestät Regierung Dafürhalten ist zwar die deutsche Art der Führung des Unterseebootkriegs barbarisch und rechtswidrig, auch haben deutsche Seeleute auf Befehl ihrer Regierung offene Städte beschossen, haben unbarmherzig Männer, Frauen und Kinder — neutrale sowohl als kriegführende — ertrinken lassen; endlich hat die deutsche Presse den Taten der deutschen Seeleute lauten Beifall gezollt, niemals aber ist es die Absicht der britischen Admiralität gewesen, diese Taten dadurch zu vergelten, daß »einem außer Gefecht gesetzten Feinde« Pardon verweigert wird. Selbst wenn dies der Fall wäre, würden doch weder die Deutsche Regierung noch das deutsche Volk berechtigten Grund zur Klage haben. Nicht um sich herauszustreichen, weist die Admiralität den Vorwurf zurück. Sie weist ihn zurück, weil er ihrer Meinung nach mit den Überlieferungen des Dienstbetriebes, für den sie verantwortlich ist, unvereinbar ist. Einen sich ergebenden Feind zu vernichten, ist niemals in der britischen Flotte üblich gewesen; sie beabsichtigt auch nicht, ihre Kriegführung nur deswegen zu ändern, weil sie mit Gegnern zu tun hat, deren Ansichten von Ehre und Menschlichkeit von ihrer eigenen verschieden sind.

Schlußwort der Deutschen Regierung zum Baralong-Fall vom 31. Juli 1916.

Die Deutsche Regierung hatte in ihrer Erwiderung auf die Erklärungen der Britischen Regierung zu der deutschen Denkschrift über den Baralong-Fall vom 10. Januar d. J. den Standpunkt eingenommen, daß es für sie im Hinblick auf die empörende Haltung der Britischen Regierung nicht möglich sei, weiter mit ihr über diesen Fall zu verhandeln; sie hatte zu gleicher Zeit angekündigt, daß sie nunmehr selbst die der Herausforderung entsprechenden Vergeltungsmaßregeln treffen werde.

In ihrer letzten Antwort glaubt die Britische Regierung, über den Mord, den der Kapitän und die Mannschaft der Baralong an der wehrlosen Mannschaft eines deutschen Unterseeboots begangen haben,

Digitized by Google

mit dem bloßen Hinweis auf die Unzuverlässigkeit der Aussagen eines Zeugen, dessen Namen sie nicht einmal angibt, hinweggehen zu können; dagegen stützt sie sich für die von ihr mit dem Baralong-Fall in Zusammenhang gebrachten drei Fälle angeblicher, von deutschen Seestreitkräften begangenen Grausamkeiten lediglich auf haltlose Behauptungen, ohne dafür irgendwelches Material beizubringen. Die Deutsche Regierung kann diese Behauptungen auf Grund der eidlichen Aussagen und dienstlichen Meldungen der zur Sache vernommenen Zeugen nur mit Entrüstung zurückweisen. Was aber den Baralong-Fall betrifft, so muß nochmals mit aller Schärfe darauf hingewiesen werden, daß sich die Britische Regierung trotz des ihr mitgeteilten Materials geweigert hat, selbst eine Untersuchung einzuleiten; damit hat sie anerkannt, daß sie es nicht wagen kann, den Fall vor ein Gericht der eigenen Standesgenossen der Beschuldigten zu bringen.

Die Deutsche Regierung hat sich hiernach ihrer Ankündigung entsprechend genötigt gesehen, die Ahndung des ungesühnten Verbrechens selbst in die Hand zu nehmen. Eine Vergeltung der Untaten der britischen Seeleute im Baralong-Fall mit Maßnahmen gleicher Art, etwa durch Erschießung britischer Kriegsgefangenen, hat sie selbstverständlich abgelehnt. Aber die deutschen Luftschiffe werden das englische Volk davon überzeugt haben, daß Deutschland in der Lage ist, die von den Offizieren und den Mannschaften der Baralong begangenen Straftaten nicht ungesühnt zu lassen. Wenn früher die unvermeidliche Gefährdung der Zivilbevölkerung bei Verwendung der deutschen Zeppeline für militärische Zwecke besondere Berücksichtigung fand, so konnten angesichts des Baralong-Mordes solche Rücksichten nicht mehr durchgreifen; England gegenüber wird seitdem die Waffe des Luftschiffes innerhalb der Grenzen des Völkerrechts rücksichtslos ausgenutzt. Bei jedem Luftschiff, das auf London oder auf andere verteidigte oder Anlagen militärischen Charakters enthaltende englische Städte seine zerstörenden Bomben abwirft, soll England sich des Baralong-Falles erinnern.

Deutsche Zeppelinangriffe auf England:

1915: 19. Januar, 14. April, 16. April, 10. Mai, 17. Mai, 27. Mai, 31. Mai, 4. Juni, 6. Juni, 15. Juni, 9. August, 12. August, 17. August, 7. September, 8. September, 11. September, 12. September, 13. September, 13. Oktober.

1916: 31. Januar, 5. März, 31. März, 1. April, 2. April, 4. April, 5. April, 24. April, 25. April, 26. April, 2. Mai, 29. Juli, 31. Juli, 3. August, 8. August, 25. August, 2. September, 23. September, 25. September, 1. Oktober, 27. November.

Digitized by Google

Erklärung.

Die Erteilung gleicher Rechte an die Abiturienten der humanistischen Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen hat in weiten Kreisen zu dem Mißverständnis geführt, als bereiteten diese drei Gattungen höherer Schulen in gleich geeigneter Weise auf sämtliche Studiengebiete vor. Die Folge davon ist, daß in steigendem Maße auch Abiturienten von Oberrealschulen und Realgymnasien sich auf der Universität geisteswissenschaftlichen Fächern zuwenden, für deren gründliches Studium Kenntnis des Lateinischen unentbehrlich, Kenntnis des Griechischen entweder unentbehrlich oder doch höchst erwünscht ist. Der Versuch einer nachträglichen Aneignung dieser Kenntnisse führt, wie die Erfahrung lehrt, in den seltensten Fällen zu befriedigenden Ergebnissen und vermag vor allem diejenige geistige Schulung nicht zu ersetzen, die das humanistische Gymnasium durch jahrelange eingehende Beschäftigung mit den klassischen Sprachen und Literaturen anstrebt. Ohne den Wert der auf Oberrealschulen und Realgymnasien zu erwerbenden Bildung für andere Lebensberufe in Frage zu ziehen, halten wir unterzeichnete Professoren der Leipziger Universität es für unsere Pflicht, öffentlich folgendes zu erklären: Das humanistische Gymnasium gilt uns, abgesehen von seiner großen allgemein erziehlichen Bedeutung, nach wie vor als die beste Vorbereitungsstätte für das Studium der Geisteswissenschaften; in den neuerdings wieder hervortretenden Bestrebungen, durch Abschaffung oder wesentliche Beschränkung des Unterrichts in einer der klassischen Sprachen die Eigenart des humanistischen Gymnasiums zu zerstören, erblicken wir eine Gefahr für die Zukunft unseres deutschen Geisteslebens.

Leipzig, im Januar 1917.

Althaus, Frenzel, Guthe, Haas, Hauck, Ihmels, Kittel, Leipoldt, Paul Reudtorff, Schnedermann, Thieme (Theologie), — Ehrenberg, Jacobi, Koschaker, Mitteis, Schmidt, Siber, Sohm, Wach (Rechtswissenschaft), — Dittrich, Jungmann, Schneider, Spranger, Völkelt, Wirth, Wundt (Philosophie und Pädagogik), — Bethe, Heinze, Lipsius, Martini, Zarncke (Altklassische Philologie), — Conrady, Fischer, Lindner, Steindorff, Stumme, Weißbach, Windisch, Zimmern (Orientalische Philologie), — v. Bahder, Holz, Köster, Mogk, Sievers, Witkowski (Deutsche Philologie), Birch-Hirschfeld, Förster, Weigand (Neuere Philologie), — Brugmann (Indogerman. Sprachwissenschaft), — Brandenburg, Doren, Gardthausen, Götz, Herre, Kötzschke, Kromayer, Salomon, Seeliger, Strieder (Geschichte), — Prüfer, Schering, Schmarsow, Studniczka (Kunstwissenschaften), — Biermann, Stieda (Staatswissenschaften), Professoren an der Universität Leipzig.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien

Der Krieg 1914/17

Werden und Wesen des Weltkriegs, dargestellt in umfassenderen Abhandlungen und kleineren Sonderartikeln

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von

Dietrich Schäfer

Mit vielen Karten, Plänen, Kunstblättern, Textbildern und statistischen Beilagen

Erster Teil, in Leinen gebunden 10 Mark

Die Fortsetzung, deren Umfang und Preis erst später festgesetzt werden können, folgt nach Freigabe durch die Zensur.

Unser neues Werk „Der Krieg 1914/17" soll vom Werden und Wesen des größten aller Kriege eine möglichst vollkommene Anschauung schon jetzt vermitteln. Deshalb sucht das Buch die großen Ereignisse und alles, was sie in ihren Bannkreis gezogen haben, in ihren Entwickelungsreihen zu erfassen und zu sondern, die vielverzweigten Zusammenhänge zu ergründen, die Ergebnisse dieser Arbeit in verständlicher Sprache darzustellen und so ein Bild des Krieges zu bieten, das bei größtem Reichtum an Einzeltatsachen zugleich einen allgemeinen Eindruck gibt. Weit über hundert tiefschürfende Einzelabhandlungen hervorragender Fachmänner aus allen Wissensgebieten, die der Krieg berührt, unterrichten neben zahllosen kleinen Beiträgen über die Geschehnisse und Wandlungen geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Art, belehren über die durch den Krieg bedingten Neuerungen im gesamten Heer- und Marinewesen, über den Umschwung im Wirtschaftsleben der Völker, über die einzelnen Kriegsbegebnisse und die führenden Männer der beteiligten Staaten. — Eingehende und erschöpfende Behandlung wird der Geschichte und Politik der am Kriege beteiligten Länder, der Geographie sämtlicher Kriegsschauplätze und anschließend daran der gesamten Kriegsgeschichte zuteil. Alle Zweige der Kriegstechnik im weitesten Umfang finden ebenso sorgfältige Darstellung wie die Fragen der Welt- und Volkswirtschaft, des Rechts- und Bildungswesens. Was überhaupt das Weltgeschehen, das Kultur- und Geistesleben im Kriege berührt, hat hier, von kundiger Hand geformt, eine Stätte gefunden.

Der Vertiefung der Anschauung kommt in reichstem Maße die bildliche Darstellung zu Hilfe. Neben übersichtlich gezeichneten und sorgfältig in Vielfarbendruck ausgeführten Karten aller Kriegsschauplätze geben bunte und schwarze Tafeln Aufschluß über die modernen Kriegswaffen und Kriegsmittel, Uniformen, Kriegsauszeichnungen usw.

Die Art seiner Beiträge macht das Buch nicht nur zu einem Spiegelbild des Weltkriegs, sondern auch über den Tag hinaus zu einem Führer und Leiter, weil es neue Anschauungen und Werte von Dauer schafft. Seiner Aufgabe, in den Bahnen deutschen Denkens und deutscher Wissenschaft sachlich und unparteiisch zu schildern, wird es vollauf gerecht.

Atlas zum Kriegsschauplatz 1914/17

22 Haupt- und 10 Nebenkarten aus Meyers Konversations-Lexikon
In Umschlag zusammengeheftet **1 Mark 50 Pf.**

Der Europäische Kriegsschauplatz

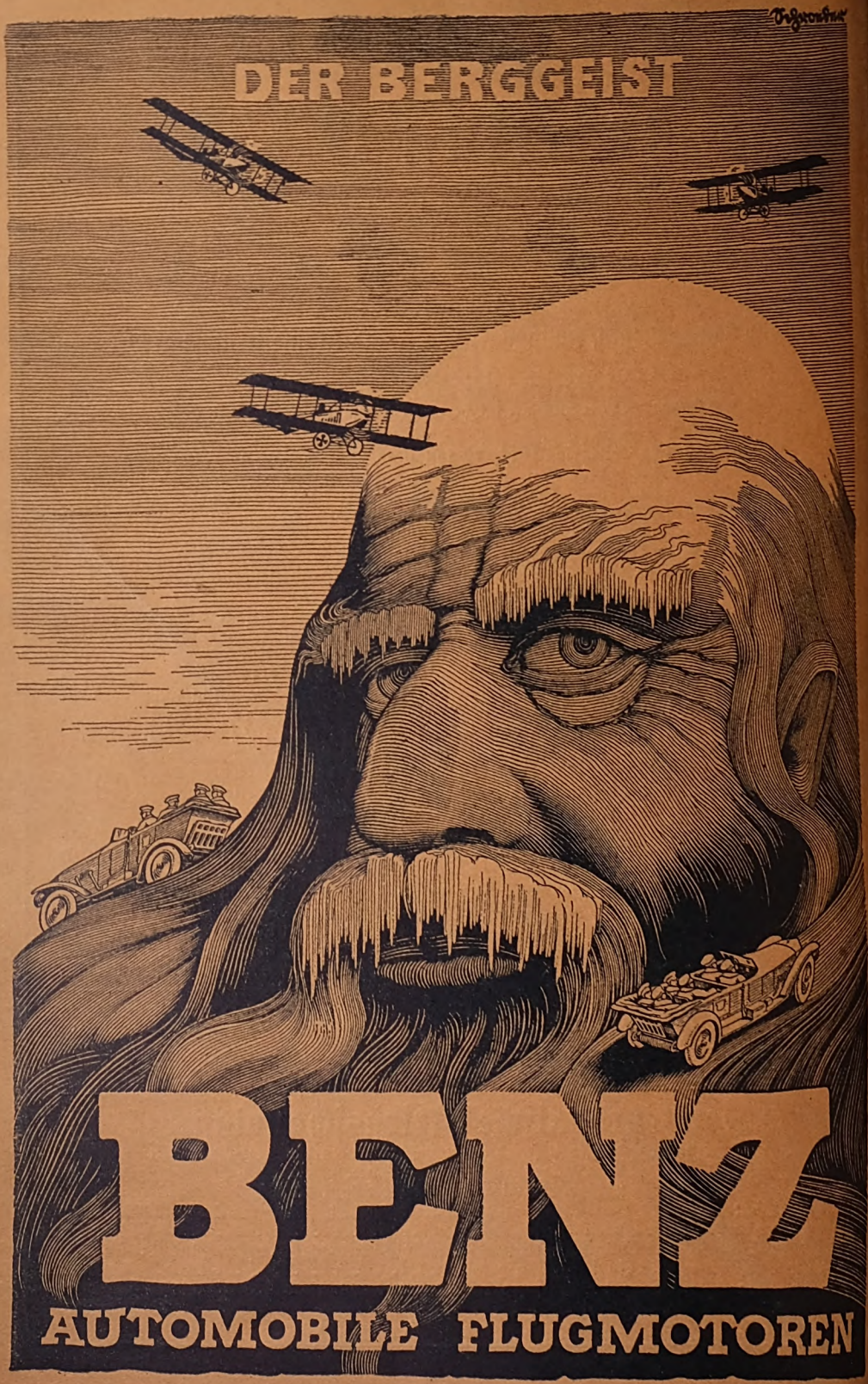
In 3 übersichtlich und in 6 Farben ausgeführten Karten gezeichnet von Kartograph Paul Krauß.
In Umschläge gefalzt zusammen **2 Mark 55 Pf.**

Westlicher Teil: Französisch-belgisch-englisches Kriegsgebiet. Maßstab 1:1500000. Mit 8 Nebenkarten. In Umschlag gefalzt . . . . . **85 Pfennig**

Östlicher Teil: Russisch-rumänisch-griechisch-türkisches Kriegsgebiet. Maßstab 1:1500000 Mit 8 Nebenkarten. In Umschlag gefalzt . . . . . **1 Mark**

Südlicher Teil: Italienisch-österreichisches Kriegsgebiet. Maßstab 1:850000. Mit 3 Nebenkarten. In Umschlag gefalzt . . . . . **70 Pfennig.**

Digitized by Google



Digitized by Google

Offiziersbibliothek
№ 120
P Germ 359.1

Der Vatikan

Mit Beiträgen von

Paul Maria Baumgarten
Hartmann Grisar S. J.
Franz Ehrle S. J.
J. B. Sägmüller
Ignaz Seipel
Philipp Dengel
Heinz Brauweiler
Josef Hofmiller
Josef Sauer
Th. Frhr. von Cramer-Klett

[Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf Seite II]

Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, März 1917
Vierteljahr 4 M — Einzeln 1,50 M

Digitized by Google

Feist-Feldgrau

* im Felde *

Feist-Sektkellerei A.G. Frankfurt a.M.

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Nürnberg	Schwandorf
Bad Kissingen	Hersbruck	Partenkirchen	Straubing
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Erlangen	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg
Fürth	Landshut	Schwabach	

Aktienkapital: 51.000,000 Mark; Pfandbrief-Umlauf: 500.000,000 Mark
Reservefonds: 29.000,000 Mark: Hypotheken-Bestand 510.000,000 Mark

Übernahme von Wertgegenständen in geschlossenem und versiegeltem Zustande als **geschlossene Depots,**

Vermietung von **Schrankfächern (Safes)** verschiedener Größe in den in den **unterirdischen Bankgewölben** eingerichteten **Stahlkammern.**

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
MAY 10 1924
LIBRARY

Der Vatikan.

Es bedurfte bei unserem Ostjudenheft keiner Rechtfertigung, daß von Juden diese ihnen am genauesten bekannten Verhältnisse dargestellt wurden. Hingegen wird es für manche Leser der Rechtfertigung bedürfen, wenn wir Geschichte und Lage des römischen Stuhls in diesem Heft ausschließlich durch Katholiken behandeln lassen. Man hat sich in weiten Kreisen daran gewöhnt, über kirchliche Verhältnisse, insbesondere die des Katholizismus und des orthodoxen Protestantismus, sich nur durch Außenstehende belehren zu lassen, und wir erblicken in diesem Umstand eine der Ursachen jener Zerklüftung, die — wenigstens hinter der Front — auch während der größten gemeinsamen Gefahr nicht beseitigt, durch Berufspolitiker vielfach gefördert wurde. Wenn wir uns fragen, was der Außenstehende von katholischen Dingen erfuhr, was eingehend in der Tagespresse behandelt wurde, so müssen wir antworten: anfangend vom Unfehlbarkeitsstreit nur Streitigkeiten.

Hier nun äußern sich Katholiken über den Vatikan, und wenn den Nichtkatholiken manches befremdet, so möge er nicht vergessen, daß für den Katholiken das Papsttum nicht eine politische, sondern eine religiöse Institution ist. Wir vermögen nicht mit Sicherheit zu beurteilen, wie weit der Papst gegenwärtig italienisch empfindet und wie weit er bei einem Friedensschluß unsere Lebensbedürfnisse mit den Augen des Italieners betrachten würde; für verhängnisvoll würden wir es aber halten, wenn wir unsererseits die römische Frage als politische Frage ansähen, und wenn Nichtkatholiken sich einmischen, urteilen wollten, als ob es sich um den König von Belgien handle. Die römische Frage ist eine Angelegenheit der Katholiken, und was die nichtkatholischen Deutschen tun können, das ist, daß sie sich hinter ihre katholischen Mitbürger stellen, für die die Lage des Papstes seit dem Jahre 1870 und auch in den Zeiten des vermeintlichen Bündnisses mit Italien ein Gegenstand tiefster Sorge und Gewissensbedrückung war und ist. Man begegnet oft dem Gedankengang: mag die Reform des preußischen Landtagswahlrechts zweckmäßig oder unzweckmäßig sein: jedenfalls hängt an ihr das Herz von vielen Tausenden unserer Landsleute, die in diesem Krieg ihr Alles für das Vaterland eingesetzt haben, und aus diesem Grund muß eine Brücke gefunden werden. Es ist vielleicht nicht unbescheiden, wenn die deutschen Katholiken erwarten, daß man die Lage des Papstes mindestens in gleichem Sinne als ihre Herzens-

Digitized by Google

angelegenheit betrachte. Noch sind wir weit entfernt von der Erfüllung des ersten Gebotes politischen Anstands, wonach würdig vorgetragene Ansichten Andersdenkender zur Kenntnis genommen und erwogen werden müssen. Tausende der deutschen Gebildeten urteilen über Alldeutsche und Agrarier ohne je eine Ausgabe der Alldeutschen Blätter und der Deutschen Tageszeitung gelesen zu haben. Es handelt sich hier um einen Begriff des Liberalismus, der mit dem unsrigen von geistiger Freiheit kaum einen Berührungspunkt besitzt. Was wir hier zum ersten Mal in großem Stil versuchen, erscheint als unerhört, muß aber versucht werden, wenn wir aus der Verhetzung herauskommen wollen. Vielfach fehlt es ja nicht an gutem Willen sich kennen zu lernen, sondern an der bequemen Gelegenheit. Die im Felde Stehenden haben längst erkannt, daß eine Gemeinsamkeit bei verschiedenen Überzeugungen möglich und vorhanden ist; sie haben sich kennen gelernt und wollen sich immer besser kennen lernen, der Bildungstrieb der sogenannten unteren Stände zeigt sich als unbegrenzt. Mögen auch die nichtkatholischen Leser im Lande den Beiträgen dieses Heftes schon aus dem Grunde geneigtes Gehör schenken, daß aus ihnen das Innenleben der katholischen Mitbürger besser verstanden werden kann.

Aber unverkennbar ist Stellung und Ansehen des Papstes in der nichtkatholischen Welt während des Kriegs, auch ohne solche Rücksichtnahme auf das katholische Empfinden, außerordentlich gestiegen.

Was Katholiken und Nichtkatholiken gemeinsam dem Papste mindestens zuerkennen, das ist: daß bei ihm, der Millionen treuer Söhne auf beiden Seiten der Kriegsführenden sieht, die Leiden der Menschheit wirklich empfunden, daß sein Gewissen durch das tiefste der vom Weltkrieg aufgewühlten Probleme erschüttert wird: wie verträgt sich das alles mit Christus? Daß diese Frage und nicht weltliche Vorteile auch bei den geistigen Kämpfen der vorangegangenen Zeit die bewegende Frage für den vorigen Pontifikat gewesen ist, können auch wir rückschauend nicht verkennen, die unserem Standpunkt freier Forschung und sozialen Fortschrittes gegenüber seinen Maßnahmen stets unumwundenen Ausdruck gegeben haben. In der Zeit des Weltkriegs wird bei Außenstehenden die Stimmung vorhanden sein, einmal vom Papsttum nicht als einem Gegenstand des Streits, sondern als einen Gegenstand gemeinsamer Verehrung der Katholiken zu hören und in dieser Gemeinsamkeit, die für den Katholiken eine solche der Ewigkeit ist, eine der großen Kräfte der Zeit zu erkennen.

Digitized by Google

Leo XIII. Pius X. Benedikt XV.

Von Paul Maria Baumgarten.

Wie von einem Alpdruck erleichtert atmete Pius IX. auf, als sein Staatssekretär Kardinal Antonelli gestorben war. Der greise Papst hatte wohl nicht mehr den Mut gefunden, den Kardinal zu entlassen und so ertrug er ihn, bis der Tod das Band löste.

Papst, Papsttum, Kurie, Kirche standen vereinsamt, verwaist. Fast aller Orten hatten mächtige Feinde sich wider die Kirche erhoben und am Ende eines beispiellos langen Pontifikates sah der von den Katholiken der ganzen Welt heißgeliebte und hochverehrte Papst nur wenige Lichtpunkte um sich, auf die sein von langem Kämpfen ermüdetes Auge sich richten konnte. Wer sich an jene Tage erinnern kann, wird die tiefe Tragik dieses Menschenschicksals jetzt nach Gewinnung des nötigen Abstandes noch tiefer empfinden, als damals.

Täuscht mich mein Gedächtnis nicht, so verlebte der Erzbischof Joachim Pecci, Bischof von Perugia, Kardinal der Heiligen Römischen Kirche, die letzten 15 bis 18 Monate des Pontifikates Pius' IX. fast ständig in Rom. Im Laufe der Jahre hatte er sich einen erheblichen Einfluß an der Kurie zu sichern gewußt, so daß die Zahl derer, die zu ihm aufblickten, groß, die Zahl der Gleichgestellten, die seinen Geist verehrten und seiner Führung sich willig unterordneten, nicht unerheblich, die Zahl der Neider klein war.

Als die neun Tage der Trauer für den verstorbenen Papst Pius IX. vorbei waren und die Kardinäle ins Konklave zogen, in dem Kardinal Pecci als oberster Gebieter, — war er doch Kämmerer der Heiligen Römischen Kirche, — zu schalten und zu befehlen hatte, da sagten die umstehenden Römer: Ecco il futuro papa, das ist der zukünftige Papst. Einer der dabei stand, hat es mir erzählt und es ist wohl möglich, daß der Camerlengo dieses Geraune und Getuschel gehört und verstanden hat.

Und wenn die Römer das alte Wort fest glauben, daß, wer als Papst ins Konklave zieht, als Kardinal wieder herauskommt, bei Joachim Pecci wurde es zu Schanden. Als Papst zog er hinein und als Papst kehrte er zurück und nannte sich Leo XIII.

Es wäre zu weitgehend, wenn man von dem einsamen Bischofe von Perugia aussagen möchte, daß er sich in den letzten Jahren systematisch auf den Empfang der Tiara vorbereitet habe. Das aber glaube ich vertreten zu können, daß Joachim Pecci den Gedanken, dereinst vielleicht den Stuhl Petri besteigen zu können, in seiner kühlen Art unter-

Digitized by Google

sucht und durchaus nicht als unmöglich beiseite geschoben hat. Der Kardinal war ein geborener Herrscher; aber über was und wen sollte er in dem kleinen Sprengel Perugia herrschen? Sein Geist verlangte nach einem großen Tätigkeitsfelde und da er das nicht fand, nicht finden konnte, so versenkte er sich in seine Bücher, in die Philosophie, in die Theologie, sobald die gewissenhafte Erfüllung der damals noch wesentlich einfacher gelagerten Hirtenpflichten ihm die reichlich bemessene Muße ließ.

Selbst wenn man die viel förmlichere Art des Familienbriefwechsels aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Rechnung stellt, so fällt dem aufmerksamen Beobachter doch auf, daß Joachim Pecci im Ausdrucke der Familienzärtlichkeit von Jugend auf eine gewisse verstandesmäßige Kühle zum Ausdruck gebracht hat, die für sein Sinnen und Denken und Trachten bezeichnend ist. Im wesentlichen stellte er sich auf sich selbst. Anlehnung in der Form der Freundschaft, sei es in der Jugend, sei es im Alter, ist von ihm nicht bekannt geworden, wenn man von vorübergehenden unwesentlichen Hinneigungen absieht. Meines Erachtens unterliegt es gar keinem Zweifel, daß die wärmsten Freundschaftsgefühle, die überhaupt im Leben Leos XIII. aufzuzeigen sind, Kaiser Wilhelm II. gegolten haben. Eine Art väterlicher Freundschaft beseelte den greisen Papst für die jugendliche Gestalt des Hohenzollernkaisers, und es war die größte Tröstung des mehr als Neunzigjährigen, daß Kaiser Wilhelm ihn noch kurz vor seinem Tode zum dritten Male besuchte.

In den großen Fragen der Zeitgeschichte modern denkend und fühlend, war er in Beurteilung der privaten Lebensverhältnisse stets in den Auffassungen und Gewohnheiten seiner jungen Jahre stehen geblieben. Während er unbedenklich Millionen hergab, um die Vaticana zu bereichern, erschienen ihm dreihundert Franken in Gold als eine sehr angemessene Gabe zur Bestreitung der Auslagen einer längeren Hochzeitsreise für ein ihm verwandtes junges Ehepaar.

Das sind Gegensätze, auf die noch keine Lebensbeschreibung hingewiesen hat, die aber ungemein wichtig sind, will man eine ganze Reihe von Erscheinungen in seinem sich verwickelt darstellenden Charakter richtig werten.

Wenn es Leo XIII. im Interesse der Kirche zu liegen schien, konnte er, wie oben angedeutet, unbedenklich große Summen ausgeben. Die Wirkung solcher Ausgaben auf die Öffentlichkeit mußte aber zuvor bei ihm feststehen. Sonst war er, der aus ziemlich engen Verhältnissen des ländlichen Gutsbesitzerlebens stammte, mit dem Gelde recht sparsam.

Digitized by Google

Es gibt eine Reihe von Lebensbeschreibungen, die von des Papstes Eltern als Graf und Gräfin Pecci sprechen. Das ist natürlich unrichtig. Denn die Familie war nicht einmal adlig. Um in die Akademie der vornehmen Kleriker aufgenommen zu werden, mußte der junge Pecci sich erst unter die dodici stelle di Anagni aufnehmen lassen. Die wirklich gräfliche Familie der Pecci von Siena erklärte öffentlich, daß sie es für eine außerordentlich hohe Ehre ansehen würde, wenn sie mit den Peccis von Carpineto irgendwie Verwandtschaft nachweisen könnte. Leider sei das nicht der Fall. Die Neffen Leos XIII. sind Grafen geworden, aber erst, seit der Onkel sie in einem Breve — von dem Rechte eines Souveräns Gebrauch machend — einfach als Grafen anredete, ohne ihnen ein eigenes Diplom ihrer Erhebung zuzustellen. Das hindert aber nicht, gerne anzuerkennen, daß Joachim Pecci seinem ganzen Gefühl und seiner Denkart nach vollendeter Aristokrat war.

Die im Laufe der Jahrhunderte entstandene Zeremonialgesetzgebung des päpstlichen Hofes fand in ihm einen strengen Beobachter, und er sorgte dafür, daß alle sich an diese Zeremonien hielten. Wenn jemand sie aus berechtigten Gründen nicht oder nicht ganz zu erfüllen vermochte, so gab er nur zögernd seine Einwilligung dazu. Man muß diese Stellungnahme des Papstes in diesen rein äußerlichen Fragen richtig verstehen. Von dem Gedanken ausgehend, daß Rechte und Vorrechte dieser Art im Grunde genommen lediglich die Ordnung verbürgen und dem Hoch-, Höher- und Höchststehenden die seiner Stellung zukommende Ehrerbietung gewährleisten sollen, unterwarf er sich selbst dem oft lästigen Gesetz, weil er wollte, daß es die anderen in gleicher Weise tun sollten. Mit einer nicht allen Herrschern eigenen Würde, Ruhe und Sachlichkeit vollführte er die umständlichsten kirchlichen Festhandlungen, so daß sie nicht nur prächtig, sondern auch erbaulich wirkten.

Die lange, hagere Gestalt, die im Alter leicht gebeugt wurde, war in ihrer Gesamterscheinung hoheitsvoll, wenngleich die Einzelheiten der Gesichts- und Kopfbildung den Gesetzen der Schönheit nicht vollauf entsprachen. Das Auge des Papstes war beim Zuhören oft glanzlos und ohne besonderen Ausdruck. Sobald er aber anfing zu reden, sobald er wärmer wurde, dann strahlte ein Licht und Feuer aus ihnen, dann konnte es liebevoll oder beherrschend über den kleinen Kreis oder eine große Versammlung hingleiten, daß jedermann voll und ganz im Banne dieses merkwürdigen, einzigartigen Auges stand. Die Kraft seines Blickes hat schon manchen gebändigt, schon manche kühle Zurückhaltung — oft auf immer — gebrochen.

Digitized by Google

Leo XIII. war ein kluger Diplomat, dessen Zähigkeit ihm bisweilen selbst dann Erfolge brachte, wo man kaum noch auf solche hatte hoffen können. Langsam vorgehend knüpfte er zerrissene Fäden wieder; geduldig harrend, wartete er seine Zeit ab, um einzugreifen; kraftvoll nachstoßend erweiterte er seine Erfolge unter kluger Abwägung der gebotenen Möglichkeiten. Ein gewisser Eigensinn kann dem Papste nicht abgesprochen werden; in die Erscheinung trat er aber nur dann, wenn Leo aus anderen Gründen eine besondere Vorliebe für den Gegenstand der Unterhandlungen hatte.

Fremde Diplomaten rühmten die Leichtigkeit und Glattheit der Unterhandlungen mit diesem Papste; seine Mitarbeiter empfanden die ganze Schwere des Dienstes bei diesem schwer zu befriedigenden Herrn. Man verstehe das dahin, daß Leo auch das Letzte an geistigen wie körperlichen Kräften aus denen herausholte, die zur Mitarbeit herangezogen worden waren. Ein Mann in dieser Stellung und mit dieser ungeheuern geistigen Regsamkeit konnte sich nicht durch Versager aufhalten lassen.

Die Art, wie der preußische Kulturkampf bis zum aditus ad pacem von Leo abgebaut worden ist, erscheint als ebenso kennzeichnend, wie der Leidensweg, den er gehen mußte, weil er Frankreichs Gewalthaber von den Plänen der Loge abziehen wollte. Im ersten Falle fast ausnahmslos klarste Erkenntnis des Gegenstandes und des Zieles, im zweiten Falle liebevolle Voreingenommenheit, die sich gegen Ende seiner Tage fast bis zur Hartnäckigkeit steigerte. So nahe lagen in seiner Natur die Gegensätze bei einander, wie das bei wirklich großen Männern häufiger zu beobachten ist.

Als im Karolinenstreit Bismarck dem Papste das Schiedsrichteramt anbot und seinen Brief an ihn mit der Anrede „Sire" begann, gedachte der Kanzler die ihm nicht liegende Anrede „Euere Heiligkeit" zu umgehen. Leo XIII. begrüßte diese Anrede, die nur Souveränen zusteht, mit unverhohlener Freude, weil sie ihm eine Waffe gegen Italien in die Hand gab. Die — man mag die Sache drehen, wie man will — bisher noch ungeklärte Stellungnahme des Papstes gegenüber einer Aussöhnung mit Italien bedarf noch einer näheren Untersuchung, die man vom Grafen Edoardo Soderini erwarten könnte, wenn derselbe nicht den sehr merkwürdigen Ehrgeiz gehabt hätte, Mitglied der italienischen Kammer zu werden.

Als großer Theoretiker in den welterregenden Fragen sozialer Art ist Leo XIII. von allen Sachverständigen schon zu seinen Lebzeiten voll anerkannt worden. Seine Rundschreiben über eine Reihe von

Digitized by Google

Gegenständen dieser Art sind klassische Erscheinungen sorgfältigster Vorsicht, umfassender Gelehrsamkeit und klarer Entscheidung. Den Katholiken hat er damit Werte an die Hand gegeben, die von ihnen in begeisterter Weise ausgemünzt worden sind zum Nutzen der arbeitenden Klasse. Aber auch Andersgläubige haben sich willig dem Gewichte gebeugt, das Leos Darlegungen auf dem festverankerten Grunde des christlichen Sittengesetzes fußend bei vorurteilslosen Menschen haben mußten.

Weitaus die größte Tat dieses großen Papstes war seine Wiedereinsetzung des heiligen Thomas von Aquin als Völkerlehrer. In Perugia hatte er Zeit und Muße gehabt, sich völlig in des Aquinaten Philosophie und Theologie zu versenken. Und als ihm die Macht zur Verfügung stand, seiner Einschätzung des doctor angelicus allgemeinstes Ansehen in der katholischen theologischen Wissenschaft zu verschaffen, da tat er es mit solchem Nachdruck, daß schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit das Werk als gesichert gelten konnte. Wie klarblickend Leo in dieser Angelegenheit gewesen war, erleben wir eigentlich alle Tage. Nachdem der große Rechtslehrer Ihering seinerzeit den mittelalterlichen Philosophen für sich neu entdeckt hatte, mehren sich von Tag zu Tag die Stimmen der Nichtkatholiken, die auf die unerschöpfliche Fülle dieses Gedankenriesen im Dominikanergewande hinweisen. Sie sind baß erstaunt, daß ein „Scholastiker" so klug, so weltläufig, so gelehrt, vor allem aber so universal ist. Seine Klarheit besticht jeden, der mit ernstem Willen an die Werke des heiligen Thomas herantritt.

Es wäre eine Unterlassungssünde, wollte ich nicht des Papstes als lateinischen Dichters gedenken. Die hohe Vollendung der Form, die leichte, müheloſe Handhabung der Sprache, die eine gewisse persönliche Prägung erkennen läßt, und die stellenweise tiefen Gedankenkreise, die der Dichter verarbeitet, sichern Leo XIII. unter den lateinischen Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts einen der ersten Plätze. Gar mancher ist schon erstaunt gewesen, wie ein Mann von solcher Arbeitsüberbürdung noch dazu hat Zeit finden können. Bis in sein höchstes Alter hinein begleiteten ihn seine Dichtungen.

Wie Pius VII. seinen Kardinal Consalvi zur Seite hatte, so war Kardinal Rampolla del Tindaro der unermüdliche, treue und geschickte Staatssekretär Leos XIII. Freud und Leid hat er mit ihm geteilt und gar manchen Schlag hat der wachsame Diener aufgefangen, der dem Herrn galt. Der Kardinal ragte unter allen Mitarbeitern des Papstes deswegen besonders hervor, weil er in so einzig-

Digitized by Google

artiger Weise in den Gedankenkreis des Papstes eingedrungen war, und deswegen seine Befehle und Anregungen so vorzüglich zur Ausführung bringen konnte.

Die großen Männer aus dem vorigen Jahrhundert hat Leo alle überlebt. Als ihr Senior stand er noch ungebeugt, als man den anderen nach und nach das Grab schaufelte. Er war ihnen ebenbürtig, Mitwelt und Nachwelt feiern ihn in gleicher Weise, weil seine hochragende Gestalt ein Wegweiser zum besseren Leben war.

Als eine Verleberung der Lunge dem Leben Leos XIII. ein Ziel gesetzt hatte, wählten die im Konklave vereinigten Kardinäle den bis dahin fast unbekannten Patriarchen von Venedig, Kardinal Giuseppe Sarto, zum Papste.

Als Pius X. erließ er sein berühmt gewordenes Programm in seinem ersten großen Rundschreiben: Instaurare omnia in Christo, alles in Christo zu erneuern.

Die Welt horchte auf, konnte aber mit diesen Worten nichts anfangen und ging darüber zur Tagesordnung über. Wie sollte auch ein solcher Vorsatz für die auf das Materielle hingerichtete Welt etwas bedeuten! Aber Pius hatte damit ein umfassendes, ein notwendiges, ein tiefeinschneidendes Werk angekündigt und in seiner unauffälligen Art machte er sich daran, es auszuführen.

Als bekannt geworden war, wie sich der Lebensgang des neuen Papstes gestaltet hatte, da hieß es in weiten Kreisen, daß ein „guter Landpfarrer" auf den Stuhl Petri erhoben worden sei. Seine kräftige, hohe Gestalt mit den frisch geröteten Backen und dem guten, lieben Ausdruck im Gesicht, mußte als Beweis für diese Behauptung dienen. Seine anfängliche Scheu und Schüchternheit in den ihm gänzlich ungewohnten Verhältnissen des vatikanischen Hoflebens schien dieses Urteil in gewissem Sinne zu bestätigen. Die ganz Gescheiten sagten: Neun Jahre Kaplan, neun Jahre Pfarrer, neun Jahr Professor und Generalvikar mit Sitz im Domkapitel, neun Jahre Bischof von Mantua, neun Jahre Patriarch von Venedig, — das zeigt, daß er kaum für diese hohe Würde vorbereitet sein kann.

Aber alles dieses und vieles andere, was man redete und schrieb, wurde Lügen gestraft durch des Papstes Handlungen, die in systematischem Zusammenhange auf das von ihm bezeichnete Ziel hinarbeiteten: Instaurare omnia in Christo.

Es ist nicht leicht in kurzen Sätzen die vielgestaltige Tätigkeit des Papstes zu schildern. Vorab sei das Eine ganz ausdrücklich hervor-

Digitized by Google

gehoben, daß eine Reihe ungemein wichtiger Maßnahmen und Neuerungen fast unbemerkt von der großen Welt, nur wenig von den Katholiken hervorgehoben und gewürdigt ins Leben traten. Der Grund hierfür liegt in den Dingen, die die Hirtensorge des Papstes erfaßten. Die Neuordnung von Verwaltung und Kirchenrecht lagen dem Durchschnittsmenschen sowohl bezüglich des Gegenstandes wie seiner ungemein weittragenden Bedeutung für das Leben der Kirche zu fern, als daß sie Aufsehen hätten erregen können. Wer vor dieser Neuordnung kaum einen Schimmer von der Art der Verwaltung der Kirche gehabt hatte, wie konnte er diese selbst nun entsprechend einschätzen?

Gleich der erste Griff des Papstes, die Verbesserung und wissenschaftliche Erforschung des alten Kirchengesanges und Chorals regte die Geister freilich an und auf. Hier stand eine Kunstfrage zur Erörterung und alle ernsten Menschen zollten Pius X. Beifall, als er den Tempel des Herrn von denen reinigte, die mit nicht kirchlicher Musik zweifelhafter Güte — was meistens der Fall war — im Gotteshause herrschen wollten. Die Hinabdrückung der Kirchenmusik zur dienenden Magd der Geheimnisse, die auf dem Altare gefeiert werden, bedeutete für sie höchsten Adel. Es lag dem Papste, der selbst in hohem Grade musikverständig war, natürlich ganz fern, die Meisterwerke von Beethoven und anderen ersten Größen, die in Anlehnung an den Text der heiligen Messe oder anderer kirchlicher Feierlichkeiten mit Recht in höchstem Ansehen stehen, als musikalisch minderwertig zu bezeichnen. Indem er sie vom kirchlichen Gebrauche ausschloß, bezeichnete er sie lediglich als musikalischen Selbstzweck, der nicht zum Dienst und zur Unterordnung unter die Liturgie geeignet sei. Und darin muß ihm jeder, der die hohe Bedeutsamkeit dieser musikalischen Werke einerseits und die strengen Erfordernisse der Liturgie andrerseits kennt, rückhaltlos beipflichten.

Die Erfassung des einzelnen Katholiken in religiöser Beziehung war des Papstes heißes Verlangen, ebenso wie Leo mit allen Fasern seiner großen Seele die heutige Gesellschaft in ihren wichtigsten Lebensäußerungen nachhaltig zu beeinflussen bestrebt gewesen war. Eine herrliche Ergänzung der beiden Pontifikate ist damit zum Ausdruck gebracht und auch der nachdenkliche Nichtkatholik kann sich kaum des Eindruckes erwehren, daß hier eine fast greifbare providentielle Anordnung vorliegt. Auf die Sicherung der Stellung der Kirche und der katholischen Gesellschaft im Streite der sozialen Fragen folgte die Sicherung des Einzelnen im religiösen Innen- und Außenleben.

Da aber der „gute Landpfarrer" aus langer Lebenserfahrung wußte,

Digitized by Google

daß sein Bestreben und sein Werk nur Bestand und Kraft haben würde, wenn er sich der Kinderseele bemächtige, so setzte er dort auch gleich ein. Es erschien jener berühmt gewordene Erlaß der Kongregation, in dem das Alter der Kommunionmündigkeit für die Zukunft als ungefähr mit dem Alter der Beichtmündigkeit zusammenfallend bezeichnet wird. Hoch gingen die Wogen des Unwillens, des Zweifels an der psychologischen Richtigkeit und der Möglichkeit der Ausführung. Berufene und Unberufene meldeten sich zum Wort und mancher Ausdruck ist damals gefallen, der mit der notwendigen Ehrfurcht vor dem Willen des obersten Hirten nur schwer zu vereinbaren war. Heute, nachdem die Bischöfe in aller Ruhe sich mit Rom über die stufenweise Einführung der Maßregel verständigt haben, gibt es niemanden mehr, der nicht die große Torheit des ersten Widerstandes klar erkennen würde. Ebenso gibt es aber auch keinen guten Katholiken mehr, der nicht die noch unübersehbare Bedeutung und Heilsamkeit des Erlasses voll, gern und freudig anerkennen würde. Daß auch die meisten staatlichen Schulbehörden die damit verbundenen schultechnischen Schwierigkeiten mit Wohlwollen lösen helfen zeigt, daß damit eine Neuerung eingeführt ist, die sie für ersprießlich halten, um den christlichen Charakter des Staates zu stärken und zu kräftigen.

Die von Leo XIII. sehr geförderten und in ihrer Bedeutung für das innere Leben der Kirche voll erkannten eucharistischen Kongresse erfuhren unter Pius X. eine wahrhaft großartige Ausgestaltung. Die kaum zu übertreffende Zusammenkunft der ganzen katholischen Welt auf dem Wiener eucharistischen Kongreß bedeutet den Höhepunkt dieser Verehrung des Gottesmenschen unter der Gestalt des Brotes. Im Anschluß an diese Bewegung, deren elementarer Kraft immer weitere Kreise zugänglich werden, wurden so zahlreiche andere Maßnahmen, Vereine usw. zur Verehrung der Eucharistie ins Leben gerufen, daß Pius X. mit Recht den Namen des eucharistischen Papstes führt.

Die Seelsorge in ihrer Vielgestaltigkeit, die am drohendsten als Großstadtseelsorge beim Mangel an Kirchen und Priestern auftritt, nahm des Papstes dauernde Fürsorge und Anteilnahme in Anspruch. Das Buch von Heinrich Swoboda über die Großstadtseelsorge, das auch jeder Soziologe lesen müßte, gab ihm die nötigen Daten an die Hand, um helfend und ratend einzugreifen. Was er auf diesem Gebiete getan und mit den größten Geldopfern geleistet hat, bedürfte einer ausführlichen Darstellung.

Was Leo XIII. begonnen setzte Pius auf dem Gebiete der Vertiefung und Verbesserung der theologischen Studien des heranwachsenden

Digitized by Google

Klerus fort. Selbst vor scharfen Schritten schreckte er nicht zurück, wenn sich die Notwendigkeit dazu fühlbar machte. Von dem Gedanken ausgehend, daß der Seelsorger der Gemeinde wegen, nicht die Gemeinde des Pfarrers wegen da sei, änderte er in logischer Weise die Versetzungs- und Absetzungsmöglichkeiten der selbständigen Seelsorgsgeistlichen. Die geschichtlich gewordenen Erschwerungen der freien Beichtvaterwahl für Ordensleute, die oft und oft zu Seelennot geführt haben, beseitigte er mit einem Federstriche und warf damit eine ganze Reihe von „Privilegien" über den Haufen, die aus einer anderen Zeit und einer anderen Auffassung heraus geboren waren. Ich könnte in der Anführung anderer in diesen Abschnitt gehöriger Maßregeln noch eine Weile fortfahren, wollte ich den Gegenstand erschöpfen. Es mag genügen, diese Proben gegeben zu haben, die in schlüssigster Weise dartun, wie bedeutsam und wichtig diese Seite der Tätigkeit des Papstes Pius X. gewesen ist.

Die Verwaltung der katholischen Kirche von ihrem römischen Mittelpunkte aus ist mehr als es bei anderen großen und größten Verwaltungen auf dieser Erde der Fall war, das Erzeugnis eines langsamen geschichtlichen Werdeganges, bei dem nicht immer die strenge Folgerichtigkeit, sondern des öfteren die Zufälligkeiten der Zeitverhältnisse oder Machtfragen Pate gestanden sind. Daraus ist es herzuleiten, daß nach und nach eine Reihe von Einrichtungen und Bestimmungen ins Leben getreten waren, die unter- und miteinander im Wettbewerb standen und den Mißbrauch nicht ausschlossen. Nimmt man hinzu, daß die Grenzen zwischen Rechtspflege und Verwaltungstätigkeit bei manchen der Behörden fließende waren, so begreift man den lebhaftesten Wunsch vieler Päpste und weitester katholischer Kreise nach einer völligen Neuordnung der Verwaltung und nach scharfer Aussonderung der Rechtspflege durch besondere Gerichtshöfe.

Das sind moderne Forderungen, die man als selbstverständlich ansieht. Die Kirche empfand die Richtigkeit dieser scharfen Trennung lange bevor der moderne Staat auch nur einem solchen Gedanken Raum gegeben hatte. Zeuge dessen sind die verschiedenen Versuche und Anläufe, die sich mit einer reformatio Curiae in capite et membris befaßten. Da aber die Aufgabe in jedem Staate wesentlich leichter zu lösen ist und war, als wie in dem höchst verwickelten Verwaltungsorganismus der katholischen Kirche, so sind die Versuche der Neuordnung nie über Teilergebnisse hinausgelangt.

Pius X., der die kirchliche Verwaltungstätigkeit auf allen Stufen der geistlichen Laufbahn gründlich kennen gelernt hatte, übernahm

Digitized by Google

die Bürde des Pontifikates — und für ihn war es eine schwere Bürde — mit dem festen Willen in Verwaltung und Rechtspflege einerseits und in den kirchlichen Rechtsnormen andererseits eine solch gründliche Ordnung zu schaffen, daß die kirchlichen Verhältnisse in Zukunft an Zuverlässigkeit, modernem Rechtsempfinden, Ausnützung der besten Erfahrungen und Schnelligkeit des Betriebes von keiner staatlichen Organisation übertroffen werden sollten. Nach den Lehren der Vergangenheit zu urteilen, konnte man ihm kaum ein sicheres und schnelles Ergebnis in Aussicht stellen. Ja, viele klugen Männer zweifelten an der Ausführbarkeit des Riesenplanes.

Der „gute Landpfarrer" ließ jedem seine Meinung, machte sich aber an die Arbeit. Einerseits sollte die gesamte Kurialverwaltung neugeordnet und die strengste Scheidung von Rechtspflege und Verwaltung eingeführt werden, andrerseits sollte das bisherige Gesetzbuch der katholischen Kirche einer völlig modernen Umarbeitung unterzogen werden. Dabei mußten veraltete Rechtssätze fallen, neue den Zeiten entsprechende aufgestellt und die Riesenmasse der Bestimmungen in ein systematisch geordnetes, modernes Gesetzbuch umgegossen werden.

Beides hat der nimmer rastende Papst erreicht und sich damit ein Denkmal gesetzt, das ihn für alle Zeiten unter die Reihen der wirklich hervorragenden Päpste einreiht.

Das ist eine Feststellung, die zwar jeder Geschichtsforscher und jeder Rechtskundige gern und mit Freuden anerkennt, die aber für die weitesten Kreise überraschend sein wird. Den Grund dafür habe ich oben schon angegeben: Er ist in den dem Alltagsmenschen so fremden Gegenständen der päpstlichen Betätigung zu suchen. Aber Benedikt XV. hat jüngst in einer feierlichen Konsistorialansprache dieses Urteil so ausdrücklich bestätigt, daß an dessen Richtigkeit gar kein Zweifel mehr möglich ist.

Aus allerkleinsten Verhältnissen entsprossen, hat Pius X. den üblen Nepotismus vergangener Tage mit einer Schärfe und einem Erfolge von sich gewiesen, die ihm die Hochachtung der ganzen Welt eingetragen haben. Seine Verwandten sind geblieben, was sie waren, Postvorsteher, Bauern, Kleinkrämer usw. Mit lächerlich unbedeutenden Summen machte er ihnen gelegentlich eine Freude, ermöglichte ihnen eine Reise nach Rom oder sonstwohin, beteiligte er sich an bedeutsamen Familienfesten. Für die sachgemäße, zweckentsprechende Erziehung der Neffen und Nichten war er väterlich besorgt und sein rührender Familiensinn hielt jeder Prüfung stand. Die drei Schwestern, die ihn jahrzehntelang betreut hatten, folgten ihm nach Rom,

Digitized by Google

wo sie ein bescheidenes aber auskömmliches otium cum dignitate für sich vorbereitet fanden.

Für selbständige und rasche Entschließungen hatte der Papst ein großes Verständnis. Seine Herzensgüte verleitete ihn oft in Privataudienzen Gnaden zu gewähren, gegen die die betreffenden Kongregationen hintendrein Einspruch erhoben. Lachend pflegte er dann zu sagen, daß die päpstliche Allgewalt in Gnadenverleihungen durch die Kongregationen wirksam eingezäunt werde.

Mehr als einmal ist es vorgekommen, daß er sich Besuchern gegenüber im Vertrauen auf ihr Takt- und Schicklichkeitsgefühl in der Beurteilung von Personen und Dingen frei gehen ließ, und hintendrein durch den öffentlichen Gebrauch seiner Äußerungen in empfindliche Verlegenheiten gebracht wurde. Daß einer der peinlichsten Vorgänge dieser Art ein paar deutschen Kampfhähnen zur Last gelegt werden muß, hat damals die weitesten Kreise in Deutschland mit tiefer Beschämung erfüllt. Diese Männer sind aber jetzt zu vollkommenster Bedeutungslosigkeit verurteilt. Und das von Rechtswegen!

Die Stellungnahme des Papstes in der deutschen Gewerkschaftsfrage, in Angelegenheiten des Zusammenschlusses der italienischen Katholiken, in der Anwendung des non expedit und in der Duldung von ausgesprochen katholischen Abgeordneten in der italienischen Kammer erinnert an heiße Kämpfe und harte Fehden. Der Wellenschlag dieser Ereignisse ging zuweilen sehr hoch und zeitigte Worte, Vorsätze und Äußerungen, die nach eingetretener Beruhigung lebhaft bedauert wurden, am meisten wohl von ihren Urhebern.

Wie jeder hochstehende Machthaber war auch Pius X. von den Berichten und Mitteilungen abhängig, die ihm zugingen. Man kann nun nicht sagen, daß die Brille, durch die die Menschen seiner Umgebung die Ereignisse ansahen, immer blank und gut geputzt gewesen sei. Die geschichtliche Wahrheit verlangt die ausdrückliche Feststellung, daß der Papst mehr als einmal in höchst einseitiger Weise von denen unterrichtet worden ist, deren Pflicht es gewesen wäre, nach objektiver, völlig erschöpfender Berichterstattung zu streben. Maßnahmen, die auf solcher Berichterstattung aufgebaut wurden, waren darum von Anfang an sehr umstritten. Und wenn Pius hinterdrein mit dem wahren Sachverhalt bekannt gemacht wurde, dann war er so schmerzerfüllt, daß Tränen in seine Augen traten.

Es ist durchaus anzunehmen, daß diese einseitigen Berichterstatter in gutem Glauben handelten. Trotzdem ist es aber mit großer Freude begrüßt worden, als sie kalt gestellt wurden. Der Keil, der von ver-

Digitized by Google

stiegenen Idealisten künstlich in die katholischen Organisationen hineingetrieben worden ist, konnte rechtzeitig wieder herausgezogen werden, bevor dauerndes Unglück geschehen war.

Einmal erzählte mir Pius X., daß er auf der Schule auch deutschen Unterricht genossen habe, da damals die Österreicher noch in Venetien herrschten. Sein Lehrer habe Geckerle geheißen und seine deutschen Schönschreibhefte habe er noch sorgfältig verwahrt. Vom praktischen Gebrauch der deutschen Sprache sei natürlich keine Rede mehr, aber den Sinn nicht allzu schwerer deutscher Prosa könne er entziffern. Eine große Hochachtung vor deutschem Wesen und deutscher Ordnung beseelte den Papst, und wenn nicht die leidigen „Unverantwortlichen" zusammen mit einzelnen „Verantwortlichen" mit allen Mitteln dagegen gearbeitet hätten, so hätten die deutschen Katholiken unschwer eine Stellung an der Kurie erlangen können, die man, an der Spärlichkeit ihres Einflusses in der Vergangenheit gemessen, als eine glänzende hätte bezeichnen dürfen.

Der Papst und sein erster Ratgeber waren zu Beginn des Pontifikates Neulinge in der großen Politik. Die Seele der diplomatischen Arbeit war der Unterstaatssekretär della Chiesa, ein Mann aus der Schule Leos XIII. und Rampollas. So lange er in seiner Stellung blieb, wurden die fremden Diplomaten wenigstens mit den wichtigsten Dingen bekannt gemacht. Späterhin trat eine solche Zurückrückhaltung ein, daß man aus dem Staatssekretär fast nichts mehr herausholen konnte. Ob das Absicht oder natürliche Anlage war, vermag ich nicht zu entscheiden. Tatsache ist, daß die Diplomaten — und diese Klage habe ich mehr als einmal aus ihrem Munde gehört — gelegentlich daran verzweifelten, unter solchen Verhältnissen gedeihlich wirken zu können.

Das folgenschwerste diplomatische Werk dieses Pontifikates war die endgültige Auseinandersetzung mit Frankreich. Sie führte zu dem lange vorausgesehenen Bruch, zur Abreise des französischen Botschafters, zur Auflösung der Nuntiatur in Paris und zum automatischen Fall des Konkordates und aller Vorrechte und Bewilligungen deren sich bis dahin Regierung und Staatsoberhaupt Frankreichs zu erfreuen gehabt hatten. Der Papst war wieder Herr in seinem französischen Hause und konnte unbehindert durch die Regierung die Bischöfe ernennen und alles anordnen, was ihm gut und heilsam erschien.

Freilich, dieses französische Haus war aber vorher so ausgeplündert worden, daß nicht viel mehr als die nackten Wände übrig geblieben waren. Aber mit festestem Gottvertrauen ermunterte Pius die fran-

Digitized by Google

zösischen Katholiken zum Ausharren und half selbst, so viel er nur konnte. Und in all dem Leid und Kummer war es für den greisen Papst doch eine große Freude, als er bald darauf eine große Reihe von Bischöfen gemeinschaftlich in St. Peter konsekrieren konnte, Bischöfe, die er selbst ohne jede Bevormundung durch die Regierung ausgesucht hatte.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel so schlug die Veröffentlichung des umfangreichen Aktenstückes über den Modernismus in die ganze gebildete Welt ein. Ein Meisterwerk theologischen Scharfsinnes und glänzendster Analyse der modernen Bestrebungen, die auf langsame, fast unmerkliche Untergrabung des depositum fidei, der Glaubenshinterlage, abzielten. Auch die gelehrte Theologenwelt war überrascht über die Offenbarung, wie Professor Kiefl im Hochland ausdrücklich feststellte.

Was man auch darüber und dagegen gesagt und geschrieben hat, der Papst hat Recht behalten, der Modernismus war da, war so da, wie ihn das Rundschreiben geschildert und entlarvt hatte, und damit hatte Pius X. seine Eigenschaft als Hirt und Wächter seiner Herde auf das glänzendste erwiesen.

Er war sich bewußt, daß nur äußerste Strenge dieses schleichende Übel ausrotten konnte, und so erließ er jene ganz ungewohnt strengen Bestimmungen, an die man sich erinnern wird, und die sogar zu einer umfangreichen Aussprache in mehreren Kammern Deutschlands geführt haben. Daß diese Maßregeln ihr Ziel in unglaublich kurzer Zeit erreichten, wissen wir. Der Modernismus ist tot, soweit Katholiken in Frage kommen, und damit verfallen eine Reihe von Bestimmungen dagegen nach und nach der Nichtanwendung, wie das gleichfalls schon festzustellen ist.

Gegenüber dem Ansturme fast ungezählter Freunde des Modernismus, die auch mit Drohungen nicht sparten, ist der Papst fest geblieben, weil er es für seine amtliche Pflicht hielt, dieser Gefahr mit allen Mitteln zu begegnen. Daß man, rückwärts schauend, ein Eingehen auf die besonderen Eigentümlichkeiten der einzelnen Länder bei dieser Frage für möglich und auch für nützlich erklären kann, wodurch vielleicht eine Anzahl Reibungen ausgeblieben wären, sei nur nebenbei erwähnt.

Gerade der Umstand, daß Pius X. den Modernismus tödlich traf, hat ihn in den „Kreisen von Bildung und Besitz" so ungemein unbeliebt gemacht. Daß man aber einen Mann, der im Vatikan der Gemäldesammlung ein neues glänzendes Heim bereitet hat, der alle

Digitized by Google

Ansprüche des Pater Ehrle für die kostspieligen Umbauten in der Vaticana restlos befriedigte, der die typographia polyglotta der Propaganda durch Überführung in die ganz modern ausgestaltete vatikanische Druckerei vor dem sicheren Untergange bewahrte, der im vatikanischen Palast erhebliche bauliche Veränderungen aus sozialen Rücksichten vornahm und seinen Beamten und der Dienerschaft Wohnungen errichtete, die hygienisch und sonst kaum übertroffen werden können, der für alles Gute und Brauchbare der modernen Kultur eine besondere Vorliebe bezeigte, der die obenangeführten Riesenwerke der Verwaltungs- und Justizreform ausführte, — daß man diesen Mann einen „rückständigen mittelalterlichen Fanatiker" nennen durfte, erweist nur, daß Abneigung, ja Haß völlige Blindheit erzeugen.

An gebrochenem Herzen ist Pius X. gestorben, als er sah, daß er die Furien des Weltkrieges nicht bannen konnte. Es ist noch nicht an der Zeit aufzudecken, was er alles getan hat, um den Frieden zu erhalten. Mit ihm haben wir einen guten und großen Mann begraben.

In illo tempore hat ein Zweig der genuesischen Familie der della Chiesa sich in der Mark Brandenburg angesiedelt, ist dort zu hohen Ehren gelangt und hat sich mit dem Hohenzollernhause verschwägert. Diese längst vergessene Tatsache wurde ausgegraben, als ein Giacomo della Chiesa, Kardinal der Heiligen Römischen Kirche und Erzbischof von Bologna, im wilden Kriegswetter in der Sixtinischen Kapelle als Nachfolger Pius' X. zum Papste gewählt wurde. Diese Wahl hat manche vorher klug und geschickt aufgemachte Rechnung durchstrichen, hat kleine, aber rührige Gruppen von Unruhestiftern glatt aus dem Sattel gehoben und die ersehnte Ruhe in weite Kreise zurückgeführt.

Ich glaube die Wesenheit des jetzt regierenden Papstes am besten zu kennzeichnen, wenn ich von ihm aussage, daß der Diplomat in ihm stets vom treubesorgten Seelenhirten begleitet war. Auf beiden Gebieten hat er große Erfolge zu verzeichnen gehabt, bevor ein höherer Wille ihn der Diplomatie entzog und als Erzbischof von Bologna ganz der pastoralen Tätigkeit überwies.

Kein Staatshandbuch verzeichnet ihn als Kardinal; denn nur einige Monate trennten die Wahl zum Papste von seiner Erhebung zum Kardinal und in diesen Zwischenraum fiel keine Veröffentlichung dieser Art. An sich ist es eine große Seltenheit, daß ein kaum ernannter Kardinal gleich Papst wird. Aber da die Bedrängnis der Zeiten einen Mann an der Spitze der Kirche verlangte, der dem

Digitized by Google

Sturme gewachsen sei, so einigte sich die Mehrheit der Kardinäle schnell auf seinen Namen, dessen Träger allen durch seine jahrzehntelange Tätigkeit an der Kurie wohlbekannt war. Kaiser Wilhelm hat ihm bei seiner letzten Anwesenheit in Rom persönlich das Großkreuz des Kronenordens überreicht, als der damalige Unterstaatssekretär ihm bei einem Festmahle in der preußischen Gesandtschaft vorgestellt wurde. Die beiden großen Männer sind sich also nicht fremd.

Bei seiner, wie er selbst des öfteren betont hatte, äußerst geringen diplomatischen Veranlagung, hätte sich der seelengute Papst Pius X. den ungeheuern Erfordernissen des Weltkrieges gegenüber in einer gewissen Hilflosigkeit befunden. Er wäre naturgemäß, wie es sein hohes Amt erforderte, im denkbar idealsten Sinne neutral geblieben. Aber die zahllosen anderen Fragen, deren wohl nur ein geschulter und kluger Diplomat Herr werden konnte, wären vielleicht zu einer Quelle von Mißverständnissen oder Irrungen geworden. Eine feste Stütze fehlte ihm und so war es für ihn eine Erlösung aus unsagbarer Seelenqual als Gott ihn zu sich rief. Seine stark geschwächte Gesundheit hatte zudem seine früher so eiserne Arbeitskraft auf einen kleinen Bruchteil herabgemindert.

Als der gerade gewählte Papst Benedikt XV. von der inneren Loggia von St. Peter aus die Urbs und den Orbis segnete, schien es mir, als ob aus seiner klaren Stimme der Vorsatz herausleuchte, alles zu tun, was den begonnenen Krieg abkürzen könne. Er hoch oben umgeben vom heiligen Kollegium und den Konklavebeamten, und wir unten im kühlen Schatten der Petrusbasilika ahnten nicht, daß mehrere Jahre seines Pontifikates vergehen würden, und der Krieg noch nicht zu Ende sein werde. Wer hätte auch damals denken können, daß mehr als fünfzig Völker aller Farben und jeglichen Glaubens bis hinab zu Kannibalen gegen die Mittelmächte aufgeboten werden müßten, um sie selbst dann noch nicht besiegen zu können?

Deutschland und Österreich-Ungarn strebten darnach, dem Papste alle jene Nachrichten zu unterbreiten, die ihm die Bildung eines sachlichen, unabhängigen Urteils im Widerstreit der Meinungen ermöglichen könnten. Diese Mächte haben es nie versucht, den Papst von seiner Neutralität abzudrängen, ihn gewissermaßen auf ihre Seite zu ziehen, eine Verurteilung ihrer Feinde durch ihn herbeizuführen. Sie haben seine Stellungnahme von vorneherein voll verstanden und gewürdigt; sie haben sich gegen alle Anschuldigungen von feindlicher Seite tapfer und mit Erfolg gewehrt; sie haben alle seine hochherzigen Anregungen stets mit dem größten

Digitized by Google

Entgegenkommen geprüft und ihnen, wenn es nur irgend möglich war, gerne und schnell stattgegeben, und sie sind dem Papste in aufrichtiger Dankbarkeit verbunden, daß er mehrere ihrer Wünsche mit seiner Tätigkeit und seinem so hohen Ansehen gefördert und zum guten Ende geführt hat.

Das Gleiche läßt sich von unseren Gegnern nicht sagen. In unablässigem Ansturme wollten sie die Neutralität des Papstes untergraben, um seine überragende Autorität als scharfes Kampfmittel gegen uns zu benutzen. Großbritannien, das sich sonst um den Heiligen Stuhl in amtlicher Weise keinen Deut gekümmert hatte, entsandte katholische Gesandte an die Kurie, die zusammen mit den belgischen Vertretern im Vatikan in oft lärmender Weise ein Verdammungsurteil der Mittelmächte zu erringen versuchten. Je ein englischer und belgischer Gesandter sind darüber zu Fall gekommen. Und wenn ihre Nachfolger auch in der Form zwar etwas gesitteter geworden sind, so haben sie ihre Anstrengungen nach dieser Richtung hin nicht verringert.

Der Panzer strengster Neutralität war aber so fest, daß bei Benedikt XV. alle Versuche, ihn in den Krieg hineinzuziehen, abprallten. Diesen harten, diesen täglichen Kampf kämpft er nun schon seit vielen, vielen Monaten. Die Anforderungen, die an seine Klugheit, seine Geistesgegenwart, seine Vorsicht und Gerechtigkeit gestellt werden, sind geradezu aufreibender Natur. Dabei mußte er Drohungen über sich ergehen lassen, die ihn bitter schmerzen. Gewisse katholische Kreise Frankreichs waren über die Weigerung des Papstes, die Mittelmächte ausdrücklich und öffentlich zu verdammen, so erbost, daß sie an die Wiedererweckung der petite Église, an ein Schisma, an eine verstärkte Auflage des Gallikanismus, an alle möglichen Formen der Schädigung der Kirche in Frankreich dachten. So sehr er diese Drohungen verabscheute und mißbilligte, Benedikt XV. blieb ganz unerschütterlich und wies alle die laut oder leise erhobenen Forderungen zur Preisgabe seiner Neutralität mit der größten Bestimmtheit und Festigkeit zurück.

Ich kann hier nicht alles aufzählen, was der Papst zu Gunsten der Kriegs- und Zivilgefangenen, der Verwundeten und Vermißten, der Witwen und Waisen selbst getan oder angeregt hat. Vieles davon ist noch gar nicht oder nur zum Teil in die Öffentlichkeit gedrungen. Sein ganzes Sinnen und Trachten ist auf die Charitas Christi gerichtet; er will helfen, raten, beistehen, unterstützen, vereinigen, ausgleichen. Er will den Frieden schaffen und den Völkern die Ruhe zurückgeben.

Digitized by Google

Wenn er aber auch fieberhaft arbeitet, so geschieht nichts, aber auch gar nichts, was er nicht vorher auf das Eingehendste überlegt und geprüft hätte. Aller Phantastik, auch wenn sie die liebenswertesten Unterlagen hätte, ist er abhold. Was nicht jetzt wenigstens eine gewisse Wahrscheinlichkeit des Erfolges bietet, weist er ab und legt es für spätere, bessere Zeiten zurück. Er ist durch und durch Realpolitiker, der mit den jeweils gegebenen Größen rechnet. Das sichert ihm seine Erfolge und vermehrt damit das Ansehen seiner Person und seines Amtes.

Man darf wohl sagen, daß dieser Papst durch das, was er in Sachen dieses Krieges tat, durch das, was er unterließ, durch das, was er anregte, durch das, was er abwies, mehr zur Hebung der Stellung des Apostolischen Stuhles getan hat, als die Arbeit vieler vorausgegangener Jahrzehnte fertig gebracht hat. Das ist ein großes Wort; ich schreibe es aber mit voller Überlegung nieder und bin als Historiker jeder Zeit bereit, den eingehenden Beweis dafür zu erbringen. Obschon, wie mir scheint, nicht alle Worte oder Handlungen des Papstes uns und unserer Regierung immer bequem gewesen sind und der Natur der Sache nach sein konnten, so besitzen wir doch genügende Objektivität, um die Gründe zu würdigen, die Benedikt XV. bei diesen Dingen geleitet haben. Und gerade darin unterscheiden wir uns von unseren Gegnern, daß wir solche Vorkommnisse in aller Ruhe hinnehmen, ohne dem Papste insgeheim oder öffentlich zu grollen.

Es ist von allen klardenkenden Menschen, auch wenn sie grundsätzlich Gegner der Bestrebungen der katholischen Kirche sein sollten, anerkannt worden, daß die Stellung, die der Krieg dem Papste geschaffen hat, für ihn unerträglich ist. Wir Katholiken wußten das schon seit dem 20. September 1870. Wenn wir jedoch in regelmäßiger Wiederkehr darauf hinwiesen, wurden wir verhöhnt, wurde uns der Vorwurf entgegengeschleudert, wir wollten den Dreibund zerstören, wurden wir als lästige Klageweiber in der breitesten Öffentlichkeit heruntergezogen.

Wie haben sich glücklicherweise die Ansichten über diesen Punkt im Weltkriege verändert! Wir Katholiken sind von Herzen dankbar dafür, daß auch ausgesprochene Gegner des Papsttumes der Wahrheit die Ehre gegeben haben, wenn sie bekannten: So lange es ein Papsttum gibt, das für ein Drittel aller deutschen Staatsbürger eine verehrungswürdige Einrichtung ist, kann man verlangen, daß diesem eine Stellung geschaffen werde, die seiner Bedeutung entspricht. Und

Digitized by Google

da der Krieg gezeigt hat, daß es diese Stellung nicht hat, so muß dafür gesorgt werden, daß das anders wird.

Die einfache nackte Tatsache, daß die Kurie mit allen ihren Einrichtungen ganz in die Hand und den guten Willen der Italiener gegeben ist, zeigt, daß es so nicht weiter gehen kann. Die bisherige einseitige Ordnung dessen, was der Papst tun und lassen darf, durch Italien ist etwas, das auch dem Nichtkatholiken als unerträglich erscheinen muß. An anderer Stelle dieses Heftes wird von berufener Feder dargelegt werden, wie die Dinge im einzelnen liegen. Ich kann mich darum auf diese kurzen Andeutungen beschränken. Es sei nur noch bemerkt, daß man es nicht unternehmen möge, etwas zu Gunsten des Heiligen Stuhles in die Wege zu leiten, was nicht Benedikt XV. selbst als wünschenswert bezeichnet haben wird. Er muß gerade in dieser Angelegenheit auf so viele Dinge Rücksicht nehmen, daß es ganz verfehlt, wenn auch herzlich gut gemeint wäre, ihm etwa Wohltaten aufdrängen zu wollen, die er nicht als solche ansehen kann.

Eine persönliche Erinnerung möchte ich hier einflechten. Bei meinen ausgedehnten Reisen an der West- und Ostfront habe ich mit unseren hervorragendsten Heerführern mich über die römische Frage unterhalten können. Die Veranlassung dazu war jedesmal dadurch gegeben, daß einer, der seit mehr als fünfundzwanzig Jahren in Rom lebte, in das militärische Getriebe als Gast hineinschneite und Red und Antwort über diese Dinge stehen konnte. Überall und zwar ganz ausnahmslos fand ich vollstes Verständnis für die schwere Lage des Papstes und hörte warme Wünsche für eine Verbesserung derselben durch den Krieg und als Folge desselben. Das sind Erfahrungen, deren Wert man nicht hoch genug einschätzen kann, und die zeigen, wie allgemein die Empfindung ist, daß hier eingegriffen werden muß. Die Ereignisse, die sich noch jüngst in der Ewigen Stadt abgespielt haben, dürften auch die bisher völlig abseits Stehenden darüber belehrt haben, daß der Papst nicht frei ist, obschon seine Gefängniswärter, die Italiener, es behaupten.

Wie Pius X. unbekümmert um die Kosten Kirchen in großer Anzahl baute, wo die Seelsorgenot schreiend war, so sorgt Benedikt XV. gleich unbekümmert um die dadurch entstehenden Riesenauslagen für die Verwundeten, Gefangenen, Vermißten, Hinterbliebenen, Witwen und Waisen. Er weiß und ist fest davon überzeugt, daß die Katholiken des Erdkreises ihn nicht im Stiche lassen werden. Er ist, wie seine Vorgänger, lediglich auf die freiwilligen Gaben derselben in der Gestalt des Peterspfennigs angewiesen. Andere Mittel besitzt der

Digitized by Google

Heilige Stuhl nicht, was immer auch in der törichtesten Weise von der Loge über die „Schätze und ungeheuern Reichtümer" der Kurie gefabelt wird. Ging man doch so weit, daß man die im Vatikan befindlichen Kunstwerke auf ihren „Marktwert" abschätzte, viele Dutzende von Millionen herausrechnete und dann sagte: Seht, solche Riesenreichtümer besitzt der Papst! Als ob das nicht alles Lasten, große Lasten wären, deren Hut und Bewahrung alljährlich große Summen erfordert!

Nun ist es ungemein erfreulich, sagen zu können, daß die Katholiken Deutschlands trotz der ungeheuern Anforderungen, die der Krieg an sie stellt, ihren gemeinschaftlichen Vater in Rom nicht vergessen haben. Durch eine außerordentliche Spende, eine Art Wehrbeitrag, haben sie das in so glänzender Weise bekundet, daß kein anderes Land auch nur ähnliches hat aufweisen können. Damit haben sie zum Ausdruck bringen wollen, daß sie, neben den Lasten, die sie sonst zu tragen haben, sich auch in dieser schweren Zeit voll bewußt sind, daß sie ihren Anteil an den Kosten der allgemeinen Verwaltung der Kirche von ihrem Mittelpunkte aus jetzt erst recht und ausgiebig beisteuern müssen. Der Papst schreibt keine Steuern aus, hat keinen Gerichtsvollzieher, der die Säumigen mahnen würde, er macht keinem einen Vorwurf, der nie einen Heller zum Peterspfennig beiträgt, er rechnet nur auf die freiwilligen Gaben. Die nimmt er aber gern und freudig entgegen, weil sie es ihm ermöglichen, so unendlich viel Leid zu lindern und so viele Tränen zu trocknen.

Daß Benedikt XV. ein guter Haushalter ist, wußten wir schon von seiner musterhaften Verwaltung der mensa episcopalis von Bologna her. Daß diese Überlieferungen von ihm auch in der Verwaltung des Peterspfennigs zum Ausdruck gekommen sind, lassen alle Nachrichten, die mir darüber zukommen sind, klar erkennen.

Eine ganze Reihe von Einrichtungen und Vorschriften für den höfischen Verkehr waren von Pius X. ausdrücklich oder stillschweigend geändert oder abgeschafft worden. Hierin richtet sich jeder Papst so ein, wie es ihm bequem und gut erscheint. Denn alles das sind keine unveränderlichen Gesetze, an deren Aufrechterhaltung etwa wesentliche Interessen der Kirche hängen würden. Da aber trotzdem das Herkommen und seine Beobachtung für viele Dinge und Personen eine gewisse Bedeutung hat, so ist es in Rom angenehm empfunden worden, daß Benedikt XV. eine Reihe von früheren Vorschriften wieder in Kraft gesetzt hat. Er ging dabei unzweifelhaft von dem Gedanken aus, daß derartiges auch in gewissem Sinne einen Schutz

Digitized by Google

bedeuten kann, nicht bedeuten muß. Auch waren ihm dahingehende Wünsche zahlreicher Mitglieder des päpstlichen Hofstaates bekannt geworden und, soweit er deren Berechtigung anerkannte, hat er sie gern erfüllt. Im übrigen ist es selbstverständlich, daß ein Mann aus der Schule Leos XIII. eher nach der streng geregelten Seite dieses Papstes, als nach der wesentlich formloseren seines unmittelbaren Vorgängers hinneigt.

Die Erwähnung dieser, an sich betrachtet, kleinen Angelegenheit war notwendig, weil damit eine Kennzeichnung des Papstes gegeben wird, die auch auf die Erledigung der Geschäfte zurückstrahlt. Wie schon erwähnt, liebte es Pius X. in Privataudienzen Gnaden zu gewähren, die eigentlich ordnungsgemäß durch die Behörden der Kurie hätten besorgt werden müssen. Mit diesem Brauche hat Benedikt XV. völlig gebrochen. Nur in eiligen Angelegenheiten gibt er eine für den Augenblick genügende Erlaubnis und verweist den Bittsteller für die endgiltige Regelung derselben an die zuständige Kongregation. Der frühere Zustand war für den Bittsteller bequemer, der jetzige ist für den Geschäftsgang der sicherere und verhindert zudem etwaige Mißbräuche.

Wer je vor Benedikt XV. gestanden ist und ihm eine wichtige Angelegenheit vorgetragen hat, der wird gleich mir den Eindruck mitgenommen haben, daß der Verstand des Papstes die Bedeutung der Sache blitzschnell erfaßt, und er in der Lage ist, sofort klare, wohlbegründete Meinungsäußerungen abzugeben. Da gibt es kein Zögern; Zug um Zug enthüllt er seine Ansicht, trefflicher findet er die Vorteile wie die Nachteile heraus und zusammenfassend bekommt man ein überraschend vollständiges und doch knappes Schlußurteil zu hören. Der Papst ist kein Freund von langen Reden. Er weiß, daß seine Zeit stets vollbesetzt ist und daß er damit haushalten muß. Er setzt als Papst damit übrigens nur fort was er als Unterstaatssekretär und Erzbischof immer geübt hat.

Spricht Benedikt XV. in der Öffentlichkeit, so kann man immer darauf rechnen, daß neben einer übersichtlichen Ordnung der Gedanken eine runde, wohltuend empfundene Form hergeht. Daß in dem zarten Körper eine so kräftige Stimme wohnen könne, hätten wohl die Meisten nicht gedacht. Als er aber nach seiner Wahl die große, feierliche Segensformel nach St. Peter hinuntersang, da konnte man hören, daß er die ganze Basilika mit seiner Stimme würde ausfüllen können. Davon konnten wir uns alle überzeugen, als er im Winter 1914 nach St. Peter kam, um, umgeben von mehreren Zehntausend

Digitized by Google

von Römern und Fremden, zum ersten Male das von ihm verfaßte herrliche Friedensgebet zum Himmel emporzusenden.

Wenngleich wohl die Körperkräfte des Papstes begrenzte sind, so haben diejenigen nicht recht, die nach seinem Aussehen schließen, daß er schwankender Gesundheit sein müsse. Dem ist nicht so. Alle seine Organe sind gesund und erhebliche Krankheiten hat er keine durchgemacht. Schon im dritten Jahre seines Pontifikates stehend ist er, Gott sei Dank, bisher noch nicht krank, ja nicht einmal ernstlich unwohl gewesen. In unseren schrecklichen Zeiten ist es für die Katholiken eine große und besondere Beruhigung, daß sie wissen, daß ihr oberster Hirte jederzeit über alle seine körperlichen und infolgedessen auch über seine scharfen geistigen Kräfte verfügen kann.

Im Äußeren ist der Papst der vollendetste Gegensatz zu seinem Vorgänger. Dieser, kräftig und schwer gebaut mit rundem wohlgefärbtem Gesicht, schritt leicht und elastisch aus, wenn ihn die ererbte Gicht nicht plagte. Der leise Anklang an den Tonfall und die Aussprache der Menschen aus dem Venetianischen mischte sich mit der wohlklingenden Stimme, die im allgemeinen besondere Modulationen vermied. Eine ruhige Arm- oder Handbewegung begleitete die fließende Rede, während das gute Auge über die Zuhörer hinstrich. An Pius X. gemessen ist Benedikt XV. klein. Sein ausnehmend ausdrucksvolles römisches Profil fällt dem Beobachter gleich auf. Von jedem Dialektanklang in Tonfall und Wortwahl völlig frei dringt die Rede mit einer gewissen herzlichen Eindringlichkeit auf den Hörer ein und nimmt ihn gefangen. In der Unterhaltung kennzeichnet eine maßvolle Lebhaftigkeit die geistige Regsamkeit und Beweglichkeit des Papstes. Die Pontifikalgewänder, wenn sie auch nicht gerade drückend wirken, lassen die Gestalt des Papstes nicht in derselben Weise hervortreten, wie es bei seinem Vorgänger und bei Leo XIII. der Fall war.

Nachdem Benedikt XV. schnell seinen Staatssekretär durch den Tod verloren hatte, ernannte er den Kardinal Gasparri zu dessen Nachfolger. Das ist der Mann, dessen hohes Lob er im letzten Konsistorium gesungen hat, als er der Welt die Fertigstellung des Codex juris Canonici Pii Papae decimi ankündigte. Kardinal Gasparri hat den schier unausführbar erscheinenden Auftrag des Papstes Pius X. angenommen, hat unter ständiger Fühlungnahme mit seinem Auftraggeber in entsagungsvollster, schwerster Arbeit den Codex gefördert und schließlich auch zum Abschluß gebracht, so daß er die hohe Auszeichnung wohl verdiente, die sein Herr und Gebieter ihm vor kurzem vor der ganzen Welt zuteil werden ließ.

Digitized by Google

Als Diplomat hat Kardinal Gasparri des Papstes hochherzige Arbeit im Kriege mit allen Mitteln unterstützt und in den ungemein schwierigen Lagen, in die der Heilige Stuhl hineingeriet, mit Takt, Festigkeit und Umsicht die Interessen der Kirche und des Heiligen Stuhles wahrgenommen und beschützt. An ihm hat der Papst eine wirkliche Stütze, wie er auch andrerseits mit der größten Hingebung an dem Papst hängt.

Von einer Politik des Kardinals Gasparri zu sprechen, wie das gelegentlich von „Eingeweihten" geschehen ist, erscheint deswegen so töricht, weil man nur Benedikt XV. oberflächlich zu kennen braucht, um das für ganz unmöglich zu halten. Der Papst macht seine eigene Politik und Kardinal Gasparri ist der vorbereitende und ausführende Arm. Wer wie der Pontifex gewissermaßen im Dienste der kurialen Politik ergraut ist, braucht keinen Gehilfen, der für ihn oder gar unabhängig von ihm die Politik der Kurie gestalte. Das muß man sich in der Beurteilung aller wichtigen Fragen vor Augen halten, wenn man den Maßstab für die Dinge nicht verlieren will.

Unter Leo XIII. waren Anläufe gemacht worden, um im Laufe der Jahre langsam die Jurisdiktionsbezirke der Kirche zu vermehren. Mehr auf dem Gebiete der Missionen wie auf demjenigen der kirchlichen Provinzen bewegte sich diese Tätigkeit des Papstes.

Pius X. hat in wahrhaft großzügiger Weise auf der ganzen Welt die großen Jurisdiktionsbezirke durch sachgemäße Teilung verkleinert, eine eingehendere pastorale Betreuung der Schäflein dadurch ermöglicht und die Kraft der Kirche verstärkt und gehoben. Durch die Loslösung ungeheuerer Länderstrecken von der Propaganda hat er eine Anzahl Reiche zu Provinzen des apostolischen Stuhles erhoben und sie damit zu vollberechtigten, von jeder Vormundschaft befreiten, selbständigen kirchen Gebilden gemacht. Dieser Schritt war hochbedeutsam und gab damit diesen Ländern eine Freiheit, nach der sie sich lange gesehnt hatten.

Bei der scharfen Erfassung aller kirchlichen Probleme war es selbstverständlich, daß Benedikt XV. diese Arbeit fortsetzte. Wenn der Weltkrieg nicht so manches behindern würde, so wären die Ergebnisse auf diesem Gebiete auch schon längst sehr viel größere.

Die Arbeit der Konsolidierung der kurialen Verwaltung, die Pius X. so glücklich begonnen hatte, erfuhr durch seinen Nachfolger in mehrfacher Hinsicht eine ungemein wichtige und bedeutsame Erweiterung. Daß die Aufsicht über die Priesterseminare Italiens der Konsistorialkongregation entzogen und anderweitig geregelt wurde, muß unter

Digitized by Google

diesen Dingen als besonders glücklicher Griff bezeichnet werden. Die Beweggründe dafür brauche ich hier nicht auseinanderzusetzen.

Am Schlusse dieser kurzen Kennzeichnung der drei Männer, die seit vierzig Jahren auf dem Stuhle Petri saßen oder sitzen, mag es mir vergönnt sein, darauf hinzuweisen, daß der Heilige Stuhl in diesen Jahrzehnten zu wiederholten Malen als Schiedsrichter zwischen den Völkern angerufen worden ist. Seine Entscheidungen haben in allen Fällen ein so ausgezeichnetes Ergebnis gehabt, daß alle Beteiligten ihre vollste Zufriedenheit und Dankbarkeit zum Ausdruck gebracht haben.

Da Präsident Wilson sich uns als Friedensvermittler aufdrängen wollte, aber bald durch die Macht der englischen Fesseln unser Gegner wurde, so tritt derjenige, der sich bisher in so unvergleichlicher Weise als wirklicher Friedensfürst gezeigt hat, mehr und mehr in den Vordergrund, um eine Anbahnung von Friedensgedanken in die Wege zu leiten. Gewiß, wie wollen unseren Frieden mit unseren Feinden selbständig schließen. Wir haben das sowohl wie auch unsere Friedensbereitwilligkeit deutlich genug ausgesprochen und müssen daran festhalten. Das hindert aber nicht, daß wir im gegebenen Augenblick gerne die Vermittlung des Papstes Benedikt XV. annehmen. Ein Mann wie er vermag gar viel, wenn er seine hohe moralische Autorität in die Wagschale wirft. Und man glaube nur ja nicht, daß der Papst etwas unternehmen würde, was dem klugen und erfahrenen Beobachter der Kriegsverhältnisse als unzeitig erscheinen müßte. Auf Wilsons philosophische ziemlich krause Friedensrede ist kein Echo von Rom erschollen, ein Zeichen, daß Benedikt XV. diese Kundgebung sofort als das einschätzte, was sie wert war. Sobald aber wirkliche Aussichten auf einen Erfolg winken werden, dann werden wir auch des Papstes Stimme deutlich und klar vernehmen. Daß *wir* dann gerne mit dem Papste ins Einvernehmen treten werden, geht aus unserer allgemeinen Bereitwilligkeit zum Friedensschluß hervor, und weil wir davon durchdrungen sind, daß nur wahre Gerechtigkeitsliebe die Handlungen des Papstes bestimmt und leitet.

Dieser Tag, der die Feinde an den Verhandlungstisch zwingen wird, wird im Leben Benedikts XV. der glücklichste sein, weil sein ganzes Sinnen und Trachten nur diesem einen Ziele gegolten hat. Daß die Morgenröte dieses Tages bald heraufziehen möge, das walte Gott!

Digitized by Google

Die historischen Grundlagen der päpstlichen Macht.

Von Universitätsprofessor H. Grisar S. J. (Innsbruck).

Auf alter tiefgelegter Grundlage ruhend erhob sich der Bau des Papsttums schon vor mehr als tausend Jahren zu mächtiger weltumspannender Höhe. Die vom Glauben der Völker anerkannten Pfeiler trugen damals bereits ein Dach, das Millionen christlicher Gewissen unter sich barg von den spanischen Felsen an den Gestaden des Ozeans bis zu den südlichen Grenzen der russischen Ebene und von den Katarakten des Nil bis zum äußersten britannischen Norden und zu den Küsten von Schweden und Jütland. Kein Staat der Weltgeschichte kann mit dem Papsttum seine Ursprünge vergleichen, sei es an Alter, sei es im Hinblick auf die Bedeutung der Umstände des Entstehens.

Vor mehr als tausend Jahren lag die päpstliche Gewalt in den Händen eines vornehmen Römers, eines Mannes von hoher Bildung und edler Gestalt, Nikolaus I. (858—867), dem die Geschichte den Titel der Große zuerkannt hat. Er hatte sich klassische wie kirchliche und rechtliche Kenntnisse in reichem Maße von Jugend auf in dem römischen Patriarchium angeeignet, in jener Schule des Lateran, über der damals noch der goldene Schimmer der Studien des Zeitalters Karls des Großen schwebte. Ein Schriftsteller aus seinen Zeitgenossen vergleicht ihn, wegen seines machtvollen Waltens an der Spitze der christlichen Völker und im Kampfe gegen die Großen, ja die Größesten der Welt mit Papst Gregor I. und mit dem Propheten Elias (Regino von Prüm, Mon. Germ. hist. SS. 1 p. 579). Trotz der ihn umringenden Gefahren und trotz des Verrates feiler Prälaten hielt er an den Pflichten und Rechten des geistlichen Primates von Rom fest, den er mit seinen Vorgängern aus der Übertragung der kirchlichen Vollgewalt von Petrus ableitete. Während der neun Jahre seiner Regierung mußte er den tiefgehenden Streit durchführen mit dem ehrgeizigen und mächtigen Erzbischof von Ravenna, die Opposition brechen, die von einem mit dem fränkischen Königtum eng verbundenen hochbegabten und eigenmächtigen Metropoliten Hinkmar von Reims ausging, vor allem aber in die Schranken treten gegen den gelehrten aber herrschsüchtigen Photius, den Eindringling auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel und gegen die hinter ihm stehende dem alten Rom mißgünstige Macht des byzantinischen Kaiserreiches. Überall erntete seine Kraft und Weisheit glänzende Erfolge. Die Grundsätze von dem dem Papste übertragenen Schutz der Sittlichkeit und des Rechtes fanden zu seiner Zeit ein frohes Echo bei den Gläubigen.

Digitized by Google

Die Kirche zumal in Italien und dem noch jungen Kirchenstaate erstarkte, die Franken schlossen sich enger an das von Rom ausströmende Leben an, die Byzantiner wurden, wenigstens noch zu seinen Lebzeiten, von dem verhängnisvollen Schritte zum Schisma zurückgehalten. Für die Gesittung der neu in die Kirche eintretenden Völker arbeitete er unverdrossen. Er hieß die Slavenapostel Cyrill und Method zur Belehrung nach Rom kommen. Er breitete väterlich schützend und fördernd die Hände über das Bulgarenvolk aus, als es nach Übernahme des katholischen Glaubens in der Wiege der Kultur war; er empfing und unterrichtete Gesandte desselben; er knüpfte gegenüber den byzantinischen Ansprüchen auf den Anschluß der Bulgaren an den Osten (das erinnert an die in unseren Tagen von Rußland vergeblich gesuchte Vorherrschaft) ihre Verbindung mit dem Abendlande und unserer christlichen Kultur an. Auf ihr Begehren schickte er ihnen Männer für die Predigt, und umständlich antwortete er ihnen in einem berühmten noch erhaltenen Schreiben Ad consulta Bulgarorum in 106 Kapiteln auf die an ihn gestellten Fragen über vielerlei Rechts- und Moralverhältnisse (Jaffé Reg. rom. pontiff[2] n. 2812). Das Dokument ist ein Muster religiöser, sozialer und politischer Erziehungskunst und zeichnet sich insbesondere auch dadurch aus, daß der Papst neben dem allgemein herrschenden römisch-byzantinischen Rechte, entsprechend den besonderen Bedürfnissen des werdenden Bulgarenreiches, auch das langobardisch-fränkische Recht zur Entscheidung der Fragen als Maßstab anlegt. Er scheint nach den neuen Nachweisen von Max Conrat (Neues Archiv 36, 1911 S. 719 ff.) als Gesetz, nach dem sich das Volk einrichten sollte, nicht wie man glaubte, den justinianischen Kodex, sondern das sog. langobardische Edikt mit den für das langobardische Italien herübergenommenen Kapitularien Karls des Großen gesandt zu haben. Jedenfalls nahm er damals eine der markantesten Loslösungen vom allgemeinen Rechte zu Gunsten der neuen Volksrechte vor. Das Papsttum war nicht von dem Fanatismus eingenommen, der ihm oft bei Erörterung der Grundlagen seiner Macht zugeschrieben wird, die Welt nach dem Schema des alten Rom zu ordnen, sie zu „verrömern". In ähnlicher Weise wurden von Nikolaus verständnisvolle Bestrebungen gehandhabt zur Pflege der christlichen Kultur bei den Angelsachsen, bei den Dänen, bei den Westgoten in Spanien, bei den von den Arabern bedrängten Christen in Afrika und so fort. Er konnte bereits Rom als christliche Weltstadt bezeichnen, in der Tausende den Schutz des heiligen Petrus und ihre Zuflucht suchten (Jaffé n. 2796

Digitized by Google

ad Michaelem imperatorem; Mansi 14, p. 207; Hergenröther, Photius 1, S. 574).

Die unermüdliche vom Geiste Christi getragene universelle Tätigkeit großer Nachfolger Petri in der universellen Kirche bildete einen mächtigen Hebel zur Entstehung der hohen Machtstellung der Päpste im späteren Mittelalter. Nikolaus I. war ein glücklicher Wegebereiter dieser Macht. Man darf aber nicht von bloß zufälligem Glück gegenüber Schwächlingen von Fürsten und Völkern reden, wie es geschehen, oder von dem „seltenen Glück seinen hierarchischen Ehrgeiz stets befriedigen zu können", wie es ein verspäteter Nachzügler der verlebten Ehrgeiztheorie neuerlich getan hat (Heinrich Böhmer in der protest.-theologischen „Realenzyklopädie"[3], 14 S. 70).

Nicht die Herrschsucht der sogenannten Priesterkaste hat die mittelalterliche Papstmacht geschaffen, sondern ein aus höherem Berufe und höheren Vollmachten hervorquellendes opfervolles Ringen um die Verwirklichung sittlicher, wahrhaft christlicher Ideale im Leben der Völker. Das war die Signatur der Lebensarbeit eines Nikolaus, den die dankbare Kirche wegen seiner hohen persönlichen Tugenden, seiner selbstlosen Demut und Nächstenliebe zu ihren Heiligen rechnet. Das war auch die Signatur der Vorbilder, die ihm vorangingen, und der Angesehensten, die ihm gefolgt sind, wiewohl in der Gesamtreihe der Päpste auch trübe sittliche Schatten durchaus nicht fehlen und wiewohl irdische Ziele öfter ihren Weg verdunkeln. Wie viele andere, so hatte auch Nikolaus der Große die bittersten Leiden durchzukämpfen und nicht Ehre und Herrschaftslohn, sondern Unbilden und Verfolgung zu übernehmen, namentlich beim Widerstande gegen sittenlose, von Willkürgelüsten regierte Regenten.

König Lothar von Lothringen hatte in dieses Papstes Jahren seine rechtmäßige Gemahlin verstoßen, um öffentlich mit einer Buhlerin zu leben. Furchtlos führte Nikolaus gegen den gekrönten Ehebrecher den Kampf für das Recht der Sitte, für die Ehre der unglücklichen Königin durch, wiewohl hohe Bischöfe des Reiches Lothars sich drohend gegen den Papst an Lothars Seite stellten. Als die Künste weltlicher Politik die Festigkeit des römischen Oberhirten nicht erschüttern konnten, brach der Bruder Lothars, der Kaiser Ludwig II. mit einem Heere in Rom ein. Seine Horden mißhandelten Priester und Laien, zerbrachen Kreuze und Fahnen und belagerten zwei Tage und zwei Nächte den Papst, der sich in die Kirche von St. Peter geflüchtet hatte, dort ohne Speise und Trank weilte, und bereit war eher zu sterben, als das Ehegesetz, den Lebenspuls der christlichen Familie, preiszugeben. Und

Digitized by Google

schließlich siegte er in seinem Streite, wie andere Päpste bei ähnlichen Eheverletzungen über Fürsten gesiegt haben, wie Gregor V. über König Robert, Urban II. über König Philipp von Frankreich, Innozenz III. über König Philipp August, um nur diese zu nennen. Mußten aber nicht solche Siege dem Papsttum eine gewaltige Grundlage der Macht leihen? Klein erschienen die Potentaten gegenüber der moralischen Größe des christlichen Rom, wenn die Päpste in solchen Fällen sprachen wie Innozenz III. gegenüber dem letztgenannten König: „Wir werden fortfahren auf dem königlichen Wege zu gehen, ohne uns weder zur Rechten noch zur Linken zu neigen, richtend ohne Ansehen der Person, weil Gott selbst die Person nicht ansieht."

Von dem Ausgangspunkt, den wir mit dem Pontifikat Nikolaus I. gewählt haben, also von der Zeit vor Schluß des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung, begeben wir uns nun zunächst rückwärts, den Anfängen des Papsttums zu, und nachher vorwärts mit einem Überblicke bis in die Neuzeit. Der rückwärts angetretene Gang wird zeigen, wie neben den durch die persönliche Größe und Tätigkeit vieler Päpste gelegten Grundlagen des Ansehens andere historische Grundlagen liegen bis hinab zu dem historischen Hauptfundamente, das ist zu den heiligen Urkunden der eigentlichen Berechtigung des Primates.

Wir begegnen rückwärts gehend, indem wir einstweilen die Gründung des Kirchenstaates noch außer Acht lassen, hohen Papstgestalten, die den engen Bund des römischen Sitzes mit der hoffnungsvollsten Macht des Westens, den Frankenländern, flechten und damit die Kultur des Abendlandes und zugleich den eigenen Einfluß auf festeren Boden stellen, Leo III. und Hadrian I., den Freunden Karls des Großen, weiter zurück, Stephan II., Zacharias, Gregor III. und II., den Päpsten, unter denen die weltliche Fürstenmacht des Papsttums heranzuwachsen beginnt, früher aber, an der Scheide des 6. und 7. Jahrhunderts, der ehrwürdigen Person Gregor I. des Großen († 604), den man den größesten aller Päpste genannt hat wegen seiner wunderbaren Vereinigung von persönlichen liebenswürdigen Tugenden mit den Gaben des Staatsmannes im besten altrömischen Stile und mit der Willensgröße eines christlichen Imperators. Gregor I. hatte, ergriffen von glühendem Schmerz über das unter dem Einfall der Langobarden zusammensinkende Italien, seine Staatsämter und die Welt verlassen, hatte aus dem großen Latifundienreichtum seiner senatorischen Familie sieben Klöster gegründet und war dann selbst Mönch in seinem Kloster auf dem römischen Cölius geworden. Jedoch der Ruf der Kirche führte

Digitized by Google

ihn wider Willen auf die große Weltbühne. Die Völker, die den Boden des römischen Reiches besetzt hatten, darunter namentlich die grimmigen, teils heidnischen teils arianischen Langobarden in Italien, warteten der Pflege seines Papstamtes, der geistlichen Obsorge seiner Bischöfe, Priester und Mönche. Gegenüber den Langobarden mußte Gregor zuerst aber die altersschwachen Mauern Roms durch Handhabung der Verteidigung aufrecht halten. Er suchte in Italien für den oströmischen Gebieter des Landes, den Kaiser zu Konstantinopel, zu retten was immer noch vor dem langobardischen Schwert zu retten war. Ein allzuwenig bekannter Lichtpunkt in seiner Geschichte ist der Tag, da er dem die Stadt Rom belagernden Langobardenkönig Agilulf mutig und hoheitsvoll an den Stufen der damals noch nicht von den Stadtmauern umgebenen Peterskirche entgegentrat und ihn, ein zweiter Papst Leo vor Attila, durch sein hohepriesterliches Wort zur Umkehr bestimmte (Prosperi Continuator Havniensis in den Mon. Germ. hist. SS. antiq. 9, p. 339, ein fast noch zeitgenössischer Bericht von 649). Gegenüber Byzanz, dem er die Hälfte Italiens bewahrte, wußte er nichtsdestoweniger die geistliche Stellung des Primates Petri über die Kirche in Zusammenstößen mit dem Kaiser Mauritius zu verteidigen; aber noch heißer tritt er für die Rechte der Demut und der liebevollen Rücksicht auf die Mitbrüder ein gegen den hoffärtigen byzantinischen Hofpatriarchen Johann den Faster mit seinem angemaßten Titel „ökumenischer Patriarch". Die Reste der alten Häresien des Arianismus, des Donatismus, des Monophysitismus beseitigte er mit weiser kraftvoller Hand. Er lehrte die Bischöfe und auch gelegentlich die germanischen Könige regieren. In seinen religiösen Schriften voll väterlich-innigen Geistes eröffnete er dem Mittelalter einen unversieglichen Quell der Erbauung und Lehre — keine anderen Schriften wurden in den Klöstern so häufig abgeschrieben wie die seinigen. Das Mönchtum des heil. Benedikt erhob er durch seine fürsorglichen gesetzlichen Anordnungen zu einem der Hierarchie eng angegliederten und lebensvollen Organ kirchlicher und völkerbildender Arbeit, und wie er der Vater der Mönche wurde, so wurde er auch der Vater, oder besser der Erneuerer der Liturgie und der kirchlichen Tonkunst. Seine reiche Briefsammlung, die von den Monumenta Germ. hist. wegen ihrer Beziehungen zur frühdeutschen Geschichte ganz herausgegeben wurde, eröffnet dem Auge des Historikers zum erstenmale in der Papstreihe den Einblick in die Regierung des alten Papsttums bis in alle kleinen Züge; von der Korrespondenz der früheren Päpste ist nur sehr wenig gerettet. Dieses sogenannte Re-

Digitized by Google

gistrum Gregors I., von emsigen Mönchshänden oft vervielfältigt, verewigte zum Gebrauch der Päpste und der Bischöfe das fromme Beispiel des allwaltenden Papstes, und hielt die Mühen des fast immer kranken Mannes für die großen Ziele der Menschheit den Nachlebenden vor; es zeigte ihn tätig auch für das Kleine im Reiche der geistigen und irdischen Wohlfahrt, bis herab auf den Rechtsschutz für die ihn anflehende Witwe und für die Unterstützung von notleidenden Christen im fernen Osten, die von der schon reich gewordenen römischen Kirche mitzuzehren wünschten.

Als eine Grundlage der Papstgewalt lernt man bei diesem Mönchspapste sozusagen greifbar die übernatürliche Triebkraft der christlichen Religiosität kennen. Mit dieser Triebkraft der Entsagung und der Liebe haben die durch den heiligen Gregor gebildeten Bischöfe und Mönche im Abendlande, als rechter Arm des Papsttums, Wunder der Zivilisation geschaffen.

Weiter rückwärts eilend kommen wir an Männern wie Pelagius I., Symmachus, Gelasius I. vorüber, antike Gestalten, deren römischer Geist geadelt ist von den christlichen Prinzipien der Regierung. Es fesselt die Erscheinung Leos I. des Großen (440—461), des Retters Italiens vor Attila und Beschützers Roms gegen Geiserich. Der heil. Leo war eine gewaltige Schutzmauer gegen byzantinische Glaubenstyrannei, ein erleuchteter Kirchenvater, ein in feierlicher Rede einherschreitender Prediger. Vor ihm wirkten Sixtus III. und Cölestin I., ferner weiter zurück neben anderen an der Schwelle des fünften Jahrhunderts Innozenz I., auf der Höhe des vierten Papst Damasus I. und gegen dessen Mitte Julius I., jeder in seiner Sonderart und je nach den Zeitverhältnissen hervorragend als Verteidiger der Rechte wahrer Lehre gegen die Häresie, als Schützer der überkommenen geistlichen Privilegien des römischen Stuhles und als Förderer des Wohlergehens in den Stürmen der wandernden Völker. Wie hoheitsvoll blicken die Mosivbilder so mancher dieser Päpste in den von ihnen geschmückten Kirchen Roms noch heute auf den Beschauer herab! Da atmet man den Geist der alten römischen Reichskirche, unter deren Gunst das Papsttum seine Mission, damals bereits im Osten wie im Westen, als höchste Instanz die Kirche leitend, besser erfüllen konnte. Das christlich gewordene Kaiserreich trug, indem es selbst des Schutzes der Religion benötigte, durch seine Gesetzgebung mächtig zur Anerkennung der Grundlagen des Papsttums bei. Der römische Bischof Silvester am Eingang der neuen christlichen Epoche (314—331) konnte sich großer Gunst bei Kaiser Konstantin erfreuen, dem ersten Kaiser der (337) die Taufe empfing.

Digitized by Google

Silvester war es gegeben, die lange sog. Verfolgungsperiode abzuschließen. Viele Vorsteher der Kirche Roms hatten bis dahin, seitdem Nero das blutige Einschreiten eröffnete, den Tod für den Glauben gefunden. Der römische Primat, eingehüllt in den Kern, der erst später der Zeitlage entsprechend sich entfalten konnte, trat in den drei ersten Jahrhunderten noch nicht wie im vierten und fünften hervor, aber er war vorhanden und anerkannt, wie die Schriften von Cyprian und Irenäus, von Tertullian und Ignatius von Antiochien sowie die Briefe und Maßnahmen der römischen Bischöfe, wie z. B. Viktors I. und schon des dritten Nachfolgers des Apostelfürsten Clemens I. bezeugen. Man hat die Zeugnisse mit Unrecht dürftig gefunden; die häufige, wenigstens stillschweigende Voraussetzung, daß wir alle Quellen besitzen, ist eine verhängnisvolle Täuschung.

Daß aber der Apostelfürst Petrus zu Rom seinen Sitz errichtet und dort am vatikanischen Hügel als Märtyrer seine Ruhestätte gefunden habe, war eine allgemeine unbezweifelte Annahme. Sie wurde nach den aus polemischem Interesse eingegebenen Leugnungen des 16. Jahrhunderts von der heutigen Wissenschaft, auch der protestantischen entschieden bekräftigt. Das Grab Petri beim Zirkus Gajanus an der Via Cornelia wurde von Rodolfo Lanciani, einem der ersten unter den italienischen Erforschern des alten Roms, eine evidenza topografica auf Grund der historisch-topographischen Quellen genannt (Grisar, Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter, 1. Bd., 1901, S. 191 ff. 225), und neuestens hat ein unparteiischer deutscher Gelehrter, Hans Lietzmann zu Bonn, mit seinem Buche „Petrus und Paulus in Rom" (Bonn 1915) die alten liturgischen und archäologischen Beweise einer zustimmenden und abschließenden kritischen Sichtung unterzogen.

An diesem historischen Orte, der Ruhestätte des ersten unter den Aposteln, des Schlüsselträgers Petrus, müssen wir der Stiftungsurkunde des Papsttums gedenken.

Petrus war von dem Gründer der Kirche zu deren Haupt und Schlußstein in Vertretung seiner eigenen Person ausersehen, und sein Amt an der Spitze der Gläubigen sollte auf die Erben seines Stuhles — das sind die römischen Bischöfe — übergehen. In dieser Anordnung Christi liegt der Brunnquell der päpstlichen Gewalt. Es sind feierliche historische Zeugnisse, die durch die ganze Geschichte nachtönten, wenn ihm, dem ehemaligen Fischer von dem, der sein Wort zu unsterblicher Wahrheit machen kann, gesagt wurde, er sei Petrus, ein Felsen, und auf diesen Felsen werde er seine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollten sie nicht überwältigen, er

Digitized by Google

werde ihm die Schlüssel des Himmelreiches geben, und wenn dann vom nämlichen Heilande nach der Auferstehung in Ausführung dieses Versprechens dem Petrus allein der Auftrag zuteil wird „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe". Diesen großen Rechtstitel führten die Päpste bei ihren geistlichen Regierungshandlungen in allen Jahrhunderten zuversichtlich im Munde, diesem beugten sich die Gläubigen, und erst im 16. Jahrhundert bei den aus anderem Anlasse begonnenen Glaubensstreitigkeiten brachten des Papsttums Gegner die willkürlich ersonnene Auslegung in weiten Umlauf, in jener Rede vom Felsen bezeichne Christus nicht Petrus, sondern sich selbst als den Felsen, der die Kirche tragen solle: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen, das ist auf mich, Christum, will ich meine ganze Christenheit bauen." So Luther oft, besonders in seiner letzten Schrift „Das Papsttum vom Teufel gestift" (Grisar, Luther, 2. Aufl., Bd. 3 S. 813). Aber die gründlichere protestantische Bibelexegese hat sich gegenwärtig von dieser willkürlichen und ungrammatischen Erklärung losgesagt. Ein angesehener Vertreter derselben, H. A. Meyer, erklärt offen: „Ohne Zweifel wird hier dem Petrus der Primat unter den Aposteln zuerkannt" (ebd. S. 814), und Schelling schrieb schon 1858: „Diese Worte Christi sind völlig entscheidend für den Primat des heil Petrus unter den Aposteln; es gehört die ganze Verblendung des Parteigeistes dazu, das Beweisende dieser Worte zu verkennen oder den Worten einen andern als diesen Sinn unterzulegen" (ebd.). Es mußte von den Gegnern eine andere Auskunft gefunden werden. Man bezeichnete also die ganze Felsenstelle kühn als ein fremdes Einschiebsel. Noch in unseren Tagen hat ein nicht katholischer Theologe diesen Versuch erneuert in einer Zeitschrift, die sonst besseren wissenschaftlichen Rufes sich erfreute.

Das Ausschlaggebende ist, daß die fragliche Grundlegung der geistlichen Papstgewalt keine menschliche, sondern nach dem unverrückbaren Glauben der Kirche eine göttliche Tat war. Den Glauben an die Gottheit des Erlösers hatte Petrus unmittelbar vorher, ehe ihm gesagt wurde: „Du bist Petrus usw.", mit den ausdrucksvollen Worten ausgesprochen: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes". Wie die Kirche für den Katholiken nicht menschliche, sondern göttliche und deshalb unverwüstliche Stiftung ist, so gilt das Gleiche vom Primat der Nachfolger Petri. Nach seiner Überzeugung hätte es ohne die Gottheit Christi, die das Fundament des Christentums bildet, keine Kirche und keinen Primat, welche die Stürme der Jahrhunderte überdauerten, gegeben. Einzig von diesem unsichtbaren göttlichen Haupte der Kirche, Christus selbst, floß in den Jahrhunderten der

Digitized by Google

Lebensstrom für ihre weltumfassende geistliche Tätigkeit in die Kirche als den sichtbaren Leib Christi, den sie nach der heiligen Schrift bildet, und in ihr sichtbares Haupt, das Papsttum. Für solche, die außerhalb der Kirche stehen und an theologische Begriffe nicht gewöhnt sind, mag es vielleicht schwer sein, in diese Idee einzudringen. Der gläubige Katholik jedoch erinnert sich, daß wunderbare und wahrhafte göttliche Kräfte den auserwählten Jünger Petrus bereits vor seiner Erhebung zum Amte umspielten, als Bürge dessen, was er und seine Amtsnachfolger einst können sollten. Als er nach dem Berichte des Evangeliums über das Meer zu seinem Herrn schritt, trugen ihn die gehorsamen Wellen, und die Augenzeugen riefen erschüttert zu Christus: „Wahrlich, du bist der Sohn Gottes!" und wieder waren Petrus und die Gefährten Zeugen, als der Herr der Kreatur beim Meeressturm „dem Winde und dem Meere gebot und eine große Stille ward". Das damalige Wort Christi an die Jünger aber: „Was seid ihr verzagt, ihr Kleingläubige?" hat in allen Stunden der Kämpfe und der Trübsal Himmelskraft in die Adern der Kirche und des Papsttums gegossen. Wenn die Liturgie dankbar die Heiligen in der langen Papstreihe ehrt, fordert sie in der Antiphon die Gläubigen auf, den Glauben derselben, ihren Lebensodem, in sich aufzunehmen (imitemini fidem) und die Antwort lautet: „Jesus Christus heri et hodie, gestern und heute und in Ewigkeit!" Es ist der Gedanke, der auf dem ägyptischen Obelisk auf dem Petersplatze zu Rom als Bekenntnis des im nahen Vatikan residierenden Papsttums seine Aussprache gefunden hat: Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat.

Wenn man von den Anfängen der römischen Bischöfe zu dem Papsttum um die Zeit Nikolaus I. oder um das Jahr Tausend hinüberblickt, so stellt sich in sozialer und politischer Hinsicht eine Entwicklung vor Augen, in der die Patrimonien der römischen Kirche und der beginnende Kirchenstaat als hochbedeutende Faktoren hervortreten.

Das soziale und das politische Element konnten der Kirche von Anfang an nicht fremd bleiben. Sie war keine Gründung für die bloßen Geister. Sozial wirkte die Kirche Roms in immer weiterem Kreise schon in ihrer Frühzeit durch Besserung der gesellschaftlichen Verhältnisse, vor allem auch durch großartiges Wohltun. Von ihrem Bischof Soter unter Mark Aurel rühmt ein Dankschreiben des korinthischen Bischofs Dionys den reichen Fluß von Liebesgaben, den er in die Ferne, namentlich an die griechischen Bekenner schickte, die zur Arbeit in den Bergwerken um des Glaubens willen verurteilt waren. Im fünften und sechsten Jahrhundert war die gekräftigte und vermögend

Digitized by Google

gewordene römische Kirche eine gemeinsame Vorratskammer für die fremde und die einheimische Not. Wo lagen damals die Mittel zu den unerschöpflichen Spenden, von denen wir hören, zu den Almosen, zum Loskauf der Gefangenen, zur Aussteuer armer Kirchen und Klöster, zum Unterhalt der Glaubensboten, zu all den Werken der Charitas, von denen unter Gelasius, Pelagius, namentlich unter Gregor I. die Nachrichten herüberdringen? Sie lagen besonders in dem allmählich zusammengekommenen großen Güterbesitz des Papsttums oder des „heil. Petrus", in den Ländereien der sog. Patrimonien der römischen Kirche. Diese bildeten zu Gregors I. Zeit, um 600, nach summarischer Schätzung auf Grund der Notizen seines Registrum, einen Komplex etwa von der Größe Flanderns. Sie waren zerstreut durch das kornreiche Hügelland von Sizilien, durch die Fruchtebenen Italiens von Kalabrien und Neapel bis hinauf zu den kottischen Alpen, auch in Nordafrika, in Südgallien und in Illyrien. Die Patrimonien waren zusammengewachsen durch die Schenkungen der späten vornehmen Familien des Römerreiches an die Kirche. Was der römische Adler der Heerführer und Konsuln gierig eingeheimst hatte, das brachten die Enkel in frommer Gesinnung dem Apostelfürsten dar, der sie schützte. Die hochklingenden Namen dieser Römer sind in der Bezeichnung der massae und fundi, der Hospitäler und Landkirchen in den päpstlichen Rechnungsbüchern bewahrt gewesen: Massa Papiriana, Furiana, Varroniana. Da lebten fort bei den Spenden aus dem Gute der Armen (res pauperum war eine häufige Bezeichnung der Patrimonien) die Namen der Cornelier und der Anicier, ein Fontejus, Pontius, Pompilianus, Constantius, Cajus usw. (Grisar, Die Patrimonien usw. in Zeitschrift für kath. Theologie 1877 S. 321 ff. 526 ff. besonders S. 324). Die sorgfältigste Verwaltung dieses Besitzes, namentlich durch kirchliche sogenannte „Defensoren" geführt, spiegelt sich in den Briefen der Päpste. Ein schon unter Gelasius I. gefertigtes Grundbuch (polyptychus Gelasianus) lag mit seinen Erweiterungen den Maßnahmen Gregors I. zu Grunde, und dieser steigt in seinen Befehlen beispielsweise bis zur Zahl der in Sizilien zu haltenden Kühe hinunter. Ein wahrhaft fürstlicher Besitz war dieser Reichtum in den Händen der Päpste; jedoch der größte Grundbesitzer im Abendlande gebot noch nirgends als Souverän. Die weltliche Herrschaft in Italien lag in der Hand des oströmischen, byzantinischen Kaisers. Die einzigartige Güterausstattung der Kirche von Rom erscheint aber als eine wahre Vorbereitung des Kirchenstaates, zumal der Zug der äußeren Lage auf den Kirchenstaat hinführte

Digitized by Google

und der naturgemäßen Umwandlung der Herrschaftsverhältnisse Italiens unter König Pippin die Wege ebnete.

Noch ein anderer Machtzuwachs des römischen Stuhles bereitete dem Kirchenstaat den Boden. Die oben bezeichnete der Kirche günstige Gesetzgebung des christlich gewordenen Kaisertums ging so weit — allerdings wieder nicht ohne den Impuls des eigenen Interesses — den Bischöfen und besonders dem Papste eine tiefgreifende Kontrolle der bürgerlichen Verwaltung, ja auch der militärischen Verteidigung der Städte zu überlassen. In der Praxis war ihnen oft einfachhin deren Schutz anheimgegeben. Indem die Päpste nun in patriotischer Gesinnung dort eintraten, wo es die Not seitens der Feinde oder das Bedürfnis des immer geldschwachen und kriegsunkräftigen Kaisertums erforderte, indem sie oft einzig mit ihren Bischöfen die Mauern der Kastelle hielten oder durch moralischen Einfluß beim Gegner das Leben der Einwohner schützten, gründeten sie sich ein gewaltiges Ansehen beim Volk, dem sich dann die frohe Unterwerfung bei Entstehung des Kirchenstaates wie von selbst anschloß.

Mit dem Kirchenstaat stehen wir in der Umschau über die historischen Grundlagen der Papstmacht vor einer neuen sekundären aber sehr wichtigen Grundlage materieller Natur. Waren schon die Patrimonialgüter und der Städteschutz ein starker Hebel bei der Entfaltung der kirchlich-römischen Gewalt, so lieh der im achten Jahrhundert gewordene Kirchenstaat den Päpsten einen neuen und in der späteren Geschichte oft schwer in die Wagschale fallenden Titel der universellen Stellung; wiewohl es ein Irrtum ist, wenn man den Kirchenstaat hie und da als eine Art von Angelpunkt des Papsttums in der Geschichte auffaßt. In den ersten Zeiten schon nach dem Einfalle der Langobarden in Italien hatte Papst Pelagius II. 580 in einem prophetischen Briefe (Mon. Germ. Epp. 3, p. 449) die Franken als die zur künftigen Errettung und Erhöhung Roms bestimmten Helfer bezeichnet. Aber nicht nur gegen die Gefahr der langobardischen Überschwemmung, sondern auch gegen die Bedrängung seitens des bisherigen Oberherrn, des griechischen Kaisers, stellte sich der Schutz seitens der westlichen Macht und ein starker weltlicher Fußpunkt für die Päpste als Notwendigkeit heraus. Statt dem Untergang Roms und Italiens wirksam vorzubeugen, erließen die byzantinischen Herrscher der gewohnten Liebhaberei fröhnend, Glaubensdekrete nach dem Sinne ihrer Hofpatriarchen oder Bischöfe. Den Widerspruch des apostolischen Stuhles gegen Entscheidungen, welche die christliche Lehre zerstörten, suchten sie wiederholt durch Gewaltmaßregeln zu bezwingen. Die Päpste waren ja ihre Untertanen, sie sollten gehorchen! So bestätigte Konstanz II. die

Digitized by Google

der wahren Christologie entgegengesetzte Lehre der Monotheleten und forderte von Rom Beistimmung. Wegen des heroischen Widerstandes des Papstes Martin I. (649—655) ließ er diesen kranken edlen Dulder auf seinem Lager am Petrusgrabe, wohin er sich hatte tragen lassen, gefangen nehmen, zu Schiff nach Konstantinopel bringen, unter schmachvollen Zeremonien vor seinen Augen für abgesetzt erklären, und in die Verbannung nach dem taurischen Chersones schicken, wo Martin in Elend und Armut, ja dem Hunger preisgegeben, starb. Unter Gregor II. (715—731) drohten ähnliche Gewalttaten wegen der Bilderstürmerei des mißleiteten Kaisers Leo des Isauriers. Gregor II. trat unerschrocken für den alten Kultus und damit zugleich für die bildende Arbeit des Künstlerfleißes auf. Das Volk und die Miliz in Mittelitalien waren allenthalben mit ihm. Trotzdem wollte der Isaurier an die Person des Papstes Hand anlegen lassen, aber es mißlang wegen der drohenden Haltung der Römer, die gelobten für ihren Oberhirten, den Hort des christlichen Glaubens, das Leben zu lassen. Bei den Milizen der Dukate Pentapolis und Venetien, dann auch in Mittelitalien, kam es sogar zu förmlicher Revolte, man vertrieb die byzantinischen Anführer und wählte eigene. Der Papst blieb hierbei dem oströmischen Reiche treu, er half sogar dem griechischen Exarchen Eutychius die Empörung des Tiberius in Tuscien niederschlagen, und doch wäre es für ihn ein Spiel gewesen, sich selbst in Italien an die Stelle der byzantinischen Herrscher zu setzen.

Aber erst in der Stunde der äußersten Not durch die Langobarden sollte nicht lange nachher das Unvermeidliche, die Errichtung einer neuen Herrschaft in dem preisgegebenen Lande geschehen. Die Päpste haben bis aufs äußerste gezögert. Der auf Gregor II. folgende Gregor III. suchte umsonst, seit 739, bei dem mächtigen Hausmeier des Frankenlandes, Karl Martell, Hilfe gegen den Langobardenkönig Liutprand. Papst Zacharias, sein Nachfolger, ein gewandter Grieche, besänftigte Liutprand und rettete durch seinen Einfluß den Byzantinern das Exarchat Ravenna. Bedeutungsvoll heißt es damals in der gleichzeitigen Hauptquelle, „dem Papstbuch“: als er zu Liutprand aufbrach, „überließ er die Stadt Rom zur Regierung dem Patricius und Dux Stephan“, d. h., reichsgetreu gab er die von ihm tatsächlich geführte Leitung des Gemeinwesens in die Hände des höchsten byzantinischen Beamten. In Italien verschaffte Zacharias allen Provinzen Ostroms Ruhe. Im Frankenreiche aber bestätigte er staatsmännischen Blickes den folgenschweren Schritt der Großen des Landes, die dem dortigen haltlosen Zustand ein Ende machten, wonach merowingische Schattenkönige den Königsnamen führten, während Wesen und Inhalt

Digitized by Google

der Herrschaft beim Hausmeier war. Der Hausmeier Pippin wurde unter Zacharias' Gutheißung vom Apostel Deutschlands, Bonifatius, zum König gesalbt, 751. — Es war merkwürdiger Weise in demselben Jahre, in dem in Mittelitalien unter den gewaltigen Stößen des Langobarden Aistulf mit der Eroberung Ravennas die Macht der Byzantiner hoffnungslos zusammenbrach.

Der neue Papst, Stephan II., eilt nun bei der unmittelbaren Bedrohung Roms durch den unerbittlichen und wilden Sieger über die Alpen in Winterszeit zu Pippin, und die Abmachungen, die mit diesem unternehmenden und der Kirche ergebenen Herrscher folgen, bringen den Kirchenstaat zur Entstehung als ein Erzeugnis gebieterischer Not. Die Ergebnisse der neuesten Studien, die lebhaft darüber gepflogen wurden, sind folgende: Papst Stephan oder durch ihn der „heilige Petrus", erhält zu Ponthion von Pippin im Beisein seiner Edlen am 6. Januar 754 die eidliche Zusage, daß der König die römische Kirche und ihr Gemeinwesen verteidigen werde (defensio romanae ecclesiae und Aufrechterhaltung der justitia b. Petri), wobei die Durchführung des Selbständigkeitszustandes, wie er sich zu Rom und in dessen Provinz, dem römischen Dukat, gebildet hatte, zur Voraussetzung genommen wird. Es ist ein Akt, welcher der im fränkischen Rechte vorkommenden commendatio ähnelt, nur eine commendatio viel höheren Ranges. Aber auch ein förmliches Bündnis wird bei dem längeren Aufenthalte Stephans im Frankenlande zwischen Papst und König abgeschlossen und von beiden Seiten beschworen wie zwischen zwei sich gleichstehenden Mächten; Freund und Feind, hieß es darin, sollten beiden gemeinsam sein (Cod. Carol. n. 45). Hierbei wird der König zum „Patricius der Römer", d. h. zum Schutzherrn der Stadt Rom und ihres Gebietes, vom Papste ernannt, ein Titel, den früher der oströmische Exarch von Ravenna geführt hatte. Dann erfolgt noch 754 zu Kiersy (Carisiacum) die praktische Anwendung des obigen Schutzversprechens von Ponthion in der Form, daß die italienische Besitzstandsfrage mit den Großen und mit dem Papste vom fränkischen Herrscher gelöst wird durch Ausstellung einer Urkunde, die dem Papste das den Langobarden zu entreißende, von ihnen widerrechtlich besetzte Gebiet als eigenen Staat übermacht. Es ist eine auf den Namen des Apostelfürsten ausgestellte Garantieurkunde, deren genauer Text verloren gegangen ist, aber aus anderen Quellenstellen, zumal aus den zu erwähnenden späteren Schenkungsurkunden, mit ziemlicher Sicherheit festgestellt werden kann. Mit seinen tapferen Franken zwingt Pippin alsbald durch die Belagerung von Pavia den König Aistulf zum Versprechen der Herausgabe des

Digitized by Google

besetzten Gebietes an den Papst. Das Exarchat Ravenna sollte an die Romani, vielleicht die Oströmer, kommen. Da jedoch der hinterlistige König, auf ein unter ihm geeintes Königreich Italien ausgehend, sein Wort nicht hält, nichts herausgibt, sondern aufs neue gegen Rom losstürmt, wird er durch die Waffen des zum zweitenmal herangerückten Pippin 756 zur Auslieferung nicht nur der zugesagten Gebiete, sondern auch des Exarchates und der Pentapolis gezwungen. Die Schlüssel der Städte werden nach Rom gebracht und an Petri Grab niedergelegt. Da nun erscheinen die bisher untätigen Byzantiner auf der Bildfläche. Ihre Gesandten fordern alles zurück für ihren Kaiser. Sie erhalten jedoch von Pippin die berühmt gewordene Antwort, er habe zu keines Menschen Gunsten den Krieg gegen die Langobarden unternommen, sondern aus Liebe zum Apostelfürsten Petrus und zur Vergebung seiner Sünden; um alles Geld in der Welt werde er das der römischen Kirche gegebene Versprechen nicht zurücknehmen.

Der Langobardenbesitz, wie er zuletzt bestand, war durch die neue Gründung in zwei Hälften geschieden. Die Linie des neuen Kirchenstaates ging im Norden von Luni, der alten Grenzstadt zwischen Tuscien und Ligurien, über Parma nach Mantua und weiter nach Monselice, wo sich ehemals die Provinz Venetien und das Exarchat berührten. Der westliche Teil des Exarchates blieb den Langobarden, aber die Pentapolis fiel dem Papste anheim. Südlich bildete der römische Dukatus, d. h. Tuscien und die Campagna mit der ewigen Stadt den Abschluß. Rom und sein Gebiet werden nicht bei der Ausführung der Schenkung genannt, weil sie nicht von Aistulf erobert, ihm also nicht abzunehmen waren. Bezüglich derselben wurde einfach der gewordene Status quo anerkannt. Die Geschichte der Angliederung einzelner Teile des Kirchenstaates bleibt dabei immer noch in einigem Dunkel, eben weil die erste Urkunde nicht mehr vorhanden ist und ein späteres Abkommen zwischen dem Papste Hadrian I. und Karl dem Großen 781 die Schenkung etwas anders regelte. Erst der genannte Papst Hadrian schlug eigene Münzen zu Rom; man zählte auch noch längere Zeit von geistlicher Seite die Jahresrechnung nach der Regierungsdauer der byzantinischen Kaiser. Die Formen der Souveränität der Päpste entwickelten sich also nach der Schenkung nur nach und nach. Ferner erkannten die Päpste, vor wie nach der Krönung Karls des Großen zum Kaiser, ein gewisses Recht der fränkischen Herrscher in Rom und seinem Gebiet an; es war im Ganzen mehr ein Schutzrecht, das sich auf den Titel Patrizius gründete. Das großartige Schauspiel der Krönung Karls des Großen zum abendländischen Kaiser durch Papst Leo III. am Weihnachtsfeste 800, diese Neuerrichtung

Digitized by Google

des über 324 Jahre erloschenen okzidentalischen Imperiums, war die solenne Befestigung des Bundes zwischen dem Papsttum und der größten, entwicklungsfähigsten Macht des Westens. Durch die von den Päpsten seitdem ausgeführten Kaiserkrönungen — ein willig anerkanntes Recht der Nachfolger Petri — und durch den Kirchenstaat, der oft den kaiserlichen Schutz erfuhr, dessen aber auch oft dringend genug bedurfte, war eine neue Grundlage der päpstlichen Macht gelegt, in Rücksicht zunächst auf das Zeitliche, auf die äußerliche Freiheit und die Hoheitsstellung gegenüber den Völkern. Es war eine Grundlage, die den Päpsten für die zeitliche Regierung besser ihre Unabhängigkeit sicherte und ihre religiöse und kulturelle Einwirkung erleichterte.

Unter den Kaiserkrönungen im hohen Mittelalter ragt diejenige Otto des Großen zu Rom 962 in wirrer Zeit der Stadt und des Kirchenstaates, auch des Papsttums selbst, leuchtend hervor. Otto stellte die zerrüttete Ordnung mit starkem Schwerte wieder her. Von ihm rührt die erste erhaltene Originalurkunde der Schenkung des Kirchenstaates, eine Bestätigung und Erweiterung der alten Gebiete. Als vor einigen Jahrzehnten Leo XIII. mit weitherzigem Gedanken das vatikanische Archiv den Studien eröffnete, da war eine der ersten Früchte die Arbeit eines hochangesehenen deutschen Gelehrten, des Historikers und Paläographen Theodor von Sickel, über diese kostbare mit Goldtinktur auf purpurgefärbtem Pergament geschriebene Urkunde. Er konnte im Jahre 1881 die unzweifelhafte Echtheit des Diploms feststellen. In der Vorrede seines Buches sagt er: „Ich mache keinen Hehl daraus, daß mir, dem jetzt jedes Wort des Privilegiums von 962 als verbürgt gilt, auch die analogen Vorgänge in früher Zeit in etwas anderem Lichte erscheinen.“ Die Kritik hatte unberechtigter Weise an diesen Vorgängen zu rütteln oder sie falsch zu deuten versucht. „Wie Glieder einer Kette“ greifen aber nach Sickel die Urkunden Ludwigs von 817 (nur dem Wortlaute nach bekannt), die Ottos I. und die Heinrichs II. von 1020 ineinander.

Über das Gebiet der Fälschungen überhaupt, aus dem nach einer gegnerischen Behauptung die Papstmacht des Mittelalters entsprungen wäre, gestattet der Raum nur eine kurze Bemerkung. Stehen die auf obigen Seiten ausgeführten Tatsachen fest, so bleibt an sich schon eine sehr geringe Möglichkeit übrig für die Einwirkung von wie immer gearteten Fälschungen auf das Ganze der Entwicklung. Die vielerörterten Beschlüsse von Sardica werden von der heutigen Kritik wieder als echt anerkannt. Die sogen. Konstantinische Schenkung und die Pseudoisidorischen Dekretalen sind beklagenswerte Fälschungen und haben bis ins 16. Jahrhundert viele Verwirrung angerichtet, aber es sind erstens keine

Digitized by Google

Produkte der römischen Kurie (Pseudoisidor ist bekanntlich in den Frankenländern zu suchen und die Schenkung wird von mancher Seite ebendahin verlegt), und zweitens versuchen sie im Grunde nur einen schon vorhandenen und legitim herausgebildeten Zustand durch Erdichtungen zum Teil ungeschickter Hand zu rechtfertigen. Wenn die Päpste sich ebenfalls auf beide Schriftstücke beriefen in Zeiten, wo dieselben bereits allgemeine Anerkennung sich erschlichen hatten, so zahlten sie damit einen Tribut dem allgemeinen Mangel an historischer Kritik und an wissenschaftlichen Verkehrsmitteln. Auch zwischen den Schlingpflanzen dieser und ähnlicher falschen Überlieferungen des Mittelalters blieb der Stamm des Papsttums unberührt und in selbständiger Festigkeit bestehen.

Die Zeit Otto I. des Großen hat uns schon über das Pontifikat von Nikolaus I. hinausgeführt. Von Nikolaus angefangen, dem an der Spitze dieser Zeilen geschilderten glänzenden Vertreter des Papsttums, dehnt sich über mehr als tausend Jahre bis zur heutigen Stunde ein wechselreiches und vielgestaltiges Leben auf den alten Grundlagen der Papstmacht aus. Wer vermöchte es in einigen Worten zu skizzieren? Zunächst tritt allerdings nach Nikolaus I. und seinen ersten tüchtigen Nachfolgern ein jäher Sturz aus der Höhe ein. Mächtige Adelsparteien setzen sich durch Eindrängung unwürdiger oder unfähiger Familienglieder (ich erinnere an die drei Johannes, den X., XI. und XII., die möglicherweise einen Anlaß zur Erfindung von der Fabel von der Päpstin Johanna mit gegeben haben) in den Besitz der geistlichen Gewalten. Erst die Vorgänger Gregors VII. und dann dieser selbst, der ehemalige Mönch Hildebrand germanischen Namens, schufen dauernd erfreuliche Zeiten. Der Kampf des siebenten Gregors (1073—1085) gegen die Investiturmißbräuche, für die Reinheit des durch Simonie und Laster befleckten geistlichen Standes, für die freie Entfaltung des Lebens der Kirche nach allen Richtungen, wird immer, auch für den Gegner, bewunderungswürdig bleiben. Er war, schrieb der Schweizer Historiker Johannes v. Müller, „ein Mann mit dem Mut eines Helden, der Klugheit eines Senators, dem Eifer eines Propheten". Auch der Kirchenstaat verdankt ihm seine Erneuerung. Seine Verbündete, die Markgräfin Mathilde, erweiterte das päpstliche Gebiet durch die Mathildische Schenkung. Gregor VII. selbst konnte 1077 Benevent dem Kirchenstaat anschließen, während die benachbarten Normannen sich schon 1059 freiwillig zu Lehensträgern des hl. Petrus gemacht hatten.

Eine Reihe sittenreiner und meist untadelhafter Amtserben führt zu Innozenz III. (1198—1216), einer anderen hoch in der Geschichte hervorleuchtenden Gestalt. In noch jüngeren Jahren stehend, hat der

Digitized by Google

geistesklare und weitblickende Papst seine Zeit mit seltener Kraft beherrscht und die religiösen Impulse allenthalben geweckt. Große Vertreter der großen Macht trugen damals überhaupt durch ihre überragenden persönlichen Eigenschaften zur Erhebung des Primats auf seine mittelalterliche Höhe über den Völkern bei. Wir begegnen einige Dezennien später Hadrian IV. dem Engländer, und Alexander III., dem ehemaligen Juristen von Siena, in ihren siegreichen Konflikten mit Friedrich Barbarossa und zugleich mit den Gegnern des im Innern aufs Neue zerwühlten Kirchenstaates, dann in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts dem frommen Honorius III., dem hochbejahrten und mutigen Gregor IX., dem klarschauenden Innozenz IV., alle unerschrockene Bekämpfer der Tendenzen eines Friedrich II. und zugleich emsige Pfleger des stillen Heiligtums der Kirche, Förderer der Wissenschaft, der Weltmissionen und des Ordenslebens. Schutz und Pflege des Kirchenstaates wurden trotz der häufigen Nöte ihrer Zeiten vom Papsttum nicht verabsäumt. Bonifaz VIII. endlich (1294—1303), der vornehme Benedetto Caetani, steht schon an der Schwelle eines Niederganges der päpstlichen Hoheitsstellung. Wiewohl er als machtvoller Regent und scharfer Jurist, nur vermöge seiner Lebhaftigkeit und seines zu starken Adelsgefühls mit der Zunge oft zu scharf, die Zügel der früheren Macht mit selbstbewußter Stärke in der Hand hielt, bereitete sich doch schon im Verhältnis der beiden Gewalten, der geistlichen und der weltlichen, eine Änderung vor zur Verselbständigung der Staaten und fortschreitenden Abwendung vom kirchlichen Einflusse. Ein starkes Symptom war die tiefgehende Entzweiung Philipp des Schönen von Frankreich mit dem Heiligen Stuhle.

Hier ist der Ort, auf die Entwicklung der päpstlichen Hoheitsstellung im hohen Mittelalter mit Beziehung auf ihre rechtliche Seite zurückzublicken. Als Haupterscheinung muß hier beachtet werden, wie die Völker selbst, namentlich seit der Kirchenerneuerung durch Gregor VII., durch freiwilliges Entgegenkommen gegen den von ihnen verehrten Apostelfürsten beginnen, den Päpsten mehr und mehr eine Reihe von weltlichen Prärogativen, die diese an der Spitze der christlichen Staatenfamilie schmücken, zuzuerkennen. Durch die Verbindung dieser im Primate nicht notwendig gegebenen Rechte mit der jetzt auch allseitig entfalteten rein geistlichen Gewaltfülle wird das Papsttum in der Zeit vom 12. bis zum 14. Jahrhundert zu seiner größten Hoheitsstellung, die es je besessen, erhoben. Also eine neue, zeitlich begründete Ausdehnung der Grundlagen seiner Macht. Im einzelnen ist es übrigens, wenn man die theologisch-kirchenrechtliche und die politisch-historische Sonde anlegt, recht oft schwer zu sagen, von welcher Quelle

Digitized by Google

sich sein Eingreifen in diese oder jene Sphäre des öffentlichen Lebens jener Zeit ableitet, ob von den rein geistlichen Vollmachten oder von der durch die Träger des weltlichen Rechtes dem Papsttum freiwillig beigelegten Befugnis. Die Päpste fahren stets fort, die weltliche Gewalt als selbständig anzuerkennen. Diese hat nach den unzweideutigen Anerkennungen in ihren öffentlichen Erlassen (man vgl. Innozenz' III. Bulle Per venerabilem), auf weltlichem Gebietskreise ihre Unabhängigkeit von Gott erhalten, ist jedoch in Rücksicht auf Sitte und Gewissen an die Normen der Religion gebunden, und sie untersteht insoferne, das heißt in den hieraus entspringenden Fragen, der obersten Instanz des geistlichen Hauptes der Kirche. In Bezug auf die Sünde, hieß es, (ratione peccati) sei die weltliche Gewalt der geistlichen unterworfen; sie sei verpflichtet mit ihren irdischen Mitteln dem Reiche Christi dienstbar zu sein (die zwei Schwerter). Es waren nur einzelne Theologen, die sich gegen Ausgang dieser Periode höchster geistlicher Machtentwicklung, im Bemühen den gewordenen Zustand zu erklären oder zu fixieren, zu der Lehre verirrten, der Papst habe alle Gewalt über Geistliches und Weltliches in seiner Hand und bloß durch seine Gestattung und für ihn hätten Fürsten und Völker irdisches Recht zu handhaben. Die trügerisch lockende Ansicht steckte freilich auch an der Kurie manche Männer von Einfluß an. In den offiziellen Aktenstücken des Papsttums jedoch und in seinen großen öffentlichen Handlungen ist sie nicht zu finden. Nur sind diese Handlungen darum vor unserem heutigen Forum öfter dem Mißverständnis ausgesetzt, weil die Päpste angesichts des damals offenkundigen Rechtszustandes nicht ängstlich zu unterscheiden pflegen, was sie als göttliche Gewalt des Kirchenprimates beanspruchen, und was bloß durch die Machtübertragung seitens der Völker, sei es durch bloße Gewohnheit, sei es zugleich durch die weltlichen Gesetzbücher, legitimiert war.

Die Päpste sprachen wiederholt die Absetzung über hartnäckig im Kirchenbanne verharrende Fürsten aus, weil ein aus der Christenheit Ausgeschiedener nicht über Christen herrschen könne. Sie nahmen von Königen ihre Länder als Lehensgüter des heiligen Petrus an und bezogen dafür Abgaben. Sie liehen durch die Salbung seitens ihrer Bischöfe oder durch die eigene, den Königen eine erhöhte Würde, sie erhoben den römisch-deutschen Kaiser durch die Krönung zu Rom zum Imperium und führten ihn so in einen geweihten und von ihrer ganzen geistlichen Autorität beschützten Rang ein. Bezüglich der römischen Kaiserwürde darf nicht übersehen werden, daß sie im Sinne der Päpste kein imperium mundi im eigentlichen Sinne, keine wie immer

Digitized by Google

gestaltete Weltmonarchie war, sondern einen Ehrenvorrang vor den übrigen christlichen Monarchen, besonders für den Rechts- und Friedensschutz bedeutete, und als Hauptseite der Würde den Beruf und die Pflicht eines advocatus ecclesiae, eines Hauptes für die Interessen des Reiches Gottes auf Erden, einschloß. Die Päpste bestätigten auf jenem Zenit ihres mittelalterlichen Ansehens weiterhin mit ihrer Autorität Verträge unter den Fürsten und entschieden bei Streitigkeiten zwischen ihnen und den Untergebenen. Sie machten die Ruchlosen in einer Zeit, wo ungebändigte Kräfte auch öffentlich walteten, durch ihre geistlichen Strafen, Bann und Interdikt, fürchten. Sie leiteten mit machtvollem Ansehen die gemeinsamen Unternehmungen der Christenheit, wie die Kreuzzüge zur Sicherung gegen die Überflutung des Westens durch die ungläubigen Mächte im Osten, wie später die Türkenkriege zu gleicher Abwehr, zu gleichem Schutz der christlichen Kultur.

Der Philosoph Leibnitz erkennt in seiner Schrift De jure suprematus vom Jahre 1677 diesen Zustand als rechtmäßig geworden an. „Die Geschichte zeigt," sagt er (S. 2), „daß die meisten Völker des Okzidents mit ergebener Frömmigkeit sich so der Kirche untertan erwiesen. Ich erörtere nicht, ob das göttliches Recht war, Tatsache ist, daß es mit Willen Aller geschah und auch mit Recht geschehen konnte und dem Nutzen des christlichen Gesamtwesens nicht fremd ist". Er fügt bei: „Sic ergo Christus regnat, vincit, imperat." Und im späteren Verlauf des Werkes (S. 96) kommt er wieder auf die entfaltete geistliche Machtfülle und auf „die sehr hohe Gewalt, welche die Päpste im Westen unter großem Einverständnis und Beifall Aller ausübten", und sagt: „Viele vorzügliche Schriftsteller, auch protestantische, haben die Ansicht geäußert, solches Recht könne dem Papste belassen werden und der Kirche sei es nützlich, wenn nur gewisse Mißbräuche gehoben würden."

Jene mittelalterliche stark ins Politische spielende Machtstellung des Papsttums konnte nach dem Gesagten schwinden, und ist geschwunden, ohne daß damit das Wesen des Papsttums, die geistliche Stellung an der Spitze der katholischen Christenheit, irgendwie erlosch. Aber es ist auch sehr begreiflich, wenn in der Übergangszeit des Niedersinkens die verschiedenartigsten Konflikte und Trübungen entstanden. Denn, wie die Monarchen zu jeder Zeit die ihnen zugewachsenen Rechte wahren, wenn sie keine Feiglinge sind, so zeigen sich die Päpste bestrebt, und mußten im Interesse der Kirche bestrebt sein, die einmal überlieferte akzidentelle Macht festzuhalten. Auf der anderen Seite aber ging die Bekämpfung aus Leidenschaft oder Mißverständnis bis zum unberechtigten Gegensatz gegen die geistliche Primatgewalt selbst

Digitized by Google

über. Am meisten trugen die traurigen Zeiten des bald nach Bonifaz VIII. begonnenen Avignoner Exils und dann die langen Dezennien des abendländischen Schismas dazu bei, jene politische Papstgewalt und zudem auch einigermaßen die geistliche Regierung in ihrem Einfluß bei den Völkern herabzumindern. Dabei zerklüftete der Kirchenstaat in den nämlichen gefährdeten Zeitläufen; das Einkommmen des heiligen Stuhles sank bisweilen auf völlig ungenügendes Maß für die Kirchenaufgaben hinab. So vermehrten sich denn die von Rom eingezogenen Kirchensteuern, es vermehrten sich aber damit auch die Erkältung, die Vorurteile, die Abneigung, zumal die Steuern vielfach künstlich und wahrhaft drückend waren. Würdige und ihren hohen Geisteszielen lebende Männer, wie der von der Kirche den Seligen zugerechnete Urban V., wie Gregor XII., Martin V., Eugen IV. schmückten immer noch den apostolischen Stuhl. Aber als dann in der Renaissancezeit ein stark weltlich gesinnter Humanismus zu Rom herrschend wurde und die Sittlichkeit der Stadt und der Kurie ansteckte, als die Päpste, im Bemühen für den Wiederaufbau des Kirchenstaates und für ihre Unabhängigkeit in Italien, sich zu tief in politische Händel und kriegerische Bündnisse verstrickten — der sittenlose Alexander VI., der kriegerische Julius II., und der prunkliebende Leo X. charakterisieren diese Periode — da hätte die Losreißung weiter Gebiete von der Gemeinschaft der römischen Kirche einen scheinvollen Vorwand gewonnen. Bei dem starren und leidenschaftlichen Paul IV., den uns von Pastor kürzlich mit seinen guten und schlimmen Eigenschaften so lebenswahr geschildert hat, und auch noch zum Teil bei seinem großen zweiten Nachfolger, Pius V., dem heiligen Dominikaner, greifen bezüglich der Ausübung der Papstgewalt immer noch die oben bezeichneten Schwierigkeiten und Gefahren der Übergangszeit ein. Danach bildet sich unter geistlichen Regenten, die an Frömmigkeit dem Dominikaner nachstreben, und wenigstens an kirchlichem Sinn und in opfervoller Tätigkeit ihn durchweg erreichen, das Papsttum der neuen Zeit aus. Es erbringt den Beweis, daß die Institution des Primates auch der jetzigen Menschheit gegenüber ihren Aufgaben für das allgemeine Wohl und für die Gläubigen insbesondere gewachsen ist, wenngleich sie nicht mehr der Schimmer mittelalterlicher Weltmacht umkleidet und auch die Stütze des Kirchenstaates in der Gegenwart zerbrochen ist.

Ein mahnungsvolles Erinnerungszeichen an eine der vom Kirchenstaat erlebten Zerstörungen begegnete mir in den sechziger Jahren während meiner Studienzeit zu Rom. Es rührte von der gefürchtetsten Hand, die sich je gegen das Erbgut des heiligen Petrus erhoben hatte,

Digitized by Google

von Napoleon I. Ich las an der Front des Cancellariapalastes die Aufschrift CORTE IMPERIALE in den Spuren von herausgehobenen Metallbuchstaben. Sie war fast gänzlich verblichen. — Auch das scheinbar starke Metall des von Napoleon aufgerichteten Baues war bald hingesunken. Selbst der Name des Imperators war zu raschem Verbleichen verurteilt. Der Kirchenstaat indes durfte sich nach ihm wieder erheben. Wenn derselbe auch heute abermals gefallen ist, um dem geeinten Königreiche, unserem einstigen Bundesgenossen und jetzigen Kriegsfeinde Platz zu machen, so lebt doch eine Macht zu Rom fort, die fester gegründet ist als Napoleons Weltherrschaft, und die unendlich besser berechtigt ist als Italiens Vergrößerungslüste, eine ehrfurchtgebietende geistliche Macht auf unverwüstbaren vom Stifter der Kirche gelegten Grundlagen. Ich sah in sonnigen zu Rom verlebten Jahren noch Pius IX. als Papst und Herrscher bei seinen feierlichen Auffahrten durch die mit dem goldfarbenen Sande bestreuten Straßen Roms, umgeben von seinen berittenen Nobelgardisten in ihrer prächtigen Uniform. Der jähe Sturz der Stadt, den ich am 20. September 1870, wörtlich unter den Kanonenkugeln der Piemontesen unweit der famosen Bresche miterleben mußte, führte ein anderes Angesicht der Dinge herauf. Aber ein Gefühl war in allen, die ich mit dem entthronten Pius, mit Leo XIII. und Pius X. in Verkehr sah, lebendig, das Gefühl vom unantastbaren Fortbestehen der größten und entscheidenden unter allen oben betrachteten historischen Grundlagen der Papstmacht, jener nämlich, die über dem Petrusgrabe durch die mannshohe goldene Umschrift des Kuppelfußes ausgedrückt ist: Tu es Petrus, Pasce oves meas. Jedoch man erkannte auch zu Rom allzu deutlich in Vorkommnissen großer und kleiner Natur, wie sehr die Unabhängigkeit der auf das geistliche Gebiet allein zurückgeführten Päpste behindert war. Wer könnte vergessen, zumal wenn er die Dinge miterlebt hat, wie der jetzige unhaltbare Zustand durch das dunkle Treiben der Geheimbünde und feile Politik eingeleitet wurde und wie die brutale Gewalttätigkeit durch die Truppen Cadorna's, des Vaters des jetzigen italienischen Kriegsleiters, ihn bei der Wegnahme Roms verwirklicht hat?

Die christliche Geschichte Roms in verflossenen Jahrhunderten weckt bei dem fühlenden Freunde des Papsttums die lebhafte Vorstellung, wie die ewige Stadt gleichsam trauert um den, der sie erhalten und groß gemacht, und dem sie hinwieder den Boden für freiere Entwicklung und große Welttätigkeit geliehen hat. Möchte sich nach dem Ausgange des Weltkrieges der Weg zeigen zur Sicherung der päpstlichen Freiheit und Souveränität!

Digitized by Google

Die Unabhängigkeit des Heiligen Stuhles.

Von Franz Ehrle S. J.

Mit dem Gegenstand des vorliegenden Heftes und noch mehr mit dem dieses Aufsatzes stehen wir inmitten einer scharf umrissenen Weltanschauung: Gott und Schöpfung, Leib und Seele, Diesseits und Jenseits, gottmenschliche Erlösung, Kirche und Primat; so stellen sich uns, in unserem Erkenntnisprozeß von der Peripherie zum Zentrum fortschreitend, die Grundsätze dieser Weltanschauung dar. Es sind dies die leuchtenden Leitsterne an dem sich über uns wölbenden christlichen Himmelszelt. Es sind aber auch die Himmelssterne, welche ein französischer Minister von amtswegen ausgelöscht zu haben sich rühmte. Von ihm und seinesgleichen trennt uns eine beruhigende Sonnenweite. Anderen Millionen unserer Mitmenschen leuchten diese Sterne gleichfalls nicht, wenigstens nicht alle. Aber diese Millionen gönnen uns doch wenigstens unser Glück, unsere Leitsterne; ja sie erkennen bis zu einem gewissen Grade deren ethischen Wert, ihre kulturfördernde Wirkung, ihre eminente Bedeutung für den Bestand und das Gedeihen der Völker an; zumal jetzt in der schicksalschweren Stunde, in der die heroische Kriegsarbeit die Probe auf so viele menschliche Werte und Verhältnisse macht.

Die Grundpfeiler unserer Weltanschauung und unseres Glaubens fußen nicht im Flugsand subjektiver Gemütsstimmung, sondern auf dem Felsengrund streng wissenschaftlicher Denkarbeit und historisch-kritischer Forschung. Nur auf dieser Verstandesleistung fußend, kann bei Gebildeten der von Gottes Gnade gestützte Wille das Gott schuldige Verstandesopfer des christlichen Glaubens bringen.

Es ist das unbestreitbare Verdienst der historisch-kritischen Schule Harnacks, in akatholischen Kreisen Berge von Vorurteilen gegen unsere Weltanschauung abgetragen zu haben, welche, um nur die hauptsächlichsten Richtungen zu erwähnen, der philosophische Rationalismus eines Baur und Strauß und unvergleichlich mehr der seichte, in leichter Afterwissenschaft prunkende Unglaube Renans angehäuft hatten. Was uns von der Harnackschen Schule trennt, liegt im letzten Grunde mehr auf dem spekulativen Gebiet als auf dem historisch-kritischen. Unser Gottesbegriff fordert die Wundermacht, seiner schließt sie aus; ein Gegensatz von so urgründiger Tiefe und außerordentlichen Tragweite, daß die Spaltung sich durch den ganzen Glaubens- und Kirchenbegriff fortsetzt. Damit haben wir den Punkt bezeichnet, an dem eine Auseinandersetzung seiner und unserer Weltanschauung ansetzen müßte: bei dem

Digitized by Google

die Wunderallmacht fordernden Gottesbegriff, denn hier scheiden sich die Geister.

Mit obigem Thema stehen wir also nicht an der Peripherie, sondern tief im Marke unserer Weltanschauung, unseres Glaubens. Wir fußen auf den durch der bloßen Vernunft zugänglichen Grundwahrheiten; glauben, daß der Heilsplan des gottmenschlichen Erlösers alle Völker und alle Zeiten umfaßt, daß der Erlöser zu dieser Umfassung seine Kirche einsetzte, dieser Kirche eine streng monarchische Verfassung gab, indem er einen seiner Apostel und dessen rechtmäßige Nachfolger mit der Fortführung seines Heilswerkes und daher mit dem obersten Lehr- und Hirtenamt betraute. Diese Nachfolger sind die römischen Päpste, deren Amt und Würde, da sie Petri Stuhl inne haben, als ‚der Heilige Stuhl' bezeichnet wird.

Für den Inhaber dieses Stuhles fordern wir Unabhängigkeit in Anbetracht seiner hohen Sendung. Er ist vom gottmenschlichen Erlöser, als dessen sichtbarer Vertreter auf Erden, mit der Fortführung des Erlösungswerkes der Menschheit bis zum Ende der Zeiten betraut. Letztes und eigentliches Ziel dieses Werkes ist die Rettung der Menschheit in der jenseitigen, ewigen Seligkeit.

Es zielt also die ganze Tätigkeit des Papstes auf das Jenseits, auf die Ewigkeit ab, wirkt sich aber aus im irdischen, diesseitigen Leben, in dem die Ewigkeitswerte gewonnen werden müssen. Mit der Sendung gab der Heiland seinem Stellvertreter selbstverständlich auch die entsprechenden Pflichten und Rechte. Er sandte ihn, alle Völker zu lehren, die Belehrten und für seine Kirche Gewonnenen zu leiten und durch seine Gnadenmittel auf ihrer irdischen Wanderschaft zu stärken. Diesen Pflichten entspricht das Recht, von allen Menschen Gehör für die Heilsbotschaft des Evangelium und von den Gläubigen Gehorsam zu verlangen und alle jene Rechte in Anspruch zu nehmen, welche zur Durchführung der Sendung unerläßlich sind.

Einen ganzen Komplex von solchen Rechten umfaßt die Unabhängigkeit, welche wir dem Papste in Anbetracht seiner Sendung zuerkennen. Unabhängigkeit weist uns als relativer und teilweise negativer Begriff auf Anderes, auf Etwas, wovon der Unabhängige frei sein soll. In der Tat ist der Papst von Allem frei, was seiner Sendung widerstreitet. Schon bald nach seiner Aussendung sah sich Petrus veranlaßt, von dieser seiner Freiheit Gebrauch zu machen. Er antwortete den Häuptern der soeben durch das Kreuzesopfer Christi ihres Gehaltes beraubten Synagoge, denen er bisher untertan gewesen war: „Ob es recht ist vor Gottes Angesicht euch mehr zu gehorchen als Gott,

Digitized by Google

das urteilt selbst. Denn wir können nicht unterlassen das zu verkünden was wir gesehen und gehört haben." (Apostelgesch. 4. 19. 20.) Hiermit gab Petrus den einen Hauptgrund der von ihm beanspruchten Unabhängigkeit an. Er leitet ihn von dem Urheber seiner Sendung her. Vom Gottessohn mit der Predigt des Evangeliums betraut, darf er auf Befehl keines Menschen schweigen: Gottes Gebot geht über Menschengebot.

Nicht minder durchschlagend ist der zweite Grund, auf den sich die päpstliche Unabhängigkeit stützt. Er ergibt sich aus dem Zwecke der Sendung: dem jenseitigen, ewigen Heil, das über das irdische Wohl unermeßlich erhaben ist. Das Niedrige muß dem Höheren weichen, das Zeitliche dem Ewigen, das Diesseitige dem Jenseitigen. Dementsprechend muß auch die von Gott mit der Sorge für das zeitliche Wohl der Menschheit betraute Autorität, so unumschränkt und souverän sie auch in ihrem Bereiche ist, in einem Kollisionsfall jener weichen, welcher die Sorge für das Ewige obliegt. Mit anderen Worten, weil mit der Sorge für das Höchste betraut, muß diese in ihrem Bereich, nach Maßgabe des Interesses ihrer Sendung unabhängig sein. Doch solche Streitfälle sind seltene Ausnahmen; das normale Verhältnis ist die concordia sacerdotii et imperii.

Nur zu bald traten für Petrus und seine Nachfolger solche Widerstreitsfälle ein. Die von den Päpsten geleitete junge Kirche mußte den weltbeherrschenden, römischen Cäsaren gegenüber ihre Unabhängigkeit von allem dem geltend machen, was in dem römischen Reich und Recht ihrem christlichen Gewissen, ihrem Glauben, ihrem ewigen Heile entgegenstand.

Konnte und mußte schon jeder Gläubige in der Betätigung seines Glaubens Unabhängigkeit beanspruchen, so war dies noch in viel weiterem Maße bei dem der Fall, dem die Hut der ganzen Herde oblag. Er mußte diese Unabhängigkeit nicht nur in negativem Sinne, sondern auch im positiven verlangen. Er mußte alles das beanspruchen, was zur Betätigung seiner Sendung erforderlich war; er durfte in der Beschaffung und im Gebrauch dieser unerläßlichen Hilfsmittel nicht von dem Gutdünken und Wohlwollen anderer abhängen, konnte sie aus eigener Machtvollkommenheit beanspruchen. Mit der Pflicht hatte er vom göttlichen Stifter die entsprechenden Rechte, mit der Sendung das Anrecht auf die nötigen Mittel erhalten.

Naturgemäß machten wie die Apostel so die Päpste von ihrer Vollmacht innerhalb des sich schnell mehrenden Kreises der Gläubigen Gebrauch. Mit der Predigt betraut, lebten sie von den Almosen der Gläu-

Digitized by Google

bigen (Apostelgesch. 4. 34 ff.) und ließen sich von ihrer Hauptpflicht durch andere Sorgen nicht abbringen (a. a. O. 6. 2). Da sich die Gläubigen ihrer dem Anrecht der Apostel entsprechenden Pflicht der Liebestätigkeit, an erster Stelle ihren Lehrern gegenüber, sodann aber auch zu Gunsten ihrer Glaubensbrüder voll bewußt waren, so mußte es in diesen liebe- und glaubensvollen Erstlingsgemeinden den leitenden Apostelkreisen ein Leichtes sein die ihnen gebührende Stellung und Unabhängigkeit zur Geltung zu bringen und zu wahren.

Nach außen hin schlummerten diese mehr positiven Rechtsansprüche erst noch Jahrhunderte in der Anlage und Organisation der Kirche und kamen wohl selbst dem Oberhaupt kaum zum Bewußtsein. In der harten, heidnischen Umwelt waren sie ja nicht durchzusetzen. Es war noch zunächst der schwere, blutige Kampf ums Dasein durchzukämpfen. Der Christensamen mußte zuerst im Erdreich der Katakomben ersprossen und seine Wurzeln tief in dieses blutgetränkte Erdreich senken, bevor die Gottespflanze ihre Krone und Zweige in der politischen und sozialen Welt der konstantinischen Zeit erheben konnte. — Wie der Synagoge, so mußte das Christentum auch den heidnischen Kaisern gegenüber alle seine gottgegebenen Rechte zunächst durch Kampf und Blutopfer durchsetzen, welche auch hier das apostolische „non possumus" veranlaßte.

Zunächst konnte nach dem Hingang der Apostel der Primat des Nachfolgers Petri noch deutlicher in Erscheinung treten. Hiedurch wurde bald der Gegensatz zum römischen Kaisertum schärfer, da dieselbe Stadt beide Gewalten beherbergte. Wie uns ein Brief des hl. Cyprian andeutete, glaubten bereits Kaiser in den Päpsten Nebenbuhler zu erkennen.

Ein epochemachender Wandel trat mit Konstantin, wie in der ganzen kirchlichen Entwicklung, so besonders in der Lage der obersten Kirchenbehörde ein. Die öffentlichen Kirchen und mit ihnen ein größerer Aufwand für die Feier der hl. Geheimnisse und für den Unterhalt einer bedeutend zahlreicheren Geistlichkeit erforderte Mittel, welche die durch die lange Verfolgungszeit verarmten Christengemeinden nicht aufbringen konnten. Es war nicht schwer, den neubekehrten Kaiser, der vorerst der christlichen Religion nur einen Platz neben den heidnischen Staatskulten einräumte, zu bewegen, den Tempeln der neuen Religion die Ausstattung zu geben, welche nach altem Brauche den heidnischen Kultusstätten gewährt wurde. Im Liber Pontificalis haben wir reichhaltige, authentische Verzeichnisse der unzweifelhaften „konstantinischen Schenkung", das heißt der wahrhaft kaiserlichen Zuwen-

Digitized by Google

dungen, mit welchen der erste christliche Herrscher die von ihm gebauten Kirchen bedachte. Eine Zuwendung von souveränem Territorialbesitz, im Sinne der vorgeblichen konstantinischen Schenkung, lag nicht im Geiste jener Zeit.

Die wirklichen kaiserlichen Schenkungen der praedia und domus cultae, das heißt eines ausgedehnten Landbesitzes, gaben den römischen Päpsten zunächst die ihnen in den veränderten Verhältnissen vorerst nötige soziale und ökonomische Unabhängigkeit. Für die nächste Zeit konnte die Kirche und im besonderen das Oberhaupt derselben die reichen, weltumspannenden Mittel nicht entbehren, welche das römische Weltreich bot. Ich erinnere nur an die weitschichtigen Veranstaltungen, welche die Berufung und Versammlung eines allgemeinen Konzils erforderte.

Hatte bisher nur die Verfolgungssucht der heidnischen Kaiser am Baume der Kirche gerüttelt und sie von manchem dürren Ast befreit, so begann nun der wohlwollende Schutz, welchen die christlichen Kaiser ihr zuwandten, sich als die Quelle neuer Gefahren und Schwierigkeiten zu erweisen. Es konnte nicht fehlen, daß in der Reihe dieser kaiserlichen Schutzherrn mancher die Grenzlinie, welche Geistliches und Weltliches scheidet, nicht richtig erfaßte und infolgedessen aus einem ἐπίσκοπος τῶν ἐκτός zu einem ἐπίσκοπος τῶν εἴσω τῆς ἐκκλησίας wurde; was bei Herrschern nicht wundernehmen kann, die auch kirchlicherseits nicht selten als ἱερεῖς καὶ βασιλεῖς bezeichnet wurden. Die Gefahr solcher Übergriffe in das kirchliche Gebiet lag besonders nahe, wenn die kaiserliche Macht bei inneren Spaltungen von der vom Einheitszentrum abgeirrten Partei angerufen wurde und es ihr gelang, die kaiserliche Gunst für sich zu gewinnen. Waren schon Hosius von Cordova und andere Bischöfe veranlaßt gewesen Übergriffen Konstantins entgegenzutreten, so bedrohte unter einem seiner Söhne ein Zwist dieser Art die unerläßliche Unabhängigkeit des Nachfolgers Petri in einem der wesentlichsten Punkte seiner Sendung: in der Ausübung seines Lehramtes. Diese langwierigen Kämpfe für die Glaubensreinheit gegen die ihre Hauptkraft in Lehrstreitigkeiten verschwendenden oströmischen Kaiser dienten dazu den römischen Primat zu voller Entfaltung und Anerkennung zu bringen. Mit unerschütterlicher Festigkeit und heroischem Opfermut wahrten die Päpste die Unabhängigkeit ihres Lehr- und Regierungsamtes gegen die kaiserlichen Eingriffe. Schon zu dieser Epoche erwies sich daher Petri Stuhl durch die Betätigung seiner Sendung als eine Kulturmacht ersten Ranges gegen den vom Orient drohenden Cäsaropapismus.

Digitized by Google

Unterdessen schuf der Zusammenbruch des weströmischen Kaiserreiches und das fortschreitende Hinschwinden der oströmischen Herrschaft in Italien den Päpsten weiten Raum für ergiebigere Wirksamkeit. Die stille, soziale Liebestätigkeit dehnte sich nach den reichen Zuwendungen Konstantins auf die umliegenden Provinzen aus, zumal auf jene, in welchem päpstlicher Grundbesitz geeignete Mittelpunkte bildete. In Rom und Mittelitalien hörte kaiserliche Macht und Verwaltung allmählich auf oder machte sich nur durch Erpressung und Übergriffe vielfach in der unangenehmsten Weise fühlbar. Ravenna, der Sitz der byzantinischen Exarchen, wurde zunächst von den Goten besetzt, dann mit weiteren Gebieten selbst Unteritaliens von den Langobarden bedrängt; Völkerschaften, welche von ihrer früheren Berührung mit Byzanz die arianische Irrlehre mitbrachten. Die christliche Bevölkerung wandte sich in dieser herren- und schutzlosen Zeit an die Päpste; ihnen schon im Geistlichen untertan, fanden sie es naheliegend, ja waren es seit langem gewohnt, bei ihnen auch Linderung und Hilfe in ihren weltlichen Nöten zu suchen. Andererseits sahen die Päpste schon längst nicht nur die geistliche Leitung ihrer Herde, sondern jegliche in ihren Kräften stehende weltliche Hilfeleistung als Teil ihrer Amtspflicht an. Aus diesem gegenseitigen Verhältnis entwickelte sich wie von selbst jene territoriale Herrschaft, welche durch Pippin 754 nicht erst begründet, sondern bedeutend erweitert und gekräftigt wurde. In seiner zweiten Ausgestaltung reichte der Kirchenstaat bereits von Rom bis Ravenna; hatte also einen Umfang, der ihn den benachbarten Gebieten gegenüber zu einer ansehnlichen Macht erhob.

Trotzdem zwang die Päpste ihre durch die Langobarden und Byzantiner bedrohte Lage Anlehnung an die fränkischen, rechtgläubigen Machthaber zu suchen. Sie bestellten Pippin als römischen Patrizier, Karl den Großen und dessen Nachfolger als römische Kaiser zu ihren Schutzherrn. Immerhin war durch den Kirchenstaat den Päpsten eine Stellung geschaffen, welche der Würde ihrer geistlichen Souveränität entsprach und sie in den erregten Fluten der werdenden neuen Zeit gegen die Fährnisse des alltäglichen Lebens sicherstellte. Doch so segensreich auch diese weltliche Souveränität und das von den Päpsten selbst geschaffene Schutzverhältnis zu den deutschen Kaisern sich in vielen Zeitlagen erwies, so zogen sie doch naturgemäß die Päpste mannigfach in das wilde, unruhige Getriebe der diesseitigen zumal der politischen Welt, was allerdings von dem Augenblick an nicht zu vermeiden war, in dem die Kirche aus der Verborgenheit der Katakomben und dem bevormundeten Dasein der folgenden Jahrhunderte in das politische und

Digitized by Google

öffentliche Leben der Völker eintreten mußte, um auch in ihm ihrer Sendung Geltung zu verschaffen.

Schon unter Kaiser Lothar (840—55) erwies sich die Schutzmacht der Kaiser selbst als eine Gefahr für die Unabhängigkeit des Heiligen Stuhles, und diese Gefährdung wiederholte sich noch oft im Laufe der folgenden Jahrhunderte. Sie erreichte ihren Höhepunkt, als die Kaiser Friedrich I. und II. die ursprüngliche christliche Idee des römischen Kaisertums mit einer byzantinisch-heidnischen zu vertauschen suchten. Freilich nicht minder oft bewährte sich diese kaiserliche Schutzmacht als segensreicher Hort der kirchlichen Freiheit, da die Päpste sorgsam darüber wachten, daß sie durch dieses Schutzverhältnis nicht zu kaiserlichen Hofkaplänen herabgedrückt wurden. Als unter dem traurigen Regiment der letzten Karolinger diese Gefahr, aber zugleich auch die Kraft der Schutzmacht zurücktrat, fehlte den Päpsten die nötige Wehr gegen die Sarazenen und die gewalttätigen italienischen Großen, bis unter den Ottonen das Verhältnis der beiden Weltmächte in seiner idealen Form und Kraft wiederauflebte. Im 11. und 12. Jahrhundert traten an die Seite der italienischen Großen als Bedränger der päpstlichen Unabhängigkeit übermütige und trotzige römische Adelsgeschlechter und nicht minder der an antike Freiheitsideale anknüpfende Geist der Empörung des römischen Volkes und seiner Tribunen von Arnold von Brescia bis Cola di Rienzi. Diese Bedränger bewirkten, daß die Päpste im 13. Jahrhundert nur wenige Jahrzehnte in Rom ein sicheres Unterkommen finden konnten und am Anfang des folgenden Jahrhunderts am Ufer der Rhone in Avignon die Sicherheit und Ruhe, welche ihnen ihr Rom versagte.

Die im Wesentlichen durch die Unbotmäßigkeit der Römer und Italiener verschuldete, siebzigjährige Verbannung des Papsttums erwies sich in Wirklichkeit für die Unabhängigkeit desselben als weniger nachteilig, als, zumal von italienischer Seite, angenommen wird. Allerdings ging die Mehrheit im Kardinalskolleg an die Franzosen über und sie besetzten demgemäß immer den apostolischen Stuhl mit einem ihrer Landsleute, aber mit Männern, welche den Vergleich mit den Päpsten keines andern Jahrhunderts zu scheuen brauchen. — Mit Martin V. und der Hebung des traurigen Schismas tritt die Lage des Heiligen Stuhles in eine neue Phase.

Werfen wir noch einen Rückblick auf die Kämpfe, welche die mittelalterlichen Päpste, wie um die Betätigung ihrer apostolischen Sendung, so um die hiefür nötige Unabhängigkeit führten, so müssen wir feststellen, daß es ihnen — häufig mit heroischem Opfermut — gelang,

Digitized by Google

die durch ihre Sendung ihnen zugewiesene Stellung gegen die Übergriffe mächtiger Kaiser, die Gewalttätigkeiten räuberischer Fürsten und die Unbotmäßigkeit irregeleiteter Volksmassen siegreich zu verteidigen. Immer und immer wieder wahrten sie mit apostolischem Freimut auch Kaisern und Königen gegenüber die Heiligkeit des christlichen Sittengesetzes, zerrissen die Bande, durch welche die Kirche in ihrer Sendung oder in der Wahl ihres Oberhauptes behindert werden konnte, wiesen die mißleiteten Volksmassen in die Bahnen ihrer Pflicht, dämmten das Abendland gegen die drohende sarazenische Vorherrschaft ab. Dieser Tätigkeit dankt die Kirche Gottes, daß sie Nichts von ihrer sittigenden Kulturkraft verlor. Sank auch zuweilen durch den unheilvollen Einfluß übermächtiger Gewalten oder durch die menschlichen Schwächen die sittliche Höhe der Inhaber des päpstlichen Stuhles, so erhoben sich immer wieder unter ihnen Männer von hervorragender Befähigung, welche das Verlorene reichlich wiedergewannen und die gottgewollte Ordnung wiederherstellten.

Als im 15. Jahrhundert die politische Gestaltung Europas festere Formen annahm durch das Gleichgewicht umfassenderer Mächte, erwies sich auch in dieser neuen Lage der päpstliche Kirchenstaat, obwohl er zunächst der nötigen Freiheit des Heiligen Stuhles diente, für ganz Italien als ein Bollwerk seiner relativen Unabhängigkeit, und für Europa durch Förderung des Gleichgewichtes der führenden Mächte als segensreicher Faktor zur Bewahrung des europäischen Friedens. Kraft seiner geistlichen und der entsprechenden weltlichen Souveränität und seiner hiedurch gegebenen Unabhängigkeit blieb der Stuhl Petri im politischen Leben Europas ein bedeutsamer, aktiver Faktor, bis im westfälischen Frieden zum ersten Mal die Folgen der Glaubensspaltung auf dem politischen Gebiet schärfer in Erscheinung treten, wie ein Vergleich der Nuntiaturberichte des 16. und 17. Jahrhunderts mit aller Deutlichkeit dartut. Wie der schon viel früher erfolgte Bruch mit dem Heiligen Stuhl auch im Orient für die politische und kulturelle Entwickelung die Ausschaltung einer unersetzlichen Kraft bedeutete, so dürfte er auch für die westlichen Länder den Verlust einer auch für das diesseitige Leben hochwichtigen, moralischen und idealen Macht bedeuten, deren die Menschheit nie zu viele besitzt.

Die entwürdigende Vergewaltigung Pius' VII. durch die neue Cäsarengewalt des Korsen zeigte noch einmal, wie unsterblich die päpstliche Unabhängigkeit ist. Auf dem Gipfel seiner Macht führte Napoleon den augenscheinlichen Beweis, daß der Papst nicht der Kaplan irgend eines weltlichen Herrschers sein könne und offenbarte zum

Digitized by Google

hundertstenmale, worin dessen Unabhängigkeit im Wesentlichen wurzle. Der von Rom nach Savona und Fontainebleau verschleppte greise Papst, von seinen Ratgebern und treuen Dienern getrennt, durch hinterlistige Forderungen, Versprechungen und Drohungen bedrängt, von untreuen und heuchlerischen Werkzeugen bearbeitet und zeitenweise irregeleitet und betrogen, blieb in all seiner Erniedrigung und Not für Millionen von Gläubigen das von Gott bestellte Haupt seiner Kirche, zu dem sie mit Ehrfurcht als ihrem Lehrer und Leiter in ihren Gewissensangelegenheiten aufblickten und an dem sie trotz offenbaren Schwankens seiner Entschlüsse nicht irre wurden. Das Los des Papstes und seine wesentliche Unabhängigkeit wurzelt im Glauben und im Gehorsam seiner Kirche, und die Treue seiner Kirche ist ihm durch Gotteswort verbürgt bis zur Vollendung der Zeiten. Sorge eines jeden Gläubigen muß sein, daß das Scherflein seiner Treue und seines Gehorsams nicht fehle zur Bewahrheitung dieses Gotteswortes.

Trotz der Mißerfolge und Lehren der napoleonischen Zeit ergriffen zahlreiche Romhasser die sich bei der Schaffung Neuitaliens bietende Gelegenheit von neuem, um mit dem Kirchenstaat dem Papsttum oder wenigstens seiner durch diesen Staat gedeckten Würde und Unabhängigkeit ein sicheres Ende zu bereiten. Ohne Zweifel hatte die nationale Einigung die Sympathien auch weiter, in allem übrigen nicht antikirchlicher Kreise. Der Zusammenbruch Frankreichs, das seit Jahrzehnten die besondere Schutzmacht der päpstlichen Territorialherrschaft gewesen war, erleichterte das Unternehmen. Das Zittern und Zaudern, die diplomatischen Vorsichtsmaßregeln, mit welchen die piemontesische Regierung ihren Raubzug ausführte, verriet deutlich, welch außerordentliches, internationales Interesse sie selbst dem Kirchenstaat als Hauptbollwerk der päpstlichen Unabhängigkeit beimaß. Sie wurde nicht müde, den katholischen Mächten und aller andern Staaten mit katholischer Bevölkerung die Versicherung zu wiederholen, die Souveränität und Unabhängigkeit des Papstes werde bei der Besetzung Roms in durchaus befriedigender Weise gewahrt bleiben; die neuitalienische Regierung selbst werde nicht verfehlen, die entsprechenden Vorschläge den Mächten seinerzeit zu unterbreiten. Erst als die Regierung bemerkte, daß die Lage des Papstes die Mächte nicht in dem Maße erregte, wie sie angenommen hatte und daß sie von ihnen trotz alles Interesses für den Papst nichts Tatsächliches zu befürchten hatte, da ließ sie in ihren folgenden Kundgebungen Stück für Stück ihrer früheren Versprechungen unter den Tisch fallen und wagte schließ-

Digitized by Google

lich das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871. Das Verhalten der Mächte war leider zu erklärlich. Frankreich erhob sich eben als Republik aus seiner Niederlage und dem Bürgerkrieg der Kommune. Deutschlands und Österreichs akatholische Ministerpräsidenten glaubten sich aus politischen Erwägungen, die sich in gegensätzlicher Richtung bewegten, darauf beschränken zu sollen, der italienischen Regierung möglichste Schonung der Gefühle ihrer katholischen Bevölkerung dringend anzuempfehlen. Im katholischen Spanien bahnte sich damals die Thronbesteigung Amadeos von Savoien an.

Es würde mich zu weit von meinem Thema abführen, wenn ich die Geschichte der diplomatischen Verhandlungen skizzieren wollte, welche die Besetzung Roms vorbereitete, begleitete und mit dem Garantiegesetz einen gewissen Abschluß fanden. Es wird dies von kompetenterer Seite im Aprilheft der „Stimmen der Zeit" geschehen. Es genügt hier auf den Nachdruck hinzuweisen, mit welchem die Staatskanzleien nicht nur von katholischen Ländern, sondern auch von Ländern mit altkatholischer Mehrheit im Namen der den Katholiken garantierten Parität auf einer genügenden Sicherung der Lage und auf Unabhängigkeit des Papstes bestanden.

Ich habe an anderer Stelle den innigen Zusammenhang hervorgehoben, der die sogenannte römische Frage zu einer Frage der dem Papste gebührenden Unabhängigkeit macht. Ein entsprechender souveräner Territorialbesitz ist für das Oberhaupt der Kirche die natürliche Verkörperung seiner geistlichen Souveränität und die notwendige Vorbedingung seiner unerläßlichen, offenkundigen Freiheit. Was aber die geistliche Souveränität des Papstes für die katholische Welt bedeutet, von welcher Wichtigkeit für sie deren unabhängige Betätigung ist, wird jeder leicht ermessen, der sich das oben von der Sendung Petri und seiner Nachfolger Gesagte vergegenwärtigt. Wir erwarten vom Heiland durch den Papst die uns nötige Belehrung, Führung und Kräftigung zur Sicherung unseres ewigen Heiles; deshalb wollen wir, daß er frei und unabhängig von jeglicher irdischer Gewalt, einzig Gott und Gottes Gesetz untertan seines Amtes über uns walte. Da es sich in dieser Forderung um unsere höchsten Interessen handelt, so sind wir selbstverständlich berechtigt, von unserer weltlichen Obrigkeit die möglichste Wahrung dieser Interessen zu verlangen. Ist ein solcher internationaler Rekurs berechtigt und üblich für die tausenderlei Interessen des Diesseits, um wie viel mehr wenn ewige Werte in Frage stehen; zumal wenn durch unsere Forderung in unseren vielfach paritätischen Staaten die Interessen des akatholischen Volksteils in keiner Weise geschädigt werden.

Digitized by Google

Wir können mit gerechtem Stolz feststellen, daß zur Zeit der traurigen Gefangenschaft Pius VII. ein deutsch-österreichischer Prälat Graf Sigismund Anton von Hohenwart, Fürsterzbischof von Wien sich am 24. März 1810 zu Gunsten des Gefangenen und der in ihm vergewaltigten Kirche an die Staatskanzlei der auswärtigen Angelegenheiten wandte und Freiherr Kaspar Maximilian von Droste-Vischering, Weihbischof von Münster, der erste war, der auf dem großen napoleonischen Nationalkonzil am 26. Juni 1811 seine Stimme zu Gunsten des Papstes erhob.

In ungleich höherem Maße fand die Besetzung Roms einen mächtigen Wiederhall in allen Parlamenten. Allenthalben forderten die Katholiken Wahrung ihrer Interessen, welche sie durch die Vergewaltigung des Papstes schwer geschädigt sahen. Es ist ein Ehrenvorzug der deutschen Katholiken, daß sie nachhaltiger und ausdauernder als ihre Glaubensbrüder anderer Länder seit jenem Jahre in ihren eindrucksvollen Tagungen unentwegt die unerläßliche Freiheit und eine würdige Lage für ihr geistliches Oberhaupt verlangten. — Als sich sodann 1915 zu Anfang des Krieges mit Italien die Lage des Papstes noch verschlimmerte und weitere Gefahren drohten, wandten sich in vielen Parlamenten die Führer unserer Parteien an ihre Regierungen um nachdrückliche Wahrung unserer Interessen. Die Beurteilung und die Aufnahme, welche die Forderung einer Neuregelung der römischen Frage auch in akatholischen Kreisen: in der Publizistik und Journalistik gefunden hat und noch findet, verdient unsererseits dankbarste Anerkennung.

Im übrigen sind unsere Forderungen klar und bescheiden, will doch Benedikt, in richtiger Erkenntnis seiner Lage, nichts wissen von durch Waffengewalt errungenen Vorteilen, nichts von Forderungen, welche der schon so bedrängten Regierung zu große Schwierigkeiten bereiten könnten. Italien ist nun einmal nach göttlicher Fügung die Heimstätte des Papsttums. Wir streben also mit Benedikt keine Italien abgezwungene Neuregelung an, obgleich sie immer nichts anderes als eine Rückgabe durch tausendjährigen Besitz verbriefter Rechte sein wird, sondern eine durch wohlwollende und billige Verständigung von Italien erlangte. Allerdings muß sie auf alle Fälle eine wahre und offenkundige weltliche Souveränität enthalten, deren Ausdehnung und Modalitäten der Papst erst dann wird vorschlagen können, wenn er die Umstände kennt, in denen die Verständigung erfolgen soll. Wir haben also von unseren Regierungen wohlwollende, wenn auch nachdrucksvolle Vorstellungen bei Italien zu fordern mit Rücksicht auf die gewich-

Digitized by Google

tigen Interessen und die dringenden und berechtigten Forderungen ihres katholischen Volksteiles.

Unsere Zeit ist ganz dazu angetan, die Erhaltung, Zusammenfassung und Pflege aller idealen, moralischen und religiösen Werte und Kräfte unseres Volkes uns mehr als je zur Pflicht zu machen; Werte und Kräfte, welche ohne den die Leidenschaften bändigenden und zu allem Edlen anregenden Jenseitsglauben ihres eigentlichsten Nährbodens entbehren würden. Als Träger und Pfleger dieser Werte und Kräfte erwies sich, zumal in dieser schweren Kriegszeit, der gegenwärtige Inhaber des römischen Stuhles **Benedikt XV. Es dient also der Menschheit**, wer ihm zur Betätigung seiner Sendung Raum und Luft gewährt.

Die einleitenden Worte des Hefts „Auswärtige Politik" weisen auf englische Schillingbibliotheken hin, die, gut ausgestattet, in Massen gekauft würden. Bei uns wurde lange Zeit hindurch der Lesehunger des Volks fast ausschließlich mit billiger, oft genug noch obendrein schlechter Belletristik beschwichtigt. Erst die jüngste Zeit zeigt auch hierin Wandlung zum Bessern. Wir nennen zwei Sammlungen, die, jede in ihrer Art, gut und preiswert sind.

Die eine heißt „Wissenschaftliche Volksbücher", verlegt von Alfred Janssen in Hamburg. Der gebundene Band kostet M. 1.50. Sie enthält u. a.: Darwins Reise um die Welt; Sven Hedin, Durch Asiens Wüsten; Sven Hedin, Drei Jahre im innersten Asien; Humboldt, Auf dem Orinoko; Nansen, In Nacht und Eis. Die Anfänge der Luftschiffahrt. Das Verkehrswesen. Krupp in Essen. Seeunfälle aus neuerer Zeit. Maspero, Das alte Ägypten. Der große Bauernkrieg. Aus den Tiefen des Weltmeeres. Liebig, Chemische Briefe. Maltzan, Meine Wallfahrt nach Mekka. Vasari, Künstlerbiographien. M. v. Brandt, Japan. Richthofen, Tagebücher aus China. Wallace, Rußland.

Die andere heißt „Schaffsteins Grüne Bändchen", verlegt von Hermann Schaffstein in Köln, Preis kartoniert je 40 Pf. Zum Beispiel nennen wir: Eskimoleben. Beim roten Halbmond vor Tripolis. Kindheitserinnerungen eines Sioux. Der Balkankrieg. Jagden in Steppe und Wildnis. Auf einsamen Wegen in Nordost-Sibirien. Demagogen-Verfolgungen. Der Panamakanal. Goldgräberin Alaska. Tagebuch der Expedition Schröder-Stranz. Briefe eines Kaffeepflanzers. Aus der deutschen Revolution. Das Eisen. Der Zuckerbaron. Mexiko in unsern Tagen.

Aus solchen Unternehmungen spricht der Geist, den Deutschland braucht, um sich neben England als Weltvolk sehen lassen zu können. Dieser Geist ist von je in einzelnen Deutschen lebendig gewesen, am lebendigsten an der Wasserkante und in Übersee. Man mag ihn hanseatisch nennen oder wie man will, es ist der Geist, der den deutschen Orden antrieb zur Kolonisation des Ostens, der unsere Forscher nach Afrika und an die Pole treibt, Conquistadorengeist, der Neuland ahnt und erwirbt. Das ist gesunde Nahrung für Volk und Jugend, nicht der übliche Romanschmarren oder Romandreck. Ein Geschlecht, das mit gesunder Kost erzogen wird, wendet sich mit Ekel von dem landläufigen Liebelei- und Kuppelbrei ab mit oder ohne psychologische Suppenwürze, und wenn es von Literatur spricht, wird es Dichtung meinen, nicht Eisenbahnkitsch.

Digitized by Google

Die Konkordate, ihre Aufhebung und ihr automatisches Ende.

Von Dr. J. B. Sägmüller, Professor des Kirchenrechts an der Universität Tübingen.

Ein altbewährtes Mittel, um Streitigkeiten zwischen der katholischen Kirche und dem Staate vorzubeugen oder solche beizulegen, sind die Konkordate. Darin liegt ihre Begründung und Berechtigung.

Man bezeichnet ihr Wesen und ihren Charakter — freilich keineswegs übereinstimmend, wie man im Folgenden noch des Näheren sehen wird — als quasi-völkerrechtliche Verträge zwischen den beiden höchsten Gewalten in Kirche und Staat über das Verhältnis, welches sie künftighin im betreffenden Lande entweder nach allen Richtungen oder nur in einzelnen bestimmten Punkten zu einander einhalten wollen. So regelten die älteren Konkordate, z. B. das Wormser Konkordat 1122, die Konkordate in der Zeit der Reformkonzilien im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert sowie die des 18. Jahrhunderts mehr nur einzelne kirchenstaatsrechtliche Materien, während die neueren Konkordate des 19. und 20. Jahrhunderts in der Regel sich auf verschiedene Punkte erstrecken, ja, vielleicht das Verhältnis zwischen Kirche und Staat im betreffenden Lande fast durchweg ordnen wollen, z. B. das französische Konkordat 1801, das österreichische 1855.

Zum Abschluß eines Konkordates ist auf kirchlicher Seite, da es sich hiebei fast immer um Materien des gemeinen kirchlichen Rechtes handelt, berechtigt das Oberhaupt der katholischen Kirche, der Papst, als solches, und nicht etwa deswegen, weil der Papst zugleich der Souverän im Kirchenstaate war oder wenigstens noch in gewissem Sinne über die Peterskirche und den vatikanischen Palast ist. Der Bischof ist berechtigt, über seine außerhalb des gemeinen Rechtes liegenden Befugnisse ein Konkordat zu schließen, wie es z. B. Bischof Ketteler von Mainz 1854 getan hat, welche Übereinkunft aber nie die Approbation Roms gefunden und schließlich 1866 von beiden Paziszenten zurückgenommen wurde. Auf Seiten des Staates ist abschlußberechtigt das Staatsoberhaupt oder der Repräsentant des staatlichen Gemeinwesens. Im konstitutionellen Staate ist dabei auch die Mitwirkung der anderen gesetzgeberischen Faktoren notwendig.

Die Form, in welcher die Konkordate geschlossen werden, kann verschieden sein. Entweder wird dasselbe von beiden Teilen nach Vereinbarung des wesentlichen Inhalts als eigenes Gesetz erlassen, wie das im Wormser Konkordat durch Papst Kalixt II. und König Heinrich V. geschah. Oder es erfolgt der Abschluß in einer durch die beiderseitigen

Digitized by Google

Bevollmächtigten hergestellten und unterzeichneten, von Papst und Staatsoberhaupt ratifizierten und publizierten, in zwei Exemplaren ausgefertigten Urkunde. So ist das französische Konkordat vom Jahre 1801 päpstlicherseits von Kardinal Consalvi, französischerseits von Joseph Bonaparte, dem Bruder Napoleons I., unterschrieben, das bayerische Konkordat von 1817, nach Muster des französischen, wie dieses ja für fast alle neueren Konkordate Prototyp wurde, von Consalvi und dem Bischof Häffelin. Oder auch bildet die Form eine päpstliche Bulle, deren beiderseits zuvor vereinbarter Inhalt und Text auch von der Staatsgewalt als verbindlich anerkannt und publiziert wird, wie dies namentlich in den sogenannten Zirkumskriptionsbullen, z. B. „De salute animarum" für Preußen 1821, zur Anwendung gekommen ist.

Besteht über das bisher Ausgeführte kaum eine Meinungsverschiedenheit, so ist diese um so größer hinsichtlich der Frage nach der rechtlichen Natur der Konkordate. Die einen nämlich erklären sie für volle völkerrechtliche Verträge oder wenigstens für eine Art von solchen, quasi-völkerrechtliche Verträge: Vertragstheorie; andere für reine päpstliche Privilegien: Privilegientheorie; wieder andere für pure Staatsgesetze: Legaltheorie. Noch andere lassen sie je nach dem betreffenden Gegenstand eine Mischung von Vertrag und Privileg sein. Und andere endlich meinen, die Konkordate seien je nach den wechselnden Zeitverhältnissen und der dadurch bedingten verschiedenartigen Stellung von Kirche und Staat bald päpstliche Privilegien, bald völkerrechtliche Verträge, bald reine Staatsgesetze. U. E. sind die Konkordate quasi-völkerrechtliche Verträge.

Die Vertragsnatur der Konkordate ergibt sich vor allem aus ihrer Form. Die Paziszenten schließen die Konkordate ab in der Form eines Vertrags, verpflichten sich für sich und ihre Nachfolger, denselben zu beobachten, verzichten auf alles einseitige Handeln bei etwa hervortretenden Schwierigkeiten, versprechen vielmehr, solche gegebenenfalls gemeinschaftlich beheben zu wollen. Den Vertragscharakter bezeugen besonders auch die Bezeichnungen für dieselben. Für das Wormser Konkordat ist bei den damaligen Schriftstellern der Name „pax", „pactum", „concordia" gebräuchlich. Die zu Konstanz 1418 geschlossenen Vereinbarungen nennen sich auch „concordia" und bezeichnen ihren Inhalt als „capitula concordata". Von da ab ist „concordatum", „concordata" stehender Ausdruck. So z. B. für die Vereinbarungen zwischen Nikolaus V. und Friedrich III. 1455. Das Konkordat vom Jahre 1801 trägt die Überschrift: Convention entre le Pape te le Gouvernement français. Und, um gleichsam auch hier dessen

Digitized by Google

Vorbildlichkeit zu erweisen, ist „conventio", „convention" der offizielle Name für die Konkordate des 19. Jahrhunderts, so namentlich für solche mit protestantischen oder schismatischen Fürsten. Als beiderseits verbindliche Verträge (synallagmatische Verträge) bezeichneten namentlich die Päpste immer wieder die Konkordate, so vor allem Pius X. während der Verhandlungen über das französische Trennungsgesetz (Allokution vom 14. November 1904; Enzyklika „Vehementer Nos" vom 11. Februar 1906; Allokution vom 21. Februar 1906).

Näherhin sind diese Verträge völkerrechtliche, oder — mit einer kleinen Modifikation — quasi-völkerrechtliche Verträge, d. h. solche, über deren Einhaltung keine dritte Macht angerufen werden kann, wie bei privaten Verträgen, sondern deren Einhaltung gegebenenfalls von den Vertragschließenden selbst erzwungen werden muß; denn die katholische Kirche und der Staat stehen sich nach Art von koordinierten Mächten gegenüber. Man denke zu diesem Zwecke nur an die Gesandten, welche verschiedene Mächte, so auch Preußen, beim Apostolischen Stuhle unterhalten, die Nuntien, die der Apostolische Stuhl bei verschiedenen Höfen, z. B. in Wien, München hat. Wenn hingegen gesagt werden möchte, daß die Konkordate deswegen nicht unter die völkerrechtlichen Verträge gerechnet werden können, weil die Kirche deren Einhaltung und Durchführung nicht erzwingen könne mit Mitteln, wie sie der Staat schließlich in seinen Kanonen besitzt, der „ultima ratio regis", was auf den preußischen Feldgeschützen steht, so ist hierauf zu bemerken, daß die Erfüllungsgarantien für die völkerrechtlichen Verträge überhaupt unvollkommen sind. Dafür ist klassischer Zeuge der heutige fürchterliche Weltkrieg, wo völkerrechtliche Verträge mehr nicht sind als „chiffons de papier". Auch stehen der Kirche statt der materiellen Waffen doch verschiedene und zum Teil, wie die Erfahrung lehrt — man denke nur an Vorgänge während des Kulturkampfs oder an solche in Frankreich seit dem Trennungsgesetz —, sehr wirksame Hilfsmittel gegen den Staat zu Gebote. Endlich hat das Prinzip: Pacta sunt servanda unter moralischen Mächten, und eine solche ist und muß vor allem auch der Staat sein, will er seine Fundamente nicht selbst untergraben, eine tiefe Bedeutung.

Wenn demgegenüber sich andere für die Privilegientheorie erklären, so berufen sie sich auf die Superiorität der Kirche über den Staat, so wie sie namentlich im Mittelalter vertreten wurde, oder darauf, daß der Staat der Kirche wenigstens in den Gegenständen untergeordnet sei, in welchen die Konkordate geschlossen würden. Man sagt etwa auch,

Digitized by Google

nur veräußerliche Sachen könnten Gegenstand eines Vertrages sein, ein Vertrag über geistliche Sachen aber sei Simonie. Weiterhin: die Aufhebung der Konkordate müsse dem Papste als Souverän aus wichtigen Gründen einseitig zustehen. Das sei aber beim Vertrag nicht der Fall. Endlich beruft man sich zum Erweis der Privilegientheorie auf einzelne, namentlich frühere Äußerungen von Rom. Demgegenüber ist aber einmal u. E. an der wesentlichen Koordination von Kirche und Staat festzuhalten. Sodann beziehen sich die Konkordate keineswegs bloß auf Gegenstände, in welchen der Staat der Kirche untergeordnet ist, sondern vorzugsweise auf sogenannte res mixtae, gemischte Gegenstände, Dinge, an welchen Kirche und Staat ein gleiches Interesse und Recht haben. Es handelt sich in den Konkordaten auch nicht um absolute Veräußerung geistlicher Dinge, sondern, wie alsbald kurz und unten noch weiter zu bemerken sein wird, nur um bedingte Überlassung derselben und zwar nicht um eitel Geld oder Geldeswert, sondern um der Eintracht und des Friedens willen. Weiter kann der Papst, ja muß er von einem Konkordate zurücktreten, wenn es anfängt, der Kirche mehr schädlich als nützlich zu sein und das, wenn ihn auch der Staat nicht aus der Verpflichtung entlassen will. Dasselbe gilt umgekehrt auch für den Staat. Was endlich einzelne römische Äußerungen über die Privilegiennatur betrifft, so stammen dieselben überwiegend aus früherer Zeit — aus der neueren läßt sich höchstens das Breve Pius' IX. an den französischen Richter M. de Bonald vom 19. Juni 1871 als Danksagungsschreiben für ein empfangenes Schriftchen anführen —, beziehen sich auf ganz spezielle Fälle, z. B. aus dem Benefizienwesen, und werden von den bereits bemerkten, viel zahlreicheren älteren und neueren Aussprüchen der Päpste über die Konkordate als völkerrechtliche Verträge bei weitem aufgewogen. Und die Päpste haben — was das Allerwichtigste ist — die Konkordate nicht nur jederzeit als bindende Verträge bezeichnet, sondern auch behandelt. Von ihrer Seite ist, aus wohl verständlichen Gründen, nie ein Konkordatsbruch vorgekommen, wohl aber von Seiten des Staates. Das hat mit Recht Pius X. gegenüber der französischen Regierung anläßlich des Trennungsgesetzes betont. Und auch diejenigen Kanonisten, welche in den Konkordaten nur Privilegien sehen, behaupten nicht, daß dieselben der Willkür des Papstes unterlägen, vielmehr gelte der Satz: Privilegium principis debet esse mansurum.

Den ausgesprochenen Gegensatz zu der Privilegientheorie bildet die Legaltheorie, wonach die Privilegien reine Staatsgesetze sind. Die Verteidiger dieser Auffassung gehen von der absoluten Superiorität des Staates aus. Er ist die Quelle alles Rechtes. Ihm sind alle Kreise

Digitized by Google

innerhalb der Landesgrenzen unterworfen, also auch die öffentlichen Korporationen oder Anstalten, zu welchen nach ihrer Ansicht wie Religionsgesellschaften überhaupt, die katholische Kirche gehört. Zwischen Haupt und Gliedern endlich gebe es keine Vertragsmöglichkeit. Dieser Auffassung gegenüber ist aber wiederum die wesentliche Souveränität beider Gewalten, die Koordination der katholischen Kirche und des Staates zu betonen. Falsch ist, offenbar auch, daß der Staat die Quelle allen Rechtes ist, z. B. des ganzen Familienrechtes, aller persönlichen Rechte. Und selbst wenn der Staat faktisch die katholische Kirche nicht als gleichgeordnet, sondern nur als öffentliche, in ihrer Rechtsexistenz von ihm abhängige, in seinem Interesse arbeitende Korporation, ähnlich etwa der evangelischen Landeskirche, anerkennt, so kann er doch mit ihr Verträge schließen und ist dann kraft Naturrechts und der Gerechtigkeit zu deren Einhaltung verpflichtet.

Unstichhaltig sind endlich auch jene Theorien, von denen die eine dahingeht, daß die Konkordate je nach dem Inhalt ein Gemisch von Privileg und Vertrag seien, die andere aber sie nach dem zeitweiligen Verhältnis von Kirche und Staat bald päpstliche Privilegien, bald völkerrechtliche Verträge, bald reine Staatsgesetze sein läßt. Die erstere Meinung übersieht, daß eine solche Auffassung im Vertrag formal absolut nicht zum Ausdruck kommt. Und die zweite Theorie geht von einer falschen Auffassung des wesentlich unveränderlichen prinzipiellen Verhältnisses von Kirche und Staat aus.

Das Konkordat verpflichtet als Gesetz und völkerrechtlicher Vertrag sowohl die Paziszenten als deren Nachfolger. Jede einseitige Auslegung, Verfügung und Veränderung ist ausgeschlossen. Wo einzelne Bestimmungen nicht mehr entsprechen, da ist, wie manche Konkordate auch ausdrücklich bestimmen, nur in gegenseitigem Einvernehmen vorzugehen. Und ließe sich ein gütlicher Ausgleich nicht erreichen, so wäre auch der einseitige formelle oder materielle Rücktritt erlaubt, da jeder völkerrechtliche Vertrag geschlossen ist unter der stillschweigenden Klausel: Rebus sic stantibus. Dagegen ist rein willkürliche Vornahme von zuwiderlaufenden Handlungen, sind rein willkürliche Verfügungen und Gesetze Vertragsbruch und berechtigen den anderen Teil zum Rücktritt. Die neue Sachlage ist für die kirchlichen Verhältnisse durch den jeweils kompetenten Gesetzgeber, Papst oder eventuell auch Bischof, zu ordnen, da das jus commune wohl nicht ohne weiteres wieder eintritt, auf dem Gebiete des Staates aber durch Staatsgesetz. Die direkte Anwendung des gemeinen Rechtes wird nämlich schon durch die infolge des Konkordats tatsächlich veränderten Verhältnisse ausgeschlossen sein.

Digitized by Google

Die Nationalität der Päpste.

Von Dr. Ignaz Seipel, k. k. Universitätsprofessor in Salzburg.

Die Nationalität aller Päpste festzustellen, deren Namen und Reihenfolge uns die Papstkataloge überliefern, ist unmöglich. In den ersten Jahrhunderten stammten alle Päpste aus Rom oder den römischen Provinzen. Innerhalb des römischen Reiches gab es aber damals keine eigentlich nationalen Unterschiede, sondern nur regionale. Die romanisierten Bewohner von Afrika, Gallien, Pannonien usw. und die hellenisierten der Ostprovinzen bewahrten gewiß noch vieles in sich, was von den Nationen, die früher vorhanden gewesen waren, herrührte, und es zeigten sich in ihnen auch schon mancherlei Ansätze zur Bildung neuer Nationen, aber diese Bildung war noch nicht vollzogen. Höchstens ließen sich „Lateiner" und „Griechen", beides im weitesten Sinne des Wortes genommen, unterscheiden. Jedoch selbst dabei begegnete man Schwierigkeiten. Ist z. B. ein Sizilianer oder Kalabrese im 4. oder 5. Jahrhundert n. Chr. noch als Grieche oder schon als Lateiner anzusehen? Auch in den Jahrhunderten nach dem Falle Westroms sind die nationalen Verhältnisse sehr unklar. Welcher Nation wäre z. B. Bonifatius II. (530—32) als in Rom geborener Sohn des Goten Sigibald oder Pelagius II. (579—90), Eugen II. (824—27) und Leo IV. (847—55), deren Väter die „Römer" Winigild, Boemund und Rodoald waren, zuzurechnen? Und selbst bei den Päpsten aus dem Hause der Grafen von Tusculum im 10. Jahrhundert wird man noch zweifeln können, ob sie als Langobarden oder als Italiener zu gelten haben. Erst als auch Männer, die von jenseits der Alpen gekommen waren, Päpste werden, tritt Klarheit ein: den Deutschen und Franzosen stehen nunmehr die in Italien Geborenen deutlich als Italiener gegenüber.

Mit Gregor V. (996—99), vordem Bruno, Sohn Herzog Ottos von Kärnten, bestieg zum erstenmal ein Deutscher, mit seinem unmittelbaren Nachfolger Silvester II. (999—1003), Gerbert aus der Auvergne, ein Franzose den päpstlichen Stuhl. Die folgende Zeit zerfällt deutlich in zwei Perioden: von 996—1523 herrscht ziemlich große Abwechslung in der Nationalität der Päpste; von 1523 bis jetzt wird die katholische Kirche nur von Päpsten italienischer Nation regiert. Das Maß des Wechsels in der ersten dieser Perioden zu veranschaulichen, diene folgende Reihe, wobei die in Klammer beigesetzten Ziffern die Dauer der betreffenden Pontifikate in abgerundeten Zahlen, die Buchstaben d deutsch, e englisch, f französisch, p portugiesisch, s spanisch bedeuten.

Digitized by Google

Es folgten aufeinander: Gregor V. (d 3 Jahre), Silvester II. (f 4), 9 Italiener (43), Clemens II. (d 1), 1 Italiener (1), 4 Deutsche (darunter ein Lothringer 10), Nikolaus II. (f 2), 3 Italiener (27), Urban II. (f 11), 2 Italiener (20), Calixtus II. (f 5), 6 Italiener (30), Hadrian IV. (e 5), 12 Italiener (102), 2 Franzosen (7), 1 Italiener (5), Innozenz V. (f aus Savoyen ½), 1 Italiener (1 Monat), Johannes XXI. (p 1 Jahr), 1 Italiener (3), Martin IV. (f 4), 5 Italiener (19), 7 Franzosen (73), 7 Italiener (77), Calixtus III. (s 3), 4 Italiener (34), Alexander VI. (s 11), 3 Italiener (18), Hadrian VI. (Niederländer 2). Insgesamt waren also in dieser Zeit von 81 Päpsten 55 Italiener, 15 Franzosen, 7 Deutsche (unter Einrechnung des Lothringers Stephan IX. und des Niederländers Hadrian VI.), 2 Spanier, je ein Portugiese und Engländer. Der Zeit nach berechnet, regierten, die oft ziemlich langen Zwischenreiche nicht miteinbezogen, italienische Päpste 376, französische 106, spanische 14, deutsche 13, der englische 5 Jahre, der portugiesische nicht ganz ein Jahr. Die 40 rein italienischen Pontifikate der zweiten Periode füllen bis heute 394 Jahre.

Überblicken wir nun diesen Tatbestand, so drängen sich uns zwei Fragen auf: Muß es denn so sein, daß die italienische Nation ein so bedeutendes Übergewicht in der Regierung der Weltkirche hat? Und zweitens: Woher kommt es, daß seit 400 Jahren nur mehr Italiener zur höchsten Kirchenwürde erwählt wurden, während es früher doch auch Päpste anderer Nationalität gab?

Die erste Frage ist leicht zu beantworten: Der Primat ist eben mit der Würde des Bischofs von Rom verbunden und Rom ist eine italienische Stadt. Wir wollen hier von der Frage, ob dogmatische Unterlagen für die Bindung des Papsttums an Rom vorhanden sind, ganz absehen. Auch praktische Gründe würden die Lösung dieser Verbindung widerraten. Die Regierung einer Weltkirche macht ein vielverzweigtes Ämterwesen notwendig. Es ginge weder an, die kirchlichen Zentralbehörden mit ihren Kanzleien und Archiven bei jedem Pontifikatswechsel oder doch von Zeit zu Zeit auf die Wanderschaft zu schicken, noch wäre es ratsam, sie örtlich von der jeweiligen Residenz des Papstes zu trennen. Ferner ist die katholische Welt auf einen ständigen Verkehr mit dem päpstlichen Hofe angewiesen. Bei jeder Verlegung der Residenz würden in diesem Verkehr die größten Störungen entstehen. Auch die diplomatischen Vertretungen an der Kurie hätten unter deren Unstätheit zu leiden. Man kann den Mächten nicht zumuten, in mehreren Städten Botschafter- und Gesandtenpalais zu

Digitized by Google

unterhalten oder sich jedesmal von neuem um entsprechende Mieträume umzusehen. Aber mehr als alle diese Gründe fällt ein anderer ins Gewicht: die notwendige Rücksichtnahme auf die Legitimitätsfrage. Der Träger keines anderen Amtes auf der Welt ist so sehr darauf angewiesen, daß jeder Zweifel an der Rechtmäßigkeit seines Amtsbesitzes ausgeschlossen sei, als der des päpstlichen. Die ganze Fülle seiner geistlichen Macht über Millionen von Gläubigen, die sich in einem klar umschriebenen Kreise von Fragen sogar bis zur Unfehlbarkeit des Urteils erhebt, beruht einzig und allein darauf, daß er wirklich der Amtsnachfolger jenes Mannes ist, den Christus selbst zum Oberhaupt seiner Kirche bestellt hat. Wenn in einer anderen Bischofsreihe die apostolische Sukzession unterbrochen ist, die Sendung durch den Papst heilt alle Mängel. Für einen Mangel in der Legitimität des Papstes ist keine Heilung durch eine andere Autorität möglich, weil es in der Kirche keine höhere gibt als die seine. Diese Legitimität des Papstes nun gewinnt außerordentlich an Erkenn- und Beweisbarkeit durch die Verbindung der päpstlichen Würde mit dem Bischofsamte einer bestimmten Stadt. Auf diese richten sich die Blicke aller Katholiken des Erdkreises; sie brauchen nur zu sehen, wer der Bischof jener Stadt sei, und sie wissen, wem sie als ihrem religiösen Oberhaupte zu gehorchen haben. Gewiß hätte der Stifter der Kirche auch eine andere Anordnung treffen können; dann wäre die geschichtliche Entwicklung natürlich andere Wege gegangen. Nachdem aber nunmehr durch alle die Jahrhunderte bis jetzt der Bischof einer und derselben Stadt zugleich Papst war, würde jeder Versuch die beiden Würden zu trennen, unfehlbar arge Verwirrungen erzeugen, ja in kürzester Frist zum Schisma führen. Freilich wäre es denkbar, daß der Papst, wenn er seine Residenz an einen anderen Ort, unter eine andere Nation, etwa in das Gebiet eines kleinen neutralen Staates verlegte, seinen Bischofstitel beibehielte, die bischöflichen Funktionen in seiner Diözese aber durch einen Stellvertreter ausüben ließe. Bei einer vorübergehenden, vielleicht durch die augenblicklichen politischen Verhältnisse erzwungenen Abwesenheit von seinem eigentlichen Sitze wäre gegen eine solche Stellvertretung gewiß nichts einzuwenden. Aber sie hätte doch immer nur als Provisorium Berechtigung. Wenn irgendwo ein Bischof nicht Residenz hält, d. h. dauernd außerhalb seiner Diözese wohnt, so gilt das mit Recht als eine Unordnung, gegen die eingeschritten werden muß. Der Papst kann daher unmöglich selbst ein so schlechtes Beispiel geben. Man möchte dagegen vielleicht einwenden, daß sich der Papst ja auch jetzt in seinem Bischofsamte durch den

Digitized by Google

Kardinalvikar vertreten lasse. Aber dieser hat im Wesentlichen doch nur die Stellung, die auch dem Generalvikar eines anderen Bischofs zukommt. Er übt sein Amt unter den Augen des Papstes aus. Der Papst tritt auch in eigener Person mit seinen Diözesanen in Fühlung und das päpstliche Amtsblatt „Acta Apostolicae Sedis" enthält genug Aktenstücke, die beweisen, daß er sich als sorglicher Bischof selbst um die wichtigeren Angelegenheiten seiner Diözese kümmert. Alles dies wäre anders, wenn die Residenz des Papstes dauernd von seinem Bischofssitze getrennt wäre. Sein Sprengel sänke in diesem Falle mit der Zeit zu einer bloßen Titulardiözese herab. Für die üblen Folgen, die von jeder Verlegung der päpstlichen Residenz in ein anderes Land zu erwarten wären, wird die Geschichte des sogenannten „Avignoner Exils" und des vierzigjährigen Schismas, das sich daran schloß, immer lehrreich bleiben.

Gibt man die relative Notwendigkeit der Bindung des Papsttums an einen bestimmten Ort zu, dann erübrigt sich eigentlich die Frage, warum der Papst gerade in Rom sein müsse. Wenn ich diese Frage höre, fällt mir immer eine Antwort ein, die einmal ein schlagfertiger Versammlungsredner gab: „Weil der Papst nicht in der Luft hängen kann, sondern irgendwo auf der Erde sein muß; bei jedem anderen Orte könnte man aber im gleichen Falle dieselbe Frage stellen." Das ist tatsächlich ganz richtig. Speziell vom nationalen Standpunkt aus ist es für die Christenheit vollkommen gleichgültig, wo der Papst residiert. Eine Stadt, deren Bevölkerung eine Nation für sich bildete, gibt es nicht, und wenn es eine solche gäbe, lebte der Papst dort schon im Einflußbereiche dieser Nation und die anderen könnten hieraus Anlaß zu einigem Mißtrauen nehmen. Die äußere, politische Unabhängigkeit des Papstes ist durchführbar. Man braucht ihn nur allgemein als Souverän anzuerkennen und die politische Unabhängigkeit ist gegeben. Einer Nation wird aber der Papst immer angehören. Er wird daher auch immer seinen Landsleuten näher stehen als anderen, von ihnen leichter in ihrem Sinne informiert und beeinflußt werden können; er wird sie besser verstehen und seine Neigungen werden ihn zu ihnen hinziehen. Das wird ihm auch niemand übelnehmen können. Zu verlangen ist nur, daß er seine privaten Gefühle und Ansichten genügend beherrscht; daß er sein Urteil von Parteilichkeit frei hält; daß er sich aus persönlicher Vorliebe nicht hinreißen läßt, Unrecht Recht zu nennen und umgekehrt; daß er gegebenenfalls einem unbilligen Drängen seiner Umgebung Widerstand entgegenzusetzen vermag und in ungeklärten Lagen mit seinem Urteil

Digitized by Google

solange zurückhält, bis er Gelegenheit hatte, auch die Gegenseite zu hören. Das sind aber moralische Eigenschaften, die bei den Angehörigen jeder Nation vorhanden sein und gegen die unter Umständen auch die Angehörigen jeder Nation verstoßen können. Eine Schule, in der diese Eigenschaften besondere Pflege finden, ist aber gerade die katholische Kirche. Wenn der Papst nur selbst ganz und gar katholisch denkt und fühlt, dann wird er schon den richtigen Ausgleich zwischen seinem Nationalgefühl und der von seinem Amte geforderten internationalen Gerechtigkeit finden.

Rom war die längste Zeit hindurch der national geeignetste Ort für den Sitz des Papsttums, weil der unbedenklichste. Als der erste Papst seinen Sitz in Rom aufschlug, hatte die Kirche noch Jahrhunderte lang ihre Ämter fast gänzlich innerhalb des römischen Reiches auszuüben. Diese Zeit genügte, um die Stellung Roms als der religiösen Hauptstadt der Welt so zu festigen, daß sie selbst der Zusammenbruch des Reiches, das von dieser Stadt den Namen trug, nicht mehr zu erschüttern vermochte. Als sich auf den Trümmern des alten Reiches und in seiner Umgebung neue Nationen entwickelten, geschah dies unter so großem Anteil der alten römischen und nun zugleich christlichen Kultur, daß die Angehörigen der neuen Nationen noch lange auf Rom nur mit dankbarer Verehrung blickten und nicht wagten, den „Römern" den Anspruch auf die höchste Kirchenwürde streitig zu machen. Und selbst als Otto III. dem Klerus und Volk von Rom empfahl, seinen Verwandten und Hofkaplan Bruno zum Papste zu wählen, tat er es nicht aus nationalen Gründen, sondern, weil er einen ausgezeichneten Mann, der dem römischen Parteihader fern stand, auf den päpstlichen Thron bringen wollte. Deutscher Nationalismus war dem Kaiser, der seinen Zeitgenossen mehr als Grieche denn als Deutscher galt, sich selbst aber als Römer fühlte, fremd. Dies zeigt schon der Umstand, daß er Gregor V. nicht etwa wieder einen Deutschen, sondern den Franzosen Gerbert zum Nachfolger gab, der ihm nicht nur als sein ehemaliger Lehrer, sondern auch als Teilhaber seiner wahrhaft internationalen, ja weltumspannenden Pläne nahe war.

Daß auch unter den Päpsten nach Gregor V. und Silvester II. die Italiener weit in der Überzahl geblieben sind, muß nach unseren bisherigen Darlegungen selbstverständlich erscheinen. Es war dies auch die Auffassung des Mittelalters. Zur Zeit, als das Selbstbewußtsein der drei Hauptnationen des Abendlandes schon sehr entwickelt war, fanden sich diese mit dem bekannten Spruche ab: Italien habe das

Digitized by Google

sacerdotium, Deutschland das imperium, Frankreich aber — mit Anspielung auf die Weltuniversität in Paris — das studium erhalten. Heutzutage möchte jede Nation für sich alle Vorteile und Vorzüge in Anspruch nehmen; damals begnügte man sich damit, auf einem, nämlich seinem Gebiete den anderen überlegen zu sein. Das ist eben der Unterschied zwischen Nationalismus und Nationalgefühl. Viel mehr ist es zu verwundern, daß in der langen Periode von 996—1523 doch noch eine nicht ganz kleine Zahl von Nichtitalienern den päpstlichen Thron innegehabt hat. Es wäre ganz falsch, wollte man etwa glauben, damals hätte das Papsttum größere internationale Bedeutung besessen als von 1523 bis heute, oder man wäre zu jener Zeit mit Absicht darauf ausgegangen, mehrere Nationen in der päpstlichen Würde abwechseln zu lassen. Wir können und wollen hier nicht bei jedem einzelnen nichtitalienischen Papste untersuchen, wie und warum er gewählt worden ist. Es sei nur auf einige Hauptmomente, die uns die Wahl landfremder Päpste im allgemeinen erklären können, hingewiesen.

Zweimal folgten ganze Reihen von nichtitalienischen Päpsten aufeinander, nämlich das erste Mal zur Zeit Heinrichs III., das andere Mal während der Avignoner Residenz. In beiden Fällen war es im tiefsten Grunde durch ein Versagen des römischen Elementes veranlaßt. Im 11. Jahrhundert schienen Klerus und Volk von Rom, die nach damaligem Rechte den Papst zu wählen hatten, unrettbar in die Netze der machtsüchtigen römischen Adelsparteien verstrickt. Erst als der letzte in dieser Reihe fremder Päpste, der Franzose Nikolaus II., das Papstwahlrecht reformierte, indem er es dem Volke und der Gesamtheit des Klerus nahm und einer auserlesenen Zahl von Geistlichen, den Kardinälen, gab, wurde der tote Punkt überwunden. Im 14. Jahrhundert aber war es den Päpsten tatsächlich kaum möglich, in Rom zu bleiben; Namen wie Sciarra Colonna und später Cola di Rienzo kennzeichnen uns zur Genüge die damaligen römischen Zustände. Gerade die Schwierigkeiten, auf die die Päpste in Rom stießen, ermöglichten es auswärtigen Herrschern, zuerst dem Kaiser, dann dem König von Frankreich, einen ungebührlichen Einfluß auf die Papstwahl auszuüben. Das zweite Moment, das uns erklären kann, warum bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts leichter Nichtitaliener zu Päpsten gewählt werden konnten als später, ist, daß damals die Zeit der Scholastik, einer einheitlichen, universalen Bildung war. Der deutsche, französische, englische, spanische oder portugiesische Kirchenfürst, der nach Rom kam, konnte sich mit den Römern unschwer verständigen.

Digitized by Google

Er hatte den gleichen Bildungsgang wie die dortigen Geistlichen durchgemacht, wahrscheinlich sogar an denselben hohen Schulen studiert wie sie; er hatte seine Kenntnisse aus den gleichen Schriften geschöpft; er bediente sich gleich geläufig wie sie der lateinischen Sprache, die übrigens auch von einem großen Teile der Laien hinlänglich verstanden wurde. Anders wurde es, wenn auch nicht mit einem Schlage, zu Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit. Das Bildungswesen fing an, national bestimmt zu werden. Paris und die alten italienischen Hochschulen hatten allmählich Rivalen in den Gebieten der anderen Nationen erhalten und waren dadurch selbst nationaler geworden. Das Ideal der Weltmonarchie hatte sich überlebt, bevor es recht verwirklicht werden konnte; es trat nun hinter den Gedanken des Territorialstaates zurück, der die Neigung hatte, alle Bedürfnisse seiner Untertanen, auch die geistigen, im eigenen Lande zu befriedigen. Die Lebenshaltung wurde mannigfaltiger und damit kamen auch immer mehr die verschiedenen Nationalcharaktere zum Durchbruch. Es ist bezeichnend, daß sich der letzte Ausländer auf dem päpstlichen Stuhle, der treffliche Hadrian VI., bereits aus nationalen Gründen in Rom sehr schwer tat. Er war der italienischen Sprache nicht mächtig und auch sein Latein soll, wenn auch durchaus korrekt, von einer schweren und breiten Art gewesen sein, über die sich die Italiener lustig machten. Sein ernstes und schlichtes Wesen vertrug sich gar nicht mit der Leichtlebigkeit, Gewandtheit und dem Schönheitsdurst jenes Rom, das eben in dem Medizeer Leo X. einen kongenialen Herrscher gehabt hatte. Hadrian VI. hätte gewiß, wenn ihm eine längere Regierungszeit beschieden gewesen wäre, noch viel unter diesen Gegensätzen leiden müssen und jeder ausländische Papst nach ihm noch mehr. Aber es gab keinen ausländischen Papst mehr.

Interessant ist es, den eigentümlichen Parallelismus zu beobachten, der zwischen der Entwicklung, die wir bisher gezeichnet haben, und jener in der staatsrechtlichen Stellung der Päpste besteht. Was das größere oder geringere Hervortreten des nationalen Gedankens anlangt, konnten wir Perioden des Anationalismus, des Internationalismus und des Nationalismus unterscheiden. In der Zeit des Anationalismus gab es noch keine nationale Frage bei der Papstwahl. Zur Zeit des Internationalismus war eine solche schon vorhanden, aber es konnte dennoch leicht ein Ausländer gewählt werden, weil wenigstens die Männer gelehrten Standes noch nicht glebae adscripti, an die Scholle gebunden waren. Sie fühlten sich trotz ihrer nationalen Verschiedenheit als Bürger der einen großen Geistesrepu-

Digitized by Google

blik. Im Zeitalter des Nationalismus wurde es dagegen ratsam, ein Amt, dessen Inhaber zwar für die ganze Welt da sein, aber auf italienischem Boden leben sollte, nur mehr Männern italienischer Nation in die Hand zu legen. Und in der Tat, hätte der Weltkrieg, in dessen Stürmen ein italienischer Papst, der noch dazu der größten und weisesten einer ist, sich kaum in Rom behaupten kann, — zufällig einen Deutschen oder Österreicher auf dem Stuhle Petri angetroffen, dann hätte wahrscheinlich die Kirche bereits um einen Märtyrer mehr, aber vielleicht keinen regierenden Papst. Ähnliche Perioden heben sich voneinander ab, wenn man die Stellung der Päpste in staatsrechtlicher Hinsicht der Betrachtung zugrunde legt: auf die Ära des Universalstaates folgte die des Territorial- und weiterhin die des Nationalstaates. Solange fast der ganze Wirkungsbezirk der Kirche auf das römische Reich beschränkt war, machte es keine Schwierigkeit, daß der Papst Untertan des Kaisers war. Es bringt ja beispielsweise auch keinerlei Nachteil mit sich, daß der Erzbischof von München bayerischer Staatsangehöriger ist. Er übt seine Jurisdiktion ganz innerhalb der bayrischen Grenzen aus; notwendige auswärtige Beziehungen, abgesehen von denen zur Kurie, hat er kraft seines Amtes nicht. Schließt dagegen ein bischöflicher Sprengel Gebiete mehrerer Staaten ein, dann kann leicht der Verkehr eines Teiles dieses Sprengels mit seinem Oberhirten unterbunden werden. Dies wird z. B. sofort der Fall sein, wenn die Staaten, auf die eine solche Grenzdiözese verteilt ist, mit einander Krieg führen. Soweit es sich um einzelne Diözesen handelt, kann derartigen Schwierigkeiten immer ziemlich leicht abgeholfen werden. Der Papst braucht dazu nur die Diözesangrenzen, sei es für einige Zeit oder für immer, abzuändern. Eine Hemmung der päpstlichen Jurisdiktionsgewalt läßt sich natürlich nicht auf gleiche Weise beheben, da das Gebiet des Papstes die ganze Welt ist. Wir sehen nun, daß sofort, als auf dem Boden des römischen Weltreiches Territorialstaaten zu entstehen begannen, der Papst selbst zu einem Territorialherrn wurde. Damit war, wenigstens in der Theorie, seine Freiheit auch für den Fall eines kriegerischen Konfliktes unter den anderen Territorialfürsten gesichert. In der Praxis bewährte sich dieser Ausweg freilich nicht vollkommen. Aber ganz ideale Mittel sind nun einmal auf Erden schwer zu finden. Als dann am Ende des 18. Jahrhunderts mit der großen Revolution die Territorialstaaten ins Wanken kamen, geschah dasselbe selbstverständlich auch dem Kirchenstaat. Er mußte notwendig untergehen, als sich Italien auf nationaler Grundlage zu einem Einheitsstaat zusammenfügte. Wer sich auf den Stand-

Digitized by Google

punkt des Nationalitätsprinzips stellt, kann nicht anders, als die Annexion Roms durch Italien zu billigen; denn Rom ist unleugbar ein Stück Italiens, von Italienern bewohnt, und nicht irgend ein beliebiges Stück, sondern das Zentrum und die natürliche Hauptstadt des Landes. Eine neue Lösung des Problems der päpstlichen Unabhängigkeit hat das Zeitalter des Nationalismus nicht zutage gefördert. Den Päpsten blieb daher nichts übrig, als im Protest gegen den italienischen Nationalstaat zu beharren. Daß dieser Protest nicht vor dem gegenwärtigen Kriege ein Ende fand, ist im Interesse der Neutralität des Papstes, von der das Vertrauen aller Katholiken ihrem geistlichen Oberhaupte gegenüber so stark abhängt, ein wahres Glück zu nennen. Jetzt lebt der Papst zwar als Gefangener auf italienischem Boden, innerlich aber ist er frei. Er ist nicht Bürger Italiens und niemand kann ihn der Untreue bezichtigen, wenn er nicht für Italien Partei ergreift. Diese Freiheit zu bewahren und zu betätigen, wäre ihm viel schwerer gemacht, wenn einer seiner Vorgänger oder er selbst sich förmlich mit dem von Italien geschaffenen Zustande ausgesöhnt hätte. Die Entwicklungen, denen wir in diesen Zeilen nachgegangen sind, haben sich gewiß vollzogen, ohne daß sie von den Beteiligten und Verantwortlichen, den Päpsten und Papstwählern, beabsichtigt oder auch nur vorausgesehen wurden. Sie verraten aber eine ganz wunderbare Anpassung an die verschiedenen Zeiten und ihre Ideale, eine Anpassung, die immer dazu angetan war, der Kirche ihr Fortbestehen und ihr Wirken zu erleichtern. Man wird es daher den gläubigen Katholiken nicht verübeln können, wenn sie gerade in der Geschichte der Päpste das Walten der göttlichen Vorsehung besonders deutlich zu sehen vermeinen.

Federer um eine Mark.

Es wird manchen Lesern neu sein, daß außer den teureren Erzählungen von Heinrich Federer reizende Taschenbändchen um je eine Mark erschienen sind, davon neu bei Herder in Freiburg die zarte Märtyrerlegende „Eine Nacht in den Abruzzen" und die Erzählung aus Irlands Heldenzeit „Patria". Schon früher gab Eugen Salzer in Heilbronn „Das letzte Stündlein des Papstes" und andere umbrische Erzählungen heraus. Auch die Perle der Novellen Federers, „Sisto e Sesto", die wir seinerzeit an dieser Stelle veröffentlichen konnten, erschien bei Salzer um denselben niedrigen Preis.

Digitized by Google

Zur Rechtsfrage über die Beschlagnahme des Palazzo di Venezia in Rom durch die italienische Regierung.

Ein vergessener kirchlicher Rechtsanspruch.

Von Dr. Philipp Dengel, Universitätsprofessor in Innsbruck, dz. k. k. Oberleutnant.

Noch bevor Österreich-Ungarn gegen die völkerrechtswidrige Wegnahme des Palazzo di Venezia durch die italienische Regierung protestierte (30. August 1916), hatte der Apostolische Stuhl eine feierliche Verwahrung gegen die dadurch bewirkte Verletzung der heiligsten Rechte des Papsttums eingelegt (27. August), die darin besteht, daß der beim völkerrechtlich souveränen Papst beglaubigte österreichisch-ungarische Botschafter, der von der italienischen Regierung selbst als noch im Besitze und in tatsächlicher Ausübung seiner diplomatischen Mission befindlich betrachtet wird und nur über Wunsch Benedikts XV. infolge der abnormalen Verhältnisse vorübergehend und freiwillig von Rom abwesend ist, aus seiner gewöhnlichen Residenz vertrieben worden ist. Eine solche Handlung, welche mit dem Hinweis auf das Gebot der „italienischen Aspirationen" und durch die Ausrede, daß Italien nur eine Kriegsmaßnahme gegen ein unbewegliches Gut eines feindlichen Staates getroffen habe, nicht gerechtfertigt erscheint, ist eine offenkundige Vergewaltigung diplomatischer Privilegien sowie des durch den italienischen Staat selbst im sogenannten Garantiegesetz von 1871 sichergestellten Gesandtschaftsrechtes des Heiligen Stuhles.[1])

In dem Gewaltakte des italienischen Staates, den Boselli in seiner letzten Kammerrede als „Vaterland des internationalen Rechtes" zu bezeichnen beliebte, und in der bereits dekretierten Verwendung des Palazzo di Venezia ausschließlich für staatliche Zwecke liegt aber noch nach einer anderen, bisher nicht beachteten Seite hin eine Verletzung und Schmälerung kirchlicher Rechte. Der Frührenaissancepalast, der ursprünglich apostolisches Gut war, steht nämlich in gewissen gewohnheits- und vertragsrecht-

[1]). Die Berufung auf das sog. Garantiegesetz in der vatikanischen Protestnote versuchte die nationalistische Presse Italiens in sophistischer Weise als erstmalige Anerkennung dieses Gesetzes durch den Papst zu deuten. Tatsächlich ist damit nur ausgedrückt, daß selbst nach dem Garantiegesetze, das für den italienischen Staat als Urheber doch maßgebend sein müßte, sein Vorgehen eine schwere Rechtsverletzung ist. Das aktive und passive Legationsrecht des Papstes ist aber keine italienische Gnade, sondern ein Ausfluß seiner völkerrechtlichen Selbständigkeit und Handlungsfreiheit, die ihm nach Wegnahme des Kirchenstaates unabhängig von irgend einer Gewährleistung Italiens verblieben ist und fortdauernd ausgeübt wird.

Digitized by Google

lichen Beziehungen zu der von ihm eingeschlossenen Titelkirche von San Marco; auf ihm ruht ein altes, heute noch unvermindert fortwirkendes Wohnrecht der mit dem Titel dieser Basilika ausgestatteten Kardinäle venezianischer Abstammung, welches verloren zu gehen droht, wenn die Usurpatoren dauernd die Herren des Gebäudes bleiben. Dieser das Kolleg der Kardinäle und das Kapitel der Basilika von San Marco berührende Rechtsanspruch kann aus der Geschichte des monumentalen Bauwerkes dokumentarisch nachgewiesen werden.

Der Erbauer des Palastes, der das größte und in gewisser Hinsicht das einzige unberührt gebliebene Denkmal der profanen italienischen Frührenaissance-Baukunst auf dem Boden der ewigen Stadt ist, war der kunstbegeisterte und prunkliebende Kardinal Pietro Barbo. Er wurde 1451 zum Kardinalpresbyter der aus dem 4. Jahrhundert stammenden Basilika von San Marco ernannt und beschloß, das neben dieser Kirche seit alter Zeit bestehende einfache Wohnhaus der Titulare von San Marco, das für seine Hofhaltung nicht mehr genügte, zu einer vornehmen Residenz umzugestalten. Solche Kardinalshäuser in unmittelbarer Nähe der Titelkirchen treffen wir im mittelalterlichen Rom häufig an. Die Kardinäle waren in jener Zeit mit ihren Titeln viel enger verknüpft, als dies heute der Fall ist; sie übten über alle in ihrem Sprengel gelegenen Kirchen eine quasi-episkopale Gewalt aus und mußten daher in deren nächsten Bereiche wohnen, ähnlich wie die Pfarrer in ihren Pfarreien, die Bischöfe in ihren Diözesen. Immer zahlreicher erhoben sich die Kardinalspaläste im Zeitalter der Renaissance. In seinen „Mirabilia novae et veteris Urbis" beschreibt Francesco Albertini 1510 nicht weniger als vierzig im Rom Raffaels und Michelangelos erbaute Wohnsitze von reichen Purpurträgern, die teilweise noch einer früheren Periode ihre Entstehung verdanken. Nach außen hin repräsentierte sich so mancher von diesen Palästen als ein selbständiges, festungsartiges Quartier, als eine förmliche Schutz- und Trutzburg, überragt von einem mächtigen Turme.

Kardinal Barbo, der seine Titelkirche wie eine „Braut" liebte und als deren Neubegründer gelten kann, erwarb 1454 und 1455 die Gründe im Umkreise des Gotteshauses und ließ unter Einbeziehung des ursprünglichen Gebäudes, in welchem dem Herkommen gemäß die Titulare von San Marco zu wohnen pflegten, durch den Architekten Dominicus Florentinus mit einem erheblichen Kostenaufwand den Neubau aufführen. Als Papst mit dem Namen Paul II. erweiterte er in den Jahren nach 1464 den burgartigen Bau, den Fran-

Digitized by Google

ciscus Arioſtus 1471 als ein Kunſtwerk von gewaltigem Entwurfe bewunderte. Das Innere wurde mit Kaſſettendecken, Skulpturen und Wandgemälden ausgeſchmückt. In einem der Säle (Sala del Mappamondo) befand ſich als viel bewundertes Schauſtück eine von dem Kosmographen Girolamo Bellaviſta auf Leinwand oder Holz gemalte rieſengroße Weltkarte von unſchätzbarem kartographiſchem Werte, welche der ſpäteren pietätloſen Behandlung ſeitens der venezianiſchen Geſandten zum Opfer gefallen iſt[1]). Der frühere Kardinalspalaſt, für deſſen Fortſetzung unter dem Pontifikate Barbo's die Mittel um ſo reichlicher aus der päpſtlichen Kammer floſſen, nahm nun in rechtlicher Hinſicht den Rang eines apoſtoliſchen Palaſtes ein und hieß fortan Palazzo di San Marco (Palatium apostolicum apud S. Marcum), auch noch ſpäter, als die Republik Venedig Eigentümerin war. Der Papſt hielt hier mit Vorliebe Reſidenz und trug ſich einige Zeit mit der ernſten Abſicht, das Zentrum des kurialen Lebens vom Vatikan nach San Marco zu übertragen.

Die Nachfolger Pauls II. benutzten den von ihm unvollendet zurückgelaſſenen Palaſt wegen der geſunden, kühlen Lage als „stantia estiva" (Sommerreſidenz), bis der Sommerpalaſt auf dem Monte Cavallo (Quirinal) vollendet war. Zugleich diente das ausgedehnte Gebäude fortan als ſtändiger Wohnſitz für die Titelkardinäle von San Marco, denen ſomit ihr traditionelles Anrecht auf die Naturalwohnung neben der Baſilika gewahrt blieb. Gewiß ſind gar manche mit den Titeln von Kirchen verbundene Kardinalspaläſte Roms im Laufe der Zeit ihrer urſprünglichen Widmung entfremdet worden, aber in ſolchen Fällen wurde den Titelinhabern eine gleichwertige Entſchädigung in anderer Form gewährt. Beim Neubau des Palazzo di Venezia, der das alte Wohnhaus der Kardinäle von San Marco verdrängte, dachte man an eine ſolche Löſung nicht, weshalb die Beſtimmung, daß ein Teil der päpſtlichen Reſidenz den jeweiligen Titular der Baſilika aufnehmen ſollte, auf durchaus natürlicher Rechtsgrundlage beruhte und verpflichtend für alle Zukunft wirken mußte. Noch zu Lebzeiten Pauls II. bewohnte ſein Nepote Marco Barbo als Titular von San Marco die Papſtburg, der er auch nach dem Tode des Papſtes ein treuer Hüter blieb. Ebenſo nahmen ſeine Titelnachfolger das Wohnrecht in Anſpruch, unter ihnen Kardinal Domenico Grimani (geſt. 1523), deſſen berühmte Sammlung von Kunſt- und Alter-

[1]) Vgl. meine Aufſätze über dieſe wahrſcheinlich nach dem Vorbild der Weltkarten von Fra Mauro und Antonio de' Leonardi zwiſchen 1464 und 1469 angefertigte „Mappa mundi" in den Mitteilungen der k. k. Geographiſchen Geſellſchaft in Wien, Band 55 und 56.

Digitized by Google

tumsgegenständen (darunter das heute in der Biblioteca Marciana in Venedig verwahrte Breviarium Grimani) die düster-ernsten Räume des Renaissancebaues stimmungsvoll belebte.

Als Pius IV. mit Breve vom 10. Juni 1564 den Palazzo der Republik Venedig für die Zwecke ihrer römischen Gesandtschaft schenkte, knüpfte er an die Abtretung zwei wesentliche Bedingungen, deren Erfüllung der Gesandte Soranzo bei der Besitzergreifung ausdrücklich beschwören mußte. Erstens wurde der Signoria auferlegt, den Torso Pauls II. nicht nur zu restaurieren, sondern auch zur Verschönerung des Stadtbildes auszubauen. Der Papst mag da vor allem an den Ausbau des Nordtraktes und des Arkadenhofes gedacht haben. Die zweite Bedingung betraf das althergebrachte Wohnrecht der mit dem Titel von San Marco ausgezeichneten Kardinäle, demzufolge auch unter den geänderten Verhältnissen ein Trakt des Palastes als Wohnstätte für den jeweiligen Titular freizuhalten war. Diese Klausel erfuhr nur insoweit zu Gunsten des neuen Eigentümers eine kleine Einschränkung, als der Papst verfügte, daß bloß jene Titulare von San Marco, welche Venezianer waren, den Anspruch auf die bezeichnete Dienstwohnung haben sollten[1]).

Die erstgenannte Bedingung führte die reiche Krämer-Republik nur teilweise der Erfüllung entgegen. Das Kunstwerk wurde in verständnis- und würdeloser Weise der Verwahrlosung und dem Verfalle anheimgegeben, so daß der Palast in der venezianischen Epoche und später, als die Franzosen zur Zeit des Napoleonischen Königreichs Italien das Dominium über ihn hatten, zu einer traurigen Scheinexistenz verurteilt war[2]). Dagegen nahm es die Serenissima mit der zweiten ihr auferlegten Bedingung durchaus ernst, wenn auch das friedliche Nebeneinanderleben der venezianischen Diplomaten mit den Titelinhabern von San Marco unter einem Dache infolge von Streitig-

[1]) Das Original des Schenkungsbreve Pius' IV., welches die obigen Bestimmungen enthält, fand ich im Staatsarchiv von Venedig. Es ist wörtlich abgedruckt in meinem Werke: Palast und Basilika San Marco in Rom, S. 37, Rom, Loescher, 1913. Vgl. auch mein Buch: Geschichte des Palazzo di San Marco, Sonderabdruck aus der Publikation: Der Palazzo di Venezia, S. 103, Wien, F. Malota, 1909. — [2]) Vgl. meinen Aufsatz: Der Palazzo di San Marco in Rom, genannt Palazzo di Venezia, ein historischer Rückblick und Ausblick, in der „Österr. Rundschau" Bd. 49, Heft 1, S. 16, 1916. Unter der französischen Ägide (1806—1814) glich die ehemalige Papstburg einer „vecchia osteriaccia di campagna", die zugleich schlechten Frauenspersonen förmlich als „postribolo" diente. Das historische Monument sank in seiner Wertung so tief, daß man 1811 die Frage seiner Demolierung erwog. Neuerungssüchtige Projektenmacher waren gleich mit der Idee da, das Areal „zur Verschönerung des Stadtbildes" für einen Theaterbau zu verwerten! Napoleon I. ordnete die Niederreißung des Palazzetto an, doch verhinderten schließlich ernste Kunstfreunde, unter ihnen Antonio Canova, den geplanten Vandalismus.

Digitized by Google

keiten über den Umfang des Wohnrechtes ab und zu, namentlich im 17. Jahrhundert, eine unliebsame Störung erfuhr. Es bildete sich die Gewohnheit, daß, solange Venedig über den Palast gebot (bis 1797), fast alle Inhaber des Titels von San Marco aus der Reihe der venezianischen Kardinäle entnommen wurden, die den gegen Gesù gelegenen Trakt westlich vom Nordeingange sowie den südlichen Teil zu bewohnen pflegten oder, wenn sie außerhalb Roms residierten, mitunter anderen Purpurträgern die Nutznießung überließen.

Als Österreich 1797 vorübergehend und 1814 definitiv in den Besitz der Burg Pauls II. trat, übernahm es mit der schwierigen, aber erfolgreich durchgeführten Aufgabe, die „imposante Ruine" wiederherzustellen und die in der venezianischen Epoche begangenen Bausünden durch eine systematische Behandlung sowie durch die Schaffung eines gesunden baulichen Organismus gutzumachen, selbstverständlich auch die an die Schenkung Pius' IV. geknüpfte Verpflichtung, den aus dem Venezianischen stammenden Titularen von San Marco ihr Wohnrecht in dem Palaste zu belassen. Das Wiener Kabinett kam sogar so weit entgegen, daß es den Nicht-Venezianer Luigi Ercolani (Titelkardinal von San Marco 1816—1825) in dem Botschaftsgebäude residieren ließ, ohne jedoch diese ausnahmsweise Begünstigung, wie dies vom Kapitel von S. Marco erbeten wurde, sämtlichen Titelinhabern ohne Rücksicht auf ihre Landschaftszugehörigkeit dauernd zu verbriefen. In der Folgezeit verliehen die Päpste den Titel von San Marco an Kirchenfürsten aus nicht-venezianischen Gebieten, denen kein Recht auf Mitbenutzung des Palastes zustand.

Es kann nach unseren Ausführungen keinem Zweifel unterliegen, daß der in dem Schenkungsakte Pius' IV. auf Grund alter kirchlicher Rechtsverhältnisse unzweideutig festgelegte und von den wechselnden Besitzern des Palazzo di Venezia anerkannte Anspruch der aus dem Gebiete der ehemaligen Republik Venedig stammenden Titelkardinäle von San Marco auf Naturalwohnung daselbst auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen vollauf noch zu Recht besteht. Wenn die italienische Regierung jetzt sich anschickt, das „eroberte" Monumento nazionale, welches allein den schirmenden Fittichen des habsburgischen Doppelaars seine Rettung vom Untergange verdankt, und dessen für sein Schicksal bedeutsamsten Erinnerungen sich an die päpstliche und österreichische Zeit knüpfen, kunstgeschichtlichen Museumszwecken zuzuführen, wofür allerdings die wenig belichteten Räume nur geringe

Digitized by Google

Eignung besitzen[1]), so könnte ebenso gut der Papst im Titel von San Marco eine Änderung eintreten lassen, indem er dem gegenwärtigen Träger desselben, dem Kardinalerzbischof Dr. Piffl von Wien, eine andere römische Kirche verleiht und an seiner Stelle einen venezianischen Kardinal ernennt, der das der Kirche gebührende Anrecht auf den Palazzo zur Geltung zu bringen hätte. Zum erstenmal würde auf diese Weise ein staatliches Gebäude in der ewigen Stadt einem der höchsten Funktionäre der römischen Kurie seine Tore gastlich öffnen müssen. Es wäre aber zu erwarten, daß der nie zu befriedigende „sacro egoismo" der „Erstgeborenen der Kultur" sich auch dagegen auflehnen würde, und der Heilige Stuhl selbst würde wohl nicht zulassen, daß ein Mitglied des hohen Kirchensenates in einem vom italienischen Staate unter beleidigender Mißachtung päpstlicher und österreichisch-ungarischer Rechte beschlagnahmten Gebäude Residenz nehme. Man mag daraus ersehen, daß über den ehrwürdigen Palazzo di San Marco, den der Architekt Francesco Milizia mit einem Herkules vergleicht, „che si rida delle zerbinerie delle fabbriche adiacenti", das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Hoffentlich bringen die künftigen Friedensverhandlungen auch in dieser Frage eine Lösung, bei welcher Recht und Würde sowohl des Habsburger Staates als des Apostolischen Stuhles sowie die internationalen künstlerisch-ästhetischen Interessen in vollem Umfange gewahrt bleiben.

---

[1]) Es soll die Gemäldegalerie des Staates, die sich in dem Palazzo Corsini (Sitz der römischen Akademie der Wissenschaften) befindet, in den venezianischen Palast verlegt werden. Der Generaldirektor der schönen Künste, Corrado Ricci, der im vergangenen November die Vertreter der italienischen Presse triumphierend durch die Prunksäle des Palastes führte und auf Grund von alten Plänen aus dem Staatsarchiv von Venedig, welche in meinem oben zitierten Werke „Palast und Basilika San Marco in Rom" reproduziert sind, von der „Entdeckung" des Palazzo di Venezia sprach, mag bei diesem Rundgange wohl selbst die Unzukömmlichkeit der Unterbringung von Gemälden nach den modernen wissenschaftlichen Anforderungen gefühlt haben, es wäre denn, daß man im Interesse der Galerie derartige bauliche Veränderungen vornimmt, daß dadurch die architektonische Struktur des Frührenaissancepalastes gestört wird.

Digitized by Google

Vatikan und Loge im Weltkrieg.

Von Dr. Heinz Brauweiler in Düsseldorf.

Der Geist der italienischen Freimaurerei ist der Geist Mazzinis, des großen Verschwörers, des geistigen Führers der revolutionären Bewegung in Italien, welche zur Besetzung Roms und zur Unterdrückung des Kirchenstaats führte. Mazzini war selber nicht Freimaurer, obwohl der Großorient von Palermo ihm das Patent des 33. Grades des schottischen Ritus übersandte. Aber wie er durch seine intimsten Freunde und Gefährten und begeistertsten Anhänger die Ende der sechziger Jahre begonnene Einigung und Reorganisation der italienischen Freimaurerei als Aufgabe setzte und durchführen ließ, so gilt er bis auf den heutigen Tag neben Garibaldi der italienischen Freimaurerei als ihr „größter Stern", als „Heros des Jahrhunderts und Vorbild des Freimaurers". Am 10. März, seinem Todestage (gestorben 1872), wird in allen italienischen Logen die rituelle Trauerfeier abgehalten.

Die „Traditionen Mazzinis", die die Ziele der italienischen Freimaurerei sind, fordern vor allem den Kampf gegen Österreich und den Kampf gegen das Papsttum. Italien, so sagte Mazzini, hat eine doppelte Mission: „erstlich, das Papsttum abzuschaffen, für die Welt die Unverletzlichkeit des Gewissens zu erobern und das Dogma des Fortschrittes an die Stelle des Dogmas vom Sündenfalle und von der Erlösung durch die Gnade zu setzen; — es ist dies seine religiöse Mission; — sodann das Nationalitätsprinzip, als höchsten Regulator der internationalen Beziehungen und als sicheres Unterpfand des Friedens für die Zukunft, zu entfalten: — seine politische Mission. Eine politische Mission ist letzteres, weil es zu einer Neuteilung Europas führt. Solche Neuteilungen waren jederzeit in allen großen historischen Epochen zugleich das Vorspiel einer religiösen Umgestaltung. Diese Neuteilung muß sich in Kraft des moralischen Einflusses vollziehen, welcher aber gegebenen Falles im rechten Zeitpunkte auch in den Waffen seine Stütze finden muß." Die Erfüllung dieser doppelten Mission erfordert vor allem den „Krieg gegen das Papsttum, den Hüter der alten unumschränkten Autorität", sodann auch den Krieg gegen Österreich, „welches mit mehr Macht als irgend ein anderes Reich, die Nationalität leugnet", — und zwar erfordert die Erfüllung der genannten doppelten Mission, „daß man auf dem

Digitized by Google

angegebenen Wege bis zu den letzten Konsequenzen (also bis zur völligen Vernichtung des Papsttums und Österreichs) fortschreite“ [1]).

Den Kampf gegen Österreich, die „Befreiung der unerlösten Brüder“, hat die italienische Freimaurerei aufs wirksamste betätigt, indem sie die Regierung ihres Landes zum Verrat gegen die Dreibundgenossen und zur Eröffnung des Krieges gegen Österreich antrieb und mit Hilfe der Gasse den Widerstand der besonnenen Staatsmänner besiegte. Unterdes ist ihr Einfluß noch gewachsen, denn sie hatte an dem Sturze des Kabinetts Salandra, das ihr nicht genügend ergeben war, einen großen Anteil und besitzt in dem neuen Kabinett Boselli eine größere Anzahl unbedingt ergebener Vertrauensmänner. Die Kriegserklärung an Deutschland und die Beteiligung an dem Balkanunternehmen der Entente sind weitere Erfolge ihrer Bemühungen gewesen.

Wichtiger noch als der Kampf gegen Österreich ist der italienischen Freimaurerei immer die andere Tradition Mazzinis, der Kampf gegen das Papsttum erschienen. Der deutsche Freimaurer Wolfgang, der Spezialmitarbeiter der freimaurerischen Zeitschrift „Bauhütte“ für die italienischen Angelegenheiten, der bis zum Verrat Italiens der italienischen Freimaurerei eine sehr wohlwollende Beurteilung zuteil werden ließ, konnte nicht umhin, schon im Jahre 1911, also lange vor dem Kriege, in seinem Aufsatz: „Wird in den italienischen Logen Politik getrieben?“ (Nr. 44), in welchem er den Anklagen entgegentreten wollte, „welche den italienischen Logen eine ausgesprochene Neigung zur Betätigung im politischen Leben vorwerfen“, zuzugeben, daß es sich bei der Gegnerschaft gegen den Vatikan um die „Kardinalforderung der Freimaurerei“ handele und daß die Freimaurerei die Trennung von Kirche und Staat und die Abschaffung des obligatorischen Religionsunterrichtes in den Schulen erstrebe. Das war sehr milde ausgedrückt. Das amtliche Organ der italienischen Freimaurerei, die Rivista della Massoneria Italiana hat kaum eine Nummer vorübergehen lassen, in welcher sie nicht die erbittertste Feindschaft und den glühendsten Haß gegen die katholische Kirche und insbesondere das Papsttum zum Ausdruck brachte. Einige bezeichnende Stellen mögen angeführt sein: „Wir bemerken, daß unser Bund ungefähr hundertsechzig wohlgeordnete Logen umfaßt. Diese sind in ununterbrochener Korrespondenz mit dem Großoriente (von Italien), welchem dadurch eine ungeheure Arbeitslast erwächst, die mit jedem Tage noch zunimmt.

[1]) Gesammelte Werke XVI, S. 138 f. und 141; zitiert nach Gruber, Mazzini. Freimaurerei und Weltrevolution (Regensburg, 1901), S. 44. — Diesem bedeutsamen Buch des bekannten Forschers, das leider in Deutschland viel zu wenig beachtet worden ist, ist auch ein Teil der späteren Zitate entnommen.

Digitized by Google

Alle diese Logen werden von Einer großen leitenden moralischen Idee zusammengeschlossen, die sich in der kurzen Formel ausdrücken läßt: Kampf gegen den Klerikalismus. In dieser Idee, welche durch den zauberkräftigen Namen Rom noch machtvoller gemacht wird, liegt der Angelpunkt unserer Disziplin und unserer Arbeit." (1885 S. 322.) „Erinnert Euch, daß das Vermächtnis Garibaldis auf die Abschaffung des Papsttums lautet: die Abschaffung des Garantiegesetzes und des Garantierten, wie er sich ausdrückte." „Möge sich Rom nun im Helden (Garibaldi) spiegeln, und sein Verhalten im Leben und im Tode nach seinen Vorschriften einrichten und so allen Italienern und allen Menschen der Erde ein gutes Beispiel geben. Möge es sich den Ränken desjenigen entziehen, welcher die Welt jahrhundertelang mit eitlen Worten hintergangen hat." „Der katholische Priester, der ewige Feind, war dadurch, daß er Unwissenheit, Aberglauben und Unkraut aussäete, von jeher das größte Hindernis auf dem Wege des Fortschrittes. Die Großen dieser Erde, durch gemeinsame Interessen mit dem hohen Klerus verbunden, saugten das Volk aus." „Das Papsttum kann seine Macht in der Welt nur behaupten, wenn es in Rom stark ist. In Rom zu Boden getreten, muß es überhaupt zusammenstürzen. Hier ist der Fels, an dem man ansetzen muß. Hier müssen die Einreißer Hand anlegen. O, Ihr mächtigsten Brüder, diesem Feinde gibt man keinen Pardon. Überall sind unsere maurerischen Truppen: in den öffentlichen Verwaltungen, in den Spitälern, in den Opere pie, in den Schulen, in den profanen, antiklerikalen, philosophischen, humanitären Gesellschaften, überall sproßt die maurerische Akazie. Und wo immer ein Priester sich erhebt, steht ihm schon ein Maurer gegenüber; wo immer es gilt, einen Priester zu vertreiben, ist auch ein Maurer zur Stelle, der ihn verjagt." (1882, S. 228, S. 89, 1891, S. 131 und 134.) Ein sizilianischer Freimaurer bezeichnete es als Mission der Freimaurerei, sich „an die Stelle des Papsttums zu setzen und an seiner Statt im Namen Roms zur Welt zu sprechen" (1895, S. 283).

„Bewirket" — rief der Großredner des italienischen Großorients beim Liebesmahle anläßlich des Freimaurerkongresses von Mailand am 3. Oktober 1882, unter dem „lebhaften, anhaltenden Beifall" der anwesenden Stuhlmeister und sonstigen Spitzen des italienischen Verbandes aus, — „bewirket, daß in Rom ein Leichenofen errichtet werde; dann werden wir zur Stelle sein, um das Papsttum in demselben zu verbrennen". (Rivista della Mass. Ital. 1882, S. 53.)

Der Großmeister Adriano Lemmi erklärte in seinen Programmreden: „Die Traditionen des Ordens laufen sämtlich auf den einen Punkt zu-

Digitized by Google

sammen: den Kampf gegen den Vatikan"; „von diesen Gedanken geleitet, habe ich den Kampf gegen den unversöhnlichen Feind erneuert. Ich nannte den Papst, der sich als entthronten Fürsten und als Verschwörer gebärdet, einen lächerlichen Prätendenten. Dafür wurden mir seitens der vatikanischen Presse und von den Kanzeln herab Verwünschungen und Schmähungen zuteil. Indes bezeugen die Vertreibung der Klerikalen aus den Gemeinderäten der bedeutendsten Städte Italiens und das Denkmal, welches auf dem Campo di Fiori zu Ehren Giorgano Brunos ersteht, die Ohnmacht jener Beschimpfungen und Verwünschungen und sind augenscheinliche Zeichen unseres Sieges" (Rivista della Massoneria Italiana 1889, S. 178 u. S. 19).

In einem Rundschreiben vom 29. Oktober 1890 für die „bevorstehenden politischen Wahlen" schrieb Lemmi den italienischen Freimaurern im Namen des Großorients vor: „Als Institution, welche Charaktere bilden," „die Wissenschaft ausbreiten und ohne Ruhe und Rast den Klerikalismus bekämpfen soll, — die einzige Parteirichtung, bezüglich welcher der Haß heilig ist, — muß die Freimaurerei allen denjenigen feindlich gegenüberstehen, die . . . nicht eine zähe und ausgesprochene Entschlossenheit bekundeten, das Land von den Schlingen, die es noch immer an das Papsttum fesseln, zu befreien." (Rivista della Mass. Ital. 1890, S. 243.)

Daß bei diesen Kampfansagen auch der Wille und die Möglichkeit vorhanden war, entsprechend zu handeln, dafür ist auf jene Einrichtungen der italienischen Freimaurerei hinzuweisen, welche ihr eine ungemeine Machtfülle und einen gewaltigen Einfluß weit über die Grenzen ihrer Gemeinschaft selber hinaus verschafft haben. Der deutsche Freimaurer Dr. Müffelmann spricht von einem ausgesprochenen Despotismus in der italienischen Freimaurerei, die in erster Linie und so gut wie ganz auf das politische Getriebe eingestellt ist. Bei dem Großorient von Italien besteht eine besondere Kommission für politische Angelegenheiten. Straffste Organisation mit unbedingter Unterordnung auf der einen, rücksichtslose Ausnützung der Macht auf der andern Seite. „Die italienische Freimaurerei bildet tatsächlich einen Staat im Staate."[1]) In den „Allgemeinen Konstitutionen der Freimaurerei in Italien" legt Artikel 23 jedem Freimaurer die Pflicht auf, „in allen Fragen des öffentlichen Lebens seiner Eigenschaft als Freimaurer und, wenn er öffentliche Ämter bekleidet, des Programms der Freimaurerei eingedenk zu bleiben", und Artikel 97 zählt unter den

[1]) Müffelmann, Die italienische Freimaurerei und der Krieg. (Bausteine, Juniheft 1915), S. 79 f.

Digitized by Google

„Schweren Vergehen" eines Freimaurers, welche die schwersten Strafen, Ausschließung aus dem Orden usw., nach sich ziehen, auf: 3. die Auflehnung in Handlungen oder Schriften gegen die Befehle und die Dekrete des Großorients oder des Großmeisters, 12. der Ungehorsam gegen Obere im Orden, 15. die dauernde Außerachtlassung der freimaurerischen Pflichten. Der Charakter als politischer Geheimbund ist durch diese Einrichtungen und Bestimmungen in der italienischen Freimaurerei aufs schärfste durchgeführt.

Der Kernpunkt der „religiösen Frage" ist in Italien die „römische Frage", an ihr scheiden sich die Geister. Die italienische Freimaurerei rühmt sich, im Kampfe gegen das Papsttum an der vordersten Stelle zu stehen, „die Vorhut der menschlichen Zivilisation" zu sein. Am deutlichsten trat ihr unversöhnlicher Haß gegen das Papsttum jedesmal dann in die Erscheinung, wenn die Frage der Aussöhnung der Monarchie mit dem Vatikan ernsthafter erörtert wurde. Am 15. September 1883 gab Br * * * Adriano Lemmi, damals noch „zugeordneter Großmeister", die Versicherung ab: „Die Ordensregierung hat darüber gewacht, und wacht noch darüber, daß der um sich greifenden Reaktion, welche seit einiger Zeit einen wahren Kampf auf Leben und Tod kämpft, jede Handbreit Terrain streitig gemacht werden"; in einem Rundschreiben des Großorients vom 15. November desselben Jahres wurde die „Reaktion", von der Lemmi sprach, dahin erläutert, daß „die Reaktion, welche die nationale Einheit bedroht", „eine kombinierte Reaktion des Vatikans und anderer höchster Stellen", d. h. maßgebender Mitglieder der königlichen Familie sei. (Rivista della Mass. Ital. 1883, S. 293 f.) Das amtliche Logenorgan schrieb im folgenden Jahre: „Das Volk, welches jedesmal, wenn es festen Willen zeigte, den Machthabern seinen Willen auch aufzuzwingen verstand; das Volk, welches die noch weinenden Staatslenker dazu trieb, daß sie durch die Bresche der Porta Pia in Rom eindrangen, muß heute verhindern, daß eine ungeheuerliche Versöhnung dem Papsttum seine frühere Macht wieder zurückgebe und so selbst den Schatten der wenigen Freiheiten zerstöre, die uns noch übrig bleiben"; „Die Aussöhnung" ist ein „Machiavellismus, durch welchen versucht wird, Italien wieder in die Sklaverei des Syllabus und in die Verirrungen des heiligen Offiziums zurückzuwerfen"; „Wenn selbst in der Ära der scheinbaren Feindschaft, welche man jetzt zur Schau trägt, der Servilismus unserer Regierungsmänner, der sich zuerst im Garantiegesetze kundgab, alle Grenzen des Billigen und Ehrbaren überschreitet, was würde dann erst am Tage geschehen, an welchem auch der Schein

Digitized by Google

des Zwiespaltes zwischen beiden Gewalten verschwinden würde?" (1884, S. 102 f.)

Als im Jahre 1886 die Gefahr der Aussöhnung zwischen Quirinal und Vatikan besonders drohend zu sein schien, nahm der Großmeister Lemmi keinen Anstand, den Ministerpräsidenten Br * * * Depretis in der energischsten Form zur Ordnung zu rufen. Er tat dies in einem Schreiben folgenden Wortlauts: „An den Ministerpräsidenten des Königreichs Italien. Im Namen der italienischen Freimaurerei fordere ich von der Regierung, daß bezüglich der von fast der gesamten Presse denunzierten ernsten Anzeichen einer klerikalen Verschwörung gegen das Vaterland unverzüglich entweder volles Licht geschaffen oder mit der ganzen Strenge der Gerechtigkeit eingeschritten werde. Inzwischen erkläre ich, daß die Freimaurerlogen nicht davon ablassen werden, das öffentliche Gewissen gegen die Umtriebe des Vatikans zu schärfen und seine Wachsamkeit aufs äußerste zu steigern. Rom, am 17. Februar 1886. Der Großmeister: Adriano Lemmi." (Rivista della Mass. Ital. 1885, S. 375.) Die „klerikale Verschwörung gegen das Vaterland" bestand darin, daß in Hofkreisen Vorschläge zur Aussöhnung mit dem Papste ernstlich in Erwägung gezogen wurden. Die Agitation des Großorients, die besonders intensiv bei den Kammerwahlen des Jahres 1886 einsetzte, erreichte dann auch, daß nicht nur die Gedanken an eine Aussöhnung mit dem Papsttum aufgegeben werden mußten, sondern sogar eine mächtige Gegenströmung im Lande für Jahre die Oberhand gewann. Es ist bekannt, daß auch Crispi während seiner letzten Ministerpräsidentschaft an eine Aussöhnung mit dem Vatikan gedacht hat; auch diesmal wieder widersetzten sich die Freimaurer mit größter Heftigkeit und nannten Crispi geradezu einen Abtrünnigen und Verräter. „In diesen Kreisen wünscht man keine Aussöhnung mit dem Vatikan," bemerkt der schon genannte Wolfgang.[1]) Nachdem der Weltkrieg der italienischen Freimaurerei eine so gesteigerte Aktionskraft und zugleich einen so starken Einfluß auf die Entscheidungen der Regierung des Landes gegeben hatte, konnte es nicht zweifelhaft sein, daß sie neben dem endlich erreichten Ziele des Kampfes gegen Österreich auch das andere des Kampfes gegen das Papsttum nicht außer Acht lassen werde. Bei der Kriegshetze verbreitete und benutzte sie das Schlagwort, Italien müsse zugunsten der Entente eingreifen, weil bei einem Siege der Zentralmächte dem Papsttum zum Dank für seine Haltung von diesen die weltliche Herrschaft zu-

[1]) Die römische Frage und die Freimaurerei. Bauhütte 1916, Nummer 13, Seite 98.

Digitized by Google

rückerstattet werden würde[1]). Damit in Einklang steht die Mitteilung in einer römischen Korrespondenz der Kölnischen Volkszeitung (Nr. 193 vom 6. März 1915), daß vom Palazzo Giustiniani eine große Bewegung eingeleitet sei, um die Garantiegesetze abzuändern oder ganz zu beseitigen; ein Buch des bekannten Modernisten Guglielmo Quadratto, Redakteurs des Logenorgans Messagero und Mitarbeiters des andern Logenorgans Secolo, unter dem Titel „Italien, der Papst und der Krieg" diene dieser Bewegung, und vom Großorient sei die Anordnung ausgegangen, dem Buche die größtmögliche Verbreitung zu gewähren. Die neutralistische Zeitung „Vittoria" schrieb aus diesem Anlaß: „Diese Leute, die seit 1870 in Italien nichts anderes tun, als beständig für die Auflösung des Staatsgedankens arbeiten, wollen uns jetzt zwei Kriege aufhalsen, einen äußern und einen innern, und es gibt Leute in Italien, die ihnen nachlaufen, und darunter möchten sie auch die italienische Regierung haben. Hören wir doch endlich auf mit diesen unwürdigen, gefährlichen Hanswurstereien! Im jetzigen Augenblick kann man keine Staaten im Staate dulden, das mögen sich die Republikaner und die kriegshetzenden Dreipunktemänner, die Sozialdemokraten, die englischen mit „Pfunden" beladenen Agenten, die Messaggerohelden und andere merken . . . . . Ein Krieg von der Freimaurerei ausgehend? Von denselben Herren von der Kelle, die sich der Eroberung Lybiens widersetzten, und die ihre Befehle von den großen Orienten von Paris und London empfangen? Abschaffung der Garantiegesetze, Bürgerkrieg gegen die Katholiken? Und doch gehören die Katholiken schon lange zu den aufrichtigsten, echtesten und patriotischsten unter den italienischen Bürgern, wovon sie viele Beweise geliefert haben, wie dies wenigen andern Parteien gelungen ist. Die Freimaurerei ist der Feind, der sich dem Fremdenjoch unterwirft, die Katholiken sind streng konstitutionell und national, es ist die Partei der Zukunft. Ganz dasselbe haben auch die (jetzt mit der Freimaurerei verbündeten) Nationalisten ausgesagt, bis zum 6. August 1914!"

Der Florenzer Korrespondent des „Corriere d'Italia" berichtete „aus durchaus zuverlässiger Quelle", daß der Großmeister Frosini von der „Philosophisch-symbolischen Großloge von Italien" während einer Reise nach Rumänien zu einer Persönlichkeit, die er irrtümlich als Mitglied des Freimaurerbundes betrachtete, sich in folgender Weise ausgesprochen habe: „Vor allem müssen wir mit allen Kräften danach streben, daß das dem Papste zugebilligte Garantiegesetz aufgehoben wird. Jetzt ist der Augenblick zum Handeln gekommen, jetzt oder nie!

[1]) Vgl. Wolfgang ebenda.

Digitized by Google

Ich kann auf Grund einer Verständigung unter der Freimaurerei der ganzen Welt, unter Ausschluß der deutschen dem Militarismus verfallenen Freimaurerei, welche wir daher ausscheiden, die Versicherung abgeben, daß alle aktiven Logen unsere Bestrebungen unterstützen werden. Denn wir sind überzeugt, daß Italien die Pflicht hat, das Garantiegesetz aufzuheben und die katholische Kirche den allgemein staatlichen Gesetzen zu unterwerfen. Wir müssen den Papst, damit er dem Vaterlande keinen Schaden zufügen kann, nach einer nahen oder weiter gelegenen italienischen Insel schaffen. Die Logen der ganzen Welt werden uns dabei unterstützen, indem sie einen entsprechenden Druck auf ihre Regierungen ausüben" [1]).

Aus einer Äußerung des Osservatore Romano wurde der Schluß nahegelegt, daß die italienische Freimaurerei zu Beginn des Krieges eine Art Staatsstreich gegen den Papst geplant hatte. Sie hat nicht erreicht, was sie von Anfang an beabsichtigt hatte. Aber sie hat alles getan, um dem heiligen Vater das Leben und Wirken so viel wie möglich zu erschweren, und sie hat insbesondere keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um die Angehörigen des katholischen Klerus zu belästigen und zu verfolgen. Wenn in dem Rundschreiben des römischen Großorients vom 17. Juni 1915 unter den dort gegebenen Verhaltungsmaßregeln Nr. 8 besagte: „Komitee für die innere Verteidigung: Die Freimaurer sollen mit größter Wachsamkeit der Spionage zu Leibe gehen und den Verbreitern falscher Nachrichten ihr Handwerk legen," so sollte mit diesem Spionierhystem vor allem der „Klerikalismus" und als angeblicher Mittelpunkt der internationalen klerikalen Spionage das Papsttum getroffen werden. Über diese Denunziationen von Priestern und Ordensleuten hat der Osservatore Romano verschiedentlich lebhafte Beschwerde geführt. Die verbrecherische Hetze gegen alle ruhigen Elemente in Italien, die als „verdächtig" hingestellt und unter Anklage gebracht wurden, richtete sich vor allem gegen die Priester; in einer ganzen Reihe von Prozessen ist in überzeugender Weise an den Tag gekommen, daß es sich lediglich um kirchenfeindliche Verfolgung gehandelt hat [2]). Der sozialistische „Avanti" teilte Ende Oktober 1915 mit, in der letzten Sitzung des Großorients habe man die „Notwendigkeit besprochen, einem Überhandnehmen des Einflusses der italienischen Katholiken in dieser Zeit zu steuern. 18000 Ordensleute und Geistliche seien in den verschiedensten Hilfsdiensten des Heeres tätig. Man müßte alles anwenden, um den Ränken des Feindes entgegenzutreten". Auch die katholische „Italia" berichtete am 17. Januar 1916, daß die

[1]) Nach der Germania, Nr. 213 vom 9. Mai 1915. — [2]) Vgl. „Italien während des Krieges". Reiseberichte. Kölnische Zeitung Nr. 1129 vom 6. November 1915.

Digitized by Google

italienischen Freimaurer bei der Regierung über die „klerikale Tätigkeit", wie sie das Aufwachen religiösen Lebens in der Not des Krieges nennen, Beschwerde geführt und energische Gegenmaßregeln verlangt hätten. So wollen sie die Regierung zwingen, die religiöse Gewissensfreiheit sogar im Kriege zu erdrosseln.

Eine direkt gegen das Papsttum gerichtete Kundgebung hat die italienische Freimaurerei Ende 1915 erlassen. Papst Benedikt XV. hatte in der Allokution vom 6. Dezember 1915 seinen Friedenswünschen erhabenen und ergreifenden Ausdruck gegeben. Das beunruhigte die Loge so sehr, daß am 9. Dezember der Großmeister Ferrari mit einem Rundschreiben an die ihm unterstellten Logen der päpstlichen Kundgebung entgegentrat, in welchem u. a. gesagt war:[1])

„Unmittelbar nach der Bekräftigung der Eintracht und der Energie, welche von der feierlichen und fast einstimmigen Abstimmung der nationalen Volksvertretung Zeugnis ablegten, und während die Seelen aller Italiener im festen Glauben mit Entschiedenheit und Willen darauf hinzuwirken gerüstet sind, daß Italien unter den gemeinschaftlichen Opfern für sich und die Zivilisation glorreich aus der schweren Prüfung hervorgehe, die ihm durch die Ruchlosigkeit eines andern und durch das Bewußtsein des Rechtes, des Interesses und der eigenen Ehre auferlegt wurde, da geht noch einmal vom Vatikan eine Stimme aus, und sie verbreitet sich durch die Welt, welche die jahrhundertlange Autorität und Macht der Würde und dem Glück unseres Vaterlandes gegenüberstellt, um dem Endziel der weltlichen Politik die gleichen Grundsätze, welche das Wesen der Religion Christi bedeuten, zu unterwerfen. Während die Gegensätze sich besänftigen und die Meinungsverschiedenheiten in den Herzen der Italiener schweigen, um angesichts der Gefahr die Einigkeit und die Einmütigkeit dem Feinde gegenüber wiederherzustellen, bestätigt noch einmal das Wort des Papstes, daß der Internationalismus des Papsttums eine beständige unverminderte Drohung für die Sicherheit und das Wohlergehen der Nation ist. Während die italienischen Katholiken fast ausnahmslos den anderen gleich ihre Pflicht als italienische Bürger erfüllen und von ihrem Glauben nur den Antrieb und den Trost, um entschlossener die Opfer zu ertragen und um dem Tode fester ins Auge zu schauen, fordern, wirft wieder einmal das Haupt der katholischen Kirche, besorgt um seine politischen Ziele, den Aufruhr in die Herzen seiner Gläubigen und entflammt von neuem Zwiespalt, der kein Recht hat, zwischen dem religiösen Empfinden und der Vaterlandsliebe zu bestehen. Und wieder einmal bemerkt unser Bund, mit welchem Recht er dafür eingetreten ist und darauf hingewiesen hat, nicht nur in dem Papsttum eine oberste geistliche Autorität, der niemand das Recht verneinen oder beschränken will, eine höchste Instanz für den Glauben und für die Barmherzigkeit zu erblicken, sondern eine politische Einrichtung, bald tolerant, bald völlig absolut, entartet durch den Ehrgeiz auf die weltliche Herrschaft, immer bereit, seiner Freiheit und Allgemeinheit zu entsagen, um sich in die politischen Streitigkeiten einzumischen und hieraus Vorteil zu ziehen, immer wach-

[1]) Vgl. Wolfgang, Die römische Frage und die Freimaurerei. Bauhütte 1916, Nr. 13 und 14.

Digitized by Google

sam, um die Gelegenheit zu ergreifen, bei ernsten internationalen Verwicklungen unser Land in Nachteil zu bringen und sich der Souveränität des Staates feindlich gegenüberzustellen, der gegen seine Ansprüche geschützt werden muß."

Das Rundschreiben ergeht sich dann in den aus der Ententepresse genugsam bekannten Wendungen, daß der Friedensruf des Papstes lediglich den Mittelmächten zu Hilfe kommen wolle und daß deshalb auch die treuen Katholiken in den Ententeländern sich der Botschaft des Papstes widersetzen müßten. Die Nutzanwendung lautet schließlich:

„Wir können nicht umhin, Sie, geliebte Brüder, bei der größten Zurückhaltung in der Vertraulichkeit unserer brüderlichen Beziehungen, auf die Wichtigkeit hinzuweisen, welche Ihnen sicherlich nicht in dem päpstlichen Schriftstück entgangen sein wird, ebenso die neuen Pflichten, die Ihnen aus denselben erwachsen und allen denen, welchen die Würde, die Unabhängigkeit und die Sicherheit des italienischen Staates am Herzen liegt. Das ist der Ruhm unseres Bundes, Vorkämpfer und Verteidiger der weltlichen Rechte des Staates gegen die übertriebenen Ansprüche der Kirche gewesen zu sein. Die Wichtigkeit und die Dringlichkeit dieser Aufgabe werden heute bestätigt durch die Haltung des Papsttums, welches vielleicht die Stunde seiner politischen Erhebung für gekommen hält. Ich zweifle nicht, daß Sie mit Ihrer wachsamen und scharfsinnigen Tätigkeit zu zeigen wissen werden, daß die nationale Eintracht, welche der höchste Ihrer Wünsche war und ist, nicht zu absurden Wiedererlangungen verwandt werden kann, und daß die größte Achtung des Glaubens und des Kultus nicht von der eifersüchtigen Obhut der Oberhoheit des Staates gegenüber irgendwelcher fremden Macht getrennt wird. Dank derartiger Tätigkeit, — und mit der Zustimmung, dessen bin ich sicher, selbst jener Katholiken, welche in ihrer Denkungsart Religion und Politik nicht verwechseln — werden die Würde und die bürgerliche Autorität Italiens weder Hinterlist noch Beleidigungen zu fürchten haben, in der angerufenen und herbeigesehnten Stunde jenes Friedens, den auch wir als wahrhaft gerecht und dauerhaft sehnlichst wünschen, und ein solcher, d. h. indem er die Anerkennung der nationalen Aspirationen und den Sieg des Rechts über die ungesunde Gewalt bestätigt, eröffnet eine neue Ära von Einmütigkeit und Gerechtigkeit unter den zivilen Menschen."

Diese Kundgebung der italienischen Freimaurerei kann wohl als die Begründung der Bedingung angesehen werden, unter welcher Italien seinen Beitritt zu dem Londoner Abkommen vom 5. Februar 1915 erklärt hat, daß bei den Friedensverhandlungen die „römische Frage" nicht einbezogen oder erörtert werden dürfe.

Die „Rivista Massonica" hatte in ihrer Oktobernummer 1915 an die Adresse der deutschen Freimaurerei gesagt: „Die deutsche Freimaurerei ist lutherisch in ihrer Zusammensetzung, sie wird die Stimmen vernommen haben, welche die angesehensten Zeitungen Deutschlands erhoben, um die weltliche Herrschaft des Papsttums wiederherzustellen. Wir werden sehen, welches angesichts einer derartig treulosen und törichten Kampagne ihre Haltung sein wird." Eine Antwort darauf kann man in der Äußerung des genannten Freimaurers Wolfgang

Digitized by Google

erblicken, der zu dem oben mitgeteilten Rundschreiben des Großmeisters Ferrari in der „Bauhütte“ [1]) schrieb: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß der hier entwickelte Standpunkt von der freimaurerischen Entente des Mittelmeeres voll und ganz geteilt wird, hingegen wird die Freimaurerei aller andern Länder der Ansicht sein, daß die Worte des Papstes, welcher nicht nur das Oberhaupt der Katholiken der Länder der Entente, sondern das der gesamten katholischen Welt ist, durchaus seiner internationalen Stellung Rechnung getragen haben. ..... Wenn trotz des Garantiegesetzes die diplomatischen Vertretungen der Zentralmächte bei dem heiligen Stuhle bei Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Italien und Österreich ihren Sitz außerhalb Italiens zu verlegen genötigt waren, so scheint es uns, daß dasselbe Mängel aufweist, welche beseitigt werden müssen... Die italienische Freimaurerei nimmt es zwar jetzt noch als ihr Verdienst in Anspruch, das Land in den europäischen Konflikt verwickelt zu haben, aber vielleicht wird sie dieser Auffassung nach dem Friedensschlusse nicht mehr sein und ihr Programm in zeitgemäßer Weise ändern und sich erinnern, daß es außer der Adria auch noch ein Mittelmeer gibt, und daß es gar keine üble Sache wäre, wenn der Weg zu einer Verständigung zwischen Papst und Kirche gefunden werden, ohne daß Italiens Einheit bloßgestellt, sondern indem ein neues Garantiegesetz geschaffen würde.“ Diese Äußerung steht im Einklang mit den Ansichten vieler anderer nichtkatholischer Beurteiler, die vor dem Kriege die Klagen und Sorgen der Katholiken wegen der unsichern und unwürdigen Stellung des hl. Stuhles nicht ernst nehmen wollten, durch die Erfahrungen des Krieges aber sich eines Besseren belehren ließen. Ich nenne nur die beiden folgenden: Prof. Dr. Hoetzsch schrieb in der Kreuzzeitung (Nr. 275 vom 2. Juni 1915): „Italien hätte es vermeiden können, die Frage, wie der Papst eine völlig selbständige und unabhängige Stellung erhalten könnte, aufzurollen, wenn es rechtzeitig und klar erklärt hätte, daß der Krieg an dem Garantiegesetz nichts ändere. Da es das nicht tat, sind wir berechtigt, anzunehmen, daß in seinem Entschluß zum Kriege auch an dieser Stelle die radikal kirchenfeindliche Stimmung der Freimaurerlogen mitgesprochen hat“; und der bekannte Staatsrechtslehrer Prof. Dr. Conrad Bornhak schrieb in den „Grenzboten“ u. a.: „Eine freimaurerische Revolution, die die italienische Republik ausruft, würde auch vor den Toren des Vatikans nicht halt machen .... Die Stellung des Papsttums darf weder abhängig sein von den Launen des herrschenden römischen Straßenpöbels noch auch von der Willkür der freimaurerischen italienischen Gesetzgebung.“

[1]) Ebenda Nr. 14, S. 107 f.

Digitized by Google

Wir haben das Vertrauen, daß bei den Friedensverhandlungen die Bedingungen des Londoner Abkommens keine Rolle spielen werden. Die deutschen und österreichischen Katholiken aber glauben, daß die Sicherung der Stellung des heiligen Stuhls nicht nur ihre Sorge sein dürfe, sondern in gleicher Weise die Sorge der Katholiken in den feindlichen Ländern sein müsse. Insbesondere werden die Katholiken Italiens auf der Wacht sein müssen. Die Civiltà Cattolica hat am 21. Oktober 1916 versichert, daß die italienischen Katholiken zwar mit heroischem Opfermut ihre Bürgerpflicht leisteten, aber nie zugeben würden, daß ihr Blutopfer den Zwecken einer verruchten Sekte dienstbar gemacht und gegen den Papst mißbraucht werde. An dem ernsten Willen dazu ist kein Zweifel erlaubt, wohl aber an der Möglichkeit der Durchführung. Möge P. Ehrle Recht haben, der in einem Aufsatz zur römischen Frage[1]) schreibt: „Wie die große, wohlhabendere und gebildetere Mehrheit des italienischen Volkes von der Teilnahme an dem Weltkriege nichts wissen wollte, so wäre sie auch für eine zufriedenstellende Besserung der Lage des Papstes leicht zu haben. Aber diese große Mehrheit wird nun schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gejagt und getrieben von einer zahlenmäßig verhältnismäßig geringen Clique gottloser Revolutionäre und der freimaurerischen Internationale, welche mit Geld und Gewalt die Wahlen, Aufläufe, Volkskundgebungen und antiklerikale Hetzen nach Bedarf ins Werk setzen. Hier finden wir in ihrem traurigen Handwerke ergraute Religionshasser und Pfaffenfresser, welche der Kirche und ihrem Oberhaupte längst Tod und Verderben geschworen haben, an der Seite von Männern, welche in dieser selben Pose seit Jahren politische Bedeutung und eine mühelose Existenz gefunden haben. Diese Vorherrschaft der Sekte hat zwar ihre Flut und ihre Ebbe, aber sie hält nun doch schon allzulange die zu Besserem fähige und berufene Mehrheit nieder. Auf diese vergewaltigte Mehrheit: auf dieses italienische Volk setzt der heilige Vater seine Hoffnung, und jeder Kenner der italienischen Verhältnisse wird ihm Recht geben, daß nur von dieser Seite irgendwelche Hoffnung winkt und Besserung kommen kann. So möge es denn diesem Volk gelingen, sich von seinen wahren Bedrückern zu befreien und seinem ältesten Fürsten, dem der Heiland und seine über die Kirche waltende besondere Vorsehung Italien und Rom als Wohnsitz angewiesen hat, eine seiner Würde und Sendung entsprechende weltliche Herrschaft zu sichern. Dieses Volk wenigstens muß verstehen, daß mit der Ehre und dem Vorteil einer solchen Auserwählung die Vorsehung Italien auch Pflichten auferlegt hat."

[1]) Stimmen der Zeit, Februarheft 1917, S. 493 f.

Digitized by Google

Hof und Verwaltung.

Von Paul Maria Baumgarten.

Der päpstliche Hof unterscheidet sich von allen anderen Höfen dadurch, daß die Frauen dort keine Stelle haben. Dieser Anschluß des weiblichen Elementes ist in der Natur der Sache begründet und bedarf keiner weiteren Erklärung.

Im übrigen zeigt die Hofhaltung in ihren großen allgemeinen Zügen ungefähr dieselben Einrichtungen, wie anderswo auch. In den Einzelheiten finden sich naturgemäß tiefgehende Verschiedenheiten, die teils auf uraltem Herkommen beruhen, teils in den besonderen Zwecken und Zielen ihre Begründung finden.

Allgemein gesprochen, kann man sagen, daß die päpstlichen Hofbeamten jeweils Beamte des regierenden Papstes sind, ihre Stellung demgemäß mit dem Tode des Papstes erlischt. Aus Gründen der notwendigen Fortführung der Geschäfte bei der Sedisvakanz sind Ausnahmen davon gemacht worden, die ich aber hier nicht auseinanderzusetzen brauche. In der Regel wird die größere Mehrzahl der ad vitam Pontificis ernannten Hofbeamten vom neugewählten Papste bestätigt, schon damit die Hofhaltung selbst unmittelbar nach der Wahl in gewohnter Weise weitergehen kann. Änderungen werden später vorgenommen und sind durchaus begreiflich, da jeder Papst in seiner unmittelbaren Umgebung für den täglichen Dienst wenigstens eine Anzahl Männer *seines* Vertrauens um sich zu sehen wünscht.

Man unterscheidet geistliche und weltliche Hofbeamte. Die letztere Klasse versieht Ämter mehr untergeordneter Natur oder solche, die sich nach der heutigen Auffassung besser für Laien schicken. Früher als man über die große Zahl der nur konsekrierten Kleriker verfügte und auch die Laienbrüder einiger der großen Orden durch viele Jahrhunderte hindurch zum Dienste in der päpstlichen Hofhaltung herangezogen wurden, war das anders. Wir brauchen nur die hochinteressanten Rechnungsbücher der päpstlichen Kammer (Finanzverwaltung) aus dem 14. und 15. Jahrhundert oder den Liber Censuum aufzuschlagen, um zahlreiche Beweise dafür zu finden.

Wenn einmal eine kritische Geschichte der päpstlichen Hofhaltung geschrieben sein wird, so dürfte daraus wohl hervorgehen, daß alle jene Ämter, die nicht nachweislich in Anlehnung an ein byzantinisches Vorbild entstanden sind, meistens nach längerem oder kürzerem Vorleben im zwölften Jahrhundert zuerst auftreten, gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein ziemlich genau umschriebenes Tätigkeitsgebiet

Digitized by Google

aufweisen, aber erst in den nächsten zweihundert Jahren in feste Formen gegossen wurden, woran die spätere Zeit meist nur unwesentliche Änderungen vorgenommen hat. Diese hinwiederum blieben stets abhängig von der Verschiebung in der Lebensweise der Päpste selber, deren bedeutsamster Einschnitt wohl mit dem Tode Julius II. eintrat.

Der 20. September 1870, der den Einzug der Piemontesen — questi Signori (diese Herren) nennt der echte Römer noch heute den quirinalischen Hof und die italienische Regierung — in Rom sah, brachte theoretisch wie praktisch eine völlige Änderung im Leben der einzelnen Päpste hervor, woraus sich denn auch gewisse Folgerungen für die Tätigkeit der Hofbeamten und den Betrieb der Hofhaltung ergaben. Die Dinge schrumpften zusammen, das Tätigkeitsfeld wurde wesentlich kleiner, weil eine Reihe von früheren Obliegenheiten ganz fortgefallen waren und Schwankungen in der Zuweisung der verbliebenen Pflichten an die einzelnen Beamten führten gelegentlich zu längerdauernder Nichtbesetzung mancher wichtiger Hofämter.

Unter Benedikt XV. ist das alles wiederum in fester Weise geregelt worden, daß im Großen und Ganzen der alte Bestand und Zustand wiederhergestellt wurde. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß die altüberkommenen Dinge weitaus der beste Ausdruck für die gute Befriedigung der Bedürfnisse einer ordnungsmäßigen päpstlichen Hofhaltung seien. Dieses starke Gefühl für die Bedeutsamkeit der Überlieferung zeichnet den gegenwärtigen Papst überhaupt aus, wofür man ihm aufrichtigen Dank wissen muß.

Der oberste Hofbeamte, der einzige der amtlich den Titel Exzellenz führt, ist der Maggiordomo (Majordomus), der Obersthofmeister. Ihm untersteht der ganze Hof und alles, was damit zusammenhängt, so weit nicht der Staatssekretär mit der Wahrnehmung bestimmter Dinge betraut ist. Da der Staatssekretär, der ebenfalls als solcher nur Diener des Papstes ist, der ihn zum Amte erhoben hat, nach Gutdünken und im Einverständnis mit dem Papste ohne Angabe von Gründen alles, was Hof und Verwaltung angeht, an sich ziehen kann, so ergeben sich je nach Sachlage der Verhältnisse Verschiedenheiten in dem Umfange des Tätigkeitsgebietes des Obersthofmeisteramtes.

Der gesamte tägliche Dienst um die Person des Papstes und alle Audienzen unterstehen dem Oberstkämmerer, der den Titel Maestro di Camera führt. In täglicher Beratung mit dem Papste wird die Audienzliste für den folgenden Tag festgestellt, der Empfang von Pilgerzügen geregelt und alles geordnet, was der Staatssekretär über die erbetenen oder herkömmlichen Empfänge der Diplomaten dem

Digitized by Google

Oberstkämmerer mitteilt. Jeder Bischof, Erzbischof, Kardinal meldet sich bei ihm an, um seine Wünsche über einen Empfang vorzutragen. Die unendliche Reihe der Menschen jeglicher sozialen Schicht und jeden Glaubens, die den Papst zu sehen wünschen, staut sich in den Vorzimmern des Maestro di Camera, wo eine Reihe von Sekretären die oft riesig anwachsende Zahl der Audienzgesuche in den verschiedensten Sprachen bearbeitet.

Dieser Hofbeamte muß eine unendliche Geduld und keine Nerven haben. Denn ein jeder, der zu ihm kommt, trägt ihm dasselbe Anliegen vor: Den Papst sehen. Die Einen beanspruchen eine Privataudienz, die Anderen sind schon selig, wenn sie zu einem Massenempfang zugelassen werden. Viele wollen einer heiligen Messe des Papstes beiwohnen und manche gar die heilige Kommunion aus seinen Händen empfangen. Zur Begründung werden oft die seltsamsten Dinge vorgebracht, und es ist nicht leicht, sich in diesem Gewoge von Wünschen und Hoffnungen, die nur selten restlos erfüllt werden können, mit Takt und Festigkeit einen sicheren Weg zu bahnen. Einerseits hat der Maestro di Camera natürlich selbst den Wunsch, tunlichst viele Menschen zufriedenzustellen, andrerseits muß er die oft unbilligen und mit einer gewissen Zähigkeit vorgebrachten Ansprüche in liebenswürdiger Form zurückweisen. Eine große Menschenkenntnis unterstützt die Tätigkeit desselben wesentlich. Es muß aber auch betont werden, daß kalte, steife Naturen für eine solche Stellung nicht passen. Vor Jahren gab es einen solchen Maestro di Camera. Als er befördert wurde, ging ein Gefühl der Erleichterung durch die große Masse derer, die in Rom lebend von ihren dorthin gekommenen Landsleuten regelmäßig um Empfehlungen an den Oberstkämmerer angegangen wurden.

Für die meisten Menschen, die in Rom waren, ist dieser Hofbeamte der einzige, an dem sie Interesse hatten und den sie vielleicht kennen lernten. Von der aufreibenden Tätigkeit desselben haben aber nur die Wenigsten eine Ahnung. Es darf wohl behauptet werden, daß Mißgriffe, die bei den vielen Zehntausenden, die alljährlich durch seine Vermittlung zu Seiner Heiligkeit vorgelassen werden, äußerst selten vorkommen. Und dann, wenn das einmal eintritt, sind solche Vorfälle im Urteile aller billig Denkenden durchaus entschuldbar. Meistens lag es daran, daß diejenigen Personen, die eine Empfehlung ausstellten, das in leichtfertiger Weise getan hatten, ohne selbst genügend über den Bittsteller unterrichtet zu sein.

Wer einige Jahre Maestro di Camera war, kennt die halbe Welt,

Digitized by Google

darf man wohl kühn behaupten. Es ist ganz erstaunlich, was sich alles in seiner Anticamera drängt und schiebt, um den Papst sehen zu dürfen. In jedem Hotel und jeder Pension, wo immer Fremde zusammenkommen und mit einander reden, ist es einer der wichtigsten Gesprächsgegenstände, wie man wohl zu einer Audienzeinladung gelangen könnte. Der listenreiche Odysseus ist ein harmloser Trottel gegenüber all den Plänen, die erwogen werden, um zu diesem Ziele zu gelangen. Es ist ganz unterhaltend, sich erzählen zu lassen, auf welche Weise viele Menschen es fertig gebracht haben, ihren großen und dringenden Wunsch erfüllt zu sehen, wenn sie ohne jegliche Empfehlungen nach Rom kamen. Nur die „starken Geister", denen der Papst ein lästiges, mittelalterliches Ausstattungsstück ist, das man abschaffen sollte, sehen stolz auf die Masse derer herab, denen eine Audienz im Vatikan Herzensbedürfnis oder wenigstens Herzenswunsch ist.

Für den unmittelbaren Dienst um die Person des Papstes gibt es vier geistliche Kammerherren vom engeren Dienst, die, ebenso wie die beiden vorgenannten Prälaten, ihre Wohnung im vatikanischen Palast haben. Wochenweise tut der Einzelne Dienst, indem er für die Zeit der Audienzstunden die Ordnung in der Anticamera beaufsichtigt und die Einzelnen zu den Audienzen zum Heiligen Vater hineinführt. Bei den allgemeinen Empfängen, an denen täglich viele Dutzende, oft manches Hundert, teilnehmen, begleitet er den Papst und nimmt etwaige Schriftstücke, Geschenke oder persönlich überreichte Beiträge zum Peterspfennig entgegen, um die Sachen später in des Papstes Arbeitszimmer niederzulegen. Bei feierlicheren Versammlungen befiehlt der Maestro di Camera zwei, bei hochfeierlichen alle vier Kammerherren zum Dienste.

Für gewöhnlich ist mindestens einer dieser Hofbeamten Nichtitaliener; manchmal aber auch zwei. Reichsdeutsche gab es bisher nur ganz wenige unter ihnen. Zurzeit ist das der Fall, wie die meisten Leser wissen werden. Es ist Monsignor von Gerlach, der von der italienischen Regierung vor wenigen Wochen durch gröblichste Verletzung des päpstlichen Selbstbestimmungsrechtes auf Grund gemeiner und haltloser Verleumdungen ausgewiesen worden ist. Dieser Fall hat in der ganzen Welt das größte Aufsehen erregt und wird bei den Friedensverhandlungen, wenn die Stellung des Papstes und der Kurie zur Erörterung stehen wird, Italien gegenüber von großer Wichtigkeit werden.

Über die Präfektur der apostolischen Paläste gab es in den letzten dreißig Jahren allerlei Schwankungen. Bald war sie mehr ad or-

Digitized by Google

natum da oder mit dem Maggiordomat vereinigt, bald lagen die Geschäfte fast ganz in der Hand des Staatssekretärs. Aus verschiedenen Gründen konnte man sich über die genaue Abgrenzung des Amtsbereiches nicht so ganz einigen. Das ist jetzt nun behoben und die feste Stellung des Präfekten, der der dritte in der Reihe der Hofprälaten ist, ermöglicht ihm eine ungemein gedeihliche Tätigkeit.

Unter den hohen Hofwürdenträgern einen Mann im Kleide des heiligen Dominikus, also einen Ordensmann, zu finden, erstaunt gar manchen. Das ist aber verständlich, wenn man weiß, daß er seine Ahnenreihe — um mich so auszudrücken — über reichlich 600 Jahre zurückverfolgen kann. Wie immer es mit der Zuverlässigkeit der Überlieferung beschaffen sein mag, daß man einen beamteten Dominikaner schon im dreizehnten Jahrhundert am päpstlichen Hofe will nachweisen können, sicher ist, daß die avignonesischen Päpste dauernd einen gelehrten Predigerbruder am Hofe hatten, der dort theologische Vorlesungen abhielt. Aus diesem Amte hat sich dann dasjenige des Magister sacri palatii, Maestro del Sacro Palazzo, als beratenden Theologen des Papstes heraus entwickelt und so ist es gekommen, daß ein einfacher Ordensmann zu einer hohen Hofstellung ständig berufen wird. Das Amt kann sehr einflußreich sein, braucht es aber nicht notwendig zu sein. Es hängt ganz vom Belieben des jeweiligen Papstes ab, ob er den Magister viel oder wenig heranziehen, ihm viel oder wenig Einfluß einräumen will.

Die sonstigen weltlichen oder geistlichen Hofbeamten brauche ich hier nicht aufzuzählen. In einer gedrängten Übersicht bieten sie kein sonderliches Interesse. Es sei aber noch darauf aufmerksam gemacht, daß der Maggiordomo sowohl wie der Maestro di Camera zu ihrer Verfügung haben: 1. die Nobelgarde, 2. die Schweizergarde, 3. die Gendarmerie der apostolischen Paläste und 4. die Palastgarde. Unter diesen bildet die Schweizergarde das eigentlich militärische, wohlgedrillte und strammgeführte Element, während die Gendarmerie die Polizeidienste in den Palästen und im vatikanischen Garten wahrnimmt. Die Nobelgarde ist ausschließlich ein für den Ehrendienst um die Person des Papstes bestimmtes Korps, das aus Adeligen besteht. Die Palastgarde ist eine Art bürgerlicher Ehrenwache, die in der Hauptsache bei größeren Festlichkeiten zur Aufrechterhaltung der Ordnung eigens einberufen wird.

Der Eingang zu den päpstlichen Gemächern und sämtliche Ausgänge des vatikanischen Palastes sind lediglich der Schweizergarde anvertraut.

Digitized by Google

Zwei Begriffe will ich kurz erläutern. Es gibt eine päpstliche Familie und eine päpstliche Kapelle. Die Mitglieder der päpstlichen Familie nennt man Familiaren des Papstes. Der Begriff stammt aus der Zeit, als die Kurie noch in Naturalwirtschaft lebte, ihre Beamten also, wo immer sie Aufenthalt nahm, den Anspruch auf freie Wohnung, freie Beköstigung und freie Kleidung hatten. Wer einen solchen Anspruch hatte, gehörte zur Familie des Papstes, war Familiare, weil er von des Papstes Tisch aß. Als dann später diese Rechte durch Gehälter abgelöst wurden, blieben die anderen damit verbundenen Vorteile und Ehrenrechte bestehen. Die Wandlungen der Zeit haben im einzelnen Verschiebungen gebracht, aber die Sache an sich blieb bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die päpstliche Kapelle umfaßt alle jene Persönlichkeiten aller kirchlichen und sonstigen Rangstufen, die auf Grund eines verliehenen oder ersessenen Rechtes Anspruch auf einen bestimmten Platz haben, wenn der Papst in der Palastkapelle — capella Palatina gleich Sixtinischer Kapelle — assistiert oder pontifiziert. Dazu gehören sowohl die Kardinäle, wie die Kerzenträger, die Diplomaten wie die Prälaten aller Grade, der Fürst-Thronassistent wie die Vertreter der religiösen Orden, die römische Aristokratie wie der apostolische Prediger und eine große Reihe sonstiger Kollegien, Würdenträger und Diener.

Die beiden vorgenannten Begriffe decken sich nur insoweit, als alle Familiaren zur Kapelle gehören, aber weitaus die meisten Kapellenberechtigten mit der Familia pontificia nichts zu tun haben.

Die Verwaltung der katholischen Kirche von ihrem Mittelpunkte aus ist so umfangreich und sinnvoll gegliedert, daß ich an dieser Stelle nur einige der besonders wichtigen und interessanten Punkte berühren kann. Für weitere Nachrichten muß ich auf das reich mit Bildern geschmückte Prachtwerk verweisen: Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild, in dessen erstem Bande alles wissenwerte darüber des genaueren dargestellt ist.

Papst und Kardinäle haben vor mehr als tausend Jahren, als die Wege nach Rom noch weit und höchst unsicher waren, mit Leichtigkeit in ihren sehr häufigen gemeinschaftlichen Beratungen die gesamten vor die Kurie gebrachten Geschäfte der Kirche beraten und erledigen können. Mit der Zeit wuchsen dieselben aber so an, daß für die Vorbereitung der anhängig gemachten Dinge und Prozesse von Fall zu Fall einzelne Persönlichkeiten oder Gruppen von solchen aus der Umgebung des Papstes ernannt wurden. Im dreizehnten Jahrhundert können wir verfolgen, wie langsam bestimmte

Digitized by Google

Ämter und Kollegien für jenen begrenzte Arbeiten sich bilden, weil die Fülle der Arbeiten so gewachsen war, daß Papst und Kardinäle sie längst nicht mehr allein im Konsistorium bewältigen konnten.

Da dieser Vorgang sich immer öfter wiederholte, wuchs die Zahl der Unterbehörden an der Kurie und im 16. Jahrhundert kam dann jene große Neuordnung und Arbeitsteilung der kurialen Verwaltung, die die Kardinalskongregationen ins Leben rief oder, wenn sie schon auf Zeit bestanden hatten, unter genauer Umschreibung ihrer Zuständigkeit zu dauernden Behörden machte.

Wenngleich seit jenen Tagen allerlei Veränderungen eingetreten sind, so ist doch die Einrichtung als Ganzes bis heute bestehen geblieben. Die Kongregationen sind ihrer Natur nach Kardinalsbehörden, die einzelne Zweige der kirchlichen Verwaltung bearbeiten. Sie haben wohl ausnahmslos die Vollmacht die ständig wiederkehrenden Tagesgeschäfte mehr untergeordneter Art im Namen des Papstes, aber ohne ihn zu befragen, zu erledigen. Für die wichtigeren und wichtigen Angelegenheiten sind sie vorbereitende und vorberatende Organe, während die Entscheidung dem Papste zusteht. In den regelmäßigen Audienzen der Sekretäre oder Präfekten werden dann diese Dinge zum Vortrag gebracht und durch Entgegennahme der Willensmeinung des Papstes entschieden.

Von den dreizehn zurzeit bestehenden Kongregationen — die Zahl ist keine unabänderlich feststehende — haben zehn einen Kardinal zum Präfekten, während die Kongregation des heiligen Offiziums und die Konsistorialkongregation einen Kardinal als Sekretär haben, da die Präfektur in den Händen des Papstes selbst ruht. Dadurch ist schon angedeutet, daß diese beiden Behörden für das innere Leben der Kirche eine überragende Bedeutung haben. Die Congregatio Sancti Officii überwacht die gesamte Glaubens- und Sittenlehre und urteilt über die Irrlehren und alle damit zusammenhängenden Vergehen. Sie ist die Wächterin des Dogmas. Der Congregatio Consistorialis unterstehen die Arbeiten für das Konsistorium, für den äußeren Bestand der Sprengel, für die Ernennung der Bischöfe usw., und für die Aufsichtsführung über die bischöfliche Tätigkeit in den einzelnen Sprengeln.

Von den anderen Kongregationen sind die wichtigsten diejenigen über die Sakramente, für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten, die Propaganda und die Konzilskongregation. Vorhin nannte ich zehn mit einem Kardinal als Präfekten ausgestattete Kongregationen. Die elfte hat weder einen Kardinal noch den Papst als Präfekten, ist also die am losesten eingerichtete, und das ist diejenige für die außerordent-

Digitized by Google

lichen kirchlichen Angelegenheiten. Unter dem Druck der französischen Revolution zur geheimen Beratung der französischen Angelegenheiten entstanden, hat sich ihr Arbeitsgebiet zwar erweitert, aber man kann nicht sagen, daß sie, wie die anderen Kongregationen, einen Anspruch auf die Erledigung ganz bestimmter Dinge hat. Diese Behörde besorgt nur die ihr von Fall zu Fall vom Papste übertragenen, meist kirchenpolitischen Geschäfte, wie den Abschluß und die Auslegung der Konkordate, sowie alles, was die bürgerlichen Gesetze und die Beziehungen zu den einzelnen Staaten betrifft. Mittelsmann zwischen ihr und dem Papste ist ausschließlich der Kardinalstaatssekretär.

Es gibt keinen Staat auf der Welt, in dem eine solche Fülle von Erfahrungstatsachen, Entscheidungen früherer Fälle, Formularien für die Entwerfung von Schriftstücken aller Art, Hinweisen auf die Geschäftsbehandlung, Repertorien für die Archivstücke und vieler anderen Dinge mehr vorhanden ist, wie an der Römischen Kurie. Fast für alles liegt irgend eine Art von Vorentscheidung oder ein gleich gelagerter Fall bereit. Das gibt der Verwaltung eine ungemeine Stetigkeit, verleiht ihr Kraft und Überlegenheit und erleichtert die Arbeiten ganz wesentlich. Das Zurückgreifen auf ältere Formulare kann aber auch, wenn man die modernen Verhältnisse nicht rechtzeitig in Betracht zieht, seine Nachteile haben, wie das in den letzten dreißig Jahren vereinzeltemale vorgekommen ist, ohne daß ich diese Fälle namentlich anzuführen brauchte.

Die Zahl der ordentlichen Mitglieder aus dem Heiligen Kollegium ist bei keiner der Kongregationen beschränkt. Es unterliegt dem freien Ermessen des Papstes, wen und wie viele der Kardinäle er in diese Behörden aufnehmen will. Für die Besetzung der Präfekturstellen wird im allgemeinen auf das Alter als Kardinal Rücksicht genommen, ohne daß aber ein Kardinal, wenn er „an der Reihe" wäre, eine gerade freigewordene Präfektur zu erhalten ein Anrecht hätte. Angesichts der Gelehrsamkeit und der meist recht großen Welt- und Lebenserfahrung der Kardinäle bewundern wir in den Kongregationen eine Zusammenfassung von Geschäftsstellen höchster Ordnung, wie sie auf der Welt nicht ihresgleichen hat. Das wird jeder genaue Kenner der Verhältnisse gerne bestätigen.

Weitaus die ehrwürdigste Einrichtung der Kurie ist die apostolische Kanzlei. Früher die allerwichtigste Behörde, deren Leiter die erste Stelle nach dem Papste inne hatte, ist sie nach und nach durch Schaffung anderer Ämter, die Teile der Kanzleitätigkeit übernahmen, auf einen Wirkungskreis beschränkt worden, der gegen früher geradezu

Digitized by Google

ärmlich genannt werden muß. Der Geschichtsforscher stellt das mit tiefem Bedauern fest, kann es aber zum Teil wenigstens verstehen, daß der Druck der Verhältnisse zu dieser capitis diminutio hat führen müssen. Die Kanzlei besorgt heute nur mehr die Ausfertigung und Aushändigung der Bullen über die Verleihung der großen Benefizien, über die Errichtung neuer Sprengel und Domkapitel sowie über einige wenige sonstige wichtige kirchliche Angelegenheiten. An Ansehen steht der Kanzler noch hoch da, aber seine Macht und Tätigkeit sind fast auf ein nichts zusammengeschrumpft, wenn man dagegenhält, was er vor Zeiten war und tat.

Der Datar, früher ein Kanzleibeamter, der schon vor sechshundert Jahren vorkam, hat sich im Laufe der Zeit selbständig gemacht und seine Behörde heißt die Datarie. In ihr wird in der Hauptsache die Verleihung der niederen Benefizien bearbeitet, die dem Heiligen Stuhle vorbehalten sind.

Der Großpönitentiar, durch das herrliche Bild von Edward von Steinle weiteren Kreisen bekannt, kann in der Karwoche in Rom in St. Peter, im Lateran und in Santa Maria Maggiore in einer symbolischen Funktion in Tätigkeit gesehen werden. Seine Behörde, die Pönitentiarie, hat mit Gewissensfragen zu tun und ist hochbedeutsam für die damit verbundenen Absolutionsangelegenheiten.

Die Leiter aller drei vorstehend genannten Ämter sind stets Kardinäle; ihre Mitarbeiter gehören der Prälatur an. Sie beraten alle Angelegenheiten wichtigerer Art mit dem Papste und handeln gemäß seiner Entscheidung.

Es gibt Rechtsstreitigkeiten, die bei den bischöflichen Gerichten anhängig zu machen sind und bei denen eine andere bischöfliche (erzbischöfliche) Behörde in der Berufung zu urteilen hat. Andere Rechtshändel können gleich vor ein kuriales Gericht gebracht werden, und endlich gibt es solche, die in der Heimat an erster Stelle entschieden und in der Berufung von einem kurialen Gericht angenommen werden.

Der Hauptgerichtshof des Päpstlichen Stuhles ist die Römische Rota, Sacra Rota Romana, die zu den ältesten Gerichten gehört, die es überhaupt gibt, von allen aber weitaus das berühmteste ist. Die in zahllosen dickleibigen Bänden gesammelten Urteile der Rota, deren Anfänge bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückreichen und deutlich zu verfolgen sind, bilden eine große Bücherei für sich und stellen eine rechtsgeschichtliche Quelle von hoher Bedeutung dar.

Bis zum 20. September 1870 war die Rota in vollem Betrieb,

Digitized by Google

fiel aber dann plötzlich ganz zusammen, weil ihr die Unterlage durch den Einbruch der Piemontesen in Rom entzogen war. Sie führte über dreißig Jahre ein Scheindasein und die Rotarichter hatten sozusagen gar nichts zu tun.

Pius X. hat im Zusammenhang mit seiner großartigen Reform der Kurie diesen hochberühmten Gerichtshof wieder zu neuem Leben erweckt und ihm ein Tätigkeitsfeld gewiesen, das so umfangreich ist, daß die elf Richter ständig mit Arbeiten überladen sind. Nach den Bestimmungen dieses Papstes ist die Römische Rota der höchste ordentliche Gerichtshof für die kirchliche Rechtspflege in allen Rechtsstreitigkeiten und Berufungssachen, die an der Römischen Kurie verhandelt werden. Entzogen sind ihrem Urteile nur alle dem Papste vorbehaltenen causae maiores, das heißt die wichtigen Angelegenheiten, für die ein eigenes Verfahren vorgesehen ist.

Die Richterbank ist für gewöhnlich mit drei Richtern, Uditoren genannt, besetzt. Eine Berufung gegen ein Rota-Urteil wird von einer anderen Richterbank desselben Gerichtshofes entschieden. Der amtsälteste Uditore, Dekan genannt, ist der geschäftsleitende Präsident des Gerichtshofes. An demselben wirken ein amtlicher Rechtsvertreter, promotor iustitiae, und ein amtlicher Verteidiger der Gültigkeit des Ehebandes, der Gelübde- und Weiheverbindlichkeiten, defensor vinculi. Notare und eine Reihe niederer Beamten ergänzen den Personenstand des Gerichtshofes.

Eine Auswahl der wichtigsten, immer in lateinischer Sprache abgefaßten Urteile, werden in den Acta Apostolicae Sedis allmonatlich veröffentlicht und sie legen Zeugnis dafür ab, daß die verjüngte Rota noch in der gleichen Weise rechtsbildend ist, wie es die alte zu ihrem unvergänglichen Ruhme gewesen ist.

Da die Rota mit zahlreichen Eheprozessen befaßt wird, will sagen mit der Untersuchung und Feststellung, *ob bei Eheschließung überhaupt eine gültige Ehe zustande gekommen ist*, — denn eine gültige Ehe kann weder die Rota noch ein anderer Gerichtshof noch der Papst auflösen oder für ungültig erklären — so kann man von unwissenden, leichtfertigen oder böswilligen Menschen nicht selten den Ausspruch hören: Reiche Leute können mit viel Geld immer eine Ehescheidung in Rom durchsetzen. Abgesehen von dem kanonistischen Unsinn erhebt sich dann die Frage: Wen wollen sie mit ihrem Gelde bestechen? Doch ersichtlich die Rota-Richter. Nun muß einer nur diese Männer kennen, um die ganze Blödigkeit einer solchen Anklage voll würdigen zu können. Oder meinen diese Menschen etwa, daß

Digitized by Google

man höher hinaufgehen müsse, etwa ins Heilige Kollegium oder gar an den Papst selbst, um ein falsches Urteil zu erkaufen? Die haben aber mit den Rota-Urteilen ganz und gar nichts zu tun, da jede Richterbank mit vollster Unabhängigkeit und unter haarscharfer rechtlicher, schriftlicher Begründung in diesen wie in allen anderen Prozessen ihr Urteil fällt. Mit diesem bösartigen Märchen sollte in Zukunft kein ehrlicher Mensch mehr hausieren gehen.

So eine Art Reichsgericht ist die Apostolische Signatur. Soweit die Art der gefällten Urteile überhaupt ein Anrufen der Signatur gestatten, entscheidet sie in letzter Linie. Auch wenn es sich um die Wiedereinsetzung der Sache in den früheren Stand vor dem Prozesse handelt, ist die Signatur zuständig. Sie besteht aus fünf Kardinälen und hat eine sehr bedeutsame Tätigkeit, die hohe juristische Anforderungen an die Richter stellt. Nicht nur die Urteile der Rota, sondern auch diejenigen anderer kirchlicher Gerichtshöfe kommen für die Signatur in Betracht.

Endlich sind noch, von einigen anderen Einrichtungen abgesehen, einige päpstliche Ausschüsse, Kommissionen, erwähnenswert, weil die ihnen aufgetragenen Arbeiten allgemeine Aufmerksamkeit beanspruchen.

Der Ausschuß für die Kodifikation des kanonischen Rechtes dürfte wohl eingehen, weil er seine Aufgabe unter Kardinal Gasparris Leitung glänzend erledigt hat. Immerhin wäre es denkbar, daß man den Ausschuß noch nicht gleich auflösen würde, da die Frage der Einführungsgesetze des neuen kirchlichen Gesetzbuches für die einzelnen Länder wohl noch ungelöst ist.

Seit dem berühmten Beschlusse der Kirchenversammlung von Trient über die Reinigung des lateinischen Textes der Bibel, der unter dem Namen der Vulgata allgemein bekannt ist, kam diese Frage nicht mehr zur Ruhe. Sixtus V. ging mit seiner eisernen Tatkraft an das Werk heran und vollendete es in kurzer Zeit. Seine Bibelausgabe von 1590 gehört zu den großen Seltenheiten, weil sie von einem seiner Nachfolger wieder aufgekauft und eingestampft wurde. In den letzten Jahren habe ich durch einen glücklichen Fund im vatikanischen Geheimarchiv die Geschichte dieser Bibelausgabe wieder zur Erörterung gestellt und eine ungemein reiche Literatur hat sich an meine Veröffentlichungen über diesen Gegenstand angeschlossen. Ganz unvermittelt stehen sich da zwei Ansichten gegenüber, und da eine sehr verehrungswürdige Persönlichkeit den Mittelpunkt der literarischen Fehde bildet, so werden sich die Verteidiger dieses Mannes wohl kaum je

Digitized by Google

zu den von mir und anderen beigebrachten durchschlagenden Beweisen bekennen.

Die für die Katholiken heute noch allgemein verbindliche Vulgataausgabe wurde 1592 von Papst Clemens VIII. herausgegeben. Da sie aber von Druckfehlern strotzte, wie das keineswegs vollständige amtliche Druckfehlerverzeichnis ausweist, und im übrigen wegen der unzulänglichen Unterlagen wissenschaftlich zu wünschen übrig ließ, so sehnte sich die katholische Theologie schon seit lange nach einer allen Ansprüchen genügenden Ausgabe des amtlichen lateinischen Bibeltextes. Diesen herzustellen ist Aufgabe des vorgenannten Ausschusses, der unter der Leitung des gelehrten Benediktinerkardinals Gasquet steht. Alle seine Mitarbeiter sind auch Benediktiner, so daß man schon um dessentwillen von ihnen das Höchste und Beste an sachgemäßer Kritik erwarten darf. Die nicht nur für den Katholizismus, sondern für die ganze Christenheit ungemein wichtige, aber auch unerhörte Schwierigkeiten bietende Arbeit ist auf so breiter und gesunder Grundlage aufgebaut, daß das Ergebnis ein nach jeder Richtung hin abschließendes sein wird. Es werden aber noch Jahre vergehen, bevor man daran denken darf, nach Abschluß der Vorarbeiten den endgültigen Text langsam aufzubauen. Für meine Leser bemerke ich, daß es sich darum handelt, alle die kleinen und größeren Abschreibefehler des Mittelalters und die Druckfehler der Neuzeit richtig zu stellen, alle die kleinen Erklärungen einzelner Worte, die früher auf dem Rande der Handschriften standen und dann bei weiterem Abschreiben aus Unkenntnis oder Versehen in den Text hineingezogen wurden, alle die kleinen Auslassungen, die die Nachlässigkeit das Abschreibers verschuldet hat, zu erkennen und aus anderen Handschriften zu ergänzen und was dergleichen Dinge mehr sind. Ganz selbstverständlich wird der dogmatische Inhalt und die sittliche Grundlage der Bibel von alledem nicht im mindesten berührt, so daß der Laie, wenn er in künftigen Jahren eine alte Ausgabe mit der verbesserten Ausgabe genau vergleichen würde, kann einen bemerkbaren Unterschied würde entdecken können. Es handelt sich bei diesem Werke lediglich darum, die gelehrten Ansprüche der Theologen voll und ganz zu befriedigen und nicht etwa eine neue Bibel herzustellen. Was man wirklich herstellen will, ist der genaue Wortlaut der alten lateinischen Übersetzung, nichts mehr und nicht minder. Es ist ungemein erfreulich, daß die gelehrten Arbeiten dieses Benediktinerausschusses von allen Theologen mit der größten Spannung und dem lebhaftesten Interesse verfolgt werden. Bisher waren alle Stimmen,

Digitized by Google

aus welchem Lager sie auch kamen, darin einig, daß hier die katholische Kirche wiederum ein Werk schaffe, wie es nützlicher und großartiger nicht gedacht werden könne.

Verschieden von diesen Arbeiten sind diejenigen des Ausschusses für die biblischen Studien. In der Hauptsache kommen für ihn Lehr- und Auslegungsfragen in Erwägung. Über das Gewicht der Entscheidungen dieses Ausschusses ist seinerzeit in den theologischen Zeitschriften geschrieben worden, so daß ich darauf verweisen kann. Der Präsident desselben ist Kardinal van Rossum. Seine überragende Persönlichkeit hat erfreulicherweise die früher wesentlich umfangreichere Tätigkeit des Sekretärs des Ausschusses mehr auf die rein geschäftliche Erledigung der Arbeiten beschränkt.

Was sonst noch an Behörden irgendeiner Art an der Kurie tätig ist, glaube ich übergehen zu dürfen. Sie beanspruchen kein solches Interesse, daß ich sie zur Abrundung unseres Bildes hier schildern müßte.

Aus dem, was ich mitgeteilt habe, kann ein jeder herausgelesen haben, wie die kuriale Verwaltung in ihren Grundlinien und Hauptzügen eingerichtet ist. Wer will, muß sehen, daß eine weise Verteilung der Kräfte die Grundlage der Verwaltung bildet, daß die Kongregationen mit ihrer Besetzung durch eine Reihe von Kardinälen eine Gewähr für gründlichste, wenn auch nicht immer schnelle Erledigung der Geschäfte bilden, daß die Gerichtshöfe den besten modernen Anforderungen genügen, daß die Arbeiten der Ausschüsse auf dem gesunden Boden moderner wissenschaftlicher Methode und vorsichtiger Kritik stehen, endlich daß der große Geist, der durch die kuriale Verwaltung weht, die Überlieferung vergangener Zeiten hochhält, ohne dabei zu vergessen, welche Ansprüche unsere Zeiten an ein so riesiges und bedeutungsvolles Getriebe zu stellen berechtigt sind. Das eine mit dem anderen harmonisch auszugleichen war das Ziel Pius' X., das Benedikt XV. machtvoll und entschieden weiterführt.

Es ist ein bekannter römischer Spruch, daß die römische Kurie mit Bleifüßen gehe. Das will besagen, daß sie langsam und bedächtig ausschreitet, weil das Blei sie am schnellen Gehen hindert. Die Kurie läuft deswegen auch nicht jedem angeblichen Fortschritt nach, um ihn sofort mitzumachen, sondern schaut genau, sehr genau zu, prüft eingehend, und wenn sich die Dinge als hieb- und stichfest erwiesen haben, *dann erst* macht sie sich daran, die neuen Errungenschaften sich zunutze zu machen. Es mag sein, daß sie dabei gelegentlich hinter andere zu stehen kommt. Das hat aber gegenüber der viel wichtigeren

Digitized by Google

Tatsache, daß sie bei voreiligem Zugreifen Schritte rückwärts machen müßte, ganz und gar nichts zu sagen. Das erste läßt sich ausgleichen, das zweite würde eine sachliche und moralische Niederlage bedeuten, an der die Kurie schwer zu tragen hätte und der sie sich nicht aussetzen will und darf.

Mag man sie darum rückständig nennen. Was tut's? Wer so viele Reiche hat kommen und gehen sehen, wer so viele „Fortschritte" siegreich überdauert hat, kann solch kurzsichtigen Vorwurf ruhig hinnehmen ohne sich dadurch von seiner Bahn abdrängen zu lassen. Mit der katholischen Kirche sind auch die stärksten Persönlichkeiten der Weltgeschichte nicht fertig geworden in dem Sinne, daß sie sie dauernd in Dienstbarkeit und Knechtschaft hätten halten können. Der Weg nach Canossa — im allerweitesten Sinne genommen — ist ein vielbegangener, auf dem sich schon Menschen begegnet sind, die sich das nie hätten träumen lassen. Warum soll die Kirche ihre Eigenart, ihre wohlbegründeten Gewohnheiten, ihre Disziplin und vieles andere aufgeben, nur weil das einer gerade aufgetauchten Mode, Ansicht, staatlichen Doktrin, philosophischen Konstruktion nicht entspricht?

Wenn man schon mit Recht von den Jesuiten sagt: Sint ut sunt, aut non sint, so gilt das in noch weit höherem Maße von der katholischen Kirche. Sie lebt ihr eignes Leben, weil das ihrer Eigenheit am besten entspricht. Und das soll man ihr lassen, wie sie auch nicht mutwillig die Behaglichkeit anderer stört.

Zerstörtes Rom.

Von Josef Hofmiller.

Es hat immer einen Reiz gehabt, sich auszumalen, wie Rom zu einer bestimmten Zeit seiner Geschichte ausgesehen habe, und dieser Reiz ist stärker geworden, je weniger das moderne Rom dem Besucher Antwort auf die Frage gibt, was es eigentlich gewesen sei, das Goethe, Frau von Staël, Chateaubriand, Stendhal so tief entzückt hat. Dem Heutigen wird, was schon Goethe „ein saures und trauriges Geschäfte" nannte, nämlich „das alte Rom aus dem neuen heraus zu suchen", so oft er nach verhältnismäßig kurzer Zeit Rom wiedersieht, eine jedesmal mühseligere Arbeit, die er nicht ohne Empörung vollführen kann.

Vor sechs Jahren erschien (jetzt im Verlag von Alfred Kröner) eine Sammelmappe mit erläuterndem Text wie Federico Hermanin, dem

Digitized by Google

Leiter der Galleria Nazionale: Die Stadt Rom im 15. und 16. Jahrhundert. Die 52 Tafeln sind außerordentlich anziehend. Leonardo da Besuccios panoramische Stadtansicht aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts drängt die charakteristischen Bauwerke auf engstem Raume zusammen, wie wir das von römischen Hintergründen von Werken der Gotik und noch der Frührenaissance gewohnt sind, wie es z. B. Benozzo Gozzoli in einem Bild aus dem Augustinuszyklus von San Gimignano so hübsch gemalt. Um sich zu vergegenwärtigen, wie ungeheuer die Bauarbeit der Renaissance gewesen ist, vergleiche man diese Stadtansicht, zusammen mit dem ältesten Stadtplan von etwa 1495, der in Gnolis Have Roma wiedergegeben ist, mit dem ebenfalls bei Gnoli reproduzierten Plane von Antonio Tempesta, der für das Ende des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts gültig bleibt, was sich aus dem damit fast identischen Plan ergibt, der Pflaumens Mercurius Italicus eingeheftet, und, wie das Barbarinische Bienenwappen zeigt, unter der Regierung Urbans VIII. (1623—1644) entstanden ist. Will man wissen, was die spätere Barockzeit gebaut hat, und in welchem Zustande Rom im großen und ganzen bis zur Terza Italia geblieben ist, so lege man den dritten bei Gnoli wiedergegebenen Plan von 1870 daneben, aus dem deutlich zu ersehen ist, wie fein und harmonisch damals die Stadt in die Campagna überging, während jeder beliebige Plan aus einem neuen Reiseführer zu erkennen gibt, daß durch die moderne Bauentwicklung gerade diese Reize der Peripherie zerstört worden sind. Nicht minder lehrreich ist ein Studium des Stadtplans von 1551 von Bufalini (bei Hermanin), weil daraus erhellt, wieviel antike Reste das baulustige 17. Jahrhundert beseitigt hat, so daß das Wort geprägt werden konnte: Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barbarini. Der Plan des Marius Kartarius, ebenfalls bei Hermanin, der 1576 entstand, ist besonders wichtig, weil er den Bauzustand unmittelbar vor dem kurzen, aber gewalttätigen Pontifikate Sixtus V. darstellt.

Das Jahr 1916 hat uns ein Werk des Geschichtsschreibers der großen Renaissance-Päpste, Ludwigs von Pastor, geschenkt, das neben der Mappe Hermanins für jeden Romfreund unentbehrlich ist, der etwas von der Baugeschichte der Stadt im glanzvollsten Jahrhundert ihrer Geschichte zu erfahren wünscht: Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance (Freiburg i. B., Herder). Es trifft sich hervorragend günstig, daß Pastor mit seinem Text und seinem Illustrationsmaterial ungefähr da fortfährt, wo Hermanin aufhört. Bei letzterem sehen wir noch den Kapitolsplatz vor der, wie man glauben sollte, endgültigen Gestaltung

Digitized by Google

durch Michelangelo, die nicht zu respektieren einem Ernesto Nathan, dem letzten Bürgermeister, vorbehalten war. Wir sehen das noch nicht archäologisch zerhöhlte und ausgekratzte Forum ohne die doppelte Baumreihe, die für viele Stiche des 18. Jahrhunderts bezeichnend ist. Die Kaiserfora waren besser erhalten. Wo jetzt riesige Zinskästen stehen, waren kleine Häuschen. Das Pantheon hatte über dem Giebel einen mittelalterlichen Glockenturmansatz. Besonders eindrucksvoll ist das Blatt mit den Diokletiansthermen; man bekommt eine Ahnung, wie verwahrlost die Gegend des heutigen Hauptbahnhofs dalag, ehe Michelangelo die Ruinen auszubauen begann. Der Palatin ist unendlich malerischer als heute, selbst wenn man von der Gasfabrik absieht, welche ihm die kunstverständige Stadtverwaltung vor die Nase hingesetzt hat. Die oft, u. a. von Lenbach gemalte Vedute des Titusbogens mit dem Durchblick aufs Kapitol war schon im 17. Jahrhundert Mode. Vor allem standen noch Reste des Septizoniums, von dem wir uns keine Vorstellung mehr machen können, und des Serapistempels auf dem Quirinal, der das letzte Denkmal des verzweifelten Kampfs war, mit dem sich in dem Jahrzehnt von 58 bis 48 v. Chr. das alte Römertum gegen den Import dieses alexandrinischen Kultes gewehrt hatte. Zwischen Piazza Colonna und Piazza di Pietra stand überhaupt nichts, so daß das Auge ungehindert von der Mark Aurelsäule zum Neptuntempel hinüberstreift. Die Engelsburg trug von 1480 noch ihren mittelalterlichen Zinnenkranz; ein Stich aus der Zeit Pauls III. zeigt sie als wuchtiges Renaissancekastell. Am fesselndsten sind die Blätter mit der alten Petersbasilika und dem Neubau der heutigen. Eine Zeichnung aus dem berühmten Skizzenbuche von Heemskerck zeigt die Statue Mark Aurels, die erst 1538 aufs Kapitol gebracht wird, noch vor der vollständig mittelalterlichen Lateransbasilika. (Es wäre überhaupt aus mehreren Gründen verdienstlich, Heemskerck wie den weniger bekannten Sadeler billig herauszugeben, wie endlich auch Pinellis Szenen aus dem römischen Volksleben, die ebenso köstlich wie unbekannt sind.)

Zu einem kleinen Teile decken sich Pastors Bilderbeigaben mit denen von Hermanin. Auch er bringt Blätter von Heemskerck, aber er hat verschiedene höchst anziehende ausgewählt, die Hermanin nicht wiedergibt, wie das Panorama 1536, die beiden Skizzen von Alt- und Neu-Sankt Peter, aus denen die gigantischen Maße des neuen Baues erst so recht ersichtlich sind. Nicht minder wertvoll sind die Photographien alter Kirchen, Paläste und Häuser. Der Text gibt eine überaus anziehende Beschreibung Roms im 16. Jahrhundert, geordnet nach den

Digitized by Google

14 damaligen Stadtteilen (Rioni). Es ist für jeden Freund der Ewigen Stadt ein besonderer Genuß, an der Hand eines so kundigen Führers durch das Rom Pauls IV. geführt zu werden, und mit freudiger Hoffnung, die doch zugleich etwas schmerzliches an sich hat, malt er sich aus, wie derselbe Führer ihn durch das Rom Sixtus V. und der Späteren geleiten wird. Denn mehr und mehr wird der Liebhaber Roms in der Vergangenheit leben müssen, weil das, was anklang und mitschwang, wenn man „Ewige Stadt" sagte, seit 1870 in immer rapiderem Tempo und mit einer Art Wut zerstört worden ist und weiter zerstört wird. Von einer Roma nobilis, wie der alte Hymnus singt, ist wenig mehr zu spüren. Unberührt geblieben ist nur das kirchliche Rom, soweit es päpstlicher Besitz ist. Denn selbst in der unmittelbarsten Nähe des Vatikans hat die Terza Roma an Geschlossenheit der Stimmung vernichtet was sie konnte. Man muß jetzt in einsamen Stunden auf den Aventin gehen, um noch einen Hauch der Melancholie der Jahrhunderte zu empfinden. Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, sei bemerkt, daß die Zerstörung des Vornehmen in Paris im selben Tempo vor sich ging und weitergeht, und daß das alte Wien der unaufdringlichen Privathäuser durch die Gründerperiode rettungslos verwüstet wurde. Wo der Emporkömmling hintritt, ist die Feinheit des Stadtbildes dem Tode verfallen. Kapitalismus und Amerikanismus zerstören in ein paar Jahrzehnten, was Jahrhunderte geschaffen haben, besonders wenn eine Stadtverwaltung dazu mithilft, von der Goethes Wort an den Herzog gilt: „In das neue lebendige Rom mag ich gar nicht hineinsehen, um mir die Imagination nicht zu verderben. Unmöglich kann es eine schlechtere Administration geben." Es sollte sich jemand die Mühe nehmen, die Dokumente über die Zerstörung Roms seit 1870 in einer Art von künstlerischem Weißbuch zu vereinigen: er brächte eine für das neue Italien vernichtende Anklageschrift zusammen. Von Deutschen seien nur Hermann Grimm, Gregorovius, Franz Xaver Kraus und, unmittelbar vor Kriegsausbruch, Werner Weisbach (Preuß. Jahrbücher Band 157 Heft 1) genannt, von denen besonders der zuletzt genannte die Unterlassungs- und Begehungssünden der allerjüngsten Zeit mit einer Fülle von Belegen zusammenfaßt, die etwas niederschmetterndes hat. Wem die deutschen Ankläger einseitig oder voreingenommen scheinen, der lese etwa das letzte Kapital von Gaspard Vallette's Reflets de Rome, dessen Abschwächungsversuche durch die Entwicklung seit dem Erscheinen seines Werks widerlegt worden sind. Bittere Klagen stehen auch in dem wiederholt erwähnten Führer Have Roma von Gnoli, die umso schwerer

Digitized by Google

wiegen, weil sie aus dem Munde eines ebenso kunstsinnigen wie patriotischen Römers kommen. Roms alter Zauber ist auf ewig dahin. Es gehört große Kenntnis der Vergangenheit und eine besonders glückliche Stunde dazu, ihn vorübergehend einigermaßen zu fühlen; der nächste Schritt zerstört ihn schon wieder. Das moderne Rom geht einem denkenden und empfindenden Beschauer unerträglich auf die Nerven, es ist ein stimmungsmordendes Neben- und sogar Durcheinander von antiken Ruinen, barocken Prachtbauten und modernen Straßenzügen und -durchbrüchen von beleidigender Stillosigkeit, zwischen denen wundervolle alte Winkel stehen, die dem Untergange geweiht sind. Wer in den letzten Jahren wiederholt den in Norwood Youngs Geschichte von Rom empfohlenen Spaziergang durch die Teile gemacht hat, die der Autor old-fashioned Rome nennt, weiß, wie rasch und unaufhaltsam die Abbröckelung des Schönen und dessen Ersetzung durch Häßliches, zum mindesten in seiner Anmaßung und Reizlosigkeit nur Störendes vor sich geht. Dafür entschädigt auch das Nationaldenkmal nicht, das in seiner megalomanen Pseudomonumentalität die passende Akropolis der Terza Italia ist, wie der Rastaquère D'Annunzio dessen würdiger Tyrtäus.

Die Stadt Rom im neuen Italien.

Brief an den Präsidenten der Akademie der schönen Künste zu St. Luca in Rom.

Von Ferdinand Gregorovius.

München, 17. März 1886.

Hochgeehrter Herr! Wenn Sie auf die Stimmen der ausländischen Presse achten, werden Sie wahrnehmen, daß man diesseits der Alpen das Fortschreiten des jetzigen Umbaues der Stadt Rom mit steigender Aufmerksamkeit verfolgt. Dies ist kein Wunder. Denn Rom wird, wie in alten Zeiten, so auch heute, als das erhabenste Denkmal der Geschichte von allen Gebildeten verehrt.

Keiner zivilisierten Nation kann es gleichgiltig sein, in welcher Gestalt dies Heiligtum der Menschheit heute der Mitwelt und Nachwelt überliefert wird. Am wenigsten wird man sich wundern dürfen, daß die Deutschen daran innerlich so sehr beteiligt sind — denn sie lieben Rom mit einer alten und legitimen Leidenschaft, welche hun-

Digitized by Google

dertjährige Beziehungen der Geschichte und der wissenschaftlichen Kultur zur Genüge erklären.

Ich glaube aber auch, daß den Römern und Italienern das Urteil nicht gleichgültig sein kann, das sich bei befreundeten Völkern über die heutige Umwandlung Roms bildet, zumal diese unter den Metamorphosen, welche die ewige Stadt seit Augustus erfahren hat, leicht eine der größesten sein wird, und das Gepräge derselben für lange Zeit bestimmen muß.

Dreizehn Jahrhunderte hindurch ist Rom dem Schutze des Papsttums anvertraut gewesen, welches seine Aufgabe mit großem Römersinn vollführt hat. Als nun die weltliche Herrschaft desselben erlosch, hat das übereinstimmende Europa die ewige Stadt naturgemäß in den Schutz des geeinigten Italien gestellt, und es ist schon anderswo gesagt worden, daß niemals ein Volk der Erde eine erlauchtere Hauptstadt, und mit dieser eine gleich schwere Verantwortlichkeit vor der ganzen zivilisierten Welt übernommen hat.

Fünfzehn Jahre sind nunmehr verflossen, seit die Italiener im Jahre 1871 die notwendig gewordene Erneuerung ihrer Hauptstadt begonnen haben. In diesem Zeitraum ist Vieles in Rom umgewandelt, viel Neues geschaffen, viel Zweckmäßiges eingerichtet worden. Allein die Neubauten finden im allgemeinen wenig Beifall. Wenn ich nun Tadlern sage, daß der Zeitraum von 15 Jahren nicht groß genug ist, um zu schaffen, was Roms würdig sei, daß man warten müsse, bis treffliche Künstler zu wahrhaft großen Werken berufen werden, wie sie Bramante, Michel Angelo und Bernini ausgeführt haben, so entgegnet man mir, daß die Athener nur 5 Jahre brauchten, um die Propyläen, und wenig mehr, um den Parthenon aufzurichten; daß Sixtus IV. und Sixtus V. in wenigen Jahren Rom mit edlen Monumentalbauten geziert und daß sich vor unseren Augen die Städte Wien und Berlin in kurzer Zeit prachtvoll erneuert haben. — Doch dies mag auf sich beruhen, denn es gibt andere schwerer wiegende Vorwürfe, die man diesseits der Alpen erhebt.

Es hat sich die Überzeugung gebildet, daß man in Rom *zu viel zerstört, um fieberhaft neu zu bauen*, und es sträubt sich die Vorstellung aller, die Rom lieben, dagegen, den geschichtlichen Charakter der Stadt, die zaubervolle Schönheit und die einsame Majestät so vieler Lokale für immer verschwinden zu sehen, an deren Stelle dann, um das Kolosseum her, auf dem Coelius und Aventin, auf den Wiesen Neros, um den Vatikan ein Gedränge gleichförmiger Straßen mit ihren geistlosen Zinshäusern entstehen soll.

Digitized by Google

Ich bin aufrichtig genug, Ihnen zu erklären, daß ich das Gewicht dieses Vorwurfes nicht entkräften kann. Denn diejenigen, welche behaupten, daß die Ausfüllung des innern Stadtgebietes bis an die Mauern Aurelians mit neuen Straßenvierteln durch die wachsende Bevölkerung der Hauptstadt Italiens geboten sei, werden durch das Dasein jener weiten Räume widerlegt, welche die weise ädilicische Verwaltung der Alten in der Stadt immer offen gelassen hat. Das cäsarische Rom umfaßte eine so große Volkszahl, daß die moderne Hauptstadt Italiens sie kaum in Jahrhunderten erreichen kann, und dennoch gab es in jenem ausgedehnte Strecken, wo schön vereinzelte Prachtmonumente, Tempel, Säulenhallen, Thermen und Theater dem landschaftlichen Reiz, den Villen und Gärten freien Raum ließen, wie das Marsfeld, der Pincius, die Carinen, der Esquilin und Viminal, der Vatikan und Trastevere beweisen.

Niemand begreift diesseits der Berge, welche zwingende Notwendigkeit es geboten hat, die herrlichsten festlichen Villen Roms in Bauplätze für das gemeine Bedürfnis des Werkeltages umzuwandeln. Die Villa Ludovisi wird jetzt schonungslos zerstört, sie aber war ein Park für Könige und Weise, so zauberhaft und weihevoll, daß im Schatten ihrer Lorbeerhaine und Zypressengänge auch Horaz und Virgil, Marc Aurel und Dante mit Andacht würden gewandelt haben, und so klassisch schön, daß sie würdig war, dem erhabenen Götterbilde der Juno zwei Jahrhunderte lang zur Zufluchtsstätte zu dienen. Ich glaube, daß dort jeder von der Axt des Bauunternehmers getroffene Baum einen Schmerzensschrei ausgestoßen hat, peinvoller als jener des verwundeten Baumes Pieros delle Vigne, welchen Dante klagen hörte:

Warum zerreiß'st Du mich?
Lebt denn in Deiner Seele kein Erbarmen?

Nichts hat, dessen seien Sie versichert, die öffentliche Empfindung in Deutschland so schwer verletzt, als die Vernichtung dieser weltberühmten Villa. Diejenigen, welche dieses Todesurteil über sie verhängt und dann vollzogen haben, hätten, ehe sie das taten, die hochherzigen Worte hören sollen, mit denen einst Belisar, der große Verteidiger Roms, den Gothenkönig Totila ermahnte, die ewige Stadt zu schonen. Er schrieb an ihn aus Portus:

„Die Tat der verständigen und des bürgerlichen Lebens wohl kundigen Männer ist es, Städte mit schönen Werken zu zieren, wenn sie solche nicht besitzen, das Tun der Unverständigen aber, ihnen die Zierden zu rauben und dieses Brandmal ihrer Natur der Nachwelt

Digitized by Google

ohne Scheu zu hinterlassen. Von allen Städten, so viele die Sonne bescheint, ist die Stadt Rom die größeste und merkwürdigste. Denn weder hat sie die Macht eines einzelnen Menschen erbaut, noch ist sie in kurzer Zeit zu solcher Majestät und Schönheit gediehen, sondern eine lange Reihe von Kaisern, viele Genossenschaften der trefflichsten Männer, unzählige Jahre und Reichtümer haben sowohl alles andere, als auch die Künstler von der ganzen Erde dort zu versammeln vermocht. Indem sie nun diese Stadt, wie Du sie vor Dir siehest, nach und nach erbauten, haben sie dieselbe als ein Monument der Tugenden der Welt den Nachkommen zurückgelassen, so daß ein Vergehen gegen so Großes mit Recht ein ungeheurer Frevel an den Menschen aller Zeiten sein würde. Denn die Vorfahren würde es des Denkmals ihrer Tugenden, des Anblicks ihrer Werke aber die Enkel berauben."

Belisar fürchtete ohne Grund für Rom, denn der Held Totila war kein Barbar. Erst Leonardo Aretino und andere Geschichtsschreiber in der Renaissance erfanden die Fabel, daß Goten und Vandalen Rom zerstört haben. Ihre Erdichtung hat jedoch die vorurteilslose Kritik auch der Italiener beseitigt, und die Römer selbst wissen heute sehr wohl, von welchen Zerstörern jahrhundertelang die Monumente Roms als offene Steinbrüche und Kalkgruben ausgebeutet worden sind.

Ich will Sie nicht damit aufhalten, Ihnen von den immer lauteren Klagen Zeugnis zu geben, welche das neue Schicksal der alten Ruinen Roms und der Verlust mancher Denkmäler des Mittelalters bei uns erweckt, denn darüber habe ich mich in einem anderen Briefe, und haben sich bereits andere Ausländer und auch Römer ausgesprochen. Und auch Sie und alle Ihre Genossen der Akademie der schönen Künste, meine Freunde und Mitbrüder, können von dem bezaubernden Gemälde des alten Rom, welches das Entzücken so vieler Menschengeschlechter gewesen war, und jetzt für immer vergeht, nicht ohne tiefen Schmerz Abschied nehmen.

Jeder Gebildete sieht mit Pein, daß die Ruinen Roms ihrem geschichtlichen Rahmen und ihrer reizvollen Verbindung mit der Natur für immer entrissen sind, und jeder trauert über den heutigen Anblick des Forums und des an dieses grenzenden Palatins. Jeder beklagt, was an Monumenten des Mittelalters hingeschwunden ist oder noch schwinden soll, wie der letzte der Türme der Orsini-Anguillara in Trastevere; was an Opfern die Tiberregulierung schon gefordert hat; wie kläglich die Tiberinsel heute aussieht, wo das schöne Kloster S. Bartolommeo sogar durch den häßlichen Anbau einer Morgue

Digitized by Google

entstellt wird. Jeder fürchtet jetzt für das Schicksal des erhabensten aller Denkmäler der Welt neben der Akropolis Athens, des Kapitols. Denn trotz des Gutachtens der Munizipalräte, trotz des Urteils der Akademie der schönen Künste, hat jenes Projekt den Sieg davongetragen, durch dessen Ausführung die Gestalt des Kapitols die modernste Umformung erhalten soll. Man beginnt das Kloster Aracoeli und den Turm Pauls III. einzureißen. So wird dieser mächtige, das Kapitol und die Stadt burgartig überragende Bau verschwinden, an welchem noch die Traditionen der Mirabilien Roms vom Palatium Octaviani haften, und auch das Los der dann isolierten Basilica Aracoeli, der Kirche des römischen Senats im Mittelalter, wird früher oder später entschieden sein. Ist auch diese gewaltsame Zerstörung von einer unabwendbaren Notwendigkeit geboten? Das fragt man diesseits der Alpen mit Verwunderung.

Der Zweck meiner Zeilen an Sie, geehrter Herr, ist erfüllt. Er war wesentlich dieser, Ihnen, als dem würdigen Vorstande der berühmten Körperschaft, welche die Überlieferungen der großen Meister und das Palladium der Kunstschönheit in Rom hütet, Kunde davon zu geben, wie sehr in meinem Vaterlande die öffentliche Meinung zu Zweifeln und Befürchtungen aufgeregt ist, daß die heutige Reformation der ewigen Stadt etwas anderes werden könne, als ihre erwünschte und von allen Kulturvölkern freudig begrüßte Renaissance.

Sie werden, was ich Ihnen mitgeteilt habe, berichtigen, wo es irrig ist, meine Kundgebung selbst aber gern entschuldigen, weil sie von solcher Ehrfurcht und Liebe zu Rom diktiert ist, als derjenige empfinden muß, welcher, wenn auch der geringste, doch ein Adoptivsohn der Alma Mater Roma geworden ist.

Der Vatikan als Kunstheim.

Von Josef Sauer in Freiburg i. B.

Wenn vom Vatikan die Rede ist, denkt der gläubige Katholik zunächst an die Residenz der Päpste, an das Herz des Katholizismus; der Historiker und Philologe erinnert sich in erster Linie der in Bibliothek und Archiv geborgenen Handschriften- und Urkundenschätze, der Archäologe und Kunsthistoriker der Werke bildender Kunst aus dem Altertum wie der christlichen Vergangenheit. Für jeden aber bedeutet das Wort den Inbegriff höchster Werte, für viele eine Stätte, mit der sich unauslöschliche Erinnerungen und gewaltigste Eindrücke

Digitized by Google

verbinden. Am überwältigendsten aber wird der Vatikan auf jeden Besucher zweifellos durch seine Kunst einwirken. Denn an Reichhaltigkeit wie Qualität der Kunstschätze übertrifft er jede andere ähnliche Sammelstelle der Welt. Die Antike und die glänzendste Zeit nachantiken Kunstschaffens reichen sich hier mit ihren allergrößten Leistungen die Hand. Dazwischen liegen in grandios ehrwürdigen Trümmern Reste mittelalterlicher Kultur.

Diese Bedeutung erringt sich der Vatikan allerdings erst seit dem endenden Mittelalter, nachdem er am Schlusse des Avignonschen Schismas die eigentliche Residenz des Papsttums wird. Von den geradezu ausschweifenden Plänen eines Nikolaus V., die eine vollständige Papststadt aus der Erde zaubern wollten, ist unter seinen Nachfolgern, Paul II., Sixtus IV., Innocenz VIII., Julius II., Paul III., Sixtus V. und Clemens VIII., durch Bramante, Fontana, Bernini und andere Meister nur ein kleiner Teil Wirklichkeit geworden, immerhin erstaunlich genug auch in dieser Einschränkung durch die Riesenhaftigkeit der Verhältnisse. Der neue Papstpalast, der über und aus den mittelalterlichen Teilen allmählich hervorwächst, ist somit wesentlich eine Schöpfung der Renaissance und im Geiste und mit den Mitteln dieser Zeitrichtung auch vorwiegend im Innern ausgestattet. Daß das Mittelalter darin nur mit zufällig und äußerlich übernommenen Resten vertreten ist, das liegt doch wohl nicht ausschließlich nur an der Zeit des Ausbaues und der Innenausstattung des Vatikans; daran ist doch wohl auch die hundertjährige Dauer des Schismas Schuld, die den Faden des Mittelalters gründlich abschnitt und mit der Tradition auch Verständnis und Sympathie für mittelalterliche Kultur auslöschte. Aber durch seine äußere, formale Erscheinung, wie durch die künstlerischen Schätze, die er in sich aufnimmt, ist der Vatikan der unmittelbare Erbe des Ansehens und der Bedeutung, die seinen Vorgängern zukamen, dem Lateran, dem Papstpalast des Palatin und der Avignonschen Trutzburg. Jeder dieser päpstlichen Residenzen ist eine Pflanzschule und Sammelstätte der besten künstlerischen Kräfte ihrer Zeit gewesen. Im Vatikan aber erlebt die Renaissance ihren jähen Aufschwung wie das Schicksal ihres unaufhaltsamen Niederganges. Nur hier lernen wir, auf dem Gebiete der Malerei wenigstens, ihre schönsten und erhabensten Offenbarungen kennen, neben denen alles andere wie zusammenhanglose Fragmente nur erscheint. Die führenden Meister Italiens hatten fast ausnahmslos Gelegenheit, in den weitläufigen Räumen ihre künstlerischen Ideale während des 15. und 16. Jahrhunderts zur Darstellung zu bringen. Insofern enthält der Vatikan einen vollständigen Abriß der ita-

Digitized by Google

lienischen Renaissance, in dem oft genug das Vollkommenere und Fortgeschrittenere die älteren Versuche revidiert oder ganz ausgetilgt hat.

Wenn man die Kunst im Vatikan einer Betrachtung und Würdigung unterziehen will, so hat man zunächst zu unterscheiden zwischen den Werken, die nur zufällig darin Aufnahme gefunden haben, wie in einem Museum, und den für praktische oder ästhetische Zwecke darin, für den Ort und in Anpassung an Raum und Umgebung geschaffenen Gebilden. Die letztere Gruppe, die eigentliche Vatikankunst, gehört fast ausschließlich der Malerei an. Der festungsmäßige Charakter der ausgedehnten Baumasse schloß reichere architektonische Gliederungen der Schauseiten von vornherein aus, und erst spät sind einzelne Bauteile, wie Berninis perspektivisches Meisterstück, die Scala Regia, oder die allerdings auch nur durch ihre Dekoration wirkende Sala Regia Sangallos (1540) in anspruchsvolleren Formen gehalten. Selbst der erste Bau, mit dem die Renaissance endgültig Besitz vom Vatikan genommen, Giovanninno di Dolcis Sixtinische Kapelle (1473—81) präsentiert sich nach außen im ausgesprochenen Charakter einer schmucklos finsteren Wehrburg. Nur im Innern der großen Höfe entfaltet die Architektur zwar nicht einen Reichtum an Formen, dafür aber ihren reinen Wohlklang der Verhältnisse und die gefällige Anmut ihres leichten Arkadenrhythmus. Noch spärlicher als die Architektur ist die Plastik in dem riesenhaften Vatikanlabyrinth zu Worte gekommen. Nur an den Schranken und an der Sängertribüne der Sixtinischen Kapelle haben Giovanni Dalmata und Mino da Fiesole den Frühlingszauber eines köstlichen Ornamentes ausbreiten können. Sonst aber hatte dieser Kunstzweig hier, wo es galt Wohn- und Repräsentationsräume zu schmücken, keine Aufgaben zu erfüllen; ihm war ja zufolge alten Herkommens die Erstellung von Grabmonumenten und Altaraufbauten vorwiegend zugewiesen, und in welchem Maße er in nächster Umgebung des Vatikans hierfür in Anspruch genommen wurde in den Glanztagen der Renaissance, das künden noch heute Michelangelos ergreifende Pietà in St. Peter und des gleichen Meisters grandioser Torso des Juliusgrabes, Pollajuolos Grabmal Sixtus IV. und Innocenz VIII. und die mit der Constantinsbasilika zerschlagenen Werke Minos da Fiesole, Dalmatus (Grabmal Pauls II., Konfessionsschranken u. a.), von den Barockdenkmälern gar nicht zu reden.

Die bevorzugte Kunst im Vatikan war und blieb jedenfalls die Malerei, blieb es noch bis in unsere Zeit. Fast unter jedem Pontifikat waren ihr wichtige Aufträge zugefallen, seitdem diese Papst-

Digitized by Google

residenz nach wiederhergestellter kirchlicher Einheit im 15. Jahrhundert bezogen und wieder wohnlich hergerichtet war. Ihre ruhmreiche Geschichte beginnt unter Nikolaus V., mit der Tätigkeit eines Buonfiglio, eines Piero della Francesca, eines Andrea del Castagno, die aber restlos wieder untergangen ist. Erhalten hat sich dagegen teilweise aus jenen Frühlingstagen der vatikanischen Kunstgeschichte der wundersame Zyklus der Stefanus- und Laurentius-Legende, den der schon dem Grabe nahe Dominikanerfrate Angelico da Fiesole für das Arbeitszimmer des Papstes (Nikolaus- und Lorenzkapelle) neben dem Konstantinsaal (etwa 1449) geschaffen hat: Darstellungen von höchstem Ausdruck und sprechender Prägnanz in Komposition wie im Gestus, zauberhaft abgeklärt in ihrem Stimmungsgehalt. Ein zweites ähnliches Werk des frommen Mönchskünstlers, in der eigentlichen Papst- oder Sakramentskapelle, scheint dagegen Pauls III. Neubau der Sala Regia zum Opfer gefallen zu sein. Dafür ist uns der gesamte Schatz an Malereien in der späteren Palastkapelle, die ihren Namen nach Sixtus IV. führt, erhalten geblieben. Und hier haben Früh- und Hochrenaissance ihre klassischen Proben abgelegt, und von der Hochrenaissance ist auch schon gleich der Weg nach dem Barock gewiesen.

Die Wände der Sixtinischen Kapelle wurden 1481—83 von Botticelli, Ghirlandajo, Bartolommeo della Gatta, Perugino, Pinturicchio, Cosimo Rosselli und Signorelli mit einem großen Freskenzyklus überdeckt, der bis auf die Teile der Altar- und der Eingangswand noch erhalten ist. Er enthält in einer oberen Reihe den Papstkatalog der vorkonstantinischen Zeit von Christus bis auf Marcellus I., Darstellungen von seelenloser Liebenswürdigkeit und konventionellster Behandlung, im unteren wichtigeren Teile aber je sechs typologische Szenen aus dem Leben des Moses und des Herrn. Die Schilderung entwickelt sich mit breiter, behaglicher Einläßlichkeit, unter weitgehendem Aufgebot von Porträtfiguren aus der florentiner und römischen Gesellschaft, deren dicht gereihte Scharen mehrfach das Hauptinteresse beanspruchen. Die Darstellungen der Hauptmeister sind jedenfalls so, daß sie in Bezug auf Komposition, auf Gesamtstimmung und schöne Einzelheiten Höhepunkte in ihrem Lebenswerke markieren und das letzte Wort quattrozentistischer Historienmalerei bedeuten. Das gilt vorab von Peruginos Taufe Christi und Schlüsselübergabe, von Botticellis Moses in der Wüste, aber auch von Ghirlandajos Jüngerberufung, von Signorellis Abschied des Moses und von Pinturicchios Auszug des Moses.

Daß dem ganzen Zyklus eine mehr als nur ornamentale Bedeu-

Digitized by Google

tung zukommt, erhellt schon ohne weiteres aus der Wahl der Motive; daß das Interesse aber nicht ausschließlich in rein Geschichtlichem des Stoffes sich erschöpfen will, zeigt die an scharf betonten Kontrasten überaus reiche Gegenüberstellung paralleler Vorgänge aus dem Leben zweier führender Persönlichkeiten des alten wie neuen Bundes, in denen das Oberhaupt der Christenheit nach theologischer Auffassung seine Vorbilder zu sehen gewohnt ist. Vielmehr sind die geschichtlichen Motive so gewählt und in ihrer künstlerischen Durchführung, in der Pointierung der Einzelheiten so formuliert, daß sie programmatisch in Moses und Christus bezw. Petrus die oberste Autorität der Heilsordnung in ihrer feierlichen Begründung und Bestätigung, die von Gott bestellten Führer und Häupter einer religiösen Gemeinde, Vorbilder des Papstes, des Hauptes des neuen Bundes, dem Beschauer vor Augen stellen wollen. Dieses Hauptthema wird im Einzelnen noch eingehender differenziert in den einzelnen Bilderpaaren, indem der nähere Inhalt der kirchlichen Grundverfassung, das Wesen der dreifachen Autorität, die dem Statthalter Christi auf Erden gemeinhin zugeeignet wird, prägnanter herausgearbeitet wird: der Begriff der Lehrgewalt (Berufung der Jünger, Bergpredigt), der in Spendung der Gnaden- und Heilsmittel sich betätigenden Priestergewalt (Taufe, Sündenreinigung, Abendmahl) und der Regierungs- und Disziplinargewalt (Schlüsselübergabe, Bestrafung der Rotte Korah).

Noch höheren Ruhm sollte die Sixtinische Kapelle 25 Jahre nach ihrer Vollendung erhalten, als der Neffe ihres Erbauers, Julius II., den großen Florentiner Michelangelo mit der Ausmalung der Decke betraute. In vier Jahren hat der Meister die Aufgabe bewältigt (1508—12); aus tiefster persönlicher Vergrämung, Verbitterung, aus der trostlosen Stimmung völliger Vereinsamung ist das Drama aus den Jugendtagen der Menschheit entstanden. Und den schweren Odem dieser trüben Zeit hat der Künstler auch seinen Gebilden eingehaucht. Das Frührot einer neuen besseren Zeit, das programmäßig aus dem ganzen Zyklus hervorleuchten sollte, wird mit eigenwilligster Geflissentlichkeit immer wieder hinter den Wolken nachtdunkler Empfindungen versteckt, und selbst auf dem Antlitz jener hehren Propheten und Sibyllen, der berufenen Optimisten des Lebens, denen es zuerst leuchten sollte, will es nicht widerstrahlen. Subjektiv durch und durch, offenbaren die Deckenmalereien den stärksten künstlerischen Gegensatz gegenüber den Wandbildern der Frührenaissance. An Stelle der behaglichen figurenreichen Breite der Darstellung, der vielfach naiven Ausdruckslosigkeit jetzt eine wortkarge

Digitized by Google

Prägnanz und eine plastische Geschlossenheit der Komposition, die nur in den frühesten Darstellungen (Sündflut und Opferszene) noch nicht ganz erreicht ist, eine fast leidenschaftliche Steigerung des seelischen Ausdruckes und eine Steigerung des menschlichen Ideals ins Heroenhafte, ins Übermenschentum. Dieser psychologischen Gradation entspricht auch die Entwicklung des Inhaltes, wie wir sie in den beiden Achsenrichtungen der Decke verfolgen können. Steigen wir in der Querachse von den Fensterlünetten und Gewölbezwickeln aufwärts, so wandern wir an jenen in hoffnungslosem Warten dahinträumenden, kauernden Dämmergestalten vorbei zu den Lichtgestalten der Propheten bis ins Mittelfeld, wo wir wie durch einen Ausschnitt des Firmamentes das unmittelbare Eingreifen des Ewigen in die Geschicke der Menschheit gewahren. Und die Längsachse zeigt uns den unaufhaltsamen Niedergang des Menschengeschlechtes: die erhabenen Uranfänge des Alls, die durch das Schöpferwort grundgelegt werden, die Erschaffung von Himmel, Wasser und Erde und schließlich des Menschen, bei dessen Gestaltung der bisher leidenschaftlich erregte und bewegte Herr die Erde betritt; schließlich den Sündenfall und dessen verhängnisvolle Folge, die in der Sündflut zunächst geahndet wird, aber noch peinlicher in der Verspottung Noes durch Cham wieder hervortritt. Das letztgenannte Motiv bricht wie mit einem jähen häßlichen Mißklang den geschichtlichen Zyklus ab. Man hat für solche Dissonanz gewöhnlich die Launenhaftigkeit des Künstlers verantwortlich gemacht, sowie es Kunstkritiker genug gibt, die dem Zyklus jede andere als nur künstlerische, vor allem jede weitergehende inhaltliche Bedeutung absprechen und die Wahl des Stoffes durch das finstere, dem Kirchentum abholde Temperament Michelangelos bedingt sein lassen. Vor solchen Auffassungen hätte schon die einfache Wahrnehmung bewahren können, daß der Stoff inhaltlich und logisch folgerichtig entwickelt ist, daß die Hauptdarstellungen eingerahmt sind von einer dreifachen Reihe von Darstellungen von ganz bestimmtem inhaltlichen Wert; daß somit für diese straffe Anordnung jede andere Charakterisierung zutreffend sein mag, nur nicht die einer subjektiven Willkür. In diesen Rahmenreihen aber wird der Faden, der scheinbar so brutal im Schlußbild des Mittelfeldes abgerissen und zu Boden getreten wird, wieder aufgenommen, um durch die Jahrhunderte weitergeleitet zu werden; der vollständigen Hoffnungslosigkeit ob der Zukunft der Menschheit, die als Eindruck von dem Noebilde bleibt, wird in den vier Erlösungsbildern der vier Ecken (Eherne Schlange, David und Goliath, Esther und Haman, Judith und Holofernes) eindringlich der Gedanke an das künftige Heil trotz allem entgegen-

Digitized by Google

gehalten, die auf geschichtlichen Beispielen aufgebaute Verheißung entgegengestellt, daß ein Geschlecht, das aus der Hand Gottes hervorging und durch ihn vor völliger Vernichtung bewahrt wurde, nicht dauernd zugrunde gehen kann. Und diesen glimmenden Funken durch das Nachtdunkel der Jahrhunderte hindurch zu tragen, den Hoffnungsgedanken in der Menschheit wachzuhalten, sind die Propheten und Sibyllen berufen, rein physisch aber, oder physiologisch seine Verwirklichung zu ermöglichen, den künftigen Messias herbeiführen zu helfen, das ist Aufgabe der „Vorfahren" Christi, welche die Descendenz von David sichern müssen. Die logische Konsequenz und die einheitliche Geschlossenheit des Deckenzyklus nötigt dazu, ihn in ein inneres Verhältnis zu dem älteren Zyklus der Wände einzuordnen. Er bildet geradezu das Präludium zu letzterem, ein in der Auffassungsweise mittelalterlicher und auch noch in der Theologie des 15. und 16. Jahrhunderts gültigen, weil durch die Liturgie immer von neuem eingeprägten Tradition notwendiges Glied heilsgeschichtlicher Entwicklung, das tempus naturae, an das sich die Zeit des mosaischen Gesetzes und schließlich die durch Christus begründete Gnadenzeit anschloß. Was Jahrhunderte hindurch zahllose Male im Wandbild wie in den gedankenreichen Portalzyklen der gothischen Dome vorgeführt worden war, der beziehungsreiche Heilsapparat, das hat hier in der Papstkapelle noch einmal eine letzte und vollendetste Behandlung erfahren; die Gedankenwelt des Mittelalters hat sich hier mit einer kongenialen Formensprache zusammengefunden, wie nie zuvor. Wie sehr man aber an die alten Vorbilder an Portalen erinnert werden kann, das zeigen die zwei Reihen Propheten und Vorfahren Christi, die sich um den historischen Zyklus herumlegen. Bei allem Anschluß an festgegebene Begriffe und Traditionsformeln hat Michelangelo indes seine künstlerische Selbständigkeit nicht verleugnet. Seine Propheten und Sibyllen und Vorfahren sind ganz nur Spiegelbilder seines eigenen Ichs, seines erregten und düsteren Innern; losgelöst von allen geschichtlichen Beziehungen tragen sie den geschichtlichen Namen und die traditionelle Rolle innerhalb des großen Zusammenhanges nur zufolge einer äußerlich beigegebenen Etikettenaufschrift.

Dem ganzen Gedankenprogramm, wie es 1512 in der Sixtinischen Kapelle zu sehen war, fehlte noch der unerläßliche formale Abschluß. Es war ein Gang durch die Jahrtausende der Menschheitsgeschichte ohne Ziel, ein kunstvoller Dom ohne die Krönung durch den alles zusammenhaltenden Schlußstein. Auch diesen fehlenden Schlußpunkt noch hinter der weitläufigen Bilderreihe anzubringen, ist Michelangelo ein zweites Mal in die Sixtinische Kapelle unter Clemens VII., bezw.

Digitized by Google

Paul III., gerufen worden. In den Jahren 1535—41 hat er an der Altarwand das Riesenfresko des jüngsten Gerichtes geschaffen, ein an dieser Stelle fremdartiges und unverständliches Motiv, wenn man es vollständig für sich betrachten wollte; natürlich und durchaus verständlich, wenn man ihm seinen organischen Zusammenhang im Ganzen beläßt. Das Werk ist die reifste Probe des künstlerischen Wollens und Könnens Michelangelos auf dem Gebiete der Malerei, so überwältigend groß, daß es durch die Traditionslosigkeit der Gestaltung immer wieder verwirrt und engere Geister zu ungerechtem Urteil reizt. Man vermißt jede versöhnliche Note, jede Andeutung der Paradiesseligkeit; dabei vergißt man, daß die Kirche in jedem Requiem und bei jeder Totenfeier amtlich den wunderbar ernsten Gesang Dies irae singen läßt, cum vix justus sit securus. Quantus tremor est futurus, Quem patronum rogaturus .... Rex tremendae majestatis, Juste judex ultionis .... Lacrimosa dies illa. Wie man nachprüfen kann, dröhnt auch aus dieser liturgischen Sequenz nichts anderes als Schrecken und Entsetzen, ungemildert und niederschmetternd einem entgegen. Und eine Dies-Irae-Atmosphäre, durchsetzt mit Dante'schen Erinnerungen, breitet sich in der Weltgeschichtsdarstellung Michelangelos aus. Unergründlich ist sie im Stimmungsgehalt der untersten und obersten Partie, einzigartig in der Schilderung der katastrophalen Erregtheit und Bewegung, die vom Richter ausgeht und die Menschheit in ihren Strudel unaufhaltsam fortreißt, die einen hinab in die Schlünde des Verderbens, die anderen über die steilen Wolkenberge zum Licht empor. Ein einziger Schrei durchgellt diesen unübersehbaren Weltenraum, der Sturm der Vernichtung alles Bösen, Niedrigen und Gemeinen, der in allen Abstufungen hoffnungslose Verzweiflung oder angstvolle Schrecken auslöst, breitet seine Wellen bis hinauf in die Regionen ewiger Ruhe und hinab in die Grüfte der Toten aus.

Unmittelbar im Anschluß an diese Schlußdarstellung in der Sixtinischen Kapelle hatte der 75jährige Meister noch in einem anderen Kapellenraum des Vatikan, in der nach Paul III. benannten Capella Paolina, zwei große Fresken zu malen, eine Darstellung der Kreuzigung Petri und eine der Bekehrung Pauli. Den markanten Ausdruck starker Bewegtheit, die kaum zu überbietende Kraft der Darstellung und die Schönheit einzelner Teile wird man auch in diesem schon stark barocken Werken finden können, aber der Zusammenschluß der Komposition zu formlosen Massen, der völlige Verzicht auf alle christliche Differenzierung der Vorgänge lassen es zu keinem ungetrübten Genuß kommen und verraten nur zu deutlich weniger

Digitized by Google

die Altersmüdigkeit als das Unbehagen, das der Meister dem Auftrag gegenüber empfand.

Außer diesen Sakralräumen sind auch die Wohngemächer und die Prunksäle des Vatikan durch die Renaissancemeister künstlerisch ausgestattet worden. Vieles von diesen Schöpfungen hat die Zeit wieder verschlungen. Von den Malereien, mit denen Melozzo da Forli die Bibliothek unter Sixtus IV. auszuschmücken hatte, ist bloß jenes vollkommene Repräsentationsbild der Ernennung Platinas zum Bibliothekar auf uns gekommen, gleich ausgezeichnet durch scharfe Charakterisierung, wie durch Vorzüge der Perspektive und des Kolorits. Auch von dem, was Pinturicchio und Mantegna unter Innocenz VIII. schufen, hat sich so gut wie gar nichts erhalten. Ein besseres Geschick waltete dagegen über den Malereien, mit denen Pinturicchio 1493—94 die Wohngemächer Alexanders VI. im Neubau Nikolaus V. auszuschmücken hatte (Appartamenti Borgia), weitgehend unterstützt von Schülern, aber doch selbst entscheidend maßgebend für die Anlage und Ausführung des Ganzen. Wir haben hier die Ornamentmalerei der Frührenaissance auf ihrem Höhepunkt. Die szenischen und figuralen Darstellungen aus dem Leben des Herrn (Auferstehung mit der Porträtfigur Alexanders), der hl. Katharina (am vollkommensten die Disputation), des hl. Sebastian, der Susanna; der Visitatio; der sieben freien Künste; Propheten und Sibyllen, Isis und Osiris, sind in ihrem bunten Durcheinander charakteristisch für die humanistische Atmosphäre Roms und des päpstlichen Hofes; noch nistete halb versteckt in dem köstlichen Gitter- und Fantasiewerk reinen Ornamentes die immer stärker vortretende Groteske. Das Ganze aber ist in die schwere Pracht tiefer satter Farben oder leuchtenden Goldes getaucht.

Etwa ein Jahrzehnt später, unter Julius II., finden wir eine größere Anzahl Meister mit der Ausschmückung mehrerer Säle und einem anderen Teile des Vatikan beschäftigt, der sogen. Stanzen. Bevor Raffael hier seinen Pinsel ansetzte, waren diese Räume schon teilweise ausgemalt von Künstlern wie Perugino, Sodoma, die darüber gelegenen Gemächer von Signorelli, Bramantino, Pinturicchio, Suardi, Lorenzo Lotto und einem Niederländer Jan Ruysch. Eben erst gemalt, sind diese Leistungen wieder überstrichen und die angesehenen und viel beschäftigten Meister von Florenz und Umbrien durch einen jüngeren glücklicheren und fortschrittlicheren Kollegen ersetzt worden. Nur geringe Reste von der Malerei Sodomas und Peruginos hat sich an der Decke der zuerst von Raffael in Angriff genommenen Stanzen noch gerettet.

Digitized by Google

Was der letztere dafür gab, von 1508 an, zuerst (Camera della Segnatura) ganz eigenhändig, dann unter Beihilfe von Schülern und schließlich nur noch durch Entwürfe und Anregungen, das ist den wenigen ganz großen Schöpfungen dieser schaffensstarken Zeit beizuzählen; gibt jedenfalls einen viel tieferen und klareren Einblick in die geistigen Ziele und Ideale dieser Zeit und ihrer Führer als so manches vielgenannte literarische Produkt und muß als größte Leistung des Meisters gewertet werden. Die Ausmalung der ersten Stanze, der sogen. Camera della Segnatura, nahm den eben nach Rom gekommenen Künstler von 1508—11 in Anspruch, die der Heliodorstanze von 1511—14; in der dritten Stanze (1514—17) bediente er sich in weitgehendem Maße der Beihilfe von Schülern, denen schließlich der große Zyklus im Konstantinssaal allein zugeschrieben werden muß (1523—25). In der ersten Stanze sind bekanntlich die vier Fakultäten dargestellt (Theologie, Philosophie, Poesie und Rechtswissenschaft), an der Decke durch Personifikationen und symbolische Vorgänge, an den Wänden durch die weltberühmten Programmbilder der Disputa, der Schule von Athen, des Parnasses und der Erteilung des bürgerlichen und kirchlichen Rechtes. Die Grundgedanken jedes dieser Geistesgebiete werden durch Hauptvertreter vergegenwärtigt und ihr Wesen, Ziel und organischer Zusammenhang durch die Anordnung der Komposition und die dargestellte Örtlichkeit erläutert: in der Theologie die Heilswirksamkeit der drei göttlichen Personen in sehr feiner Differenzierung, im Bilde der verherrlichten und der noch um das geistige Lebenselement der Eucharistie gruppierten, ringenden Kirche geschildert; in der Schule von Athen die einzelnen philosophischen Schulrichtungen in wohlberechneter Abstufung um die zwei führenden Geister Plato und Aristoteles unter den Wölbungen eines antikisierenden Renaissancebaues vorgeführt, ebenso in der Poesie die Hauptvertreter auf den Hängen des Parnasses um Apollo und die Musenjungfrauen gelagert. Am anspruchslosesten sind die zwei die Rechtswissenschaft illustrierenden Bilder. In den drei großen Darstellungen dagegen ist der spröde, zum inhaltslosen Schematisieren nur zu sehr einladende Stoff in die natürlichste, lebendigste und charakteristischste Formel gebracht, die in keiner Weise mehr die abstrakte, trockene Gedankenarbeit der Zusammenstellung, noch weniger das Doktrinäre des Stoffes ahnen läßt. In strahlender Schönheit steht ein vierfaches Wissensgebäude, an dessen Aufbau Jahrhunderte und Jahrtausende gearbeitet, vor dem Beschauer. Es hieße aber, den tiefsten Sinn dieser ganzen Malerei vergewaltigen und verringern, wollte man, wie es schon oft geschehen ist, die vier dargestellten

Digitized by Google

Wissensgebiete nur als abstrakte Wissenschaften oder Geistesbetätigungen verstehen, nur als „Aufschriften über vier verschiedenen Bibliotheksschränken", und nicht viel mehr als vier wichtige Lebenselemente des Menschen, als Wege zu einem einzigen und letzten Ziel; wie es genau ebenso einseitig wäre, den inneren organischen Zusammenhang der vier Teile ganz zu übersehen und Sinn und Bedeutung nur einer einzigen Darstellung, etwa der Disputa für sich allein bestimmen zu wollen. Der Sternenhimmel, der über dieser ganzen Erscheinungswelt blaut, und was sich für den Menschen durch ihn versinnbildet, die Gottheit und die Vereinigung mit der Gottheit, ist dieses eine und letzte Ziel, dem der Mensch auf dem vierfachen Weg, durch Gnade und Glauben, durch Wahrheit (Philosophie), auf dem Wege des Schönen (Poesie) und des Rechtes zustrebt. Ist die Theologie und was sich in ihr verkörpert, von Natur aus diesem Ziel am nächsten, kommt ihr somit auch in der Rangordnung eine erste Stelle zu, so ist doch den anderen Geistesgebieten volle Selbständigkeit und Gleichberechtigung gewahrt, im Gegensatze zu der Auffassungsweise älterer Zeit, und das ist bedeutsam genug für die Zeit des Humanismus und der erwachenden Profanwissenschaften.

In der zweiten Stanze hat der Künstler vier biblische oder geschichtliche Ereignisse zur Darstellung gebracht: die Vertreibung des Tempelräubers Heliodor auf das Gebet des Hohenpriesters hin; die wunderbare Befreiung Petri aus dem Kerker; den Rückzug der Hunnen von Rom auf die Fürbitte Leos des Großen und das Wunder der Messe von Bolsena (mit der wundervollen Porträtfigur Julius II.), durch das die Zweifel an der Wirklichkeit der Transsubstantiation behoben wurden. Auch in diesen vier Szenen läßt sich ein gemeinsamer Grundgedanke feststellen, das wunderbare Eingreifen Gottes in allen Gefahren und Krisen, die dem Heiligtume und seinem von Gott bestellten Hüter drohen. Hatte der Segnatura-Zyklus die sittliche Ewigkeitsaufgabe des Menschen veranschaulicht und ihre normale Lösung in der universellen Mission der Kirche Gottes versinnbildet, so schildert die zweite Stanze die Unvergänglichkeit dieser Heilsanstalt, ihre alle Stürme und Gefahren dank göttlichem Schutze sieghaft überstehende Lebenskraft. Gegenüber der mehr malerischen und lyrischen Darstellungsweise in der ersten Stanze, wird die Komposition in der zweiten durchweg monumentaler, die Gestalten plastischer und in Haltung und Bewegung ausdrucksvoller, der ganze Vortrag dramatischer und erregter. Das Pathos visionärer Erregtheit und Bewegtheit, das für den späteren Stil des Künstlers so charakteristisch ist, bricht hier schon unverkennbar durch. Die Entstehung des

Digitized by Google

Zyklus der dritten Stanze fällt bereits in die Regierungszeit Leos X., und es mag direkt auf die Neigung oder den Willen dieses Medicipapstes zurückzuführen sein, daß in ihm durchweg Szenen aus dem Leben von Namensvorgängern Leos X. zur Darstellung kamen, die Stillung des Borgobrandes durch das Gebet Leos IV. (durch einzelne Schönheiten bemerkenswerte Darstellung), der Reinigungseid des gleichen Papstes, die Krönung Karls des Großen ebenfalls durch Leo IV. und der dem Gebet Leos IV. zugeschriebene Seesieg bei Ostia. Trotz dieser schon an die gedankenlose Elogien- und Allegorienmalereien der Barockzeit gemahnenden persönlichen Anspielungen läßt sich der Grundgedanke des ursprünglichen Programmes noch einigermaßen erkennen: es sollte die Idee von der Machtstellung des Papsttums und seinem segensreichen Einfluß auf die Kultur und das äußere Wohl der menschlichen Gesellschaft veranschaulicht werden. In der Hauptsache werden die Fresken von Giulio Romano und Francesco Penni, wohl nach Anweisung des Lehrers gemalt sein. Das letztere gilt auch von dem großen Zyklus im Konstantinsaal, der völlig beherrscht wird von dem Riesenbild der Schlacht am Ponte Molle. Daneben sind aber noch andere Vorgänge aus dem Leben dieses ersten christlichen Kaisers jeweils zwischen Bildnissen von Päpsten seiner Zeit festgehalten. In folgerichtiger Weiterentwicklung des ursprünglich für die Stanzen aufgestellten Programmes ist hier das durch Jahrhunderte hindurch aktuelle Verhältnis zwischen Sacerdotium und Imperium veranschaulicht. Daß ein durchgängiges Programm von Anfang an vorlag, ergibt sich aus der einheitlichen Geschlossenheit und Folgerichtigkeit des Ganzen; daß es in den Hauptgedanken auf Julius II., in den subtilen Einzelheiten wie in der Segnatura vielleicht auf dessen theologische Berater zurückgeht, kann keinem Zweifel unterliegen. Wie dieser große Repräsentant der Renaissance-Kultur die Einheit des Kirchenstaates und darüber hinaus die Italia unita herbeizuführen suchte, wie er in dem Riesenbau Bramantes dem Katholizismus ein äußerliches Symbol an seiner zentralen Stätte errichten wollte, so hat er noch einmal in der Sixtinischen Kapelle und in den Stanzen den Universalismus und Transzendentalismus mittelalterlicher Weltanschauung, in den Tagen, da er sich schon stark gelockert und profane Tendenzen mit stets wachsender Stärke und Selbständigkeit sich daraus gelöst hatten, mit überzeugender Eindringlichkeit und mit klugen Konzessionen an die Bestrebungen der Renaissance darstellen lassen. Am Ende gehört ins Charakterbild dieser Kulturphase doch wohl auch dieser Versuch eines der größten Menschen jener Tage, gehören vor allem die Lösungen, die er durch die genialsten Künstler-

Digitized by Google

hände aller Zeiten gefunden hat. Die Gegenwart erklärt solche Gedankenmalerei in Acht und Bann; daß aber auch in solchen geschichtsphilosophischen Zyklen mit schwerstem Inhalt Form und Schönheit in mehr als hinreichendem Maße zu ihrem Rechte kommen können, dürften Michelangelos Decken- und Raffaels Stanzenbilder wohl jedem offenbaren.

Zu gleicher Zeit, da diese ernsten Ideendarstellungen in geschlossenen, zum Nachdenken einladenden Räumen entstanden, hat Raffael mit seinen Schülern in den luftigen Wandelhallen der Loggien, einem Anbau Bramantes, auch die rein dekorative, absichtslose Kunst gegeben (1513—19). An den Wänden, Fensterbuchten und Gliederungen der Decke in duftig weißem Stuck und in lichten Freskenfarben Ornamente von unerschöpflichem Reichtum der Fantasie, geometrische, pflanzliche, architektonische und figurale Motive (die sogen. Groteskendekoration), in den Spiegelfeldern der Decke aber in fortlaufender Reihe Szenen aus der Vorgeschichte der Menschheit, aus dem Leben Josephs, Moses, Davids und Salomons und einige wenige auch aus dem Neuen Testament, gewissermaßen fortlaufende Illustrationen zum hl. Text (die sogen. Bibel Raffaels), ohne Reflexion und doktrinäre Beziehungen schlicht erzählt, knapp und klar komponiert. Die Loggienmalerei ist für die weitere Dekorationskunst der Renaissance und des beginnenden Barock vorbildlich geworden. Die Hauptschüler, die dem Meister dabei behilflich waren, Giov. da Udine, Perin del Vaga malten die Decken der Appartamenti Borgia noch vollends aus, brachten die Ornamentik in der Sala Regia an, in der dann in schwächlich frostiger Anlehnung an die Stanzenbilder Vasari und Daniele da Voltera, Taddeo und Federigo Zuccari große Geschichtsbilder aus der Vergangenheit des Papsttums (u. a. Schlacht bei Lepanto), hauptsächlich aus dem Leben der Gregore anbrachten. Ähnliche Geschichtsmalerei zur Verherrlichung Sixtus V. schmücken die Wände im großen in banaler Ornamentik prangenden Saal der neuen von diesem Papst errichteten Bibliothek (1587—90). Ähnlicher Art sind auch die Darstellungen Vasaris in der ehemaligen Kapelle Pius V. Im Stil der Groteskenmalerei ist auch die Dekoration und der etwas befremdliche Venus- und Amorzyklus von Raffaelschülern im Badezimmer des Kardinals Bibbiena. Giov. da Udine hat im ersten Geschoß die Loggiendeckenbilder gemalt, einen anderen Teil Pomarancio, der mit Sermonetta noch die übrigen Flügel der Raffael-Loggien ausschmückte, vor allem die Galerie der Landkarten unter Gregor XIII. In den Loggien des dritten Stockes waren in ähnlicher Weise Cav. d'Arpino und Roncalli tätig. Federigo Zuccaro hat mit seinen flüchtigen Malereien

Digitized by Google

die Decken des Konstantinssaales und die noch neben Michelangelos Werken verbleibenden Flächen der Capella Paolina gefüllt. Beachtenswerte Landschaften von Matth. Bril finden wir in der Sala Ducale.

Nach dieser fieberhaften Arbeit von eineinhalb Jahrhunderten hatte sich die Malerei im Vatikan erschöpft. Ihre Aufgabe war eigentlich schon mit der Wirksamkeit der beiden großen Meister Michelangelo und Raffael erledigt. Was nach ihnen noch kommt, ist nur ein schwächliches und oberflächliches, an Mißklängen reiches Fortklingen der angeschlagenen Töne. Große umfassende Aufträge waren auch offenbar nicht mehr zu stellen. Das Zeitalter Berninis stand vorwiegend unter dem Einfluß der ekstatischen Berauschtheit und des lauten Pathos der Plastik, die jetzt in Kirchen wie auf öffentlichen Plätzen Einzug hielt. Die an Geist wie Gewissenhaftigkeit, aber auch an Schönheitsgefühl und vornehmer Gesinnung hoch über die Manieristen und Dekorateure des späteren 16. Jahrhunderts hinausragende Bologneser Schule hat ebensowenig wie die durch Michelangelo Caravaggio meisterhaft vertretene Richtung der Naturalisten, Gelegenheit gefunden, ihren Beitrag zum Entwicklungsbild italienischer Renaissance im Vatikan beizusteuern. Nur Guido Reni hatte in einem Saal des Bibliothekflügels eine Deckenmalerei mit Darstellungen aus dem Leben Samsons anzubringen. Erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts hören wir wieder von kleineren Arbeiten Carlo Marattas, der in den Stanzen die ornamentalen Sockelmalereien wiederherzustellen hatte. Später malte Raph. Mengs die Deckenbilder im Museo Cristiano, und unter Leo XIII. hat unser deutscher Landsmann Ludwig Seitz in einem noch nicht so stark ornamentalen Stil, wie ihn seine späteren Arbeiten offenbaren, in mehreren allegorisch-symbolischen Szenen an der Decke der Candelabergalerie das philosophisch-theologische Ideal dieses Papstes verherrlicht (Glorie des hl. Thomas).

Mit der in Vorstehendem flüchtig überblickten Fresken- und Dekorationsmalerei im höheren Sinne des Wortes sind die Kunstschätze des Vatikans auch nicht annähernd vollständig aufgezählt. Es fehlt vor allem der stupende Bestand an Einzelwerken, die nur zufällig und äußerlich eine museumsartige Aufnahme in die ausgedehnten Palasträume gefunden haben; und wenn von Kunst im Vatikan die Rede, so kommt für eine große Mehrzahl von Besuchern nur diese Museumskunst in Frage. Sie gehört in erdrückender Mehrheit der Antike an; einige spätantikere Stücke christlichen Charakters bilden die Verbindung mit einer Anzahl Glanzstücke des früheren Mittelalters. Die Pinakothek, die seit Pius X. in vorteilhafteren Räumen zu ebener Erde gegen den vatikanischen Garten untergebracht

Digitized by Google

ist, setzt sich fast ausschließlich aus erstklassigen Perlen der Früh- und Hochrenaissancemalerei zusammen und vervollständigt so den an Wänden und Decken niedergelegten Bestand an Werken dieses Kunstzweiges zu einem nahezu lückenlosen Bilde.

Es kann natürlich meine Aufgabe nicht sein, hier eine katalogartige Führung durch die verwirrende Fülle von Schätzen vorzulegen. Dem Zwecke dieser Zeilen dürfte entsprochen sein, wenn ich mit wenig Worten die Bedeutung der Vatikansammlung in erster Linie für die Altertumskunde andeute. Vom Augenblick an, da der Boden Roms seine alten Kulturschätze wieder von sich gab, haben die Päpste sie in ihre Obhut zu nehmen gesucht. Schon Paul II. war als leidenschaftlicher Sammler bekannt; Sixtus IV. legte die kapitolinische Sammlung an und schließlich Julius II. das berühmte Antiquarium im Belvederehof; es enthielt neben weniger bedeutenden Statuen den viel bewunderten Heraclestorso, die Ariadnestatue, Venus Felix; 1506 kam um den Preis von 600 Golddukaten die Laocoongruppe hinzu, unter Leo X. die Kolossalstatue des Tiber und Nil, unter Paul III. der Antinous. Der heutige Museumsraum, der sich noch immer um den Belvederehof herumlegt, wurde unter Clemens XIV., Pius VI. und VII. geschaffen. Im Allerheiligsten dieser ausgedehnten Hallen, im Cortile des Belvedere thront noch das Glanzstück aus den ersten Tagen der Antikenbegeisterung, der Laocoon, zusammen mit dem nach seinem Aufbewahrungsort zubenannten Apollo, mit dem anfänglich Antinous getauften Hermes und mit Canovas Perseus und dem Ringkämpferpaar, die man beide dieser erlauchten Urahnen für würdig erachtete. Der Meleager und der Heraclestorso hatten schon in der Hochrenaissance begeisterte Bewunderung gefunden, vor allem auch bei Michelangelo. Stark archaistisch ist noch die trauernde Penelope. Glanzstücke der antiken Plastik sind die Zeusbüste von Otricoli, die Nachbildungen von Polyklets Doryphoros und Amazone, von Praxiteles Aphrodite, Satyr, von Apollo Sauroctonos, von Lysipps Apoxyomenos, von Myrons Diskuswerfer, von des Skopas Niobide, die Minerva Giustiniani, die barberinische Juno, die Herosstatue des Augustus von Prima Porta; die Charakterstatue des Euripides und des Demosthenes; die vergoldete Kolossalstatue des Heracles aus Bronze. Der pergamenische Kreis ist trefflich vertreten durch die schlafende Ariadne und die kämpfenden Perser; die Ptolemäerzeit durch die Kolossalgruppe des Nil, deren Gegenstück, die Tibergruppe, nach Paris wandern mußte. Von der unübersehbaren Fülle von Dekorationsstücken des Kunstgewerbes steht besonders hoch der barberinische Kandelaber. Unter den Sarkophagen verdienen Be-

Digitized by Google

achtung derjenige des Lucius Scipio Barbatus mit seiner archaistischen Inschrift, der Orestes- und Niobidensarkophag. An der Spitze der Reste antiker Malerei, die zum Teil von Ostia stammen, steht die berühmte Aldobrandinische Hochzeit, die Pius VII. um 10000 Scudi erwarb. Eine größere Abteilung des Antiken-Museums nimmt die etruskische Abteilung ein, eine Schöpfung Gregors XVI., die besonders reichhaltig an Sarkophagen, Terrakotten (darunter eine große Terrakottastatue des Hermes), Vasen, Bronzen und Goldsachen ist; besondere Abteilungen umfassen eine ägyptische und assyrische Sammlung. Bereits der christlichen Zeit gehören die Riesen-Porphyrsarkophage Konstantins und der hl. Helena an, wohl Schöpfungen der spätalexandrinischen Kunst; sowie eine Anzahl kleinerer Gegenstände. Eine umfassende Vorstellung der frühchristlichen Kunst, namentlich ihrer Plastik, kann allerdings erst die christliche Abteilung des anderen päpstlichen Museums, des im Lateran untergebrachten, geben.

In der christlichen Abteilung des archäologischen Museums im Vatikan sind seit einigen Jahren auch die herrlichen Schatzbestandteile der Kapelle Sancta Sanctorum beim Lateran, die ein glücklicher Zufall bis auf unsere Zeit gerettet hat, sowie einiger römischer Kirchen untergebracht. Aus erstgenannter Gruppe sind namentlich bemerkenswert ein prachtvolles emailliertes Gemmenkreuz des 7. oder 9. Jahrhunderts, ein gemaltes Diptychon des ersten Jahrtausends; verschiedene Reliquiare, darunter eines mit auffallend schönem byzantinischem Zellenschmelz etwa des 10. Jahrhunderts, ein altchristliches Silberkästchen mit Darstellungen, figurierte Kästchen und Pyxiden aus Metall, Holz und Elfenbein, sowie mit Darstellungen versehene Textilien des ersten Jahrtausends. Den größten und unschätzbarsten Schatz an Geweben stellen allerdings spätere Arbeiten dar, die nach Zeichnungen Raffaels (1515—16) für die Sockelfelder der Sixtinischen Kapelle bestimmten und auch kurze Zeit dort aufgehängten 10 Teppiche mit Darstellungen aus dem Leben Petri und Pauli, die inhaltlich den Zyklus der Wandgemälde weiterführen; als unübertroffene Meisterwerke der Komposition und ausdrucksvollster Gebärdensprache, bilden die Kartonszeichnungen zu diesen Teppichen den Höhepunkt der künstlerischen Entwicklung des Meisters.

Ähnlich vollendete Leistungen aus seiner ausgereiften Zeit hat der Vatikan nur noch an Raffaels Madonna von Foligno und an seiner letzten Schöpfung, der Verklärung Christi, aufzuweisen, beides Glanznummern der fast nur Qualitätswerke enthaltenden Pinakothek. In ihr ist auch Melozzos Bibliotheksbild untergebracht, Peruginos Auferstehung und eine Madonna mit vier Heiligen; von Raffael

Digitized by Google

noch eine frühe Krönung Mariae, das Predellabild zur Grablegung; von Fra Angelico auch eine Predellatafel des Filippo Lippi eine gute Krönung Mariae, von Lionardo da Vinci ein virtuoser Hieronymus. Auch Raffaels Vater ist hier mit einem charakteristischen Werke vertreten; Crivelli durch eine naturalistische Beweinung Christi und eine Madonna. Tizian tritt aus dieser vornehmen Umgebung durch zwei Meisterstücke, ein wunderbar fein modelliertes Bildnis des Dogen Marcello und eine Madonna mit sechs Heiligen überragend hervor. Unter den zahlreichen Spätmeistern der verschiedenen Richtungen, einem Sacchi, Baroccio, Guercino, Guido Reni, Maratta, Sassoferrato, Ribera u. a., wird man nicht leicht Domenichinos berühmte Kommunion des hl. Hieronymus und Michelangelo Carravaggios Grablegung übersehen können. Eine kleinere Galerie ist auch mit modernen religiösen Bildern gefüllt, unter denen wenigstens die Werke Fracassinis und Matejkos Beachtung verdienen können.

Aus diesem nomenklaturartigen Überblick wird der Leser wenigstens eine schwache Vorstellung von der einzigartigen Bedeutung des Vatikans für die Altertumskunde und Kunstgeschichte bekommen können. Vier Jahrhunderte lang haben die Päpste mit nach der Zeitlage, den künstlerischen Verhältnissen und der Geistesrichtung des einzelnen wechselnder Intensität diesen Ruf zu festigen gesucht, und in diesen vierhundert Jahren ist eine Fülle von Erleuchtung, Anregung und geistigen Genusses uneingeschränkt von dieser Stätte in die Menschheit ausgeströmt. Durch manche seiner Schätze ist der Vatikan auch in Kreisen bekannt geworden, die sonst kein weiteres Verhältnis zu ihm kannten. Wie die Päpste ohne Engherzigkeit und Einseitigkeit diese Reichtümer der Öffentlichkeit zugänglich machten, so haben sie der Kunst selber in ihren Palasträumen vorurteilslos die Pforten geöffnet und durch Gewährung dieser Freiheit jene höchste Blüte im 15. und 16. Jahrhundert herbeiführen helfen, durch Zuweisung von großen und weitausschauenden Aufgaben ihr aber die Möglichkeit gegeben, nicht nur ihr künstlerisches, sondern auch ihr geistiges Credo restlos und überzeugend auszusprechen und so in nachdrücklicher und unvergänglicher Weise Stellung zu nehmen in den schon begonnenen Auseinandersetzungen zwischen dem Geist der alten und dem der neuen Zeit. Wer darum die Renaissance nicht nur in künstlerischer Hinsicht, sondern auch nach ihrer kultur- und geistesgeschichtlichen Bedeutung kennen lernen will, der wird sich hauptsächlich im Vatikan umzusehen haben.

Daß diese ureigenste Schöpfung der Päpste, die aus jahrhundertelangen Bestrebungen und Förderungen herausgewachsen ist, nach

Digitized by Google

der Einigung Italiens den Päpsten wenigstens als unzweifelhaftes Eigentum zugesichert worden ist, wird mancher vielleicht angenommen haben, der an die Fiktion des Garantiegesetzes geglaubt und erst in diesem Kriege und zwar nur im Zusammenhange mit der Kriegsfrage vom sacro egoismo unserer ehemaligen Bundesgenossen etwas gehört. Wer freilich die italienischen Verhältnisse näher kannte und die maßlose Selbsteinschätzung und Begehrlichkeit in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, dem war es längst klar, daß vor letzterer weder geheiligte Rechte noch feierliche Zusicherungen irgendwelche Bedeutung hatten. Bekanntlich wird von dem Italiener nach außen stets geltend gemacht, daß dem Papste alle und jegliche Rechte innerhalb seines Bereiches verblieben seien, aber schon die §§ 4 und 5 des Garantiegesetzes schränken das Eigentumsrecht des Papstes an den apostolischen Palästen und ihrem Inhalt auf die fragwürdige Formel eines nicht frei und bedingungslos auszuübenden Nutznießungrechtes ein. Eigentlicher Eigentümer aber ist der popolo italiano. Aber auch dieser schwache Schatten von Besitzrecht ist manchen Vertretern dieses popolo noch zu viel. Ein Sturm der Entrüstung ging durch den italienischen Blätterwald, als im Jahre 1890 die päpstliche Palastverwaltung eine Eintrittstaxe von den Besuchern der Sammlungen zu erheben sich anschickte. Die Frage nach dem Besitzrechte wurde neuerdings aufgerollt und fast durchweg der neuen Verordnung die Berechtigung abgesprochen. Juristisch hat diese Auffassung ein gewisser Luigi Parpagliole vor einigen Jahren in der Nuova Antologia 1912, 1. Mai (p. 80—93) damit zu begründen gesucht, daß er aus dem Garantiegesetz bezüglich der Museen und Sammlungen des Vatikan und Lateran nur ein dem Papste zugestandenes Depositarrecht ohne jeden Funken von Eigentumsrecht folgerte. Ihm ist allerdings in sehr entschiedener und überzeugender Weise der Jurist Achille Gallarini in einer besonderen Schrift (La dotazione immobiliare della S. Sede, Rom 1912) entgegengetreten. Er zeigte, daß der Papst als internationale Rechtsperson unbedingtes Eigentumsrecht auf die apostolischen Paläste habe, daß der Vatikan mit seinen Sammlungen aber auch nie in einem solchen Rechtszusammenhang mit dem Kirchenstaate gestanden, daß er in die Folgen der Annexion des letzteren hineingezogen werden kann. Mit Rücksicht auf den schon ohnehin stark überschrittenen Raum darf diese ganze Frage hier nur kurz angedeutet werden; sie scheint aber wichtig genug für die ganze Kulturwelt und auch charakteristisch genug für den ganzen Scheincharakter des Garantiegesetzes.

Digitized by Google

Die providentielle Vorbereitung Roms auf den Weltkrieg.

Von Theodor Freiherrn von Cramer-Klett.

„Lieber Neffe! Alles ist aus, ohne Freiheit lenkt man nicht die Kirche. Betet alle für mich, ich segne Euch." Pius P. IX. [1])

Dieser Verzweiflungsruf, wohl der erste Brief, der aus dem Vatikan abgegangen ist, nachdem er aufgehört hatte, weltliche Residenz zu sein — sein Datum ist der 21. September 1870 — zeigt die Gemütsverfassung des tiefgebeugten Papstes, als er die Waffenabgabe seiner Truppen und das Herabnehmen der päpstlichen Fahne von der Engelsburg erfahren hatte. Aber nicht lange dauerte diese Stimmung eines in den Wogen versinkenden Petrus: Gar bald fühlte er wieder den sicheren Fels unter den Füßen. Sein Gleichgewicht war bald zurückgewonnen, obgleich er nicht ahnen konnte, daß für den Heiligen Stuhl, den er dem Untergang nahe glauben mußte, in wenig Jahren eine Epoche größter Macht und größten Einflusses anbrechen sollte, wie er sie trotz der früheren weltlichen Macht seit Jahrhunderten nicht erlebt hatte.

Wenn wir in der Weltgeschichte blättern, so werden wir finden, daß es zu den besonderen Seltenheiten gehört, wenn ein Land hintereinander die Regierungen zweier großer Herrscher erlebt hat.

Als welch erstaunliche Fügung müssen wir es daher ansehen, wenn wir bedenken, daß seit dem Tode Gregors XVI. der Heilige Stuhl nur von Persönlichkeiten ersten Ranges innegehabt worden und daß durch Jahrhunderte kein einziger so bedeutender Pontifikat von der Kirche erlebt wurde, wie ihn die drei letzten, jeder für sich, darstellen. Pius IX. wird zweifellos derjenige Papst sein, bei dem eine solche Behauptung den meisten Widerspruch erfahren wird: Die Zeit höchster Erregung der Gemüter, in die besonders der Beginn seines Pontifikates fällt, läßt natürlich aus zeitgenössischen Urteilen noch kein ganz klares Urteil zu. Allein, wenn er auch noch in den Köpfen Vieler nur als Reaktionär herumspukt, der seine Zeit mißverstand und ihrem Rade in die Speichen fallen wollte, wenn auch manche die Fabeln über seine Eitelkeit, oder einige vielleicht kleinlich scheinende

[1]) Dal Vaticano 21. Settembre. Caro nipote, Tutto è finito! Senza libertà non si governa la Chiesa. Pregate tutti per me. Vi benedico Pio. P. IX.

Dieses hochinteressante Autograph Pius IX. an den Grafen Ruggiero Bellegarde de Saint-Lary, Gemahl seiner Nichte Christine in Turin, ist jetzt im Besitz der Königin-Mutter von Italien.

Digitized by Google

Züge seines Charakters der Behauptung, seine Regierung sei ein großer Pontifikat gewesen, entgegenhalten werden, so möchte ich doch fragen: Ist es nicht ein großer Herrscher der Kirche, der es wagt, kaum drei Viertel Jahrhunderte nach der französischen Revolution in einer Epoche des absolutesten Indifferentismus und des immer wachsenden Unglaubens das Vatikanum einzurufen und das Dogma der Unfehlbarkeit aufzustellen? Ist es nicht ein großer Papst, der das Schifflein der Kirche in dieser Zeit allgemeiner Revolutionen so geschickt und sicher gelenkt hat, daß es keinerlei Schaden nahm, daß im Gegenteil der Grund gelegt wurde, aus dem mitten in den neuen, antireligiösen und insbesondere antikirchlichen Ideen der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts ein derartig neues Leben aufsprießen konnte, wie wir es alle in den letzten Jahrzehnten erlebt? Ich will hier gar nicht sprechen von der großartigen Entfaltung der Missionen, die unter seinem Pontifikat zu beobachten ist, und die allein seinem Namen einen Ehrenplatz in der Kirchengeschichte gesichert hätten.

Die Umformung Europas, das Unglaubliche, daß das deutsche Volk als solches als großes Ganze dastände, nicht nur als Untertanengruppen des Hauses Habsburg oder Hohenzollern, das Unglaubliche, daß dieses Volk nun eine Großmacht ersten Ranges darstellte, welche in allen Fragen Europas mitreden würde, vielleicht auch der Gedanke, der in anderen Ländern auftauchen konnte, daß diese neue Großmacht die Lage der Dinge nicht vereinfachen würde, endlich aber der wütende Haß, — einer Nation gegen die andere — der zum ersten Mal in der europäischen Geschichte auftauchte, ein Haß, der nach Vernichtung schrie und der, wenn wir genau prüfen, doch in letztem Ende die Grundursache des ganzen heutigen europäischen Jammers und Elendes ist, wenn gleich natürlich vieles anderes dazukam, das zwar seine Wurzeln nicht in ihm hat, aber doch von ihm mittelbar oder unmittelbar in die Richtung gegen uns gedrängt wurde, verhinderten die Welt ein lebhaftes Interesse an der Lage des Vatikans in den letzten Jahren Pius IX. zu haben. Der milde Greis, der nahe an 80 Jahren den schweren Schlag auffangen mußte, der die äußere Macht des Papstes getroffen, verbrachte die letzten Jahre seines Greisenalters im Gebet und meist theoretischen Protesten.

Die inneren Schwierigkeiten in Frankreich, der Kulturkampf in Deutschland, politische Wirren in Spanien, ökonomische in Österreich, beschäftigten diese Länder alle so sehr, daß niemand hätte daran denken können, den Protestrufen des Papstes ein Ohr zu schenken.

Wie dem auch sei, Pius IX. war der furchtbaren Schwierigkeit

Digitized by Google

seiner Lage gewachsen und konnte trotz des 20. Septembers 1870 sich mit einem „bonum certamen certavi“ zur Ruhe legen.

Ein ganz anderes Gestirn am Himmel der Welt und Kirchengeschichte ging aus seinem Konklave hervor. Funkelnd und strahlend, blendend und imponierend: Joachim Pecci, Leo XIII. Hier wird sich wohl kaum ein Widerspruch erheben, wenn man diesen Pontifikat für einen der größten ansieht, den seit den großen Päpsten des Mittelalters die katholische Welt gesehen hat.

Die Welt hatte sich einigermaßen beruhigt, die Stellung Deutschlands als erste Großmacht Europas hatte eine feste Ruhe und Sicherheit in die Weltpolitik gebracht, als Leo XIII. den Thron bestieg. Eine kurze Vorbereitung nur und schon begann im Vatikan ein neues Leben. Das strahlende „lumen de coelo“ sorgte dafür, daß trotz der Gefangenschaft, d. h. des Verlustes der irdischen Macht, der Vatikan nichts von seinem Gewicht, von seiner wirklichen inneren Macht und seinem Einfluß verliere. Wenige Jahre nur und der Steuermann Europas, der größte Staatsmann unserer Epoche, der eiserne Kanzler, die Nutzlosigkeit ja Schädlichkeit des Kampfes gegen die Kirche einsehend, empfing mit Freuden den klugen Galimberti in Berlin und bot dem Vatikan in der Karolinenfrage das Schiedsrichteramt an. Leo XIII. hatte zu lange Zeit nicht nur als Kirchenfürst, sondern als Mitglied des Kirchenstaates gelebt, um jeden Wunsch nach Wiederherstellung der weltlichen Macht vollkommen zu verlieren, — (Und kein Papst wird wohl den Wunsch nach Unabhängigkeit und vollkommener Souveränität aufgeben können), als daß er nicht bei jeder Gelegenheit versucht hätte, durch Proteste und kluge diplomatische Schachzüge dieses Ziel zu erreichen. Man muß auch bedenken, daß es damals nicht in unerreichbarer Ferne lag, denn die junge „Italia Unita“ stand noch auf sehr schwachen Füßen und ihre inneren Schwierigkeiten waren so groß, daß ein Stoß von außen leicht dem Werke Cavours und Victor Emanuels das Lebenslicht hätte ausblasen können. Eine Monarchie, die sich auf Revolutionen stützt, ist ja immer in etwas wenigstens eine contradictio in adjecto und steht immer auf schwachen Beinen. Mazzini und Garibaldi waren für die Epigonen Cavours die Geister, die der große Hexenmeister gerufen und die sie nun nicht mehr bannen konnten. Der Wunsch, auf diplomatischem Wege durch einen Druck von außen in irgend einer Form Selbständigkeit und Souveränität zurückzuerobern, war der Leitstern für die ganze auswärtige Politik Leo XIII., die er, obwohl mit trefflichen Ministern gesegnet, doch am Ende immer allein führte. Der Versuch, sich auf Deutschland

Digitized by Google

zu stützen, den der kluge Monsignore, spätere Kardinal L. Galimberti im Auftrage des Papstes eingefädelt hatte, schlug fehl[1]). Wer weiß zu welcher Enttäuschung des Papstes! Und da das junge Italien sich unter die mächtigen Schwingen der beiden Kaiseradler gestellt hatte, schwenkte die Politik des Vatikans zu Frankreich hinüber und zu dem seit dem Berliner Kongreß immer mehr Deutschland gegenüber erkaltenden Rußland. Wenn er auch trotz seiner Klugheit und seiner Mühen nicht erreichte, daß einer jener Staaten, eine jener Großmächte sich tatsächlich in ein Abenteuer stürzte, um dem Papst die ihm zukommende Souveränität zurückzuerobern, so hat doch Leo XIII. es durch seine Größe als Staatsmann dahingebracht, daß der Vatikan ohne Heer und ohne Marine, ohne Handelsverträge und ohne Kolonien, ohne Land und ohne Freiheit bei seinem Tode die Großmachtstellung in Europa behalten hatte, die ihm gebührte.

Sicher war seit den großen Päpsten des Mittelalters ein Papst nie so mächtig gewesen und zwar auch politisch so mächtig, als Leo XIII. Aber das Erringen dieser Macht, die geradezu ein Hohn auf den 20. September 1870 war, und die so deutlich zeigt, daß ein wirklich großer Geist, der einem Menschen und einer Institution innewohnt, nie von brutaler Gewalt unterjocht werden kann, war das kleinere Ruhmesblatt in dem Leben Leo XIII. Wenn man von ihm spricht, so nennt man ihn den sozialen Papst.

Die Stellung des Vatikans unter den Staatskanzleien der Welt war also wieder erobert und zwar so, daß Könige und Kaiser sich drängten, dem seltenen Priestergreis ihre Verehrung darzubringen. Aber Leo XIII. hatte mit Scharfblick erkannt, daß nicht mehr die Kabinettspolitik die Welt regiere, sondern daß die breiten Massen des Volkes jetzt eine Sprache mitsprächen, welche die schwache Stimme der Staatsmänner oft übertönt. Freilich waren auch schon an vielen Stellen in den verschiedensten Ländern Arbeiten auf sozialem Gebiete von der Kirche begonnen worden, und gar manch erleuchteter Priester hatte die große Gefahr erkannt, die darin gelegen hätte, wenn die Kirche, ihre hohe Mission verkennend, bei diesem großen Wettrennen

[1]) Crispi wußte beim Besuche Kaiser Wilhelm II. in Rom im Jahre 1888 zu verhindern, daß der Kaiser mit dem Papste in ein längeres eingehendes Gespräch eintreten konnte, bei welchem wohl sicher eine Besprechung der Lage des Vatikans erfolgt wäre, was Leo XIII. mit aller Macht anstrebte. Entgegen den Abmachungen wurde Prinz Heinrich von Preußen um eine halbe Stunde früher in den Vatikan und in das päpstliche Kabinett geführt, als gerade Kaiser und Papst ihre Besprechung begonnen hatten, die hierdurch ein jähes Ende fand. Von diesem Augenblick an datiert die Schwenkung in der Politik Leos XIII.

Digitized by Google

um das Wohl der Massen nicht mitgetan hätte. Wer erinnert sich bei uns nicht des unvergessenen und unvergeßlichen Bischofs Ketteler, der auch darin in Deutschland bahnbrechend gewirkt.

Aber Leo XIII. war es doch vorbehalten, diese Arbeit zu zentralisieren, ihr große, weitzügige Richtlinien quasi ex cathedra für die ganze Welt zu geben, sie so zu einer der zeitgemäßesten, wichtigsten und hervorragendsten Aufgaben der heutigen Kirche zu stempeln. Was Leo XIII. hier gewirkt, sehen wir heute in unserem öffentlichen Leben Tag für Tag, meist ohne mehr an den großen Papst zu denken, da es uns zum täglichen Brot geworden. Aber sein Verdienst ist es, daß eine soziale Arbeit unter Ausschluß der Kirche eine Unmöglichkeit geworden, daß die Kirche sich in rastloser Arbeit das Recht erworben, in allen Dingen gehört zu werden von Regierten und Regierenden; daß doch ein großer Teil des katholischen Volkes weiß und die feste Überzeugung hat: In den Händen der Kirche ist auch dieser wichtigste Teil seines Lebens am sichersten geborgen.

Auch auf allen übrigen Gebieten wurde unter diesem würdigen Nachfolger Innozenz III. gearbeitet[1]).

Große Gedanken, Gedanken eines Weltkönigs waren es, die dem Hirn Leo XIII. entsprangen. Er liebte es nicht, sich bei den Einzelheiten aufzuhalten; er gab die großen Richtlinien und fand mit Adlerblick die richtigen Leute heraus, seine Ideen auszuführen.

Eine Lieblingsidee des großen Papstes war die Anbahnung einer Vereinigung der orientalischen Kirchen mit Rom, wofür er das griechische Kolleg gründete, das er in gewisse Verbindung mit der neuen Benediktiner-Universität brachte, die er anläßlich der Neuordnung der Dinge in diesem Orden, ohne Kosten und Mühen zu scheuen, in Rom gründete. Überhaupt waren die großen Studienanstalten, insbesondere der Orden, ein Lieblingskind des großen Papstes. Seiner Zeit gemäße Reformen an den alten Orden haben glänzende Resultate gezeitigt.

Als die Totenglocken von St. Peter über den weiten Platz hallten und Leo XIII. die arbeitsreichen Hände im Tode faltete, da stand die Kirche aller Weltteile nicht nur klagend vor der Leiche des geliebten Vaters, sie stand ehrfurchtsvoll an dem Paradebett ihres mächtigen Monarchen, der ihr trotz Geistesrichtungen und Zeitläufte einen Platz

[1]) Leo XIII. hegte eine besondere Verehrung für Innozenz III., dem er auch ein herrliches Denkmal im rechten Seitenschiff der Laterankirche errichten ließ. Im gegenüberliegenden Seitenschiff hat er selbst sich seine Ruhestatt gewählt, in der er übrigens noch nicht beigesetzt ist, da der Vatikan es noch nicht gewagt hat, die Leiche des großen Papstes dorthin zu überführen, gewitzigt durch die schmachvollen Auftritte bei der Überführung Pius IX. nach St. Lorenzo fuori le mure.

Digitized by Google

erstritt, wie er der Braut Christi gebührt. Auch außer der Kirche standen Viele ergriffen und erschüttert an der Bahre dieses Mannes, von dem sie sich sagen mußten: Es war der größten seiner Zeit einer. Das Konklave Leos XIII. brachte einen heißen Kampf[1]). Der große Minister Leos XIII., wohl nach Bismarck der größte Staatsmann des ausgehenden 19. Jahrhunderts, und die Partei seiner Gegner, die eine so lange Regierungszeit hatte zahlreich werden lassen, standen sich gegenüber. Eine Kompromißwahl kam zustande: Erfreut und dankbar hört die Kirche, auch die Anhänger des großen Rampolla, den Namen Giuseppe Sarto über den weiten Platz von St. Peter hallen. Giuseppe Sarto, bekannt als mustergültiger Priester und trefflicher Leiter verschiedener Diözesen, war ein unbeschriebenes Blatt. Niemand ahnte die lodernde Feuersäule, welche von Rom aus zum Himmel schlagen sollte: Das ignis ardens, das reinigend und läuternd manchen Schmutz von der Kirche weggefressen und der Menschheit als leuchtendes Fanal einen neuen, alten, schier vergessenen Weg gezeigt. Wer die Kirchengeschichte der letzten 100 Jahre durchsieht, wird an dem Pontifikat Pius X. nicht herumkommen, ohne ihm genaue Beachtung zu schenken. Mit dem Pontifikat Leo XIII. wird er ihn als die größte und wichtigste Epoche der Geschichte der Kirche ansehen müssen. Vielleicht wird er sich aber fragen, an welche Stelle er den Pontifikat Pius X. stellen muß.

Niemand wird widersprechen, wenn man den großen Leo einen der größten Päpste aller Zeiten nennt. Über Pius X. dürften dagegen die Ansichten geteilt sein und doch glaubt der Schreiber dieses nicht zu übertreiben, wenn er prophezeit, daß die Kirchengeschichte einst auch Pius X. neben Gregor VII. und Innozenz III., neben Gregor den Großen und Leo XIII. stellen wird. Pius X. hat nicht nur seiner Zeit den Stempel aufgedrückt, er hat Richtlinien gegeben, die sich nicht auf dem ephemeren Boden der Weltpolitik bewegen, sondern wie die Gesetzgebung Gregors VII. noch nach einem Jahrtausend mit ihrem Geist die Kirche erfüllen werden. Man sagt, Leo XIII., der soziale Papst, hat für das wirkliche, irdische Brot seiner Kinder gesorgt, Pius X. für das himmlische.

---

[1]) Eigentlich ist es den Teilnehmern des Konklaves streng verboten, etwas über die Vorgänge der Papstwahl verlautbaren zu lassen. Kardinal Mathieu, Frankreichs Kurien-Kardinal unter Leo XIII., hat über das Konklave ein sehr unterhaltendes, aber äußerst taktloses Schriftchen verfaßt, das mit gallischem Witz diese ernste Sache behandelt. Pius X. und besonders der in dem Buche scharf mitgenommene damalige Dekan des hlg. Kollegiums, Kardinal Oreglia, hatte jedoch wenig Sinn für diesen gallischen Witz und Kardinal Mathieu fiel in tiefste Ungnade am päpstlichen Hof.

Digitized by Google

Die furchtbaren Wirren, die zur Zeit der französischen Revolution über Europa dahingegangen waren, und auch den Vatikan und die Kirche häufig in Mitleidenschaft gezogen hatten, von dem armen müden Wanderer, der in Valence gefangen sein Leben aushauchte und dem vielgeprüften Pius VII. bis zum 20. September 1870 und den diplomatischen Großtaten Leo XIII. war die Kirche gezwungen, sich mit der Politik zu befassen, die Möglichkeiten des morgenden Tages zu erwägen, um nicht völlig unter die Räder zu kommen. Dazu kam bis zum Jahre 70 die Regierung eines Landes, das, wenn zwar klein, doch dem Herde der europäischen Revolutionen zu nahestand, um nicht ein gut Teil der Aufmerksamkeit der vatikanischen Kreise auf sich zu ziehen. Die Kirche hat zwar nie über dem Weltlichen das Geistliche vergessen — man denke an das Dogma der unbefleckten Empfängnis, an die Unfehlbarkeit und so vieles andere, was das Jahrhundert uns gebracht — aber die Aufmerksamkeit war doch nur geteilt in jenen höheren Dingen, zumindestens schwer beeinträchtigt durch die zeitlichen Sorgen, die von allen Seiten auf die in allen Ländern bedrohte und bekämpfte Kirche einstürmten. Gar nicht zu sprechen von den mannigfaltigsten tätlichen Verfolgungen, die eine ruhige theologische Arbeit oft überhaupt unmöglich machten. Die ganze Welt, mehr oder minder durchdrungen von den Ideen der französischen Revolution, war in Indifferentismus und Skeptizismus getaucht, aus denen freilich da und dort schärfere Bewegungen, die auf ihrem Banner das Voltairesche „ecrasez l'infame" geschrieben hatten, hervorbrachen. Und trotz Höhe der Kultur und allen fabelhaften Errungenschaften unserer Zeit müssen wir doch eines zugeben, daß die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, in dem sich die Menschheit auf so schwindelnde Höhe emporgeschwungen zu haben glaubte, insbesondere den Stempel des krassesten Materialismus trug. Auch innerhalb der Kirche machten sich Bewegungen bemerkbar, mit den Zeitströmungen zu paktieren oder ihnen wenigstens entgegenzukommen, und bei der allgemeinen Sorge um das Leben schlichen sich da und dort kleine Rostflecken ein, die leise, leise weiterzufressen begannen, bis an jene Wahrheiten, die göttlichen Ursprungs, niemals auch nicht um ein millionstel Millimeter verrückt werden dürfen.

Da zog der einfache stille Mann aus dem Patriarchat aus dem Dogen-Palaste in den Vatikan; und jene Feuersäule flammte auf: alles läuternd, und der Welt zeigend, in welcher Richtung der einzig wahre Kurs gehe und womit allein die furchtbaren Gefahren der Jetztzeit zu bekämpfen seien.

Digitized by Google

Pius X. hat die katholische Kirche daran erinnert, welch außerordentliche übernatürliche Schätze sie besitze und daß das Übernatürliche allein dem Unnatürlichen und Allzunatürlichen unserer Tage gewachsen sei.

Pius X. hat, wie zu erwarten war, viele Gegnerschaft auf diesem dornenreichen Pfade gehabt, viel mehr als Leo XIII., aber weniger persönliche und gehässige Angriffe als z. B. Pius IX. Jeder, der einmal in dieses einfache Priesterantlitz geblickt, mußte überzeugt sein von der Höhe und Reinheit seiner Absichten, von dem überirdischen, das in diesem schweren Körper arbeitete. Es blieb einigen wenigen Schandblättern der übelsten Presse Italiens vorbehalten, sich persönlich an diesem heiligen Manne zu vergreifen.

Freilich theoretisch wurde die ganze geistige Welt gegen ihn mobil gemacht: Hatte der Syllabus Pius IX. sich hauptsächlich mit Verhältnissen der Kirche zur Staatsgewalt beschäftigt und dadurch den wohlfeilen Widerspruch entfesselt, die Kirche solle sich nur mit Dingen beschäftigen, die die Seele angehe, mit Fragen des Glaubens und der Seelsorge, so erregte der Syllabus Pius X. einen noch viel heftigeren Sturm, obgleich er sich mit Fragen, die eigentlich im Grunde genommen nur Katechismusfragen sind, beschäftigte und Leute, die sich mit solchen Dingen seit ihrer Schulzeit nicht mehr abgegeben hatten und die vielleicht bei den einfachsten Fragen der Religionsstunde hätten verstummen müssen, beteiligten sich mit Feuereifer an der Besprechung dieser reinen Theologica.

Auch innerhalb der Kirche ging der kolossale Ruck, den der neue Steuermann dem Steuer gegeben, nicht ohne manch Schmerzliches vorüber. Manch Geschwür galt es zu entfernen, und mancher Schmerzensschrei ertönte unter dem scharfen Messer des kundigen Arztes. Aber unzählbar wie der Sand am Meer sind die Wohltaten, die dieser Pontifikat den Gläubigen gebracht hatte. Und wieviele, die dieser entsetzliche Krieg dahingerafft, sind versöhnt in die lichten Auen entschwebt, weil sie in den letzten Jahren ihres Lebens noch an den lebendigen Quellen gesessen hatten, deren Gnadenstrahlen Pius X. reicher und reiner hatte fließen lassen.

„Omnia instaurare in Christo." Unter dieser Flagge ist er zurückgekehrt in die Zeiten der apostolischen Kirche, hat das Brot des Lebens den Gläubigern näher gebracht, hat all das Rüstzeug wieder blank geputzt und den Gläubigen in die Hand gegeben zum Kampf gegen den organisierten Unglauben, den Antichristianismus und Neopaganismus unserer Tage, die soviel Ähnlichkeit mit den Welt-

Digitized by Google

anschauungen haben, gegen die in den ersten Jahrhunderten die junge Pflanze der Kirche ankämpfen mußte.

Es wäre leicht ein Dutzend großartigster Reformen aufzuzählen, die Pius X. unternommen, von denen eine allein genügt hätte, seiner Regierungszeit einen Platz unter den größten Pontifikaten zu sichern: In erster Linie die weiteste Propagierung der heiligen Eucharistie, das wieder zur Ehre bringen der alten Liturgie, die Reform der Priestererziehung, die Reform des römischen Breviers, an die selbst der große Theologe Benedikt XIV. sich nicht herangewagt, die Vulgata-Revision, die Revision des kanonischen Rechts — zwei Aufgaben, die man ohne Übertreibung gigantisch nennen kann, die Reform der ganzen römischen Staatsmaschine und wieviele andere großartige und großstilige Reformen. So hat er die Blicke der Gläubigen wieder auf das Übernatürliche gerichtet, auf den Gedanken, daß wir hienieden nur Wanderer sind, und daß, wenn auch Sturm und Hagel, das Krachen der Lawinen und das Tosen des schwellenden Wildbaches uns erschreckt, alles dies nur Incidente unserer Wanderung sind, an deren Ende, unberührt von allen irdischen Stürmen, das ewige Vaterhaus winkt. Daß unsere Klugheit Stückwerk ist, daß wir freilich unser Bestes aufwenden sollen, um Kirche und Glauben zu schützen, daß im letzten Ende aber doch es nur eines Wimperzuckens, ja nicht einmal dessen, nur eines Gedankens der Gottheit bedarf, um alles was groß, was erhaben und schrecklich und furchtbar auf dieser Welt, was Kirche und Glauben bedrohen kann, in Tod und Asche zu verwandeln.

Der erste Donner der Kanonen drang an das Sterbelager Pius X., auch er konnte von einem bonum certamen sprechen: Er hatte seiner Herde die Hügel gezeigt, von denen allein ihr Hilfe kommen kann in den furchtbaren Zeiten, die er anbrechen sah, deren ganze Furchtbarkeit er aber nicht ahnen konnte.

So trat denn die Kirche, wohl gewappnet mit allen geistigen Waffen, in diese furchtbare Epoche der menschlichen Geschichte, die wir jetzt erleben. Auch sie mit ihren idealen Gütern ist bedroht nach allen Seiten. Von den ersten Tagen an zeigten sich Tendenzen, besonders in Frankreich, an dem Prinzip der Katholizität zu rütteln. Wer will sagen, welchen Gefahren der Vatikan in dieser schweren Zeit noch ausgesetzt sein wird? Wer will sagen, welchen Schaden die Missionen, die Ausbreitung des katholischen Glaubens durch das Völkerringen erleiden werden? Wer will sagen, welche Mächte sich gegen die Kirche aufrichten werden, wenn heute einmal die Kanonen schweigen und der Friede den Völkern die Augen öffnet, wie weit sie in

Digitized by Google

ihrer Selbstverstümmelung gegangen sind? Wie viele andere Fragen drängen sich noch auf unsere Lippen?

Aber ein Rückblick auf die drei letzten Pontifikate zeigt, daß, was geschehen konnte, geschehen, und daß das Wirken der göttlichen Vorsehung ein wahrhaft wunderbares gewesen ist. Der eiserne Ring der Einheit, der die Kirche immer zum mächtigsten und daher angegriffensten Hort der christlichen Ideen gemacht, durch das Unfehlbarkeitsdogma Pius IX. in doppelter Stärke zusammengeschweißt, ihre Stellung nach außen durch Leos XIII. Scharfsinn in diplomatischer, wie in sozialpolitischer Hinsicht so gefestigt, daß kein vernünftiger Staatsmann sie als wichtigstes Element im Leben der Völker und Nationen übersehen kann und darf, endlich aber durch die Errungenschaften des letzten großen Pontifikats, Machtmittel in die Hand jedes Einzelnen gegeben, denen nichts, weder Gasbomben noch 42iger, weder Unterseeboote noch Flugzeuge gewachsen sind, denn sie reichen in Regionen, wo derjenige thront, der Geist ist und den wir im Geist und in der Wahrheit anbeten.

Wieder traten, wie schon oft in früheren Jahrhunderten in kriegerischer Zeit, die Purpurträger zusammen, um ein neues Oberhaupt der Kirche zu wählen und den durch Pius X. Tod verwaisten Stuhl Petri neu zu besetzen.

Die Wahl fiel auf Jacob della Chiesa, Erzbischof von Bologna. Ist nicht auch hier wieder ein besonderes Walten zu erkennen, daß dieser hervorragende Prälat, der feinsinnige und weitblickende und politisch aber viel vorurteilsfreiere Schüler des großen Rampolla, kaum zwei Monate vor dem Konklave den Pupur erhalten hatte?

Es ist, als wäre Benedikt XV. eigens geschaffen, um die Tiara in diesen grauenvollen Tagen zu tragen. Da Monsignore della Chiesa erst so kurz vor dem Konklave den Purpur erhielt und in die Reihen der Papabili eintrat, so dürfte das Urteil, das über seine Persönlichkeit gefällt wurde, wohl als ein viel unparteiischeres angesehen werden, als wenn er schon, Gott weiß wie lange, als Kandidat für den päpstlichen Stuhl gegolten hätte. Sowohl als Unterstaatssekretär, wie auch als Oberhirte der Erzdiözese Bologna wurde er von allen Kennern der Situation nie anders beurteilt, denn als einer der fähigsten Prälaten des römischen Hofes, zweifellos als der fähigste Diplomat und Staatsmann, den Rom hatte. Allein nicht nur das, auch nicht die exemplarische Frömmigkeit und Demut, die ihm besonders, trotz einem Maß gewisser Strenge, in den sechs Jahren seiner Regierung die Liebe der schwierigen Bolognesen in einem ungewöhnlichen Maße

Digitized by Google

erobert hatte[1]), lassen alle Katholiken seine Wahl als eine ganz besondere providentielle Fügung zum Glück der Kirche erscheinen.

Was ihn besonders geeignet im jetzigen Augenblicke macht, ist die wahre Größe und Charakterstärke, die alle diejenigen, die ihn kennen, an ihm bewundern, die er in manchen schwierigen, ja widrigen Lagen, in denen er sich befunden, bewiesen hat.

Diese Eigenschaften, gepaart mit den ersten, dürfen die Katholiken der Welt und insbesondere die Katholiken der Mittelmächte im Vertrauen zum Heiligen Stuhle stärken, trotz der schwierigen Lage, in der sich der Vatikan heute befindet, und seine Lage ist schwierig, ja, wenn man sagt, sie ist verzweifelt schwierig, so übertreibt man nicht. Betrachten wir uns selbst und unsere Gegner: Deutschland und Österreich sind wohl diejenigen Länder, in denen, von den tiefsitzenden josephinistischen Ideen der Regierungen abgesehen, die Kirche am geachtetsten und geschütztesten dasteht. Die Katholiken Deutschlands und die Völker Österreichs würden ein Antasten der heiligsten Rechte der Kirche nicht zulassen und die Regierungen wissen nur zu gut, welch mächtige Stütze ihre Autorität in dem Autoritätsglauben gerade der katholischen Kirche hat. Wie die Sachen heute liegen, dürfte Bulgarien kaum viel Interesse daran haben, sich enger an die caesaropapistische Kirche Rußlands anzuschließen und wieviel endlich hängt für die Kirche von der Stellungnahme der Türkei ab, nachdem der Krieg das französische Protektorat wenigstens über die Katholiken des nahen Orients zunichte gemacht hat.

Wenn wir dagegen unsere Gegner anblicken: Das sektenreiche England, das, je mehr seine Hochkirche in nur äußerlichen Dingen sich der katholischen nähert, ihr unbequemer und unsympathischer werden muß, Frankreich mit seinem reinen Freimaurer-Regiment, das ja nur an einer endgiltigen Vernichtung der Kirche Interesse haben kann, das schismatische Rußland mit seinen maßlosen Unterdrückungen alles nicht Orthodoxen, endlich Italien, das an einem angesehenen, starken und mächtigen Vatikan kein Interesse haben kann und darf, so wird kaum jemand in Verlegenheit geraten, wenn man ihn fragt, welcher Sieg dem Papsttum der erwünschtere sein muß.

[1]) Die großen Sympathien, die Papst Benedikt XV. in Bologna sich erworben hatte, traten am deutlichsten zu Tage bei seiner Kardinalsernennung. Der Enthusiasmus der Bolognesen, die zu vielen Hunderten in Abordnungen und einzeln zu der sogenannten „Visita di calore" gekommen waren (die Visita di calore ist die Gratulationscour, welche die neuernannten Kardinäle abhalten gleich nach Empfang des päpstlichen Breves, das ihnen ihre Ernennung mitteilt), überstieg alle Grenzen und war ein deutliches Bild, wie sehr seine Diözese an dem neuen Kardinal hing; auch wetteiferten alle Kreise Bolognas in wirklich ungewohnt schönen und kostbaren Geschenken für den neuen Purpurträger.

Digitized by Google

Und doch wollen wir gerecht sein: Wenn der Papst seine hohen Aufgaben voll erfüllen will, der Vater Aller zu sein, darf er diesen Wunsch durchblicken lassen oder dürfte er ihn gar aussprechen?

Man muß hier ganz absehen von dem rein idealen Zwang, der nach der Natur der Sache auf dem Papsttum ruht, keines seiner Kinder verletzen zu dürfen. Wenn man nur rein kirchenpolitisch die Lage des Heiligen Stuhles ins Auge faßt, so muß man sich sagen, daß er, ohne furchtbare Verantwortung auf sein Haupt zu laden, gegen niemand Partei nehmen, die strikteste Neutralität nicht verlassen darf, so sehr vielleicht sein Inneres die Ungerechtigkeit der Sache der einzelnen Kämpfer erkennt: Nehmen wir wieder in erster Linie Frankreich, die älteste, aber unartigste und schwierigste Tochter der Kirche; der maßlose Hochmut dieses Volkes, der von allen, auch von seinem Klerus geteilt wird und der diese Leute absolut verblendet und für jeden vernünftigen Gedanken unfähig macht, der auch nach Ansicht des Schreibers Dieses noch mehr als der widerliche englische Neid Grund zu dem entsetzlichen Völkerwürgen ist — ist ein Faktor, mit dem der Vatikan rechnen muß, und auch, wie oft schon, gerechnet hat, trotzdem er sich von anderen Gläubigen den Vorwurf der Bevorzugung hat gefallen lassen müssen. In der heutigen Siedhitze dieses Wahnsinns würde eine Kränkung dieser widernatürlichen Gefühle, ja nur eine kühle aber gerechte Beurteilung desselben höchstwahrscheinlich ein Schisma zur Folge haben. Wenn diese irrenden und irreleitenden Oberhirten, die ja schon so weit gehen, von Rom angeordnete Gebete zu korrigieren, da man den Franzosen nicht zumuten dürfe, um einen Frieden ohne Frankreichs Sieg zu beten, die jedes Prinzip der Katholizität mit Füßen treten — man denke nur an die schmachvolle Schrift der französischen Katholiken gegen den deutschen Katholizismus, die ja den Grundprinzipien des Christentums einen Schlag ins Gesicht versetzt — es auch mit sich selbst und ihrem Gott auszumachen hätten, wenn sie bis zum Abfall kämen, wieviele Millionen Seelen würden sie mit sich reißen, die ihnen eben folgen würden, weil sie ihre Oberhirten sind, die der Heilige Stuhl aber in seiner väterlichen Liebe nie einer solchen Seelengefahr aussetzen dürfte.

Der hohe Klerus Englands und Italiens steht auf einer ganz anderen Stufe und hat von jeher einen ganz anderen Charakter gehabt. Erst jüngst haben wir pazifistische Reden katholischer Bischöfe Englands gelesen, die, wenn sie gleich das britische Nationalprinzip verteidigen, doch von großem Mute zeugen, da sie es wagen, überhaupt von Frieden zu sprechen. Auch der hohe italienische Klerus

Digitized by Google

hat stets Ruhe und Besonnenheit bewahrt und ist mit ganz verschwindenden Ausnahmen von allen hypernationalen Auswüchsen frei. Englands und Italiens höherer Klerus wird ein mächtiger Stützpunkt sein, um nach dem Kriege unter den Völkern ein Näherkommen und ein Sichverstehen herbeizuführen. Aber wenn auch in diesen Ländern eine politisch unbequeme Haltung des Papsttums in den Reihen der Katholiken selber keine Auflehnung hervorbringen würde, so gibt es doch genügend Erwägungen neben dem väterlichen Gefühle, die hier den Heiligen Stuhl zur äußersten Vorsicht mahnen müssen.

England besitzt die halbe Welt und hat daher auf der halben Erdkugel in den Angelegenheiten der katholischen Missionen ein Wort mitzureden. Blicken wir ferner auf Italien, in dessen Zentrum der Papst wohnt und das er nicht verlassen darf, wenn er sich nicht von seinen heiligsten Traditionen trennen und damit die ganze katholische Sache ernstlich gefährden will. Ein wirklich offen, antinational auftretender Papst würde wohl über kurz oder lang Rom verlassen müssen und wo sollte er dann einen Platz auf Erden finden, von dem aus er die Kirche regieren könnte? Trotz den 500 Jahren und darüber, die seit jener Zeit vergangen sind, stecken die Schrecken von Avignon dem Papsttum heute noch in den Gliedern, und jeder aufrichtig denkende Katholik weiß, was es für die Kirche bedeuten würde, wenn heute der Papst die Apostelgräber verlassen müßte.

Das Papstes tiefste Wurzeln sitzen in Rom und in Italien, denn das Regiment der Kirche ist nicht umsonst in der Hauptstadt der Cäsaren groß geworden, wo man schon unter Konstantin eine halbjahrtausend alte Praxis die Welt zu regieren besaß.

Sprechen wir nun von uns selber: Wie empfindlich blickt man aus deutschen katholischen Kreisen heraus auf alle Handlungen des Heiligen Stuhles! Die Ernennung dreier Kardinäle für Frankreich, von denen einer noch dazu, der Erzbischof von Lyon, Inhaber eines uralten kardinalizischen Postens ist, hat genügt, da und dort, selbst in der katholischen Presse lebhaftes Staunen zu erregen. Die außerordentliche Tatsache, daß im vergangenen Jahre zum erstenmal der Herrscher Bayerns dem Münchner Nuntius das Kardinalbirett aufsetzen durfte, ist schon längst vergessen, obwohl diese Gleichstellung des bayerischen Königs und deutschen Reichsfürsten mit den vier großen uralten katholischen Großmächten doch ein ganz anderer Schritt vom Weg der alten Traditionen war, wie die drei Kardinalsernennungen des heurigen Konsistoriums an eine Macht, die von jeher eine ziemliche Anzahl Purpurträger im heiligen Kolleg sitzen hatte.

Digitized by Google

Aus all dem Gesagten geht hervor, daß die Lage des Heiligen Stuhles eine so außerordentlich heikle und schwierige ist, daß sie für menschliche Kräfte kaum mehr zu tragen ist und daß jeder gerechte Beschauer Benedikt XV. die größte und uneingeschränkteste Bewunderung zollen muß für die Klugheit und den Takt, mit der er bisher sein dornenreiches Amt getragen hat. Wir müssen dabei bedenken, daß der Heilige Vater, wie sich ein höherer neutraler Kirchenfürst ausgedrückt hat, einem wahren Trommelfeuer der Entente-Prälaten ausgesetzt ist, die kaum einen Tag verstreichen lassen, ohne ihn und die einflußreichen Größen seines Hofes mit Briefen und Berichten über die Greueltaten der Mittelmächte zu belästigen.

Dem gegenüber fließen naturgemäß die Nachrichten aus den Mittelmächten spärlich und der leider immer nur auf das Notwendige beschränkte Verkehr des offiziellen Katholizismus in Deutschland zeitigt jetzt nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten. Schwer, ja fast unerträglich ist die Last auf Benedikts XV. Schulter. Aber wird sie nicht noch schwerer werden, wenn heute der Krieg zu Ende?

Ein Sieg der Entente würde vielleicht das Verbleiben des Papsttums in Europa endgiltig unmöglich machen. Unter allen Umständen wären die Folgen für die Kirche nicht auszudenken, denn die siegreiche Loge in Frankreich und Italien würde nicht nur in den eigenen Ländern das Christentum auszurotten versuchen, sie würde sicher auch das ihrige tun, um in den Ländern der Mittelmächte die Kirche soweit zu schädigen als es nur irgend möglich wäre.

Wie sich die Lage des Heiligen Stuhles und der Kirche nach einem Sieg der Mittelmächte, wie wir ihn erstreben und erhoffen, gestalten würde, ist schwer zu sagen und Prophezeihen hierin eine undankbare Sache. Unter allen Umständen sicher dürfen wir aber annehmen, daß die schwierige Lage des Kirchenregiments mit dem Frieden nicht aufhören wird.

Benedikt XV. ist ein schmächtiger Mann mit schmalen Schultern, aber er hat einen eisernen Charakter und ein Herz von wahrer Heldengröße und wird das Schifflein Petri auch über diese furchtbaren Klippen hinüberbringen.

Digitized by Google

Rundschau.

Der Untergang der Bildung.

Unter den furchtbaren Erscheinungen dieses Krieges, die den Denkenden bewegen, ist eine der gefahrdrohendsten für die Zukunft unseres Volkes die Vernichtung der gebildeten Stände. Die geistig Begabtesten und sittlich Tüchtigsten dieser Stände, welche den anderen Kämpfern in führenden Stellungen als leuchtendes Beispiel vorangehen, werden an jedem Tage des Krieges in einer Zahl dahingerafft, die in keinem Verhältnis steht zu den Opfern anderer Volkskreise. So schiene es eine Ehrenpflicht, daß ihren Hinterbliebenen höheren oder jüngeren Alters die Bedingungen eines edleren Daseins erhalten blieben, damit die hohen Vorzüge der Toten im deutschen Volke fortdauerten. Doch das Gegenteil vollzieht sich mit unheimlicher Schnelligkeit. Denn die Grundlage dieser in bescheidenem Maße einst gesicherten Familien ist bedroht durch die ungeheuere Teuerung, die nach dem Kriege noch auf Jahre fortdauern muß. Während die anderen Volkskreise durch höhere Löhne oder Handelsgewinne aller Art sich aufrecht erhalten können, müssen die Gebildeten, deren Arbeit in der Not des Kriegs nach ihrem inneren Wert nicht geschätzt wird, dem wachsenden Drucke elend erliegen. Ihre kleinen Vermögen, die durch die Arbeit eines Lebens in weiser Sparsamkeit erworben waren, werden rettungslos aufgezehrt. Denn der Unterhalt der Familien beruhte fast immer auf festen Einnahmen, welche der Staat oder die Reichen als karge Entlohnung für Güter, die allein das Leben adeln, noch gewähren wollten. Gerade dieses Einkommen, da es offen zutage liegt, erfaßt die Steuerschraube mit unvermeidlicher Sicherheit und verbraucht es, ohne je nach der Herkunft des Besitzes zu fragen, in schonungsloser Weise. So werden die Gebildeten, um nur die Kosten des nackten Lebens zu bestreiten, zur Aufopferung des letzten Restes ihres Vermögens gezwungen. Auf diesem Wege gehen die gebildeten Stände aus innerster Notwendigkeit in die Reihen der Lohnarbeiter über, die nur mehr für des Tages Notdurft leben können. Was es für Folgen haben muß, wenn die Stände, die zu allen Zeiten die wahre, geistige Kraft jedes Volkes bedeutet haben, so dem Untergange verfallen, müßte jeder erkennen, der über den Bau der menschlichen Gesellschaft nachgedacht hat. Denn die Sprungfeder, deren Spannkraft das ganze Getriebe des Staates im Gange erhalten hat, ist dann gebrochen.

Durch den Mangel an Voraussicht in den Zeiten vor dem Kriege und noch während des Krieges ist das Unheil, das uns alle bedroht, so unermeßlich angewachsen. Deshalb ist die Frage wohl berechtigt, ob das deutsche Volk den Untergang der gebildeten Stände als unvermeidliche Schickung hinnimmt oder nur, wie in früheren Zeiten, über unbequeme Dinge sich keine Gedanken machen will

Alfred v. Domaszewski.

Digitized by Google

Pfitzners Palestrina.

Es ist nicht das erste Mal, daß wir Pfitzners Buch „Vom musikalischen Drama" zur Hand nehmen; wir haben uns vertraut gemacht mit seiner Art der Kunstbetrachtung. So mag es kommen, daß wir heute nicht die Freude des Genießers, den Dank des Lernenden rein empfinden, sondern mit leiser Qual sich uns die Frage aufdrängt nach der Wesenheit des Mannes, der dieses Buch schrieb.

Kein Zweifel, hier spricht ein Künstler, einer der wenigen ganz reinen Repräsentanten der Spezies, die sich in Kunst ausdrücken m u ß und in der Welt der Kunst (nicht in der Kunstwelt) beheimatet ist. Das heißt also wissen (nicht bloß ahnen), wie es in jener Welt aussieht, heißt aber auch, eben nur da zuhause sein. So ist es: Weisheit und Einsamkeit sprechen als Wesentliches aus Pfitzners Buch. Er selbst gibt in der Einleitung zu dem Buche an, was er für die psychologische Ursache seines Schriftstellerns hält; wir sind versucht, wie Düntzer von Goethe, zu sagen: „hier irrt Pfitzner", denn wenn auch Aufsätze wie „Der arme Heinrich, das Epos und das Drama" oder „Webers Freischütz" ihre Entstehung dem Zweck direktester praktischer Belehrung verdanken, so ist selbst in diesen Schriften das Muß der Entstehung überzeugend. Wir glauben, daß allerdings der Anstoß zu Pfitzners kunstphilosophischen Schriften in der Trostlosigkeit aller musikdramatischen Kunstverhältnisse gegeben war, aber nur der Anstoß, denn Pfitzners Schaffen wäre unvollkommen ohne seine Schriften; wir können sie deshalb auch gar nicht von dem Standpunkt, als ob hier ein bedeutender Komponist mehr oder weniger geistreich und richtig über die Dinge seiner Kunst plaudere, betrachten, sondern mit unerbittlichem Ernst rückt uns dies Buch den Künstler Pfitzner in seinem Muß vor Augen. Nur ein verschwindend kleiner Teil des kunstliebenden Deutschlands kennt Pfitzner als Leiter von Aufführungen; die ihn kennen, werden uns beistimmen, daß sich hier dasselbe wiederholt: kein dirigierender Komponist, sondern ein Wissender, ein Dirigent, der das Werk nicht auslegt, sondern es hinstellt, wie es geschaffen ist, der nicht verschwindet hinter dem Autor, sondern mit ihm zusammen aufgeht im Werk. Pfitzners kunstphilosophische Auseinandersetzungen sind nicht etwa Ansichten, sondern Erkenntnisse, Wahrheiten, die einmal ausgesprochen werden mußten und in die Reihe der genialen kunsttheoretischen Schriften Deutschlands gehören. Was sie allein zum Verständnis des einen Künstlers Wagner beitragen ist eminent. Pfitzner erscheint hier in Wahrheit als der geistige Verwalter des Wagnerschen Erbgutes, ihn als Mehrer desselben anzusehen, geben uns seine Kunstwerke das Recht. Doch ist der Künstler Pfitzner von dem Künstler Wagner außerordentlich verschieden. Wagner ist ein Held des Bekennens; jedes Werk, jede Schrift, jede persönliche Beziehung spricht davon; die Metaphysik ist sein täglicher Gast, das Ergreifen von menschheitsbeglückenden reformatorischen Gedanken hilft ihm unausgesetzt für Qualen von innen und außen. Ob er nun liebt, dichtet, baut oder polemisiert, irgendwie gilt es immer dem Leben, ist mit ihm verbunden bei aller Sehnsucht es zu fliehen. Ganz anders erscheint Pfitzner. Die Phrase, und sei es auch die feinste, beruhigt ihn nicht; mit voller Entschlossenheit geht er den Weg des reinen Denkens. Freilich, sein Künstlertemperament möchte auch den Erfolg, schlägt ihm Schnippchen im Leben, aber in seiner Arbeit ist davon nichts zu spüren. Hier weht die Luft

Digitized by Google

echtester Kunstbetätigung; hier gibt es keine Befangenheit in Liebe und Haß, einzig und allein die reine Anschauung herrscht. So gelingen denn Schilderungen wie die des Wagnerschen Musikdramas, Charakterzeichnungen wie die E. T. A. Hoffmanns, die, weder apologetisch noch kritisch, die Erscheinungen in ihrer Totalität erfassen. Man spürt es, Pfitzner kennt sich aus bei den Genies und ihren Werken. Aber mit welch ungeheurem Ernste wird dies abgehandelt; nicht stilistisch, — im Gegenteil, hier hat Pfitzner stets das frischeste Bild, den einfachsten Vergleich zur Hand, wie ihm denn ein Prosastil zu eigen, der die verwickeltste Materie klar und anschaulich abhandelt in einem den ausgebauten Sätzen holden Deutsch, besonders reizvoll in den nicht seltenen Partien drastischen Humors.

Die ethische Auffassung der Kunst, Kunst als Ernst, diese ist es, die Pfitzner im Gegensatz zur herrschenden Anschauung bringt, ihn isoliert. Welcher Richtung sollte auch der sich anschließen, der Kunst ebensowenig als Geschmackssache empfindet, noch moralische Tendenzen damit verfolgt, dem sie einzig und allein Selbstzweck ist. Das Verantwortungsgefühl, das Pfitzner gegenüber Kunst empfindet, geht weit hinaus über bewußtes Pflichtgefühl, Begeisterung oder Streben, Eigenschaften, die gottlob eine ganze Anzahl Künstler besitzen. Es ist da ein ganz schmaler Pfad, den er mit nachtwandlerischer Sicherheit geht, den zu verlassen für ihn wohl gleichbedeutend wäre mit dem Verlassen des Wegs nach oben. Ein Tempo, eine szenische Nuance, eine Charakterdarstellung „richtig" zu gestalten, ist ein Gebot, dem alles untergeordnet wird; für ihn ist die Hand Gottes über echter Kunst und wacht streng über den reinen Dienst. Man muß sich nur einen Augenblick klar machen, wie selten angeborene Kunstanschauung ist, um Pfitzners Einsamkeit zu begreifen, doppelt fühlbar in einem Kunstgetriebe, das das Gegenteil von Pfitzners Anschauung zum Gesetz erklärt: jede Auffassung hat recht, es gibt keine absolute Wahrheit.

Pfitzner schriftstellert, dirigiert, inszeniert, lehrt, nicht als ein Komponist, der mit diesen Beschäftigungen Geld verdient oder seinen Ruhm mehrt, sondern als notwendige Ausstrahlungen seiner Künstlereinheit. Als Komponist ist er kein Vielschreiber; manche verteidigen die Anschauung, daß er mehr geschrieben, wenn ihn nicht die Not des Tages zu sekundärer Arbeit gezwungen, ihn seiner eigentlichen Aufgabe entzogen hätte. Sie glauben daher den Komponisten Pfitzner zu fördern, wenn sie seinen Nebenbeschäftigungen möglichst wenig objektiven Wert beilegen. Wir sehen es anders. Ein Blick auf die musikalische Produktion Pfitzners lehrt uns, daß Pfitzner nur komponiert, wenn er inspiriert ist. Seiner schöpferischen Natur fehlt alles Talentare, er ist als Komponist genial oder er schweigt. Die schweigenden Perioden, die oft lange dauern, sind erfüllt von den Taten des nachschaffenden Künstlers und des Kunstphilosophen. Unfähig in einer anderen Luft wie der der Kunst zu atmen, setzt hier eine Art zweiter Produktivität ein, so etwa, wie wenn er in der produktiven Zeit ins Land der Kunst verreiste, in der unproduktiven dagegen jenes Land beschriebe. Jahre hat es gedauert, bis diese reiche Natur in sich den Dichter entdeckte; nur die Not brachte den Bescheidenen dahin, sich seinen Palestrina selbst zu schreiben, nachdem alle Versuche, dies von Berufsdichtern tun zu lassen, mißglückt waren. Was ihm gelang, ist kein Operntext, sondern eine Dichtung; höchst Persönliches gegossen in eine künstlerisch vollendete Form. Ein Schöpferdrama, durchaus einzig in dem Charakter des Helden und seinem Verhältnis

Digitized by Google

zur Welt, ein Bekenntniswerk, in dem sich subjektives Gefühlsgeheimnis mit grandioser Erkenntnis vermählt.

Es erscheint als Notwendigkeit, daß Pfitzner aus der spärlichen Legende von dem großen Komponisten, der durch die Komposition einer bestellten Messe seine und die gesamte Kirchenmusik rettet, die erste Anregung empfing. Die Tatsache, daß ein Kunstwerk auf Befehl und zu einem Zweck entsteht, rührte die Frage nach dem Geheimnis alles Kunstschaffens auf; der Künstler, der im Dunkel bleibt und, nachdem eine historische Mission ihn für einen Augenblick ins helle Licht der Geschichte stellt, wieder in dieses Dunkel untertaucht, wurde zum typischen Träger des Loses des schöpferischen Menschen. Und das zu Ende gehende Mittelalter mit seinen heißen Kämpfen um die Wahrheit, mit seiner auf religiöse Erkenntnis gestellten Inbrunst, war der Boden, auf dem allein letzte Geheimnisse der Erkenntnis gedeihen, religiöse Wahrheiten mit Selbstverständlichkeit sprießen konnten.

Dies alles muß Pfitzner intuitiv empfunden haben, da er so beharrlich um diesen Palestrina warb.

Eine der kühnsten und tiefsinnigsten der christlichen Erkenntnisse stellt ohne Zweifel die Anschauung von der Offenbarung göttlichen Willens im Einzelmenschen dar, der als Gesamtwesen sündiger Natur, in Einzelhandlungen und Einzelerkenntnissen als göttliches Gefäß erscheint. Diese Lehre, die die Ur-Zwiespältigkeit der Menschennatur in sich versöhnt, wird getragen von der Erkenntnis, daß die göttliche Produktivität nicht abreißt: Gott muß sich seinem Wesen nach stets von neuem offenbaren. Träger der Offenbarung ist der Mensch als Einzelwesen oder in einer Gesamtheit, die erleuchtet ist. Das Priestertum, das Gottesgericht, die Königswahl, das Königstum von Gottes Gnaden, sie alle fußen auf dieser Lehre und die Unfehlbarkeit des Papstes ist die entschlossene Schlußfolgerung jener tiefen Erkenntnis. Den Wissenden kann es nicht stören, wenn um die eine göttliche Idee, die durchgesetzt werden soll, sich üppiges Geranke menschlicher Leidenschaft, irdischer Klugheit schlingt. Das gerade ist ja der Triumph, daß alles Falsche, das während des Kampfes einen so breiten Raum einnimmt, abfällt, wenn der Sieg da ist und einzig die gereifte Idee übrig bleibt.

Eine der göttlichen Ideen, denen das Trienter Konzil zum Sieg verhalf, ist die Rettung der Kirchenmusik. Dies brauchte dem Konzil nicht bewußt zu sein; vielmehr mochte es den meisten Beteiligten als eine Kleinigkeit erscheinen, die nur, weil sie politische Bedeutung hatte, breiteren Raum einnahm. Hatte doch die Kirchenmusik einen hohen Gönner; Kaiser Ferdinand wünschte sie erhalten. Ihm entgegenzukommen in solcher Kleinigkeit war für die meisten eine politische Gefälligkeit, nicht aber für die großen Mitspieler bei der Durchsetzung der Idee. Papst Pius IV. ist ursprünglich ihr Gegner. Nur, wenn der Beweis zu erbringen ist, daß sie auch heute noch den Forderungen eines reinen Kultus entspricht, wenn die Freude am Können so Maß hält, daß sie den Sinn nicht überragt, wenn die Worte der heiligen Messe verständlich bleiben, dann will der Papst die Kirchenmusik erhalten sehen. Wie soll der Beweis erbracht werden? Durch eine Messe, die zu diesem Zweck komponiert wird, schlägt der Kardinal Borromeo vor. Er ist derjenige, dem die Erhaltung der Kirchenmusik Herzenssache ist, er kämpft darum, will sie retten, versteht und liebt sie. Und er erhält die päpstliche Erlaubnis, die Messe bei Palestrina zu bestellen. Der

Digitized by Google

aber schlägt den hohen Auftrag aus und Borromeo reist, entzweit mit Palestrina, unverrichteter Sache nach Trient. Doch die Messe steht auf der Tagesordnung der Generalkongregation; eingestehen, daß sie nicht geschrieben wird, unmöglich; dabei stände mehr auf dem Spiel als nur das Schicksal der Kirchenmusik, jetzt gibt es kein Zurück mehr. Borromeo erklärt, daß die Probemesse geschrieben wird, innerlich entschlossen, Palestrina, zu dessen Gefangennahme er noch vor seiner Abreise Befehl gab, mit Gewalt zur Komposition zu zwingen. Leicht erledigt sich die Besprechung der Messeangelegenheit, sie geht vorüber, um nur von dem kindlichen greisen Patriarchen von Assyrien unwissend ungeschickt noch einmal berührt zu werden.

Viel Wichtiges soll noch beraten werden; aber, als ob diese Kongregation genug getan hätte mit der ihr selbst nicht bewußten Durchsetzung einer göttlichen Idee, will nichts mehr gelingen. Eitelkeit, Nationalitätenhaß, Leidenschaft, schwermütige Besorgnis, sie alle vereinen sich, um die Sitzung in einem Tumult sich auflösen zu lassen, dem als grausige Steigerung noch eine Stecherei der Diener folgt. Madruscht, der Fürstbischof von Trient, hat wohl das Recht zu fragen:

„Ist das der Sinn des heiligen Konzils?"

Nein, allerdings dies, was in so äußerlich geschieht, ist nicht sein Sinn, aber, was unbeachtet, klein, ein Nichts sich durchsetzte — göttlicher Idee trotz Menschenschwachheit zum Siege half — das ist sein Sinn.

Wie aber verhält sich Palestrina zu seiner Mission? Wir hörten doch, daß er die Komposition der Messe verweigerte. Warum? Weil er das Komponieren überhaupt aufgegeben hat, weil der Schmerz um den Tod seiner Gattin Lukrezia ihm den Schaffensquell versiegen ließ. Zurückgeblieben mit seinem Knaben Ighino führt er ein Leben klagloser Trauer; wohl lehrt er noch, bleibt ausübender Musiker, aber er ist unproduktiv. Lukrezia war ihm Heimat; es scheint, daß ihre lebendige Gegenwart ihm nicht nur die Not des Tages milderte, sondern hintan hielt, daß Gedanken über die Nichtigkeit und das Rätselhafte des Lebens so stark in ihm wurden, daß sie ihm die Freude am Komponieren nahmen. Trotzdem er seinen großen Packen Erdennot zu tragen hatte in Gestalt von Armut, Ausstoßung aus dem Amt eines Kapellmeisters der Sixtina (ein solcher durfte nicht verheiratet sein), Neid und Niedertracht der Kollegen, — nichts von alledem konnte seinen Lebensnerv treffen, weil Lukrezia da war und in ihrem Wesen Ausgleich aller Not trug.

Palestrina muß Borromeos tätige Anteilnahme am Leben, sein leidenschaftliches Einsetzen für die Idee bewundern, die Messe kann er nicht komponieren. Sein Genius schweigt, was hilft da alles Wissen von der großen Aufgabe? Borromeo kann ihn nicht überzeugen, kann nur mit steigender Empörung wahrnehmen, wie da eine Seele in ihrem zweifelnden Grübeln sich herauslöst aus der Hut des Glaubens, wie dieser im Leid untergetauchte Mensch versagt. Er kann Palestrina nicht mehr verstehen, er wird ihm Feind, weil der Ungebrochene glaubt, Palestrina müsse nur wollen, um zu können. Er geht im Zorn.

Bei dem allein gebliebenen Palestrina entlädt sich alle Erkenntnis, alle Seelenqual. Bis zu der letzten Frage nach dem Sinne des Seins treibt ihn seine Verzweiflung. Da wird ihm Antwort. Die verstorbenen Meister der Tonkunst vergangener Epochen, Palestrinas große Vorgänger, erscheinen ihm. Sie

Digitized by Google

geben ihm Aufschluß über die Gesetzmäßigkeit des Geschehens, über die Unentrinnbarkeit gegenüber dem „Erdenpensum". Es gibt nichts anderes als es schaffen „das ist der Sinn der Zeit". Wie er auch ihnen seine Frage nach dem letzten Geheimnis stellt, lassen sie ihn allein. Nun aber singen ihm Engel die Melodien zu, Lukrezia mischt ihre Stimmen mit der seinen — er ist Gefäß göttlicher Offenbarung.

In Trient quält sich Borromeo mit der Frage, wie die Komposition der Messe zu erzwingen sei; inzwischen ist sie fertig. Ohne den Willen des Menschen Palestrina mußte sein Genius sie schreiben, sie ist da. Die Idee hat sich durchgesetzt.

Was bleibt dem Werke noch zu sagen? Die geheime Idee muß zur allgemeinen werden, zu der inneren Wahrheit muß die äußere Weihe treten. Die Messe, aufgeführt, überzeugt alle, die Kirchenmusik ist gerettet. Der Papst selbst kommt zu Palestrina; er setzt ihn wieder zum Kapellmeister der Sixtina ein, den alten Stachel entfernend. Aus dem ursprünglichen Gegner der Kunst-Kirchenmusik, dem Anhänger des reinen gregorianischen Gesanges, wird ein Förderer; Pius der Vierte hat durch Palestrinas Messe die Göttlichkeit der Kunst erkannt, auch ihn hat die Idee besiegt. Repräsentant der reinen Hingegebenheit an Gott, brauchte der Papst sich nur nicht zu verschließen, um die Wahrheit zu erkennen und nach ihr zu handeln. Wie anders Borromeo! Erschüttert, von Reue durchwühlt. Wird Palestrina ihm die Einkerkerung, die Verkennung verzeihen? Er schämt sich seines trotzigen Zwingenwollens, seines leidenschaftlichen Handelns. Er bedurfte der Kenntnis der Messe, um Palestrina zu begreifen. Der darf ihn heute trösten, belehren:

„Gefäße du und ich; zerschlagen hier,
Doch Liebeshauch steigt aus den Scherben auf.
Zur Glorie will alles. Fühl' es doch, mein Freund!"

Auch Palestrina ist nicht mehr derselbe. Seine letzten Erlebnisse haben ihn zur Gottergebenheit geweiht — er fühlt sich nur noch als Gefäß — so will er „guter Dinge und friedvoll sein".

Und es ist von tiefer Bedeutung, daß das letzte, was wir von ihm hören, musikalische Gedanken sind, die er leise spielend seiner Orgel entlockt.

Wenn man von einem großen Menschen, einem echten Kunstwerk spricht, so hat man das Gefühl, zu stammeln. Wir haben einiges über den Palestrina gesagt, armselig gegenüber dem Reichtum und der Fülle des Werkes; wir haben manche Züge Pfitznerschen Wesens beleuchtet mit der vollen Einsicht, daß es sich nur um Andeutungen handelt. Eine zarte Linie läuft zwischen diesem Künstler des XX. Jahrhunderts und den frühen deutschen Mystikern, bei beiden ist das Geheimnis der Seele alles. Doch haben die dazwischenliegenden Jahrhunderte Pfitzner eine glänzende Rüstung geschaffen; was jene intuitiv persönlich aussprachen, hat sich bei ihm objektiviert und zum vollendeten Kunstwerk gestaltet. Wie in seinem Armen Heinrich das was Meister Eckhart „Abgeschiedenheit" nennt gezeigt wird im gottgeweihten Leben des Klosters, so wird es im Palestrina gezeigt im Begegnen mit weltlichen Leidenschaften und Irrungen — dort als Sieg des christlichen Lebens, hier als Sieg der christlichen Kunst.

Digitized by Google

Laiengedanken zum Unterricht in der Religion.

Von Josef Hofmiller.

Ad fontes!

Dieser Aufsatz erschien in seiner ältesten Gestalt vor fünfzehn Jahren in der inzwischen leider eingegangenen und heute noch unersetzten Beilage zur „Allgemeinen Zeitung". All die Jahre her hat er mich innerlich weiter beschäftigt und im Geiste habe ich ihn oft neu geschrieben. Was ich damals nur über den Religionsunterricht dachte, hat sich im Laufe der Zeit sogar, wenn der Ausdruck nicht unbescheiden ist, vertieft zu einer Gesamtauffassung der Aufgabe unserer höheren Schulen, vor allem der Gymnasien, und ist mir auch für den Unterricht im Deutschen, in der Geschichte, in den klassischen und neueren Fremdsprachen, sogar in Gesang und Musik, zum archimedischen Punkt geworden.

Wer sich untersteht über Grundfragen eines Faches mitzusprechen, das nicht sein freiwillig gewähltes und amtlich bestätigtes Sondergebiet ist, fordert den Vorwurf, er menge sich in Dinge, die ihn nichts angehen, geradezu heraus, und lenkt sofort das Interesse von der Sache auf seine Person ab. Darum hatte ich seinerzeit den Aufsatz mit dem Namen Bonaventura unterzeichnet, wobei ich nicht so anmaßend war, mich mit dem großen Theologen, Dichter und Heiligen zu vergleichen, sondern den Namen des wunderlichen Helden, der, anfangs Schelling, später E. T. A. Hoffmann, zuletzt einem sonst unbekannten F. G. Wetzel zugeschriebenen „Nachtwachen des Bonaventura" wählte, und zwar wegen des Auftakts der Dichtung: „Die Nachtstunde schlug; ich hüllte mich in meine abenteuerliche Vermummung, nahm die Pike und das Horn zur Hand, ging in die Finsternis hinaus und rief die Stunde ab." Wenn ich heut ohne Vermummung und ohne Pike das Horn von der Wand nehme, um die Stunde abzurufen, kann ich immer noch kein andres Mandat vorweisen, außer das einer inneren Notwendigkeit, und keine andre Kompetenz, außer die fortdauernder Beschäftigung und längerer Beobachtung. Meine ursprüngliche Absicht, den vergilbten Aufsatz nochmal zu schreiben, läßt sich, wie ich jetzt schon merke, nicht lang durchführen. Während des Schreibens wird das Alte neu und anders. So mag es denn folgen, wie es kommt, Altes und Neues.

Wer die Verhandlungen der bayerischen Landtage zum Kultusetat aufmerksam verfolgt hat, erinnert sich der wiederholt vorgebrachten, stets beifällig aufgenommenen, aber stets vergeblichen Anregung, man solle auf den Gymnasien doch nicht ausschließlich heidnische Schriftsteller lesen, sondern auch die Klassiker unter den Kirchenvätern. Der verstorbene Theologe und Volkswirtschaftler Ratzinger war bei uns der erste und unermüdliche Befürworter dieser Erweiterung des Lektürekanons. Nach seinem Tode wurde die Anregung von anderen Mitgliedern des Zentrums und in den Volksvertretungen anderer Bundesstaaten wiederholt und heute gilt von ihr das Wort von der Tochter des Jairus: sie ist nicht tot, sie schläft.

Der Gedanke ist alt. Wenn ein besserer Kenner als ich seine Geschichte schriebe, stellte sich vermutlich heraus, daß er fast so alt ist wie die Kirche selbst. Am nachdrücklichsten vorgebracht, und mit größter Teilnahme, ja Leidenschaft erörtert wurde er meines Wissens in Frankreich um die Mitte des letzten Jahrhunderts. Der Gelehrte, der ihn damals aufs heftigste bekämpfte, war

Digitized by Google

Edmond Schérer, der Begründer des Chrétien Français. Ausgerüstet mit seiner doppelten Kompetenz als ehemaliger Theologe und Literarhistoriker griff er in die Frage zuerst ein bei einer Besprechung von Désiré Nisards „Geschichte der lateinischen Dichter der Verfallzeit": „Es ist Mode geworden, die Kirchenväter als Quelle der Philosophie und Beredsamkeit zu rühmen. Wer nur ein wenig in sie hineingeblickt hat, weiß, was er von diesem Lobe zu halten habe. Ich habe oft gedacht, die beste Art, die Frage zu entscheiden, wäre, die Texte selbst zur Hand zu nehmen. Die Gegner der klassischen Studien sollen es doch versuchen, aus ausgewählten Stellen der Kirchenväter ein gesundes, lehrreiches, angenehmes Buch zusammenzustellen. Dann sähe man auf der einen Seite die Schönheiten des heidnischen Altertums, auf der andern die schwülstigen Deklamationen und dogmatischen Spitzfindigkeiten der griechischen, die barbarische Sprache und die kindischen Wortspiele der lateinischen Kirchenväter, die lächerlichen Bibelauslegungen beider: der Prozeß wäre bald entschieden." Die ungewöhnlich schroffe und in dieser Allgemeinheit sicher falsche Ablehnung des Vorschlags stieß auf begreiflichen Widerspruch, und Schérer sah sich genötigt, sich mit seinen Gegnern in einem eigenen Aufsatz über „Das christliche Altertum und die Kirchenväter" auseinanderzusetzen. Ruhig und sachlich weist er nach, warum die Kirchenväter für den Lateinunterricht an höheren Schulen schlechterdings nicht in Betracht kämen, da ihre Schriften nur ein einziger unendlicher und riesenhafter Kommentar zur Heiligen Schrift seien, nur für ihre Zeit brauchbar, heute überholt und veraltet. Dann reißen ihn aufs neue Gegenstand und Temperament fort, und abermals schließt er mit dem Zweifel, ob überhaupt die Kirchenväter einem Nicht-Theologen heute noch irgend etwas sein und sagen können: „So ausgemacht ist es schließlich doch nicht, daß Ciceros Buch De officiis unbedingt hinter dem des heiligen Ambrosius zurückstehen müßte, und daß die Welt in jeder Hinsicht gewonnen hätte, als sie die Lehre der Akademie und der Stoa für die Spitzfindigkeiten eines Athanasius und Augustinus vertauschte, für die dogmatische Theologie von Nizäa und die Moraltheologie der Kasuisten".

Mit dieser gereizten Verallgemeinerung war die ganze Frage auf ein völlig falsches Gleis geschoben, oder vielmehr, ihr Wesen, ihre Bedeutung und Berechtigung vollständig verkannt. Um Schérers Schärfe zu verstehen, muß man allerdings wissen, daß seit den fünfziger Jahren in Frankreich gegen die klassischen Studien eine heftige und mächtige Agitation eingesetzt und in der glänzend geschriebenen Streitschrift „Der Gewissenswurm" des Abbé Gaume (1852) eine Art Höhepunkt erreicht hatte. Er schrieb darin: „Die Alten preisen und unsere Väter im Glauben verachten, das ist seit drei Jahrhunderten die Zwangsbasis aller öffentlichen Erziehung in Europa". Von Frankreich hatte die Bewegung nach Österreich und Deutschland übergegriffen, und wenn auf dem Metzer Katholikentag — der Zufall will, daß der Redner ebenfalls P. Bonaventura heißt — das Wort fällt: „die Gymnasien pflanzen den Unglauben und den Haß gegen das Christentum in die Herzen von vielen Tausenden von Menschen"[1]), so ist das nicht nur ein agitatorischer Vorwurf, der einer Augenblicksverstimmung entspringt und auf einen Augenblicksbeifall abzielt, sondern, so irrig uns auch der Satz zweifellos erscheint, der Ausdruck einer verbrei-

[1]) Vgl. Eduard Stemplinger, Der Dreibund gegen die humanistischen Studien. Neue Jahrbücher für Pädagogik XXXVIII, S. 20—34.

Digitized by Google

teten Überzeugung und das vorläufig letzte Wort einer jahrhundertelangen Entwicklung.

Eine große Zahl der Abiturienten unserer höheren Schulen, wir wollen nicht sagen, die Mehrzahl, aber sicher eine viel größere, als die Religionslehrer in ihrem Optimismus glauben wollen — treten religiös indifferent an die Hochschule über und ins Leben hinaus. Das ist eine Tatsache, über welche zwischen Wissenden ein Zweifel schwerlich bestehen wird. Religiös indifferent, aber nicht gleichgültig gegen die ernsten Fragen des Lebens und der Welt, sondern geradezu dürstend nach ihrer Beantwortung. Beamte unserer Bibliotheken, Buchhändler, die sich über die Neigungen ihrer Käufer Gedanken machen, Hörer der philosophischen Vorlesungen unserer Hochschulen, die Professoren der Philosophie selbst, vor allem auch die Besucher gemeinverständlicher Vorträge über Weltanschauungsfragen, wie sie etwa Ernst Horneffer hält, sie alle könnten bezeugen, daß ein tiefes Verlangen nach Erkenntnis viele dieser Jünglinge erfüllt, sie an alle Quellen treibt, an allen Toren anklopfen heißt, alle Wege zu versuchen zwingt, bis sie, des Suchens müde und am Finden verzweifelnd, jener erschütterten und erschütternden Geistesverfassung anheimfallen, die ich die Enttäuschung des ersten Semesters nennen möchte: einer Ratlosigkeit der Seele, aus der sich die Wenigsten retten. Das metaphysische Bedürfnis verkümmert und erstickt, und an seine Stelle treten Surrogate: Kunst, Wissenschaft, Politik, Sport, Verzicht auf alle geistigen Interessen, soweit sie nicht mit dem erwählten Fachberufe zusammenfallen. Aber der seelische Herztrieb ist bei allzu vielen abgestorben, und sie sind sichs nicht einmal bewußt.

Die Frage, ob dieses Abreißen der Verbindung mit einer tausendjährigen religiösen Vergangenheit wünschenswert und zu billigen, am Ende gar zu fördern, oder ob es zu beklagen und nach Möglichkeit zu hindern sei, wird je nach den verschiedenen Standpunkten verschieden beantwortet werden. Sie ist nur ein Teil, aber vielleicht der wichtigste, der umfänglicheren und grundsätzlichen Frage, ob es wünschenswert, ja nur möglich sei, eine Kultur ohne das breite und tiefe Fundament einer Vergangenheit aufzubauen; ob Kultur für den einzelnen, für ein Volk, für die Menschheit je etwas anderes sein oder werden könne, als Bewußtwerden eines Zusammenhanges, Einwachsen in eine Überlieferung, Herauswachsen aus einem Nährboden, Einverleibung und Verarbeitung eines Erbes. Es ist nicht meine Absicht, im heutigen Zusammenhang erst diese Frage zu erörtern. Heißt sie aufwerfen, nicht schon sie beantworten? Hat nicht unsere europäische Kultur sie längst gelöst und ist nicht unsere ganze Bildung die Antwort darauf? Stehen und fallen nicht vor allem unsere höheren Schulen mit der Erfüllung der einen Aufgabe: dem Werdenden zum Bewußtsein zu bringen, daß es ein Gewordenes gibt, von dem er nur ein kleiner Teil ist, ihn dieses Gewordene erkennen, erfahren und erleben zu lassen? Der Zweck dieser Betrachtungen ist demgemäß nicht religiöse oder konfessionelle Propaganda, sondern die Anwendung des Lebensprinzips der höheren Schule auf den Religionsunterricht. Ihr Standpunkt ist derjenige eines Laien, der überzeugt ist, daß die seelischen Wachstums- und Nahrungsbedürfnisse des Werdenden, Wesen und Aufgaben der höheren Schule und die Interessen, ja sogar die Ideale des Religionsunterrichts in ein und dieselbe Richtung weisen.

Man braucht sich durchaus nicht das scharfe Urteil Schérers über die Kirchenväter zu eigen zu machen, kann im Gegenteil der Überzeugung sein,

Digitized by Google

daß vieles Schöne und Gute auch aus ihnen zu holen ist, und muß doch zugeben, daß der Vorschlag, sie in den klassischen Unterricht zu verpflanzen, unglücklich, weil unausführbar ist. Unsere höheren Schulen stehen auf dem Boden religiöser Gleichberechtigung: wie sollte, wie könnte nur eine solche Lektüre an konfessionell gemischten Anstalten durchgeführt werden? Oder sollen vielleicht auch Protestanten, Juden und Konfessionslose die Kirchenväter lesen? Könnte ein akatholischer oder indifferenter Lehrer sie anders erklären als philologisch und geschichtlich? Wäre aber nicht durch eine derartige Einschränkung der Exegese die Lektüre gerade um ihr Wertvollstes gebracht? Welche klassischen Schriftsteller sollten entthront, welche Kirchenväter an ihrer Stelle gelesen werden? Welche Werke von ihnen, in welchem Umfang und auf welcher Stufe? Wer sich die Ausführung des Vorschlags ernstlich vorstellt, müßte fast zweifeln, ob seine Anreger dies je getan haben, und ob er nicht von Anfang an, um mit Lessing zu sprechen, bloß γυμναστικῶς, nicht δογματικῶς zu verstehen gewesen sei.

Dennoch entsprang dieser unglücklich formulierte und inhaltlich schiefe Vorschlag einem Gefühl, das unbedingt richtig, und einem Bedürfnis, das unleugbar vorhanden ist: dem Gefühl, daß der Durchschnittsbegriff eines Gymnasiasten von der Geschichte und Entwicklung des Christentums, und seine Durchschnittskenntnisse von religiöser Literatur gleich dürftig sind; auf der andern Seite dem Bedürfnis, den viel zu eng gezogenen Kreis der antiken Literatur im lateinischen und griechischen Unterricht selbst zu erweitern. Über Notwendigkeit und Möglichkeit dieser Erweiterung möchte ich mich in anderm Zusammenhang äußern; hier darf ich mich auf den Religionsunterricht beschränken.

Schon öfter hat man sich gewundert über die außerordentliche konservative Macht des jüdischen Glaubens. Alljährlich beobachten wir, wie stark sich an den hohen jüdischen Festtagen, am Peßachfest, am Neujahrs- und Versöhnungstage alle Juden ihrer Glaubens- und Stammeszugehörigkeit bewußt werden, wie auch die Laueſten und Modernsten mit einem Male wieder wissen, daß sie Juden sind, und sich auf der Straße im Festkleid, schwere Andachtsbücher unterm Arm, offen als Juden bekennen. Sollte das nicht hauptsächlich den heiligen Texten zuzuschreiben sein, die der kleine jüdische Schüler in die Hand bekommt, fast noch eh er sie versteht? An ihnen lernt er lesen: heilige Schriftzeichen sind die ersten, die er mühsam entziffert. Er lernt, zuerst deutsch, dann hebräisch, all die feierlichen Gebete: Morgen- und Abendgebete, Tisch- und Sabbath-, Freuden- und Trauergebete. Die Hagadah, der großartige, dramatisch aufgebaute Bericht vom Auszug Israels aus Ägypten, wird ihm jedes Jahr durch das Peßachfest zum tiefer erfaßten Erlebnis: Die Wegschaffung des gesäuerten Brotes, die Verbrennung des allenfalls noch gefundenen, die Bereitung der Sederschüssel, das Kidduschgebet, die Frage des Jüngsten nach der Bedeutung dieser Nacht, die Antworten der Tischgesellschaft, die große Strafenaufzählung mit dem vierzehnmal sich wiederholenden „Dies wäre uns genug gewesen", der 113. und 114. Psalm, der Genuß des Weins und der Mazzoth, das Gebet um baldige Erbauung der heiligen Stadt Jerusalem, das symbolische Öffnen der Tür, der 115. Psalm, das große Hallel, das ergreifende Nachtgebet mit dem immer wiederkehrenden Reim „Nacht" und dem siebenmaligen „Es war in der Mitte der Nacht", das darauf folgende und ihm genau entsprechende Peßachgebet, mit dem steten Reim „Peßach" und dem wie-

Digitized by Google

der siebenmaligen „So sprechet vom Peßachfeste", der Lobgesang mit dem sich einhämmernden Kehrreim vom „Reich", der seltsame Ruf „Zum kommenden Jahr in Jerusalem", die siebenmalige Bitte um Wiedererbauung des Tempels, die feierliche Auslegung der Zahlen von eins bis dreizehn, das uralte geheimnisvolle chaldäische Märchen vom Lämmchen zuletzt: ein Nichtjude kann kaum von ferne nachfühlen, wie ungeheuer die jährliche Wiederkehr dieses eindrucksvollen häuslichen Gottesdienstes in der heiligen Sprache wirkt. Hier, in der engen Verbindung von Religion und Familie, im Einssein von Gemeinde und Haus am Peßachfest, in dem ungebrochenen Bewußtsein der Einheit von Glaube und Heimat, hier ist der Schlüssel zum konservativen Charakter des Judentums, zugleich auch der zum auflösenden Charakter alles Judentums, das diese Einheit preisgibt. Wenn dann der kleine Jude in seinen Kenntnissen vorschreitet, liest er Stellen aus dem Pentateuch, und lernt durch Propheten und Psalmen Leid und Freud seines Volkes kennen. So sind ihm von Anfang an die heiligen Texte ehrwürdig und vertraut zugleich. In die weiche Knabenseele drücken sich die tausendjährigen Worte, und kaum bedarf es eines äußeren Anlasses, so wachen sie auf und üben ihre einstige Macht, der Mann wird an ihnen zum Kinde, ihn ergreift ihre Gewalt und rührt ihr uralter Klang.

In den 26 Aufsätzen des Buchs von Norrenberg „Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege", von dem hier schon die Rede war[1]) und noch öfter sein soll, steht je ein Beitrag über katholische und protestantische Religionslehre und religiöse Erziehung, aber nichts über den jüdischen Religionsunterricht. Das scheint sonderbar, wenn man bedenkt, daß unsere höheren Schulen auch von vielen Juden besucht werden. Aber selbst, wenn dieser Beitrag durch einen Zufall vergessen worden wäre, so hätte der Zufall recht: am jüdischen Religionsunterricht braucht nichts geändert zu werden, weil er auf der gemeinsamen Lesung und Erklärung der heiligen Texte aufgebaut ist, auf den Festen des jüdischen Jahres und den Tatsachen der jüdischen Geschichte, auf den für Handeln und Wollen entscheidenden Mächten der Seele, auf Gemüt, Erinnerung und Phantasie, nicht auf einem in Pensen abgeteilten, von einer Stunde auf die andre aufgegebenen und examinierten und von einem Tag zum andern vergessenen Buchwissen, das höchstens zu Prüfungszwecken notdürftig und unwillig wiederholt wird, um sich unmittelbar darauf desto gründlicher zu verflüchtigen. Aber haben wir nichts, was der Hagadah gleichzustellen wäre? Besitzen wir nicht eine Liturgie von unausschöpfbarer Fülle, Schönheit und Tiefe, Zeremonien von ergreifender Bedeutung, eine gewaltig aufgebaute Tragödie, alljährlich sich wiederholend wie die Hagadah und in heiliger Sprache niedergelegt wie sie? Ist es nicht herzbewegend, das plötzliche Verstummen und dreitägige Schweigen aller Glocken, und tönt es nicht wie aus den Einöden der Jahrtausende, das langgezogene Incipit lamentatio Jeremiae prophetae? In kummervoller Verwüstung liegen die Altäre und die große Passion hebt an, das älteste und ehrwürdigste aller geistlichen Dramen. Fürbitten steigen empor für alle Stände und gegen alle Übel, für die, so in Kerkern sind und auf den Meeren, für Reisende und Kranke, Irrgläubige und Abtrünnige, Juden und Heiden. Enthüllt und erhoben wird das Kreuz, und es ertönt die rührende Heilandsklage Populo meus, quid feci tibi, die Hymnen erschallen, Crux

[1]) Unsere höheren Schulen (April 1916); Fächer und Noten (Mai 1916).

Digitized by Google

fidelis und Vexilla regis prodeunt, die schon, als die Kreuzfahrer sie sangen, uralt gewesen sind. Dann Schweigen und Trauer. Am nächsten Morgen aber werden selbst die Elemente gleichsam neu geschaffen und geweiht, und das Lob der geheimnisvollen Nacht steigt auf Haec nox est und O vere beata nox, und die zwölf großen Prophezeiungen, bis beim Gloria der Schweigensbann über den Landen endlich gelöst wird und die Glocken die Botschaft hinausschwingen, die dem Verzweifelnden die Schale des Todes vom Munde reißt: Christ ist erstanden!

Ist es nicht schmerzlich, sich zu vergewissern, wie wenige katholische Schüler unserer Gymnasien diese wundervollste aller Liturgien kennen, die vor Michel Angelos gewaltiger Seele stand, als er einsam sein einsamstes Werk schuf in den Deckengemälden der Sixtina? Ganz zu schweigen von der Ahnungslosigkeit der meisten Hörer von Bachs Matthäuspassion, daß all die erschütternde Herrlichkeit aus den Charwochengottesdiensten stammt? Aber ist es nicht unbestreitbar, daß gerade die drei Hauptfeste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten von der Schulkirche überhaupt nicht berührt werden, weil sie in Schulferien fallen? Ist eine Einrichtung, welche die zentralen Gedächtnistage des geistlichen Jahrs nicht mitfeiert, nicht zwecklos, ja zweckwidrig? An den gewöhnlichen Sonntagen die Schüler in einen nur für sie veranstalteten Gottesdienst zu zwingen, an den höchsten Festen aber die eben dadurch der Gemeinde fern und fremd Gewordenen ganz sich selbst zu überlassen; von dem Prinzip auszugehen, daß die Schüler in die Kirche gezwungen werden sollen, aber gerade an den drei Hauptfesten sie *nicht* zu zwingen, — genau, wie wenn es ein jüdisches Jahr ohne Peßach gäbe, ohne Roschhaschone und Jom kipper — ist das nicht geradezu die deductio ad absurdum der ganzen Einrichtung? Zeigt nicht dieser eine Punkt, wie unsere höheren Schulen als Erziehungsanstalten versagen, sobald es ernst wird? Wie fundamentlos sie sind, weil sie keine Lebensgemeinschaften mehr sind, sondern staatlich beaufsichtigte Zweckeinrichtungen? Der Kirchenzwang nimmt den Schüler aus der wirklichen Gemeinde heraus, ohne ihm eine Schulgemeinde zu schaffen. Er ist keine organisch gewachsene Lebensform, sondern eine schulbehördlich kontrollierte Zwangseinrichtung mit allen, aber auch allen Nachteilen einer solchen. Eine religiöse Verbindung, die jedes Jahr am Schmerzhaften Freitag um 10 Uhr abreißt, unmittelbar vor der feierlichsten Woche des Kirchenjahrs, dem Mittelpunkt alles kirchlichen Lebens, die zweiundvierzig Wochen lang Haus und Familie ignorieren zu müssen glaubt, in den übrigen zehn Wochen, darunter den drei bedeutungsvollsten, ihre Tore völlig zusperrt, weil Vakanz ist, und ihre Zöglinge notgedrungen doch wieder auf das Elternhaus verweisen *muß* — eine solche Verbindung ist ohnmächtiger als gar keine, und eben wegen ihres Zwanges eher schädlich als nützlich. Unsere höheren Schulen, herausgewachsen aus dem Internat, in Kleinstädten allenfalls noch in ihrer jetzigen Form erträglich, sind in der Großstadt unmöglich und gehen an ihr innerlich zugrunde, weil sie nichts andres sein *können* als bloße Lern- und Abrichtanstalten. Als Hauskapelle des Landerziehungsheims hat die Schulkirche Sinn, Wert, Notwendigkeit; als Zwangsgottesdienst in einer großen Stadt erreicht sie genau das Gegenteil von dem, was sie bezweckt.

Der Gedanke, den Religionsunterricht durch Quellenlesung zu beleben und zu vertiefen, ist von protestantischer Seite früh aufgegriffen worden und

Digitized by Google

wird jetzt ziemlich allgemein durchgeführt. Sogar an lateinlosen Realanstalten werden die drei ersten Evangelien, die Apostelgeschichte und die Augsburger Konfession wenigstens in der Muttersprache gelesen, wie überhaupt das Prinzip der Quellenlektüre berufen ist, auch die nicht lateintreibenden Schulen mit wissenschaftlichem Geiste zu befruchten. Die „Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen" beginnen schon in Quarta mit der Lektüre ausgewählter Abschnitte des Alten und Neuen Testaments. Für Untertertia ist Erklärung und Lesung von Psalmen und leichteren Stellen aus den Propheten vorgeschrieben, für Obertertia vor allem die Bergpredigt und die großen Gleichnisse. Der Stoff der Prima ist: „Kirchengeschichte unter Beschränkung auf die für die kirchlich-religiöse Bildung der evangelischen Jugend unmittelbar bedeutsamen Stoffe: Entwicklung der römisch-katholischen Kirche (Athanasius und Augustinus), germanische Missionen, Mönchtum, Scholastik, Mystik und kirchliches Leben, Reformation und Gegenreformation, Pietismus (Spener, Herrenhuter), und Rationalismus, Union (Schleiermacher) und das wichtigste über die Verfassung der evangelischen Landeskirche Preußens, äußere und innere Mission (Wichern, Fliedner), auch neuere Sekten (Baptisten, Methodisten, Irvingianer). Erklärung ausgewählter Abschnitte des Evangeliums Johannis und neutestamentlicher Briefe, namentlich des Römerbriefes, bei dem Gymnasium stellenweise unter Heranziehung des Urtextes. Glaubens- und Sittenlehre im Anschluß an neutestamentliche Schriften und in Verbindung mit Erklärung der Augsburger Konfession, der eine kurze Einleitung über die drei alten Symbole voranzuschicken und ein Hinweis auf die übrigen Symbole der christlichen Hauptbekenntnisse anzuschließen ist."

Ein solches Lehrziel läßt sich nur erreichen, wenn entsprechende Lehrmittel in den Händen der Schüler sind. Das beste mir bekannte Buch dieser Art sind Friedrich Zanges „Zeugnisse der Kirchengeschichte" (Gütersloh, Bertelsmann 1912). Es scheint mir nötig, wenigstens einiges aus seinem reichen Inhalt mitzuteilen, um von der Größe der Aufgabe und von der Geschicklichkeit, mit der sie gelöst worden ist, einen Begriff zu geben. Bericht des Tazitus über den Brand Roms; das Martyrium Petri nach den Petrusakten; Brief des Clemens an die Korinther; Dokumente über den Kaiserkult; Briefwechsel zwischen Plinius und Trajan; Briefe eines Ignatius; Bericht der Gemeinde Smyrna über das Martyrium Polycarps; Brief der Gemeinden Lyon und Vienne über das Martyrium Blandinas; Akten des hl. Apollonius des Asketen; Briefe des hl. Cyprian von Karthago; Eusebius über die Verfolgung Diokletians; die Toleranzedikte unter Konstantin. Stellen aus Platon, Epiktet, Mark Aurel, Seneka. Tertullian, Clemens Alexandrinus und Origines. Gnostiker. Kindheitsevangelien. Irenäus und Eusebius. Augustinus sind volle 25 Seiten gewidmet. Athanasius, Theodosius, Ambrosius, Chrysostomus, Leo der Große, Basilius, Benedikt von Nursia. Bonifatius. Gregor VII., Bernhard von Clairveaux. Bonifaz VIII. Dominikanische und franziskanische Texte. Anselm von Canterbury, Abälard, Thomas von Aquin. Meister Eckhart, Tauler, Von der Nachfolge des armen Lebens Christi. Ich halte inne vor den Texten zur Reformation; auch von den ihr vorhergehenden habe ich bei weitem nicht alle genannt. Es kam mir nur darauf an zu zeigen, in welchem Umfang ein für protestantische Schüler bestimmtes Quellenlesebuch vorreformatorische, katholische Texte bringt, sogar Hymnen wie das Dies Irae und Veni Sancte

Digitized by Google

Spiritus und das Lob aller Kreatur vom heiligen Franziskus von Assisi. Über 200 Seiten von den 500 des Buchs sind der Katholiken und Protestanten gemeinsamen Vergangenheit und ihren literarischen Dokumenten gewidmet. Auf ähnlichem Raum könnte das katholische Gegenstück, nach welchem ein dringendes Bedürfnis besteht, außerordentlich viel bringen und ein ideales Quellenlesebuch zur Religion sein, nicht nur zur Kirchengeschichte, das dem Schüler möglichst früh in die Hand gegeben, ein Begleiter durchs ganze Gymnasium, und ein liebes, vertrautes Buch würde, das er auch ins Leben mit hinaus nähme. Die preußische Schulordnung spricht davon, daß es wünschenswert sei, wenigstens stellenweise auf den Urtext zurückzugreifen. Liegt es nicht in der Tat außerordentlich nahe, die altsprachlichen Kenntnisse der Schüler für den Religionsunterricht und durch ihn fürs ganze Leben fruchtbar zu machen? Aber wie wenige unter tausend katholischen Abiturienten haben die Bergpredigt im Zusammenhange nur deutsch, geschweige lateinisch oder griechisch gelesen? Sollte der Gymnasiast nicht in der wunderbar eindrucksvollen Sprache der Vulgata den Schöpfungsbericht und ältere Geschichte, Psalmen und Propheten kennen lernen? Sollten nicht die Evangelien auch lateinisch ein Text sein, den er möglichst früh ins Ohr bekommt, um ihn nie mehr zu verlieren? Bergpredigt, Gleichnisse und Passion müßten ihm so vertraut werden, wie Stellen aus den Briefen des hl. Paulus; der Lobgesang der drei Jünglinge ebenso wie diejenigen des Zacharias, Mariens, Simeons und das Te Deum. Unbedingt wäre der Meßtext aufzunehmen, die Charwochenliturgie und die Missa pro Defunctis. Wie wenig kennen die Schüler die herrlichsten Hymnen: die ehrwürdigen Achtstrophen des Ambrosius, Klassiker wie Prudentius und Fortunatus, die drei größten Hymnendichter Adam von St. Viktor, Thomas von Celano und Jacopone, die leuchtenden anonymen Stücke, wie Urbs beata Hierusalem, Aquilone pulso veni, Pone luctum Magdalena, Plaudite coeli! Wenn der Gymnasiast sie kennte, ginge ihm die Bedeutung der Kirche für die abendländische Kultur ganz anders auf, und er sähe über Schulbuch und Schulstube hinaus in eine zweitausendjährige Vergangenheit, die in Liturgie und Ritus trotzdem zugleich lebendigste Gegenwart ist. Wenn schon der protestantische Religionsunterricht derart Ernst macht mit gemeinsamer Quellenlektüre — das bloße Vorlesen als „aufgedrängtes Augenblicksverständnis" genügt keineswegs — sollten nicht die katholischen Vertreter des Fachs in idealem Wetteifer sich auf ein Vätererbe besinnen, das auch ihre Schüler erst erwerben müssen, um es zu besitzen? Mehr und mehr wird es zur Ausnahme, daß, wie noch Burdach beklagt, „Deutschlands protestantische Jugend die Schule durchläuft ohne eine Ahnung, mindestens ohne jede Anschauung von den Quellen, daraus die Millionen ihrer katholischen Kameraden und Mitbürger ihre religiöse Nahrung empfangen"[1]). Aber mehr und mehr wird es auch zur beschämenden Möglichkeit, daß evangelische Gymnasiasten in der Vergangenheit der Kirche besser Bescheid wissen, als ihre katholischen Mitschüler. Ferne sei es, die Arbeit zu verkennen, die von katholischer Seite für den Religionsunterricht besonders in den letzten Jahren geleistet worden ist. Ebensowenig Sinn jedoch hätte es, vor dem, was auf der andern Seite angestrebt und erreicht wird, die Augen zu verschließen; sie zu verschließen insbe-

[1]) Deutsche Renaissance. Betrachtungen über unsere künftige Bildung. Berlin, E. S. Mittler, 1916.

Digitized by Google

sondere vor der auf protestantischer Seite zunehmenden Erkenntnis, daß auch im Religionsunterricht mit veralteten Methoden gebrochen, auch in ihm das Aufgeben und Abfragen zugunsten gemeinsamer Arbeit, Freude und Erbauung zurücktreten, und an Stelle des bloßen Lernens und Bereithaltens von Gedächtnisstoffen ein Erfahren und Erleben treten muß.

Ein unverdächtiger Zeuge, der katholische Schriftsteller und Theologieprofessor Alban Stolz, schreibt am Ende seines Lebens in seinen autobiographischen Blättern „Nachtgebet meines Lebens" über das Katechismuslernen: „Der rechtschaffene Lehrer nahm jeden Freitag den Unterricht vor; aber er machte mir den Freitag sehr unliebsam, indem ich die aufgegebene Lektion des Katechismus auswendig lernen sollte. Einesteils verstand ich den Katechismus nicht oder hatte kein Interesse für seinen Inhalt; andernteils fiel es mir stets etwas schwer, wörtlich etwas auswendig zu lernen. Ich will bei dieser Gelegenheit überhaupt bemerken, daß ich auch in späteren Jahren niemals von dem Religionsunterricht mich besonders angesprochen fühlte, noch weniger belebt und erwärmt. Ich glaube, daß dieses nicht in einem unempfänglichen Gemüte seinen Grund hatte, sondern im Mangel an Klarheit und Wärme bei den betreffenden Religionslehrern und Lehrbüchern. Es scheint mir, daß auch den jetzigen Katechismen der Vorwurf gemacht werden kann, daß sie durch ihre ganze Manier der Kinderseele fremd und unerquicklich vorkommen müssen. Da zugleich wörtliches Auswendiglernen verlangt wird, gehört ihr Dasein zu den unerfreulichen Erscheinungen im Kinderleben, besonders für solche, die schwer Unverstandenes auswendig lernen."

Wenn die Worte des frommen Freiburger Professors durch jeden Zusatz nur abgeschwächt würden, so darf an einer anderen Frage des Religionsunterrichts, besonders in höheren Klassen, nicht so rasch vorbeigegangen werden, nämlich an der starken Betonung der apologetischen Seite. Wir fürchten, daß der Nutzen dieser Mittelschulapologetik ebenso überschätzt, wie ihre Gefahren verkannt werden. Zunächst ist es merkwürdig inkonsequent, auf der einen Seite die philosophische Propädentik aus dem Unterrichte der Prima zu entfernen, wie dies geschehen ist, auf der andern die Primaner mit philosophischen Schulen und Strömungen bekannt zu machen, die nur aus dem Zusammenhange der Geschichte der Geisteswissenschaften verständlich sind, und sie beständig mit philosophischen Begriffen operieren zu lassen, für die ihnen die Voraussetzung fehlt, und die sie fertiggestellt übernehmen, um sie mit verständnisloser Promptheit in gewünschter Richtung zu handhaben. Die Schulwiderlegungen von Deismus, Pantheismus, Atheismus, Materialismus und Darwinismus haben schwerlich einen einzigen Schüler abgehalten, sich die betreffende Weltanschauung zu eigen zu machen. Populäre Apologien machen überhaupt leichter aus zehn gläubigen Jünglingen zehn Zweifler, ehe sie von zehn Zweiflern nur einen wieder gläubig machen. Schulapologetik und Schüler reden, wenn sie überhaupt zu einem Sprechen kommen, beständig aneinander vorbei: der Apologet sucht allgemein und logisch zu widerlegen, der Schüler hingegen steht, auch wenn er es, was meist der Fall sein wird, verschweigt, im Banne eines ganz bestimmten Autors und dessen besonderer Darstellungsgabe und stilistischer Kunst, den er oft genauer kennt und immer besser zu verstehen glaubt, als der Lehrer. Er liest Nietzsche, Schopenhauer, Bergson, Häckel, Bölsche, oft kunterbunt durcheinander; seine Weltansicht entsteht nicht

Digitized by Google

aus besonnener Überlegung, sondern aus Schwärmerei, Empfindlichkeit, Pubertätsstimmungen, und Selbstbetonung gegenüber der älteren Generation und wird durch die Gründe des Apologeten überhaupt nicht gestreift, geschweige erschüttert. Ein Religionslehrer, der glaubt, mit seinen Argumenten und Schlußreihen auf einen erregbaren, phantasievollen Primaner, der gerade im Zarathustra oder in der Welt als Wille und Vorstellung schwelgt, irgendwelchen Eindruck zu machen, gibt sich der nämlichen naiven Selbsttäuschung hin, wie ein Literaturprofessor, der einem Sextaner Karl May, einem Tertianer Körner, einem ersten Semester Strindberg wegdisputieren zu können wähnte. Auf die Gefahr hin, tauben Ohren zu predigen, möchte ich zu erwägen geben, ob es nicht ratsam wäre, die Schulapologetik zurückzudrängen und durch religiöse Vorträge für ältere Studierende zu ersetzen, auf der Schule jedoch die Zeit fruchtbringender anzuwenden, vor allem durch öfteres Lesen und Wirkenlassen erhabener religiöser Dokumente, deren immanente apologetische Kraft ungleich größer ist, als die des besten Beweises, den der Schüler doch nicht für zwingend hält. Selbst wenn er im Unterricht aus sich herausgeht, geschieht es selten, um über ernstliche Probleme Aufschluß zu erhalten, sehr gern hingegen, um unter der Maske religiöser Bedenken vor versammelter Klasse seine Debattiergewandtheit leuchten zu lassen und womöglich den Lehrer in die Enge zu treiben; denn derartige Disputationen sind immer uferlos und unüberzeugend, und ihr notgedrungenes Ende, daß die Diskussion mit einem den Schüler verletzenden Hinweis auf sein jugendliches Alter, seine mangelnde Vorbildung und ungenügende Reife auf eine Weise abgebrochen wird, bei der sich der junge Mann als Sieger fühlt.

Derlei halb- und scheinwissenschaftliche Stilübungen sind die Paradestücke der Reifeprüfung. Nichts macht die Wirkung des Religionsunterrichts in der Mittelschule so illusorisch, wie die Benotung und vor allem die Prüfung im Absolutorium, durch welche er gehoben werden sollte. Es ist einmal scherzhaft vorgeschlagen worden, den Deutschen die Theorien von Marx und Lassalle bis zu Kautsky und Bernstein durch Einführung der Lehre vom Zukunftsstaat als Unterrichtsfach fürs ganze Leben zu verleiden. Die Überzeugung, daß an unseren höheren Schulen überhaupt viel zu viel geprüft und benotet wird, daß das fortwährende Prüfen den Unterricht zerstört, habe ich schon in dem Aufsatz „Fächer und Noten“ ausgesprochen, ohne jede Hoffnung allerdings auf unmittelbare Wirkung. Diese Hoffnungslosigkeit, für die ich im Punkte des Religionsunterrichts besonders triftige Gründe habe, darf mich nicht abhalten, abermals auszusprechen, daß, je mehr dieser Unterricht als Lernfach gegeben und betrieben, je mehr auf das Bewältigen von Pensen, und das Erreichen schwarz auf weiß zu kontrollierender Lehrerfolge gedrückt, je mehr er den andern Fächern gleichgestellt wird, desto mehr die Religion selbst verliert; daß nur durch Abschaffung der Benotung und vor allem des Religionsabsolutoriums dem Unterricht dieses Gegenstandes Freiheit, Freudigkeit und Unschuld wiedergegeben werden kann. Es läuft schließlich auf das Experiment des obersten Kämmerlings mit Daniel und den andern Jünglingen hinaus: er, in redlicher Furcht, ihre Angesichter möchten mägerer werden, als die der andern Jünglinge ihres Alters, will sie zu des Königs Wein und Speisen zwingen, bis ihm Daniel sagt: „Versuch es doch mit deinen Knechten zehn Tage, und laß uns Gemüse zu essen geben und Wasser zu trinken!“ Wenn die Verantwort-

Digitized by Google

lichen mit den Früchten des bisherigen Systems zufrieden sind, mögen sie es beim alten lassen. Wenn sie aber klagen müssen, daß die Kirchenentfremdung der gebildeten Männer von Jahr zu Jahr zunimmt, und daß die monistischen Sonntagsprediger ihre begeistertsten Hörer aus absolvierten Gymnasiasten rekrutieren, mögen sie es „mit ihren Knechten versuchen" und dem Religionsunterricht eine Würde und Freiheit wieder gewähren, um die alle andern Fächer dann Grund hätten, ihn zu beneiden. Jetzt ist bei einer großen Zahl von Abiturienten die Stunde der schriftlichen Reifeprüfung, in der sie sich die erste Note in Religion erschreiben, zugleich die letzte in ihrem Leben, in der sie sich mit Religion beschäftigen.

In dem dem evangelischen Religionsunterrichte gewidmeten Beitrag in Norenbergs Sammelwerk heißt es vom üblichen Konfirmandenunterricht, daß er „noch heute im Rüstzeug der Polemik aus dem orthodoxen Zeitalter einherschreite und den Zugang zum inneren Leben des Katholiken verschlösse. . . Wird Luther als Gegenbild zu Ignatius nicht viel tiefer verstanden, wenn Ignatius als klassischer Vertreter einer tiefen, aber in der Tiefe andersartigen Religiosität erfaßt wird?" Wir wissen alle, daß es nach diesem Kriege zu Konfessionskämpfen, wie sie nach 1871 das deutsche Land verwüsteten, nicht mehr kommen darf. Schamröte steigt uns ins Gesicht beim Gedanken, wann, wo und gegen wen zum erstenmal dasselbe Wort Kulturkampf gebraucht wurde, dessen sich unsere Feinde gegen uns bedienen. Ein Sturm von Empörung ginge durch das Land beim Versuch, aufs neue Konfessionszwist anzufachen. Der Geist gegenseitigen Verstehens, zum mindesten Verstehenwollens, muß bleiben, auch wenn der Burgfrieden den notwendigen Parteikämpfen Platz gemacht hat. Auch im Frieden muß es dann ein unsichtbares rotes Kreuz geben, dessen Schutz nie verletzt und nie mißbraucht wird. Dieser Geist der Duldung und des Verstehenwollens muß auch den Religionsunterricht beseelen. Er darf die Kluft zwischen den Konfessionen nicht verbreitern, sondern muß sie überbrücken. Als der protestantische Theologe Karl Hase seine Heiligenbilder herausgab, schrieb er im Vorwort: „Unsere Kirche datiert nicht erst von 1517, wir dürfen uns getrost die Heiligen des Mittelalters, und nicht bloß die Schriftgelehrten unter ihnen, aneignen, wie die protestantische Wissenschaft mit den Kirchenvätern bereits getan, auch jene sind unsre Ahnen". Ein halbes Jahrhundert ist zwischen Hases Vorrede und Zanges symptomatischem Buch verflossen. Ein wachsendes Bedürfnis, wieder aus den alten Quellen zu schöpfen, ist für jeden, der die Zeichen der Zeit einigermaßen zu deuten weiß, unverkennbar. Die letzten Jahre haben uns eine Anzahl von neuen Ausgaben nicht nur der Hymnen, sondern vor allem auch der großen Legenden des Mittelalters gebracht, von denen ich als letzterschienene, zugleich als die schönste, die des Jacobus a Voragine bei Dieberichs nenne, nachdem beschämenderweise dies grundlegende Werk in Deutschland seit langem für den Buchhandel verschollen und der Liebhaber der Legenden auf eine französische Ausgabe angewiesen war. Es wird nicht zuletzt von der Neugestaltung des Religionsunterrichts abhängen, ob sich dies unleugbar an den verschiedensten Stellen und auf die verschiedenste Weise zutage tretende Interesse auf ein mehr oder minder dilettantisches Ästhetentum nach englischem Muster beschränken, oder ob es die Grundlagen des Geisteslebens der Nation tiefer legen und befestigen wird. Wenn die Kirchen es verstehen, diese Sehnsucht weiter Kreise nach den

Digitized by Google

Denkmalen ihrer religiösen Vergangenheit, dies Ahnenbedürfnis zu stillen, werden sie selbst nur Nutzen davon haben. Viel dünne Wasserläufe rinnen da und dort zu Tal; einzeln, werden sie versickern, höchstens den Boden versumpfen; gesammelt, können sie die Räder der Zukunft treiben.

„Alles zerfällt und zerfährt vor und in dem Dampfe und der Elektrizität; wir müssen soviel wie möglich Geschlossenheiten hervorrufen, Heimaten, die man nicht vergißt." Das Wort Lagardes sollte unsichtbar über jeder Maßregel einer Schulbehörde stehen. Wir brauchen Heimaten des Geistes, wenn wir nicht verwehen wollen wie Spreu im Wind. Wir müssen wissen, aus welchem Boden wir gewachsen sind und aus welchen Wurzeln. Die Schule muß uns das Auge öffnen fürs Ahnenland und dem Heranwachsenden sagen: Siehe, dies alles ist dein!

Sie wird nach dem Krieg vor Aufgaben gestellt werden von ernsterer Verantwortung denn je. Es wird an Vätern fehlen, wie es noch nie an Vätern gefehlt hat. Von den beiden Aufgaben der Schule, Unterricht und Erziehung, wird die letzte, die sie über der ersten zu vergessen drohte, wieder ihr altes Recht fordern und neue Rechte dazu. Werden wir nicht durch den Krieg auch im Geistigen zu den gründlichen Maßnahmen gezwungen werden, die allein uns helfen können? Werden wir für die Kinder der Gefallenen nicht Internate schaffen müssen in ungeahnter Zahl, draußen auf dem Land, in reiner, kräftiger Luft? Viele Lehrer und Erzieher sind gefallen, und doch werden wir mehr und bessere Erzieher brauchen als vorher. Aus dem Unterricht selbst wird die Großstadthast verschwinden müssen, die Peitsche des Pensums. Jedes Fach soll in seiner Art eine Erziehungsheimat sein, eine „Geschlossenheit, die man nicht vergißt." Kein Gegenstand ist dazu so berufen wie der Religionsunterricht. Täuschen wir uns nicht: er wird entweder sehr gut und den Schülern ein sehr liebes Fach werden müssen, oder er wird ein Geschlecht heranziehen, das ihn abschafft. Denn die Füße derer, die ihn hinaustragen möchten, sind schon vor der Tür.

Aber der Religionsunterricht ist für das Gymnasium ebenso unentbehrlich, wie das Gymnasium für den Religionsunterricht. Alles was ihn vertieft, stützt auch jenes. Alles, wodurch das Gymnasium verarmt, läßt schließlich auch ihn verkümmern. Ein Gymnasium ohne Religionsunterricht hätte so wenig mehr das Recht, sich humanistisch zu nennen, wie eines ohne Griechisch. Denn das große Werk, das die Schule nach ihren bescheidenen Kräften mit jeder neuen Generation aufs neue unternimmt, ist die Auseinandersetzung mit den Grundlagen unserer Kultur. Dabei kann sie weder auf Hellas verzichten noch auf Rom, noch auf die Kirche, welche, als Hellas und Rom gefallen waren, die Entwicklung der Menschheit ein halbes Jahrtausend lang fast einzig weiterführte und das Vermächtnis von Hellas und Rom rettete. Wie uns nottut, die Bedeutung von Latein und Griechisch für die abendländische Bildung im allgemeinen und unsere deutsche im besonderen, für alles, was wir haben und sind, gründlicher zu erfassen, müssen wir auch erkennen, daß unser ganzes seelisches und geistiges Leben geschichtlich ebenso auf der Religion fundamentiert ist, daß sie aus dem Hause unserer Kultur schlechterdings ebensowenig mehr weg zu denken ist, ohne daß es einstürzt. Dieselbe innere Notwendigkeit der Entwicklung, die im klassischen Unterricht die Stilübungen zugunsten einer intensiveren Schriftstellerlektüre zurückdrängt, for-

Digitized by Google

dert für den in der Religion Pflege der Quellenlesung und eine vertiefte Kenntnis der Liturgie und der Kirchengeschichte. Die Zeiten, da das Gymnasium einseitig als formal schulend galt, sind vorbei, seitdem es immer mehr jene Bildungsarbeit übernehmen mußte, der früher die philosophischen und geschichtlichen Studien der Hochschüler aller Fakultäten gewidmet waren. Je mehr sich die Universität zur Fachschule auswächst, desto mehr muß das Gymnasium zu einer universitas litterarum werden. Eine Rückbildung des ausgesprochen spezialistischen Charakters der Universität ist unmöglich. Im Gegenteil, der jährlich anschwellende Fachstoff läßt den Studierenden immer noch weniger Zeit für allgemein geistige Weiterbildung: kaum betreten sie die Universität, so packt sie schon die Fachmaschine und läßt sie bis zum Schlußexamen nicht mehr los, um sie dann sofort der Berufsmaschine zuzuschleudern. Das stille Arbeiten an sich selbst, das Streben nach harmonischer Bereicherung und Vertiefung der eigenen Persönlichkeit, das vordem die Hauptaufgabe der Hochschule bildete, hat einem anstrengenden und einseitigem Fachstudium Platz gemacht. Was der heutige Student an Bildungsmöglichkeit und Bildungsbegriff nicht vom Gymnasium mitbringt, kann ihm die Hochschule nur mehr selten geben. Je mehr daher das Verkümmern des Bewußtseins einer lebendigen Verbundenheit mit der Vergangenheit über die Jahrhunderte hinweg zu einer Gefahr für unser Geistesleben wird, desto strenger und gebieterischer wird die Erweckung und Pflege dieses Bewußtwerdens die eigentliche, nur von ihm zu lösende Aufgabe des Gymnasiums.

Auflösung des Jüdischen Rätsels auf S. 556 des Februarhefts (Fragen des Osten). Die Urne mit allen Zetteln wird zunächst dem Diener a gegeben. Er sieht ohne Zeugen alle Zettel durch und entfernt den Zettel mit dem Namen A. Darauf teilt er von allen Zetteln blind etwa die Hälfte ab und übergibt diese dem Diener b. Der Diener b sieht diese Hälfte durch und entfernt den Zettel mit B, falls der sich in dieser Hälfte befindet. Daß a den Zettel A entfernt hat, erfährt er nicht, weil er die zweite Hälfte der Zettel nicht zu Gesicht bekommt. Aus der ersten, von beiden Dienern a und b durchgesehenen Hälfte der Zetteln wird nun durch eine beliebige Person der dritte Zensor gewählt.

Eine Fälschung.

Im Berner „Bund" vom 17. September 1916 veröffentlichte unter diesem Titel Dr. Jonas Fränkel, Privatdozent an der Universität Bern, einen Artikel, in welchem er sich gegen folgende im „Tagebuch" unseres Heftes „Die Schweiz im Krieg" enthaltene Notiz wendet: „Carl Spitteler spricht in der Gazetta Ticinese, Juli 1915, Dr. Ferrari seine herzliche Sympathie aus, der mit dem Tessinischen Nationalrat Bossi das Eingreifen der Schweiz in den Krieg an Seite der Entente verlangt und sich wegen der Maßreglung Bossis gegen den Bundesrat gewandt hatte." Fränkel sagt, Spitteler habe an Dr. Ferraris allerdings ein herzliches Schreiben gerichtet, als dieser für ihn gegen deutsche Angriffe eingetreten sei, aber das sei zu einer Zeit gewesen, in welcher Ferraris überhaupt noch nicht politisch bekannt gewesen sei; jene Zeilen unseres „Tagebuchs" stellt er als unsere böswillige Erfindung dar. Wir haben daraufhin die Redaktion des Berner „Bund" darüber aufgeklärt, daß die angeführte Notiz, wie jede Notiz unseres „Tagebuchs" aus Zeitungen abgedruckt und ohne Widerspruch zu finden durch viele deutsche Blätter gegangen war, bevor sie von uns aufgenommen wurde. Diese Aufklärung hat der „Bund" am 26. September 1916 veröffentlicht. Am 10. Januar 1917 veröffentlicht Dr. Jonas Fränkel in der Frankfurter Zeitung unter der Überschrift „Spitteler, Ferraris und die Süddeutschen Monatshefte" wörtlich den gleichen Artikel mit einigen Kürzungen. Dr. Jonas Fränkel gibt sich dabei den Anschein, unsere Aufklärung im „Bund" nicht gelesen zu haben.

Digitized by Google

Kriegskunst.

„Wir haben das Deutsche Gesicht wiedergesehen."
Timm Klein.

Ohne Ruhmredigkeit tragen die Männer heute die Waffen. Grimmig und innerlich greinend in endlosen Stunden sitzen sie am Rande der „Todeszone" in der Finsternis ihrer feuchten und frostigen Unterstände mit der selbstverständlichen Notwendigkeit des Gehorsams und der Geduld im Blute, lehmig und russig, den Troglodyten in der Primitivität ihres Daseins angenähert, in kargen Augenblicken unter dem donnernden, feindlichen Himmel mit klammen Fingern mühsame Briefe schreibend, weiche, treuherzige, derbe, rührende, grämliche und vergrämte, humorvolle und nachdenkliche, nach der Heimat. Da — im Augenblicke des Alarms und der Gefahr, gereizt, springt etwas Schreckliches in ihnen auf: Der uralte Jäger wird wach, der den Höhlenbär angeht, die Reihen der Männer, deren Lust und Not seit Jahrtausenden die Waffen waren, klirrten auf, ein seltsames, nie gesehenes Glimmern erscheint in den Augen. Nein — die Geister der totgeglaubten Vorfahren konnten nicht begraben werden, sie leben, streiten mit, nicht sagenhaft in den Wolken, sondern wirklich unter dem zerschlissenen feldgrauen Rock und unter dem Helm aus Nickelstahl. Es bricht ein Ungeheueres, Vergessenes aus dem tiefsten Grunde der Seele, jeder Vernunft, Voraussicht, Wissenschaft spottend, Niflheims Nacht entstammend, tatsächlich, in die Tageshelle, unbegreiflich denen, die einst den Strohtod starben. Und wenn Angriff und Abwehr vorüber, kehren sie blutend, zitternd vor Erregung und Erschöpfung, nur langsam zurück wie aus einem zeitlosen Rausch in die Nüchternheit der Ruhestellung, immer noch das fremde Glimmern in den Augen.

Nur aus solchen Gefühlen heraus kann es für mich eine „Kunst des Krieges" geben. Was kümmert uns die Wichtigkeit, die Exaktheit der Knöpfe, der Orden, der Stiefeln, der schnell veraltenden Kriegsmaschinen — so nötig sie im Augenblicke sind — der bald vergessenen Namen und Örtlichkeiten. Die bildende Kunst überläßt sie den Berichterstattern, den Spezialisten der Kriegswissenschaft, den Archivaren. Es ist der „Mann in des Wortes reinster und verwegenster Bedeutung", seine ehrwürdige und ernste Erscheinung, vorher durch die Banalitäten des friedlichen zivilen Alltags oft lächerlich verkleidet, die wieder deutlich wird, klar und fest, auf dem finsteren Hintergrund der Gefahr. Nur „Ihn" kann die „Kriegskunst" meinen, den starken, ausdauernden, zähen, kühnen, listigen, erfindungsreichen Mann im Angesicht der feindlichen Vernichtung und des Todes. Gewiß, wir sind nicht empfindungslos gegen die unendlich wechselnden Schönheiten der durch Regen und Schnee auf grundlosen Straßen trotz der einschlagenden Granaten sich vorarbeitenden Munitionskolonnen, der zum Himmel starrenden und bellenden Batterien, der leichenhaften Gebiete ohne Laut und Regung zwischen den Gräben im Sonnenglast oder im Magnesiumschein der Leuchtraketen, der gestorbenen und skelettierten Ortschaften, der Bahnhöfe, unwahrscheinlich im roten Lichte der Notfackeln, der pechschwarzen, verkohlten Brücken im trüben Strom, der orangegelb durchleuchteten, riesigen Mannschaftszelte im maigrünen Wald, der urigen Blockhäuser und Unterstände und der stillen Gräber daneben. Wir

Digitized by Google

sind erschüttert von den wilden Gegensätzen, den stillen Gotteshäusern, mit den blutigen Matrazen und den menschlichen Bündeln darauf, von dem klaren Mond am rosigen Himmel und von der rätselvollen Mordlust auf der dunkelnden Erde: Aber das Alles ist nur ein wirres und romantisches Chaos, wenn wir das Wesentliche nicht fassen und herausschälen können, den „Mann", den handelnden und duldenden, in seiner unbewußten Größe und typischen Erscheinung.

Nun wird es immer unter den Künstlern Begabungen geben mit stark männlichen Akzenten, welche das Großzügige, Herbe, Wilde, ja Furchtbare aus innerem Drange suchen und zu künstlerischen Gebilden kristallisiert wiedergeben: Die Erbauer der Tempel und Dome, der gewagten Brücken und Talsperren, die Schöpfer der mühevollen Mauerfresken in symbolisch gesteigerten und vereinfachten Farben, der bronzenen und granitnen Kerle und Rosse. Und immer wieder andere geben, mit mehr weiblichen Neigungen, berückt von der Milde und Süße der Farbe, dem Graziösen und Biegsamen der Linie, den Wundern der grauen und goldenen Töne: Die Erbauer der Lustschlösser, der Eremitagen, die Künstler des Sfumato und der prismatischen Farben, der dämmerigen, verschwiegenen Alkoven, des Porzellans und der leicht perversen Köstlichkeiten. Die Frage ob das Eine oder das Andere für uns Deutsche charakteristisch sei, ist nicht zu beantworten. Fließen doch natürlich diese männlichen und weiblichen Prinzipien im Künstler mannigfach durcheinander. Wenige Künstler werden beide Pole ganz umspannen. Immerhin kann man wohl sagen, daß wir im allgemeinen mit dem männlichen Prinzip mehr Glück haben: „Entre la force et la grace, ce seront toujours les mêmes reproches." Daß in einer Zeit wie der unserigen, da die Waffen entscheiden müssen, das maskuline Wesen in der Kunst hervortreten sollte, ist klar. Die durch Jahrzehnte ausschließlich auf den Naturalismus und Impressionismus eingestellten Geister, welche liebten, sich mit der Staffelei vor die „Natur" zu setzen und mit einem beinahe wissenschaftlichen Interesse die Reize des Objekts zu studieren, verloren im Augenblicke des Orkans von 1914 den Zusammenhang mit der Umwelt. Nicht etwa, daß ihr Werk nicht gut und dauernd, daß ihre Instinkte falsch gewesen wären, aber sie waren in der Hauptsache und Mehrzahl durchaus auf weibliche, hedonistische Reize, in dem oben angedeuteten Sinne, gerichtet. Und als sie überrascht von der Zeit, ihr Instrument umstimmen wollten, erging es ihnen wie Anakreon:

„Ich will von Atreus Söhnen,
Von Kadmos will ich singen,
Doch meine Saiten tönen,
Nur Liebe im Erklingen."

Die Jüngeren zwar, die sofort ins Feld zogen und daher fürs erste ausschalteten, waren durch die Richtung, welche ihre Bestrebungen vor dem Kriege genommen hatten, grundsätzlich besser vorbereitet, dem Ungeheueren Gestalt zu geben. Man hat diesen leidenschaftlichen und oft noch stammelnden Versuchen alle möglichen Namen gegeben. In Wahrheit wollten alle diese ringenden Jungen — ich sehe natürlich ab von den Modefexen, die nur eine Nouveauté lancieren wollten, und auch von den Handwerkern, welche einfach den Profilhobel vom Ausland übernahmen und richtig zuhause denselben Lei-

Digitized by Google

sten fertig brachten — bewußt oder unbewußt den Kanon, die Fuge, den großen geheimnisvollen Rhythmus — wie schon Kunowski und früher noch Bräuer und Andere gefordert und ersehnt hatten, um das rings Geschaute, die membra disjecta, zum gesetzmäßigen Ganzen, zum harmonischen Organismus zu vereinigen, frei mit den gewonnenen Mitteln der Technik schaltend. Freilich waren viele von ihnen kurz vor dem Kriege, nicht zum wenigsten durch das sie begleitende „tiefsinnige" und unfruchtbare „Kunstphilosophengebrumm", auf dem besten Wege, den festen Boden unter den Füßen zu verlieren und bei ihren Bestrebungen im bloßen, unendlich wiederholten, schematischen Ornament, der Arabeske oder im gestaltlosen Farbenkissen und Kaleidoskop tot zu laufen.

Nun ist die Bedeutung der Realität der Erscheinungen für die Kunst furchtbar klar geworden und gleich Antäus werden sich viele Künstler nach dem Kriege erheben. Wir dürfen auf die hoffen, welche von der Front in ihre Werkstatt zurückkehren werden. Sie haben ihn gesehen und tief empfunden, den Mann.

Wenn ich nun meine persönlichen Erfahrungen der Kriegszeit betrachte, so überraschte mich eins immer wieder, daß nämlich meine Freunde, ich meine die Freunde meiner Kunst, die früher ganz einig schienen, sich in zwei sehr deutlich geschiedene Gruppen spalteten. Die einen gingen weiter mit mir, die Anderen taten so, als ob ich während des Krieges für sie ausschaltete, und erhofften wohlwollend die erneute Aufnahme meiner Kunstübung erst nach dem Kriege. Der Krieg ist ihnen ästhetisch unangenehm und sie wollen sich am liebsten die Augen zuhalten, um sie erst wieder aufzumachen, wenn die Friedensschalmeien ertönen. Ich habe Grund zu vermuten, daß diese Anderen auch früher ein falsches oder wenigstens sehr einseitiges Verhältnis zu meiner Kunst hegten. Sie hatten sich offenbar auf eine ganz bestimmte und begrenzte Seite meines Wesens eingestellt und hielten sie für das Ganze.

Ich aber fühlte schon in den ersten Zeiten des Krieges alte Quellen in mir fließen, ich empfand, daß ich zurückkehren könnte und würde zu nie vergessenen früheren Vorstellungen, daß mich die heiße Gegenwart künstlerisch nicht vernichten, sondern beleben und befruchten würde. Verloren in der erregten Menge oder an der Seite der marschierenden Kolonnen, fühlte ich mich eins mit ihnen, Fleisch von ihrem Fleische. Auch meine Beziehungen zur ausländischen Kunst brauchte ich dabei durchaus nicht zu verleugnen. Denn sie gingen instinktiv niemals auf Hörigkeit, leichte Anpassung oder gar Aufgehen in „lateinischen" Mustern aus, sondern sie zielten von dumpfen Jugendtagen an, wie meine näheren Freunde wissen, rein triebhaft vielmehr auf den nordischen Geist, der früher den ganzen Norden, alle Hyperboräer, ohne nationale und politische Grenzen künstlerisch verband, der in der Gotik schon einmal einen ureignen Ausdruck fand, den südliche Einflüsse lange verdunkelten, der heute, an tausend Zeichen erkennbar, wieder auftaucht und in unsere Zukunft deutet*). Ich fühlte kein hinderliches Ferment in meinem Blute, ich konnte mit meinen eigenen Augen sehen.

Ausfahrend mit den Freisinger Jägern im Oktober 1914, dann im Felde in der Gegend von Lille, befestigte und verstärkte sich dieser Sinn: Ihr schlanken, eckigen Jägergestalten, ihr nordischen Köpfe mit den geringelten,

*) Dabei denke ich ausdrücklich nicht an eine historisch stilistische Einfühlung oder an Bearbeitung bestimmter Stoffgebiete.

Digitized by Google

freiwachsenden, blonden Vollbärten bei Ten Briel, ihr vierschrötigen Kanoniere im Walde von Werlinghem, eure Umrisse, mir vertraut seit Jahren vom bayrischen See, nun erst ganz erkannt, ihr blutenden und verendenden Wehrmänner mit großen Handwerkerhänden, lang gestreckt auf euren Matrazen wie auf alten Heldensärgen, ihr Schatten an der zerschossenen, quiekenden Kirchenorgel beim Abendsegen in Herlies, du einsamer Offizier, letzter Bewohner des Dorfes, mit deinen durchfurchten Zügen, wie ergraut vom Alleinsein, in den Kellern des zusammenstürzenden Thélus, ausdauernd am Telefon, ich werde euch nie vergessen. Und später, ihr Feldgrauen, auf dem Hintergrund der mittelalterlichen Kathedralen, neben den steinernen Masken, die eurem Antlitz so seltsam familienähnlich, ihr Phantome auf der Nebelwand des flandrischen Herbstes, und ihr, Umrisse aus Thule, vor dem weichen Abenddämmer der Seeluft, ich werde immer eure gotischen Gestalten sehen, aus der Feuerlinie sich zurückschleppen, verstört, aus furchtbaren Wunden schweißend, doch ohne Schmerzenslaut, mit zusammengebissenen Zähnen. Und ein Jahr später: Ihr Pioniere aus den ertrinkenden, tiefbraunen Gräben von Etain unter dem kalten Morgenstern mit euren Grubenlampen, ihr blassen Erscheinungen, weißlich wie aus neuen Freskogemälden, in dem Gewirr von Kreidehöhlen und Gängen bei Cernay, Ihr seid mir gegenwärtig, ihr verfolgt mich, bis eure eigenste Gestalt deutlich wird und endlich sich verdichtet zu dem Mann unter dem Stahlhelm von Verdun.

Wie könnte ich erstaunen, über den Widerstand, den ich fand! Künstler und Kunstfreunde, deren ganze Orientierung des Daseins, deren Begabung, Vergangenheit und Hoffnung auf die Zukunft so abweichend sind von dem, was mir am Herzen liegt, können nicht in diesen Geist eingehen, sie müssen ihm geradezu widerstreben aus künstlerischem Selbsterhaltungstrieb und müssen ihn für sich verneinen. Jeder hat seine Welt und ihre ist voll anderer Vorstellungen; ich spreche nicht von denen, für welche die ganze Kunst des Krieges,— nicht nur die von heute, sondern auch die der heroischen Vergangenheit anderer Völker, welche uns doch die besten und größten Äußerungen hinterließen, ein mehr ethnographisches Interesse hat; ich anerkenne durchaus den urkundlichen Wert einer getreuen Berichterstattung, aber das Gebiet der Kunst, von dem ich rede, wird davon nicht berührt.

Wer kann ahnen, was für unsere deutsche Kunst kommt? Es ist möglich, daß zuerst nach dem Gesetze der Reaktion auf die harten und entbehrungsreichen Jahre des Krieges sich die Menge im verstärkten Maße wieder dem Weichen, dem hedonistischen oder gar Modischen in der Kunst zuwendet. Aber wer es einmal draußen wieder gesehen hat, das Deutsche Gesicht, dem wird es gegenwärtig bleiben, wird innerlich dauern und wird Gestalt werden wollen.

Eins aber ist mir klar: Unsere armen Finger können heute in der kurzen Frist nur Pläne machen, Bruchstücke mehr oder weniger erkennbar, dem, der sehen kann und will, unsere Empfindungen können nur tasten nach dem Ausdruck, die dem Wesen der Gefallenen, der Verwundeten, der aufrechten Streiter einigermaßen würdig wäre, können nur suchen einen Weg durch alle wirren Zufälligkeiten zu dem Notwendigen, Allgemeingültigen, zu dem, was in Kunst jenseits von zeitlicher Liebe und zeitlichem Haß liegt, zu der Darstellung der Männer aus dem großen Kriege.

München, im Januar 1917. Fritz Erler.

Digitized by Google

Christliche Literatur.

Neben der uns überschwemmenden Kriegsliteratur, von der wohl ein großer, ja vielleicht der größte Teil den Krieg nicht überleben wird, geht — was erfreulicher ist — eine Art Renaissance religiöser Literatur einher, die zum Teil schon vor dem Kriege eingesetzt hat. Als kurz nach Ausbruch des Krieges eine bald vorübergehende Stockung im deutschen Buchhandel eintrat, konnte man nicht ohne Überraschung sehen, daß in den Hinrichs'schen Verzeichnissen neu erscheinender Bücher nur in der Rubrik Theologie keine Abnahme der Neuerscheinungen zu bemerken war. Und so ist es bis heute geblieben, während die übrigen Fächer sich erst nach und nach erholten und eigentlich erst seit etwa anderthalb Jahren so ziemlich auf ihrem alten Stand angelangt sind. Alles übrige verschlang eine stetig und ins Ungeheure anwachsende Kriegsliteratur.

Wenn ich von einer Renaissance rede, so meine ich übrigens nicht die Fachtheologie, sondern ein Anwachsen der für weite Kreise der Gebildeten deutscher Nation und in deutscher Sprache neu herausgegebenen Werke religiösen Charakters, wobei ich vorzüglich die altchristliche Zeit und das Mittelalter im Auge habe; denn für nicht wenige unserer humanistisch gebildeten Deutschen liegt das „dunkle" Mittelalter viel weiter zurück als die ihnen näher stehende Antike. Ein so geistvoller Historiker wie Alfred Dove hat sich übrigens einmal sehr entschieden gegen die herkömmliche zeitliche Umgrenzung eines „Mittelalters" ausgesprochen; und wer sich mit den großen literarischen Erbstücken aus dem Mittelalter etwas mehr und liebevoller beschäftigt, wird das diesem Zeitbegriff so gern und bequem mitgegebene Klischee „dunkel" oder „finster" weit von sich weisen.

Ich habe als Katholik und vom katholischen Standpunkt aus es stets aufrichtig bedauert, daß man die Verbreitung der Bibel und insbesondere des Neuen Testamentes völlig den protestantischen Bibelgesellschaften überlassen hat. Jetzt, während des Krieges, hat man auch von katholischer Seite endlich angefangen, das Neue Testament in billigen und handlichen Ausgaben zu verbreiten und ins Feld zu schicken. Der Vorsprung, den unsere protestantischen Mitbürger darin seit langem vor uns voraus haben, wird aber natürlich nie mehr einzuholen sein. Ähnlich steht die Sache bei den herrlichen deutschen Mystikern des 13. und 14. Jahrhunderts. Die erste moderne deutsche Übersetzung Meister Eckeharts aus dem Mittelhochdeutschen rührte z. B. von dem jüdischen Schriftsteller Gustav Landauer her. Es war eine kleine Auswahl, nach der Ansicht des Verfassers: Alles, was heute von Eckehart von Interesse sein kann, mit einer entsprechend „modernen" Einleitung, die Eckehart natürlich als Pantheisten reklamierte; im übrigen ein wirkliches Verdienst, weil sie wenigstens auf diesen größten Mystiker und Vater der deutschen Spekulation aufmerksam machte. Bis heute haben wir nur die einzige Pfeiffer'sche Originalausgabe von ihm, die auch in einem anastatischen Neudruck vorliegt. Zu einer korrekteren Textausgabe sind nicht einmal die Vorarbeiten ordentlich im Gange. Weit günstiger steht's um Tauler und Suso, von denen wir bereits seit Jahren treffliche und verläßliche Textausgaben besitzen.

Der katholische Verlag von Kösel in Kempten hat zwar angefangen billige Auswahl-Übersetzungen der Mystiker herauszugeben. Die vollständigen

Digitized by Google

und glänzend ausgestatteten Ausgaben aber hat nicht ein katholischer Verlag und Herausgeber, sondern jener von Eugen Diederichs in Jena veranstaltet. Die köstliche „Theologia deutsch", die zuerst Luther herausgegeben, aber leider allzu früh vergessen hat und die Schopenhauer unzähligemale als ein Ideal christlicher Mystik zitiert, die deutschen Schriften Eckeharts (diese leider nicht vollständig), Taulers und Heinrich Seuses liegen nun seit Jahren in der dem Diederichs'schen Verlage eigentümlichen originellen und künstlerischen Ausstattung vor, während die Herausgeber Büttner, Lehmann usw. diesen großen vorreformatorischen Erscheinungen des christlichen Mittelalters von ihrem Standpunkt in Einleitungen gerecht zu werden suchen, die freilich vor allem die Berührungspunkte mit modernen Lebens- und Weltanschauungen hervorkehren.

Einen für die weitesten Kreise berechneten Extrakt aus den genannten drei größten deutschen Mystikern hat derselbe Verlag unter dem Titel „Deutsche Frömmigkeit, Stimmen deutscher Gottesfreunde" ganz kürzlich erscheinen lassen. Als Herausgeber zeichnet wieder Walter Lehmann. Von ihm sind wohl Auswahl und die kurzen biographischen Einleitungen. Titel und Untertitel sind gut, obwohl unter dem Namen Gottesfreunde sonst nur ein ganz bestimmter kleiner Kreis von Männer begriffen wird, die gerade da nicht vertreten sind. Vermutlich war der schöne deutsche Name für diese Wahl des Untertitels entscheidend, dann aber aber auch ein anderer Umstand. Außer dem oben genannten Trifolium deutscher Mystik sind in dieser Auswahl noch die deutsche Theologie des alten Frankfurter Ordensherrn, Sebastian Franck, Valentin Weigel, Jacob Boehme, Johann Scheffler (Angelus Silesius), dann mit einem großen und nicht ganz motivierten Sprung Fichte, Paul de Lagarde und — Arthur Bonus vertreten. Auf die drei Letzteren hätten wir in diesem Zusammenhange lieber verzichtet und dafür den einen oder andern wirklichen Mystiker, z. B. Ruysbroek oder noch besser die deutsche Mechtild von Magdeburg und ihr „fließendes Licht der Gottheit" mit berücksichtigt gesehen. Von Fichte und Lagarde hat der Diederichs'sche Verlag bereits früher gute Auswahlbücher vorgelegt. Sowie dem letzteren, so sind auch diesem schönen Sammelbuche Bilder beigegeben, die zwar keine Beziehung auf den Text selber haben, die man aber gern mit in den Kauf nehmen wird: allegorische Bilder von Otto Philipp Runge, deren Originale in der Hamburger Kunsthalle hängen. Der sehr geschickt getroffenen Auswahl der meist selbständig übertragenen Texte wird voraussichtlich, eben weil sie billig und gut ist, eine große Verbreitung sicher sein. Ich kann bei solchen Büchern aber den geheimen Wunsch nie unterdrücken, daß sie weniger befriedigen als vielmehr den Käufer und Leser anregen möchten, nach den vollständigen Texten zu greifen.

Der Herausgabe eines andern, aber wahrhaft monumentalen Werkes aus dem Diederichsschen Verlage, ist der Krieg hinderlich gewesen, aber er hat sie nicht ganz zu verhindern, sondern nur zu verzögern vermocht. Ein Plan von Jahren ist dadurch zur Reife gebracht worden: die Legenda aurea des Jacobus de Voragine, nach den ältesten Handschriften zum erstenmale vollständig aus dem Lateinischen übersetzt von Richard Benz — ein Werk stupendesten deutschen Gelehrtenfleißes, dem innerlich wie äußerlich wenig an die Seite zu setzen sein dürfte. Dieses verbreitetste Buch des Mittelalters, dessen Verfasser, Jacobus de Voragine, 1298 als Erzbischof von Genua gestorben ist, liegt freilich in zahlreichen mittellateinischen Handschriften vor, hat zahllose verständige

Digitized by Google

und verständnislose Bearbeitungen und Übersetzungen erfahren, und ist stets der Grundstock aller Legendensammlungen und Deutungen geblieben, wie es denn auch die ganze christliche Kunst innig beeinflußt hat; aber gerade deshalb war es unendlich schwierig und zeitraubend auf den gereinigten und verläßlichsten Text zurückzukommen und ihn gewissermaßen erst neu wieder herzustellen. Was nun die Übertragung betrifft, so kommen wir Deutschen sozusagen erst zuletzt mit einer vollständigen, dem Geist des Originals entsprechenden, kritischen Neuausgabe, zugleich im würdigsten Gewande. Das mittelalterliche Latein des Jacobus hat Benz mit anschmiegendem Verständnis in ein treuherziges schlichtes Deutsch im Stile der alten deutschen Übersetzungen und mit ängstlicher Vermeidung moderner Wendungen übertragen, vielfach ganz selbständig und mit intimem Verständnis aller geschichtlichen Vorbedingungen. Von allen Einleitungen zu den Diederichs'schen Neuausgaben mittelalterlicher Texte hat mich keine so befriedigt wie die, die Benz der Legenda **aurea** mitgegeben. Es steckt so viel positives Wissen um die Sache, ein solch wissenschaftlicher Ernst und so viel künstlerische Begeisterung in diesen 28 Seiten, daß wir deren Lektüre nicht genug empfehlen können. Sie überschlagen hieße nahezu auf den Genuß des Buches selbst verzichten. Das Werk ist auf zwei Bände veranschlagt. Der zweite Band, der das wertvolle und hier doppelt notwendige Register bringen wird, kann leider erst nach dem Krieg erscheinen, da der Herausgeber im Felde steht. Der vorliegende erste Band präsentiert sich als ein prachtvoller Folioband in Karton gebunden, der die später für den Einband bestimmte Titelzeichnung zeigt. Der Druck ist doppelspaltig in alten gotischen Lettern und war der Firma Drugulin übertragen, was dem Kenner alles sagt. Die Initialen sind mit der Hand gemalt. Dieser prachtvollen Ausstattung entsprechend mußte der Preis (25 Mark für den Band) freilich so hoch bemessen werden, daß der Verbreitung leider engere Grenzen gezogen sind. Die einmalige Ausgabe ist auf 1500 Exemplare berechnet; aber vielleicht entschließt sich der Verlag später einmal, eine einfachere und also billigere Ausgabe zu veranstalten, die auch ins Volk bringen kann. Wie sagt doch Hans Sachs? „Dem Volke wollt ihr behagen" — also — Der Frieden, der uns ja so Vieles bringen soll, aber so manches durch den Krieg verlorene Kulturgut nie mehr wird ersetzen können, soll auch die Vollendung dieses Kapitalwerkes bringen, so daß wir seinerzeit ja Gelegenheit haben werden, darauf und namentlich auch auf die versprochenen wissenschaftlichen Register zurückzukommen, welche die Brauchbarkeit dieser monumentalen Neuausgabe natürlich erst recht erhöhen werden.

Um fast ein Jahrtausend gehen wir zurück, wenn wir eine neue Auflage (8.—10.) eines älteren kleinen Werkes hier anzeigen, das uns der Herder'sche Verlag in Freiburg i. Br. vorlegt: die **Bekenntnisse des hl. Augustinus**, ins Deutsche übersetzt und eingeleitet von **Georg Grafen von Hertling**. Sie sind, wenn ich nicht irre, 1905 in erster Auflage erschienen, als die vorletzte deutsche Übertragung, die dieses bekannteste Buch des großen afrikanischen Kirchenvaters erfahren hat. Die letzte Übersetzung hat 1911 J. E. Poritzky (für den Münchner Verlag von Georg Müller) besorgt; die billigste und bis zum Erscheinen der Hertling'schen Übersetzung wohl auch verbreitetste (v. O. F. Bachmann) ist bei Reclam erschienen. Sie ist zwar vollständig und mit sehr gelehrten Anmerkungen reich beladen, aber

Digitized by Google

weitaus die schlechteste und undeutscheste. Nicht Jeder, der Latein kann, wird auch Augustin gut übersetzen. Bachmann hat ihn fast wörtlich übersetzt, und dabei sind Satzmonstra herausgekommen wie das folgende: „Möge auch er sich freuen, der spricht: Was ist das? Auch er freue sich, und möge er Dich lieber finden, indem er Dich nicht findet, als daß er Dich nicht finde, indem er Dich gefunden zu haben wähnt." Graf Hertlings Übersetzung ist von allen, die ich kenne, weitaus die lesbarste und genußreichste. Sie ist mit einem Worte deutsch. Sie allein konnte erklärender Anmerkungen billig entraten (ein paar kleine Einschaltungen genügten), denn sie bleibt immer klar und lichtvoll, verständlich und flüssig. Nur wer die unendlichen Schwierigkeiten kennt, welche die Rhetorik und Dialektik, die Bilder und Gleichnisse, die Wortspiele und Anspielungen des hl. Augustin jeder Übertragung in eine moderne Sprache entgegensetzen, weiß das Verdienst dieses auch vom Verlag würdig ausgestatteten Büchleins, dessen neue Auflage das Doppelbildnis Augustins und seiner Mutter Monica ziert, ganz zu ermessen. Wenn ein Wunsch übrig bleibt, wäre es nur der, daß der illustre Übersetzer sich entschließen möchte, auch die letzten drei Bücher der Konfessionen zu übertragen. Er hat nur die ersten zehn übersetzt und gibt in seiner kurzen, aber seinen Standpunkt wie die historische Bedeutung Augustins trefflich präzisierenden Einführung auch die Gründe dafür an. Daß wir in Graf Hertling den genauesten Kenner Augustins und seines Zeitalters besitzen und also Keiner so berufen war ihn uns auszudeutschen wie er, hat, wer es nicht schon früher wußte, erfahren, als 1902 in der vom Mainzer Verlag von Kirchheim u. Co. herausgegebenen „Weltgeschichte in Charakterbildern" sein Band „Augustin, der Untergang der antiken Kultur" herauskam. Ich möchte diese Gelegenheit benützen, um auf diese vielleicht bedeutendste Schrift Hertlings, die seit 1911 im 10.—11. Tausend vorliegt, ganz besonders hinzuweisen. Wir besitzen wohl keine andere, die in so knappen Zügen und dabei doch so erschöpfend uns jene Zeit der schwersten inneren und äußeren Kämpfe, den Zusammenbruch einer ganzen Kultur vor Augen führte. An der Hand der Konfessionen und der Scholastik gewidmeten Forschungen gibt der Verfasser zu diesem Buche Augustins und besonders auch zu seinem Hauptwerke über den Gottesstaat einen fortlaufenden Kommentar von zwingender Überzeugungskraft. Auch diesen schönen Band wie alle übrigen „Charakterbilder" schmückt eine Reihe von mehr oder minder mit dem Texte zusammenhängender guter Abbildungen.

Zum Schlusse sei noch auf die neueste Biographie eines anderen, zwar weit weniger gelehrten, aber dafür umso populäreren großen Heiligen hingewiesen, auf Franciscus von Assisi von Robert Saitschick (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oscar Beck, München 1916, geb. M. 2.50). Die kleine, 79 Seiten starke Schrift erzählt auf Grund der schönen Legenden der Fioretti und der Forschungen eines Sabatier und anderen voll warmen Enthusiasmus und in fast dichterischer Sprache das Leben und Streben des liebenswürdigen Poverello von Assisi, dessen wenige sichere Schriften, anders als bei Augustin, nicht annähernd uns jenen großen und tiefen Eindruck hinterlassen wie sein vorbildliches Leben, das als eine wahrhaft einzige Verwirklichung der Lehren der Bergpredigt noch heute vor uns steht. Und bliebe es nicht ewig wahr, was Meister Eckehart spricht: „wêger wêre ein lebemeister denne tûsent lesemeister?" — Alfred Frhr. v. Mensi.

Digitized by Google

Die Nachfolge Christi und Aristoteles.

In einer Anmerkung zu dem Aufsatz über die Wechselbeziehungen deutscher und flämischer Mystik (Die Niederlande, Augustheft 1916) habe ich darauf hingewiesen, daß der Verfasser der Nachfolge Christi sich in seinen ersten Kapiteln mit Aristoteles auseinandersetze. Nach Zuschriften und Anfragen zu schließen, scheint dieser Umstand noch nicht bemerkt worden zu sein. Man hat wohl das Büchlein seiner demütigen Gesinnung wegen vielfach als ein zusammengetragenes Erbauungsbuch genommen und den Verfasser nicht in seiner Individualität als einen der großen deutschen Mystiker erkannt. — In der kritischen Ausgabe von Pohl (Herder 1904) wird nur ein Aristoteles-Zitat angegeben; das auffälligste und wörtlichste: nachdem das erste Kapitel des ersten Buchs die Abwendung des Christen von den Eitelkeiten der Welt im allgemeinen dargestellt hat, beginnt die Abwendung des christlichen Gelehrten von den Eitelkeiten der Gelehrsamkeit mit den ersten Worten des zweiten Kapitels (wir zitieren hier nach der Übersetzung von Guido Görres): „Jeglicher Mensch begehrt von Natur zu wissen", also mit dem ersten Satz der Metaphysik des Aristoteles; dieses Zitat hat der Herausgeber der kritischen Ausgabe natürlich bemerkt, wie es gewiß Tausende vor ihm bemerkt haben. Er macht aber zu den wenigen Zitaten des Verfassers aus profanen Schriftstellern die Bemerkung, man dürfe nicht annehmen, daß Thomas a Kempis diese Schriftsteller alle gelesen habe; er habe die Zitate wohl aus zweiter Hand, von geistlichen Schriftstellern, übernommen. Nun will ich mir nicht anmaßen, festzustellen, was Thomas von Aristoteles gekannt hat; aber mein unbefangener Eindruck ist, daß er einige Bücher des Aristoteles (und zwar außer der Metaphysik mindestens noch die Nikomachische Ethik) selbst gelesen hat; denn es handelt sich nicht um ein zufälliges Zitat, wie es der Verfasser in einer Blütenlese gefunden haben könnte, überhaupt nicht um das, was man Zitat nennt, sondern um eine systematische Auseinandersetzung nicht mit Worten, sondern mit Geist und Gedanken des Aristoteles. Und so wie ich mir den Verfasser vorstelle, heißt Auseinandersetzung mit andern stets Auseinandersetzung mit sich selbst; er würde nach meiner Überzeugung nicht gegen Aristoteles polemisieren, wenn er damit nicht gegen sich selbst polemisierte, wenn er nicht selbst seiner Naturanlage nach Gelehrter gewesen wäre; hier, im ersten Buch bringt er seine Gelehrtennatur Christus zum Opfer und hält sich vor, was vom Standpunkt des Evangeliums gegen den Standpunkt der weltlichen Wissenschaft zu sagen ist, die ihm wohl wesentlich identisch ist mit Aristoteles. So gesehen ist das erste Buch die spezielle Selbstbelehrung des aszetischen Gelehrten. Nicht wie die christliche Philosophie des Mittelalters unter dem Gesichtspunkt der Apologetik, sondern unter dem Gesichtspunkt des inneren Fortschreitens, der Nachfolge Christi betrachtet Thomas a Kempis wie alle Dinge der Welt auch die Philosophie des Aristoteles.

Das zweite Kapitel des ersten Buches beginnt also mit den Anfangsworten der Aristotelischen Metaphysik „Alle Menschen streben von Natur nach dem Wissen". (Nebenbei bemerkt halte ich das vierundfünfzigste Kapitel des dritten Buchs im gleichen Sinn für eine Auseinandersetzung mit den Anfangsworten der Nikomachischen Ethik, wonach alle Menschen nach dem Guten streben — es setzt dem Aristotelischen Guten aus der Natur das christliche Gute aus der Gnade entgegen.) Nicht um ihnen zuzustimmen oder zu widersprechen, beginnt Thomas mit den Aristotelischen Worten, sondern um sich zur Ruhe von der übergroßen Lernbegier zu er-

Digitized by Google

mahnen, um sich zu sagen, daß es auf das Wissen nicht ankommt und daß Gott ein demütiger Bauersmann lieber ist als ein hochmütiger Philosoph, der den Himmelslauf verfolgt und sein Selbst versäumt. „Je größer und besser dein Wissen, um so strenger wirst du danach gerichtet werden, wenn du nicht um so heiliger gelebt hast." Thomas kontrastiert also in seinem zweiten Kapitel Aristoteles Metaphysik 1,1 und Römer 12,16.

Im nächsten Kapitel setzt er sich, und das scheint man noch nicht bemerkt zu haben, in gleicher Weise mit den nächsten Kapiteln der Aristotelischen Metaphysik auseinander: wiederum nicht, um dem Philosophen zuzustimmen oder zu widersprechen, sondern um zu sagen, daß es auf seine Erkenntnisse für den Christen nicht ankommt. Aristoteles behandelt im zweiten und dritten Kapitel die verschiedenen Arten der Ursachen, Prinzipien, Anfänge. Gegenüber dieser Untersuchung sagt Thomas in seinem dritten Kapitel „Was haben wir Sorge um der Dinge Gattungen und Arten", und läßt nur eine Erklärung zu: „der Anfang, der auch zu uns spricht (principium quod et loquitur nobis)". Er kontrastiert also mit den Anfängen des Aristoteles den Anfang, von dem die Rede ist im Johannisevangelium 1, 1—3. Gegenüber der Mannigfaltigkeit von Prinzipien bei Aristoteles gilt hier nur eines, zu dem der Weg demütige Erforschung seiner selbst, „ein sichrerer Weg zu Gott als die Forschung tiefer Wissenschaft". Während Aristoteles in seinem zweiten Kapitel ablehnt, daß der Philosoph solche Untersuchungen „um den Nutzen willen" anstelle und daß sie so „notwendig" seien wie andere, sagt Thomas: „Große Torheit ist, daß wir Nützliches und Notwendiges versäumend dem Fürwitzigen und Schädlichen sogar nachtrachten".

Die folgenden Kapitel der Metaphysik untersuchen „die Anfänge" nach einer bei Aristoteles üblichen Methode. Sie wollen die Lösungsmöglichkeiten des Problems erschöpfen, indem sie die Ansichten der angesehensten Vorgänger darstellen und kritisch beleuchten. Wir führen aus dem dritten und den folgenden Kapiteln der „Nachfolge Christi" an: „Zu wem das ewige Wort spricht, der wird von den vielen Meinungen erledigt." „O würden sie (die um das Wissen sich Bemühenden) so viele Sorgfalt darauf verwenden, Laster auszureuten und Tugenden einzupflanzen, als Fragen aufzuwerfen .... Sage mir, wo sind nun alle die Herren und Meister, die du gut gekannt hast, da sie noch lebten und in den Schulen glänzten?" „Nicht jedem Wort und Anreiz ist zu glauben, sondern behutsam und langmütig ist eine Sache mit Gott zu erwägen". „Wahrheit ist in heiligen Schriften zu suchen, nicht Beredsamkeit ..... Nicht das Ansehen dessen, der es geschrieben, er sei von geringer oder großer Gelehrsamkeit, soll dich stören, sondern die Liebe zur lauteren Wahrheit ziehe dich zum Lesen hin. Frage nicht, wer dies gesagt hat, sondern was gesagt wird, darauf merke."

C.

Digitized by Google

Naturwissenschaftliche Atlanten.

Unter dem Titel Prof. Dr. Schmeils Naturwissenschaftliche Atlanten erschien bei Quelle & Meyer in Leipzig ein Unternehmen, das wir nachdrücklich empfehlen. Bisher kamen heraus: Pflanzen der Heimat (80 Tafeln); Pilze der Heimat (I. Blätterpilze, II. Löcherpilze, zusammen 130 Tafeln); Reptilien und Amphibien Mitteleuropas (30 Tafeln); Unsere Süßwasserfische (50 Tafeln); Die Singvögel der Heimat (86 farbige und 14 schwarze Tafeln). Die Tafeln sind schön, treu und deutlich in der Farbe. Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet, in bestem Leinenband, M 5.40. Diese Billigkeit ist außerordentlich, wenn man bedenkt, daß früher oft ein einziges Wandblatt, das weder an Schönheit noch an Richtigkeit diesen Blättern gleichkam, das Doppelte kostete und darüber. Der Verlag sagt eher zu wenig, wenn er die Naturwissenschaftlichen Atlanten ein Ereignis auf dem deutschen Büchermarkte nennt; in solcher Ausstattung zu so billigem Preis wird man sie weder in England noch in Amerika kaufen, ganz zu schweigen von den romanischen Ländern. Man holt sie immer wieder mit Freuden hervor, und entdeckt neue Dinge darin. Auch die Texte sind anregend und gemeinverständlich.

Krankheiten und Ehe.

Unter diesem Titel geben in zweiter neu bearbeiteter und vermehrter Auflage von Noorden und Kaminer mit einem Stab von hervorragenden Mitarbeitern, unter denen nur Fürbringer, M. von Gruber, His, Heller, Hoche, F. Kraus, F. Martius, A. Neißer, Orth, Posner u. a. genannt sein mögen, eine auf breiter Basis fundierte Darstellung der Beziehungen zwischen Gesundheitsstörungen und Ehegemeinschaft. Man sagt nicht zu viel mit der Behauptung, daß die vor zwölf Jahren erschienene erste Auflage die Forschung auf diesem Gebiet nicht nur angeregt, sondern auch bedeutend gefördert hat. So konnte kein Abschnitt unverändert stehen bleiben; sehr viele sind völlig neu bearbeitet worden[1]). Ein Abschnitt über die inneren Stoffwechseldrüsen, die in den letzten Jahren nicht nur das Interesse der Pathologen, sondern auch der Kliniker erweckt haben, ist neu hinzugetreten, sowie ein solcher über die Vererbung von Sprachstörungen aus der Feder Gutzmanns. Auch wertvolle Studien über den Familienbegriff und die genealogische Vererbungslehre, sowie eine Statistik über den Geburtenrückgang in den Kulturstaaten sind u. a. dem Werke neu zugefügt worden und gereichen ihm zur Zierde. Man mag ein Kapitel aus dem allgemeinen oder dem besonderen Teil aufschlagen, überall findet man ausführliche und beste Belehrung über jeden einzelnen Punkt. Selbst die heikelsten und schwierigsten Fragen sind in kritischer und durchaus bündiger Weise besprochen und ihrer Lösung entgegengebracht. Bei dem Umfang des über 1000 Seiten umfassenden Werkes kann natürlich auf den Inhalt im einzelnen nur hingewiesen werden. Jeder, auch der Nicht-Mediziner wird in diesem Werke den zuverlässigsten Freund finden, den man überhaupt empfehlen kann. Da wir an derartigen Werken nicht reich sind, ist es immer ein wohltuendes Gefühl für den Arzt, wenn man auf ein derartiges Werk hinweisen kann. Es steht zu hoffen, daß es in dem großen Leserkreis sich recht viele Freunde erwirbt und großen Nutzen stiftet.

Dr. Erich Ebstein (Leipzig).

[1]) Leipzig 1916. Verlag von Georg Thieme. Brosch. M. 27.—; geb. M. 28.40.

Digitized by Google

Wie im mittelalterlichen Florenz die Hungersnot bekämpft wurde.

Wir entnehmen diese Darstellung der berühmten Geschichte von Florenz von Robert Davidsohn und zwar dem dritten Band (Berlin, Mittler und Sohn, 1912), Seite 866–869.

Der Teil der Bevölkerung, der von der Hand in den Mund lebte, litt schon seit der Fehlernte des Sommers 1328 sehr stark, aber im Verlaufe des Jahres 1329 nahmen Teuerung und Mangel an Nahrungsmitteln furchtbare Dimensionen an. Während des folgenden Jahres 1330 waren die Preise etwas mäßiger, doch überstiegen sie immer noch die von 1328; erst 1331 kehrten sie nach ausreichender Ernte wieder auf einen erträglichen, wenn auch nicht niedrigen Stand zurück. Als sich zeigte, daß die Ernte des Sommers 1329 ebenso traurig ausfallen werde wie die vorige, stieg das Brotkorn auf mehr als das Vierfache dessen, was es in dem guten Jahre 1321 gegolten hatte, und vom 5. April bis zum 6. Juni verdoppelte sich der Preis von neuem; der Scheffel gewöhnlichen Getreides, der 1321 mit sieben Solidi bezahlt worden war, kostete an letzterem Tage sechzig Solidi. Zwar waren dies nicht offizielle Marktpreise, die einigermaßen unter Kontrolle gehalten wurden, sondern die exorbitanten Forderungen wurden von den Reicheren bewilligt, die sich für alle Fälle unter der Hand versorgen wollten, da auf dem Markt überhaupt kein Korn vorhanden war, aber in der Getreidehalle von Or San Michele wurden am folgenden Morgen, als der Verkauf wieder in Gang kam, fünfzig Solidi bezahlt, fast das Doppelte dessen, was in der Gegenwart als etwa normal gilt, und in Anbetracht des veränderten Geldwertes drücken solche Preise in der Sprache der Ziffern die Verzweiflung einer ganzen Bevölkerung aus. Gleicher oder ähnlicher Mangel herrschte 1329 im größten Teile Italiens. Während des Jahres 1328 konnte noch der Süden der Halbinsel als Bezugsquelle dienen, und Karl von Kalabrien hatte von seinen apulischen Besitzungen der Kommune zur Versorgung der Armen zweitausend Maultierlasten Korn geschenkt, die seewärts an den Strand bei Ravenna und dann übers Gebirge nach Florenz geführt wurden, jetzt aber war man auf die Einfuhr aus dem aragonesischen Sardinien über den Hafen Talamone, auf Getreide aus dem ebenfalls aragonesischen Sizilien, trotz des feindlichen Verhältnisses zum König der Insel, angewiesen, sowie auf das, was die Romagna und das Gebiet des gegnerischen Arezzo an knappen Überschüssen über den eigenen Bedarf herzugeben vermochten. Man hoffte durch Seeraub, der als Kaperei beschönigt werden sollte, die Not einigermaßen zu lindern und bat König Robert, den Kapitänen seiner Galeeren die Weisung zu erteilen, sie hätten, was sie an Getreideschiffen aufzubringen vermöchten, nach Talamone zu schleppen, um die guten Prisen an die Kommune Florenz zu verkaufen, da sonst Unruhen zu befürchten seien. Das Ersuchen wird unerfüllt geblieben sein, denn in Neapel selbst war zeitweise kein Brot mehr zu haben, und in Barletta, sonst einem wichtigen Mittelpunkt der Zerealienausfuhr, stürmte der hungernde Pöbel die für Staatsrechnung betriebene Bäckerei. Hilfsgesuche der Kommune ergingen an die Markgrafen Este von Ferrara, wie an die Kommune Siena, doch die Hoffnung betreffs dieser Stadt war gewiß eine trügerische, denn kurz zuvor war es dort zu einer schweren Hungerrevolte und zur Ausraubung des Getreidemarktes auf

Digitized by Google

der Piazza del Campo gekommen. Die ganze Stadt war darüber in Bewegung geraten, eine wütende Menschenmenge hatte den Kommunalpalast zu erstürmen versucht, und Guido Riccio von Fogliano, der tapfere Kriegskapitan, wurde gleich vielen andern im Straßenkampf verwundet. Es gelang den Aufruhr niederzuschlagen, viele wurden eingekerkert und gefoltert, zehn der hungernden Tumultuanten ließ die Behörde hängen, hundert schickte sie in Verbannung. Alle nicht in Siena zuständigen Armen, auch Greise und Kinder wurden mitleidslos ausgetrieben, und viele von ihnen suchten in Florenz eine Zuflucht, wo sie die Zahl der Notleidenden vermehrten, die ohnehin übergroß war, denn neben den einheimischen Bedürftigen beherbergte die Stadt fünfzehntausend Bauern, die aus der verwüsteten, durch die Kämpfe auf weite Strecken zur Einöde gewordenen Landschaft in die Stadt geströmt waren. Wie aus Siena mochten sich auch aus andern Kommunen verjagte Unbemittelte am Arno einfinden, denn Perugia, Lucca und Pistoia verfuhren gegen die nicht eingebürgerten Besitzlosen mit der gleichen Härte wie die Sienesen. Florenz selbst aber hatte damals in normalen Zeiten die erschreckende Zahl von siebzehntausend Almosenempfängern, von etwa einem Fünftel der gesamten Bevölkerung, die verschämten Armen, die Insassen der Hospitäler und Gefängnisse, die Mönche und Nonnen der Bettelorden nicht mit eingerechnet. Daß es trotzdem glückte, die Volksmasse in Ruhe zu erhalten, die Hungernden notdürftig zu sättigen, die Preise einigermaßen zu regulieren, spekulativer Ausbeutung des Mangels einen Riegel vorzuschieben, dies war ein Triumph bürgerlicher Verwaltungskunst, eine Leistung, deren man sich mit Stolz bewußt war. Freilich gelang es inmitten der kriegerischen Verhältnisse, bei finanzieller Erschöpfung und infolge der Transportschwierigkeiten nur unter äußerster Anspannung aller Kräfte, und die Kommune mußte sich so weit demütigen, die befreundeten Kommunen und Herren wie sonst um ritterlichen Beistand, so jetzt um bare Darlehen anzugehen, während Florenz und die Florentiner seit zwei Menschenaltern die Zuflucht aller Geldbedürftigen gewesen waren. An zwölf Munizipien, von dem mächtigen Genua und von Bologna bis zu dem kleinen Montepulciano und San Gimignano, selbst an die stets verschuldeten Conti Guidi erging am 1. Juni 1329 die Bitte der Stadt, sie in solcher Art zu unterstützen, doch scheint es, daß nur wenige, unter ihnen die Este, dem Ersuchen entsprachen. Für die Versorgung der Mittellosen und als Zuschuß für Getreidebezüge, die billiger verkauft als eingekauft wurden, gab die Bürgerschaft 70000 Goldfloren, etwa 850000 Lire heutigen Geldes aus, wozu denn noch die Gewinne kamen, die in vielen andern Fällen bei städtischen Kornbezügen gemacht sein müssen. Auch die Kaufleute erlitten starke Verluste, denn die sechs Getreide-Offizialen, denen die Leitung des Marktes von Or San Michele oblag, zwangen sie an Tagen exzessiv hoher Preise unter dem eigenen Kostensatz zu verkaufen.

Wie zwei Jahrzehnte später die Florentiner Pest in Giovanni Boccaccio ihren genialen Schilderer, so hat die Hungersnot dieser Zeit in dem Getreidehändler Domenico Lenzi ihren getreuen Chronisten und Statistiker gefunden. Tag für Tag zeichnete er neben den Getreidepreisen, die er zu geschäftlichen Zwecken notierte, die erschütternden Vorgänge auf, deren Zeuge er war, und er versäumte nicht, in dem Pergamentbande, dessen er sich zu diesem Zweck bediente, den Kornmarkt in der Halle von Or S. Michele, die Verjagung der Armen aus dem bösen Siena, und im Gegensatz dazu ihre Speisung in Flo-

Digitized by Google

renz, in lebensvollen Bildern darstellen zu lassen, sofern er nicht etwa selbst als ein künstlerischer Dilettant die Blätter seines Buches mit diesen wertvollen Illustrationen geschmückt hat. Meist stand nur ein Drittel der erforderlichen Getreidemenge bei den Händlern zur Verfügung, während Tausende die schnell geleerten Säcke umdrängten; viele weinten herzzerreißend, andere fluchten, verwünschten ihr Leben, klagten die Stadtverwaltung an und stießen Todesdrohungen gegen die Händler aus; häufig wurden aufrührerische Rufe laut: man solle Feuer an deren Häuser legen, ihnen die Vorräte rauben, die sie künstlich zurückhielten. An jedem Markttage erfolgten im Gedränge zahlreiche Verletzungen, vielen Männern und Frauen wurden die Kleider vom Leibe gerissen. Um von Tumulten abzuschrecken ließ der Ritter des Podestà in der Halle zwei Henkersknechte mit Block und Beil aufstellen, die ihrer Opfer harrten; ein Bann des Podestà wurde verkündet: wer aufrührerische Rufe ausstoße, dem würde an Ort und Stelle Hand oder Fuß abgeschlagen werden. Zeitweilig wurde des ungeheuren Gedränges wegen der Zugang zum Markt gesperrt; man ließ den Kaufpreis an der Bank der Offizialen erlegen, händigte als Quittung einen Zettel, später, damit diejenigen, die gezahlt hatten, sich besser bemerkbar machen könnten, einen mit der Lilie und dem roten Kreuz der Kommune verzierten Stab aus, gegen dessen Übergabe das Getreidequantum verabfolgt wurde. Im April 1329 erging das Gebot, wer in Stadt oder Grafschaft Vorräte über das für die eigene Familie bis zum 1. Juli Notwendige hinaus besitze, müsse sie der Kommune abliefern, und sofort wurden von den Sbirren des Podestà, des Kapitans und des Esecutore die gewaltsamsten Haussuchungen vorgenommen; einzelne, die Brotkorn verborgen hielten, wurden sogar zum Feuertode verurteilt. Im September ließen die Marktoffizialen neununddreißig Händler unter dem Verdacht des spekulativen Aufkaufes verhaften, und ein Teil von ihnen wurde der Folter unterworfen.

Die Sechs ließen dem Weizen ein Viertel Gerste zusetzen; jeder Absatz an anderer Stelle, als in Or San Michele, wurde streng untersagt. Endlich entschlossen sich die Offizialen, zu denen damals der Chronist Giovanni Villani gehörte, statt des Korns Brot verkaufen zu lassen, das für Rechnung der Kommune gebacken und in allen Pfarrkirchen feilgehalten wurde; die bessere Organisation und die verständigere Ausnützung des Rohmaterials durch den Betrieb im Großen trugen nicht wenig zur Linderung der Not bei, ebenso der Umstand, daß die Armen eher die Pfennige für das Brot eines Tages, als das Geld für den Getreideeinkauf einer Woche aufzubringen vermochten. Die andern Nahrungsmittel, zumal Fleisch und Eier waren entsprechend im Preise gestiegen, und die Sterblichkeit vermehrte sich infolge der Unterernährung in außerordentlichem Maße.

Die Serben in Genf.

Wir lesen im „Journal de Genève“ vom 28. Dezember 1916 unter Lokalem folgendes: „Schließung einer Spielhölle. Herr Audoly, Eigentümer des Hotel Terminus, in dem neulich eine polizeiliche Haussuchung stattgefunden hat, bittet uns zu erklären, daß sein Haus seit dem 21. Januar 1915 einer Gesellschaft von Serben vermietet ist und von Herrn Djordjevitch geführt wird. Seit diesem Tage, fügt unser Korrespondent hinzu, wurde in einem der Räume des Hotels gespielt.“ Es scheint ja unter den armen verbannten Serben, die in Genf ihre Zuflucht gefunden haben, recht hoch zugegangen zu sein, und sie haben offenbar bei Becher und Würfelspiel sich den Schmerz um ihr zertretenes Vaterland verbissen. Fr. W. von Bissing.

Digitized by Google

Deutschland und Amerika.[1])

Wir haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß uns vom Sympathiestandpunkt aus die englische Sprache lieber ist als die amerikanische und der Engländer lieber als der Amerikaner; wir halten ihn für einen höheren Typ der menschlichen Spezies — mit den Vorbehalten, die man immer machen muß, wenn man ganze Völker vergleicht, die man aber ganz besonders bei modernen Völkern machen muß, bei deren Beurteilung stets die Gefahr besteht, die lauten Hauptstädte für Repräsentanten des ganzen Landes zu halten. Jedenfalls erscheint uns das meiste, was aus den Vereinigten Staaten zu uns dringt, als gefährlich gerade für Deutschland, und wir wünschen, daß die zahlreichen Berliner, die man sich gut in Amerika denken kann (Strauß, Reinhardt, Ullstein) auch wirklich dort wären. Der Engländer ist ein im Auftreten feineres, in der politischen Gesinnung höherstehendes Wesen; so weit man verallgemeinern darf, sagt der Engländer „Right or wrong my country", der Amerikaner „Right or wrong my bussiness". Man hat uns all die Jahre her immer die Amerikaner zum Muster hingestellt (der Deutsche Kaiser, der Staatssekretär Dernburg und Professor Münsterberg haben sie uns näher zu bringen gesucht) und es scheint, daß in privatwirtschaftlicher Hinsicht, in der praktischen Gestaltung des geschäftlichen Lebens (vgl. den Aufsatz von Vogelstein im Juliheft 1906) für uns außerordentlich viel von ihnen zu lernen wäre; man ist zwar rücksichtsloser im großen, aber weniger kleinlich, weniger konkurrenzängstlich als in Deutschland; Rechtlichkeit, Zuverlässigkeit in Geldsachen sind bei den Amerikanern größer als bei den meisten übrigen Bewohnern der Union. Um so bezeichnender ist es, daß nach Bericht der besten Kenner die staatlichen und städtischen Einrichtungen in Amerika — weit entfernt, ein Bild von der Rechtlichkeit und Humanität des einzelnen Bürgers zu geben — durchaus nicht mustergültig sind, daß also auf dem Gebiet, auf dem wir am meisten zu lernen haben (wir halten die Unübertrefflichkeit der deutschen nichtmilitärischen Organisation für ein, durch die Tüchtigkeit und Anständigkeit des einzelnen Deutschen entstandenes Vorurteil) von Amerika wenig zu lernen ist; der tüchtige Amerikaner verwendet seine Tüchtigkeit zunächst für sein eigenes Geschäft und befriedigt seine religiösen, ethischen oder ehrgeizigen Bedürfnisse, wenn er genug Geld hat. Dabei zeigt sich dann auch die ganze privatwirtschaftliche Tüchtigkeit, die in Wohltätigkeits- und wissenschaftlichen Einrichtungen (bezüglich der Ewigkeit ist das Endergebnis schwer zu beurteilen) so große Erfolge erzielt. Auch die Zeitungen können nicht als Spiegel des Volkes betrachtet werden; die Blätter des Großkapitals wie New York Herald erinnern an die Neue Freie Presse, die Sensationsblätter an das Neue Wiener Journal, manche sogar an das Illustrierte Wiener Extrablatt.

Wir haben, da unsere seit Bismarcks Abgang eingeschlagene Kulturpolitik vor allem bestrebt war, ein gutes Verhältnis mit allen Ländern herzustellen, alles getan, uns Amerika freundlich zu erweisen. Insbesondere entsprach es der ritterlichen und impulsiven Art unseres Kaisers, bei jeder sich bietenden Gelegenheit seine Freundschaft zu bekunden, so daß der Vorwurf, ein monarchisches und aristokratisches Staatswesen wie das unserige sei durch Hochmut und Zurückhaltung seiner Vertreter nicht geeignet, mit einem republikanischen und demokratischen Staatswesen wie den Vereinigten Staaten in Fühlung zu

[1]) Dieser im Frühjahr 1916 für unser Amerika-Heft geschriebene Aufsatz, der damals nicht erscheinen konnte, wird auch jetzt noch einiges Interesse finden; wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß die ironische Ausdrucksweise, die im genannten Heft angewandt werden mußte, vielfach mißverstanden wurde trotz des beigegebenen Bildes des Kulturpolitikers Wilson und seiner Lebensgefährtin.

Digitized by Google

kommen, gewiß nicht berechtigt wäre. Wir erinnern nur an den Besuch des Prinzen Heinrich im Frühjahr 1902, als die Tochter von Roosevelt ein deutsches Schiff taufte. Schon vom Schiff aus telegraphierte Prinz Heinrich an den Präsidenten: „Ich hoffe, daß der Gesundheitszustand des jungen Herrn Roosevelt günstig fortschreitet, und wünsche ihm baldige Genesung. Gestatten Sie mir, Sie und das amerikanische Volk zu dem heutigen Gedächtnistage von Washingtons Geburt zu beglückwünschen. Ich bedaure sehr, Sie durch eine verspätete Ankunft zu enttäuschen, die durch schwere anhaltende Weststürme veranlaßt wurde, und sehe mit Freude der Zusammenkunft mit Ihnen entgegen", während dem Präsidenten eher die Kargheit des Ausdrucks anhaftete, die man oft den hohen preußischen Stellen vorwirft, indem er antwortete: „Ich nehme Ihren herzlichen Gruß bei Ihrer glücklichen Ankunft an und danke im Namen des amerikanischen Volkes für die Mitteilung. Ich freue mich darauf, Sie morgen persönlich kennen zu lernen", und seine Tochter faßte sich in ihrer Mitteilung an den Kaiser noch kürzer: „Meteor ist glücklich vom Stapel gelaufen. Ich gratuliere Ihnen, danke für die mir erwiesene Liebenswürdigkeit und sende Ihnen meine besten Wünsche." Über allzu schroffe Zurückhaltung der leitenden preußischen Stellen hatte Amerika wie überhaupt das jetzt feindlich gesinnte Ausland durchaus kein Recht zu klagen.

Fürst Bülow sagte schon als Staatssekretär im Reichstag am 11. Februar 1899, daß zwischen zwei starken und männlichen Völkern (gerade diese Eigenschaften werden übrigens unter den vielen hervorragenden Eigenschaften der Amerikaner von manchen Kennern nicht aufgezählt) Offenheit und Gradheit die beste Politik sei und er sehe auch in der Zukunft keinen Punkt, in welchem sich die Interessen kreuzten. Am 10. Dezember 1903 warf Bebel dem Reichskanzler vor, daß wir Amerika gegenüber zu nachgiebig seien, daß wir ihm nachliefen, daß General von Mackensen in Danzig Herrn Vanderbilt zu große Ehren erwiesen habe. In beredter Weise wies Bülow demgegenüber darauf hin, wie nützlich es für das bessere Verständnis des Auslandes ist, wenn hervorragende Ausländer freundlich bei uns aufgenommen werden.

Der Kaiser selbst, der wie in Italien und Norwegen durch Geschenk einer Statue zur Verschönerung des Landes beitrug, hat bekanntlich die Austauschprofessuren ins Leben gerufen zur Pflege des Verständnisses und Einvernehmens zwischen den beiden Ländern und hat am 27. Oktober 1906 bei der ersten Vorlesung, die Professor Burgeß (wie wir von drüben hören, während des Kriegs ebenso wie Roosevelt nicht ganz auf unserer Seite) als erster Roosevelt-Professor an der Berliner Universität hielt, seine freundliche Gesinnung mit folgenden Worten bekundet: „Kommilitonen! Wir wollen dem Dank, der soeben in beredten Worten ausgesprochen ist, Ausdruck geben, indem wir die dargebotene Rechte, die uns von Amerika herübergereicht wird, ergreifen, indem wir auf den Mann, der die Inkarnation aller guten Eigenschaften seines Volkes ist, ein Hurra ausbringen, indem wir rufen Präsident Roosevelt Hurra! — Hurra! — Hurra!" Schon in seiner ersten Regierungszeit hatte der Kaiser bei der Einführung des amerikanischen Botschafters Phelps (der sich auch nicht ganz bewährt hat) am 26. September 1889 in prägnanter Weise seine Gesinnung mit den Worten ausgesprochen (die wir in der deutschen Übersetzung der Reclam-Ausgabe wiedergeben): „Die Deutschen fühlen sich zu dem Volk der Vereinigten Staaten um so mehr hingezogen, als sie mit den Nordameri-

Digitized by Google

kanern eng verknüpft sind durch die vielen Verbindungen, welche die Stammverwandtschaft mit sich bringt. Die vorherrschende Empfindung der beiden Völker ist diejenige der Verwandtschaft und der bewährten Freundschaft, und die Zukunft wird die Herzlichkeit unserer Beziehungen nur verstärken können." Und noch im Krieg hat der Kaiser den Präsidenten Wilson, als einen der edelsten Vertreter der Menschlichkeit, in der Frage der Dum-Dum-Geschosse zum Schiedsrichter angerufen.

Nicht in gleichem Maße wurde die Sympathie der leitenden Kreise erwidert. Das haben besonders Leute aus dem Volk, wie die Böhmin, deren Briefe wir im Amerika-Hefte veröffentlichten, schon stets empfunden. Im Krieg wurde sofort die Äußerung des Reichskanzlers, der Einmarsch in Belgien sei ein Unrecht, das wir wieder gut zu machen suchen würden, dahin mißverstanden, daß wir uns im Unrecht fühlten; sein Anerbieten an England, falls es neutral bleibe, die Nordküste Frankreichs nicht anzugreifen, die territoriale Integrität und Unabhängigkeit Belgiens nicht anzutasten und im Falle der Gegenseitigkeit keine feindlichen Operationen gegen die französische Handelsschiffahrt vorzunehmen wurde als Zeichen der Schwäche betrachtet. Auch die fast durchgängig freundliche Haltung der deutschen Presse im Gegensatz zu der gehässigen Haltung der amerikanischen wurde als Feigheit aufgefaßt. Und hier möchten wir, wenn auch an nicht ganz passender Stelle, auf einen Unterschied zwischen den beiden Ländern hinweisen: bei uns ist in der Beurteilung die Gesinnung maßgebend, in Amerika der Erfolg. Die Gleichsetzung von Wert und Erfolg halten wir nicht für ein, sondern für das Merkmal des Pöbels. Nun gibt es in Amerika gewiß Leute, die nach der Gesinnung urteilen, und bei uns Leute, die nach dem Erfolg urteilen, aber im Durchschnitt dürfte unsere Unterscheidung zutreffen. So hat sich wohl die deutsche Regierung die Wirkung ihrer Vornahmen auf den größten neutralen Staat anders vorgestellt als sie ausgefallen ist; sie dachte vielleicht, die Bezeichnung des Durchmarsches durch Belgien als eines Unrechts, das Anerbieten an England, wenn es neutral bleibe, den Krieg gegen Frankreich unter gewissen Einschränkungen zu führen, wie auch das spätere Anerbieten an Italien ihm Land abzutreten, werde in Amerika richtig als Kulturpolitik aufgefaßt werden, während es aber fälschlich als Schwäche aufgefaßt wurde. Ja Handlungen höchsten Edelmuts, z. B. das unvergeßlichste Wahrzeichen der kaiserlichen Kulturpolitik, daß die unsern Chemikern schon länger als den Feinden bekannten tödlichen Gase, die immer wieder von den Feinden auf der Westfront verwendet werden und die durch einen von Amerika kommenden (zum erstenmal wohl auf der untergegangenen Lusitania gelieferten) Zusatzstoff verflüssigt und dadurch artilleristisch verwendet werden können, auf dem gleichen Kriegsschauplatz von uns nicht angewandt werden, haben auf Amerika keinen Eindruck gemacht. Bei der dargelegten großen Schätzung unserer leitenden Kreise für Amerika mußte diesen die günstigere Auffassung näher liegen. Die Gutmütigkeit der weitesten Volkskreise bei uns zeigt sich am deutlichsten darin, daß auch diejenigen, deren Angehörige durch amerikanische Munition getötet oder verwundet wurden, nicht durchweg erbittert gegen Amerika sind. Diese Munitionslieferung etwa aus den Betrieben Carnegies, der uns auch während des Krieges viele schön ausgestattete Bücher über Friedensbestrebungen hat zugehen lassen, geht nach amerikanischen Begriffen mit humanitären Bestrebungen besonders gut zu-

Digitized by Google

sammen; auch bei uns gibt es gewiß Leute, die durch ihre Zugehörigkeit zu humanitären und sozialen Vereinen ihr nichthumanitäres und unsoziales Privatverhalten auszugleichen suchen; in Amerika scheint diese Trennung von Geschäft und Idealen zur Theorie erhoben zu sein. Wir erinnern an ein Buch Carnegies, das vor Jahren auch in Deutschland viel besprochen wurde. Die separate Behandlung der Ansprüche Gottes, in ihren Anfängen von England übernommen, ist erst in Amerika durchgeführt und auch auf die religionslose Ethik ausgedehnt worden. Das Völkerrecht scheint Munitionslieferungen durch Neutrale nicht zu verbieten, wie es auch nicht vorzuschreiben scheint, daß ein Neutraler einen Kriegführenden hindern muß, zu versuchen, einen andern Kriegführenden auszuhungern. Unneutral hat sich aber die amerikanische Regierung in zahlreichen Fällen gezeigt, von denen wir viele wohl erst im Falle eines Bruches erfahren würden. Spätestens nach der Kriegsgebietserklärung vom Februar 1915 würde eine neutrale Regierung ihre Bürger gewarnt haben, die Kriegszone zu bereisen. Wir erinnern daran, daß im Russisch-Japanischen Krieg der englische Konsul von Shanghai die englischen Bürger warnte, Schiffe der Kriegführenden zu benützen, da die englische Regierung sonst keine Haftung für sie übernehmen könne. Eine solche Warnung würde eine neutrale amerikanische Regierung spätestens nach der Kriegsgebietserklärung vom Februar 1915 erlassen haben; die deutsche Regierung bat ausdrücklich darum (bei der Lusitania wurden mit Rücksicht auf die uns bekannte, eben erwähnte chemische Ladung die Passagiere durch die deutsche Botschaft noch besonders gewarnt), und der Hinweis unserer Kriegsgebietserklärung, daß auch im Landkrieg jede Zivilperson gefährdet ist, die sich zwischen Kämpfende begibt, genügt, um die amerikanische Behauptung, Nichtkämpfende dürften bei einem Krieg keinesfalls in Mitleidenschaft gezogen werden, als heuchlerisch erkennen zu lassen, und jedenfalls würde die amerikanische Regierung die Bitte der deutschen um Warnung der amerikanischen Bürger erfüllt haben, wenn sie nicht einen Konflikt gesucht hätte. Tirpitz würde vielleicht die Unterlassung jener Warnung als unfreundlichen Akt betrachtet und der amerikanischen Regierung die Verantwortung für die Folgen zugeschrieben haben, während eine konsequente Durchführung der seit Bismarcks Abgang eingeschlagenen Kulturpolitik gebot, im Interesse des Friedens auf der Kriegsgebietserklärung nicht allzu schroff zu bestehen; diese Nachgiebigkeit scheint ähnlich wie bei Italien den falschen Anschein der Schwäche veranlaßt zu haben, da sittlich weniger hochstehende Regierungen, wir dürfen das ohne Unbescheidenheit sagen, noch nicht reif für die Auffassung sind, daß eine auf das Sittliche gerichtete Staatsweisheit eher schroff, oder wenigstens streng, nach innen, im eigenen Haus, aber nach Möglichkeit entgegenkommend und altruistisch nach außen sein und sogar im Krieg den im besten Sinne erziehlichen Eindruck auf Neutrale und Feinde, mit denen man doch wieder einmal auf einen Grüßfuß kommen muß, nicht vernachlässigen wird. In Amerika bildet man sich ein, Deutschland gebe sich trügerischen Hoffnungen auf Sonderfrieden hin und wahre das Wohl der Gefangenen in Feindeshand nicht durch Repressalien, weil es abwechselnd mit dem einen oder andern Gegner in Unterhandlungen treten möchte und lasse aus demselben Grund seine Presse gegen das eine oder andere Land die deutschen Belange nicht vertreten. Andererseits erscheint dem Amerikaner die Freiheit der Presse in allen andern Ländern, insbesondere seinem eigenen, zur ungehinderten Beschimpfung der

Digitized by Google

Deutschen als Zeichen der Überlegenheit. Auch auf diesem Gebiet werden also die Grundsätze der Kulturpolitik von ihm mißverstanden.

Soweit man sich in die Seele eines fremden Volkes hineinzuversetzen vermag, würden wir annehmen, daß die Amerikaner bei dem letzten Konflikt etwa so kalkuliert haben: der deutsche Admiralstab rechnet mit der Verringerung des England zur Verfügung stehenden Schiffsraums, die im Februar 1916 zwei Millionen Tonnen betrug (gegen neunzehn Millionen besaß England bei Kriegsausbruch), weiß, daß der Fischfang durch den U-Bootskrieg ständig zurückgeht (schon am 30. Juli 1915 schrieb Fairplay, der Fischhandel an der Ostküste von Schottland habe praktisch aufgehört), daß durch die Versicherungen gegen U-Bootsgefahren z. B. die Goldverschiffung nach den Vereinigten Staaten sich um das neunfache verteuert hat, ferner durch Bewaffnung der Handelsschiffe, erschwerte Gewinnung von Mannschaft, Umwege, raschere Fahrt zur Vermeidung der U-Boote nicht nur die Frachten ständig verteuert (im Dezember 1915 und Januar 1916 hatten sich die Frachten gegenüber dem September 1914 zum Teil auf das Zehnfache verteuert), sondern auch der gesamte überseeische Verkehr gelähmt wird, während die Einfuhr von Lebensmitteln nach Deutschland sich in der Zeit des verstärkten U-Bootskriegs naturgemäß verstärkte infolge der Erschwerung des englischen Markts. Nach der Versenkung der Lusitania erreichte die Londoner Frachtbörse ihren tiefsten, der Preis der Lebensmittel seinen höchsten Stand. Daß unsere Marinesachverständigen wie alle Welt die Mitte Dezember 1915 ihren Höhepunkt erreichende Verwirrung und Notlage in England kennen, auf die spöttischen Bemerkungen von Asquith nicht hereinfallen würden, war den Amerikanern natürlich klar; um so klarer, als sie ja am besten die ständigen Bemühungen kannten, die Vereinigten Staaten gegen den U-Bootskrieg erfolgreich in Bewegung zu setzen, und die Siegesgewißheit, die die Engländer (mit Ausnahme einiger hauptsächlich wirtschaftlich gerichteter Kreise) erfaßte, als dies gelungen war. Daß unsere Marinesachverständigen an einem Konflikt nicht die Beschlagnahme der in amerikanischen Häfen liegenden deutschen Schiffe fürchten, war den amerikanischen Diplomaten klar bei der in den atlantischen Häfen Amerikas herrschenden Schiffsraumnot und der Unmöglichkeit, einen irgend ins Gewicht fallenden Teil jener deutschen Schiffe zu bemannen. Kurz, einseitig wie Fachleute sind und sein müssen, so kalkulierten nach allen Berichten die Amerikaner, werden wohl die deutschen Marineleute die Vergrößerung des Defizits der englischen Handelsbilanz gegenüber dem der Friedenszeit (81 Prozent im Oktober 1914, 263 Prozent im Januar 1915, 62 Prozent im Dezember 1915, 93 Prozent im Januar 1916) einfach auf die Schwankungen des U-Bootskrieges zurückführen, einen eingeschränkten U-Bootskrieg, bei dem die englische Schiffahrt unbesorgt wird und auf zahlreiche Mittel verfällt, den Gegner zu täuschen, insbesondere nach dem von England eingeführten Flaggenmißbrauch und der von Amerika geduldeten Bewaffnung der Handelsschiffe vermutlich für nicht den Einsatz lohnend, einen rund um England allen Verkehr vernichtenden aber als längstens in einem halben Jahr England zum Frieden zwingend erachten. Und sie vermuteten, die deutschen Marineleute hielten die Durchführung des U-Bootskriegs im Frühjahr 1916 mit äußerster Beschleunigung für nötig, weil sie wüßten, daß z. B. der Weizenvorrat in England ständig ab-, die Weizeneinfuhr ständig zunimmt. Da Amerika nicht in der Lage ist, England wesentliche Schiffsräume zur Ver-

Digitized by Google

fügung zu stellen, so sagte es sich: stünden alle maßgebenden Stellen in Deutschland auf diesem militärischen Standpunkt, so würde unser Eingreifen nicht viel bedeuten; aber es ist ja klar, daß für Deutschland auch noch andere Gesichtspunkte in Betracht kommen. So wird vermutlich der Reichsschatzsekretär ganz anders denken; er wird annehmen, ein scharfer U-Bootskrieg ziehe Amerika in den Krieg, veranlasse dadurch möglicherweise Dänemark und Holland zur Sperrung ihrer Grenzen, schädige daher im ganzen uns mehr als England und könne also nur gewagt werden, wenn die wirtschaftliche, finanzielle und militärische Lage keine andere Wahl ließe. Vom Kanzler nahmen sie an, daß er sich von den Mitteln der Staatskunst mehr verspreche als den rein militärischen, durch korrektes Verhalten hoffe, im Laufe der Zeit auf das amerikanische Publikum günstig einzuwirken, wisse, daß sich Amerika den Verkehr mit England nicht wie den mit Deutschland verbieten lasse, in allzu schroffer Durchführung des Kriegs gegen England eine Erschwerung des Friedens sehe, vielleicht nicht an den durchschlagenden Erfolg rein maritimer Operationen glaube und eher annehme, daß England nötigenfalls jedes Getreideschiff mit mehreren Kriegsschiffen begleiten werde, letzten Endes also mit den Mitteln des Geistes, durch die Verhandlungen des Deutschen Reichstags, die deutsche Presse und die Belehrung überpatriotischer Kreise in mäßigendem Sinne wirken werde. Es lag für die Amerikaner auf der Hand, daß gegenüber diesen kulturpolitischen Gesichtspunkten eine mehr bismarckisch orientierte Politik sich möglicherweise sagen würde, daß auch gegenüber den Neutralen ein fester, schnell und rückhaltslos durchgeführter Entschluß das beste Mittel zum Erfolg und zur Abwehr wirklicher oder vermeintlicher Gefahren sei und daß sie einen Verzicht auf diese Gewinnchance für Selbstmord aus Furcht vor dem Tode halten, die Wiederherstellung guter Beziehungen zu Amerika im Frieden von nichts anderem als von einem Sieg erwarten würde, der uns gestattet, von unsern Gegnern die wirtschaftliche Gleichberechtigung, d. h. mindestens die Meistbegünstigung mit allen Garantien gegen Umgehungen zu verlangen. Vom deutschen Volk wurde in Amerika angenommen, daß bei seiner überschwenglichen Vaterlandsliebe im Fall eines rücksichtslosen Krieges gegen England die Stimmung von Kriegsausbruch zurückkehren und jedes Opfer, jede Einschränkung freudig getragen werden würde. So sagte sich die amerikanische Regierung vielleicht: Wir hören, daß in Deutschland die Ernährung zurückgehe, verhindern wir, daß der U-Bootskrieg durchgeführt wird, so kann England den Aushungerungskrieg durchführen. Verhindern wir also den U-Bootskrieg, so entscheiden wir den ganzen Krieg. Die Geldinteressen an einem Sieg der Entente sind ungeheuer, schon durch die Kriegslieferungen und die in Amerika untergebrachte englische Anleihe. Auf die Dauer können wir das Kreditbedürfnis Englands nicht befriedigen, eine weitere Emission englischer Anleihen in Amerika ist undurchführbar, den Zeitpunkt, in welchem England aus finanziellen Gründen genötigt ist, dem Krieg ein Ende zu machen, dürfen wir nicht herankommen lassen. Ganz wesentlich mußte der amerikanischen Regierung aber auch die Rücksicht auf die Deutschamerikaner sein. „Wir müssen versuchen", so mochte sie sich sagen, „die deutsche Regierung dahin zu bringen, daß sie uns Konzessionen im Rechtsstandpunkt macht, damit die Deutschamerikaner und andere Englandfeinde, die bei den nächsten Wahlen den Ausschlag geben, nicht wissen, woran sie sich halten sollen." Die Kapitalistengruppe, die

Digitized by Google

bei den Wahlen durch ihr Geld die Regierung geschaffen hat und sie durch ihre Presse hält, sagt sich, „wir müssen wünschen, daß Deutschland in den Zustand eines mit reduzierten Lebensmitteln und reduzierter Begeisterung sich hinschleppenden Kriegs kommt, England ein Jahr gewinnt, um sein militärisches Prestige wiederherzustellen, denn unser Interesse ist ein möglichst lange dauernder Krieg mit Endsieg der Entente". Dies alles dürfte eben dem Geiste des Landes entsprechen.

Daß es dort wie überall einen Geist des Landes gibt, ist das merkwürdigste Problem der Völkerpsychologie. Sogar der Amerikaner ist nicht durch Urzeugung entstanden, sondern aus andern Völkern, durch eine Auslese, die wir zum Teil noch miterlebt haben; in der neueren Zeit hauptsächlich aus Leuten, die in der alten Welt aus irgendeinem Grund ein weniger gutes Fortkommen fanden; der Beweggrund zur Auswanderung war neuerdings also meist sozial, früher war er vielfach Freiheitsdrang, also politisch, noch früher religiös, mit all den Unterschieden, die sich aus der Herkunft ergeben: aus England, Irland, Deutschland und Österreich, Rußland (über die Juden vgl. das Ostjuden-Heft) und den romanischen Ländern; die wenigsten Ansprüche im Verhältnis zu ihrer Zahl machen die Deutschen, die stets nur bedacht waren, gute Amerikaner zu sein, von Präsident Wilson aber als Bindestrichamerikaner bezeichnet wurden. Trotz dieser Mischung hat das Land seinen besonderen Geist und das führt auf das Problem, wie ein solcher Geist entstehen kann, wo außer der Abstammung auch Beschäftigung und Lage so verschieden ist. Wir haben dieses Problem in der Nähe; Berlin ist auch überwiegend Einwanderungsland, hat aber auch seinen besonderen Geist; und noch merkwürdiger wird das Problem, wenn man weiß, daß die nicht zahlreichen, wirklich guten, alten, ganz deutschgesinnten Berliner Familien zum Teil von Franzosen abstammen, wie drei der deutschesten Dichter, die in Berlin gelebt haben, Chamisso, Willibald Alexis und Fontane, ja auch von Franzosen abstammten.

Vielleicht gibt die Stärke großer Ideen und die Schwäche des menschlichen Geistes einigen Aufschluß. Die Gedanken der meisten Menschen sind nicht ihre Gedanken, sondern nachgeredet und wenn sie tief gehen nachempfunden, und das, was der gesunde Menschenverstand sich selber zu sagen glaubt, ist ihm von einem produktiven Geist gesagt worden. So ist ein außerordentlich großer Grad von Patriotismus, beim Soldaten bis zum Opfer des Lebens, bei uns als vernünftig anerkannt, während bezüglich der nationalen Ehre die Begriffe noch fließend sind und etwa von Bismarck, Bülow und Bethmann verschieden beeinflußt wurden. Man glaubt es nicht, wie viel nachgeredet wird, Dummes und Gescheites, was alles im Fluß ist und beeinflußt wird von der Durchschnittsmeinung der Umgebung, und wenn man weiter zurückgeht, von einigen wenigen Leuten, in Deutschland besonders auch von den sozial Höchststehenden. So ist wohl das was der Engländer unter Humor versteht zu beträchtlichem Teil der persönliche Humor von Dickens, und überhaupt nicht der hervorragende Mensch ein Repräsentant der Menge, sondern die Menge ein Repräsentant der hervorragenden Menschen. In einer Zeit aber, in der ein Volk keine Führer hat, wie dies in Amerika so lange der Fall war, wird es mehr und mehr rein praktischen Zielen nachgehen, sich amerikanisieren. Ruedorffer, Wirkl. Legationsrat Riezler, dessen Anschauungen wohl als Ausdruck der von uns eingeschlagenen Kulturpolitik angesprochen werden dürfen, sagt am Schluß seiner

Digitized by Google

„Grundzüge der Weltpolitik" (Deutsche Verlagsanstalt): „In unserer Zeit gehört der dauernde Erfolg nicht mehr der einzelnen kühnen Tat, auch nicht mehr dem Genius des einzelnen Staatsmannes, sondern der stillen, Kleines auf Kleines häufenden Arbeit der Millionen . . . letzten Endes entscheidet der bessere Durchschnitt. Die Tat des Einzelnen verschwindet hinter der großen Zahl." So dürfen wir trotz der gegenwärtigen Spannung annehmen, daß Deutschland und Amerika sich über Berlin, wenn auch nicht näher kommen, doch immer ähnlicher werden. Einen großen Anteil an diesem Vorgang wird die Presse nehmen. Sie ist, sobald sie ein rein wirtschaftliches Unternehmen wird, ihrer Natur nach dazu gedrängt, geistige Werte zu bieten, die nicht erst mit Widerständen eingeführt, sondern der Menge bereits entsprechend sind. Ohne die moralische Minderwertigkeit eines Teiles der amerikanischen Presse sehen wir deren Geist sich in den Scherlschen und Ullsteinschen Unternehmungen wiederholen. Demgegenüber ist da und dort doch noch die Vorstellung vorhanden, große Ideen seien es, die Begeisterung erweckten, und nur Begeisterung, niemals Summierung privatwirtschaftlicher Interessen sei es, die unser Volk zusammenführe. Seinerzeit die Idee von der Einheit eines Deutschen Reiches, jetzt etwa die Idee von der Einheit des Deutschtums, jedenfalls große gemeinsame Ziele, gewiesen durch große Persönlichkeiten. Während das Ruedorffersche Programm mehr für Amerika passe, ein Reich ohne solche Gemeinsamkeiten, dessen erstes Bestreben es sein müsse, dem einzelnen Freiheit zum Erwerb und Sicherheit des Erworbenen zu schaffen. In den Jahrzehnten vor dem Krieg war die amerikanische Auffassung bei uns im Fortschreiten, während im Kriege selbst vom deutschen Volk, mehr noch als von manchen der leitenden Persönlichkeiten, wieder nach Ideen gesucht wurde, für die es sich lohnt zu leben und zu sterben, und in den Jungmannschaften Ehrbegriffe Bismarckscher Zeit, die animalische Existenz verachtende Heldenlust aufgewacht sind; nach dem Krieg wird es vielleicht — wie uns kürzlich ein geistreicher Offizier voraussagte — über alle Parteien und Stände hinweg nur zweierlei geben — Händler und Schaffende oder, wie wir es nennen möchten, Amerikaner und Deutsche.

Das Evangelium des Erfolges.

Unter diesem Titel ist vor dem Krieg ein Buch von Andrew Carnegie in Berlin erschienen. Wir zitieren aus der Vorrede des Herausgebers zur dritten Auflage: „Zu Carnegies Bilde sieht jeder amerikanische Junge wie zu einem Altarbilde auf. . . . . Nachtrag zur Bergpredigt . . . . . Erfolg ist die knappe Formel für das Wollen und Streben unserer Zeit. Unaufhaltsam schreiten die Lebenskräftigen diesem Ziele zu, immer vorwärts. Von niemandem angetrieben, haben sie keinen sehnlicheren Wunsch, als von den äußeren Lebensgütern sich so viel wie möglich zu sichern. Sie lassen sich durch philosophische Fragestellungen, ob der Reichtum ein erstrebenswertes Gut sei, nicht beirren, denn ihr Fragen gilt nur mehr dem Wie der gegebenen Tatsache, durch welche Mittel, auf welchem Wege der Erfolg errungen werden kann. Das Anpreisen der Genügsamkeit und Bedürfnislosigkeit, der angeblich gottähnlichmachenden Armut ist als Spiegelfechterei oder als Verdecken der eigenen Unfähigkeit erkannt und als gewaltsame Anstrengung, die eigene Sehnsucht nach dem Gegenteil zu ersticken."

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Zwei wichtige Schriften zur römischen Frage!

Der Papst und die römische Frage

In religiös-kirchlicher, geschichtlicher und völkerrechtlicher Beziehung.

Von **Dr. Karl Hoeber**

(Zeit- und Streitfragen der Gegenwart. Band 7).

Geheftet M. 1.30, gebunden M. 1.55.

„Die durch den Weltkrieg aktuell gewordene Frage behandelt Hoeber hier zunächst nach ihrer dreifachen Seite. Übergehend zu den „neueren Vorschlägen und Richtlinien der römischen Frage", lehnt er mit durchschlagenden Gründen die Internationalisierung des italienischen Garantievertrages ab und vertritt den Standpunkt, daß nur die Ausstattung des Papstes mit einem Territorium, auf dessen Größe es nicht ankommt, den Papst wirklich zum Souverain und wahrhaft frei macht, wie es zur Erfüllung seiner internationalen religiösen Aufgabe erforderlich ist."

(Soziale Revue.)

Italien und das Garantiegesetz

Von **Professor Dr. G. J. Ebers**

(Zeit- und Streitfragen der Gegenwart. Band 4).

Geheftet M. 1.30, gebunden M. 1.75.

„Der Verfasser behandelt sein Thema mit juristischer Schärfe nnd Klarheit. Interessant sind die Ausführungen über die Entstehung dieses Gesetzes, sowie die rechtliche Beurteilung desselben im Laufe der Zeit. Ursprünglich scheinen die italienischen Staatsmänner tatsächlich die Absicht gehabt zu haben, durch ein nationales Gesetz die internationale Frage zu regeln. Im Weltkrieg zeigte sich die Unzulänglichkeit dieses Gesetzes, und zur Beurteilung der römischen Frage bildet vorliegende Schrift einen wertvollen Behelf."

(Literar. Anzeiger.)

Verlag von J. P. Bachem in Köln.

:: Durch jede Buchhandlung. ::

Digitized by Google

BENZ

AUTOMOBILE u. FLUGMOTOREN

RHEINISCHE AUTOMOBIL- u. MOTORENFABRIK A.-G. MANNHEIM

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Digitized by Google